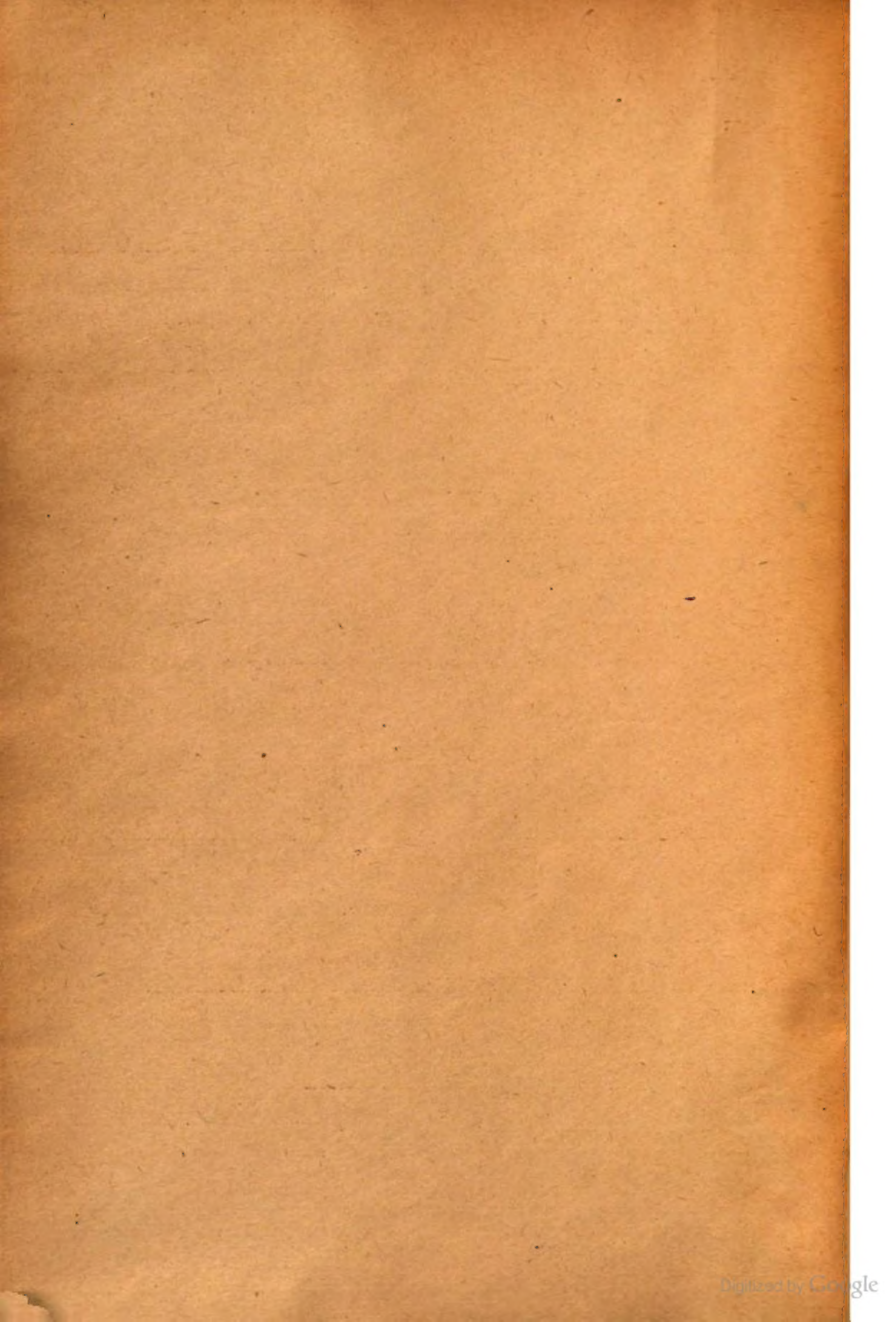
ARENA











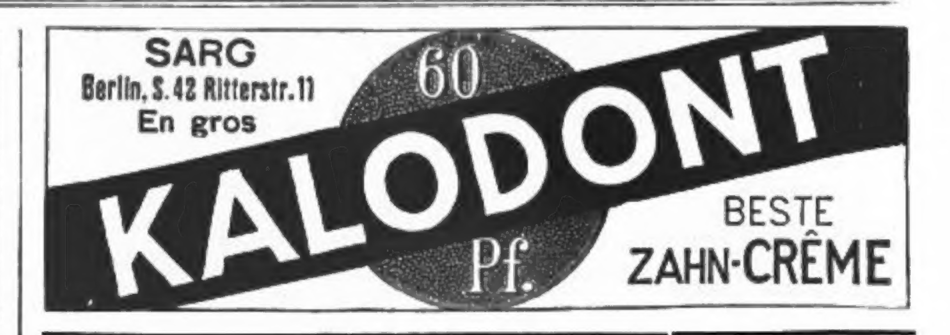

Preis des Jahrgangs M. 15.—
4. Jahrgang. Heft 1
Preis 1 Mark
Über Land und Meer
Oktav-Ausgabe
Deutsche Verlags-Anstalt
Berlin Stuttgart Leipzig

Inhalt des ersten Heftes

Text:

Einschaltbilder:

Selbständige Textbilder:





Über Land und Meer

Oktav-Ausgabe

Jahrgang 1907|08

Erster Band





Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt

Inhalts=Verzeichnis

I. Band. 1907—1908. Heft 1—5

Die mit einem * bezeichneten Artikel sind illustriert

Romane, Novellen und Erzählungen

Kultur und Wissenschaft. Sitten und Gebräuche

Biographien. Porträte

Aus hohen Kreisen

Geschichte und Zeitereignisse. Ausstellungen und Feste

Natur

Länder- und Völkerkunde. Städtebilder

Kunst

Baukunst

Bildnerkunst

Malerei

Gemälde

Zeichnungen

Mehrfarbige Reproduktionen

Naturaufnahmen

Kunstgewerbe

Technik, Industrie, Handel und Verkehr

Heilwissenschaft und Gesundheitspflege

Militär und Marine

Theater

Poesie

Literatur

Humoristische Ecke

Aus aller Welt

Handschriften-Beurteilung

Schach

Für müßige Stunden

Bri[illegible]







Renate

Nach einem Gemälde von Leopold Schmutzler

Die Schweizer Reise

Eine lustige und empfindsame Sommergeschichte

von

Hans von Kahlenberg

Erstes Kapitel,
worin die gelangweilte junge Dame und der korrekte Herr die Bekanntschaft der exzentrischen Dame machen

Die gelangweilte junge Dame und der korrekte Herr saßen auf dem Kiesplatz vor dem Hotel National am Seeufer in Luzern. Das heißt, nur die gelangweilte junge Dame saß oder lag vielmehr in einem der eleganten leichten Korbstühle des vornehmen Hotels, der korrekte Herr stand hinter ihr; er hatte den vorschriftsmäßigen hellen Flanellanzug an, gelbe Lederstiefel und eine Kornblume im Knopfloch. Weil die Kornblume an sich schlicht und ein Wildling war, bevorzugte sie der korrekte Herr aus besonderer Vornehmheit, stärkstem Rassegefühl heraus.

Die gelangweilte junge Dame trug ein weißes Spitzenkleid. Sie hatte ungeduldige, kleine, ewig wippende Füße, die in winzigen, weißen, durchbrochenen Schuhchen steckten, und hielt — es ist traurig zu sagen — die Beine übereinandergeschlagen.

Der korrekte Herr langweilte sie unaussprechlich. Im Augenblick gerade hielt er für angebracht und passend, von den beide umgebenden Naturschönheiten zu sprechen.

„Sehen Sie den See!" bemerkte er. „Diese wunderbare Nachmittagsbeleuchtung, wie er in Sonne ertränkt scheint und Gold widerstrahlt!"

„Hinter uns der Rigi, vor uns Pilatus!" vollendete die junge Dame höhnend.

„Nun ja," sagte der junge Mann etwas gekränkt, „Pilatus und Rigi."

„Pilatus gefällt mir," erklärte seine Partnerin, „er hat prachtvolle Formen, kühn, irregulär, phantastisch! Der Rigi ist ein breiter Lasttierrücken. Ja, er ist ein Eselsrücken!"

„Der Rigi!?" hauchte der Korrekte nun, beinahe sprachlos.

„Der Eselsrücken des Promenadenesels für alle Welt, achtzig Centimes die Stunde," sagte die Dame mit noch größerem Nachdruck. Sie hatte aufgegeben, die Beine übereinanderzuschlagen, trumpfte jetzt beide Füßchen, den rechten neben den linken, trotzig auf den Kies. „Der Rigi ist ein langweiliger, geduldiger, grober und plumper Rücken. Da sehen Sie Pilatus an, schon seine Farbe ist viel vornehmer, violett, braunschwarz, dräuend, geheimnisvoll, immer webt und braut dort irgend etwas — Elementargeister, eine Hexenzunft! Der Rigi ist müllerstaubweiß."

„Er hat doch die Aussicht!"

„Gehen Sie mir mit Ihrer Aussicht! Drei Tage im Sommer sieht man wirklich was, die übrigen hundert werden Ansichtspostkarten mit dem Sonnenaufgang nach Haus geschrieben."

„Sie waren ja noch gar nicht oben," wagte der Korrekte einzuwenden.

„Denken Sie, Sie kriegten mich auf den Rigi, auf den Sonnenberg? oder nach Brunnen?"

„Alle Welt geht doch hin!"

„Gerade deshalb."

„Aber warum sind wir überhaupt hier?" erlaubte sich der Korrekte zu fragen. Sie hatten ihr Luncheon vor etwa anderthalb Stunden beendet. Die andern Hotelgäste pflegten der Nachmittagsruhe in ihren Zimmern oder sie saßen gleichfalls in Korbstühlen vor Korbtischen, tranken Kaffee, rauchten, schrieben, häkelten und langweilten sich. Die Treppe entlang standen in großen Kübeln reihenweis geordnete Hortensien, Fuchsien, Rosen und Geranien.

Ebenso schnurgerade zogen sich die Kastanienbäume über den Kai, man sah von gegenüber das Friedensmuseum, Regierungsgebäude und Post, alle mit dem roten Kreuz, was für Nichtschweizer unweigerlich eine Vorstellung von Tragbahre, Schwestern in weißen Schürzen und karbolduftenden Waschbecken wachruft.

„Warum wir hier sind? Warum sind wir überall? Warum sind **wir**," die junge Dame betonte das „Wir" gehässig, feindselig, „in Paris, in Biarritz, in Monte Carlo, in Rom?"

„Warum **ich** dort bin," sagte der junge Mann, indem er mit dem zierlichen Lackstöckchen ein Stäubchen von dem scheinend gelben Oberleder seines Schuhs wegschnippte, „ist mir ziemlich klar. Weil Sie sich, Tina, zuweilen in

Paris, Biarritz, in Monte Carlo und in Rom aufzuhalten belieben."

„Immer mit Ihnen," seufzte die Baronin Tina. „Wahrscheinlich ist's deswegen so langweilig."

„Sie brauchen nur ein Wort zu sagen —," Prinz Otto Kandersteig sprach mit einer gewissen langsamen Würde, „mein Daimler wartet, wie Sie wissen, im Hotelgarage."

„Jetzt wollen Sie fortgehen!" rief die ungezogene Tina, jeglicher Folgerichtigkeit bar. „Wenn ich Ihnen gestatte, mich zu begleiten, natürlich unter dem Schutz von Madame de Chaluz, Gräfin Vernis und so weiter, haben Sie eben die Verpflichtung, mich zu unterhalten."

„Wir haben doch überall alles gesehen, was zu sehen ist."

„Otto, Sie sind ein — Rigi," milderte die Baronesse. „Haben Sie denn überhaupt eine Ahnung, was es in der Welt zu sehen gibt?"

„Nun," sagte der Korrekte beleidigt, „ich war doch in Ceylon, Japan, Algier und Tunis."

„In Darjeeling, Korfu und auf den Pyramiden," ergänzte Baronin Tina frei aus dem Gedächtnis. „Eben wie Sie reisen!" sagte sie, mit äußerster Mißbilligung ihn von Kopf bis zu Fuß betrachtend. „Haben Sie jemals einen Spaziergang von Leipzig nach Syrakus gemacht?"

„Spaziergang — Leipzig" — der Prinz erbleichte.

„Nun also, ein gewisser Johann Gottfried Seume — Literatur schwach! Durchlauchtchen! und deutsche nun mal erst! bis zu Maupassant und Prévost langt's allenfalls! — unternahm im Jahre 1801 eine Fußtour, er ging zu Fuß auf — nehmen wir an — Doppelsohlen von Leipzig nach Syrakus."

„Wollen wir zu Fuß nach Syrakus gehen?" fragte der Prinz, auf die weißen Durchbrochenen blickend.

„Wir? Wer spricht von Ihnen?"

„Wir gehören zusammen, Tina!" sagte der Korrekte mit einiger ernsthaften Weichheit, die eigentlich nicht ganz korrekt war.

„Weil die Gesellschaft es glaubt und annimmt. Wissen Sie, daß man uns schon mit einem sehr erlauchten, jetzt endlich auch offiziellen Ehepaar verglichen hat?"

„An mir hat's nicht gelegen," murmelte Prinz Otto.

„Die fuhren auch soviel Automobil," vollendete die Baronesse nachdenklich. „Deswegen nennt man uns wohl so."

Sie lachte leise. „Tina, es ist mir ein so peinlicher Gedanke, Sie vielleicht bloßzustellen!" sagte der Korrekte sehr ernsthaft, den Fuß, worauf er lastete, wechselnd.

„Sie kompromittieren niemand, Otto! In unsrer Gesellschaft sieht man mehr auf die Lackstiefel und die Echtheit der Brillanten als auf Ehrenhaftigkeit und Unantastbarkeit der Gefühle. Da Sie, Gott sei Dank, so korrekt sind —"

„Ich bin es für Sie mit."

„Also für mich mit, — wird weder Madame de Chaluz, die mit dem Vicomte Roger reist, noch Gräfin Vernis, eine Tante, die nur Neffen begünstigt, einen Einwand gegen uns erheben." Sie war aufgestanden, eine gewisse Bitterkeit gegen diese Gesellschaft, der sie angehörte, die sie durchschaute und die sich herausnehmen könnte, sie, Tina Ardennes, zu kritisieren, erfüllte sie.

„Tina, Sie könnten diese Sachlage mit einem Schlag ändern."

„Und Fürstin Kandersteig sein — das weiß ich!"

Er dachte, welch entzückend hochmütiges Profil sie hatte und wie jeder diese gertenschlanke Biegsamkeit bewundern müßte.

„Tina, wir gehören doch zusammen!"

„Das haben Sie heut schon mal gesagt!"

„Sie können nichts dagegen sagen?"

„Vielleicht gehören wir zusammen." Sie sah erst nachdenklich aus, dann ein bißchen schelmisch, zuletzt offenbar kokett.

„Jedenfalls noch nicht!"

„Worauf warten Sie?" Der Korrekte blickte mild märtyrerhaft.

„Fangen Sie mich!" rief die Schöne plötzlich lustig und warf ihm eine große Chrysanthemumblüte, die in ihrem Gürtel gesteckt hatte, mitten auf die Nase.

Die älteren Damen sahen mißbilligend oder nachsichtig lächelnd aus, die älteren Herren entschieden angeregt.

Der Korrekte war dunkel errötet; er besaß die Geistesgegenwart, die Blume mit der Hand aufzufangen.

„Erlauben Sie mir, daß ich sie an ihren Platz zurückstecke!"

Die Baronesse puffte die Japanerin wütend in ihren schmalen Seidengürtel. „Sie reizen mich bis zum Cakewalktanzen," sagte sie. „Ich könnte jetzt hier auf offener Promenade den Cakewalk tanzen!"

„Erlegen Sie sich keinerlei Zwang auf," ermunterte der Korrekte. „Ich zahle ein Goldstück nachher bei der Tellersammlung."

Er setzte sich jetzt in den Korbstuhl, Tina blieb vor ihm stehen und wiegte sich hin und her über den Hüften.

„Sie haben mich verwöhnt!" stieß sie hervor.

„Das scheint so."

„Otto, sind Sie bös? Ich mußte Sie nur wieder dumm ausschauen sehen. Sie wurden so furchtbar feierlich."

„Ich möchte feierlich sein," sagte er.

Tina seufzte. „Sie sind unvernünftig, Otto. Ich bin ein ganz armes Reichsfreifräulein, ohne

Reich und sehr frei. — Ihre Mama schreibt sich ja schon so die Finger ab an alle lieben Tanten und Cousinen gegen mich und meine Sirenenkünste. Der Papa — ich weiß, ich weiß! —, Kavalier und gutmütig, kann nicht nein sagen, wenn ihm der Herr Sohn was vorplauscht von netten Mädchen."

„Papa hat Ihr Bild."

„Und war selbst verliebt. Kann sein! Uebrigens bin ich protestantisch."

„Ich —"

„Werde Türke. Das weiß ich auch! Vorläufig sind Sie mein Schatten. Kann Ihre Regierung die Dienste ihrer Diplomatiebeflissenen so lange entbehren?"

„Nicki Persch und Fred Hochenburg —," fing er an.

„Sind noch viel fauler. Das ist möglich. Sie profitieren in Sprachen, bauen Ihr Kinderstubenfranzösisch aus. Sagen Sie mal, Otto, wie werden denn Länder überhaupt regiert?"

„Na, mit Parlamenten, Reichsrat und Algeciras heutzutage ist das doch kein solches Kunststück mehr."

„Wenn Sie Kaiser wären, gingen Sie jagen und heirateten."

„Das zu allererst."

„Morganatisch. Ich glaub's Ihnen! — Was machen wir morgen?"

„Gehen auf den Rigi."

„Ich mag ihn nicht. Zweimal Musik am Tage mag ich auch nicht. Man überißt sich unwillkürlich, weil man im Takt kaut. — Ich werde fett und dick."

„Der Sonnenberg und der Gütsch —"

„Ich hasse den Sonnenberg, alles, worauf Zahnradbahnen gehen. Ein Zahn beißt immer gerade in eine Lücke. Ich versuche es nachzumachen." Sie setzte ihre festen kleinen Zähne knisternd aufeinander.

„Sie wollen mir ausweichen."

„Ich habe lange genug standgehalten und gehorchen müssen." Die schönen Augen der Gelangweilten umflorten sich. Urplötzlich konnte sie dann tragisch und herb werden. — „Ein Hoffräulein!"

„Sie brauchen's doch nicht mehr zu sein."

„Ich gehöre ja eigentlich gar nicht in Ihre Gesellschaft der Vernis', Chaluz' und Peabodys. Eine Kommerzienrätin würde einfach finden, ich müßte mit dem, was ich habe, dritter Klasse fahren, eine Stelle bei Wertheim annehmen."

„Tina, sagen Sie nicht solche grauslichen Sachen!"

„Das sind gar keine grauslichen Sachen, sondern Wahrheiten. Ich habe eine Freundin, die dort Schaufenster ausputzt."

„Wenn Sie nur wollten —"

„Könnte ich vielleicht Frau von Vernis' Schwiegermutter oder Frau Cohn-Meyendorf, Mistreß Robert Henry Theodore Smith sein."

„Sie wissen, daß Sie ganz andres sein könnten!"

„Sie auch, Otto, könnten anders wählen!" Tina hatte sich lebhaft verfärbt — — „Und da, schau! schauen Sie! Jetzt hat der Pilatus wirklich einen Hut!"

Alle älteren Damen, denen das erste Du und das zweite Sie natürlich keineswegs entgangen war, folgten der Richtung des weisenden Fingers.

„Dann wird's morgen auf dem Rigi schönes Wetter. — — — Denken Sie, ich wüßte nicht, weshalb Sie vom Hofe fort sind?"

„Gut, dann wissen Sie auch, was mich widerspenstig und rastlos macht."

„Ich bin nicht viel, hab' nicht viel, der Papa braucht, die Schwestern bekamen Aussteuern, aber Ruhe —"

„Sie sind so jung, Otto."

„Jetzt bin ich zu jung!" Er hob die Augen, um den leuchtenden Sommerhimmel als Zeugen anzurufen.

„Fast so alt wie ich!"

„Und wenn Sie vierzig wären!"

„Ach Sie, Bub!"

„Tina," sagte der Prinz mit aufsteigender Hitze, „ich muß mich in Ihren Augen trottelhaft ausnehmen. — Ja, ja, ich fühle das, so verwöhnt und geistreich und so weiter, wie Sie sind! — ich hab' Sie eben halt lieb!"

„Beobachten Sie mal die Hortensien, wie sie da aufgebaut stehen, alle Woche frische, als ob man Wäsche wechselt! So leben wir, unsre Blumen verwelken nicht, es gibt keinen Winter, und Madame de Chaluz hat wie der Kolibri keine Füße."

„Geben Sie mir Antwort! — Tina, es ist allerlei geredet worden, ich habe Zutrauen. Das mag in Ihren Augen auch eine Dummheit sein?"

„Ich will nicht, daß Sie ernsthaft sind."

„Aber ich will gerade ernsthaft sein!"

„Dann lauf' ich Ihnen fort!"

„Wohin wollen Sie laufen?"

„Der Dame dort in die Arme!" sagte Tina.

„Sie versuchen immer, abzuspringen. Sie kennen meine Gesinnung."

„Sie ist vortrefflich. — Da — da — da!"

Die allgemeinste Aufmerksamkeit wurde in diesem Augenblick durch eine über den Kai schreitende Erscheinung abgelenkt. Es war eine ältere, vielleicht alte Dame, die eine der gelben, blau und rot geflammten Baumwollblusen trug, wie sie die Fischer im griechischen Archipel tragen. Ihre Haare, von demselben aufdringlichen Gelb, waren durch zahlreiche Kämme mit erbsengroßen falschen Türkisen unordentlich und notdürftig zusammengehalten, über dem Bau dieser Locken thronte der Hut einer Schäferin, der durch eine

quergesteckte Rabenfeder den sportmäßigen Charakter in glücklichster Weise mit dem geistlichen verband. Die umfangreiche, knochige Gestalt steckte in einem unglaublich kurz gerafften Lodenrock; er enthüllte dünne Beine in alten, ausgetretenen einst gelben, jetzt mahagonibraunen Schuhen. Dazu hielt sie, augenscheinlich um ihren Teint zu schützen, einen Regenschirm entfaltet, in einer Hand hing ein unförmlicher Wulst aus schwarzem Futterkattun, dessen gähnende Oeffnungen einen gestrickten Waschlappen nebst Zahnbürste und Pantoffelsohlen sehen ließen. Trotz des durchaus ebenen Promenadenwegs stützte die Pilgerin ein Bergstock allerurwüchsigster Besenstielsorte; damit es trocknen konnte, war zu allem Ueberfluß ein metergroßes Oelbild am Schlepphalter in der Taille mitbefestigt.

Dieses menschliche, fabelhafte Wesen wandelte ganz ruhig, ohne sich durch das Aufsehen, das es erregte, im geringsten stören zu lassen, über den international belebten Kai.

„Die Karnin!" rief Tina. Der Prinz war so in Mißbilligung versteint, daß er überhaupt keinen Ausdruck fand. „Ich muß sie begrüßen!"

Ehe ihr Ritter sie auch nur mit einer Gebärde hindern konnte, war Tina zu seinem sprachlosen Entsetzen durch Tische und Stühle an Lords und verwitweten Geheimrätinnen vorbeigerannt.

Die Dame in Gelb war stehen geblieben und sah sich blinzelnd in ihrer Umgebung um. Sie stieß einen kleinen Seufzer der Ermüdung aus und ließ sich, ohne die Blicke des Kellners zu beachten, auf einem der äußersten Stühle der Hotelanlage nieder.

„Madame Karnin — gnädige Frau — —"

„Ah, die kleine Tina Ardennes!" sagte die Angeredete gnädig-gleichgültig. „Das ist gut, daß ich Sie hier finde! Sie haben eben Tee getrunken, das Geschirr steht noch auf Ihrem Tisch, füllen Sie mir doch gleich dies kleine Fläschchen mit Milch!"

„Gern." Tina war ganz hinschmelzende Bereitwilligkeit. „Möchten Sie nicht selbst Tee nehmen?"

„Nein, aber Bier! Was kostet's hier?"

Das Fräulein bestellte sofort bei dem mehr als verblüfft dreinschauenden Pikkolo. Sie lief an ihren Tisch zurück, um das Fläschchen zu füllen. „Es ist die Karnin," erzählte sie fröhlich. „Das konnte ja nur sie sein!"

„Will sie die Milch trinken?" erkundigte sich Otto Kandersteig hohnvoll.

„Nein, sie wäscht sich damit."

Die Karnin empfing ihr Kleinod ohne Dank, versenkte es wortlos im Busen, wo schon allerlei Platz gefunden zu haben schien. Sie hatte das Oelbild von ihrem Gurt losgenestelt und legte es vor sich hin auf den Tisch.

„Das ist schön!" sagte Tina.

Das Bild war schön, genial und kühn hingeworfen. „Finden Sie?" fragte die exzentrische Dame nachdenklich. „Ich kann eigentlich nicht malen, ich kann auch nicht dichten, obgleich ich beides tue. Mein Hauptfach ist eben und bleibt die Politik."

„Sie sind in allem groß!" schmeichelte Tina begeistert. „Wie bin ich froh, Sie zu sehen! Und wie schön Sie doch eigentlich sind!"

Sie bemerkte jetzt erst die Majestät der Züge, Goethes Nase mit der mächtigen Stirn und den breitausladenden Schläfen eines Denkers. „Ich verehre Sie so, Gräfin!"

„Sie brauchen mich nicht zu verehren," sagte die Karnin. „Ich lebe, wie ich leben muß, und vorläufig habe ich sehr großen Durst."

„Möchten Sie mehr Bier?" lockte Tina töchterlich fürsorgend.

„Jawohl," sagte die andre. „Diese kleinen Gläser sind nämlich offenkundiger Betrug. Wenn man bedenkt, daß man in München das Zehnfache mit zweiundzwanzig Pfennigen bezahlt!"

Der Kellner wollte sich, in seiner Ehre beleidigt, einmischen, aber Tina winkte ihm rasch ab. „Sind Sie auf der Durchreise hier?" fragte sie.

„Ich bin immer auf Reisen, morgen in Indien, heute in Korsika oder Aegypten. Man braucht mich manchmal in den Balkanländern, manchmal in Polen oder Finnland. Auf meine alten Tage — die übrigens noch lange hin sind! — will ich mich auf die Akademie in Benares oder in ein tibetanisches Kloster zurückziehen. Nun ja, und vorigen Sommer im Coupé von Berlin nach Leipzig — ich fahre immer dritter Klasse! — hat mir ein Herr Krause aus Bitterfeld einen Reiseplan für die Schweiz zusammengestellt. Krause hat alles Sehenswürdigste eingepreßt — ein ungewöhnlicher Mensch, obgleich er Krause hieß, er kennt die Schweiz wie sein Taschenbuch! Morgen abend, schreibt Krause vor, muß ich auf der Furkapaßhöhe sein. Wollen Sie mitfahren?"

„Aber gern!" sagte Tina. „Ich muß nur von meinen Begleitern Abschied nehmen und meine Sachen richten."

„Koffer brauchen Sie nicht! Alles was ich mitnehme, ist in diesem Sack enthalten, er wiegt keine sieben Pfund, und drei davon kommen auf die Oelfarben. — In dem Spinnwebkleid können Sie natürlich nicht gehen!"

„Gewiß nicht. Erlauben Sie auch, daß ich Ihnen erkläre —"

„Wie Sie hierherkommen oder was Sie in Luzern machen? Geht mich nichts an! Interessiert mich gar nicht! Um meinetwillen können Sie von der Polizei verfolgt oder aus dem Irrenhaus entsprungen sein, Ueberraschungen und Bedenken gibt's für mich gar nicht! Ich habe mit Königen und Fürsten verkehrt oder

monatelang unter griechischen Fischern und dalmatinischen Bauern gelebt. Nennen Sie mich Sappho, so will ich Sie Melitta nennen, damit ist das Gesellschaftliche abgetan. — Nun geh und mach dich fertig, Mädchen!"

Die Karnin ruhte bewegungslos, die Hände um ihren Pilgerstab gefaltet. Tina hatte ihrem Freund nur im Vorübergehen zugeflüstert: „Sie nimmt mich mit. Ich reise mit ihr ab."

Im Fürsten Otto kochte es, trotzdem bewahrte er äußerlich eine gewisse Haltung. Er sah, daß die ganze Hotelgesellschaft, selbst Kellner und Musikanten, sich mit der außerordentlichen und auffallenden Erscheinung der Karnin beschäftigten. ‚Dieses Weib! Diese Komödiantin!' dachte er zähneknirschend. ‚Diese — diese halbe Hochstaplerin!'

Die Karnin ließ endlich ihre mit einem sehr scharfen Kneifer bewehrten, hellen, fast erloschenen Augen über die nächste Umgebung schweifen. Die deutschen Paare flüsterten, die Engländer saßen steif und korrekt, die Franzosen sahen liebenswürdig-betroffen aus, etwa als ob sie zu kondolieren hätten, sich selbst oder dem unglücklichen Gegenstand allgemeiner Bestürzung.

Der Prinz erstickte: ‚Ich will diese Dame fragen, wie sie dazu kommt, mir meine Braut zu entführen? Wer sie überhaupt ist, und wo sie Tina hinbringen will?' nahm er sich vor. ‚Ich werde ihr den Standpunkt klarmachen! Ich werde ihr sagen, daß sie eine alte, übergeschnappte, durch ganz Europa bekannte Abenteurerin und Zigeunerin ist, kein passender Umgang für ein unschuldiges junges Mädchen aus gutem Hause. Ja, das will ich!'

Er hatte sich erhoben und lockerte nervös an seinem Halskragen. Tina sang, von oben hörte er ihre helle, aufreizende Stimme:

„Es war ein kleines Schiffchen,
Das hatte nie, nie, niemals eine Fahrt gemacht ..."

Das Fatale war, daß diese Tina keine natürlichen Beschützer, nicht Vater und Mutter besaß, sie war dadurch so eigenwillig und launenhaft geworden. Das mußte sich bald ändern! Er würde zeigen, wer hier der Herr war! Gewissermaßen, wenn man eine gemeinsame angeheiratete Großtante mitrechnen wollte — und er rechnete sie —, blieb er doch auch ihr Vetter.

Die Bernis, seine und Tinas Gardedame, erschien unterdes auf dem Vorplatz. Sie suchte den Neffen, der mit den Honourable Misses Enderton Tennis spielte. Otto rechnete liebenswürdigerweise auf dieser Tour nicht als Neffe, der war für Tina in Anspruch genommen. Sie wandte sich an ihn: „Otto, wo ist Fred?"

In dem Moment bemerkte sie die Karnin. Das Lorgnon fiel aus der feingepflegten, juwelengeschmückten Hand der Gräfin: „O — Anna!"

„Na, Eugenie, wie geht es dir?" sagte die überspannte Dame gemütlich. „Jünger sind wir alle beide nicht geworden! Erinnerst du dich, wie wir bei den Schwestern in Paris zusammen waren? Immer die alte bist du geblieben, zierig, gierig, unverbesserlich! Das seh' ich schon! Hast dich ja in deinem Leben mit nichts Ernsthaftem beschäftigt. Ist der junge Mann dein Sohn?"

„Erlauben Sie," fiel Otto zornbebend und nervös ein: „Prinz Kandersteig."

Die Karnin betrachtete jetzt ihn. „Ihren Vater hab' ich gut gekannt; das war der witzigste und vornehmste Kavalier, den wir damals in Wien hatten. Blöd schauen Sie aus, ein bissel zu schmal und zu farblos! Na, Sie sind wohl auch erst neunzehn oder zwanzig."

„Verzeihen Sie, ich bin dreißig Jahre," stieß Otto Kandersteig erregt hervor, er wollte die Aufzählung seiner übrigen Aemter und Eigenschaften beginnen.

„Dann hat's Leben Ihnen eine Kinderstube bislang vorgespielt," sagte die Karnin gutmütig. „Seien Sie lieb und schauen Sie mal nach meinem kleinen Mädel aus, die ich mir als Reisebegleitung angeschafft habe!"

„Die Baronin Klementine —," fing Otto Kandersteig an.

„Ich nenne sie Melitta. Nun, die Klementine soll kommen. Sie heißen wohl auch Klemens wie Ihr Vater?"

„Nein, Otto!"

„Also, Otto, Durchlaucht, tun S' mir den Gefallen! Die Eugenie erzählt mir derweil, was sie jetzt anfängt, um sich nicht zu mopsen. Sollte man denken, daß wir beide in demselben Alter sind, so hat sie sich geputzt und herausgeschminkt!"

„Immer die alte drollige Anna!" lächelte die Jugendfreundin sauersüß.

„Drollig war ich nie, das überlass' ich den Spaßmachern," sagte die andre trocken, „oder den Leuten, die sich wie die Jahrmarktsfratzen herrichten."

„Weißt du, was sie ist? Tierbändigerin oder Direktorin eines fahrenden Zirkus," flüsterte das deutsche Leutnantsfrauchen ihrem Gatten eben zu. „Ach wo," sagte der. „Keinen Schein! Es ist die Kaiserin Eugenie oder Sarah Bernhardt."

„Die Kaiserin Eugenie!" Die ungemessene Verachtung der kleinen Kölnerin schlug ebenso schnell in ungemessene Hochachtung um. „Die hat doch immer Igel in einem Sack mit sich!"

„Wer weiß, was die im Sack hat!"

„Und Sarah Bernhardt läßt sich von einem zahmen Löwen begleiten."

„Den hat sie beim Gepäck gelassen."

Die Engländer hatten auch etwas von „Kaiserin" vernommen und beobachteten jetzt die Dame mit größter Spannung. „She speaks to the Countess and to the Prince!" sagten sie.

Otto als Prinz erfreute sich des äußersten Wohlwollens der Amerikanerinnen, sie fanden ihn enorm vornehm, Tina war sein Flirt. Germans, die verlobt waren, nannten sich du und küßten sich beständig, wußten Chicago und Boston.

Der Kellner stellte unaufgefordert ein drittes Glas Bier vor die Karnin. Diese trank es ruhig, feilschte aber nachher um den Preis und gab ihm fünf Centimes Trinkgeld, die der Befrackte, stumm vor Staunen und sich tief verneigend, in der Hand behielt.

„Ich hasse Kellner," sagte die Karnin. „Sie gleichen durch die Trinkgeldsitte Apportierhunden. Vornehm wirkte, wenn man in einem Haus ohne diese Zwangssteuer gefällig wäre und jeder Gast gleichmäßig gut bedient würde. Ja, mein Sohn, merke dir das! Ich will dir meine Broschüre über die Würde des Kulturmenschen schenken." Sie nahm ein Heftchen aus der Brusttasche und drückte es dem Fassungslosen in die Hand. „Grazie, Signora", stammelte er demütig auf italienisch.

„Diese armen Kerle haben nicht mal mehr ein Vaterland, ein Nationalitätsbewußtsein. Fragen Sie ihn, wo er her ist! Er ist sicher aus Stuttgart."

Der Kellner war aus Stuttgart. Die Teilnahme, die seine Person erregte, war ihm so neu, daß er zur Säule erstarrt stehen blieb und kein Auge mehr von den Mienen der Karnin wandte.

„Dies ist ein abscheuliches Loch!" sagte diese wohlwollend. „Wie könnt ihr euch in solchen Massenpferch einsperren? Was tut ihr denn hier? Faulenzen und fressen? Der Junge sieht ja noch mager aus, aber du, Eugenie, wirst grade fett genug!"

„Wo wohnst du?" fragte die Gräfin ablenkend.

„Bei Matz in der alten Hirschgasse," antwortete die Karnin sehr laut. „Ich bezahle da zwei Franks fünfzig fürs Bett."

„Aber du hast doch ein Zimmer für dich!" platzte Eugenie geängstigt heraus.

„Das sollte dir wohl so passen!" Die Karnin lachte behaglich. „Es sind noch ein Student, ein Baumeister ohne Anstellung und ein Metalldreher dort untergebracht. Die Matzin ist eine vortreffliche Frau, sie wäscht mir sogar meine Blusen umsonst."

„Diese ist hochoriginell!" sagte die Weltdame anerkennend.

„Sie kostet eine Drachme, in Kephalonia."

Die Gräfin fragte gezwungen: „Warum sparst du so?"

„Weil ich mein Geld für wichtigere Zwecke auszugeben habe als für eure Dummheiten. In Armenien werden die Christen gemetzelt, in Spanien ist Hungersnot, in Rußland Hungersnot und Revolution! Na, solange ihr lebt, nichts tut und zu essen habt!"

„Bitte," begann wutschnaubend Otto, der durchaus nicht weggegangen war, sondern hinter seiner Stuhllehne stolz und unzufrieden der Dinge, die kommen sollten, harrte. „Die Dynastien und der hohe Adel in Europa —" Er kam nicht weiter, denn Tina, allerliebst, schlank und schwipp im vorschriftsmäßigen Pariser Jagd- und Sportkostüm, erschien; sie hielt einen hübschen braunen Ledersack in der Hand.

„Ist das alles?" fragte die Karnin ahnungsvoll.

„Ein ganz kleines Köfferchen — keine dreißig Kilo — hab' ich schon nach der Bahn fahren lassen," gestand Tina.

„Der Koffer, liebes Kind, wird Ihnen mehr kosten als Ihre Person," weissagte die Karnin. „Avanti jetzt!"

„Soll ich einen Wagen bestellen?" Der Kellner stürzte vor.

„Natürlich gehen wir zu Fuß. Vielleicht trägt dir der Otto deine Handtasche, Melitta. Wozu ist solch langer Lackel gut?"

„Das tue ich nicht!" erklärte der lange Lackel stolz. „Die Baronin geht ohne meine Einwilligung."

„I, so'n Gelbschnabel!" machte die Karnin empört, „hat sich was mit Einwilligung! Frauenzimmer haben ihren eignen Willen heutzutage. Heirate du nie, Melitta, und wenn's nicht anders geht, mach's wie meine Freundin Alma Merkenthin!"

Damit nahm sie ihre Melitta unter den Arm und schob ab. Die Oelskizze baumelte wieder, der Pilgerstab ragte aus ihrer Hand, niemand erfuhr je, wie es Alma Merkenthin gemacht hatte.

Der Prinz hegte darüber trübe Ahnungen.

„So'n Schauerbock!" sagte Gräfin Bernis aus tiefstem Herzen. „Otto, die Tina ist doch wirklich für dich gar zu überspannt, laß sie laufen!"

„Nun gerade nicht!" schwor der junge Mann. „Wenn ich ihr auf den Montblanc nachklettern sollte!"

„Die Karnin ist eine geschworene Männerfeindin. Sie hat fünf Bücher gegen euren Egoismus und eure sittliche Minderwertigkeit geschrieben."

„Das Weib!" sprühte Prinz Otto nur. „Das Weib!"

„Sie hat eben trübe Erfahrungen gemacht."

„So eine! die vertilgt man doch!"

„Trotzdem lebt sie und ihre drei Männer sind tot."

„Zäh wie alles Ungeziefer!" schloß der junge Fürst.

Die Bernis lachte laut: „Das ist ein artiges Abenteuer nun! Entführung Melittas durch Sappho!"

„O, sie findet mich auf ihrem Weg!"

„Geh, du bist fad mit deiner Anhänglichkeit!"

„Nennen Sie's, wie Sie wollen! Dann ist's eben Eigensinn." Otto stürzte fort.

‚Verliebt', folgerte die Gräfin nachsichtig. — ‚Das dauert bei den Männern just so lange, bis sie erreicht haben, was sie wollen; nachher muß man Kunstgriffe anwenden, um sie überhaupt nur notdürftig festzuhalten.

‚Vielleicht sollte man auch nie wirklich freigebig sein.'

Die letztere Ueberlegung kam ihr etwas zu spät; sie seufzte und ging Fred, den diesjährigen Neffen, suchen.

Zweites Kapitel

Eine Dampfschiffahrt. Landsleute. Von Friedrich Schiller bis Ernst Zahn

Die Karnin fuhr auf Dampfschiffen zweiter Klasse, benutzte aber grundsätzlich Komfort und Räumlichkeiten der ersten. „Es ist schlecht von diesen Menschen," sagte sie, „daß sie vor Gottes herrlicher Natur Rangunterschiede machen! Warum, nur weil ich weniger zahlen kann, soll ich mangelhafter untergebracht sein? Es ist doch möglich, alles für alle gut und bequem einzurichten. Wo es nicht möglich ist, bin ich anspruchslos wie ein Hund. Ich bin auf türkischen Getreideschiffen gefahren und habe in dalmatinischen Hafenkneipen genächtigt!"

Ihr majestätisches Wesen schüchterte die Kellner so ein, daß sie in der Regel nichts zu sagen wagten; holten sie eine höhere Instanz, den Oberkellner oder den Kapitän, verwickelte die Karnin diesen sofort und kaltblütig in ein Gespräch über erhabene Gegenstände; gewöhnlich endete es damit, daß die Gewaltigen ihr noch extra Gefälligkeiten anboten, die sie auch ohne weiteres annahm. Sie saß also auch heut am besten Platz, im bequemsten Lehnstuhl, mit einer Decke des Kapitäns und nahm Huldigungen entgegen. Bei den Mahlzeiten wurde sie mit größter Aufmerksamkeit bedient, erhielt immer einen gesonderten Tisch, trank Wein zu sechs Franks und bezahlte insgesamt zwei Franks fünfzig, ihr Déjeuner der zweiten Klasse.

Tina, nahm man unbedenklich an, war ihre Gesellschafterin. Sie hegte den heimlichen Verdacht, daß ihre Eleganz auf den hohen Stand ihrer Herrin günstig zurückwirkte, es machte ihr Freude, sie Gräfin anzureden, sie hätte ebensogut Durchlaucht sagen können, die Karnin besaß Rechte auf einen Haufen Titel, ohne auf sie den geringsten Wert zu legen. Sie schob ihre Erfolge auf ihre rein menschliche Behandlung menschlicher Wesen. „Sie sehen, daß ich es gut mit ihnen meine, daß in meinen Augen alle gleiche Esel und Schlappschwänze sind. Darum sind sie höflich. Mit dir zum Beispiel werden die Männer dreist, weil sie denken, sie gefallen dir noch. Da sieh mal die Kerle an!"

In der Tat starrte die ganze Gesellschaft wie behext auf das Paar. Die Kellner standen zu dritt und wichen nicht von der Stelle. Die Deutschen berieten wieder, wer die Damen sein könnten, fragten leise und mit Nachdruck von Trinkgeldern den Oberkellner aus; die Engländer blieben gleichgültig, die Franzosen achtungsvoll verbindlich.

„Ich mach' mir nichts aus ihnen, darum kümmern sie sich um mich!" sagte die Karnin. „Es ist die alte Geschichte. Kellner, kommen Sie jetzt her und nennen Sie mir die Berge! Sie, mein Herr, können mir Ihre Karte erklären. Das ist also zuerst das Meggenhorn? — Einen Moment, Melitta! ich liebe des Morgens eine Zigarette zu rauchen. Nur Morris oder Gianacli, besser beide zur Auswahl! Jede andre Sorte schmeiße ich dem Kellner an den Kopf!"

Tina besorgte die Zigarettenauswahl, die sie selbstverständlich bezahlte. Sie verließ ihre Herrin zwischen fünf Kästchen wählend.

Der Regen peitschte das ungeschützte Verdeck. Das Mädchen hielt sich vorne in ihrem Wettermantel, ließ die Tropfen in ihr Gesicht sprühen, sah in das Spiel, das die Winde mit Nebel und Wasser trieben. Gerade vor ihr ragte der Bürgenstock, Pilatus, ihr Freund, war ganz schwarz heut, Pileatus, der die Haube trägt, erklärte einer der blondbärtigen Herren, die alles erklären müssen. Tina gefiel die Verbindung mit dem Landpfleger besser, da konnte ein Skeptiker hausen, nächtlicherweile irren, sich zum Schluß verzweiflungsvoll ertränken über seiner Frage: Was ist Wahrheit? Am Ufer, aus Smaragd tauchten die Dörfer wie kleine braune und graue Nester auf, erdrückt und überthront von enormen, unschönen Kästen der Hotels.

‚Wie sie scheußlich sind!' dachte Tina. ‚Wenn man doch Pavillons baute, kleine, nette Landhäuser, in einen Garten eingeschlossen! Wie ist es möglich, daß Menschen, die in Städten und Straßen ersticken, sich zu ihrer Erholung wieder in einen solchen Kasten pferchen? — Ach ja, Lift, Warmwasserheizung, die gewählte Gesellschaft!'

Sie dachte mit Haß an ihre gewählte Gesellschaft. Die Ausschließlichkeit zeigte sich darin, daß man jede Eigenart unterdrückte, diese Leute wechselten nur die Szene, sie waren überall Komödianten in dem gleichen langweiligen und kümmerlichen Stück.

Sie hielt sich gerade wie ein Soldat unter ihrer Sturmhaube. Ihre Füße standen in Wasserlachen, zwischen Gebirgsstiefeln, den triefenden Wettermänteln der Nachbarschaft.

Die beiden Ufer entrollten sich wie ein fortwährender Bilderstreifen: Weggis, Vitznau, Buochs, Beckenried, Gersau, Rigi-Scheidegg-Hotel, Hotel Sonnenberg. Einige Leute stiegen an der Landungsbrücke ein, andre gingen. Alle Dörfer waren noch gestopft voll zu dieser Zeit der Hochsaison, man hörte nichts als Klagen über Unterkunft

und Teurung; sieghaft lächelten dazu nur die Touristen, die bloß eine Schlafstelle brauchten, mit jedem Essen zufrieden waren.

‚Warum bin ich nicht ein Mann wie sie? Ein junger Maler oder Student?‘ dachte das Mädchen. ‚Es gibt nur eine Art zu reisen, — zu Fuß gehn und unterkriechen, wo's paßt! keine Hotels, Hotels sind schrecklich!‘

Sie dachte an ihre gekünstelte Gastlichkeit, die alte, gute Gebräuche nachahmt. Die Schweiz war eine ungeheure Theaterkulisse und der gesegnete See hier das beliebteste Stückchen Dekoration.

Etwas Reines, Höheres mußte es geben, wo es ganz weiß und einsam war!

Das Ereignis der Saison dies Jahr war die Jungfraubahn. Schlechthin jeder war mit der Jungfraubahn gefahren, hatte von Station Eismeer eine Karte geschrieben. Das Gekribbel und Geplapper erfüllte Tina mit Wut. Dahin trugen sie die Sorgen um Unterkunft und Mittagessen! Gibt's denn keinen Winkel mehr, wo man allein sein und genießen kann? — Sie fühlte sich dem Regen fast dankbar, sonst war dasselbe Schiff hier gepfropft voll.

Tina war eine Verehrerin des schlechten Wetters, es gewährte Befriedigung, sich damit herumzuschlagen! Sie sah neidische und verdrossene Gesichter am Kabinenfenster, die Damen hatten wohl Angst für ihre Kleider und Hüte, die Männer fürchteten Katarrhe.

Sie hatte das Gefühl, daß nie ein Katarrh sie erreichen könnte, ihr ganzes Leben wollte sie so 'rumgehn in Lodenrock und Wettermantel!

Der wahrhaft übermenschliche Appetit der Karnin erregte ihr Staunen. „Ja," sagte die, „mein Magen ist von mir gut gezogen, er kann auf Vorrat essen und hält damit, wo nichts zu haben ist, drei Tage vor. Sie, Kindchen, essen mir viel zu piepsig, dabei kommt nichts auf der Reise 'raus!"

Tina klagte, sie möchte erst aus der Zivilisation, von den Menschen weg sein.

„Sie können sich's merken," sagte die Karnin. „Die Bande geht immer hin, wo Abwechslung ist, Bilderbuch und bei jedem Umschlagen ein andres Gesicht, Riviera, Golf von Neapel, Luzerner See — das paßt ihnen! Eintönigkeit, wenn sie noch so großartig ist, können die gar nicht vertragen. Sie haben ja keine Idee, wie wenig die meisten Leute in sich haben! Denen zum Beispiel dienen wir schon als Hauptunterhaltung. — Die schlimmsten sind Ihre Landsleute; Sie sind doch eine Norddeutsche?"

Tina nickte: „Vom Niederrhein, aus der Klever Gegend." Dabei hätte sie beinahe geweint, ihr fiel ein, daß das Majorat jetzt in irgend eines gleichgültigen Vetters Händen war, während sie, die Waise, heimatlos in der Welt irrte. Oft war sie das Reisen so leid, diese ewigen Vernis, Madame von Chaluz, die Vicomtes und Neffen!

„Die Engländer haben wenigstens was von der Welt gesehen," fuhr die Karnin fort, „erlangten dadurch eine gewisse Sattheit und Vornehmheit; nichts erstaunt sie mehr. Die Franzosen unternehmen Liebesreisen oder machen gesellschaftliche Verpflichtungen ab, weil die Sitte gebietet, zu einer gewissen Zeit auf dem Land oder an der See zu sein. Niemand glaubt, wie stark das Herkommen in der französischen Gesellschaft ist! Es ist der eigentliche Gott da in ihrer Gottlosigkeit. Ihre Madame de Chaluz zum Beispiel," — die Karnin kannte alle Welt, „würde ihren Mann betrügen, aber nicht wagen, einen Hut vom vorigen Jahr auf dem Rennen in Longchamp zu tragen. Die Deutschen kommen sich wichtig vor, wenn sie reisen. Sie haben das Gefühl: Wir reisen! Deshalb treten sie so lärmend und anspruchsvoll auf. Niemand macht mehr Lärm, benimmt sich aufdringlicher als die Deutschen; oder sie sind Hochzeitsreisende —"

Die Schiffstabled'hote zählte mindestens drei solcher Pärchen. „Nun, deutsche Hochzeitsreisende sind auch weltberühmt. Sie müssen durchaus dem Vatikan, dem Mediceergrabmal und dem Invalidendom anvertrauen: Wir lieben. Unser Lächeln halten sie für Neid. Voyez-vous ça!"

Grade umschlang die junge Frau ihren Bubi von hinten, preßte ihr Gesicht an ihn und murmelte ihm eine unzweifelhafte Kosebezeichnung ins Ohr.

„Das war noch vor acht Wochen ein Gänschen, die steif auf ihrem Stuhl saß und nicht piep sagte. Die Ehe hat sie total verwildert, hat ihr den Größenwahn eingeflößt. Es ist schade, daß die Deutschen ein so unvornehmes Volk sind und ihre Unvornehmheit so oft ‚Gemüt‘ betiteln wollen! Gemüt gerade müßte zurückhaltend und keusch sein!"

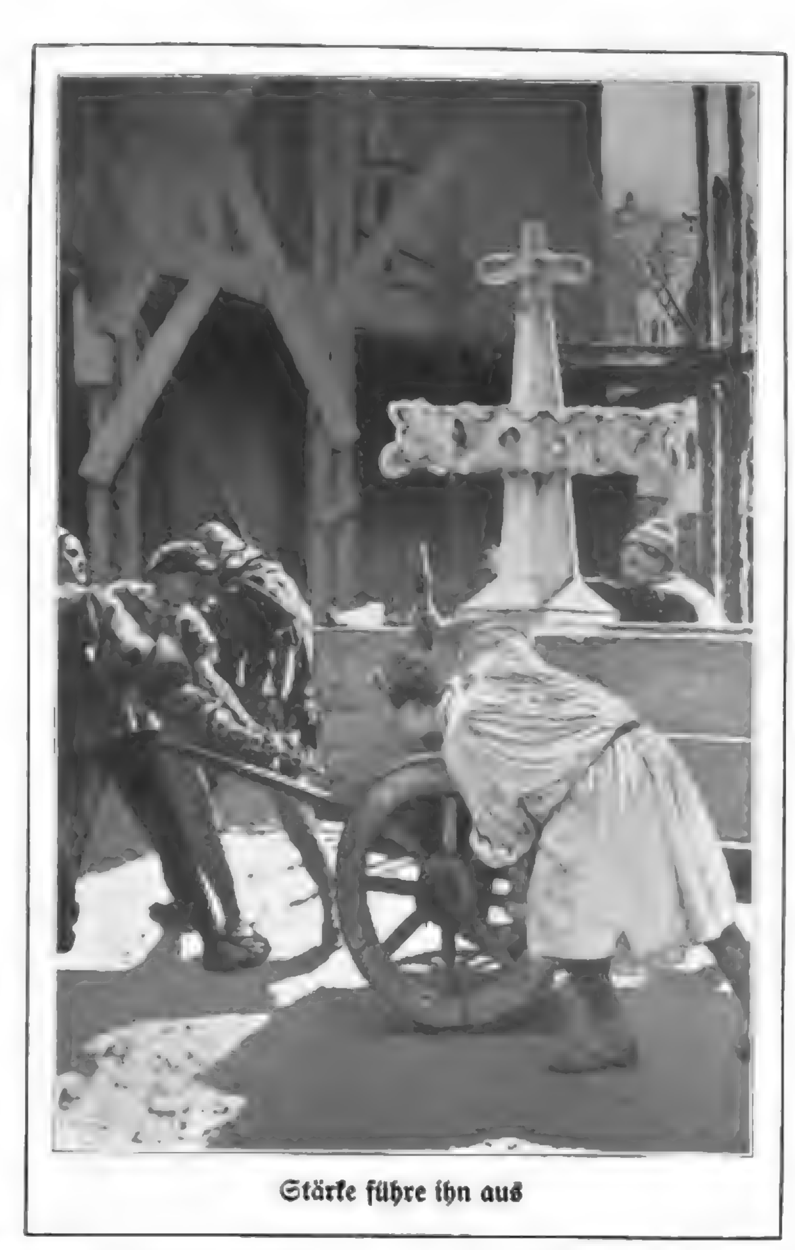
„Man sollte es vielleicht überhaupt nie nennen dürfen," sagte Tina nachdenklich. „Jetzt ist die Bezeichnung gefunden und wird als Schlagwort verwendet."

„Ist nicht im ganzen merkwürdig, mit welcher Geflissenheit Landsleute sich aus dem Weg gehn auf Reisen?" meinte die Karnin. „Jeder kennt die eignen Fehler, das, woran's zu Haus hapert, so genau und hofft in denen der andern Erleichterung, Abwechslung wenigstens, zu finden. Nun, die Schweizer sind eine Negation aller europäischen Fehler, schneiden ihr Geld damit; sie sind weder hochmütig wie die Engländer, leichtfertig wie die Franzosen, oder prahlerisch und unfein wie die Deutschen, die der neuen Aera! Nach positiven Tugenden vergißt man in Abwesenheit aller dieser Fehler zu fragen. Hören Sie allein nur die Sprache!"

„Chacun de Billjehs vorwyse!" rief der Kondukteur.



Weisheit leite den Bau



Stärke führe ihn aus



Schönheit ziere ihn

Der Dombau. Nach einem Gemälde von Adolf Schlabitz



Die Karnin lachte herzlich. „Diese Mantscher mit ihren internationalen Hotels und ihrem Kellnervolapük treiben uns alle als Herde zusammen und scheren uns gründlich."

Der Regen hatte mit neuer, unerhörter Kraft wieder eingesetzt, wahre Sturmböen fegten über den See und das Verdeck. Auf den Koffern neben der Maschine saß das Liebespaar und küßte sich; er sah schuldbewußt und sie dreist und angriffsfroh aus.

„Ach, entschuldigen Sie!" sagten Tina und der junge Mann beinah zu gleicher Zeit.

Die junge Frau zischelte hinter ihr her: „Die hat auch keinen gekriegt! Sie trägt keinen Ehering. Findest du sie hübsch, mein Tutti?"

Die Baronin war nicht neugierig genug, Tuttis Antwort abzuwarten.

Immer großartiger und kühner tat sich die Natur auf. Auf dem Deck neben Tina standen fast nur noch Deutsche, junge Männer; sie nannten sich untereinander die Berge und Dörfer. Ein sächsischer Jüngling trug jeden einzelnen Namen gewissenhaft in ein Taschenbuch ein. Er war kurzsichtig, kritzelte beständig in dem Buch anstatt aufzublicken: Urirotstock, Tomlishorn, Stanser Horn, Buochser Horn, Bristenstock. — „Ach danke schön! Würden Sie nun noch die Güte haben mir zu sagen, wieviel Meter über dem Meeresspiegel dieser Berg hat?"

Die Auskunft wurde bereitwillig erteilt und sofort aufgeschrieben.

‚Was er nur mit seiner Weisheit anfängt zu Haus?' fragte sich Tina. Er hatte vorher erzählt, daß er der Schweiz im ganzen fünf Tage schenken konnte; alles war sehr kostspielig, aber doch wunderschön! Die andern sparten sich drei oder vier Wochen, aus einem augenscheinlich vom Beruf ausgefüllten, geplagten und mühsamen Leben. Jeder war voll Begeisterung, helle Freude strahlte aus ihren Augen.

‚Die Naturschwärmerei ist das Beste an ihnen!' dachte Tina. ‚Die Karnin sieht das nicht.'

Ordentlich gern hatte sie ihre Reisegefährten. Sie wurden ganz kameradschaftlich, erzählten von Fußtouren, von ihren Nöten und Ausgaben. Ach, man hat's doch gesehn! Es war doch herrlich! Ein Schweizer gab mit leuchtendem Blick in seiner Mundart Bescheid. Er mochte die Fahrt hundertmal gemacht haben, stand voll hoher Spannung wie im Theater, wo jetzt die unvergleichlichste Bühnenwirkung, Brunnen mit den zwei Mythen heraufzog.

„Verzeihung! Sieht man hier den Montblanc?" fragte der sächsische Jüngling.

Den Montblanc sah man nicht.

„Auch nicht das Matterhorn?"

Jungfrau, Mönch und Eiger hätte er sehen können, vorhin, von Altstad aus; er trug den Umstand mit Befriedigung ein.

Eine Familie schrieb von jeder Station Ansichtspostkarten. Der Mann hastete atemlos über die Landungsbrücke zum Briefkasten, die Frau wartete ebenso atemlos. Ihre Nervosität teilte sich schließlich der ganzen Reisegesellschaft mit. Tina versuchte sie rührend zu finden, sicher hatten sie zu Haus alte Eltern oder noch kleine Kinder. Dann belauschte sie dies Bruchstück einer Unterhaltung: „Grade von Seelisberg! da ist's teuer. Das ärgert die Meyern schlagrührig!"

In der ersten Klasse, wo die Karnin sich über Malta unterhielt, schob die junge Frau Tutti ein Panorama hin. „Für Mama, und schreibe, daß wir unmenschlich, unbeschreiblich glücklich sind!"

Jetzt, jetzt kam die Rütliwiese, ein grünes Stück Matte zwischen Waldbäumen. Die jungen Leute erhoben sich auf die Zehenspitzen, stießen sich in Begeisterung; man sah es von vorn schlecht, als das Schiff die Ecke umfuhr, besser, — das Denkmal der Urkantone für Friedrich Schiller!

Tina bewegte es, zu denken, daß dieser Mann die Stätten seiner Dichtung nie gesehen hatte. Er kannte nichts als sein Schwabenland, Jena und Weimar, und hatte Maria Stuart, den Demetrius, den Tell gedichtet! Dem fiel halt was ein! Ein edles und krankes Haupt, sehnsuchtsvoll nach Süden blickend, aus seiner Sehnsucht unsterbliche Verse schmiedend, erschien er ihr; heut zahlt sich jeder Schuster und Schneider das Rundreisebillett, steht auf der Rütliwiese und an der Tellsplatte, — Friedrich Schiller weilte dort niemals!

Sehnsucht nach der Bedürfnislosigkeit, nach der feinen Anmut jener Zeiten überfiel die Moderne. Wie anders konnten sie ruhen und schaffen! Aus Eisenbahnfenstern und Automobilen nahmen sie heute Eindrücke auf, die schnell niedergeschrieben, ebenso schnell verwehen mußten, — in Granit gegraben standen diese zwei, der Sang vom Tell und der Schwur der Dreiunddreißig in der Novembernacht.

Das Gefühl ungeheurer Dankesschuld an die Vergangenheit, für jene Männer, treu, wahrhaftig und ehrenfest, weckte die Erinnerung, neben einer bangen Frage: ‚Fände der heutige Tag wieder ebensolche Männer?'

‚Wir haben uns so sehr gewöhnt zu genießen, immer zu genießen,' sagte sich Tina. ‚Wer kann noch entbehren und sterben? Leben, reich sein ist die Losung. Unsre Gier treibt uns rastlos um und innerlich bleiben wir arm.'

Die kleine weiße Tellskapelle tauchte am Ufer auf, Schulkinder mit ihrem Lehrer besuchten sie gerade.

‚Nein, nein! Kein Band gibt es mehr zwischen uns und jenen! Wir genießen nur noch die Stimmung ihrer strengen und prachtvollen Zeit. Immer genießen wir!'

Beklemmend dicht rückten die Berge zusammen. Der Regen verdoppelte seine Wucht. Alles trampte schimpfend und triefend von der Landungsbrücke zur Station Flüelen. Das Wort Gotthard in fünf Sprachen schwirrte, aber weder ein Gepäckträger noch Kutscher war aufzutreiben.

Die Karnin schritt triumphierend mit ihrem Säckchen. „Hätte ich doch Otto!" seufzte Tina. Sie konnte sich eigentlich den Fürsten, ihren Koffer tragend, schlecht vorstellen, aber er hätte doch Mittel und Wege gefunden.

„Kommen Sie her, Fräuleinchen," sagte ein freundlicher Mann. Er lud den Koffer spielend auf, Tina mußte neben dem Freundlichen hergehen, der ihr mild tadelnd soviel Gepäck verwies. „Sehen Sie, ich, ich habe ein Hemd und zwei Paar Strümpfe in dem Rucksack da; das ist ganz genügend für drei Wochen! Der wird Ihnen nur Umstände und Kosten machen, den lassen Sie nur an der Station in Flüelen! — Wo wollen Sie denn hin, Fräuleinchen?"

„Ich weiß nicht!" sagte Tina gepreßt.

Der freundliche Dicke sah sie von der Seite an. „Man muß doch aber einen Reiseplan haben, Fräuleinchen! Sonst fährt man ja kreuz und quer und sieht gar nichts. Ich mache mir meinen schon immer im Winter, dabei hilft meine Frau und die ganze Familie."

„Warum nehmen Sie denn Ihre Frau und die Familie nicht mit?" fragte Tina.

„Ih —" der Freundliche war ganz verdutzt. „Die Frauensleute und die Blagen haben Vergnügen genug zu Haus. Reisen ist eine Erholung für Vatern. Der verdient auch 's Geld." Er schien beleidigt, daß man diese Berechtigung überhaupt anfechten konnte. „Wenn Sie mal verheiratet sind, werden Sie das auch einsehen müssen," sagte er wohlwollend. „Sie sind wohl Privatiere, Fräulein?"

„Ja," sagte Tina. „Ich lebe von meinem Geld."

„Dann sollten Sie's recht bald einem braven Mann in die Hand geben!" riet Tinas neuester Freund. „Ein Frauenzimmer allein kommt doch schwer durch die Welt, das sehen Sie an Ihrem Köfferchen."

Der Gute setzte das Gepäckstück keuchend auf den Bahnsteig ab, sah die Freiherrnkrone: „Der ist wohl von Ihrer Herrschaft?"

‚Warum hält er mich nun für keine Herrschaft? Nur weil ich dritter Klasse fahre?' fragte sich Tina. Laut sagte sie: „Ja, er gehört der Dame da!" sie wies auf die Karnin.

„Ah, die schaut gallig aus! Sie sind wohl so Gesellschafterin bei ihr?"

„Ja, das bin ich," sagte Tina. Das Mitleid des Dicken reizte und erheiterte sie gleichzeitig.

„Und keinen Vater, keine Mutter mehr?" spann er gefühlvoll weiter.

„Ich bin längst selbständig."

„Fräuleinchen —" sagte der dicke Mann kopfschüttelnd. „Sie sind doch ein hübsches, liebes Mädchen, wenn auch man ein bißchen schmal. Suchen Sie sich 'nen guten Mann! Hat sie denn keinen Sohn oder so, die Frau Prinzipalin?"

Der Gedanke, einen Sohn der Karnin zu heiraten, die, ein weiblicher Rousseau, die Sprößlinge ihrer drei verschiedenen Ehen so ziemlich über die ganze Welt an Schwägerinnen, Tanten und gänzlich Fremde verteilt hatte, überwältigte Tina beinah. Sie sagte geheimnisvoll: „Doch, aber der Sohn ist bucklig."

„Das vererbt sich nicht," sagte der dicke Mann eifrig. „Ein Buckliger ist besser als ledig bleiben."

„Meinen Sie?" fragte Tina zwinkernd vor Angelegentlichkeit und Bosheit.

„Ich weiß es, Fräulein. Glauben Sie mir, ich bin doch verheiratet und Familienvater."

„Reisen aber ohne Ihre Familie."

Der dicke Mann begann zu denken, daß er eine Eroberung gemacht hatte, wurde noch dunkelroter und geschwollner.

„Fräuleinchen —" sagte er flehend.

„Ich gebe doch nicht soviel auf das Verheiratetsein," sagte Tina. „Augenscheinlich hält's nicht bis in die Ferne fest."

„Sie sind doch keine Gouvernante," merkte der dicke Mann.

„Warum denn nun nicht?"

„Die sind so gedrückter und mieser."

„Ich bin eben eine fröhliche und übermütige!"

Der Anbeter bettelte: „Nu sagen Sie mir nur, wie Sie heißen!"

„Hulda Schulze," sagte Tina schlagfertig. „Meiningerstraße 24 in Schöneberg."

„In Schöneberg wohne ich auch, Ratsmaurermeister Häsecke."

„Ach, das ist ja nett! Adieu und schönen Dank, Herr Ratsmaurermeister!"

Der Dicke wischte sich hinter der Baronesse den Schweiß ab. „Dunnerschlag!" murmelte er. „Ein Satansmädel!"

„Melitta, ich glaube, Sie sind kokett!" bemerkte Sappho zu ihrem Schützling. „Ich sah Sie mit einem fremden Herrn angelegentlich schwätzen."

„Er hat mir gute Ratschläge gegeben, daß ich mich verheiraten und lieber einen Buckligen nehmen als alte Jungfer bleiben soll," sagte Tina. „Da sehen Sie die allgemeine Wertschätzung aus dem Munde der Unschuldigen, deren sich unser Geschlecht noch erfreut."

„Gott bessere es!" seufzte die Karnin, die auf keinem Frauenkongresse fehlte, freie Ehen und staatliche Erziehung der Kinder dort befürwortete. „So ein alter Unhold und Dickschädel!"

„Er reist ohne seine Familie, läßt sie aber zur Aufheiterung den Plan mitmachen."

„Wahrscheinlich gibt er ihnen auch von seinen Tauben die Knochen und von seinen Spargeln die Stiele zu verzehren."

„Schon einem rauhen Gatten zu gehorchen ist Pflicht und Trost," zitierte Tina. „Mir hat er aber doch meinen Koffer getragen. Für seine Frau hätte er das sicher nicht getan."

„Die Behandlung des Weibes ist ein Schandmal unsrer Kultur," sagte die Karnin. „Versprich mir nur, daß du den Otto Kandersteig nicht nimmst! Das ist ein ausgesprochener Lackel."

„Ich denke gar nicht an Otto," sagte Tina abweisend.

„Nennst ihn aber doch schon Otto?"

„Das ist Gewohnheit."

„Gewohnheit wächst uns über den Kopf," warnte die Aeltere schneidend. „Es wäre aber schad' um dich!"

„Was möchten Sie denn eigentlich, daß ich würde?" fragte Tina.

„Ein Mensch! Ein freier Mensch wie ich. Deshalb hab' ich dich auf die Reise mitgenommen, weil du mich unter all den Fröschen und Papageien dauertest."

„Meinen Koffer konnte ich doch aber nicht allein tragen."

„Warum hattest du einen Koffer mit?"

Es gibt nichts Abscheulicheres, als eine Table d'hote von Reisenden zu beobachten, wenn der Zug zwanzig Minuten Pause macht und fünf Gänge aufgetragen werden. Man glaubt unter Kannibalen zu sein, alle Bande frommer Scheu lösen sich vollständig, galante Leute puffen, höfliche schimpfen, ängstliche befehlen und schüchterne verüben an das Strafgesetz grenzende Dreistigkeiten, Schüsseln werden im Sturm genommen und geplündert, Weinflaschen hinuntergegossen, Brotstücke eingestopft. In allen Sprachen der Welt erschallt dasselbe Getöse um Ragout, Fisch und Roastbeef. Es gibt auch unweigerlich Ragout, Fisch und Roastbeef, das erstere, um die Knochen von gestern zu verwerten und die Zähne daran zu wetzen, den Fisch um der Abwechslung willen, das Roastbeef, um nachzufeuern, da es sich gemeiniglich erst nach fünf Stunden als unverdaulich erweist. Den Schluß bilden Sahnenbaisers und versteinte Torte. Wer auch noch den geringfügigsten Rest von Auswahl hat, wähle das Sahnenbaiser!

Eigentlich ist es Herzensgüte von dem Wirt, daß er uns auch das noch anbietet! Was sollten wir machen, wenn er uns Specksauce, Bohnen und Kartoffelklöße vorsetzte? Wir wären ebensogut gezwungen, sie hinunterzuschlucken. Alles kaut, beißt, leckt, schlürft, schleckert.

„Wie häßlich ist doch der Mensch, wenn er bloß ißt!" sagte Tina aus tiefster Seele; sie hatten Zeit, weil die Post viel später abging als der Gotthardzug. Die Karnin füllte sich zum drittenmal Hammelragout auf, was sie als das Eßbarste abschätzen gelernt hatte, und leerte mit Seelenruhe die dreiviertelvolle Flasche ihres hinausgehetzten Nachbars; dann genehmigte sie sich noch eins der Kuchenstücke.

„Wer weiß, was man heut abend kriegt," sagte sie orakelhaft.

Es goß wie aus umgestülpten Eimern. Alle Reisenden saßen längst auf ihren Plätzen; dabei wartete der Zug gemächlich noch eine Viertelstunde. Die Zurückbleibenden sahen sich die Abfahrenden an, diese musterten jene.

„Der Ratsmaurermeister fährt nach Lugano," erzählte Tina.

„Na, was der da will! Wirklich, Italien ist nicht mehr standesgemäß", sagte die Karnin.

„Aber, Gräfin, welch rückständiger Begriff!" rief Tina.

„Wissen Sie, ich meine mit Standesgenossen Menschen, Menschen mit Nerven, Augen und Ohren, die aufmerken, genießen und schätzen können. Diese Sorte" — sie machte eine majestätisch segende Handbewegung über die ganze lange Wagenreihe des Zuges.

„Reist aber doch."

„Ja, weiß der Himmel, weshalb die reisen!"

Der Zug setzte sich in Bewegung; rappelvoll bis auf den letzten Platz von Menschen mit Bädekern, verschwand er im Tunnelrachen.

Tina mußte ganz notwendigerweise schon von Göschenen aus eine Ansichtspostkarte schreiben, die Karnin war diskret genug, nicht zu fragen, an wen.

„Der Wirt hier an der Station ist Ernst Zahn, der Verfasser von Erni Behaim, Albin Indergand, Clari-Marie," wußte Tina, wiederkehrend, geheimnisvoll. „Er leitete beim Servieren vom Büfett aus. Wo wäre das bei uns möglich, ein Bahnhofswirt und bedeutender Schriftsteller!"

„Ja, die Schweizer!" sagte die Karnin. „Mir hat mal einer geantwortet, was sie draußen fürs Militär zahlen, stecken wir hier in die Schulen. Es muß aber noch an was anderm liegen. Die Berge machen die Menschen nachdenklicher, ernsthafter und selbstbewußter. Man ist nur ein Floh hier, aber vor Gott! Nicht vor Kommerzienräten und hohen Chefs wie in den großen Städten und in der Gesellschaft. Das macht den Unterschied!"

„So wird's wohl sein," sagte Tina.

Drittes Kapitel

Im Postwagen. Nebel. Gletsch

Die Karnin, Tina und ein Herr, der wie ein Norddeutscher und ein Militär aussah, saßen schon in ihrem Beiwagen, als ein geistlicher Herr sich noch einschob. Dieser geistliche Herr hatte das fröhlichste, netteste Gesicht von der Welt; er sagte mit einem Blick auf seinen Umfang

im gemütlichen rheinischen Dialekt: „Ich muß die Herrschaften sehr um Entschuldigung bitten! Aber es wird wohl für mich auch noch gehen?"

Es ging für ihn. Da Tina und der jüngere Herr vorzogen, ohne Verdeck zu sitzen, blieben die Karnin und der Hochwürdige im Fond.

Der Nebel war so dicht, daß man kaum das Band der Straße, auf dem sie dahinrollten, erkennen konnte; diese Straße erschien der Karnin ungebührlich schmal, holperig und steil abfallend.

„Mein Gott!" sagte sie, „das ist ja fürchterlich! Wenn nun die Pferde stürzten, wir da hinunterfielen!"

„Gott wird uns bewahren! Wir stehen alle in Gottes Hand!" tröstete der geistliche Herr mit angenehmer, volltönender, gleichsam wohlgeölter und durchgebildeter Stimme. Friedliche Heiterkeit lag in seinem Wesen, es bildete den vollkommensten Gegensatz zu dem durchfurchten, verwetterten Gesicht der Karnin. Diese war sichtlich beunruhigt, und auch etwas aufgeregt, daß ihr Nachbar ein Geistlicher war. Geistliche bildeten ihre Spezialität; sie versuchte sie zu bekehren, zu ihrem Evangelium von der alleinseligmachenden Natur herüberzuziehn.

Tina behauptete, daß ein plötzlicher Tod in Vollkraft und Freude einem langsamen im Bett vorzuziehen sei, der Offizier in Zivil stimmte ihr lebhaft bei, er sagte, er hätte sich immer vorgenommen, mit Willen und bei vollem Bewußtsein zu sterben, er möchte nicht alt, krank und nutzlos werden. Tina wurde ganz begeistert, sie begriff nicht, wie die Leute überhaupt über dreißig Jahre hinaus lebten; dreißig fand sie den Höhepunkt, das Mittagsjahr, den Zenit! In diesem Alter mußte man sterben.

Solche Ansichten beleidigten die Karnin förmlich. Trotz ihrer Hoffnungslosigkeit in bezug auf die Gesellschaft war sie glühendste Verehrerin des Lebens. Der Gedanke an den Tod bereitete ihr innigstes Mißbehagen; sie mochte nicht, daß man einen so düstern Gesellen auch nur scherzhaft erwähnte, und war überdies abergläubisch.

Der Kutscher erzählte mit behäbiger Breite von einem Unfall, durch ein Automobil veranlaßt, der im vorigen Jahr hier stattgefunden, die Postkutsche mit sechs Pferden und allen Passagieren war in den Abgrund gefallen; seitdem waren Automobile auf allen Paßstraßen verboten.

„Das ist doch entsetzlich!" rief die Karnin. „Hier war es, Kutscher? Bitte, lassen Sie halten! Tina, Sie müssen mit mir den Platz wechseln!"

„Sie haben gar keinen Vorteil, Gräfin, da Sie dann über mich rüberfallen!"

„Das ist egal!" Ich sehe doch wenigstens nicht.

Der Platzaustausch wurde bewerkstelligt. Die Karnin mit ihrem Regenschirm saß jetzt neben dem Offizier. Dieser Regenschirm war ihr unzertrennlicher Begleiter. Sie schützte damit ihren Teint; dem gleichen Zweck diente im Brustsack des Lodenen ihre Milchflasche, mit deren Inhalt sie sich von Zeit zu Zeit befeuchtete, die Milchperlen blieben in den Hautfalten hängen oder bildeten weiße Straßen. Diese Sorge um ihre Schönheit bei einer Frau wie die Karnin war hochkomisch, belustigte Tina außerordentlich.

Die Karnin schalt dann: „Sie sollten für Ihre eigne Haut sorgen. Das ist abscheulich, wenn man verbrennt! Für eine Frau ist es gar nicht hübsch, so herzlos zu sein!"

„Aber Gräfin! Sie haben die gute Bernis so angeblasen, sie wurde ordentlich gelb trotz des Rouge!"

„Gegen Puder und Schminke bin ich auch absolut. Aber natürliche Schönheit ist für eine Frau Wertsache. Nicht wahr, Hochwürden?"

„O gewiß!" sagte dieser behaglich. „Selbst der heiligen Kirche ist nicht verboten, daran Wohlgefallen zu finden."

„Nur aus der Entfernung. Wir dürfen sie erobern!" rief der Offizier feurig.

„Das ist wohl Ihr gutes Recht," meinte freundlich der geistliche Herr.

Der Nebel nahm die Dichtigkeit einer Mauer an. Die Reuß donnerte und toste irgendwo unten im Abgrund. Man sah durchaus nichts. Die Karnin jammerte, beschwor den Kutscher um einen Richterspruch, ob es bald besser würde. Sie hegte unbedingtes Vertrauen in die Wetterkunde dieser Leute. „Ueber der Furka wird's schön," sagte der Gutgeschulte jedesmal, verriet aber doch, daß sie hier oben seit Mitte Juni schlechte Saison hatten. Jemand nannte die Teufelsbrücke, alle stiegen aus. Aber sie sahen kaum den Mauerrand der Brücke, nicht mal das Suwarowkreuz zum Andenken an die 1799 gefallenen Russen.

„Nun ist man hier," klagte die Karnin, „für sein teures Geld, sieht nichts. Zehnmal hab' ich die Brücke gesehen — daß ich sie heut nicht sehe, ärgert mich tot!"

„Ich bin zum erstenmal hier, werde wohl auch nie wieder herkommen," sagte der geistliche Herr milde. „Trotzdem ist es schön hier sein! Man erhält einen Begriff von Gottes Macht und Unendlichkeit. Und wir hatten einen prachtvollen Sonnentag gestern in Luzern!"

„Der See ist Bilderbogennatur," stritt die Karnin giftig. „Deshalb ist er so beliebt."

„Für mich ist er hohe Schönheit." Sie waren wieder in ihren Wagen geklettert, jeden Versuch, irgend etwas zu sehen, als hoffnungslos aufgebend. Der Offizier bediente Tina mit Zuvorkommenheit, sie gehörte offenbar zu seiner Welt. Von der Karnin wußte er nicht, ob sie eine Schmierendirektorin oder Schauspielerin war; eins von beiden sicher! Er war ein hübscher Mensch, bis in die halbe Stirn verbrannt, darüber sehr weiß, blond und zurückhaltend.

Der geistliche Herr in seinem unverwüstlichen Optimismus bewunderte die Pflanzen und Blumen am Wegrand, Disteln, Arnika, Alpenanemonen und blaue, einfache Glockenblumen.

„Es ist wunderbar, wie diese Kleinen selbst auf die steilsten Höhen nachklettern, dort aushalten. Sie berühren mich heimatlich."

„Sie haben wahrhaftig schon Heimweh!" rief die Karnin. „Zum erstenmal in der Schweiz und Heimweh!"

„Warum sollte ich es leugnen?" sagte ihr gutmütiger Nachbar lächelnd. „Ich habe meine schöne Heimat lieb. Wenn mich die Ueberbürdung nicht gezwungen hätte, einmal Ferien zu machen, wäre ich auch in diesem Jahr noch nicht gereist. So ist es wohl besser."

„Und sind Sie denn nicht sehr unzufrieden mit dem Wetter?"

„Ich warte auf besseres!"

„Hochwürden!" sagte die Karnin neidvoll, „Sie müssen ein Mittel gegen Verdruß haben. Sie sehen so zufrieden aus! Verraten Sie es mir auch!"

Sie hatte die Gewohnheit, alle Leute auf der Reise anzuzapfen; wenn sie nicht essen, malen oder schreiben konnte, philosophierte sie wenigstens. Immer war ihr Geist rege; ihre Bekannten mißbilligten diesen Charakterzug an ihr, Tina fand ihn eigentlich achtungswert, obgleich er an Frau von Staëls Weimarer Verfahren erinnerte.

„Das ist ein weites Feld," sagte das neueste Opfer der Karnin, ohne augenscheinlich zu leiden. „Ich meine, man sollte seine Pflicht erfüllen, sich an den kleinen Dingen des Lebens freuen. Wir zum Beispiel sind unser vier Amtsbrüder; wenn wir nun einmal die Woche zusammenkommen, werden Witze erzählt. Das können die Rheinländer mal nicht anders!"

„Für einen guten Tropfen ist gesorgt?"

„Den guten Tropfen gebe ich auch zu," sagte der geistliche Herr.

„Und dabei sind Sie immer zufrieden? Sehen Sie, ich will so viel. O, ich möchte die ganze Welt erobern und glücklich machen!" verkündete die Karnin.

„Das ist zuviel."

„Was nützt das Leben, wenn man nicht alles hat, es ausschöpfen kann!" rief die Karnin. „Alles Schöne sehen, alles Wissenswerte wissen, lieben, leben mit allen Sinnen möchte ich! Finden Sie nicht, daß die meisten Menschen entsetzlich stumpf und kleinbürgerlich sind?"

„Man muß sie wohl mehr aus der Nähe betrachten," sagte der geistliche Herr. „Felsen und Gletscherfirnen sind nicht alle."

„Gott! Gletscher! Gletscher, Tina!" schrie die Karnin dazwischen. „Kutscher, wie heißt der rechts? Drüben der?"

Ganz oben über dem Nebel sah man sie von Zeit zu Zeit auftauchen, ganz unromantisch, kalkig selbst sie, an eine Schneelast auf Hausdächern erinnernd.

„Immer gerade noch ein kleiner Trostblick für uns!" fand der wohlwollende geistliche Herr.

Tina mit ihrem Begleiter stellte auf, daß der Stoizismus die einzig richtige Weltanschauung sei. Wenn man sich nichts mehr aus dem Leben mache, könne man es leicht nehmen und erträglich finden.

Diese Spartanertugend empörte die Karnin, die ein unverbesserlicher Genußmensch war. „Nein, lieber will ich gar nicht leben, eh ich so denke wie Ihr!" sagte sie. „Pfui, das ist eine herzlose Auffassung."

„Aber männlich und nobel!" behauptete der Leutnant. „Welch ein famoser Kerl war zum Beispiel Marc Aurel!"

„Und Friedrich der Große, der Prinz Heinrich, sein Bruder!" half Tina ein. „Der König wollte unter seinen Hunden begraben werden. ‚Müde vom Kampf mit den eignen und fremden Leidenschaften, oft getröstet von der Freundschaft, glücklich nur in der Einsamkeit,' heißt's in der Grabschrift des Prinzen."

„Wie sind Sie schon so früh freudlos geworden?" erkundigte sich der geistliche Herr teilnahmsvoll.

„O, ich bin in Pensionen aufgewachsen, ich hatte keine frohe Jugend," sagte Tina.

„Für einen Soldaten ist's die einzig würdige Auffassung. Ich wette, das gnädige Fräulein hat auch Soldatenblut in den Adern!" riet der Offizier.

„Vielleicht," sagte Tina traurig.

„Laßt mich aus!" grollte die Karnin. „Ich will leben und genießen bis zum letzten Tropfen. Steinalt will ich dazu werden! Ob Sie mich hundertmal auslachen! Nun gehe ich noch nach Indien, verschlucke den Buddhismus auch noch!"

„Ich bleibe an meinem Platz," sagte der geistliche Herr. „Meine alte Schwester wird sich freuen, mich wiederzuhaben."

„Warum ist Ihre Schwester nicht mit?"

„Ja, sonst machen uns die jungen Herren Vikare am Ende zu Haus Dummheiten."

„Welches Leben!" seufzte die Karnin. „Ich bin gejagt, heut hier, morgen dort, immer für höhere Zwecke, für Vorträge, Ausstellungen, Propaganda tätig. Selbst meine Kinder kann ich nicht bei mir haben, andre erfreuen sich an ihnen! Ich weiß kaum mehr, daß ich Mutter bin."

„Da wäre doch aber Ihre nächste Pflicht," sagte der geistliche Herr.

„Ach, Hochwürden, beklagen Sie mich! Ich bin eine unglückliche Frau, der Dämon treibt mich um, mein Genius! Ich und Wagner, wir sind

ruhelos, heimatlos. ‚Sie freude-helfeloser Mann,‘ schreibt die Wesendonck an ihn."

„Das muß eine merkwürdige Gemütsveranlagung sein!" meinte der Pfarrer.

„Das Schicksal! Mein Dämon! Sie wissen nicht, was man darunter leidet, anders zu sein als alle andern! Doch ist's mein Stolz, mein Prophetentum! Ich verachte die Masse!"

„Niemand ist verächtlich."

„Nun," sagte die Karnin großartig, „Alltagsmenschen mögen in einem gewissen beschränkten Maß auch einen Zweck erfüllen. Für mich ist das nichts, ich strebe immer ins Maßlose, nach eisigen Höhen, den Adlerhorsten!"

„Sie kommen ja gar nicht hinauf," sagte Tina lustig. „Sie sind ja asthmatisch, behaupten Sie!"

„Ach ja, mein Asthma!" Die Karnin schnappte plötzlich wie ein Fisch, führte ihr Riechsalz zur Nase. „Denken Sie sich, daß ich in diesem Jahre zweimal Rippenfellentzündung gehabt habe. Ich lag am Tode."

Der geistliche Herr bedauerte von Herzen: „Warum gehen Sie dann gerade ins Hochgebirge?"

„Der Dämon!" sagte sie. „Mich treibt's auf Höhen. Deswegen erschien mir Luzern verächtlich. Einsam, mit Adlern, muß ich horsten!"

„Ich werde mich wohl begnügen, mit der Post zu fahren," erzählte der geistliche Herr. „Ich habe zwei Amtsbrüder mit, die denselben Weg von Göschenen nach Gletsch zu Fuß machen. Heut abend im Hotel Gletsch denke ich sie vorzufinden."

„Gehen Sie auch nach Gletsch?" erkundigte sich der Offizier angelegentlich bei Tina.

„Wir werden wohl morgen dort sein, bleiben heut abend auf der Furka."

Die Karnin quetschte den Kutscher über Hotel- und Wagenpreise aus, verlangte schmerzlich nach einem Schnaps. Sie trank seelenruhig aus des Mannes Branntweinflasche und behielt die Flasche ganz. Es wurde empfindlich kalt hier auf der Paßhöhe, der Regen plätscherte und goß mit unbarmherziger Ebenmäßigkeit, man sah nur noch rechts und links undeutlich die Wegränder. Tina und der Offizier lachten.

„Wie, wenn Sie in den Krieg sollten, gnädige Frau?" fragte der Offizier.

„Krieg ist für mich das Allerabscheulichste, was es gibt," sagte die Karnin. „Sie sollten sich schämen, solchen Beruf zu haben!"

„Oho, Sie sind wohl Berta von Suttners Freundin?"

„Berta von Suttner kenne ich nicht," die Karnin hegte den gesunden Haß einer berühmten Frau gegen die andre, „halte auch nicht viel von ihren Büchern. Der Krieg ist eine Schmach für das Menschengeschlecht."

„Es wird sie noch lange tragen."

„Tant pis. Ich sage was ich denke. Wenn die Frauen Soldaten wären, würden sie sich schon längst nicht mehr gegen Kanonen schicken und totschießen lassen."

„Das ist möglich. Wir müssen eben warten, bis die Frauen das Heft in Händen haben."

„Bilden Sie sich nur nicht ein, daß das noch lange dauert, junger Mann!" verwies die Karnin mit Strenge. „Nach allem, was das Geschlecht in dreißig Jahren geleistet hat, ist ihm eine stets ansteigende Laufbahn vorauszusagen."

„Gar nichts haben sie erreicht!" platzte Tina dazwischen. „Auf viel Geschrei und wenig Wolle führt sich die ganze Frauenbewegung zurück."

„Bravo, gnädiges Fräulein!" applaudierte der Offizier. Die Karnin war sprachlos vor Entrüstung.

„Du, du, Melitta, nimmst die Partei des Erbfeinds, des Tyrannen!"

Die Karnin hatte drei Männer gehabt, sie hatte den ersten zum Pinselauswaschen benutzt, pflegte den zweiten durchzuprügeln, der dritte war vierzehn Jahre jünger als sie gewesen und an der Schwindsucht gestorben.

„Ich finde," sagte Tina störrisch, „daß wir nichts erreicht haben, die Welt sich in nichts Wesentlichem verändert hat oder überhaupt je ändern wird."

„Aber Frauen können heute Aerztinnen, Juristinnen werden!"

„Das konnten sie im Mittelalter auch schon. Jeder Soldat trägt bekanntlich den Feldherrnstab im Tornister, jeder Bauernjunge kann schließlich Minister werden."

„Auf der Berliner Universität sind sechshundert Hörerinnen!"

„Glauben Sie, daß eine einzige an derselben Universität Lehrerin wird, oder auch dann, daß sie etwas zu sagen hätte?"

„Tina, Sie sollten sich schämen!"

„Ich bin Zweiflerin aus Selbsterkenntnis geworden. Ja, glauben Sie denn wirklich," Tina wurde lebhaft, „wenn sie ebenso stark wäre, daß die weibliche Schöpferkraft sich so unterdrücken ließe? Frauen hatten immer zum mindesten dieselben Möglichkeiten der Betätigung wie etwa die niederen Volksklassen. Welchen Anteil haben diese zu geistigen Großtaten auf allen Gebieten gestellt!"

„Wir leisten genug heutzutage."

„In Reklame, ja. Ich hatte früher nicht gedacht, daß unser Geschlecht einen so häßlichen Emporkömmlingszug entwickeln würde," sagte Tina fast traurig.

„Melitta, du bist eine Ketzerin!"

„Ich fühle es," sagte das junge Mädchen, „deshalb halte ich mich von modernen Weibern zurück."

„Trotzdem bist du ein modernes Weib."

„Ja, gewiß. Ganz modern. — Vielleicht nur moderner als die andern."

„Nun," sagte die Karnin, „ich kann mich

nicht ändern. Ich bleibe eben, was ich bin, die Karnin."

Der junge Offizier verbeugte sich achtungsvoll, er hatte den Namen irgendwo gehört, wußte aber durchaus nicht mehr, in welchem Sinn. Er hätte viel lieber Tinas Namen gewußt.

„Haben Sie schon mal etwas von der Karnin gehört, Hochwürden?" fragte die Trägerin dieses Namens den Geistlichen.

Der sagte: „Ich wohl nicht, aber ich bin auch gar nicht maßgebend in meinem westfälischen Städtchen, und das Amt nimmt mich gar sehr in Anspruch."

„Kann man denn da leben?" fragte die Karnin.

„Schön ist's dort! Limburg an der Lahn ist schön, der Westerwald, Berleburg, die Lützelbahn."

„Die Gegend ist wirklich schön und so gut wie unbekannt," sagte Tina. „Wenn ich an die Wiesen denke! Und an das alte Schloß, die herrlichen Wälder nach der Lützel rauf! Nur Wasser fehlt Ihnen im Siegerland, obgleich die Wiesen die schönsten sind, die ich kenne, und die Gerber hausen übel in Ihren Eichenwäldern."

Der Herr Pfarrer strahlte, daß die Baronin seine Gegend kannte, sie vertieften sich beide in allerlei Einzelheiten, die von seiner Seite liebevollste Versenkung bewiesen.

„Kennen Sie den Fürsten Bryen-Regenstein?" fragte der Leutnant dazwischen.

Tina sagte kalt: „Nein." Sie wollte ihr Inkognito nicht aufgeben, seine fortgesetzten versteckten Bemühungen, es zu durchbrechen, reizten sie.

„Sie haben aber doch Beziehungen in der Gegend?" beharrte er.

„Diese Besitzungen kenne ich nicht." Der Herr Pfarrer kannte sie desto ausführlicher, gab weitausholenden Bescheid.

Der Wagen kroch langsam und träge im Nebel durch das Urserental. Der Eindruck von gottverlassenster Oede vertiefte sich durch den Regen, braune und graue Schafe klommen an steinigen Hängen, das schlechte Wetter hatte die Fremden aus Andermatt und Hospental vertrieben. Alles triefte, fröstelte in grundlos aufgeweichtem Straßenschmutz.

In Realp wollte die Karnin durchaus Kaffee trinken. Sie klagte über ihre Gewohnheit, zu allen Zeiten etwas zu sich nehmen zu müssen, die gegen ihre Sparsamkeitsgrundsätze verstieß, und bewunderte Tina, weil sie nie Hunger oder Durst hatte. Das Mädchen blieb im Wagen sitzen, der Offizier stellte sich an das Fenster der Wirtschaft, um sie zu beobachten.

Tina überlegte, wie es sonderbar war, daß sie überall Aufmerksamkeit erregte; es war der Prinzessinzug an ihr. ‚Bettelprinzeß!' dachte sie traurig.

Die Karnin erledigte alle Mahlzeiten sehr ausgiebig, und eine Postkutsche scheint überhaupt niemals Eile zu haben. „Ich möchte Ihnen so gern den Rhonegletscher zeigen," sagte der Offizier. „Ich habe ihn schon mal gesehen. Wir könnten über Nägelis Grat herabsteigen, die Dame unten treffen."

„Ich trenne mich nicht von der Dame," sagte Tina.

„Es ist wohl eine Verwandte von Ihnen?"

„Ich kenne sie gar nicht."

„Gnädiges Fräulein reisen gern allein?" fragte er nun direkter.

„Ich reise ja nicht allein, da ich mit der Dame reise," bemerkte Tina kühl.

„Aber sie geht nicht gern zu Fuß?"

„Dann gehe ich eben zuweilen allein, umbringen wird mich wohl hier in der Schweiz niemand."

„Sie finden mich dreist?" fragte er gekränkt.

„Ich finde Sie gar nichts. Vor Dreistigkeit schütze ich mich schon selbst."

„Ah, Sie können sich überall selbst beschützen!" rief er bitter.

„Warum beschäftigen Sie sich überhaupt mit mir?" fragte sie noch kälter.

„Weil ich Sie bewundre! Sie scheinen mir geschaffen für mich."

„Sie gehen schnell," sagte sie nun doch lächelnd. „Ich habe selbst nämlich so ganz und gar nicht das Gefühl."

„Mokieren Sie sich über alle Männer?" forschte er.

„Fragen Sie alle Damen derartig aus?" gab sie zurück.

„Ich habe keine Zeit, Umschweife zu machen, auf der Reise sieht man sich und verliert sich."

„Das gerade ist das Nette," schloß Tina den Wortwechsel ab. Sie hatte sich wieder zurechtgesetzt, diesmal mit der Karnin im Fond.

Jetzt starrte sie in die trüber und trüber werdende Weite, er ließ kein Auge von ihrem weißen Gesicht.

Die Karnin glaubte trotz Emanzipation und Branntwein an die wiederbelebenden Kräfte des Kaffees. Sie hatte sich noch ein halbes Brot auf Vorrat mitgenommen und biß hinein. Sie war durchaus der Meinung, daß man für sein Geld genug kriegen mußte, auf die Güte des Gebotenen kam ihr wenig an. Nur die Portionen waren überall knapp bemessen. „Sie tun es mit Absicht, die Bestien! Um uns zu zwingen, Kostspieliges zu verzehren! Könnten sie nicht Linsensuppe oder Kohl mit Rindfleisch geben? Es ist unerhört! Ich esse mich nur satt, wenn ich Pension zahle; dann beeinflußt mein Hunger den Preis nicht."

Sie gab Anweisungen über die Kunst, in teuren Hotels billige Preise zu zahlen: „Vor allem muß man vorher schreiben und wuchtig

auftreten. Ich beschwere mich stets oder belobe den Wirt; dafür kriege ich überall alles. Ich drohe, ihn ins Feuilleton zu setzen!"

„Mein Gott!" sagte Tina ehrlich erschrocken, „dann werden uns die Leute etwa gar für Journalisten halten!"

„Wir können für gar nichts Besseres gehalten werden, um billig zu leben," erklärte die Karnin ihr System. „Manchmal schenke ich auch dem Wirt ein Bild oder male seine Tochter. Ich liebe, daß die Leute gefällig und patriarchalisch sind; man darf sie von solchen Sitten nicht abkommen lassen."

„Zuweilen machen Sie aber doch auch trübe Erfahrungen?"

„Mich kann man nicht beleidigen," sagte die Karnin mit Erhabenheit. „Es ist ein rechtmäßiger und offener Krieg, in dem ich mit der Meute liege, und, glauben Sie mir, meistens siege ich!"

Der Pfarrer fand die Methode nicht schlecht, erinnerte launig an die Witwe im Evangelium, die der ungerechte Richter schließlich doch erhört „um ihres unverschämten Geilens willen". Die Karnin nahm die Anspielung gar nicht übel; nichts freute sie mehr, als wenn man ihre praktische Lebensweisheit bewunderte. Sie teilte höchst bereitwillig davon mit, fragte und horchte aber auch alle andern aus. Weil sich die meisten Reisenden ebenso gern über Preise unterhielten, gelang der Kunstgriff immer vollkommen, das ganze Coupé redete dann über Mark, Franken und Gulden, irgendein Berg oder Gletscher, der sich im Fenster zeigte, wurde ordentlich als unwillkommene Ablenkung empfunden. Sie hatte in der Eile vor Göschenen noch Zeit gefunden, von Tinas Biedermann die Adresse von einem Hotel in Trient, einem in Lugano und einem in Bellaggio zu erpressen. „So'ne Leute wissen was! Die geben nichts umsonst," urteilte sie mit richtiger Witterung.

Der geistliche Herr war nach ihrer Schätzung dazu ausersehen, übers Ohr gehauen zu werden, dem Offizier mißtraute sie überhaupt; Norddeutsche konnte sie nicht leiden, die knöpften sich zu und „taten sich". Auch Tina zierte sich ihrer Meinung nach, doch war sie ihr als Begleiterin gerade recht, weil sie sich alles gefallen ließ, die Karnin selbstherrlich bestimmen konnte.

Mit dem Abend wurde die Atmosphäre zu einem Sack. Hier sollte das Furkahorn aufsteigen, Bädeker zählte Finsteraarhorn, Walliser Fiescherhörner, Agassiz und Schreckhörner auf. Die Karnin jammerte unausgesetzt über die entgangenen Genüsse, der geistliche Herr tröstete.

„Aber denken Sie sich, man könnte das Wetter vier Wochen hintereinander haben?"

„Darein müßte man sich auch finden."

„Nein, Hochwürden, Sie sind zu friedfertig!"

„Verehrte Frau, hilft's denn zu schimpfen?"

„Dies ist doch aber abscheulich!"

„Wir hatten dafür die angenehme Gesellschaft."

„Hochwürden, jetzt glaube ich gar, daß Sie ein Schelm sind!"

„Ich habe es schon längst gedacht," sagte Tina.

Die Karnin sah den Ertappten halb strafend, halb erheitert an: „Auf dem Wege droben waren Sie so nett ernsthaft."

„Sie waren alle viel ernsthafter!" wehrte sich der Angegriffene. „Ich war eigentlich noch der einzige Lustige."

Die Karnin seufzte: „Sie sind ein glücklicher Mensch! Wer auch sein Glück so zu finden vermöchte!"

„Man muß nur gar nicht an sein Glück denken," sagte der geistliche Herr, nun wirklich ernsthafter. „Dann hat man's meistens schon."

„Oder nicht an sich selbst denken," fiel Tina ein.

Er sah sie warm an: „Da dürfte das Fräulein wohl recht haben. Für den jungen Menschen ist's schwer."

„Ach was!" schnappte die Karnin rauh, sie konnte nicht leiden, daß man von Alter sprach, außer wenn sie andre damit ärgern konnte. „Jung ist man, solange man jung fühlt."

„Das ist gewiß ein wahres Wort," sagte der geistliche Herr. „Und weil Sie sich so jung fühlen, jünger als wir alle, verehrte Frau, dürfen Sie auch am wenigsten beanspruchen, zufrieden zu sein."

Dies nahm die Karnin als eine Schmeichelei. Sie wurde vertraulicher, begann dem geistlichen Herrn von den Erfahrungen ihrer drei Ehen zu reden. Fast alle Frauen reden gern mit geistlichen Herrn, die gewissermaßen neutral und von Berufs wegen doch teilnahmsvoll sind.

„Eine künstliche Grotte ist in den Gletscher gehauen. Sie ist sehr sehenswert," bemerkte der Offizier.

„Mir ist die natürliche, aus der die Rhone geboren wird, lieber," wich Tina aus.

„Sind Sie morgen dort?"

„Ich weiß nichts darüber. Madame Karnin bestimmt alles."

„So ist Madame Französin?"

„Beinah."

„Und Sie selbst sind wohl auch eine halbe Ausländerin?"

„Warum?" fragte Tina schelmisch. „Weil ich mich feindlich stelle gegen preußische Truppen?"

„Ich bin Ihnen nur nicht gut genug. Wenn ich ein Engländer wäre oder ein Franzose!"

„Ich kenne so viele Engländer und Franzosen," sagte Tina nachdenklich.

„Nun, und?"

„Am Ende waren alle Menschen, einer wie der andre — Männer!"

„Sie sind für Frauenrecht?"

„Ach Gott nein! Nur sehr für Menschen! Denken Sie sich, es müßte einen Zustand geben,



Zeitungsleser

Nach einem Gemälde von Franz Hecker



wo das Geschlecht keine Rolle spielte und ganz zurückträte!"

„Bei Ihnen könnte es nie jemand vergessen!"

„Das wäre mir leid."

„Es ist aber so!"

Er behielt das letzte Wort, woraus er vielleicht eine gewisse Befriedigung zog. Die Damen stiegen auf der Paßhöhe am Hotel Furka aus; die Karnin wortreich, sie hatte dem geistlichen Herrn noch tausenderlei anzuvertrauen: „Das ist sehr lehrreich für Sie in Ihrem Beruf. Nur Geistliche könnten eigentlich die Frauen verstehen, ihre Frauenseele!"

Tina stand kühl und etwas ungeduldig. Sie achtete nicht auf den messerscharfen Wind, der ihr Haarsträhne ins Gesicht ringelte. Eigentlich sah sie ungünstig aus für ihre Verhältnisse — der Leutnant fand sie schicksalsschön und nornentragisch.

Tina dachte schon gar nicht mehr an ihn. Die Karnin hatte sofort ausgekundschaftet, daß fünfundzwanzig Minuten vom Hotel ein Aussichtspunkt sei; in ihrer Gier wollte sie den nicht missen, trotzdem das Abendessen auch lockte.

„Nur ein paar Schritte wollen wir in der Richtung gehn!" wies sie Tina an.

Diese ging voraus. Es schritt sich wunderbar leicht und federnd nach der langen Fahrt. Ihre Glieder freuten sich der Bewegung, sie hielt sich dicht am Rand des Kessels, worin die Nebel brauten.

Kleine, den Zaunkönigen ähnliche Vögel liefen und hüpften neben ihr her, flogen zwitschernd auf. An jedem Hälmchen hing das Wasser in tausend perlgrauen Tröpfchen.

Von der Karnin sah und hörte sie nichts mehr. Jedenfalls war diese weit zurückgeblieben, sie ging beschwerlich auf zu kleinen, schwachen Füßen mit der Langsamkeit und Zähigkeit einer Schnecke. Tina war ganz allein in dieser Wildnis, zwischen Steinen und Oede, die das winzige Viereck des Hotels mit seinen Lichtern längst aufgesogen hatte; sie ging neben der Erde und dem Stein wie neben altvertrauten, mütterlichen Begleitern.

Plötzlich zerriß die Abendsonne noch einmal für einen ganz kurzen Moment den Nebel. Tina stieß einen Ruf des Entzückens aus. Der ganze Rhonegletscher mit seinem Sturz schäumender, vereister Wellen warf sich von hier aus, ihr gegenüber, von der Höhe ins Tal. Oben auf dem breiten Scheitel lag das Abendrot, er wurde bläulich, starrend und zackig, endigte im fahlen Weiß, in Schmutz und Schutt der Moräne, ein Fluß, aber der Fluß vorgeschichtlicher, gigantischer Zeiten, aufgehalten und versteint in seiner wüsten Zerstörungskraft, dem Dämonenungestüm chaotischer Urgewalten.

Das Mädchen hatte Tränen in den Augen, ihr Gesicht war ganz blaß.

Der Nebelvorhang bedeckte das Schauspiel längst wieder, als sie die Karnin fand. Die war auf halbem Weg stehen geblieben, schalt und fluchte. „Fürchten Sie sich denn gar nicht? Sie sind wohl toll, in einer unbekannten Gegend bei dem Nebel hinauszulaufen!"

„Gar nicht," sagte Tina. „Es war schön. Dies war der erste volle Schönheitsmoment. Es ist gut, wenn man dazu allein und nicht ganz glücklich ist."

‚Ob sie in Otto Kandersteig verliebt ist?' dachte die Karnin. ‚Das ist doch gar nicht möglich!'

Tina war auch gar nicht in den Fürsten verliebt, nur in die Liebe, in irgend etwas Hohes, Schönes, ganz Auslösendes! Sie sehnte sich nach der Brust der Natur. Heut hatte die große Mutter sie einen Augenblick lang angeschaut; sie fühlte sich erweicht und freier.

Die Karnin war eifrig beschäftigt, ein möglichst billiges und nahrhaftes Mahl nach der Karte zusammenzustellen, und schimpfte, daß sie ein Zimmer in der Dependenz ohne Aussicht hatte.

„Aber Gräfin, niemand hat doch Aussicht."

„Wer kann wissen, wie es morgen früh ist," sagte die Erfahrene. „Genieße ich die Aussicht nur fünf Minuten lang, will ich sie doch haben! Ich bezahle gerade so viel wie ohne Aussicht."

Das war unbestreitbare Wahrheit.

Viertes Kapitel

Das Eggishorn. Herr Cathrein und der Konkordiapavillon

Tina stieg in strahlend froher Morgensonne das Eggishorn hinauf, während die Karnin in großem Abstand, mühsam keuchend, nachklomm.

Immer von Zeit zu Zeit blieb das junge Mädchen stehen und wartete auf die Begleiterin. Diese Rastplätze waren überaus lieblich; manchmal sah man, im Wald eingeschlossen, gar nichts, nur Gebüsch und Tannen, kleine Pilze lugten aus dem Moos, überall sprudelten, plätscherten Quellen mit eigentümlich munterem Silberlaut jungfräulichen Wassers, Thymian, Minze, Brombeergerank wucherte am Rande, alles Grün erschien in leuchtender Frische, nach dem langen Regen und Nebel in Freude getaucht. Oder ein Ausblick zeigte das ganze Rhonetal, das sie am Tag vorher in strömendem Regen durchfahren hatten; die Karnin vermeinte alle Leiden der Welt, Rheumatismus, Halsschmerzen, Ischias zu spüren, jammerte und trank Schnaps. Glorreich war dafür der heutige Morgen! Tina hätte wie eine Lerche singen, kleine jubelnde Töne ausstoßen mögen, immer drängten sich ihr die Tränen in die Augen, so schön war es, so frisch und einsam!

Trotzdem waren sie nicht die einzigen Bergwandrer. In ununterbrochener Reihenfolge wie

die Wallfahrer zogen die Leute, Maultiere mit Reitern und Reiterinnen, Packesel mit ihren mehr Italienern als Schweizern ähnlichen Begleitern, Engländerinnen zu dreien und vieren mit blauen Schleiern, Brillen und spitzen Nasen, aber schlanken, knabenhaften Gestalten, die ihr Alter unergründlich machten, sie gleichsam geschlechtslos erscheinen ließen, deutsche Wanderer, der Familienvater, der sich den Bauch abtritt, bedächtig und schwitzend wandert, Lehrer paarweis und in Trupps — alle ein wenig zu fett! Zwei bildschöne junge Engländer mit dem Profil griechischer Statuen schritten federnd, unbeschwert, den Göttern gleich, Führer und Träger folgten. Vom Konkordiapavillon unternahm man die großen Touren auf die Jungfrau, nach Grindelwald, zum Finsteraarhorn.

Alle stiegen den besonnten Berg hinan. Die Karnin sprach mit jedem, fragte nach Weg und Zeit. Nach einer Stunde war sie schon erschöpft und sehnte sich nach Erfrischungen.

Tina lachte, sie kam sich leicht, frei und jung vor.

„Ich habe doch das zehnfache Verdienst," sagte die Karnin neidisch. Tina gönnte es ihr.

„Ich will gar keine Verdienste haben, ich will mich nur freuen," sagte sie.

„Warum wollen Sie mit keinem Menschen anbändeln?"

Das Mädchen schüttelte den Kopf. Sie weinte zu rasch, ihre Nerven waren angegriffen. „Menschen verderben mir alles. Ich liebe ihre Stimmen nicht; so wenige haben eine angenehme Stimme!"

Sie dachte an Otto Kandersteig, der ihr nie unangenehm, immer ruhig und zuverlässig war. Es blieb doch schon ein großes Verdienst, nie unangenehm zu sein! Vielleicht war das alles, was man überhaupt erwarten konnte?

Dann wieder dachte sie an gar nichts, wollte sich wie ein Vogel frei fühlen, Schönheit eintrinken.

Oben blieb der Wald zurück, Matten, eine Art Heide, folgten. Immer plauderten, rieselten die Quellen, zwei Arbeiter, die Heubündel trugen, legten sich vor ihr ins Gras. Der Junge war bildschön, Tina sah ihn an.

Der Junge blinzelte nach ihr unter seinen Lidern, zeigte seine weißen Zähne.

Nun blickte sie nicht mehr hin, er schlief ein, der versonnene, schwelgerische Ausdruck blieb auf seinen Lippen.

Tina saß gleich einer kleinen Königin auf ihrem Steinthron, wohl eine Stunde lang zogen die Bergwanderer an ihr vorbei.

„Wie Sie nur so immer sitzen können!" sagte die Karnin. „Sie dichten doch nicht."

„Ich freue mich bloß," sagte das Mädchen.

Die Karnin erzählte, daß sie am liebsten unter Wohlgerüchen, in Hitze und Farbenorgien dichtete, sie hatte daheim Löwenfelle und Totenköpfe, trug phantastische, schleppende Seidengewänder.

„Warum kommen Sie eigentlich her?" fragte Tina.

„Der Romantik des Hochgebirges wegen! Und dies enttäuscht mich; das Eggishorn ist ein Kuhberg, gar keine Sensation, nur Mühe."

Tina lachte: „Das ist überhaupt noch gar kein Berg!"

„Ich würde die Mühe vergessen, wenn ich wirklich Schönes sähe!" sagte die Karnin. „Das würde ich! Die Furkalandschaft war viel schöner, so öd und grandios! Sie hatte Linien."

„Sie achten auf all die kleinen Dinge nicht. Die Luft, und die Anstrengung selbst ist ein Genuß."

„Dazu brauch' ich nicht hierher zu kommen. Luft und Anstrengung kann ich im Harz oder im Riesengebirge auch haben."

„Sie sind immer unzufrieden," sagte Tina. „Wenigstens werden Sie jetzt eine reine Freude an Ihrem Lunch erleben, wenn wir nicht zu spät kommen. Baedeker gibt uns drei Stunden, wir haben fünf gebraucht und sind noch nicht oben."

Die Karnin langte in einem wirklich lebensgefährlichen Zustand im Hotel Jungfrau an. Sie sank auf den ersten besten Rohrlehnstuhl in der „hall", erklärte, nicht weiter zu können.

Nun trat Herr Cathrein in Tätigkeit, ein wahrhafter Vater seiner Gäste und ein Wirt, wie er im Buche steht. Er nahm sich der erschöpften Karnin aufs beste an. Sie wurde gut genährt und getränkt, wodurch sich ihre Lebensgeister in erstaunlicher Weise hoben. Sie zeigte sich aufgeknöpft und gesellig ihrem Charakter gemäß, während Tina sofort wieder in die Berge stiefelte.

Ein peinigender Wunsch, sich tödlich zu ermüden, war in ihr. Sie wurde nicht müde, vielleicht vor Ueberanstrengung, denn ihre Knie zitterten, alle Pulse klopften fiebrig.

Sie kam zurück, um sich für die Table d'hote anzuziehen, und erschien tadellos in perlgrauer, weicher Crêpe de Chine mit Spitzen.

Die Karnin ärgerte sich, nannte schlechte englische Sitte, nach einem anstrengenden Tag Toilette zu machen; höchstens eine andre Bluse gestattete sie.

Tina verteidigte die englische Art. Sie sagte: „Die Engländer strengen sich körperlich am meisten an und sind immer tip-top. Das gibt ihnen soviel Haltung und äußere Disziplin."

„Aber es ist ungemütlich," beharrte die Karnin. Sie hatte die Mehrzahl der deutschen Hotelgäste für sich. Am liebsten bildeten diese einen eignen Tisch, weil ihnen die Engländer zu „fein" waren, und tauschten halblaute Bemerkungen über Fracks und Perlenkolliers aus. Französische Familien essen unter allen Umständen an gesonderten Tischen und sind im Gesellschaftsanzug.

„Was ist gemütlich?" fragte Tina. „Abgesehen vom Seelischen, was schwer zu bestimmen ist,

kommt es auf gleichbedeutend mit Schlafrock, Pantoffeln, überheizten Stuben und schlecht angerichtetem Essen, das man unappetitlich verzehrt, heraus. Ich finde Gemütlichkeit meistens unästhetisch, wenigstens in Gesellschaft andrer, auchreisender Mitmenschen, sollte man darauf verzichten können. Haltung ist soviel wert, mir scheint sie das Beste, was wir den Engländern nachmachen könnten."

„Ihre Steifheit erstickt jede Eigenart," sagte die Karnin. „Ich finde Engländer schrecklich langweilig."

„Doch nur auf den ersten Anhieb, weil man sie nicht kennt. Unbekannte Menschen, die kurzweilig sind, müssen sich auffallend benehmen, sonst fände man sie eben nicht unterhaltend."

Die Karnin war auf einen schwachen Punkt gedrängt; sie wußte, daß sie auffiel, und wollte auffallen.

„Man muß dazu furchtlos genug sein," sagte sie.

„Wirkliche Furchtlosigkeit zeigt sich in ganz andern Dingen," sagte Tina. „Die Engländer sind im allgemeinen als Staatsbürger und Persönlichkeiten viel furchtloser und unabhängiger als die Deutschen. Sehen Sie doch, wie diese stets auf den Eindruck bedacht sind, den sie hervorrufen! Eine deutsche Dame fühlt sich befangen, wenn sie in einen großen Kreis eintritt, ihre Eitelkeit bedrückt sie, weil sie denkt, jeder achtet auf dich. Sie ist diese Beachtung von zu Haus gewohnt, in der Tat wird sie ihr auch auf der Reise wieder zuteil — von den andern Deutschen! Im Nu wissen die, wer jeder ist, wenn sie Kellner ausfragen und spionieren sollten! Hören Sie ihre ewigen Bemerkungen über Juden und Offiziere, die einen im wohlwollend ehrfürchtigen, die andern im gehässigen Sinn. Sie nehmen Marburg, Düsseldorf oder Königsberg überall mit hin, auf den Montblanc oder auf den Himalaja. Vielleicht möchten die Männer schon manchmal anders, die Damen können's noch nicht."

„Sie sind unpatriotisch," tadelte die Karnin.

„Ich möchte, daß wir so weit wären wie die Engländer," sagte Tina. „Ich weiß nicht, ob es ein Unrecht ist, das zu wünschen. Jeder müßte, meine ich, für sein Volk das Beste wünschen, was es zurzeit in der zivilisierten Welt gibt."

Die Karnin wandte ein: „Wir haben doch wundervolle Eigenschaften, können so viele Sprachen, besitzen eine höhere allgemeine Bildung."

„Nur im Charakter sind wir weniger groß!" sagte Tina trübe. „Auf den kommt's aber doch vorläufig wohl noch lange an. — Im Grunde, im tiefsten Grunde, künstlerisch gewiß! sind an jeder Nation ihre Nationaleigenschaften, vielleicht ja ihre Fehler, die wertvollsten. Wie liebe ich die Franzosen! Nirgends lebt sich's so frei und angenehm wie in Paris, dennoch wünsche ich mir keinen Augenblick Pariser Sitten oder französische politische Zustände nach Berlin."

„Sie sind doch ein halber Mann, Tina," sagte die Karnin, die politische Gespräche über bestehende Zustände nicht liebte. „Dabei gar nicht radikal."

Tina seufzte: „Ach radikal sein ist so leicht!"

Die Karnin sagte: „Nationalität, Patriotismus, Partei, das ist ja alles Unsinn! dergleichen dürfte es doch gar nicht mehr geben! Jeder aufgeklärte Mensch hat die Pflicht, sich von solchem Ballast der Vergangenheit frei zu machen. Sehen Sie Goethe an!"

„Goethe stand theoretisch gewiß drüber, und in der Praxis gab er wahrscheinlich ganz gut acht, daß seine Weimarer Behörde keine Dummheiten machte."

„Nun, ich bin radikal," sagte die Karnin. „Mir kann man keinen Widerspruch zwischen Theorie und Praxis nachsagen; deswegen hassen mich auch die Leute."

‚Deswegen sind Sie keine Macht, sondern eine überspannte Frau', hätte Tina sagen können. Warum sollte sie es sagen?

Im Grunde blieb so gleichgültig, welchem Ziel man nachjagte. Manchmal überkam sie diese Gleichgültigkeit wie lähmende Schlafsucht; gerade recht war ihr eine Reise, die durch äußere Eindrücke Abwechslung schaffte.

Otto Kandersteig pflegte zu sagen: „Sie sind zu gescheit. Sonst wären Sie längst glücklich."

Zu gescheit und doch nicht gescheit genug! wußte Tina.

Otto war nicht gescheit und durchaus zufrieden; dahin mußte man auf dem Wege des Gescheitseins auch gelangen können. Die Sachen bis zu Ende durchdenken! Wahrscheinlich fand sich dann, daß jedes so richtig war, wie es war, gar nicht anders sein konnte.

„Ich bin nur nicht fertig," sagte Tina zuweilen ungeduldig.

Der Fürst bewunderte sie so, daß er sie für übervollkommen hielt. Gerade das sollte er nicht!

Tina dachte darüber nach, ob Männer eigentlich wirklich ihren Frauen überlegen sein müßten.

Die Karnin glaubte an die Notwendigkeit, beklagte sich immer, daß ihre Ehemänner unbedeutend gewesen wären. „Esel und Pedanten, meine Liebe, sie konnten nichts, taten nichts, und bekamen nachher noch Recht bei den Scheidungen. Der Staat und das Gesetz sind eben von Männern für die Männer eingerichtet."

Auch Tina konnte sich nicht entsinnen, je in ihrem Leben einen Mann getroffen zu haben, dessen unbedingte Ueberlegenheit sie anerkannt hätte. Gewiß verstanden wohl viele von Geschäften mehr oder waren in ihrem Fach Sachverständige, sie, die Frau, war allgemein gebildeter,

besaß feinere Kultur, ein zarteres Empfinden. Bei den meisten schreckte Grobheit sie ab; den Feineren wieder, sogenannten modernen Männern, fehlte der Charakter.

Wahrscheinlich war die Sache doch so gedacht, daß der Mann die äußere Grundlage für die Familie schuf und diese der Oeffentlichkeit gegenüber vertrat, gewissermaßen das Haus kaufte, Ausbau, Einrichtung und Schmuck entfielen auf die Frau. So betätigten sich beide wohl verschieden, aber keine Tätigkeit konnte der andern über- oder untergeordnet werden. Die Karnin schien die Eigenschaften eines Mannes zu besitzen, war doch eine Frau, daher mußte sie wohl wenig glücklich werden; anderseits focht ihr eheliches Mißgeschick sie seelisch nicht an.

Herr Cathrein hatte der Karnin für den nächsten Tag einen Führer zum Konkordiapavillon versprochen; sie wollte dort malen und in Großartigkeit der Gletscherwelt schwelgen.

Das ganze Hotel war in einer gewissen Aufregung, die Karnin verstand um sich herum Geräusch zu schaffen. Schon ihre Ausrüstung mußte Aufmerksamkeit erregen; sie jammerte und stöhnte aus Furcht vor den Gletschern, beaufsichtigte gleichzeitig das Verpacken eines überreichlichen Frühstücks. Ein Träger übernahm ihre Kartons und Malgeräte, während sie dem Führer ängstlich anempfahl, nicht und unter keiner Versuchung von ihrer Seite zu weichen.

Noch lag wieder der Nebel auf den Matten, ließ nur die Gräser und Alpenrosenbüsche am Wegrand in ihrem Tauperlenschmuck erkennbar. Nun zerriß er, vereinzelte blaue Flecken traten am Himmel auf, man entdeckte die kühne Linie der Berge, wie ein Idyll lag Fiesch unten zwischen leuchtend saftgrünen Matten, rechts, in seinem Felsenbette, hing der schöne Fieschergletscher zum Tal.

Sie drehten sich um das Eggishorn selbst, über Blöcke und die Steinwüste des Thaeligrat, während die Sonne nun ansteigend immer mehr heraustrat, Gipfel auf Gipfel aus dem Grau sich löste.

Die Karnin schrie laut auf vor Freude über den Märjelen-See. In wundervoll grünem Blau unter dem tiefblauen Himmel schwammen losgelöste weiße Eisblöcke. Die Masse des großen Aletschgletschers wie ein Märchenwall aus blauem Kristall schloß die Zauberwelt ab.

Hier frühstückten sie. Drei Wandrer mit weißen Blasen hinter den Ohren und Schneebrillen kamen über den Gletscher. Tina spendete den Verdursteten aus ihrem Weinbecher, sie blieben stehen, plauderten und freuten sich an dem schönen Mädchen. In der Karnin fieberte die Gletscherangst. Sie bereitete sich wie zu einem Gang in die Schlacht vor, hinterließ letztwillige Verfügungen an die Fremden und an Tina.

Mit unendlicher Mühe, auf den Führer gestützt, kletterte sie die letzte Felstreppe zum Gletscher hinunter, bei jedem Schritt beinah weinend, laut erklärend, daß sie nicht weiterkönnte. Tina und selbst der Führer wurden unschlüssig. Der Mann mit den Pappdeckeln war schon längst fort, über den Gletscher hinüber. Die Karnin saß heulend auf der letzten Steinstufe, die Tränen kleckerten in ihre schwarzgefärbte Helgoländer Haube. Sie bot den wehmütigsten Anblick, zugleich ihr Schicksal verfluchend, die Schönheiten des Gletschers mit ausgestreckten Armen begehrend.

Wenigstens hundert Schritt wollte sie auf dem Boden des gelobten Landes tun! Leider waren die Anfangsschritte gerade die mühsamsten, sie schrie auf, quietschte, rutschte, klammerte sich in Todesangst an den Führer. Das Schauspiel war steinerweichend, nur erweichte es wirkliche Steine und Eis nicht. Man beschloß, die Karnin zum See und an den Frühstücksplatz zurückzubringen. Der Führer sollte mit Tina allein weitergehen. Das Mädchen wollte den herzzerreißenden Abschied vermeiden, sie stand oben auf dem Gletscher, während der Mann die unglückliche, ganz gebrochene und schwankende dunkle Gestalt zurückgeleitete. Tina hoffte wenigstens, die Karnin werde sich mit der Weinflasche trösten, der Führer holte sie später aus seinem Sack; so blieb ihr letzter Eindruck ein sehr trostlos und winzig aussehender schwarzer Punkt.

Dann, mit einem Juchzer, war der Mann neben ihr, zog den Pickel aus dem Schnee, sie wandten sich beide vorwärts. Tina mochte nicht angeseilt werden, sie übersprang die Spalten rasch und gewandt, zwischen grünen Brüchen sickerte und rieselte das Gletscherwasser, der Schnee wurde weißer, blendend ausstrahlend, je weiter sie fortschritten. Man hörte das Pfeifen der Murmeltiere längs der hohen Felswände, endlos in stattlicher Breite streckte sich die lange, prachtvolle Schneestraße, auf der sie wie in einem Flußbett gingen. Der Mann wies auf das Jungfraujoch, im Pavillon war immer ein zweiter Führer zu haben; er hätte gern mit der jungen, lustigen Dame die Besteigung unternommen.

Tina glühte. Die Jungfrau! die Jungfrau! Sie wirklich besteigen, nicht mit der Bahn!

Der Mann erzählte von schwierigen und aufregenden Bergtouren, eine Partie, mit einem jungen Herrn, die vom Finsteraarhorn herunterkam, kreuzte sich mit ihnen, die Führer sprachen miteinander. Der junge Russe und Tina betrachteten sich, er sah ganz braun und gar nicht müde aus. Gleichsam vertraut wird man sich in solcher Einsamkeit — Schiffe, die auf hoher See sich begegnen. Woher? Wohin? man trennt sich wieder und alles ist stumm und weiß.

Tina war unermüdlich in Fragen. Den Korrekten würde es ärgern, wenn sie die Jungfrau bestiege,

die Karnin im Hotel hatte keine Ahnung, ihr konnte sie morgen von der Hütte aus Nachricht schicken.

Was würde Otto anstellen? Er haßte, daß sie Abenteuer bestand; schon die Gesellschaft der Karnin war ihm für die zukünftige Fürstin Kandersteig zuwider. Tina entsann sich seiner tausend kleinen Ansprüche und Eigenheiten. Sie ließ ihn manchmal gewähren, weil ihr Spaß machte, daß man sie überhaupt meisterte. Sonst war sie doch eigentlich so schrankenlos frei auf der Welt! Wenn sie heute nach China oder Indien gegangen wäre, hätte kein Mensch sie zurückgehalten, keiner würde ihr, wenn sie verunglückte, auch nur eine Träne nachweinen.

Ja, Otto! dem würde sie fehlen! Sie wollte aber Ottos Teilnahme nicht, sie war vor ihm geflohen. Ins Abenteuerliche, in die Weite!

Hier war es frei und weit.

Wie ein finsterer, massiger Turm in der weißen Umarmung des Gletschers lag das Aletschhorn, nach der andern Seite bauten die gezackten Fiescherhörner, überragt vom Finsteraarhorn, den Blick ab. Ein Donnern ging krachend und splitternd durch das Eis zuweilen, immer rannen und troffen die unterirdischen Gewässer. In einige Spalten konnte man tief hineinsehen, grün und tückisch wie aus dem Auge eines immer zum Sprung bereiten Raubtiers glupschte es herauf. Oft waren die Ränder sehr steil, messerscharf abgeschnitten, stiegen jenseits höher wieder an, Tina zitterte ein wenig beim Ueberspringen, es schuf eine wundervolle kleine Aufregung, die das Blut prickelnd umtrieb. Tinas Backen und Ohren glühten, alles Blut schien an die Oberfläche ihrer Haut getreten, sie trug den empfohlenen roten Schleier — rote Schleier wurden dies Jahr für Gletscherwanderungen angepriesen —, er war steif und hart vom Atmen. Dazu brannte die Sonne, die Luft war von ganz eigentümlicher Frische und Helle zu gleicher Zeit, als ob alles Licht statt sich in Wärme umzusetzen, aus Millionen Kristallen funkelnder Widerschein würde.

Sie gingen wie über einen verschneiten Sturzacker mit Schollen, auf denen sich Spuren hinzogen.

Beschwerlich wurde das letzte Stück über Geröllhalde bis zur Hütte hinauf. Tinas Brust keuchte, es kostete sie Anstrengung, in den Fußstapfen des Führers zu bleiben. Ein eigensinniges Summen erfüllte ihre Ohren, sie waren über den Gletscher sehr rasch gegangen, um die versäumte Zeit nachzuholen. Zugleich machte sich ein stechender Schmerz in der Fußkehle bemerkbar, bei jedem Schritt fühlte sie die Reibung, es tat zum Weinen weh; Tina stellte sich deutlich vor, wie das Fleisch an jener Stelle durchgerieben sein mußte, der ganze Fuß zuckte und fieberte.

„Mein Fuß!" klagte sie einmal, die Tränen verbeißend.

Der Führer blieb stehen, sah sie aufmerksam an; er sah, daß sie Schmerzen haben mußte, auch angestrengt war. Sie wollte sofort wieder tapfer sein, lächelte und schritt aus.

Dies war doch erst eine kleine Partie, noch gar nichts! Sie wollte auf die Jungfrau; morgen früh wollte sie von der Hütte fort. Gerade das sollte Otto niederschmettern! Die Jungfrau hätte er ihr nie zugetraut. Tina war eigentlich wehleidig; weil sie immer gesund war, verstimmte jeder kleinste Schmerz sie außerordentlich.

In der ersten Zeit war der Prinz darauf eingegangen, hatte sich ehrlich mit erschrocken. Nach und nach war er skeptischer geworden. „Geh! Sie sind übler Laune!" sagte er zu Tinas Krankheiten.

Tina entsann sich mit einer gewissen Rührung, wieviel Zickzacksprüngen ihrer Laune er schon gefolgt war. Erst diese unglückliche Meinstädter Geschichte! Man läßt sich nicht ungestraft von einem verwitweten Großherzog huldigen. Gerade so lange, daß man nicht reden konnte, war sie anstandshalber am Hof geblieben nach seiner Vermählung. Ihre Großherzogin war Tinas Freundin, schrieb ihr, lud sie zu Jagden und auf ihre Jacht ein; Tina hielt den Verkehr aus Stolz aufrecht.

Sie hatte gelitten, vor Otto schien ihr nicht der Mühe wert, es zu verbergen. Er kam sowieso nicht in Betracht, kein Mann kam mehr in Betracht für Tina Ardennes! Ueberdies wurde sie älter, ein unabhängiges Mädchen, eine alte Jungfer; sagte sie grausam zu Otto.

Der sagte: „Das werden Sie nie! höchstens mal eine sehr schöne, witzige und scharmante alte Dame, die nicht geheiratet hat." Manchmal rührte sie dergleichen, daß ihr Tränen ins Auge traten, obgleich sie wußte, der Otto war eben dumm, ganz blöd, in sie verliebt.

Sie sagte: „Der Unterschied gegen die früheren alten Jungfern besteht bloß darin, daß sie neben ihrer Ledigkeit ganz arm waren. Wir haben ein bißchen mehr Geld, grad genug, um den Schönheitssinn nicht zu verletzen."

Otto Kandersteig meinte ganz ernsthaft: „Die früheren dachten eben nicht an die Schönheit, sie wirkten unschön, weil sie auch innerlich arm und bitter waren."

Ihr, Tina gefiel die Idee, eine alte Jungfer zu werden! Wie Malvida von Meysenbug, die sie in Rom besucht hatte, wollte sie leben, in derselben Wohnung der Achtzigjährigen am Forum, unsterbliche Bücher der alten Zeiten lesen; gern stellte sie sich ihr Zukunftsbild mit Thucydides vor. Otto war eingeweiht in ihren Thucydidesplan, Tina behauptete, sich so wenig vor ihm zu genieren, daß sie Selbstgespräche führte. Sie

hielt solche Unbefangenheit für ein schlechtes Zeichen, der Prinz im Gegenteil wollte daraus Hoffnung schöpfen.

Eigentlich brannte sie darauf, zu hören, wie er ihre erstaunliche Selbständigkeit trug, sie hatte noch keinerlei Nachricht trotz der Karten von Göschenen, Furkapaßhöhe und Eggishorn. Wahrscheinlich saß er wie ein Stockfisch in Luzern fest, autelte nach Interlaken oder Chamonix; höher als auf Interlaken oder Chamonix konnte Tina den Fürsten nicht einschätzen!

Dabei schmerzte ihr Fuß zum Weinen. In der Kappe mußte sich eine Falte gebildet haben, das ungewohnt dicke und feste Leder war unerträglich, sie hatte die Schuhe in Luzern erst notdürftig nageln lassen. Ein solches dummes, alltägliches Hindernis sollte ihren kühnsten Flug nun hemmen!

Sie konnte kaum mehr, ihre Brust rang um den Atem, vor jeder neuen Stufe sank ihr das Herz, ihr Oberkörper fiel, wenn sie wieder einen Schritt aufwärts gestiegen war, wie ein Bleiklumpen zurück; Lachen und Schwatzen hatte längst aufgehört.

‚Nur fünf Minuten Ruhe,‘ dachte sie. ‚Eine halbe Stunde Schlaf und ich wäre wieder frisch!‘ Ach, nur sich hinsetzen, den Schuh ausziehn dürfen!

Man sah nichts von der Hütte, immer unbarmherziges Geröll, Felsnadeln und Blöcke, die mit rohem Stoß den Absatz trafen. Tina empfand förmlich Mutterzärtlichkeit für das leidende Glied, ihr Fuß war ein Selbsttätiges, Lebendiges, vom Ganzen losgelöst: sie dachte an die weißen, durchbrochenen Schuhchen von Luzern, an feine, goldkäferfarbene, an silberne und seidene Schuhe.

Die Haut tat ihr weh und brannte, sie war durch und durch erhitzt und naß, sie keuchte, ihr Herz hastete zum Zerspringen. Jetzt noch ein paar Schritt! sie zog den Fuß lahmend an, er war wie Blei, Tina sah deutlich zolltiefe, blutunterlaufene Einschnitte.

Fünf Gletscherströme treffen sich an diesem einzigartigen Platz. Man sieht sie von ihren Bergen herabsteigen, in ein glänzendes, jungfräuliches Schneefeld münden. Keinerlei Vegetation umkleidet ihre Hochzeitstätte, es ist kalt und steinig. Nebel brauen, dampfen auf von den Höhen, kriechen herab und bedecken in einem Augenblick alle silberne und schweigsame Schönheit; irgendwo eingeklemmt, jämmerlich, liegt da ein winziges Mauerviereck, das eine menschliche Wohnung ist, wo es Leute, Licht und Wärme gibt.

In der Hüttentür stand ein Herr, man hörte die Führer in ihrer Mundart schwatzen, eine junge Frau trat heraus.

Tina machte eine letzte Anstrengung: „Otto,“ sagte sie fast weinend, „mein Fuß!“

Sie saß auf die Holzbank im Gastzimmer, bitterlich schluchzend. Der Fürst hatte Wein und Essen bestellt. Er hielt den kleinen, nackten, zitternden Fuß.

Hinten über der Ferse zeichnete sich eine schmale rosa Rinne.

„Aber Tina, Bestes, es ist wirklich nicht so schlimm!“ sagte der Prinz Otto. „Das Kappenleder hat sich ein bißchen umgebogen und gescheuert. Das wird mit Hirschtalg oder einem Pflaster gleich wieder gut.“

„Es ist sehr schlimm!“ sagte Tina weinend. „Und ich, ich will doch diese Nacht noch auf die Jungfrau!“

Der Prinz warf der Leidenden einen merkwürdigen Blick zu. „Nun, das werden wir ja sehen!“ sagte er diplomatisch.

„Wo kommen Sie denn her?“ fragte Tina, den ersten Löffel voll heißer Suppe zum Mund führend.

„Von Grindelwald über das Mönchsjoch,“ sagte Otto Kandersteig.

„Zu Fuß?“

— — — — — — — — — — — — — — —

Darauf löffelten sie sehr ruhig ihre Suppe zusammen weiter.

Tina sagte nur einmal: „Sie!“

„Ich!“ antwortete ihr Verehrer.

Fünftes Kapitel

Ein Idyll

Riederalp ist ein vollkommenes Idyll. Man sieht dort nichts wie Matten und Kühe. Die Matten sind von einem wundervollen ausruhenden Grün, die Kühe sind braun oder braun und weiß gefleckt oder schwarzgrau mit weiß gesprenkelt, in allen friedlichen Farben dieser sanften und nützlichen Wiederkäuer mit den dummen, schönen Augen. Sie tragen Glocken, die bei jedem ihrer gemächlichen Schritte anklingen, grasen und käuen.

Menschen mit Nerven sollten dahin gehen, sie stehen unter Fräulein Cathreins spezieller Obhut, Fräulein Cathrein ist ein sanftes und tatkräftiges Fräulein, allerbeste Schweizernummer.

Nicht weit davon liegt Riederfurka, auf der Höhe und mit schöner Aussicht, es wird von einer Cathreinschen Schwägerin verwaltet, man wäre ebensogut aufgehoben, nur ist es kein Idyll, sondern ein Berghotel wieder.

Das ganz reinliche Idyll ist Riederalp.

Man müßte im Spätjuni dort sein, wenn die Alpenrosen blühen, ganz könnte man die Welt vergessen, daß sie mit Ehrgeiz, Drang und Kämpfen draußen liegt. Eine neue Art Tannhäuser im Hörselberg, würde man einschlafen zwischen Rindern und Wiesen und aufwachen zwischen Matten und Kühen.

Kein andrer Ton schlägt dort an, die Aussicht ist abgeschlossen, und darin liegt die Schönheit von Riederalp. Man weiß, sie ist vorhanden, man hat nur ein paar Schritte zu gehen, eine kleine Anstrengung zu machen, dort über dem Wiesenrand ist der Aletsch wieder, Jungfrau, Mönch, Eiger, diese beunruhigenden und lockenden Profile, Montblanc, den man überall sehen soll, selten sieht, selbst in der nächsten Nähe, den eigentlichen Montblanc nämlich der Montblancgruppe, weil er wie ein König des Orients hinter Zacken und Kuppen verborgen bleibt, welche die Neugier festhalten und erregen.

Man würde fragen können, was soll ich in einem solchen Idyll anfangen?

Aquarellieren, beileibe nimm keine Oelfarben mit, keine großen Schinken, nichts Heroisches! Häkle! nichts Nützliches, ein Strickstrumpf ist zu nützlich! nichts Anstrengendes, wobei du zählen und auswählen mußt. Deswegen häkle diese gleichmütigen Spitzchen, Einsätzchen und Sternchen, die man doch mal irgendwo gebrauchen kann und natürlich ebensogut missen könnte! Wenn du Kinder hast, setz sie neben dich in die Wiese und laß sie spielen! Rosige, glückliche, rufende kleine Kinder gehören hierher. Oder lies ein ganz harmloses Buch, Tauchnitz-Edition, Heimburg — ja! oder ein ganz gutes, Werther und Homer.

„Komm nun, Alter, und laß in die Hütt' uns gehn, damit du,
Selbst mit Brot und Weine nach Herzenswunsche gesättigt,
Sagst, von wannen du seist, und welcherlei Gram du geduldet."

Großstadtmensch mit müden Sinnen, müden Nerven und Augen, hier komm her! Bleibe zum mindesten sechs Wochen, langweile dich, was du langweilen nennst, und nach sechs Wochen wirst du von aller Anlage zur Langweile geheilt sein! Im trüben Durcheinander deiner Erinnerungen, zwischen Eisenbahnfahrten, Empfängen, Tables d'hote, Theatereffekten, bleibt ein grüner, stiller Fleck von einem unvergleichlichen und unvergänglichen Grün — Riederalp!

Vielleicht treibt dir deine Unrast und Müdigkeit die Tränen in die Augen, wenn du diesen Fleck zum erstenmal siehst, und wenn du ihn verlassen hast, zieht dich eine leise, sehnsüchtige Hand zu Matten und Kühen zurück. Verstehe mich recht, keine Aussicht! nur Matten, Kühe, würzige Luft Gottes und Friede, durch den die kleinen Glöckchen läuten zu den gelassenen und zweckvollen Bewegungen der Vernunftlosen.

Das liegt immerhin noch einige zweitausend Meter über dem Meeresspiegel, und man kann nur zu Fuß oder mit dem Maultier hinauf. Keine Zahnradbahn, kein Auto, keine Eile gibt's dort und keinen Lärm!

Tina schritt durch die Wiesen mit einem Stiefel in der Hand und einem Pantöffelchen am Fuß. Sie hinkte ein wenig mehr als nötig war, wie der Fürst Otto fand. Er wollte ihr durchaus den Stiefel tragen, Tina weigerte sich entschieden, sie wollte Jason ähnlich sehen, der zu irgendeiner verhängnisvollen Hochzeit mit einem einzelnen Schuh kam und dadurch sein Glück machte — oder auch in unendliche Schwierigkeiten geriet, sie wußte es nicht mehr, und der Prinz bewahrte gar keine Schulerinnerungen.

Tinas Bildung erstaunte ihn immer von neuem, er suchte darin den eigentlichen Grund seiner Mißerfolge bei ihr. „Sie ist zu gescheit!" sagte er seufzend zur Karnin. „Ich, ich habe nichts gelernt."

Die Karnin fand ihn einen langweiligen und lächerlich korrekten jungen Mann, durch seine altfränkische Höflichkeit und unerschütterliche Kavaliersgelassenheit war er bequem, man konnte sich vollkommen gehen lassen, der Prinz nahm nichts falsch auf und wurde nie dreist. Tina nannte dies schon mehr eine menschlich schöne Eigenschaft von Otto, die Karnin sah hier einfach die Standeseigentümlichkeit eines Standes, den sie im Grunde mißbilligte.

Sie hielt dem Prinzen radikale Vorlesungen, daß alle Menschen eigentlich gleich sein müßten und der Rang den Wert nicht ausmache.

Diesen Wahrheiten konnte er natürlich nicht widersprechen; weil die Karnin selbst aus so guter Familie, ihre Mutter eine Meerweldt-Hattinghausen war, verspürte er auch gar nicht den Wunsch zu streiten. Solche Ideen konnten sich überspannte Leute in gesicherter Lebenslage eben gestatten, Otto besaß viele Freunde, die freigeistiger dachten als der größte Demagog. Unter sich dachten natürlich alle aufgeklärt; deswegen standen doch die Grundmauern der gesellschaftlichen Ordnung sehr fest, und wenn sie von unten daran rüttelten, geschah es in blödsinniger Anmaßung. Zum Beispiel vermochte sich Otto Kandersteig sehr gut vorzustellen, daß es mal eine Revolution gab, allenfalls auch, daß man ihn dabei ins Gefängnis setzte und hinrichtete. Man fand im Gefängnis und auf dem Schafott dann eben seinen Gesellschaftskreis wieder, würde in altgewohnter Höflichkeit, in den Formen des Ballsaals, verkehren.

Tina durchschaute diese Vorstellungsweise so ziemlich, sie reizte sie in ihrer absoluten Hartnäckigkeit und Uneinnehmbarkeit, während die Karnin anfing, in ihrem Begleiter ein auserwähltes Werkzeug für ihre Pläne zu erblicken. Sie war sogar Philosemitin; nein, Rassen- und Standesunterschiede gab es für sie absolut nicht!

„Ich habe Genies gekannt, die kleine Unterbeamte und Kaufmannslehrlinge waren," erzählte sie. „Sie waren große und bedeutende Dichter. Ich habe sie auf meinen Jours empfangen, sie besuchen mich, sind meine Freunde."

„Ja, hatten sie denn einen schwarzen Rock für den Jour?“ fragte Otto Kandersteig anscheinend harmlos.

„Sie sind sogar Dandys!“ erklärte die Karnin eifrig. „Zum Beispiel mein Freund Joseph Meyer sieht aus wie ein Fürst, er ähnelt dem Porträt von Oskar Wilde sprechend.“

„Also ist er ein Geck,“ entschied Otto Kandersteig ganz gleichmütig. „Wenn er soviel Selbstbewußtsein hat, sollte er wagen, er selbst, arm oder schmutzig zu sein.“

„Aber seine ästhetischen Bedürfnisse sind die eines Edelmanns.“

„Unsre Bedürfnisse sind vielleicht auch nur lediglich ästhetisch,“ sagte der Prinz. „Wir halten, jeder von uns, auf der Jagd, im Manöver oder im Krieg alle Strapazen aus, essen schlecht, schlafen nicht, lagern in Wind und Wetter im Freien, unser einziger Verkehr sind Hunde, Wildhüter und Förster. Ihrem Meyer wär' das wahrscheinlich schon nicht gut genug.“

„Er würde die Jagd grausam und abgeschmackt finden.“

„Nun, ich finde grausam und abgeschmackt, wenn man seinen eignen Stand und seine Gefährten verachtet, wie diese Dichterjünglinge, die sich über den übrigen Mist so erhaben dünken wie eine Wolke. Solche Leute habe ich auch gekannt, bei meinem Freunde Werrisch; es war niedriges Gesindel, im Grunde fehlt's ihnen an Selbstvertrauen, daß sie immerfort in Verteidigung ihrer Ehre stehen, die niemand angreifen will.“

„Sie fühlen eben, daß Sie ihnen nicht mit der nötigen Achtung begegnen.“

„Gar keine Achtung hatten wir, aber auch keinerlei Mißachtung. Was verlangt man denn? Einfache, lustige Menschen, die sich geben, wie sie sind.“

Tina mischte sich hier ins Gespräch. Sie sagte: „Selbstbewußtsein haben ist billig in einer bevorzugten Stellung, S i e können wohl mit sich und der Welt zufrieden sein!“

Sie sprach mit einer gewissen Bitterkeit, als habe sie sehr viel mehr Kämpfe überstanden als Otto; hatte sie nicht Einschränkung, Mißachtung, Kränkung kennen gelernt?

„Ich glaube nicht, Baronin, daß Sie recht haben,“ sagte Otto Kandersteig. „Es gibt in jedem Stand, sogar unter Königen wohl, Ehrgeizige und Streber, die infolge solcher Veranlagung Demütigungen erleiden und sich ärgern. In jedem Stand, vielleicht auch als Holzarbeiter oder Dienstbote, gibt's andre, die darüber hinaus sind oder das Spiel nie angefangen haben.“

„Sie wollen jeden Ehrgeiz aus der Welt verbannen!“ rief Tina ärgerlich. „Wie kämen wir dann vorwärts?“

„Durch die in Ehre Verschwenderischen,“ sagte Otto Kandersteig. „Geiz in jeder Zusammensetzung ist unvornehm.“

Die Karnin, die im höchsten Grade ruhmsüchtig war und Tollheiten beging, um Aufsehen zu erregen, widersprach lärmend. Tina blieb still; ihre Unrast schied sie innerlich von Otto. Sie wollte immer noch etwas, litt und klagte, während er niemals forderte oder unzufrieden erschien.

„Es ist bloße Temperamentlosigkeit,“ sagte sich Tina.

„Ihr in Süddeutschland seid alle so,“ schalt die Karnin übelgelaunt, „so schlaksig, so gleichgültig! Darum habt ihr euch auch von den fixen Preußen die Butter vom Brot nehmen lassen.“

„Wir klagen ja nicht über unser trockenes Brot,“ sagte Otto Kandersteig.

„Und Sie meinen, wir prahlen mit unserm fettgeschmierten.“

„Das habe nicht i c h gesagt!“ antwortete der Fürst; wieder ärgerte sich Tina über ihn.

Alle Vorübergehenden sahen der seltsamen kleinen Karawane nach. Die Karnin trug hinten und vorn ein großes Plakat, ihre in Eggishorn aufgenommenen Skizzen, die trockneten, hinten prangte der Märjelensee, vorn das Panorama; ein grauer Schal schleifte schwanzartig aus dem offenen Rockschlitz. Sie war von Stolz geschwellt über ihren Aufstieg zum Eggishorngipfel, den sie gestern gemacht hatte. „Ich wäre auch nach der Konkordiahütte gekommen, Sie haben mich bloß nicht mitgenommen,“ warf sie Tina vor. „Der Fürst ist höflicher als Sie, der hätte sicher auf mich gewartet.“

Otto Kandersteig lächelte. Tina sagte: „Ich sehe nicht ein, warum Sie Sachen unternehmen, die zu strapaziös für Sie sind.“

„Um Schönheit zu sehen und auszukosten!“ rief die Karnin. „Ist sie denn nicht wert, alle Mühen und Angst zu ertragen! Ich sage Ihnen ja, ich bin mit Transportschiffen im griechischen Archipel umhergefahren, ich reise dritter Klasse in Indien und schlafe in Eingeborenenherbergen, nur um zu schauen, alle Schönheit der Welt einzutrinken, nach der ich hungere und dürste!“

Sie war komisch in ihrem Ueberschwang, dem doch eine gewisse Leidenschaft zugrunde lag. ‚Warum erkennt man ihren Hunger nach Schönheit nicht an?‘ fragte sich Tina. ‚Ist er nicht auch Tugend?‘

„Alles habe ich diesem Hunger aufgeopfert!“ fuhr die Karnin, als sie sah, daß sie Eindruck machte, melodramatisch fort: „Kinder, Heim, meine Gatten“ — sie ahnte nicht, wie naiv komisch der Plural wirkte. „Alle waren Erdenwesen, die mich an die Erde ketteten. Mein



In Erwartung

Nach einem Gemälde von Adolf Müller-Cassel

Dämon treibt mich himmelwärts, auf Höhen, auf wirkliche und auf solche der Einbildung!"

„Riederalp muß Sie wenig befriedigen!" bemerkte Tina.

„Ich würde mich wohlfühlen ganz allein in einer Eis- und Schneewüste, als Nietzsche in Sils-Maria," die Karnin verglich sich am liebsten mit Wagner und Nietzsche. „Auf dem Monte Cassino! Ach, Monte Cassino!"

„Oder Athos!" half Tina ein.

„Ja, Athos oder Parnaß oder Leukadischer Felsen. Ich will Ihnen ein Geständnis machen, Kleine! Der Parnaß hat auch schon ewigen Schnee, ich wollte ihn im vorigen Jahr besteigen, ich kam nur bis ein Viertel hinauf, mußte, verschmachtet und erschöpft, umkehren, ich, Argya Mnemosyne Karnin!"

Alle drei lachten, denn selbst die Karnin mußte nun mitlachen. Sie besaß im Leben sehr netten Humor, den nur leider ihre Werke ganz und gar nicht zum Ausdruck brachten, dort war sie immer gespreizt und unnatürlich. Niemand wußte, ob die schönen Vornamen, die sie sich zulegte, wirklich die ihrigen waren. Sie hatte wochenlang ein total unbrauchbares italienisches Kammermädchen mit sich herumgeschleppt, weil es Tigra Leone hieß. „Denken Sie sich, Tigra Leone zu heißen!" sagte sie neidvoll zu jedem ihrer Bekannten. Der Name zerschmolz ihr wie ein Bonbon auf der Zunge.

Am liebsten hätte sie sich mit Tina weiter Melitta und Sappho genannt, das „Sie" war ihr befremdlich und ungewohnt, die Baronin blieb immer förmlich. „Sie sind eine kühle Natur, Tina!" sagte die Karnin mißbilligend. „Wenn ich denke, was ich in Ihrem Alter schon alles überstanden hatte! Ich war verheiratet gewesen, wieder geschieden, hatte zwei Kinder geboren, hatte gehungert, gefroren, geschaffen."

In solchen Momenten übermannte die Karnin die Rührung über sich selbst.

„Wieviel Kinder hatten Sie eigentlich?" fragte Tina höflich.

„Attendez! Jene ersten zwei, Antigone und Orestes, dann drei aus meiner zweiten Ehe — das waren eigentlich vier, und Aglae." Niemand verlangte eine Erklärung des Rätselhaften in dieser Aufzählung. „Fremde Menschen haben sie erzogen und mir entzogen! Ich bin ein ästeloser, einsamer Stamm!"

„Sie könnten wieder heiraten!" schlug Prinz Otto gutmütig vor.

„Es könnte sich so fügen. Wie der Himmel will!" meinte die Karnin gottergeben.

„Nach all den trüben Erfahrungen würden Sie wohl dazu schwerlich Lust verspüren," sagte Tina naseweis.

Die Karnin sagte: „Ich hoffe noch. Die Hoffnung in dieser Beziehung, meine Kleine, endet erst mit dem Grabe."

Tina bedachte, daß die berühmte Frau etwa in ihrem Thucydides-Alter war, sie seufzte über soviel Lebenskraft; die Karnin war groß und unverwüstlich!

Sie sprach jetzt von der Erschaffung ihrer Werke, die ihr mühelos aus den Händen flossen, Gedichte, Novellen, Romane, Broschüren politischen und frauenrechtlichen Inhalts, dreiteilige Wandgemälde in Ueberlebensgröße, Landschaften, Porträte, Blumen; dabei war sie musikalisch, komponierte, sammelte alte Stickereien, Schmucksachen, Porzellan, Bronzen, behelligte alle Monarchen Europas, hielt Vorträge, bettelte, trieb, intrigierte, liebte.

‚Im vorigen Jahrhundert hätte man ihr ein Denkmal errichtet!' sagte sich Tina, ‚in unserm lacht man sie aus. Warum ist das so geworden? Sie ist trotz allem Madame de Staël-Typ, Sappho, Corinna. Der Naturalismus tötet dergleichen Gestalten, eine berechnende, unritterliche Zeit schätzt nach ihrem eignen Willen die Frau nur noch als Nützlichkeitswert ein. Aber ist die Vernunft wirklich das höchste?'

Tina war sich einer peinlich wachen Verständigkeit bewußt, eines sehr starken Gefühls für das Lächerliche. War das nicht eigentlich kleinlich? Der Wille zur Größe machte gewiß noch nicht die Größe, aber einen Teil derselben sicherlich. ‚Man gebe ihr Millionen oder setze sie auf einen Thron,' dachte sie einen Augenblick, ‚und diese Frau, Komödiantin, die sie ist, wäre die Bewunderung der Welt!'

Bitterkeit beschlich sie gegen das phantasielose Narrentum der Welt. Hier war unverfälschte naive Narrheit! In solchen Momenten liebte Tina die Karnin.

Der Prinz gab ihr ein Beispiel vornehmer Duldsamkeit, er unterhielt die Karnin, indem sie sich rühmen durfte. Gewiß vermochte Otto ihre wirkliche Außerordentlichkeit zu schätzen, die kleinen Seltsamkeiten ihres Aufputzes, woran Tina sich stieß, störten ihn nicht im mindesten.

Sie war überhaupt oft innerlich ängstlich und scheu, trotz sorgfältig gewahrter äußerer Kühle. Otto blieb sich stets gleich, Tina sagte sich mit Bitterkeit: ‚Weil er ein Mann und ein Fürst ist. Ich möchte Otto Kandersteig arm, als kleinen hungrigen Infanterieleutnant oder als Referendar, der auf seinen Witz angewiesen ist, sehen!'

Er sagte oft zu ihr: „Sie haben in sich zuviel Bitterkeit gegen die Welt."

Tina antwortete: „Ich habe allen Grund, bitter zu sein." Was hatte er erfahren? Wer tat ihm je weh, verletzte oder hetzte ihn?

Sie empfand die Schwäche ihres Geschlechts sehr stark, weil sie gern furchtlos und tapfer

gewesen wäre. Aus einem innerlichen furchtbaren Erschrecken war in ihr eine peinigende Unrast geblieben.

„Sie sind nur wild geworden und verritten," sagte Otto zu ihr. „Sie müssen sich bloß beruhigen, wieder glauben lernen."

Nun gingen sie zu dreien durch die grünen Matten. In Tina drängte die alte Unruhe fort und ins Weite. Die Karnin bedauerte, Herrn Cathreins trefflicher Obhut entrückt zu sein, sie hatte im Hotel Jungfrau geschwelgt. Tina trieb vorwärts, Ottos Gegenwart machte sie nervös, obgleich sie ihn an der Tür der Hütte wie eine Erlösung begrüßt hatte. Ihr Gehirn arbeitete an einem Plan jetzt, wie sie ihm entrinnen könnte.

Ihr ganzes Leben seit Jahren schien ihr hohl und unwirklich, alles verschob sich beständig wie in einem Bilderbuch, der Szenenwechsel wurde ein Bedürfnis; rascher nur und rascher blätterte sie die Seiten um.

Sie machte sich oft Vorwürfe, sie sagte sich: ‚Du hast doch eigentlich alles, was du willst, gehörst guten und bevorzugten Kreisen an, man hat dich geliebt, viel geliebt! Dein Vermögen genügt, um dir Unabhängigkeit zu sichern, du bist gebildet genug, um auch feinere Genüsse auszukosten, Genüsse, die Natur und Kunst bieten; Frau von Bernis oder Madame de Chaluz zum Beispiel ließen dieselben Dinge ganz kühl, vor denen sie zitterte, bleich wurde, eine Auslösung spürte. Du bist wie ein sehr feines empfindliches Instrument, das alle Schwingungen aufnimmt, ja, diese Eindrücke machen dich auch innerlich reicher, wissender und milder. Warum fühlst du dich traurig?'

‚Weil du ein Weib bist', verklagte eine Stimme, die der ungerechten, schlechten und gereizten Momente. Die andre bescheidenere und ernste sagte: ‚Weil alle menschlichen Dinge im Grunde traurig sind, weil der Tod hinter jeder Schönheit, hinter jeder Lebensäußerung steht. Er macht sie schöner, ergreifender, bedeutsamer, aber seine Traurigkeit bleibt.'

Sie gingen sehr langsam, der Regen kam wieder, ein feines Getröpfel und Stäuben, das dichter und dichter wurde, alle Farben und Formen einhüllte. Das Geläute der Kuhglocken klang wie aus einer Entfernung, die Heustadel, fensterlose viereckige Holzkästen auf roh geschichteten Steinfüßen, schienen dunkle Punkte, Wracks von Geisterschiffen im Nebelmeer.

Das Gefühl der Zeitlosigkeit bemächtigte sich Tinas während der rein maschinenmäßigen Bewegung des Gehens. Ihr niedriger Schuh war ganz mit Wasser gefüllt, bei jedem Schritt quietschte das Wasser. Sie ging auf der Straße der Kühe zwischen tausend Hufspuren. Die Kühe warteten an ihrem Weg, richteten sich einen Moment hoch, sahen sie an und ließen sie vorübergehen. Die beiden andern waren ganz weit zurückgeblieben. Die Karnin fürchtete sich vor Kühen und beschwor ihren Begleiter, sie unter den Gehörnten nicht allein zu lassen. Sie besaß die entgegengesetzte Art von Mut wie Tina, die körperliche Gefahr nur anregte und erfrischte. Aber die gelbe Bluse der Karnin hätte sie als schwere Bußübung ertragen, und eigentlich litt sie schon im Gedränge einer vollen Straße.

Nur Otto kannte alle diese Eigentümlichkeiten von Tina. Das Mädchen hatte sie ihm nie eingestanden, irgendwie kannte er sie, und Tina wußte, daß er sie kannte. Es reizte sie oft; sie war über ihre Angelegenheiten seltsam verschlossen, hatte häßliche Verleumdungen aus den Zeitungen, die in langen ekelhaften Prozessen niedergeschlagen wurden, schweigend ertragen.

Auch mit Otto hatte sie von allen diesen Dingen nie gesprochen, er mußte ja darum wissen, wie alle andern ihre Geschichte kannten. Die Karnin bekümmerte sich nicht um Zeitungsklatsch oder betrachtete ihn als Reklame. Sie wäre entzückt gewesen, wenn man ihr ein Liebesverhältnis mit irgendeinem König nachgesagt hätte, leider tat ihr niemand den Gefallen mehr.

In Riederfurka war jeder Raum bis auf zwei Einzelzimmer besetzt. Man konnte den Prinzen nicht behalten, Tina war darüber so entzückt, daß sie beim Diner ausgelassen lustig wurde. Sie bezauberte alle Engländer, gab die Geschichte ihrer Wanderung durch die Wildnis in einem Schuh zum besten. Alle Gäste waren über das Hineinschneien eines Gesprächsstoffs in die Regentagsstille ihres Sommeraufenthalts selig; trotz des schlechten Wetters geleitete man die Damen zum Aussichtspunkt oberhalb des Hotels. Sie wateten durch Schmutz und Gestrüpp, im ungewissen Mondlicht schimmerte ein Stück des Aletsch wie eine geisterhafte Milchstraße im Nebelmeer.

Es regnete wieder und die Kälte wurde sehr fühlbar.

Jemand hing Tina ihren Wettermantel um, den sie natürlich vergessen hatte. Die Karnin sprach laut mit den Engländern, ließ sich erklären und Namen geben; sie behielt nie einen einzigen Namen, wollte aber jeden Zacken und Hügel nennen hören.

Ebenso mußte man ihr die gefährlichsten und halsbrecherischen Touren haarklein beschreiben. Sofort sagte sie dann: „Das will ich auch machen! Morgen gehe ich dorthin, Tina!"

Tina brauchte bloß zu sagen: „Es ist nicht in Herrn Krauses Programm!" und sie gab ihr Projekt ebenso bereitwillig mit einem Seufzer auf.

Herr Krause war unantastbar.

„Warum wollen Sie, daß ich wieder fortgehe, Tina?" fragte der Prinz.

„Ich habe Angst vor Ihnen," sagte Tina sehr leise.

„Angst vor mir! Sie wissen, daß ich Sie liebhabe."

„Gerade darum," sagte das Mädchen.

„Nein, Sie lieben mich nicht, Tina," rief der junge Mann schmerzlich und betroffen. „Sie werden außer sich selbst nie jemand lieben."

„Bin ich denn so selbstsüchtig?" fragte sie zurück.

„Sie sind nicht selbstsüchtig, Sie sind mißtrauisch."

„Vielleicht."

„Und warum?" fragte er.

„Nicht mit Bezug auf Sie," sagte sie rasch.

„Es ist also wahr? Und Sie lieben einen andern?" schloß er.

„Es ist nicht wahr," entgegnete Tina schneidend. „Ich liebe niemand. Sie haben recht, ich liebe nur mich."

Er ging neben ihr her auf dem schmalen glitschigen Pfad über Baumwurzeln und zähes immergrünes Gestrüpp.

„Doch sind Sie unglücklich," sagte er. „Das macht mich ausdauernd und gedankenvoll."

„Sie sahen selbst, wie ausgelassen ich bin!"

Er hob den Blick zu ihr. „Ausgelassen, aber nicht fröhlich —" Prinz Otto seufzte. „Sie sind ein Rätsel, Tina!"

„Ich bin es mir selbst," sagte sie.

„Und so maßlos verwöhnt!"

„Nur ich habe mich verwöhnt," sagte das Mädchen. „Warum sollte ich nicht? Ich habe niemand über mein Tun und Lassen Rechenschaft abzulegen."

„Leider nicht!"

„Glauben Sie, daß man unter einem Zwang leichter zur Freiheit und Selbstbefreiung gelangt?"

„Das nicht, aber vielleicht zur Selbstbeschränkung."

„Sie sind glücklicher angelegt."

„Ich nehme mich zusammen."

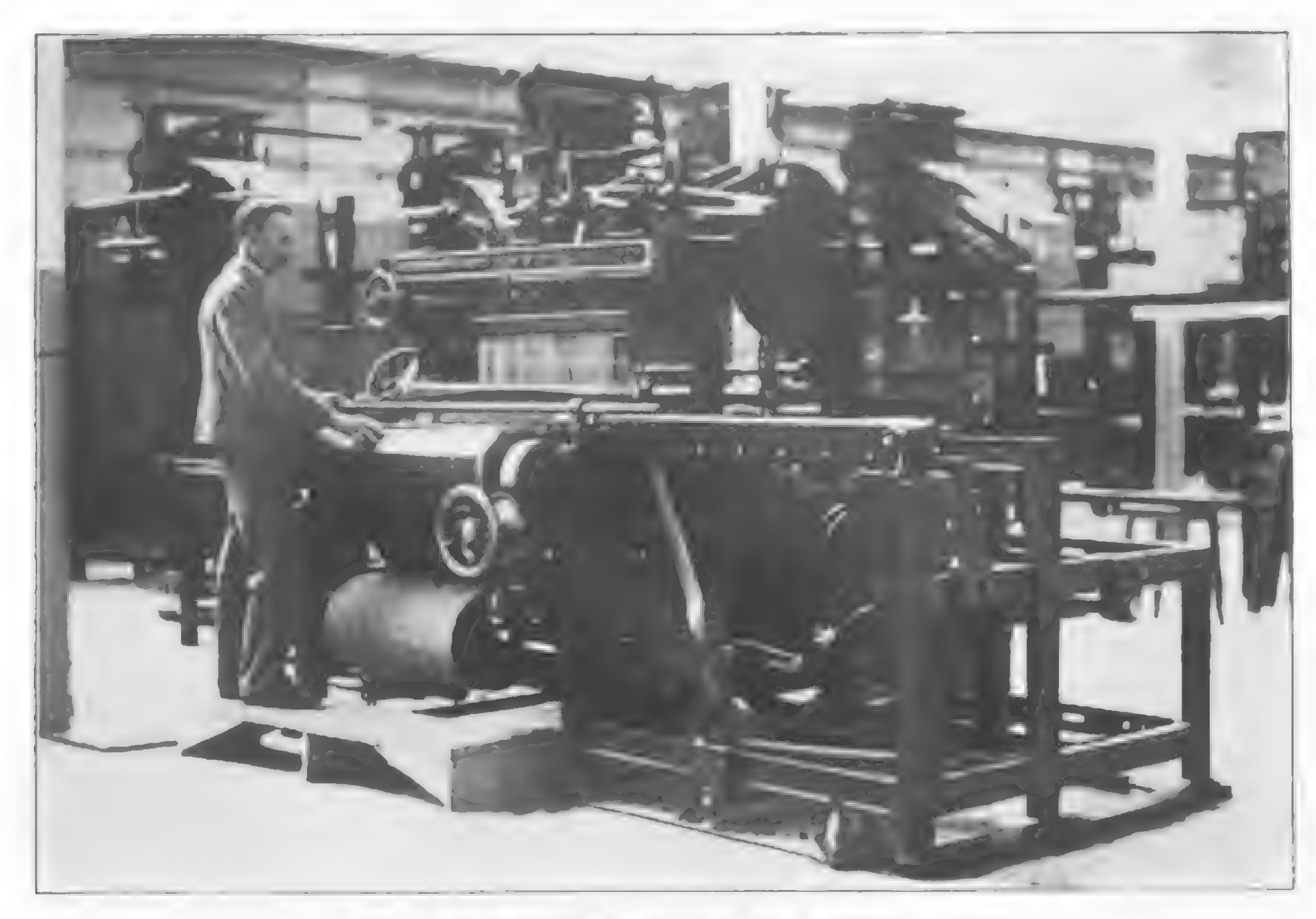
„Sie stammen aus einem glücklichen Heim."

„Weil alle dort eben gewöhnt sind, sich zusammenzunehmen."

„Dann passe ich ja auf alle Fälle nicht hinein," sagte Tina Ardennes rasch und trat ins Haus.

„Adieu, Herr von Steig, grüßen Sie von mir die Tante Bernis," rief sie ihm nach, „ich schicke ihr eine Ansichtspostkarte vom Matterhorn."

(Fortsetzung folgt)



Im Reiche des Weberschiffchens: Abb. 1. Plüschwebstuhl



Abb. 2. Im Garnlager. In den Regalen Garnsträhne, auf dem Tisch Cops

Im Reiche des Weberschiffchens

Plauderei

von

W. Hunnius und W. Herminghaus

(Hierzu achtzehn Abbildungen nach photographischen Aufnahmen aus der Höheren Webschule in Chemnitz)

Wenn man heute das weite Gebiet der Weberei überschaut mit seinen Tausenden von Erzeugnissen, die tagtäglich in bunter Mannigfaltigkeit den Markt überfluten, so begreift man kaum, daß es eine Zeit gab, in der diese ganze heute so viele Köpfe und Hände beschäftigende Industrie noch nicht bestand, in der vielmehr die Herstellung der Gewebe für die Bekleidung und die Ausschmückung des Heims eine Aufgabe des Haushaltes war, deren Lösung sich einfach genug in den vier Wänden des Hauses abspielte, wo die Hausfrau mit ihren Mägden eifrig die Spindel drehte und sogar Königinnen es nicht verschmähten, am primitiven Webstuhl zu sitzen, um die Gewänder für die Ihrigen selbst zu weben. — In verhältnismäßig später Zeit erst trennte sich die Herstellung der Gewebe von den Aufgaben des Haushaltes und ging an einzelne Leute über, die sich ausschließlich damit beschäftigten und deshalb besser und billiger liefern konnten, als der betreffende Haushalt selbst vermocht hätte: die Weberei wurde Handwerk. Allmählich schlossen sich die Handwerker zu Zünften zusammen und erreichten durch vereintes Vorgehen eine angesehene Stellung; es gab eine Zeit, wo die Leineweber, voran die Augsburger Fugger, eine Geldmacht bildeten, deren sich selbst die deutschen Kaiser gern bedienten. Durch die schweren Religionskriege verlor das Zunftwesen seine große Bedeutung, und Jahrhunderte hindurch blieb die Weberei ein wenig lohnendes Kleingewerbe, in dem nur geringe Fortschritte zu verspüren waren. Erst zu Anfang des vorigen Jahrhunderts lenkte



Abb. 3. Die wichtigsten Werkzeuge des Webstuhls
1. Schaft; 2. Riet oder Blatt; 3. Schützen



Abb. 4. Spulrad mit Weife

die Erfindung des mechanischen Webstuhls die Weberei in neue Bahnen und erweckte die uralte Kunst zu neuem Leben. Von dort ab nun ist in der Textilindustrie ein steter Fortschritt zu verzeichnen, und heute stellt sie eine Großmacht dar, die sich unbedenklich mit ihrer Schwester im Eisen- und Stahlgewande messen kann.

Es ist klar, daß mit der Einführung der mechanischen Webstühle, die einer elementaren Antriebskraft bedürfen, die Konzentration der Weberei auf Stellen, wo diese Kraft vorhanden war, Hand in Hand gehen mußte. So verschwanden allmählich die Handweber, die ihr Gewerbe als unrentabel aufgaben, um sich in den Fabriken lohnendere Arbeit zu suchen. Nur für ganz besondere Artikel kommt die Handweberei noch in Betracht, und mit jedem Jahre nimmt die Zahl der Handweber ab. Immer geringer wird daher die Möglichkeit für den Laien, sich mit der Kunst des Webens bekannt zu machen, und wer heute ihren Spuren folgen will, muß uns schon in eines der großen Etablissements begleiten, wo das Weberschiffchen emsig tätig ist, all die Gebilde zu schaffen, ohne die wir heute nun einmal nicht leben können.

Nicht ganz leicht war es gewesen, Zutritt zu der Fabrik zu erhalten; fürchtet man doch nicht mit Unrecht die Neugierde der Konkurrenz! Aber wir sind ja nicht gekommen, um dies oder jenes kleine Fabrikationsgeheimnis abzulauschen, sondern sind harmlose Besucher, die nur das Interesse an der uralten Webkunst hergeführt hat.

Der jugendliche Chef des Hauses hatte selbst die Führung durch die Räume der ausgedehnten Fabrik übernommen, die, mit hohen Mauern umgrenzt, ein Reich für sich bildet.

„Wenn es den Herren recht ist," meinte er, „gehen wir zunächst in das Garnlager, damit Sie erst einmal das Material kennen lernen:" und gern folgten wir ihm die breiten Steinstufen hinauf zum Boden der Fabrik, wo sich die Garnlager und die Säle mit den für das Weben nötigen Vorbereitungsmaschinen befinden. Unterwegs schon fällt uns die überall herrschende peinliche Sauberkeit auf, die uns als Vorbedingung für die Herstellung einer guten Ware bezeichnet wird.

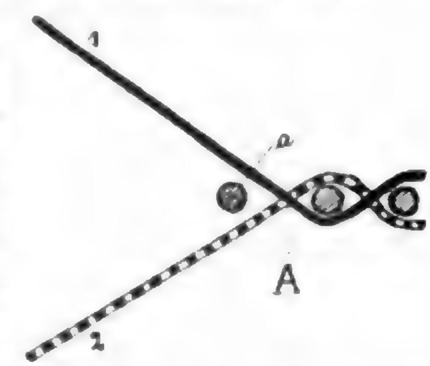


Abb. 5. Erstes Beispiel für die Lage der Kettenfäden

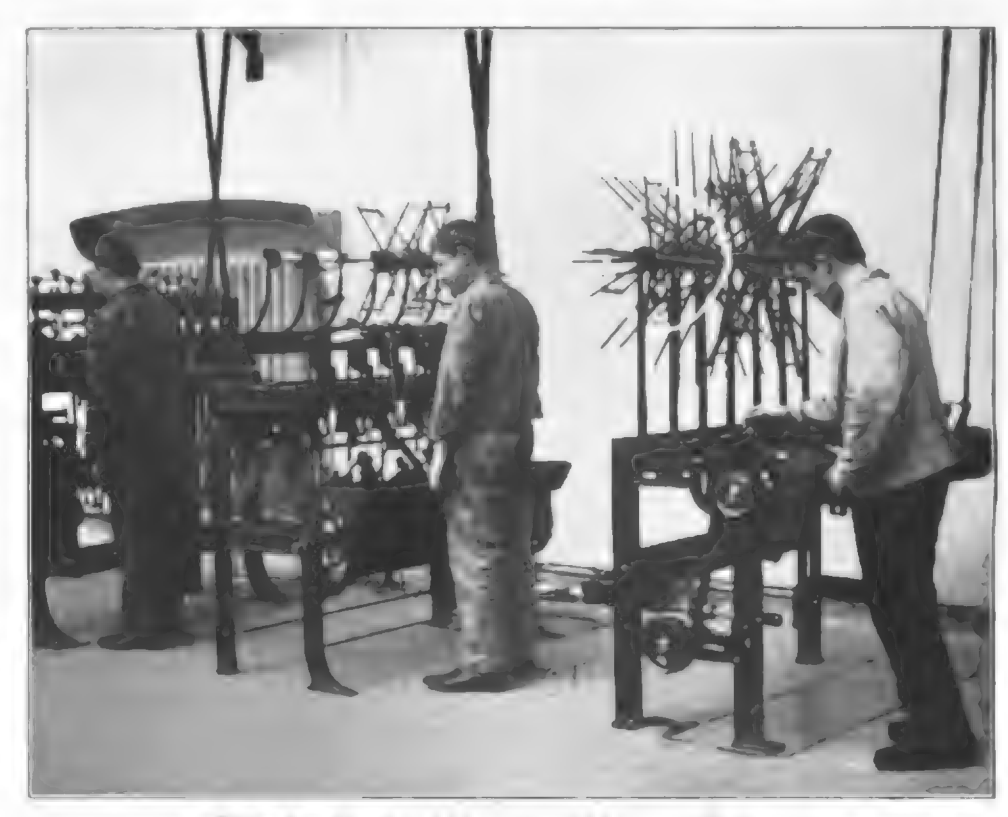


Abb. 6. Spulmaschinen verschiedener Systeme



Abb. 7. Einziehen der Kette in Schäfte und Riet

Im Garnlager angelangt, stehen wir vor einer Reihe von hohen Regalen, bis zur Decke gefüllt mit Garnsträhnen aller Farbenschattierungen, jeder Stärke und jedes Materials, die hier nach ihrer Ankunft aus der Spinnerei oder Färberei übersichtlich geordnet ihrer Verwendung harren. Der Arbeiter auf unsrer Abbildung 2 ist gerade mit der Prüfung eines solchen Strähns (Docke, Zahle) beschäftigt, der später das Material für die „Kette“ des Gewebes abgeben soll. Die oben auf dem Sortiertisch liegenden länglichen Spulen werden uns als „Cops“ bezeichnet, die, in den Schützen gesteckt, den Schuß für das Gewebe liefern. Der größte Teil des hier angehäuften Materials besteht aus Wolle oder Baumwolle, den beiden am meisten verwendeten Gespinsten, die uns in dieser Strähneform ja noch von Großmutters Strickstrumpf her wohlbekannt sind. Daneben sehen wir Hanf- und Flachsgarne sowie solche, die aus den Fasern der indischen Jute und der Ramie hergestellt sind, während das Naturgespinst der Seide nur in geringen Mengen vertreten ist.



Abb. 8. Patrone für Leinwandbindung

Mit dieser Königin im Reiche des Fadens ist indes das Webmaterial bei weitem noch nicht erschöpft. Der Bedarf wächst von Jahr zu Jahr, und gutes Garn ist teuer. Die Zeiten sind vorbei, wo sich ein Rock vom Vater auf den Sohn vererbte und noch vom Enkel abgetragen wurde. Heute soll ein Stoff vor allen Dingen billig sein und gut aussehen; Haltbarkeit ist Nebensache. So griff man denn zu allen möglichen Surrogaten aus dem Tier-, Pflanzen- und Mineralreiche. Unser liebenswürdiger Führer zeigt uns als Kuriosum eine reiche Sammlung solcher Gespinste, die uns beweist, daß heutzutage in der Weberei fast nichts mehr verloren geht. Da liegen Garne aus Kuh- und Ziegenhaaren neben solchen aus den Haaren von Katzen, Hunden, Eseln und Kamelen. Die Fasern der Kokosnuß müssen ebensogut herhalten wie die Stengel der Brennessel und die Nadeln unserer einheimischen Fichte. Man verspinnt die kurzen Fasern des Asbestes mit Baumwollfaden zusammen und stellt mit diesem Garn seine Gewebe her. Beim Ausglühen der fertig gewebten Ware verbrennen die Baumwollfaden, und die nunmehr erhaltenen Gewebe aus purem Asbest können zu feuersicheren Theaterdekorationen verarbeitet werden oder sie finden in den verschiedensten Zweigen der Technik Verwendung. Die Fasern des Holzes sowie die Strohhalme müssen sich in die zum Verweben geeignete Form bequemen, und viele Metalle, namentlich Messing und Eisen, zieht man zu feinen Drähten aus. Diese verwebt man zu Gittern und Sieben, wie sie im Haushalt und im Gewerbe so viel gebraucht werden. Oder man umspinnt Baumwolle mit ausgewalzten Metallstreifen von Messing, Kupfer, Gold und Silber und gewinnt so das Material für Tressen und Borten aller Art und für die Flittergewänder der Theaterwelt. Eine große Rolle spielt auch der Kautschukfaden, der für alle elastischen Gewebe, besonders Gürtel und Bänder, unentbehrlich ist. Selbst alte Kleidungsstücke und Lumpen werden noch verwendet, indem man sie mit besonderen Maschinen zerreißt und die so gewonnenen Fäserchen ebenso wie die aus der Weberei erhaltenen unvermeidlichen Abfälle zu einem Garn verspinnt, das unter dem Namen „Abfallgarn“ in den Handel kommt. Ja sogar der Kehricht aus den Webereien, der früher weggeworfen wurde, bildet heute noch das Spinnmaterial für die wenig wählerischen Spindeln einiger Spinnereien. Das sonst so spröde und zerbrechliche Glas wird zu feinen Fäden ausgezogen und verwebt. Aus Papier fertigt man das sogenannte Papiergarn, das für billigere Anzüge Verwendung findet, und man preßt Gelatine in flüssigem Zustande

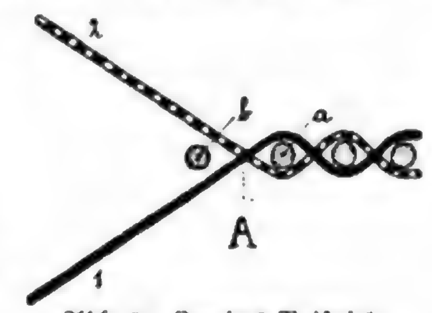


Abb. 9. Zweites Beispiel für die Lage der Ketten- und Schußfäden

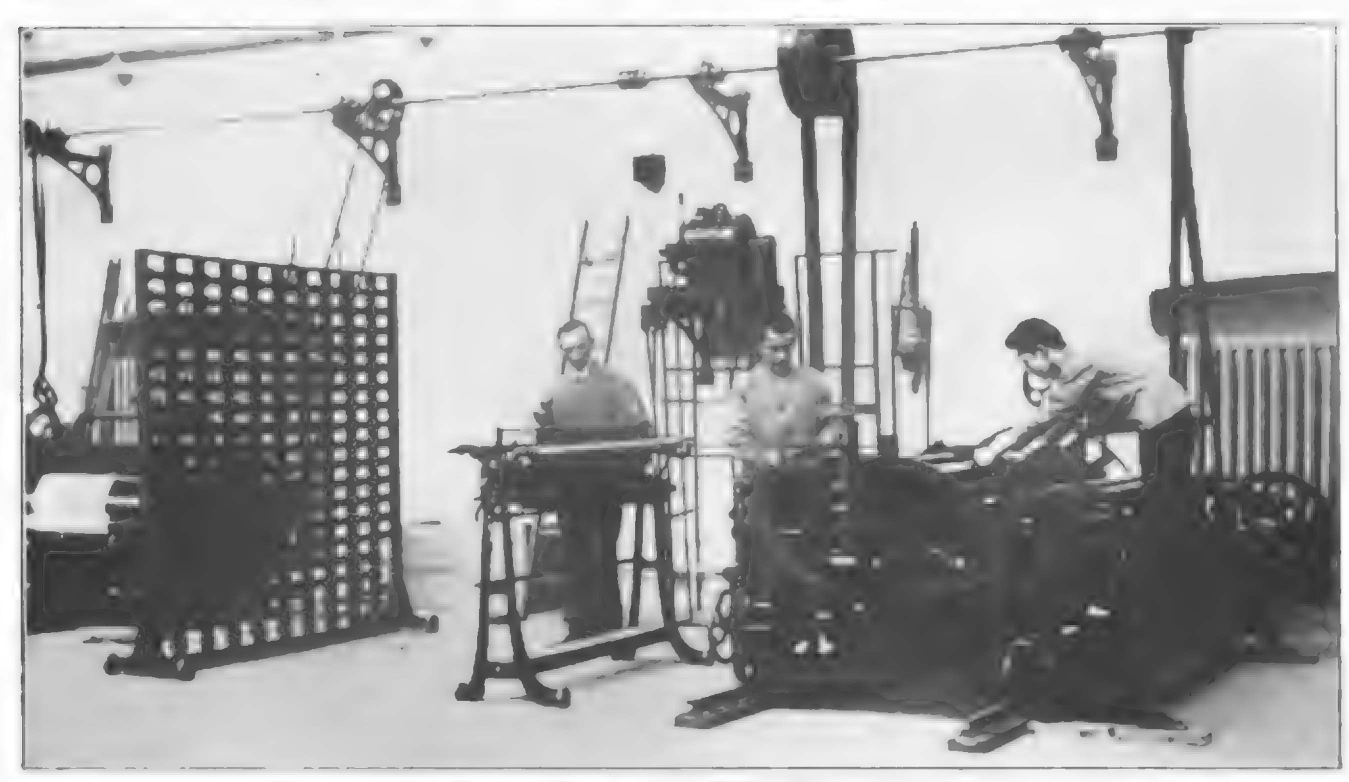


Abb. 10. Moderne englische Schermaschine

zu feinen Fäden aus. Nach den verschiedensten Methoden stellt man aus Zellulose künstliche Seide her, welche die natürliche Seide an Glanz weit übertrifft, ihr an Haltbarkeit aber um ebenso vieles nachsteht. Ja, es gibt wohl kaum ein Material, mit dem man nicht wenigstens den Versuch gemacht hätte, es zu verspinnen und zu verweben.



Abb. 11. Handstuhl mit offenem Fach

Sind alle diese künstlichen Präparate für die Anfertigung besonderer Artikel sehr zu schätzen, ja oft unentbehrlich, so werden sie in der Bekleidungstechnik doch niemals die uralten Webmaterialien, Wolle, Baumwolle und Seide, verdrängen können. Auch in dem Garnlager, in dem wir uns augenblicklich befinden, gelangen diese drei letzteren Materialien hauptsächlich zur Ausgabe. Eben wird wieder vom Lagerbeamten den harrenden Spulern eine Anzahl Strähne zur weiteren Behandlung übergeben. Folgen wir ihnen zum Spulsaal.

An einem Spulrad (Abbildung 4), wie sie früher vor Erfindung der Spulmaschine allgemein im Gebrauch waren, wird uns hier gezeigt, wie das Garn vom Strähn auf die Spulen oder „Pfeifen" „getrieben" wird. Das Handspulen ist aber heute nur noch ein Notbehelf für besonders schwierige „verfitzte" Garne; im ganzen Saal begegnen wir im übrigen den modernen, einfachen Spulmaschinen (Abbildung 6), die gleichzeitig bis zu zwanzig Strähnen abspulen können.

Eine Tür führt nach dem Scherraum. Hier wird das Garn von den auf dem Spulengestell (Kander) aufgereihten Spulen, die in der gewünschten Farbenfolge zusammengestellt sind, auf den mit der Hand bewegten Scherrahmen „geschert", das heißt spiralförmig aufgewunden. Die Gesamtheit dieser gescherten Fäden heißt die „Kette", die dann in Strangform auf die Bäumtrommel (Abbildung 14, links) gebracht wird, von der es auf den Kettenbaum (Abbildung 14, rechts) gelangt. Diese ältere Methode ist aber nur noch für kürzere Ketten mit starken Fäden in Anwendung; bei längeren Ketten und feineren Garnen bedient man sich heute meist der mechanischen Schermaschine, die ein gleichmäßigeres und schnelleres Scheren gestattet. Eine solche mechanische Schervorrichtung sehen wir auf Abbildung 10 in Tätigkeit. Die vom Spulengestell (links) kommenden Fäden

durchlaufen die Zahnlücken eines breiten Kammes, der es dem Arbeiter ermöglicht, den Ablauf der Fäden genau zu beobachten, und werden sodann in einem zweiten Kamm mit engen Zahnlücken zu einem Band vereinigt auf eine mechanisch betriebene Trommel gewickelt. Jedes dieser nebeneinander aufzuwickelnden Bänder hat die Länge der zu scherenden Kette, und die Gesamtheit dieser nacheinander aufgescherten Bänder macht die Fadenzahl der ganzen Kette aus. Um die Bänder auf einfache und bequeme Weise in gleicher Länge scheren zu können, ist an der Seite der Maschine eine Meßvorrichtung angebracht, die mittels eines Zeigers die genaue Länge der Kette angibt. Leicht wird uns hier der Zweck des Scherens klar, nämlich, die einzelnen Fäden in gleicher Spannung und vorgeschriebener Länge nebeneinander zu legen. Noch sind damit die Vorarbeiten für das Weben nicht erschöpft. Bei starken Ketten, die keiner Schlichte bedürfen, besorgt die Schermaschine auch noch die nächste Arbeit, das Aufbäumen, indem sie die Kette in ihrer ganzen für das Weben benötigten Breite auf eine Walze, den Kettenbaum, aufwickelt, der dann zum Abweben direkt in den Webstuhl gebracht wird. Bei schwachen Ketten, deren Haltbarkeit durch die große Inanspruchnahme während des Webprozesses gefährdet würde, gibt man den Kettenfäden durch Imprägnieren mit der Schlichte (Stärke, Leim oder Gummi) größere Festigkeit und Elastizität. Dies geschieht auf der Schlichtmaschine, die dann zugleich auch das Bäumen besorgt. Die Zusammensetzung der Schlichte ist verschieden je nach Material, Qualität und Stärke des Garnes. Ein erfahrener Schlichtmeister, der die Eigenschaften der verschiedenen Garne genau kennt und ihren Schwächen wirksam zu begegnen vermag, ist eine wichtige Person in der Fabrik. Denn von ihm hängt es ab, ob der Weber eine widerstandsfähige und doch elastische Kette in den Webstuhl bekommt oder ob er einen großen Teil seiner Arbeitszeit mit dem Knüpfen gerissener Kettenfäden verbringen muß.

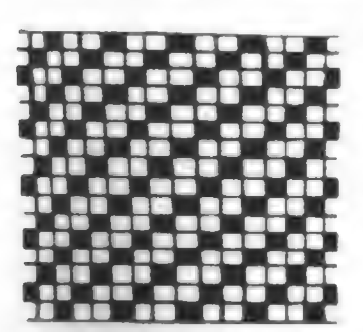


Abb. 12. Patrone des dreibindigen Köpers

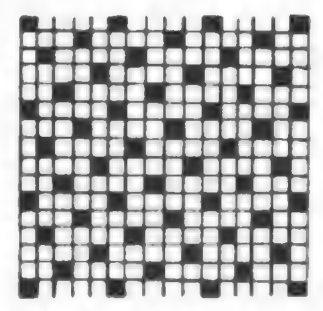


Abb. 13. Patrone des fünfbindigen Atlasses

Die kleine Figur zeigt einen sog. „Rapport"

Beim Weiterschreiten macht uns unser Führer auch mit der letzten Vorbereitungsarbeit, dem Einziehen, bekannt. Wir sehen auf Abbildung 7 zwei Arbeiter,

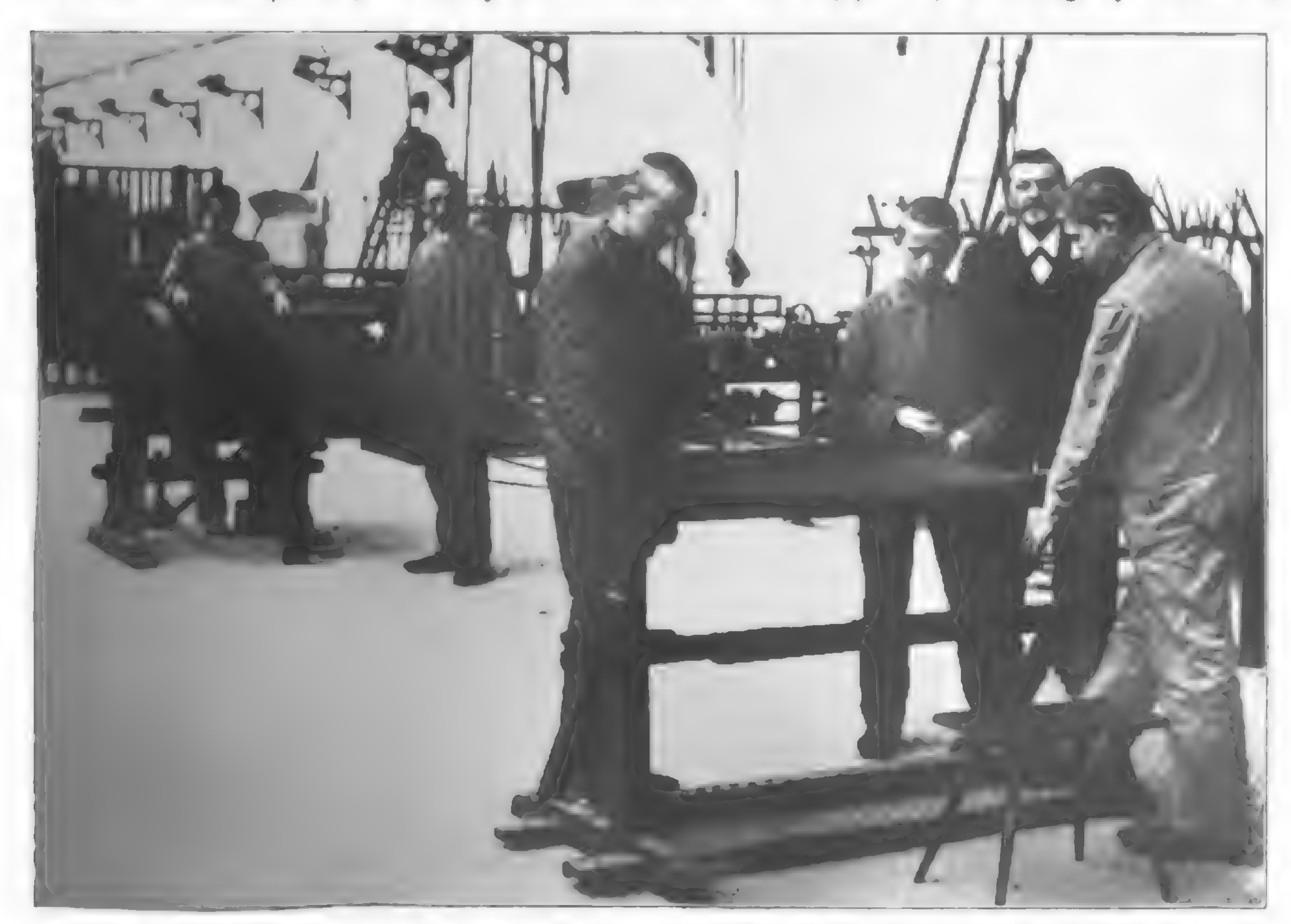


Abb. 14. Handbäumen. Links hinten die Bäumtrommel, im Vordergrund rechts der Kettenbaum



Abb. 15. Websaal in moderner Einrichtung

von denen der eine die Fäden von dem oben gelagerten Kettenbaum einzeln abnimmt und sie, durch die aufgehängten „Schäfte“ und das „Blatt“ gefädelt, dem älteren zureicht. Noch wissen wir nicht, zu welchem Zweck dies mühsame Einfädeln erfolgt; aber unser Begleiter weiß Rat. Ein leerer Schaft wird aus einem Handstuhl herbeigebracht und hier in Abbildung 3 vorgestellt. Er besteht aus zwei Stäben, auf welche die „Helfen“ oder „Litzen“ aufgereiht sind. Diese Helfen besitzen in der Mitte ein Oehr, das Auge oder „Maillon“, zur Aufnahme des Kettenfadens, der also einer Hoch- und Niederbewegung des Schaftes unbedingt folgen muß.

Und nun zum eigentlichen Weben! Schon beim Eintritt in den Websaal (Abbildung 15) schallt uns ein ohrenbetäubendes Klappern, Rasseln und Schnurren entgegen, hervorgerufen durch den rastlos hin und her geworfenen Schützen und das Geräusch des Stuhlgetriebes. Man vermeint das Zittern des Bodens zu spüren, und nur schwer kann man sich verständigen. Ueber endlos lange Stuhlreihen gleitet unser Blick hinweg, um schließlich an einem Handstuhl, einem alten Inventarstück der Firma, haften zu bleiben.

Wenn der alte Veteran reden könnte! „An diesem Stuhl arbeitete mein Großvater, als er noch ein einfacher Weber war,“ erklärt uns unser Führer. Wie mag er damals gekämpft und gerungen haben!

Doch sehen wir uns den alten Stuhl, der jetzt nur noch zur Instruktion für die Lehrlinge dient, etwas näher an! Er verdient es, denn er vermag es besser als seine rasselnden Kollegen, uns in die Kunstgriffe der Weberei einzuführen und uns einen deutlichen Begriff von all den Faktoren zu geben, die bei den komplizierten Maschinen modernster Technik ineinandergreifen. Abbildung 17 stellt als Gegenstück einen modernen Webstuhl in Tätigkeit vor. Bei dem alten Stuhl sind durch das Einziehen (Abbildung 7) die geraden Kettenfäden in die beiden vorderen, die ungeraden in die beiden hinteren gezogen worden. Die beiden vorderen sowie auch die beiden hinteren Schäfte sind starr miteinander verbunden. Beim Heben oder Senken der hinteren beiden Schäfte werden also sämtliche ungeraden, beim Heben oder Senken der vorderen Schäfte sämtliche geraden Kettenfäden gehoben respektive gesenkt. Im unteren Teil des Webstuhles sind nun zwei Tritte angebracht. Der im Stuhl sitzende Lehrling hat durch Niedertreten des einen Trittes die ungeraden Fäden gehoben und die geraden gesenkt. Die gehobenen und gesenkten Kettenfäden bilden auf diese Weise einen Winkel, dessen Scheitel im Ende der bisher gewebten Ware liegt. Dieser Winkel, das „Fach“, ist in Abbildung 11 deutlich sichtbar. Mit der linken Hand drückt er jetzt die oben im Gestell beweglich gelagerte „Lade“ weit zurück, um Raum für den Schützen (Abbildung 3, unten) zu gewinnen, der, durch das Fach geworfen, wie die Spinne ihren Faden, den „Schuß“, hinter sich herzieht, „einträgt“. Noch besser als Abbildung 11 wird die schematische Darstellung in Figur 5 die jetzige Lage der Kettenfäden und des Schusses veranschaulichen. 1 ist der ungerade (gehobene) und 2 der gerade (gesenkte) Kettenfaden. a ist der eben eingetragene Schuß im Querschnitt und A der Endpunkt des fertigen

Gewebes. Der locker im Fach liegende Schußfaden a wird nun mittels des in der Lade gelagerten Rietes (Abbildung 3, Mitte) an die schon fertige Ware angeschlagen, und der Weber bewegt jetzt den zweiten Tritt nieder. Hierdurch hebt er die bisher gesenkten geraden und senkt die bisher gehobenen ungeraden Kettenfäden. Schnell schiebt er dann die Lade zurück und trägt den nächsten Schuß ein. Figur 9 stellt die nunmehrige Lage der Ketten- und Schußfäden dar. 1 ist der ungerade, jetzt gesenkte und 2 der gerade, gehobene Kettenfaden. a ist der vorhin und b der zuletzt eingetragene Schuß. A ist das Ende der fertiggewebten Ware, das gegen Figur 1 um den Schußfaden a weitergerückt ist. Nunmehr erfolgt wieder der Anschlag des Schusses b, Treten des ersten Trittes, Durchschießen, Anschlag und so weiter. Nach jedem Schuß rückt das Ende der fertigen Ware um einen Schußfaden weiter, und so wird dieselbe immer länger. Von Zeit zu Zeit wickelt der Weber ein fertiges Gewebestück auf. In Abbildung 11 ist das erhaltene Gewebe ein Leinenhandtuch mit bunter Kante.

Man unterscheidet nun drei Grundbindungen: Leinwand, Köper und Atlas, von denen Leinwand die einfachste Art der Fadenverkreuzung (Bindung) ist.

Durch Anordnung mehrerer Schäfte hintereinander ist es möglich, bald eine dieser Grundbindungen, bald kompliziertere Gewebe herzustellen, je nachdem man die oder jene Fadengruppe ausheben läßt. Um nun dem Weber anzugeben, welches Gewebe er herstellen soll, gibt man ihm das auf quadriertes Papier gezeichnete Gewebebild, die Patrone, von der die Regel abgeleitet wird, nach der der Stuhl mit Schäften und Tritten vorgerichtet werden muß.

Figur 8 zeigt eine Patrone für Leinwandbindung; hier treten die Stellen, wo die Kettenfäden über den Schußfäden liegen, wie die schwarzen Felder im Schachbrett hervor. Figur 12 stellt einen Köper und Figur 13 einen Atlas dar. Die umrandeten Punktgruppen bezeichnen die Wiederholung (den „Rapport"), der in der Länge und Breite des Gewebes ständig wiederkehrt.

Durch Ansetzen oder Weglassen von Bindungspunkten, durch Kombination und Ineinanderschiebung verschiedener Bindungen und durch mehrere andre Mittel lassen sich nun wieder neue, abwechslungsreiche Bindungen herstellen, und es ist ohne weiteres klar, daß die Veränderlichkeit des Musters schon bei diesen einfachen Bindungen eine sehr große sein kann. Man hat berechnet, daß es Billionen solcher abgeleiteter Bindungen gibt.

Je größer der Musterrapport wird, um so mehr muß aber auch die Anzahl der Schäfte wachsen und mit ihnen die der sie bewegenden Tritte. Da diese jedoch nur in beschränkter Anzahl vom Weber bedient (getreten) werden können, hat man Stühle mit Schaftmaschinen versehen, die, vom Weber nur durch einen Tritt in Bewegung gesetzt, in einmal mit Hilfe von Musterkarten festgelegtem, stets gleichbleibendem periodischem Wechsel die einzelnen Schäfte heben und senken.

Um Muster mit noch größerem Rapport weben zu können, bedurfte man einer noch mehr beweglichen

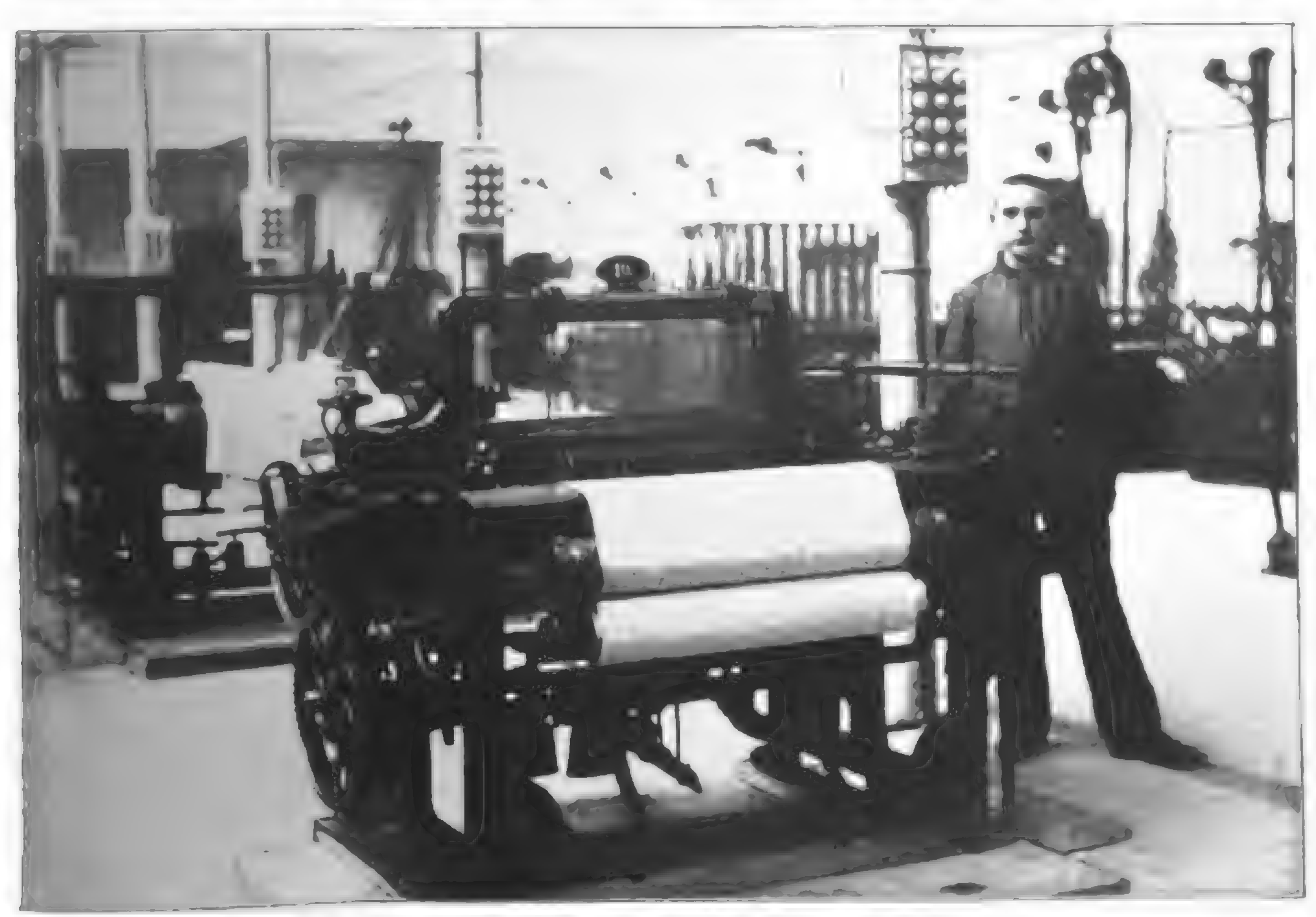


Abb. 16. Mechanischer englischer Schaftstuhl für Leinwand



Abb. 17. Jacquardwebstuhl mit Harnischfäden

Kette, wie sie uns Jacquard durch die Erfindung seiner unvergleichlichen Jacquardmaschine brachte, bei der jeder einzelne Kettenfaden der ganzen Kette sich nach Belieben heben und senken läßt. Abbildung 15 zeigt uns im Vordergrunde hoch oben über dem Webstuhl die Jacquardmaschine, von der eine große Menge langer Fäden (der Harnisch) herabhängt. Jeder dieser Fäden regiert mittels eines Oehrs, ähnlich wie beim Schaft, einen Kettenfaden. An der rechten Seite der Jacquardmaschine sehen wir die Jacquard- oder Musterkarte herabhängen. Dies sind aneinander geknüpfte, mit Löchern versehene Kartenblätter, die bei jedem Schuß um ein Blatt weiterrücken. Die Anordnung der gelochten und undurchlochten Stellen der Karte entspricht einer Schußlinie der Musterzeichnung. Letztere kommt bei der Einwirkung der Karte auf die äußerst sinnreich konstruierte Jacquardmaschine im Gewebe wiederum zum Ausdruck.

Und nun ein Gang durch die Stuhlreihen der mechanischen Weberei, die den Forderungen der Neuzeit entsprechend eingerichtet ist. Hier sehen wir keine Transmission mit ihrem kraftvergeudenden Betrieb; vielmehr ist der Einzelantrieb der Stühle mittels Elektromotore durchgeführt, und abends erhellt elektrisches Licht die großen Räume.

Den größten Teil des Saales nehmen die englischen schnellaufenden Schaftstühle für leichte Ware ein, wie sie Abbildung 16 veranschaulicht und von denen ein Arbeiter immer zwei bis vier bedienen kann. Ihre Einrichtung ist im Prinzip dieselbe wie beim Handstuhl, nur daß das Stuhlgestell aus Eisen besteht und die Schäfte nicht getreten, sondern ebenso wie der Schützen und die unten im Stuhl gelagerte Lade von Exzenterwellen betätigt werden. Rastlos wird der Schützen hin und her geworfen, und rastlos schlägt die Lade Schuß an Schuß. Nur beim Zerreißen von Kettenfäden oder beim Aufstecken einer neuen Schußspule kommt der Stuhl zum Stehen, was durch einen einzigen Handgriff augenblicklich erfolgt.

Eine Abteilung für sich bilden die Jacquardstühle (Abbildung 17), von denen jeder einzelne die ganze Aufmerksamkeit seitens eines Webers erheischt.

Eine ganz besondere Art von Webmaschinen vertritt der Plüschstuhl (Abbildung 1), deren mehrere

in diesem Saale Aufstellung gefunden haben. Auf ihnen werden gleichzeitig zwei Ketten verwebt. Die oberen Kettenfäden, die den aufrechtstehenden Flor bilden sollen, werden nach jedem Schuß durch mechanisch arbeitende Messer aufgeschnitten.

Zum Schluß wird uns der außerordentlich schnell arbeitende Northropstuhl vorgeführt, wie ihn Abbildung 18 zeigt. Sein schnelles Arbeiten wurde ermöglicht durch den Wegfall der Pausen, die durch das Wechseln der Schußspulen entstehen, da das an einer Seite des Stuhles (Abbildung 18, rechts) angebrachte Magazin mit Cops die abgelaufene Schußspule während des Ganges selbsttätig gegen eine volle auswechselt. Ein Arbeiter vermag unter günstigen Verhältnissen bis zu zwölf solcher Stühle zu bedienen, eine Leistung, die nur durch die Aufmerksamkeit des elektrischen oder mechanischen Kettenwächters möglich gemacht ist, der beim Reißen eines Kettenfadens den Stuhl zum sofortigen Stillstand bringt. Außerdem ist der Northropstuhl wie jeder andre mit einem Schußwächter versehen.

Noch ganz betäubt vom Lärm der Webstühle folgten wir unserm Führer hinab zum Privatkontor, wo wir bei einer Zigarre die Geduld des liebenswürdigen Herrn noch durch manche neugierige Frage auf eine harte Probe stellten. Er erklärte uns die hier befindlichen feinen Meßinstrumente für die Prüfung der Garne und zeigte uns unter dem Mikroskop amerikanische und ägyptische Baumwolle, deren eigentümliche Struktur man sehr genau verfolgen konnte. Auch südafrikanische Baumwolle aus unsern leider so arg verleumdeten Kolonien bekamen wir zu sehen. Die Baumwollstaude ist dort mit großem Erfolg angebaut worden und liefert ein Material, das sich unbedenklich dem besten amerikanischen Produkt an die Seite stellen kann. Welchen Vorteil wird es für uns bedeuten, wenn wir durch Beteiligung größeren Kapitals und Schaffung besserer Verkehrswege unsern Bedarf an diesem so eminent wichtigen Webmaterial ganz aus eignen Kolonien werden decken können!

Aeußerst schwierig ist bei den fortwährenden Preisschwankungen die Kalkulation. Wie schwierig ist es aber auch, stets die teuren Maschinen in Gang zu halten und doch nicht ein Zuviel zu produzieren, für das dann der Absatz fehlt. Auf Rosen ist der Fabrikant von heute wahrlich nicht gebettet. Jede Konjunktur muß ausgenutzt werden. Wehe dem Fabrikanten, der auf Errungenem ausruhen möchte. Vorwärts! heißt die Parole jederzeit. Die Konkurrenz ist groß, und es gilt, sich nicht überholen zu lassen und ständig Neues auf den Markt zu bringen; denn Stillstand ist schon Rückschritt!

Unaufhaltsam schreitet die Webereitechnik fort; immer besser konstruierte und sicherer arbeitende Stühle werden gebaut. Der Kleinbetrieb mit Handstühlen ist für die Hauptartikel aufgegeben. Die Weberei als Handwerk schwindet mehr und mehr und mit ihr ein Stück Poesie. Und doch — als wir uns mit herzlichem Dank verabschiedeten und die Fabrik verließen, da geleitete uns noch lange das Rasseln der hastenden Maschinen, und es klang uns wie ein Lied, wie das Siegeslied der Arbeit und des nie rastenden Menschengeistes.

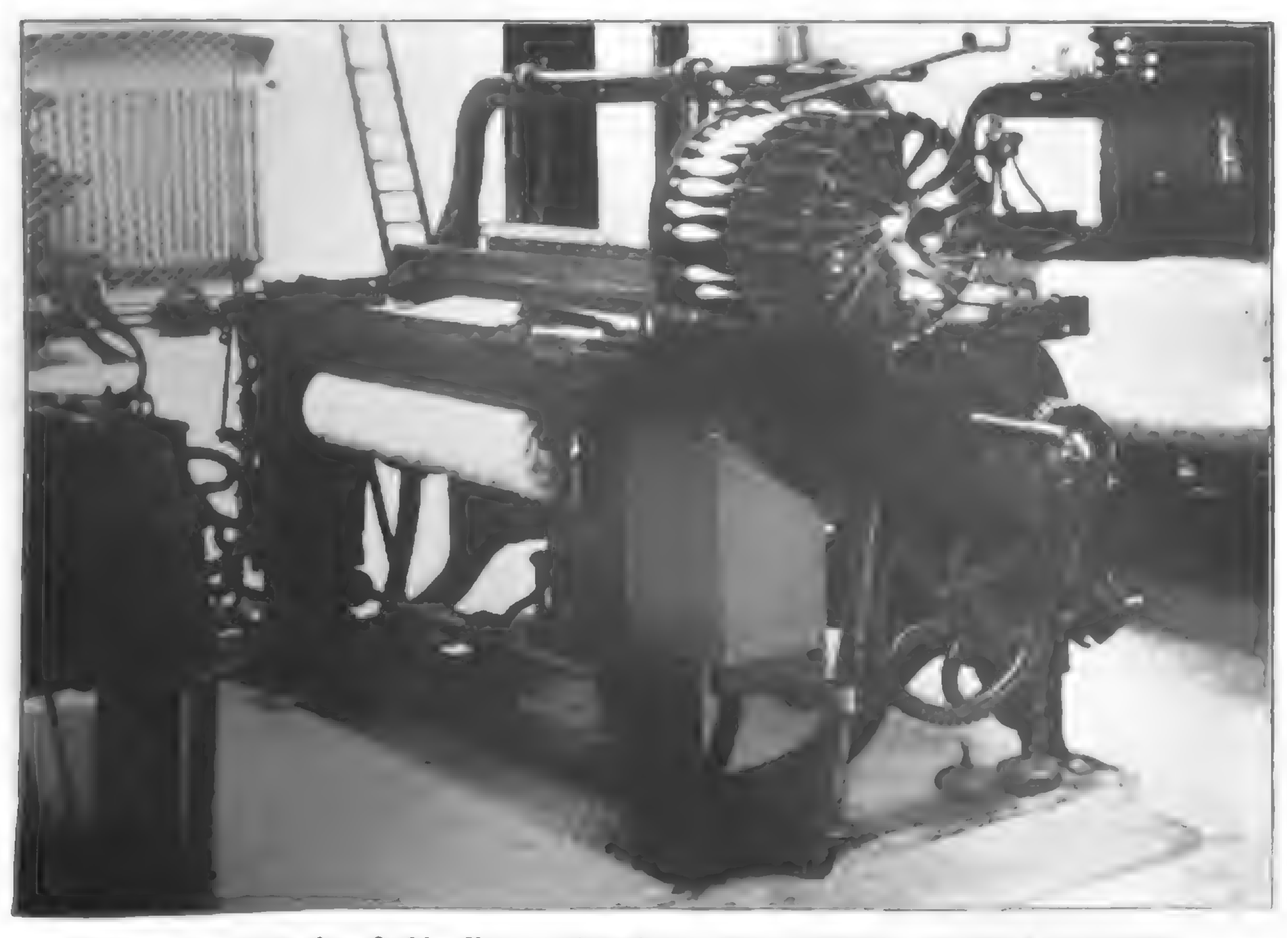


Abb. 18. Northropstuhl. Vorn rechts ist der Magazinkasten mit Cops angebracht



Die Poesie der Dächer

Von

Hans Haldenwanger

Das Dach hat seine eigne Poesie. Das Innere des Hauses gegen die Witterung zu schützen, grenzt sich mit ihm der seßhafte Mensch gegen den unendlichen Raum ab. Ein zeitliches Ding schließt's zusammen mitten in der ewigen Umgebung. Da liegt das Häuschen am Tausendjahreberg und unter seinem Dache nisten die Vögel. Oder es steht in der Flachlandschaft des breiten Stromes, und Gevatter Langbein baut seine Wohnung auf dem First. Um den einzelnen Giebel oben im Gebirge sammelt sich die Herde, um das einsame Gehöft der Ebene wogen die Felder. Unter der Ansammlung der Dächer wohnt die Betriebsamkeit der Gewerbe. Immer grüßen uns die Dächer zuerst. Ehe die gastliche Tür sich auftut, winkt der freundliche Giebel. Der Rauch des Herdes dringt aus dem Dach. Mit des Menschen Wohn- und Arbeitsstätte schließt es seine Tüchtigkeit, seinen häuslichen Frieden ein. Es sammelt alle seine Kräfte. Das Dach wird zum Symbol der fortgeschrittenen Kultur. Wo Dächer sind, da werden wir nicht Nomaden finden. Es ist anschaulich gewordene Ordnung, geregelte Tätigkeit und die sichtbar gemachte Feierabendbehaglichkeit nach des Tages Fleiß. Aus seinen Fenstern ist der Blick am weitesten. Sein kräftiges Rot steht heiter gegen den blauen Himmel und leuchtet fröhlich durch das funkelnde Grün der Baumkronen, die es im Winde umspielen. Es besitzt eine bunte, formenvolle Schönheit. Was wäre der Blick vom Meer auf das trotzige Stralsund ohne seine Dächer und Turmhelme! Was wären die meisten der Ortschaften unsrer Mittelgebirge ohne die rote Freude der Giebel und Firste! Was wäre Weimar ohne seine Mansardendächer, Goethes Haus am ehemaligen Frauenplan, das liebe Schillerhaus an der früheren Esplanade, der Frau von Stein schloßartiges Wohngebäude und Goethes Gartenhaus mit seinem hohen Zeltdach, auf dem, fast in die Baumkronen hineingeschoben, die Schatten und Sonnenlichter des Laubes so munter spielen! Wie anschaulich wird uns die Stadt des Faustschen Osterspazierganges durch „den Druck von Giebeln und Dächern", von dem sich die Bürger befreien! Wie ergreifend das Sterben auf dem Rethelschen Bilde: „Der Tod als Freund" durch den Blick über den langen Kirchenfirst in das tiefe Land hinaus!

Man könnte eine Kunstgeschichte der Dächer schreiben und würde, alle Völker, Zeiten und Zonen durcheilend, an ihren Dächern Völker, Zeiten und Zonen erkennen. Die Regel ist, daß das südländische Dach flach und einförmiger, das nordische steil und vielgestaltig-reizvoller ist. Im Süden soll es vornehmlich Schatten spenden, im Norden gewährt es wirklichen Schutz. Dort wird es vielfach zum Altan, dem Orte des abendlichen Genießens, hier dient seine Schräge dazu, der Ansammlung großer Schneemassen vorzubeugen. Es kann keinen Ort der Freude abgeben. Aber an diese schiefen, von Mansardenfenstern mutwillig durchbrochenen Dachflächen schmiegt sich die Poesie. Hier liegt das Trauliche, das Heimische, unser Deutschgemütliches.

Was ist die Pyramide? Ein riesiges Dach über einem Leichnam, ein königliches Dach der Dauer über einem königlichen, vor Verwesung geschützten Körper. Das Dach der ägyptischen Tempel ist horizontal gelagert, wuchtig aufgelastet, schwer ruhend über dem Dunkel, das es zusammenschließt. Leichter und heiterer beschließt das Dach des antiken klassischen Tempels, im Giebelfelde gehoben, die freischöne Säulenhalle. In der Kuppel, kaum Dach mehr zu nennen und doch bedeckend, wölbt es sich am höchsten hinaus. Was wäre die Hagia Sophia ohne ihre königliche Kuppel, ohne die Vasallenkuppeln zu ihren Seiten! Schlichter decken die Dächer der frühchristlichen Langhauskirchen ihre Stätte und geben damit dem Orte der Sammlung, der stillen Beschaulichkeit, des demütigen In-Gott-Versinkens seine Einfalt und Weihe. Einfach liegen die Satteldächer auf den Hauptschiffen, still begleiten sie die ebenen Pultdächer über den niedrigeren Seitenschiffen. Erst mit den Turmhelmen der romanischen Kirchen tritt ein stolzerer, ein himmelshöherer Dächerschmuck auf. Und in der Gotik feiert

das aufstrebende, sich immer verjüngende Element auch in den steilen, spitzgegiebelten Dächern seine Feste. Da braust die kaum im Gebäude gebundene Idee, wie ein mühsam zurückgehaltener, sich selbst befreiender und nun in den Raum hinaus machtvoll schwellender Orgelstrom, auch aus den Dächern in den Himmel hinein.

Die Renaissance des Südens bringt in ihren Profanbauten wieder flache Dächer. Die massigen Trutzbauten der Mächtigen wollen den Geist des Beschauers wieder auf das Innere lenken, das die Macht enthält. Nicht Ueberschirmen, sondern Zusammenfassen, Zusammenhalten ist ihr Wesen. Nicht mit hochgiebligen Dächern, Fialen und Türmen, mit spitzen Wimpergen und aufwärtsgerichteten Krabben soll das Geistige wieder zum Himmel flattern. Das Dach liegt horizontal auf und wird nicht sichtbar. Aber gern und stark ergänzt die Phantasie aus dem dem Auge dargebotenen Kranzgesims die ganze, spannende Fläche. Ich erinnere an das berühmte Kranzgesims des Cronaca am Palazzo Strozzi. Die Dächer der französischen und deutschen Renaissance sind mit ihren schrägen Wänden und abgetreppten Giebeln, den vielen Schornsteinen, die sie durchbrechen, aufs höchste reizvoll. Wie anmutig sind die alten deutschen Straßen, an denen solche Häuser stehen! Wie würdevoll zugleich! Es ist, als ob diese Dächer von der Würde ganzer Geschlechter sprächen. Mit ihnen nähern wir uns schon jenen, an die wir heute zunächst denken, wenn wir uns der Poesie erinnern, die um stille Giebel spielt.

Um diese Poesie werden wir Großstädter heute fast ganz betrogen. Wir haben keine Giebel mehr, weder am Markt noch an der Straße. Wir sehen keine Dächer. Wo Kranzgesimse sind, sind sie gewöhnlich zu hoch, zu schwach ausladend, um unsre Phantasie zu reizen. Fassaden begrenzen die Straßen wie zwei Reihen aufrechtgestellter Kartenblätter. Das Gebäude als dreidimensionaler Raum kommt nicht zur Geltung, es wird zur Fläche, vom Dahinter und Darüber erfahren wir nichts.

Nur von besonders günstigen Punkten aus, gleichsam an Festtagen, dürfen wir das uns an Werktagen Vorenthaltene genießen. Von der Höhe mit einem Blick über die Dächer haben wir noch die alte bunte, formenvolle Schönheit, die alte Poesie. So gehört ein Blick vom Rathausturm über Berlin an einem klaren, windstillen Tage zu dem Schönsten, was die Reichshauptstadt zu bieten vermag. Selbst das neblige London mit seinen einförmigen Häusermassen entzückt, wenn man das seltene Glück hat, an einem leidlich hellen Tage auf einer Höhe von Hampstead Heath oder auf dem Hügel des Greenwicher Observatoriums zu stehen. Dann erst hat man mit dem Blick über die Dächerfülle, obwohl man das Meer der Stadt nicht absehen kann, einen richtigen Eindruck von ihrer Riesengröße. Man begreift die Eigenart ihrer Bewohner besser, man bewundert ihren Fleiß, ihre Kühnheit, ihre Zähigkeit. Von Höhen überblickt, wachsen die Städte aus ihrer Geschichte heraus. Ein Blick von der Peterskuppel Roms über die ewige Stadt gehört zu dem Zauberisch-Schönsten der Welt. Allerdings wirkt hier nicht allein die Dächermenge der Stadt, sondern auch die prachtvolle Glut der Albaner- und Sabinerlandschaft, die Düsterheit der Campagna, die warme, freudigere Luft der näheren mit Palmen und Pinien bestandenen Hügel. Aehnlich ergeht es dem Schönheitsucher in der andern Siebenhügelstadt am Tajo. Auch hier ist die bunte Mannigfaltigkeit der gehäuften, straßenbegleitenden, plätzeumschließenden Dächer nicht allein das Ausschlaggebende. Auch der Blick über Lissabon wird vervielfältigt schöner durch die blühende Berglandschaft Estremaduras und die zu breiter, blankglänzender Seefläche erweiterte Majestät des Stromes. Marseille, von der Höhe der Notre Dame de la Garde überblickt, zwischen die Seealpen und das tiefblaue, vollschäumende Mittelmeer gelagert, böte nur einen Teil der Schönheit, die es bietet, ohne die umgebende Natur. Aber auch diese wäre minder schön ohne die Dächerstadt, die sie umschließt. Warum erscheint Pompeji so tot, wenn wir es von der Ruinenhöhe der Villa des Diomedes überblicken, so tot mit seinen ödesteilen Straßenwänden mitten in der blühenden Ueppigkeit seiner Gebirge, auf der verschwenderisch fruchttragenden, säftevollen Kruste dieser Erde? Die Dächer fehlen, die heiteren Dächer!

Und so bietet von allen Städtebildern das unvergleichlichste und reinste der Blick über das mächtige, frohe, schöne Paris. Hier ahnt man die umgebende Landschaft mehr, als man sie sieht. In das Becken der Seine gesammelt, von sanftgewellten, an der Peripherie anscheinend gleichmäßig ansteigenden Hügeln natürlich begrenzt, scheint diese Stadt gerade in den lieblichen und flachen Kessel hineinzupassen, nicht mühselig zusammengezwängt, nicht raumreich zerstreut. Mit einzelnen Ortschaften um Gärten und Schlösser gesammelt, dringt sie an einigen Stellen über den Rand des Beckens hinaus, freudige Fülle, nicht gezwungene Gedrängtheit verratend, ein helles Glas roten Weines, das überläuft, ein köstlicher Stein, gerade recht gefaßt in das warme Gold der Natur. Wer vom Arc de l'Etoile oder von der Sacré Coeur auf der Höhe des Montmartre auf diese Stadt hinunterblickt, der verliert für einige Augenblicke die Fähigkeit, sich vorzustellen, daß auch über sie schwere Schicksalsstunden Dunkelheit verhängt haben, über sie, die mit ihren frohen, frohen Dächern so leuchtend und lachend in der Tiefe liegt, wie die Gesichter ihrer fröhlichen Bewohner leuchtend und lachend sind.

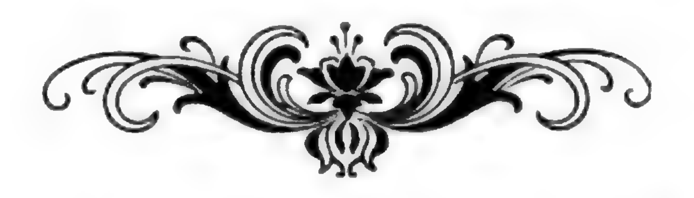
Aus drei Gründen steht Berlin hinter Paris zurück. Paris ist bevorzugt durch seine geographische und topographische Lage und durch ein historisches Moment. Die Luft, die um seine Dächer spielt, ist weicher, sie nimmt den Konturen die herbe Schärfe und verleiht ihnen ein warmes Flimmern. Die breite Seine ist majestätischer als die enge, dürftige Spree. Der Quai d'Orsay wird aus diesem natürlichen Grunde schon mehr als der Schiffbauerdamm. Das leichte, gleichmäßige Ansteigen der Stadtränder ist mehr als der armselige Höhenstreifen des Kreuzberggeländes, auf dem unsre Vorfahren vergeblich Weinbau trieben. Vor allem aber, als Preußen das Geld in die Kassen sammelte, um Kriege führen zu können, glänzte Frankreich in breiter Pracht und schuf die französischste Stadt des Landes aus heiterer Fülle mit vornehmem Geschmack. Um so mehr haben wir die Pflicht, was

nur an Schönheit erstehen kann, erstehen zu lassen. Wir haben auch ein Mittel, eine alte Schönheit zu retten, sie wieder neu keimen zu lassen.

Aus der Stadt ausgewiesen, konnte und mußte sich die Fabulierlust und Phantasie der Architekten, soweit sie auf Dachgestaltung gingen, an den Landhäusern ausleben. Da sehen wir denn auch die reizvollsten, oft sogar übertriebene Dachkompositionen. Da wird mit Ecken und Winkeln, mit Ueberlagerungen und Durchschneidungen, mit frohen Farben nicht gespart. Da kommt dann das Alte, Liebgewordene, nachgeahmt auf neue, den neuen Bedürfnissen und Geschmacksrichtungen angepaßt, oft sogar potenziert zum Ausdruck. Aber auch in der Stadt zeigt sich seit einiger Zeit das dankbare Bestreben, die Dächer wieder zur Geltung zu bringen. Wer eine Rund-, eine Kreuz- und Querfahrt durch Berlin nicht scheut, um zu versuchen, wie viel er an Dächern zu sehen bekommt, der wird fast überall da, wo Neues entstanden ist, recht erfreut werden. Man denke — ich greife wahllos heraus — an die Hochschulen für bildende Kunst in Charlottenburg, an das neue Schillertheater dort, an das Kaufhaus des Westens am Wittenbergplatz, an das Märkische Museum und so weiter.

Am reichsten und schönsten, zugleich am überzeugendsten für das hier Gesagte aber wirkt die liebliche, stille Kleinstadt, die uns im Norden Berlins in der grandiosen Anlage des Virchowkrankenhauses entstanden ist. Wer durch diese Straßen wandelt — es kann jedem, der durch einen friedlichen und milden Eindruck die heftigen und wilden des Großstadtlebens ausgleichen will, nur aufs angelegentlichste empfohlen werden —, den überkommt beim Anblick der vielen niedrigen Häuschen mit der Fülle ihrer roten Dächer eine so freundliche Heiterkeit, daß er zurückversetzt zu sein glaubt in seine menschlichsten und besten, in unsers Volksgeistes größte Zeiten. Man glaubt in einer kleinen Residenz zu sein. Man vergißt völlig, daß man sich an einer Stätte des Leidens befindet, und erwartet in jedem Augenblick eine muntere Hofdame in Reifrock und Perücke um die Ecke biegen oder zwei Kavaliere herankommen zu sehen, die sich zwischen den neuesten Klatschhistörchen alte Anekdötchen und Zötchen erzählen. Ein Städtchen der Schnupftabakdose, aber auch des Wilhelm Meister. Wenn hier über die stillen Straßen vom Kirchturm die Glocke klingt, so sind es die Dächer, die uns beim Herannahen eines Wanderers an den Hut fassen und auf ländliche Weise ihm guten Tag wünschen lassen.

Das Zurückgehen auf das bürgerliche Barock, das in den meisten Fällen vorliegt, wo es sich um ein besonderes Hervortreten des Daches handelt, dünkt mich recht glücklich. Wir werden wieder unter Dächern wohnen, die wir auch sehen. Das Dach wird wieder sammeln und beschützen. Mit ihm steigt eine Schönheit nieder, deren wir uns nicht zu schämen brauchen. Mit ihm kommt zu uns, den armen, von Hast und Unrast geknechteten Kindern einer gefühlsärmeren Zeit, der Frieden unsrer Altvorderen zurück und eine Poesie, deren wir uns freuen sollen.



Waldraft

Von

Frida Schanz

Wie streckt sich's wohlig hier im Stillen!
Als Bett die kleine trockne Schlucht
Voll dunkelgelber Waldkamillen, —
Zu Häupten lichter Wolken Flucht;

Getaucht mit ganzem Sein und Wesen
In Waldgebraus und Waldgeruch! —
Südwind verblätterte mein Buch. —
Wald, laß in dir mich weiterlesen,

Mich fühlen, wie ich's nie gekonnt,
Das Glück des Seins, das himmelgroße,
Wie sich das Pfauenauge sonnt
Still auf dem Buch auf meinem Schoße!

Der stille Garten

Von

Karl Ernst Knodt

Wie gefangen liegt die Sonne
Hier in meinem kleinen Garten,
Wo zu immer neuer Wonne
Tausend Wunder auf mich warten.

Fühle von der Welt da draußen
Nichts mehr hinter seiner Türe,
Laß die Stürme all verbrausen:
Keiner, der ans Herz mir rühre!

Nur den Mond noch und die Sterne
Laß ich in den Garten sehen,
— Und so darf ich in die Ferne
Lauter goldne Wege gehen.



Studie. Von Wilhelm Löwith


UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA



Walter Leistikow — Die Villa

Walter Leistikow

Von

Hans Rosenhagen

(Mit einem Porträt und sechs Abbildungen nach Werken des Künstlers)

Nichts scheint einfacher, als daß ein Maler, der ein gutes Landschaftsbild hervorbringen möchte, sich vor ein schönes Stück Natur setzt und dieses recht getreu porträtiert. In Wirklichkeit entstehen die guten Landschaftsbilder auf ganz andre Weise; denn einmal ist die Schönheit des dargestellten Stückes Natur durchaus keine Vorbedingung für die gute Wirkung des Bildes, und dann gehört das treue Nachbilden der Wirklichkeit durch den Maler zu den Unmöglichkeiten, nicht nur in technischer, sondern vor allem in künstlerischer Beziehung. Denn es kommt in der Malerei nicht so sehr darauf an, alles Gesehene wiederzugeben, als unter den vielen Zügen, die sich in der Natur finden, die charakteristischen zu wählen und so zur Darstellung zu bringen, daß bei dem, der das Bild betrachtet, nicht allein Illusionen erzeugt, sondern auch gewisse Empfindungen ausgelöst werden. Ein gutes Landschaftsbild ist also in jedem Falle etwas andres als ein sachlicher Bericht über das Aussehen der Wirklichkeit. Der mag ruhig der Photographie überlassen bleiben. Der Künstler gibt etwas viel Wertvolleres: er zeigt dem durch tausend Einzelheiten abgelenkten Auge den Weg durch das Wirrsal der zahllosen Erscheinungen, aus denen sich ein Natureindruck zusammensetzt; den Weg, den ihn selbst seine geschärften Sinne, sein Gefühl, sein Charakter und seine Stimmung finden ließen. In



Walter Leistikow



Walter Leistikow Havelufer

dieser Tatsache liegt die Erklärung für die Fülle und Verschiedenheit der Naturanschauungen, denen man in den Schöpfungen der Landschaftsmalerei begegnet. Immer neue charaktervolle Züge entdecken die Landschafter im Antlitz der Mutter Natur.

Bekanntlich ist die Landschaftsmalerei ein Kunstgebiet, das verhältnismäßig spät zur Entwicklung kam. Zur Selbständigkeit erhob sie sich etwa im sechzehnten Jahrhundert; Bedeutung und Ansehen erlangte sie jedoch erst von dem Zeitpunkte an, als den Künstlern der Sinn dafür aufging, daß das Reizvolle in der Landschaft nicht das Gegenständliche, sondern das Zuständliche sei. Den holländischen Malern des siebzehnten Jahrhunderts gebührt der Ruhm, diese Entdeckung gemacht zu haben. Sie waren die ersten, denen es gelang, die individuellen Schönheiten bestimmter Gegenden durch das Medium der Malerei sichtbar zu machen. Erst die Bilder der Ruisdael, van Gojen, Hobbema, van de Velde, Cuijp und des Delfter Vermeer haben der Welt die eigne Schönheit der holländischen Natur offenbart und die Maler in andern Ländern gelehrt, nach den besonderen Reizen ihrer heimatlichen Landschaft zu suchen. So hat Constable unter der Führung jener großen holländischen Meister den eignen Charakter der englischen Landschaft entdeckt; und in ihrer Schule sind sowohl die Meister des Paysage intime, die Rousseau, Millet, Corot, Diaz, Daubigny, groß geworden, als auch die unvergleichlichen Schilderer der Landschaft um Paris, die heut so vielgenannten Impressionisten Monet, Sisley, Cézanne, Pissarro, Renoir und ihre Nachfolger. Auch fast alle bedeutenden deutschen Landschafter von Morgenstern bis Schönleber sind den Weg gegangen, den die holländischen Lehrmeister der Kunst gewiesen haben.

Es ist nichts weniger als ein Zufall, daß seit etwa einem halben Jahrhundert das Kunstinteresse des Publikums sich hauptsächlich dem Landschaftsbilde zugewendet hat; denn auf keinem Gebiete der Kunst sind reizvollere Entdeckungen gemacht worden, gab es für den Nichtkünstler mehr zu lernen. Wer hat vor dem Erscheinen Schleichs und Liers von den landschaftlichen Schönheiten der Umgebung Münchens eine richtige Vorstellung gehabt? Wer hat vor Monet die ganz eigne Atmosphäre der Seine-Landschaft überhaupt wahrgenommen? Und jetzt sind Maler da, deren Bilder die feinen Unterschiede zum Ausdruck bringen, die zwischen der fränkischen und schwäbischen Natur oder andern scheinbar ganz ähnlichen Gegenden bestehen. Die Individualisierung des Landschaftsbildes aber bedeutet eine Bereicherung der allgemeinen Kenntnis von der Natur. Auch der Laie sieht jetzt Phänomene der Farbe, des Lichtes, der Linie, von denen seine Vorfahren nicht die geringste Ahnung hatten, und indem er sie wahrnimmt, gewinnt vieles, an dem er bisher mit Nichtachtung vorüberging, ja, das er langweilig oder häßlich fand, für ihn an Interesse und an Schönheit. Ist es nicht sehr merkwürdig, daß die einst so starke Vorliebe der Menge für die Landschaftsbilder mit geographischem Charakter vollständig verschwunden ist? Es gibt nur eine Erklärung dafür: man glaubt nicht mehr daran, daß ein Maler während eines kurzen Aufenthalts im fremden Lande imstande ist, hinter das Letzte

und Feinste von dessen Natur zu kommen. Man fühlt aus diesen Bildern die Verhältnislosigkeit des Künstlers zu seinem Stoff heraus und legt ihnen mit Recht daher geringeren Wert bei. Und aus der Erkenntnis heraus, daß der Maler um so mehr aus der Natur heraussieht, je vertrauter sie ihm ist, hat man das Wort „Heimatkunst" geprägt und die Künstler damit noch besonders ermuntert, die Motive für ihre Bilder in ihrer nächsten Umgebung zu suchen. Leider ist auf dem Gebiete der Heimatkunst im Laufe des letzten Jahrzehnts viel Unfug getrieben worden und das Wort selbst arg in Verruf gekommen, weil eine Schar von unfähigen Malern es auf ihr Panier geschrieben und die größte Verwirrung damit angerichtet hat. Aber wie kann denn Heimatkunst eine halbe und schwächliche Kunst sein? Nein, was wurzelecht ist, hat auch Kraft und Fülle, ist lebensfähig und fruchtbar. Man darf darum all das als Heimatkunst zurückweisen, was in irgendeinem Sinne Nachsicht beansprucht oder unselbständig ist.

Ein Heimatkünstler von der rechten Art leistet nicht nur Vorzügliches, er bereichert auch die Kunst als solche durch sein Wirken, indem er den Schatz der von ihr bewahrten Anschauungsmöglichkeiten vermehrt. Ein solcher Heimatkünstler ist der Berliner Maler Walter Leistikow. Wäre er's nicht, so würde sein Name außerhalb der Mauern der Reichshauptstadt genau so unbekannt geblieben sein wie der vieler seiner engeren Kollegen, die sich voll Stolz Heimatkünstler nennen.

Leistikow hat wohl nie daran gedacht, sich das Mäntelchen der Nationalität umzuhängen, um den Beifall des Publikums zu gewinnen. Daran hätte ihn nicht nur seine vornehme Gesinnung, sondern vor allem sein Unabhängigkeitsbedürfnis gehindert. Wer die Entwicklung des Künstlers verfolgt hat, weiß vielmehr, daß es eine Zeit gab, wo Leistikow den Geschmack der Allgemeinheit direkt brüskierte und wo Mut dazu gehörte, seine Bilder öffentlich zu loben. Das war, als der Maler zum ersten Male mit jenen Landschaften aus der Mark und Dänemark hervortrat, die jetzt so lebhaft bewundert werden. Es ist wahrlich kein kleines Stück, die Meinung der Menge in dieser Weise für sich zu gewinnen, und vielleicht der beste Beweis dafür, daß Leistikows Künstlerschaft weit über der Alltäglichkeit steht.

Und worin besteht sein Verdienst um die Kunst? Wahrhaftig nicht darin, daß seine Bilder heute den Geschmack vieler Leute befriedigen und ihren Weg durch die ganze Welt machen, sondern in der Tatsache, daß er auf Schönheiten in der Natur hingewiesen, die vor ihm keiner wahrgenommen, daß er die Vorstellung der Allgemeinheit von einer bestimmten Landschaft überhaupt erst geschaffen hat.

Leistikows Schöpfungen sind geradezu klassische Beispiele für die Art, wie ein Natureindruck durch die Kunst vereinfacht werden kann, ohne Einbuße zu erleiden an Naturwahrheit. Der Künstler gibt in seinen Bildern mehr ein Symbol der Natur als diese selbst. Dieses Symbol aber ist so ausdrucksvoll, trifft so schlagend den Charakter der Wirklichkeit, daß man diese überhaupt nicht mehr sehen kann, ohne sich sofort des Symbols zu erinnern. Das ist der höchste Triumph, den ein Künstler haben kann. Denn nichts Geringeres ist erreicht, als daß jedermann die Natur mit des



Walter Leistikow — Im Hafen

Künstlers Augen sieht. Leistikow hat in dieser Weise der Mitwelt die Vorstellung von landschaftlichen Reizen verschafft, an denen man noch vor fünfzehn Jahren ganz achtlos vorüberging. Was war denn bis dahin der Grunewald für die Zeitgenossen? Eine öde, sandige, märkische Kiefernheide mit ein paar sumpfigen Seen, das dürftige Erholungsrevier der anspruchslosen Berliner Ausflügler. Seitdem Leistikow gezeigt, wie wundervoll es aussieht, wenn die roten Kiefernstämme im Glanz der untergehenden Sonne glühen, wenn die dunkeln spärlichen Kronen so ernst und ruhig gegen den kühlen Abendhimmel stehen und sich diese feierlichen Bäume in dem runden oder ovalen Spiegel eines geheimnisvollen schwarzen Sees beschauen, wird der Grunewald selbst von Nichtberlinern für ein eigenartig schönes Stück Erde gehalten, und wer ihn besucht, findet auf Schritt und Tritt in der Natur lauter Leistikowsche Bilder. Man ist ganz erstaunt, daß diese ärmliche Natur so reich an köstlichen Motiven ist. Freilich, Leistikow war unermüdlich, sie zu suchen. Er hat sich nicht immer an diesen schweigenden Seen aufgehalten, sondern ist auch dahin gegangen, wo Menschen wohnen, und hat aus einigen mit allem Drum und Dran der Neuzeit versehenen Villen zauberhafte Schlösser gemacht, die mondbeglänzt zwischen schlanken Kiefernstämmen durch die stille Nacht glänzen. Es ist unmöglich, angesichts der Wirklichkeit den Erinnerungen an diese Bilder zu entgehen; aber man würde das alles ohne sie überhaupt niemals gesehen haben.

Was Leistikows Bilder so eindringlich, so verständlich und so überzeugend macht, ist ihre außerordentliche Einfachheit. Der Künstler hält sich gar nicht mit Einzelheiten auf, er gibt nur den großen Eindruck, sowohl nach der Seite der Linie wie nach jener der Farbe. Seine Schöpfungen sind ganz und gar nicht impressionistisch; denn er operiert nicht mit Tönen, die einander ergänzen und heben, sondern meist nur mit den Gegensätzen von Hell und Dunkel. Auch denkt er gar nicht daran, die Zeichnung zu verbergen. Es gibt Bilder von ihm, in denen der Kontur durch eigne Betonung sogar seine besondere Rolle spielt. Alles das bedingt natürlich eine starke Uebersetzung der Natur. Eine solche gelingt nicht jedem Künstler; sie ist nur dem ohne Schaden für die Wirkung seiner Bilder erreichbar, der ein feines, jedes Zuviel oder Zuwenig sofort spürendes Naturgefühl besitzt. Was Leistikow von der Wirklichkeit opfert, weiß er immer durch ein Mehr von Empfindung zu ersetzen. So verschweigt er in seinen Grunewaldbildern stets die Einzelheiten der Bäume und Sträucher; aber er gibt ihre Form im großen mit einer so scharfen Beobachtung und warmen Liebe, daß man nichts vermißt. Das gleiche gilt von seiner Farbe. Auch sie ist anders als in der Natur, aber sie ist voll von Stimmung, so voll wie des Künstlers Herz.

Leistikow hat sich zu dieser hohen Künstlerschaft freilich erst emporgearbeitet. Er begann mit ganz andern Bildern. Niemand, der die heutigen kennt und ihre Stärke fühlt, vermutet, daß der Künstler einst auch auf den Wegen wandelte, welche die holländischen Meister den Landschaftern gewiesen. Und doch ist es so. Leistikow, der am 25. Oktober 1865 in Bromberg geboren ist, kam etwa mit zwanzig Jahren nach Berlin. Der Wunsch, die Künstlerlaufbahn mit dem Besuche der Akademie zu beginnen, blieb zunächst unerfüllt, weil der junge Mann über die zur Aufnahme erforderlichen Fertigkeiten noch nicht verfügte. So ging er denn einstweilen in die Privatschule des Landschafters Hermann Eschke. Nach kurzer Zeit öffneten sich ihm jedoch die Pforten der Hochschule, und er trat als Schüler in die Klasse von Hans Gude ein, der das in dem jungen Maler steckende Talent sehr bald erkannte und zu fördern suchte. Mit Fünfundzwanzig malte Leistikow bereits auf eigne Hand und im eignen Atelier Bilder, von denen das erste das Museum in Krefeld besitzt. Diese Bilder waren im Sinne Gudes gute Bilder. Sie enthalten, wie das Bild „Ziegeleien am Wasser" in der Dresdner Galerie erkennen läßt, viele Details, sind sauber gezeichnet und haben jenen schönen grauen Gesamtton, der dem Auge so angenehm ist. Indessen der junge Künstler merkte bald, daß auf diese Weise kein rechtes Weiterkommen war. Seine Ueberzeugung, daß diese Art Malerei durch Künstler wie Achenbach oder gar Liebermann vollkommen erledigt sei, ließ ihn nach Neuem Umschau halten. Einen ersten Begriff von dem, was ihm not tat, erhielt er Anfang der neunziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts in Paris vor den Bildern von Puvis de Chavannes im Pantheon und in der Sorbonne. Hier sah er einen Maler hinausstreben aus der Enge und Unruhe des Lebens in jenes Land, von dem man träumt, das reicher und mächtiger ist als die Natur und ohne die Zufälligkeiten, die zwar sehr reizend, aber auch sehr störend sind und meist den Blick für das Ganze, auf das eigentlich Schöne verhindern. Dennoch fand er nicht gleich den Mut, dieser starken Anregung zu folgen. Da kam ihm ein Freund zuvor und damit zu Hilfe, Ludwig von Hofmann nämlich. Der hatte eines schönen Tages die in Paris sorgsam studierte Pleinairmalerei und das realistische Programm einfach beiseitegelegt und angefangen, der Schönheit und der Phantasie zu opfern, liebliche arkadische Landschaften und Szenen zu gestalten und das dekorative Element bei seinen Bildern ganz in den Vordergrund zu stellen. Als er mit solchen Schöpfungen in der ersten Ausstellung der Berliner Künstlervereinigung „Die XI" 1892 in Ed. Schultes Kunstsalon in Berlin erschien, gab es ein heftiges Für und Wider beim Publikum und bei der Kritik. Leistikow, der die gleiche Ausstellung mit Landschaften in seiner alten Art beschickt hatte, ließ sich durch das Beispiel Hofmanns bestimmen, nun auch seinerseits mit dem Hergebrachten zu brechen. In der nächsten Ausstellung der „XI" war er es, der den Zorn der Philister erregte mit derbstilisierten Landschaften und dekorativen Entwürfen. Allmählich mäßigte er das Programmatische seines Stils. Die aufdringlichen schwarzen oder roten Konturen um grüne, flächenhaft wirkende Baumkronen verschwanden. Die organische Bildung der verschiedenen Landschaftselemente trat wieder mehr hervor, ohne daß den Details überflüssige Aufmerksamkeit zugewendet wurde, und nach einer kurzen Zeit der Versuche erschien Leistikow mit dem ersten seiner eindrucksvollen Grunewaldbilder in Ed. Schultes Kunstsalon.



Walter Leistikow — Grunewaldsee



Walter Leistikow Motiv aus Schweden

Das Bild hängt heute in der Nationalgalerie. Der Beifall, den er trotz seines absolut neuen Charakters bei dem verständigeren Teile des Publikums fand, ließ keinen Zweifel darüber, daß der Künstler mit diesem Werke Gefühle angerührt hatte, die nach Befriedigung verlangten. Man sah in dieser immerhin noch ziemlich absichtlich stilisierten Schöpfung doch das Streben nach einer neuen Schönheit, nach jener Beseelung der Materie, nach der man, der Wirklichkeitsmalerei überdrüssig, förmlich hungerte.

Seit diesem Bilde vom Schlachtensee ist Leistikow über seine Ziele und Aufgaben nicht mehr im unklaren und hat nicht aufgehört, sich zu vervollkommnen. Aber er hatte in die Wagschale der allgemeinen Anerkennung nicht nur eine große Zahl höchst gelungener Bilder aus der Mark, aus Dänemark und Norwegen, aus dem schlesischen Gebirge und Südtirol zu werfen, sondern auch eine starke und eigenartige Persönlichkeit. Man achtet auf diese in seiner Kunst verhältnismäßig wenig, weil sich ihr Wesen ganz seltsam deckt mit der Natur, die der Künstler zu schildern liebt. Aber sicher beruht auf diesem Persönlichen die starke Wirkung, die von Leistikows Bildern ausgeht. Es ist einfach unmöglich, daß ein leidenschaftsloser, vergnüglich dahinlebender Mensch diese melancholischen, nicht selten sogar schmerzlichen Bilder malt. Nein, dergleichen will von ganzem Herzen empfunden, will wirklich erlebt sein. Ganz eigentümlich ist bei Leistikow die Vereinigung von starker Energie und träumerischem Wesen. Dieses läßt seine Kühnheit nie zur Brutalität werden, jene hindert ihn, sich seinen Gefühlen und Stimmungen zu weit hinzugeben, und gibt seiner Kunst, deren Grundzug eine unendlich zarte und weiche Empfindung ist, trotz allem einen durchaus männlichen Charakter. Daher verlocken Leistikows Bilder ebensosehr zu schmerzlich-süßen Träumereien, wie sie anderseits durch würdigen Ernst Gefühle des Starkseins, der Beruhigung erwecken. Daß unter diesen Umständen die heitere, glänzende, Reichtum und Fruchtbarkeit atmende Natur in diesen Bildern keine Rolle zu spielen hat, ist klar. Der Künstler liebt in der Natur die Zeit der Erwartung, die spärlichen Reize ahnungsvoller Vorfrühlingstage oder die Stimmung des Abschieds, die der Herbst bringt. Vor allem aber liebt er das Schweigen in der Natur. Ebensowenig wie die laute Fröhlichkeit der strahlenden Sommersonne in seinen Landschaften zu finden ist, ebensowenig gibt es darin dramatische Ereignisse, wie Sturm und Gewitter. Und selbst wenn helle Farben in seinen Bildern erscheinen, wie das frische Grün des Frühlings und das leuchtende Goldgelb des Herbstes — ihre Stimme kommt nicht auf gegen das melancholische Grau seiner Lüfte oder gegen einige ernste schwarz-graue Kiefern und ein geheimnisvolles dunkles Wasser. Malt er wirklich einmal Sonne, so ist es die Abendsonne, die an das Scheiden mahnt.

Nun sollte man meinen, daß eine Kunst, die sich in diesem scheinbar engen Gesichtskreise bewegt, eintönig werden möchte und keine Steigerung erfahren könnte. Gerade das Gegenteil ist der Fall. Leistikow ist seit zehn Jahren nicht müde geworden, die Stärke seiner Empfindung auf alle möglichen Arten von Landschaften zu projizieren, und hat nicht versäumt, sein Ausdrucksmittel stetig zu verfeinern. Niemals hat sich ein Künstler in strengerer

Selbstzucht gehabt wie er; niemals hat ein fruchtbares Talent weniger auf seine Gaben als auf die Wirkung sorgsamsten Studiums und ernsthafter Arbeit vertraut. Leistikow hat nie aufgehört, die Natur zu befragen. Jedes seiner Bilder beruht auf ausführlichen Studien. Dadurch hat er seiner Kunst die Frische und sich vor jeder Manier bewahrt.

Bei aller regen künstlerischen Tätigkeit hat Leistikow noch Zeit gefunden, sich literarisch hervorzutun. In den Tagen, da in der deutschen Dichtkunst um neue Ideale und neue Ausdrucksmittel gerungen wurde, erschien auch Leistikow mit ein paar sehr feinen, eignes Erleben gebenden Novellen auf dem Plan, und in dem Kunstkriege, der zur Gründung der deutschen Sezessionen führte, war er einer der eifrigsten Kämpfer, nicht nur mit Worten, sondern auch mit der Feder. Seiner Entschlossenheit, seiner kühnen Rücksichtslosigkeit verdankt nicht nur die Berliner, sondern vor allem auch die junge deutsche Kunst sehr viel. Der Zusammenschluß der Neues erstrebenden produktiven Elemente in Deutschland ist im wesentlichen sein Werk. Er hat für die Organisation der künstlerischen Kräfte vielleicht mehr getan als irgendein andrer der heut lebenden Künstler und ist dabei nicht weniger streng gegen seine Freunde wie gegen die Leute von der gegnerischen Partei gewesen. Diese unbeirrte Sachlichkeit, dieses ruhige Verfolgen seiner Ziele zeichnen also den Künstler wie den Menschen in gleicher Weise aus und haben mit dem Erfolge, den der Maler fand, wohl am meisten dazu beigetragen, daß der Name Leistikow heut nicht nur einer der bekanntesten, sondern auch einer der geachtetsten in deutschen Landen — bei Freund und Feind — ist.



Walter Leistikow — Norwegisches Hochgebirge

Aphorismen

Von

Carl Bulcke

Man kann die Menschen in zwei Sorten teilen: die einen, die immer unglücklich sind, weil ihnen, wenn sie einmal einen „wirklichen Rat“ haben wollen, keiner, kein einziger helfen kann. Die andern, die immer unglücklich sind, weil sie „wirklich“ helfen wollen und keiner, kein einziger da ist, der sich helfen läßt.

•

Man sagt oft, man freue sich über etwas ganz „unmenschlich“; und das pflegt in Augenblicken zu sein, wo man sich ausnahmsweise ganz menschlich freut.

•

Du lebst. Sei eingedenk, daß das Leben ein Beruf ist und daß jeder Beruf mit Energie betrieben werden soll.



Tänzerin

Nach einem Gemälde von Franz Stuck

Meine allererste Liebe

Von

Anselma Heine

Sie endete tragisch! Sehr tragisch! Man kann fast sagen: wie eine antike Tragödie. Und doch — aber ach doch, wie war sie süß, wie aller Verheißung voll, meine allererste Liebe.

Glatt, hügellos lag mein Pfad vor mir. Selbst die Rosen der elterlichen Zustimmung schmückten ihn und machten ihn weich. Ich watete förmlich in den sanften, duftenden Blättern dieser lieblich gewährenden elterlichen Zentifolien.

Und doch!

Ach, wenn ich an die seligen Stunden des ersten Kennenlernens denke! Wir standen uns gegenüber am Fenster, besser gesagt auf den Fensterbrettern, Theo drüben, ich hüben, wir warfen uns Kußhände zu, und unsre Mütter, die je hinter uns standen und unsre Sicherheit bewachten, lächelten dazu. Es war ein schneereicher Februarvormittag, die Sonne schien sehr hell, und die Kinder auf der Straße warfen einander mit Schneebällen. Große Kinder, fast wie Erwachsene, gewiß schon sechs oder gar zwölf Jahre alt. Man konnte das nicht so genau wissen. Jedenfalls waren sie schrecklich stark und man mußte Furcht vor ihnen haben, wenn man ihnen begegnete. Die ganz Großen aber waren freundlich, die kamen heran, strichen mir über die Locken und sagten: „Ach, wie niedlich." Und dann fragten sie: „Ist es ein Mädchen oder ein Junge?" Und dann fragten sie: „Wie heißt du denn?" Und wenn ich antwortete: „Hansi," dann klopften sie mir die Backe: „Das ist recht, mein Sohn." Oder sie fragten: „Hast du Papa lieber oder Mama?"

Komisch sind Erwachsene! Man muß sie eben lassen! Sie wissen es nicht besser!

Habe ich eigentlich schon gesagt, daß ich drei Jahre war, als ich auf dem Fensterbrette stand, Mama hinter mir, und die Bekanntschaft meiner Theo machte? Eigentlich kannten wir uns schon länger, aber ich wußte es nicht. Mama hatte ja schon oft so gestanden, wenn Theos Mama mit Theo drüben stand, und sie hatten sich uns gegenseitig gezeigt. Wir waren an dem gleichen Tage, fast zur gleichen Stunde vom Klapperstorch gebracht worden, Theo ihrer Mama, ich meiner. Und ganz bestimmt hatte uns der Klapperstorch zusammen im Schnabel getragen. Wie hätte er es sonst anders machen sollen?

Unsre Mamas kannten einander nicht weiter, aber weil der Klapperstorch so ganz genau zur selben Zeit an sie gedacht hatte, so nickten sie einander freundlich zu, wenn sie zu gleicher Zeit ans Fenster traten, und zeigten sich ihre Kinder. Theo und mich. Eigentlich also kannten wir uns schon länger. Aber wirklich gesehen habe ich Theo doch erst an dem Tage, von dem ich eben geredet habe, an dem der Schnee lag, die Sonne schien und die großen Kinder auf der Straße Schneeball spielten.

Immerhin kann man dieser Vorgeschichte im Unbewußten einen mystischen Reiz nicht absprechen, und die Selbstverständlichkeit, Unbekümmertheit und Intensität, mit der wir beiden Liebenden uns unsern Gefühlen überließen, hatte wohl ihren Grund in ebendiesem mystischen Vertraut- und Einssein noch aus der vorstorchlichen Zeit her. Ich habe einmal so etwas gelesen, in irgendeinem Gedichte, glaube ich. Es endete:

> „Zwei ganz gleiche Totenvögel
> Flattern über den Kirchhof."

und sprach von „vieler Geschlechter Gram, die aus dunkeln wunden Sternen lachen!" oder so ähnlich.

Bei uns aber war es anders.

Die Straße war mit kahlen Bäumen besetzt, so daß man nur mühsam hinüberblicken konnte, und die Fenster hüben und drüben hatten doppelte Scheiben. Aber ich sah doch ganz deutlich Theos lange blonde Locken, vorn mit zwei roten Schleifchen zusammengebunden, und ein paar große Augen. Theo klopfte mit den Händchen auf ihr Fenster, steckte dann den Finger in den Mund und malte fleißig auf der Scheibe. Eine ganze Weile. Dann nahm ihre Mama ein weißes Tuch und wischte die Scheibe ab, und man konnte wieder hindurchsehen. Aber da hatte ich hier bei mir dasselbe gemacht wie Theo, und nun mußte wieder meine Mama wischen. Als beide Scheiben klar waren, hatte Theo neben sich auf das Fensterbrett ein komisches Kind gesetzt, das so toll herübersah, daß ich mich fürchtete. Aber Mama sagte, es wäre nur eine Puppe. Da sah ich auch, daß es eine war, und rutschte schnell vom Fensterbrett auf den Stuhl, der hatte schon eine nette Delle bekommen, weil ich ihn immer in der gleichen Weise als Leiter benutzte, dann rief ich „Hops!" und Mama breitete die Arme aus, daß ich hineinspringen konnte. Ich aber lief an meinen Spielschrank, riß Schaf, Automobil, Soldaten und Baukasten heraus und holte — was ich sonst vor jedem Besucher schamhaft verbarg — meine Puppe hervor. Es war ein männlicher Pupperich, ein Herr Friedrich Wilhelm, und es gab nichts, mit dem ich lieber gespielt hätte als gerade mit ihm, aber für so ganz charaktervoll hielt ich es doch nicht, mich mit ihm abzugeben; vor allem war die Meinung der Leute dagegen, und ich hatte schon allzuoft hören müssen: „Ein Junge spielt mit Puppen? Hast du denn keine Soldaten?" Was mich immer sehr beschämte. Heute aber überwand der Anblick von Theos großer Puppe meine Bedenken, triumphierend hielt ich Friedrich Wilhelm empor, und er gelangte noch früher auf das Fensterbrett als ich selber.

Selige Stunde, süßer Verheißung voll, als wir so mit unsern beiden Puppen uns gegenüberstanden und uns Kußhände zuwarfen.

Aber nur ein Vorspiel war's künftiger Freuden.

Ich hatte Masern gehabt und durfte nicht ins Freie, Theo aber durfte. Jeden Nachmittag kam sie mit ihrem Kindermädchen auf unsre Straßenseite herüber und spielte da. Sie hatte herrliches Spielzeug: die große Puppe, einen Wagen mit Pferd, in dem sie Steinchen spazieren fuhr, Soldaten, ein Springseil mit Kastagnetten daran und eine Pferdeleine; jedes einzelne Stück wurde mit einem langen Bindfaden zu mir heraufgewunden, und ich selbst ließ meine eignen Spielsachen zu Theo hinab. Einmal aber hatte Theos Mama das verboten, es könnte anstecken. Da weinte ich zum ersten Male vor Liebeskummer. Und Theo unten auch. Sie schrie so laut, daß ich es in der Stube hören konnte. Mein Gott, wie ich litt. Am nächsten Tage schrieb Mama an Theos Mama einen Brief, und ich selber klebte eine schöne Stammbuchblume darunter, aber lecken mußte Mama. Wegen der Ansteckung. Theos Mama schrieb wieder, und sie hatte Theo die Hand geführt. Aber Mama sagte, man könne es nicht gut lesen. Aber sie sagte noch etwas, und das war das Allerschönste, was mir in meinem damaligen und künftigen Leben begegnet ist. Sie gestand mir ganz offen, daß sie selbst und Theos Mama es verabredet hätten, Theo und ich sollten einander heiraten.

Von da ab schrieben wir uns täglich. Es kniff ein bißchen, denn Mama faßte fest zu, wenn ich meine Liebesbriefe schrieb, aber ohne Leid keine echte Liebe. Was für Briefe waren das aber auch!

„Heute habe ich Schokolade gekriegt," schrieb Theo.

„Heute abend gibt es Milchsuppe," und weiter so Süßes und Sanftes.

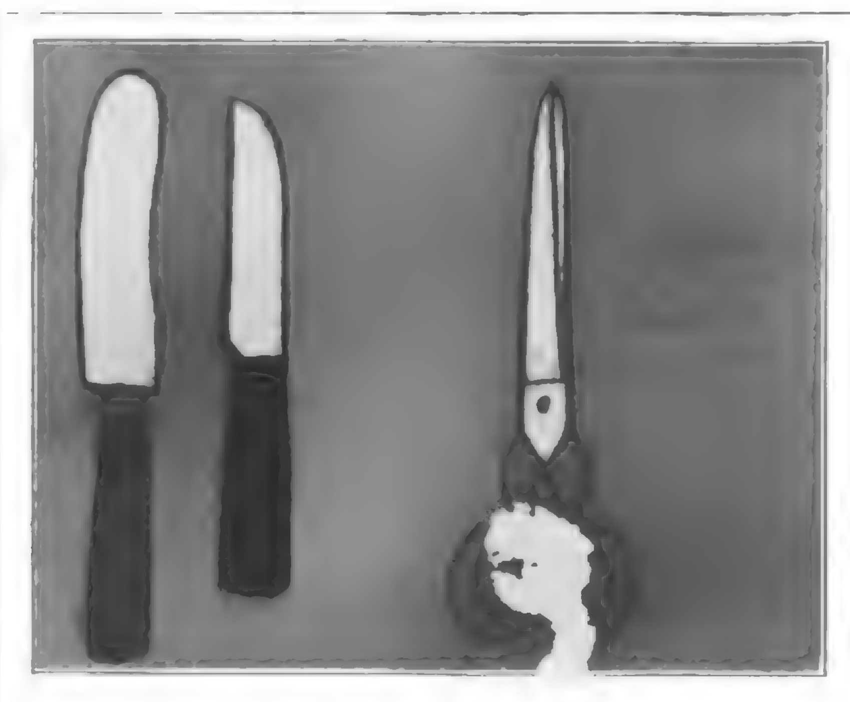
Zum Schluß aber hieß es regelmäßig: „Wenn ich groß bin, heirate ich Dich."

Im März durfte ich ausgehen. Theo wurde davon benachrichtigt, und ich schlug fast die Scheibe ein, um meiner Braut recht nachdrücklich die Freude hinüberzutelegraphieren. Zum ersten Male bekam ich Höschen an. Blaue Samthöschen zu meinem blauen Kittel. Heiligtümer! Und was würde Theo dazu sagen?

Voll heiliger Schwüre, die das neue Kleidungsstück mir abnötigte, eine weiße Pelzmütze auf den Locken, den weißen Pelzmantel vorsichtig zugeknöpft, ging ich die Treppen hinab. Den ersten und zweiten Absatz erlaubte ich, daß Mama mich trug, den dritten aber ging ich allein. Ich bediente mich dabei eines Schrittes, der dem Schreiten des Tragöden auf der Bühne gleicht, immer ein langer Schritt mit dem Spielbein und dann das Standbein nachziehen. Es dauert ein wenig lange, aber es geht. Endlich war ich unten. Da stand Theo in ihrem weißen Bärenmäntelchen, das Pelzmützchen auf den Locken. Mit einem Schrei der Sehnsucht stürze ich auf sie zu und umarme sie, sie gleitet von dem Anprall und setzt sich hart auf das Pflaster, ihr engelgleiches Madonnengesichtchen verzerrt sich, sie macht ein Schippchen und schreit. O, wie kannte ich sie, diese Töne des Schmerzes. Milde nähere ich mich ihr, helfe ihr auf, wobei ich sie noch einmal umstürze, diesmal umgekehrt, und erblicke — —!

Theo hatte blaue Samthöschen an wie ich. Theo — die Schreibmaschine sträubt sich, das Fürchterliche zu tippen — T h e o w a r e i n J u n g e w i e i c h.

Ja, sie endete tragisch, sehr tragisch, meine allererste Liebe. Man kann fast sagen, wie eine antike Tragödie!



Arbeit eines Quintaners; aus dem Gedächtnis gezeichnet und nach Anschauung korrigiert

Zu dem Aufsatz: „Neue Wege im Zeichenunterricht"



Schülerzeichnung aus der Quarta
(Malen nach der Natur mit körperlichem Sehen)

Neue Wege im Zeichenunterricht

Von

Robert Schwerdtfeger-Wensin

(Hierzu acht Abbildungen)

In der modernen Jugenderziehung, die seit einer Reihe von Jahren immer sicherer ihren neugebahnten Weg geht, treten vor allen zwei Prinzipien hervor, die sie der alten Methode gegenüber treffend charakterisieren. Das ist einmal die individuelle Behandlung der Kinder, welche die alte Art des klassen- und massenweisen Drills nach bestimmtem Schema ersetzt und aus der Zwangsanstalt, welche die Schule bisher für die Jugend war, eine freie und freiheitliche Institution machen will. Dann aber auch wird das Schöngeistige mit Erfolg in die Erziehung verflochten. Denn unsre Zeit, die an den ins Leben Hinaustretenden so ungemein hohe praktische Forderungen stellt, verlangt unbedingt, daß die ästhetischen Seiten des jugendlichen Gemüts gehegt und gefördert werden, um dem jungen Menschen eine Stütze zu geben im harten Lebenskampf. Denn wozu anders sind die schönen Künste da als zu diesem Zweck! Mit seiner mehr oder minder geglückten Durchführung steht die kulturelle Entwicklung eines Volkes in innigem Zusammenhang. Was ist denn schließlich Kultur andres als die Möglichkeit, das starre, arbeitfordernde Leben mit der Kunst und [illegible]nden Regsamkeit der Intelligenz zu ve[illegible]nd zu erleichtern!

Zurzeit aber muß [illegible] nährende Frucht ernten zu [illegible] Schule das Ackerland der [illegible] ist, heißt es hier anfangen.

Welch großen Wert nun die bildende Kunst für die Erreichung solchen Zieles hat, das ist erst jetzt der Allgemeinheit zur Erkenntnis geworden, nachdem einzelne kluge Köpfe schon vor Jahrhunderten davon predigten, ohne indes ihre Lehren in die Praxis umgesetzt zu sehen.



Schülerleistung im freien Phantasiezeichnen



Eislauf (Phantasiezeichnen nach dem Gedächtnis)

Vor etwa drei Jahrzehnten war der Zeichenunterricht an den Schulen nur fakultativ, wenn er überhaupt getrieben wurde, die Pädagogen wußten nicht, wozu man mit dieser „unnützen Handfertigkeit" die Schüler, die doch genug durch das Studium der alten Sprachen und Wissenschaften belastet waren, noch quälen sollte. Heute denkt man anders. Man weiß, daß jedes Kind eine unwillkürliche Neigung hat, seine Eindrücke in Bildern, mit Stift oder Farbe wiederzugeben. Schon in den frühesten Jahren betätigt sich dieser Drang, wie die bekannten „Bildchenmalereien" aus der Kinderstube zur Genüge zeigen. Daß diese Tatsache auf psychologische Vorgänge zurückzuführen ist, ist bei der Spontaneïtät dieses Kinderzeichnens ohne weiteres verständlich. Und von hier ausgehend, begann man den Zeichenunterricht als ein regelmäßiges Schulfach zu betrachten.

Freilich, man ging im Anfang recht falsche Wege. Ich brauche nur an das Gips- und Vorlagenzeichnen zu erinnern, und alle, die diese jetzt glücklich überstandene Methode an sich probiert haben, werden mir beistimmen: dieser Zeichenunterricht nach toten Formen und Formeln, grammatisch aufgebaut, mußte allen Kindern ein Greuel sein und von vornherein die ganzen Uebungen wertlos machen. Das Zeichnen soll doch nicht wie die Kalligraphie gelehrt werden! Es sollen doch nicht wie bei jener bestimmte Ziele erreicht werden! Freilich, mancher glaubt noch, der Zeichenunterricht der Schule bezwecke eine bestimmte Fertigkeit im Malen zu erzielen. Das wäre schlimm, denn das Heer der Dilettanten (im bösen Sinne) ist groß genug. Die neue Methode im Zeichenunterricht aber, die seit einer Reihe von Jahren durchgeführt wird, ist eher geeignet, dem Dilettantismus zu wehren als ihn zu fördern. Denn ihr Streben geht nur darauf hin, kunstverständige, kunstgenießende und künstlerisch empfindende Menschen heranzuziehen. Wie nötig und wie wertvoll dies Bestreben ist, zeigt die heutige Verständnislosigkeit der großen Masse der Kunst gegenüber, die Urteilslosigkeit, die geneigt ist, das zu bewundern, was für einen künstlerisch empfindenden Menschen ein Greuel ist.

Der Weg, auf dem der neue Zeichenunterricht vorgeht, ist recht einfach und vor allem natürlich. Er paßt sich dem Empfinden des Kindes an und läßt ihm Freiheit, sich auszudrücken, wie es will. Vor allem im Anfang ist weder technisch noch inhaltlich eine Grenze gezogen. Es wird mit Blei oder Farbe, mit Griffel, Kohle oder bunter Kreide gemalt. Und was gemalt wird, ist nichts als eine Spiegelung der Phantasie des Kindes, die in diesem Alter so überaus reich ist. Wenn seine Ausdrucksmittel nicht reichen, so schadet das nichts. Mag es im Anfang Menschen malen, die wie Dampfnudeln, und Häuser, die wie Strickknäuel aussehen, die Kunst der Naturvölker hat im Anfang auch nicht mehr erreicht. Und die Entwicklung des Kindes ist der Entwicklung eines ganzen Volkes, einer ganzen Menschheit ziemlich gleich. Aus den unbeholfenen Anfängen entwickelt sich nach und nach unter verständiger Anleitung des Lehrers die Ausdrucksfähigkeit, und nie wird auf diese Weise dem Kinde die Lust am Zeichnen genommen. Und die ist die Hauptsache.



Probe vom „Figürlichen Skizzieren" auf der Oberstufe

Eine unsrer Abbildungen (Eislauf) zeigt ein solches Phantasieprodukt eines zwölfjährigen Knaben, das bei aller Unbeholfenheit doch schon eine bewundernswerte Ausdrucksmöglichkeit zeigt. Diesem Phantasiezeichnen, welches das erste und zweite Schuljahr ganz ausfüllt, folgt das Naturzeichnen, erst in Verbindung mit Gedächtnisübungen und Anschauungsunterricht, dann allmählich selbständiger werdend, an das Vorbild der Natur sich anlehnend und aus ihm heraus schaffend; nicht in ängstlicher Kopie, sondern im kecken, farben- und formenmutigen Erfassen des Wesentlichen.

Die weiteren Abbildungen zeigen eine Reihe solcher Schülerarbeiten, die beweisen, daß die neue Methode den Hauptwert darauf legt, das Auge sowohl wie das Gefühl des Schülers für die ihn umgebenden Gegenstände und für die Natur zu schärfen. Zugleich erwacht in dem reifenden Menschen bei der ständigen freien und ungebundenen Betätigung der Sinn für die nachschaffende Kunst. Und er wird mit geläutertem Geschmack und schönheitsfreudigen, kunstgenießenden Sinnen ins Leben hinaustreten.

Es steht zu erwarten, daß die skizzierte neue Methode des Zeichenunterrichts in Fach- und Laienkreisen immer mehr Anhänger findet. Es ist ein weitverbreiteter Irrtum, daß die in raschem Aufblühen begriffene Photographie, die ja längst Gemeingut der gebildeten Kreise geworden ist, das Handzeichnen entbehrlich mache. So große künstlerische Qualitäten der neuen Lichtbildkunst auch innewohnen mögen, die Zeichenkunst als solche schärft doch noch in viel höherem Maße das Auge, und das Verhältnis des Zeichnenden zum Objekt ist ein andres als das des Photographen. Andre Nationen, besonders die Engländer, sind uns in der Pflege des Handzeichnens weit voraus, und die besonders in den Reihen der Zeichenlehrer erhobene Forderung, jeder gebildete Mensch müsse einen gewissen Grad der Fertigkeit im Zeichnen erreichen, ist keine Ueberhebung.



Probe des „Perspektivischen Naturzeichnens“



Malerei mit Bildwirkung: Schülerarbeit auf der Oberstufe



Das Klassenzimmer (Architektonisches Zeichnen auf der Oberstufe)

Zu dem vorangehenden Aufsatz: „Neue Wege im Zeichenunterricht"

Aus meiner Schulstube

Plauderei

von

Heinrich Scharrelmann, Bremen

Es ist morgens, kurz vor acht Uhr. Die Schulkinder sind auf dem Wege. Einzeln oder in kleinen Trupps kommen sie anmarschiert und verschwinden hinter der weit geöffneten Pforte des Schulhofes. Und ich gehe mit ihnen. Das lacht und plaudert und schwatzt und nickt und hüpft rund um mich herum. Mitten in den Trubel bin ich geraten und lächelnd lausche ich all den Worten, die um mich herum summen. So schreite ich zwischen den Kindern dahin und beobachte sie. Fast alle kenne ich mit Namen. Von manchen sind mir die ganzen Familienverhältnisse bekannt, und manches im Vorübergehen zufällig aufgefangene Wort erzählt mir daher lange Geschichten. Ach, es ist ja viel Lustiges, aber auch sehr viel Trauriges und Tiefernstes, was diese kleinen Kindermündchen herplappern und einander erzählen.

Da sind wir schon auf dem Schulhofe. „Guten Morgen!" — „Guten Morgen!" — Fast bei jedem Schritt muß ich grüßen, so dicht ist der Schwarm. Die Knaben nehmen ihre Mützen ab und die Mädchen knicksen, einige mit, die meisten ohne Grazie.

Als ich in meine Klasse trete, sind erst wenige Kinder an ihren Plätzen. Ich rücke den Stuhl in die Nähe der Heizung und setze mich. So! da wären wir wieder, heute wie alle Tage, die Gott werden läßt, mit Ausnahme natürlich der Sonntage und der Ferien. Ich bin ganz gerne dann und wann des Morgens rechtzeitig da. Nicht um als Pünktlichkeitsprotz meiner Klasse zu imponieren, sondern nur, um Gelegenheit zu haben, in aller Ruhe ein paar Minuten die Mädchen still beobachten zu können. Und das tue ich auch jetzt. — Meta kramt in einer Büchertasche. Natürlich, sie sucht ihr Butterbrot! Merkwürdig, wie materialistisch das Kind veranlagt ist. Das habe ich nun schon mindestens zum fünften Male gesehen, daß sie zuerst des Morgens ihr Frühstück inspiziert. Vorsichtig hebt sie die oberste Brotschnitte auf und guckt zu, ob die gute Mutter — deren einziges Kind sie ist — auch eine Auflage mitgegeben hat.

„Nun, Meta, was ist es denn?" fragte ich harmlos. „Leberwurst?" — „Nein, Schinken!" sagt sie und lacht über das ganze Gesicht.

Sieh, da kommt Tilly, unser Spaßmacher, zur Tür herein. Sie trägt jeden Morgen etwas zur Erheiterung aller bei. Jeden Tag erfindet sie einen neuen Trick. Bald kommt sie mit der Mütze auf dem Kopfe in die Klasse und tut, als ob sie gar nicht merke, worüber alle andern lachen. Bald hat sie irgendein Spielzeug mitgebracht, das sie herumzeigt und woran irgend etwas Trolliges zu sehen ist. Na, es soll mich wundern, was sie sich heute wieder ausgesonnen hat. Ach so, da sehe ich es schon! Lautes, schallendes Gelächter jubelt ihr entgegen. Sie hat daheim ihre Schürze verkehrt um-

gebunden, den Rücken nach vorn. Drei, vier gute Freundinnen springen herzu, um ihr zu helfen. Sie stellt sich ganz verwundert, schlägt sich dann zum großen Vergnügen aller neckisch vor die Stirn und sagt ernsthaft zu sich selber: „Tilly, was bist du doch für eine dumme Deern!“ Unwillkürlich muß ich mitlachen, so drollig sieht die kleine, kugelrunde Person bei diesen Worten aus. Dann kommt sie mit der freundlichsten Miene von der Welt auf mich zu und sagt mir „Guten Morgen!“ Harmlos, heiter und spaßig — das ist ihre Signatur. Ach, ich wünsche dir, mein Kind, daß du dir diese harmlose Heiterkeit lange, recht lange bewahren mögest, und daß, wenn dereinst einmal der Ernst des Lebens an dich herantritt, sich deine Heiterkeit vertieft zu echtem, befreienden Humor. Was kannst du dann dereinst als Frau, als Mutter in deinem Hause für Segen stiften, gerade durch die Gottesgabe Frohsinn.

Da kommen Emmi und Frieda, die treuesten Freundinnen unter der Sonne. Sie sind sich niemals „böse“ geworden in den drei Jahren, daß sie sich kennen; ihre Freundschaft ist nämlich gleich am ersten Schultage fest gegründet worden. Der gleiche Anfangsbuchstabe ihres Zunamens machte sie zu Nachbarn, und da ist gleich in der ersten Stunde nach dem ersten gegenseitigen Anlächeln ein Freundschaftsbund für das Leben geschlossen worden. Seit jenem Morgen kommen sie zusammen und gehen miteinander, sie lernen zusammen und spielen zusammen, und wie rührend, aufopfernd sie füreinander sorgen!

Doch da klingelt's! Es ist acht Uhr, und die Arbeit beginnt.

Die Klasse erhebt sich zum Singen und Beten von den Plätzen.

Dann lasse ich die Tafeln und Griffel zum Rechnen heraufnehmen, da öffnet sich noch einmal die Tür, und Anna tritt herein. „O, schon wieder mal!“ höre ich einzelne flüstern.

Anna kommt weinend und schluchzend näher und bleibt vor mir stehen. „Nun, Anna, kommst du wieder zu spät? Ist Mutter heute morgen nicht aufgestanden?“

„Nein.“

„Nun, setze dich nur.“

„Ich habe ganz gewiß rasch zugemacht, aber ich konnte mein Kleid nicht allein zuknöpfen.“

„Hast du denn schon gegessen?“ Sie schüttelt mit dem Kopfe. „Hast du ein Frühstück mitgebracht?“ Sie nickt und zeigt mir zwei schiefe, trockene und harte Zwiebacke.

„Butter hast du wohl nicht aufgeschmiert?“

„Ich hatte keine Zeit mehr!“

„Nun iß nur erst mal, du wirst wohl hungrig sein. Elli holt dir ein Glas frisches Wasser.“

Elli verschwindet, um das Wasser zu holen, und Anna setzt sich an ihren Platz und beißt in das trockene Weißbrot. Ihre Nachbarinnen sorgen um sie. Die eine streicht ihr das Haar zurück, die andre knöpft ihr die Schürze zu, eine dritte legt Annas Büchertasche unter den Tisch.

Es ist ganz auffällig, wie früh sich in manchen Kindern schon die mütterliche Natur zeigt. Es gibt kleine, sechs- und siebenjährige Mädchen, die nie glücklicher sind, als wenn sie in irgendeiner Weise irgend jemand helfen können. Auf dem Spielplatze sorgen sie für die Kleinsten und Unbeholfensten, die von andern gestoßen oder gedrängt wurden. Ist ein andres Kind zur Erde gefallen, so eilen sie, um es aufzuheben, und gehen mit ihm zum Brunnen, um ihm den Schmutz abzuwaschen. Ja, ich entsinne mich, daß ich einmal eine Klasse hatte, in der das Mütterlich-für-andre-sorgen ganz allgemein wurde und sich nahezu auf alle Kinder übertrug, weil ein prächtiges Mädchen in der Klasse war, das in dieser Beziehung musterhaft vorbildlich auf alle wirkte.

Inzwischen ist langsam die erste Viertelstunde vergangen, und Anna hat gegessen und getrunken und setzt sich nun auch an ihre Arbeit.

Ja, du armes Kind, du hast ja keine Schuld an deiner Unpünktlichkeit. Ich vermute sogar, daß du von allen Kindern in der Klasse im Grunde die Pünktlichste und Ordnungsliebendste bist. Und deine Mutter ist eine brave und herzensgute und tüchtige Frau dazu. Aber: vor drei Wochen fällt der Vater in der Fabrik, wo er als Werkmeister angestellt ist, durch eine Luke und bleibt mit schweren inneren Verletzungen liegen. Und die Frau pflegt ihren Mann, der kein Glied zu rühren vermag, Tag und Nacht. Und dazu liegt ein Kind an einer Kopfkrankheit darnieder. So ist es erklärlich, daß die Mutter, die so wie so nicht gerade die stärkste zu sein scheint, ihr Kind nicht auf die Minute zur Schule schicken kann.

Aber so geht es nur zu oft im Leben. Manches sieht sich von weitem unordentlich und unschön und häßlich an und erscheint uns doch nur so, weil wir die tiefer liegenden Ursachen nicht kennen und zu würdigen wissen. Je genauer man aber hineinsieht in die menschlichen Verhältnisse, desto mehr bewahrheitet sich das bekannte Wort: „Alles wissen, heißt alles verzeihen!“ Für die Beurteilung der Kinder und ihrer Fehler ist dieser Satz nur zu wahr. —

Ich lasse meine Augen über die Klasse schweifen und freue mich der fünfzig eifrig schreibenden Griffel, der fünfzig Zahlen zusammenzählenden Köpfe und der hellen Augen, die sich über die Schiefertafeln neigen. Fünfzig Kinder fast von gleicher Größe und fast von gleichem Alter. Aber wie verschieden innerlich. In dieser kleinen Schar von neunjährigen Mädchen sind Heldinnen, die reife Männer zu beschämen vermöchten durch die Standhaftigkeit, mit der sie den Druck unglücklicher häuslicher Verhältnisse ertragen. Und die Arbeiten leisten und Lasten schleppen, die wahrlich für Kinderschultern als zu groß erscheinen. Aber alle die verschiedenartigen Charaktere, die hier in der Klasse zutage treten, sie alle sind notwendig so geworden wie sie sind.

Da entdecke ich körperliche, seelische und geistige Fehler an einzelnen, von denen sich genau nachweisen läßt, daß sie ein unglückliches Erbteil der Eltern sind. Aber auch Tugenden werden da lebendig, die vor langer Zeit aufkeimten aus Samenkörnern, die eine treue Mutter oder ein ehrenwerter Vater in das Kinderherz aussäte.

Einige sind mit ihren Rechenaufgaben fertig... „Dürfen wir unser Bild weitermalen, was wir gestern anfingen?“ — „Ich muß noch den Wagen lackieren!“ — „Bei mir fehlt noch der Kutscher!“ — „Ich habe

die Kränze noch nicht aufgehängt!" — „Mein Ami bellt noch nicht!" — Hundert kleine Mitteilungen über den augenblicklichen Stand der gestern begonnenen Zeichnung eines Jagdwagens mit Sonntagsausflüglern schwirren an meine Ohren.

„Ja, ihr dürft! Nur stört die Kinder nicht, die noch nicht fertig sind!" mahne ich.

Paula und Lina treten an die Wandtafel, wo ein Entwurf des Jagdwagens zu sehen ist. Sie fangen an mit der Kreide zu stricheln, und nach ein paar Minuten sind sie so völlig aufgegangen in ihrer Arbeit, daß sie für nichts mehr Augen und Ohren haben als für das „Bild", das sie „malen".

Gut, so ist es richtig! So wenigstens müßte es immer in der Schule hergehen. Das ist das eigentliche Element des Klassenlebens: die vollkommene Hingabe an die Arbeit.

Und gerade das „Malen" betreiben die Kinder mit so großer Liebe. —

Inzwischen sind nun auch die letzten mit ihren Rechenaufgaben fertig geworden. Ich gehe zwischen den Reihen hin und sehe die Arbeiten an.

„Aber Auguste, das kann ich wirklich wieder nicht lesen! Soll das vielleicht eine 3 sein?" — Sie nickt. — „Schreibe doch dabei: Dies soll eine 3 sein," sagte naseweis ihre Nachbarin zu ihr. Alle lachen. Man muß die kleine Auguste nur ansehen, um zu wissen, wo es da fehlt: Willensschwäche ist ihr Hauptfehler, allgemeine Willensschwäche. Schon die Schrift lehrt das. Haltlos, ohne jeden charakteristischen Zug, stehen die Buchstaben nach allen vier Windrichtungen hin, bald groß, bald klein, bald seitlich, bald schräg, kein Druck in den Abstrichen und dicke, rundliche Schleifen im g, h, j und so weiter. Willensschwäche verrät auch der weichliche Mund, verraten vor allem die Augen, die bald hier, bald da umherirren und die dabei doch nirgends dauernd haften bleiben können.

Ja, kleine Auguste, du ahnst noch nicht und deine gute Mutter ebenfalls nicht, wie sehr es nötig ist für dich, daß dein Wille stark wird und sich festigt. Wie viele zahllose Tränen werden sonst fließen, wieviel Herzeleid wirst du vielleicht über deine Eltern und Angehörigen bringen. Du wirst der Spielball aller derjenigen werden, die deine Schwäche kennen und Verworfenheit genug besitzen, sie auszunutzen. Und auch in diesem Mädchen hier vor mir ist, wie so oftmals, die Schwäche des Willens, verbunden mit einer großen Güte, aber nicht mit einer Güte, die das Gute um des Guten willen tut, sondern mit einer sehr weitgehenden Gütigkeit, die alles gewährt, weil ihr die Widerstandskraft fehlt. Die kleine Auguste in meiner Klasse kommt in Gefahr, später zu der unglücklichen Klasse von Menschen zu gehören, die „das Hemd auf dem Leibe hergeben", welche die Tugend der Nächstenliebe zu einem Zerrbild machen und in ihrer grenzenlosen Willensschwäche allen bösen und allen guten Einflüssen gleichermaßen Tür und Tor öffnen. Auch ihre Neigung, bei jeder Gelegenheit in Tränen auszubrechen, beweist wiederum den schwachen Willen, der sich jeder Stimmung kraftlos hingibt. Da steht sie nun vor mir und weint und es ist ihr doch nichts geschehen. Schon der Gedanke, daß ich ungehalten sein könnte, lockt eine reichliche Tränenflut hervor.

„Nun, mein Kind, was ich tun kann, soll gewiß geschehen, damit ein starker Wille, der da weiß, was er begehren darf und was er versagen muß, sich in dir entwickle. Und jetzt gleich machen wir den Anfang."

Ich zeige ihr nun, wie undeutlich die Ziffern geschrieben sind, schreibe ihr ein paar Reihen vor, und sie setzt sich unter Tränenströmen hin, um die Arbeit noch einmal zu fertigen.

Doch da klingelt's schon. Es ist neun Uhr. Eine kurze Pause tritt ein.

Die Kinder unterhalten sich. Fünfzig kleine Mündlein sind fleißig bei der Arbeit und erzählen sich gegenseitig ihre Erlebnisse. Jedes weiß etwas Neues und, nun sie nicht zusammengehalten werden durch den roten Faden des Unterrichts, gehen sofort die Interessen nach allen Richtungen auseinander, und die verschiedensten Themen stehen auf der Tagesordnung.

Ich gehe ruhig durch die Reihen und nehme von all dem Geplauder hier einen Brocken auf und dort einen.

„O, mein neuer Ball!" höre ich da hinter mir rufen. Ich drehe mich um und — ach, das ist ja Sophie, die so weint. Mit ganz entsetzten und verstörten Augen sucht sie auf dem Boden herum. „Was ist denn?" — „Mein Ball ist weg, eben habe ich ihn noch gehabt, hier auf dem Tische hat er gelegen."

„Der wird sich schon wiederfinden; ins Wasser kann er doch nicht gefallen sein! Der wird wohl irgendwo auf der Erde liegen." Zehn, zwölf Kinder helfen mit suchen. Der Ball ist nicht zu finden.

„Dann hat er sich wohl irgendwo versteckt," scherze ich, „und ihr müßt besser suchen."

„Ball! Ball! Ball!" ruft Adeline (auch so ein kleiner Witzbold) in den sanftesten Lock- und Flötentönen. Selbst Sophie lacht unter Tränen mit. Aber auch hierauf reagiert der böse Ball nicht. Er ist und bleibt verschwunden. Ratlos stehen alle und sehen sich an. „Ja, wenn er wirklich nicht zu finden ist, dann wird er sich wohl in irgendeiner Tasche verkrochen haben!" Mir schwant etwas! — Beim Anblick der fünfzig kleinen Evastöchter kommt mir nämlich plötzlich die Vermutung, daß dieser Gummiball auf irgendeine ähnlich gewirkt hat wie seinerzeit der Apfel des Paradieses auf die Urmutter aller Menschen.

Jetzt suchen alle bereitwillig in ihren Kleidertaschen nach dem Ball und kramen alles aus, was sich darin befindet: Taschentücher, Kreisel, Springtaue, Knöpfe, Papier, Portemonnaies, Steine, Oblaten, Bindfaden, Bleifedern, Tintenlöscher, Häkelgarn, Nüsse, Bonbons, Kakes, Butterbrote, Kuchen und tausend andre Dinge.

Nur Lotti sitzt ganz still und rührt ihre Hände nicht.

„Nun, Lotti, willst du nicht auch in deiner Tasche nachsehen?" Sie wird über und über rot. Gott sei Dank, Kind, daß du noch rot werden kannst! Ich winke sie zu mir, und ganz leise flüstere ich ihr ins Ohr: „Hast du den Ball?" Sie nickt ganz zutraulich. „Warum hast du ihn denn in deine Tasche gesteckt?" — „Sophie hat zwei und ich habe gar keinen!" Und diese kurzen Worte sagte sie mit so tieftraurigem Gesicht, daß ich etwas merke von den Seelenkämpfen, die vorausgegangen sind.



Die Verliebten

Nach einem Gemälde von G. Sheridan Knowles



„Gib ihn ihr nur wieder," rede ich ihr zu, „Sophie darf den Ball ja nicht verlieren." Lotti schüttelt ganz energisch den Kopf und hält den Ball in der Tasche fest. „Soll Sophie denn Schläge bekommen zu Hause, wenn die Mutter erfährt, daß der Ball weg ist?" stelle ich ihr vor. — „Sie hat zwei und ich habe gar keinen!"

Nun seh einer solch einen Kindskopf! Als wenn es im Leben danach ginge, wer etwas doppelt hat und wer nichts hat! Wenn wir größer sind, erkennen wir, daß manche Menschen tausendfach haben von den Gütern dieser Welt und andre wieder gar nichts. Und dieser Fall kommt nicht einmal, sondern unzählige Male vor. Das würde eine schöne Verwirrung geben, wenn sich dann alle, die nichts haben, auf den Standpunkt dieses Kindes stellen wollten.

„Gib ihn ihr nur wieder, ich gebe dir dafür einen andern." Ungläubig sieht sie mich an. Endlich, nachdem sie meine Augen gesehen hat, geht sie hin, und Sophiens Augen glänzen vor Freude über den wiedererlangten Ball.

Lotti aber kommt wieder zu mir und sagt: „Nun gib mir auch den Ball."

Aus dem hintersten Winkel meines Schrankes, wo allerlei in der Schule verlorene und nicht wieder zurückgeforderte Gegenstände liegen, hole ich ihr einen Ball heraus, einen dicken, noch gut erhaltenen Gummiball mit roten und blauen Streifen. Beide Arme streckt sie mir entgegen und nimmt ihn mit leuchtenden Augen und drückt ihn an sich.

„Magst du ihn?" Stummes, aber energisches Kopfnicken. „Kannst du denn auch damit fangen?" Wieder dasselbe Kopfnicken. „Fang mal damit!" Sie wirft den Ball in die Höhe und fängt ihn geschickt wieder. „Nun darfst du ihn behalten."

Strahlend wie eine beliebte Bühnenkünstlerin nach zehnmaligem Hervorruf geht sie ab.

Lauf nur zu, mein Kind, und freue dich deines Besitzes. Wenn er dir nach ein paar Tagen recht ans Herz gewachsen ist, dann wollen wir beide einmal in aller Freundschaft ein ernstes Wort miteinander sprechen über „Mein" und „Dein", über eignes und fremdes Eigentum. Und dann wirst du aus eigner Erfahrung heraus Sophiens Schrecken und ihre Angst viel besser verstehen können, die sie ausstand, als sie plötzlich ihren geliebten Ball vermißte.

Und wenn dann die Stunde günstig ist, wird's vielleicht ein Eindruck auf Lebenszeit sein, den du erhältst, der dich vielleicht bei tausend Gelegenheiten, wo du deine Hände nach fremden Sachen ausstrecken möchtest, vor solchen diebischen Anwandlungen bewahren wird.

Doch die Pause ist zu Ende. Und „Ablösung vor" heißt es jetzt für mich. Das Handarbeitsfräulein tritt herein, um die Kinder während der nächsten zwei Stunden in die Geheimnisse der sinnbetörendsten Häkelmuster einzuweihen. Ich selber aber muß hinüber nach den „Herren Jungens" und werde mit ihnen eine kühne Entdeckungsfahrt in das Innerste des dunkelsten Erdteils machen.

Glück auf!

„Adieu, Kinder!" — „Adieu, adieu!" schallt es mir von allen nach. Da faßt, als ich schon den Türgriff niederdrücken will, eine ganz kleine Hand die meine, und ein treuherziges Augenpaar leuchtet mich an und — Lotti ist es. „Ich danke dir auch für den schönen Ball!" sagte sie. Ich klopfe ihr ein wenig auf die Backen und nicke ihr zu und denke: ‚Ja, wart du man! Wir zwei beide sind ja noch gar nicht fertig miteinander. Das dicke Ende kommt noch nach.'

Aphorismen

Von

Otto Weiß

Die Hälfte der Seelenstärke besteht aus Nervenstärke.

•

Jene Beispiele, die nur selten beherzigt werden, nennt man — „beherzigenswerte Beispiele".

•

Manchmal muß man, um einem Kampf auszuweichen — ihn beginnen.

•

Es gibt einen krankhaften Scharfsinn, der überall Feinde sieht — und eine gesunde Dummheit, die überall Freunde sieht.

•

Schon mancher suchte auf falschem Weg — und fand dort Wertvolleres als das Verlorene.

•

Instrumentalvirtuosen gibt's: Mögen sie spielen, was sie wollen — sie spielen Etüden!

Der Niedergang der Zeiten wurde zu allen Zeiten beklagt.

•

Wie ein Theaterdirektor versicherte, könne den Heldentenor nur eines bescheiden machen: Chronische Heiserkeit.

•

Jeder Genuß ist ein Selbstmörder.

•

Was viele Frauen so anhänglich an ihren Mann macht: — die Unmöglichkeit, ihn zu verlassen.

•

Ein Vielerfahrener rief schmerzlich aus: „O fänd' ich doch noch jemanden in der Welt, der fähig wäre, mich zu täuschen!"

•

Fremde Eitelkeit beleidigt unsre eigne.



Bildnis des Königs von Siam

Der König von Siam und sein Reich

Von

Ernst von Hesse-Wartegg

(Hierzu zehn Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Gibt es heute noch ein siamesisches Reich, so ist das nicht seiner eignen Macht zuzuschreiben, sondern der Eifersucht der beiden großen Kolonialmächte, die es in West und Ost begrenzen, nämlich England und Frankreich. Das eine gönnt es dem andern nicht, und das Reich des Weißen Elefanten ist zu einem Pufferstaat in Hinterindien geworden, ähnlich wie Afghanistan zwischen Rußland und England. Hätte der heutige König von Siam, Maha Tschulalongkorn, nur ein Vierteljahrhundert früher die Zügel der Regierung ergreifen können, dann wäre sein Reich nicht wie jetzt von Jahr zu Jahr kleiner geworden. Damals wäre es ihm, dem Beherrscher des mächtigsten Königreiches jenseits der Malakkastraße, möglich gewesen, seine Nachbarn zu unterwerfen und Kambodscha, Annam, vielleicht auch den größeren Teil von Birma einzusacken. Damals waren England und Frankreich in jenen Ländern nur schwach vertreten, und Tschulalongkorn hätte den Umfang seines Reiches verdoppeln, die Zahl seiner Untertanen vervierfachen können. Hinterindien wäre zu einem mächtigen Reiche, einem asiatischen Aegypten an Fruchtbarkeit geworden, und sein König hätte bei der Gestaltung der Dinge in Ostasien ein entscheidendes Wort mitsprechen können wie heute sein Kollege von Japan.

Immerhin ist ihm noch ein Reich geblieben, so groß wie Deutschland und die Schweiz zusammengenommen, mit ungefähr sechs bis sieben Millionen Einwohnern. Der wichtigste Teil von ihnen sind nicht Siamesen, nicht Malaien, sondern Mongolen, und in der malerischen, palast- und tempelreichen Hauptstadt von Siam, in Bangkok, sind von den 600000 Bewohnern sogar die Mehrzahl Chinesen. Die Siamesen leben auf Booten in dem breiten Bett des Menaam, dieses hinterindischen Nil, und den zahllosen Kanälen, die das Häusernetz der Stadt durchziehen, die Chinesen leben zwischen ihnen auf dem Festlande. Die Siamesen treiben Kleinhandel, sind Fischer und Reisbauer, die Chinesen haben den Großhandel, ja die ganze Industrie in ihren Händen, und ohne Chinesen wäre Siam arm. Der König selbst sagte mir einmal, als ich bei ihm zu Gaste war, der Reichtum seines Landes seien die bezopften Söhne des Reiches der Mitte.

Wenn Siam in den letzten Jahrzehnten einen so ungeahnten Aufschwung genommen hat, so ist dies in erster Linie seinem König zu danken, einem der aufgeklärtesten Monarchen, die jemals auf einem asiatischen Thron gesessen sind. Ich lernte in ihm einen Mann von europäischer Bildung kennen, der englischen Sprache vollkommen mächtig, ein Schriftsteller voll Gedankentiefe, ein Regent von staatsmännischer Weisheit, vergöttert von seinen Untertanen, die ihm den Beinamen des Guten und Gerechten gegeben haben. Das ist ihm um so höher anzurechnen, als er inmitten des prächtigsten, fremdartigsten Fürstenhofes aufgewachsen ist, den es heute auf dem Erdenrunde noch gibt, in einem Lande, wo der Begriff der Königswürde geradezu als

heilig angesehen wird. Der König ist ja gleichzeitig das geistliche Oberhaupt der Buddhisten und wird als solches auch von den Anhängern Buddhas in allen andern Ländern anerkannt. Das Bewußtsein seiner hohen Stellung erhielt er schon in seinen Kinderjahren, denn er wuchs in einer Haremsstadt von Tausenden von Frauen auf, die ihn umschmeichelten und zu denen kein andres männliches Wesen Zutritt hatte als König Mongkut, sein Vater.

Als dieser, selbst ein bedeutender Herrscher, im Jahre 1868 starb, kam Tschulalongkorn in seinem fünfzehnten Lebensjahre zur Regierung und wurde Selbstherrscher im wahren Sinne des Wortes, auf den das geflügelte Wort „L'Etat c'est moi" besser paßt als auf irgendeinen andern Fürsten. Der König von Siam ist tatsächlicher Besitzer des ganzen Landes, wie bei uns etwa der Besitzer eines Gutes, die gesamten Einnahmen fließen in die königlichen Kassen, und er ist Herr über Leben und Freiheit und Tod seiner sämtlichen Untertanen. In diesem Märchenreiche konzentriert sich alles in der geheiligten Person des Königs, seine Macht ist unumschränkt, und selbst seine eignen Brüder liegen vor ihm im Staube. Bis zu seinem Regierungsantritt war dies wörtlich zu nehmen, denn niemand durfte sich dem Träger der siebenstöckigen Königskrone, beschattet von dem siebenstöckigen goldenen Sonnenschirm, anders nähern als auf allen vieren. Selbst bei meinem letzten Besuche von Siam, als diese unwürdige Sitte längst abgeschafft war, habe ich bei einem Hoffeste noch gesehen, wie Prinzen und Minister sich auf ihre Waden niederhockten, wenn der König sich ihnen zuwandte.

Bei seiner Allmacht hätte der König die Einnahmen des Staates mit Weibern, in Festgelagen und mit allerhand Narrheiten verprassen können, er hätte die tollsten Streiche begehen können, niemand hätte ihn zur Rechenschaft gezogen, nur wäre Siam längst wie Annam oder Birma eine europäische Kolonie geworden!

Wenn er es nicht tat, sondern vom ersten Tage seiner Regierung bestrebt war, sein Reich zu heben, so ist das der Erziehung zu danken, die ihm sein Vater, der vierte König der im Jahre 1782 gegründeten Dynastie, zuteil werden ließ. Als Mongkut selbst König wurde, besaß Siam etwa dieselbe Kultur, die in Hinterindien seit einem Jahrtausend herrschte. Er öffnete sein noch gar nicht abgegrenztes Land den Europäern, schuf eine eigne Handelsflotte und brachte die ungeheuern natürlichen Reichtümer dieses asiatischen Aegypten auf die fremden Märkte. Dabei war er doch ein echt asiatischer Fürst, in dessen Harem, wie bemerkt, neben sechshundert seiner Frauen noch dreitausend andre Schöne weilten, denn es ist in Siam auch noch heute bei den Vornehmen Brauch, ihre schönsten Töchter, die Blüten der Familien, dem König zu verehren. Er läßt sie in der streng von Amazonen bewachten Frauenstadt, die an den Königspalast anschließt, auf seine Kosten erziehen und gibt sie dann, reich ausgestattet, seinen Großen zur Ehe. Von den einundachtzig Kindern Mongkuts konnten noch zwei Söhne den Unterricht zweier Europäer genießen, und zum Glück für Siam wählte Mongkut einen von ihnen, Tschulalongkorn, zu seinem Thronfolger. In Siam ist es nämlich Brauch, daß der König jenen Sohn, den er als den befähigtsten erachtet, zum Kronprinzen wählt, und dessen Mutter wird dadurch die erste Königin.

Als Tschulalongkorn das Knabenalter erreicht hatte, fand unter großartigem Pomp sein erstes Haarschneiden statt. Solange die Siamesen Kinder sind, tragen sie am Leibe nichts als ein kleines



Der König von Siam im Krönungsornat

Silber- oder Kupferplättchen, an einer Schnur befestigt, selbst die Haare werden ihnen abrasiert. Nur ein dünnes Scheitelzöpfchen bleibt stehen, und dieses wird, mit Blumen und Bändern geschmückt, im Kranz um den Scheitel gewunden. Erst vom zehnten oder zwölften Jahre ab dürfen sie sich das Kopfhaar gleichmäßig wachsen lassen. Auch dann wird es bei Männern wie Frauen kurz gestutzt und steht wie die schwarzen Borsten einer Bürste vom Kopfe ab.

Zuvor muß den Knaben jedoch das Zöpfchen abgeschnitten werden. Ich befand mich in Bangkok, als gerade bei dem leider 1897 verstorbenen Kronprinzen diese Prozedur vorgenommen wurde, und war Zeuge dieses ebenso großartigen wie seltsamen Festes, wie es wohl als Märchen von Tausendundeiner Nacht erfunden werden könnte, wie man es aber in Wirklichkeit kaum erwarten würde. Der ganze phantastisch glänzende Hof mit seinen Hunderten in schwere Goldnetze gekleideten, juwelensprühenden Prinzen, Hofwürdenträgern, Ministern, Generalen, ja das ganze Volk von Bangkok beteiligte sich daran, und die Festlichkeiten, die damals auf Kosten des Königs während einer ganzen Woche abgehalten wurden, müssen ungeheure Summen verschlungen haben. Die märchenhafte Pracht der Umzüge mit den Aschenurnen der verstorbenen Könige und den großen Elefantenkolonnen, ihren Tausenden von Edelleuten, Würdenträgern, Pagen und Garden in den reichsten Hoftrachten, aber ohne Beinkleider, dann die für das Fest errichteten Tempel, Pagoden, Fontänen, vor allem der künstliche Felsen, ganz vergoldet, auf dessen Spitze ein Brahmane im Beisein des Königs das Zöpfchen abzwickte, spotten jeder Beschreibung. Nach dem Haarschneiden muß jeder Siamese, auch der Kronprinz, für mehrere Jahre in ein Buddhistenkloster eintreten, um dort Schulunterricht zu empfangen.

Am 1. Oktober 1868 starb König Mongkut, und die erste Pflicht des fünfzehnjährigen Tschulalongkorn war es, die Leiche seines Vaters zu verbrennen. Wie in Indien bei den Hindus, so werden auch in Siam die Leichen der Verstorbenen auf offenem Scheiterhaufen verbrannt, wenn sie nicht Aasgeiern oder Hunden zum Fraß vorgeworfen werden. Welcher Glanz bei dieser Verbrennung entfaltet wurde, geht schon daraus hervor, daß sie eine Million „Ticals" verschlang. Damals und noch bis vor wenigen Jahren waren diese Ticals im Wert von etwa 1 Mark 20 Pfennig nicht Münzen, sondern haselnußgroße Kugeln. Nun gibt es am Königshofe Hunderte von Prinzen und Prinzessinnen, in jedem Jahre sterben einige davon, und die ganzen Staatseinkünfte von Siam müßten in Festlichkeiten und Rauch aufgehen, wollte man jede Prinzenleiche einzeln verbrennen. So werden denn



Der königliche Palast in Bangkok



Erste Königin mit dem Kronprinzen von Siam

gewöhnlich die Leichen in Kristallpagoden ein, zwei Jahre lang aufbewahrt und ihnen Speisen und Betelnüsse vorgesetzt, als ob sie noch am Leben wären. Sind ihrer fünf oder sechs beisammen, so werden sie zusammen verbrannt.

Als der König seinen zweiten Klosteraufenthalt hinter sich hatte und, zum zweitenmal gekrönt, die Regierung wirklich antrat, machte er sich sofort an die nötigsten Reformen. Die uralten hinterindischen Hofsitten und die Pracht seines Hofes selbst hat er beibehalten, denn ihre Beschränkung würde ihm die Sympathien der Großen und Einflußreichen verscherzt haben. Für mehrere Millionen baute er sich einen herrlichen Palast halb im europäischen Stil, führte auch in der Hofkleidung einige Neuerungen ein, verwendete aber auf der andern Seite zur Befriedigung der buddhistischen Bonzen und ihrer Oberpriester Millionen zum Ausbau jener phantastischen Tempelstadt, die, überragt von Dutzenden Pagoden und kuriosen Porzellantürmen, das Palladium des siamesischen Reiches, die fußhohe smaragdene Buddhastatue, beherbergt.

Die erste staatliche Reform des Königs war die Aufhebung der Sklaverei jeder Art, in der bis dahin ein großer Teil seiner Untertanen, auch Frauen und Kinder, schmachteten. Dann folgten die Einführung eines geordneten Schulwesens, Post- und Telegraphenwesens nach europäischem Muster, zum Teil mit deutschen Beamten, wie denn der König die Deutschen überhaupt bevorzugt. In der Hauptstadt, dem kanaldurchzogenen Venedig Asiens, wurden Straßenbeleuchtung, Numerierung der Häuser, Wasserleitung, Straßenreinigung eingeführt. Es folgten Straßenbahnen, Eisenbahnen. Viele seiner Söhne — der König besitzt mehrere Dutzend, die Töchter gar nicht gerechnet —, dann die Söhne der ersten Würdenträger wurden auf Kosten des Königs nach Europa zur Ausbildung gesandt, und eine der schönsten Schriften, die je von einem Herrscher verfaßt worden sind, ist das Büchelchen, das er seinen Kindern als moralischen Wegweiser mit nach Europa gab. Im vergangenen Jahre gründete Tschulalongkorn zum Andenken an seinen Vater eine große öffentliche Nationalbibliothek, die vor allem die gesamte buddhistische Literatur aller Sprachen enthalten wird. Doch auch das Christentum erfreut sich des besonderen Schutzes des Königs, und in wenigen nichtchristlichen Ländern können sich die Missionare freier bewegen als in Siam. Eine ganze Anzahl von Europäern, vorzugsweise Dänen, Engländer und Deutsche, sind nicht nur bei der Organisation der Land- und Seemacht, sondern auch in verschiedenen Verwaltungszweigen tätig. An Zahl übertreffen die Deutschen sogar ihre englischen Vettern. In Bangkok allein leben ihrer an zweihundert und besitzen dort ihren eignen Klub. Erst an zweiter Stelle stehen die Engländer, doch ist ihr Handel immer noch doppelt so groß wie der deutsche. Rechnet man aber die englischen Kolonien dazu, denen der größte Teil des siamesischen Außenhandels zufällt, dann ist der



Zweite und dritte Königin

englische Anteil beinahe dreißigmal so groß. Von dem gesamten Handel Siams, zusammen 173 Millionen Ticals, entfallen 141 Millionen auf England und seine Kolonien und nur 5½ Millionen auf Deutschland! Dagegen beträgt der Anteil der deutschen Flagge am siamesischen Schiffsverkehr dank der Rührigkeit des Norddeutschen Lloyd 60 vom Hundert, und auch an den Eisenbahnen ist Deutschland mehr beteiligt als irgendeine andre fremde Nation.

Auch die Prinzen des königlichen Hauses müssen arbeiten. Die Minister sind Brüder des Königs, darunter der hochgebildete, in Europa erzogene Prinz Damrong, Minister des Innern, und sein Halbbruder, Prinz Devawongse, schon seit vielen Jahren Minister des Aeußern. Ihnen sind tüchtige Europäer als Beiräte zugesellt, aber sonst bleibt die Verwaltung des siamesischen Königreichs hübsch in der Familie.

Daß sich das Land dabei nicht schlecht steht, geht aus den steigenden Staatseinnahmen hervor, die sich ohne Erhöhung der Steuern in anderthalb Jahrzehnten verdreifacht haben! Die Hauptquelle des Reichtums in diesem malerischen Tropenlande Hinterindiens liegt in der Land- und Waldwirtschaft, vornehmlich im Reisbau. Die Hauptquelle der Staatseinnahmen indessen waren bisher — die Spielhöllen! Aus früheren Zeiten haben sich nämlich bei den fröhlichen, arbeitsscheuen, vergnügungssüchtigen Siamesen von allen Lastern vor allem die Spielwut und das Lotteriewesen erhalten. Ganz Siam ist ein großes Monte Carlo, und die Bankhalter sind die Chinesen. Noch bis in die jüngste Zeit kam es häufig vor, daß Siamesen selbst der besseren Stände, wenn sie dem Spielteufel ihre ganze Habe geopfert hatten, sogar ihre Frauen und Töchter verkauften! In den zahllosen Spielhöllen wird das Glücksspiel, ein Monopol der Regierung, ganz öffentlich betrieben, und die Siamesen frönen dort dieser schrecklichen Leidenschaft tage- und nächtelang. Dadurch kamen auch die fleißigen, sparsamen Chinesen den leichtlebigen Siamesen immer mehr voraus, und Siam könnte ohne sie gar nicht mehr bestehen. Der Staat zieht aus der Verpachtung der Spielhöllen über 12 Millionen Mark im Jahre, und das ist der einzige Grund, warum der König sie nicht schon längst aufgehoben hat, für den Verlust dieser Staatseinnahmen ist schwer Ersatz zu schaffen. Dennoch sind außerhalb Bangkoks die Spielhöllen bereits bedeutend eingeschränkt worden, und bald wird auch Bangkok keine mehr besitzen.



Der verstorbene Kronprinz



Der vierundvierzigste Prinz

Die zweitwichtigste Einnahmequelle Siams ist wiederum ein Laster, nämlich der Opiumhandel und die Verpachtung der Opiumhöllen, in denen wieder die sonst so arbeitsamen Chinesen einen großen Teil ihres Erwerbs vergeuden. Durch die Ausschließung des großen Landes mittels Eisenbahnen, Anlage von Bewässerungskanälen und so weiter hofft der König die Staatseinnahmen so zu vermehren, daß er, dem Beispiel des Kaisers von China folgend, auch in seinem Reiche den Opiumhandel einstellen kann.

Der offiziellen Frauen des Königs gibt es zwei, erste und zweite Königin genannt, Halbschwestern des Königs, Töchter seines Vaters, doch von verschiedenen Müttern. Die gegenwärtige erste Königin rückte aus der zweiten Stelle vor, als in den achtziger Jahren die erste Königin bei einer Bootfahrt im Menaamstrom ertrank. Die hohe Frau war des Schwimmens unkundig, ihr königlicher Gatte war nicht zur Stelle, und kein andrer Mann durfte es wagen, ihre Person zu berühren, selbst nicht,

um sie aus dem Wasser zu ziehen. Ihr Denkmal steht heute in den herrlichen königlichen Tropengärten von Bangkok, wo sich auch zahllose Denksteine, Pavillons, Kioske, Tempelchen erheben, die zum Andenken an andre verstorbene Mitglieder der Königsfamilie errichtet worden sind.

Bei festlichen Gelegenheiten erscheint von all den Tausenden weiblicher Wesen, die in der königlichen Frauenstadt weilen, nur die erste Königin. Sie allein ist dem Hofe sichtbar, und fremde Gesandte werden ihr nach der Audienz beim König ebenso vorgestellt, wie es an europäischen Höfen üblich ist. Sie ist eine stattliche Frau in den fünfziger Jahren, von ähnlich einnehmendem hoheitsvollem Auftreten wie der König selbst. Nach Art der siamesischen Frauenmode trägt sie, wenn sie in der Welt erscheint, gewöhnlich eine Taille von europäischem Schnitt mit weiten, bauschigen Aermeln aus reichstem Seiden- oder Goldbrokat, mit Spitzenbesatz und vielem Bänderschmuck. Bei festlichen Anläßen werden auf die Schultern noch Straußenfedern geheftet. Hüte werden von den Siamesinnen nicht getragen, am auffälligsten ist aber die Abwesenheit von Röcken, ebenso wie bei den Männern die Abwesenheit von Beinkleidern. An ihre Stelle tritt der Panung, ein langes Stück Stoff von großer Feinheit und in verschiedenen Farben, das die Hüften stramm umschließt und bis an die Knie reicht. Dazu wird der Panung zuerst hinten an



Ein königlicher Prinz im Staatskleide



Eine Dame des siamesischen Adels

den Körper gelegt, die beiden Enden werden dann von vorn zwischen den Beinen durchgezogen und an den Hüften festgesteckt. Feine Seidenstrümpfe in zarten Farben und elegante europäische Stöckelschuhe vervollständigen die sehr hübsche, pikante Kleidung. Bei der Königin schlingen sich dazu über der Brust die Bänder der mit den köstlichsten Edelsteinen besetzten siamesischen Orden, von denen jener des Weißen Elefanten der angesehenste ist. Auch das ganze Gewand ist dann mit Juwelen von seltener Pracht und hohem Wert besät.

Der König steht heute im vierundfünfzigsten Lebensjahre, im neununddreißigsten seiner Regierung und im hundertsechsundzwanzigsten seiner Dynastie. Das ist gleichzeitig die siamesische Jahreszahl, denn im Lande des Weißen Elefanten beginnt die Zeitrechnung mit der jeweiligen Thronbesteigung des ersten Herrschers eines neuen Geschlechts.

Daß ein solcher Wechsel der Zeitrechnung durch Aussterben in absehbarer Zeit eintreten könnte, steht nicht zu befürchten, denn die königliche Familie zählt heute Hunderte von Prinzen, von denen jedoch nur die Brüder und vollbürtigen Söhne des Königs den Titel Königliche Hoheiten des Reiches, siamesisch Krom Pra, führen; die Halbbrüder heißen Krom Luang, dann gibt es Sombet Krom Pra, Krom Kun und so weiter. Je entfernter die Verwandtschaft mit dem König, desto geringer werden die Titel, bis im zehnten oder elften Grad die Mitglieder der Königsfamilie nur den einfachen Adelstitel führen.



Partie im Garten des königlichen Palastes in Bangkok

Aus einer Tierstadt

Naturwissenschaftliche Plauderei

von

Wilhelm Bölsche

Die Kinder hatten am Ebbestrand der Nordsee eine große Festung aus Sand gebaut, mit hohen Wällen und tiefen Gräben. Jetzt schossen die ersten flachen Flutwellen herauf und trieben Wasser in die Gräben. Ich hörte von meinem Strandzelt aus am hellen Jauchzen, daß dieser lange erwartete Moment endlich eingetreten war. Ich ging heran, als der Jubel gerade seine Höhe erreichte. Die Sandfestung hatte einen Bewohner bekommen, einen höchst wunderbaren: mit den Wellen war eine dicke goldgelbe Qualle über den Wallrand geplumpst und schwamm jetzt schief und ungeschickt in dem engen Bassin. Hätte man sich die Burg im Verhältnis ihrer Höhe von entsprechenden Liliputern bevölkert gedacht, so wäre es immerhin ein Leviathan, ein Kraken gewesen, der sich da wider Willen zu Gaste geladen. Ueberall, so weit der Blick trug, kamen sie so mit den Flutwogen herauf zum Strande, die Quallen, vom Sturm der Nacht der Inselküste zugejagt — ganz zarte, duftig kornblumenblaue, diese gelben etwas knorpelhaft fester, dann kleine leuchtend karminrote —, im Wasser noch ein schöner Blumenflor, am nackten Strande ein häßlicher Regen riesiger Schleimtropfen, in denen der Fuß des Wanderers ausglitt. Jetzt riß eine der ganz großen Wellen, wie sie periodisch immer einmal nahten, die ganze Festung ein. Ungeheuer war die Gewalt solcher Wellen: sie glätteten im Nu den Boden von allem Wallwerk wie mit eherner Hand. Die gefangene Qualle wurde noch einmal frei, um gleich darauf um so hoffnungsloser zu stranden. Das Interesse der Kinder aber war erloschen. Sie kamen mit mir in das Strandzelt, und ich sollte ihnen etwas erzählen. Während das graue Meer drüben seine endlose Melodie sang, war mein Gedanke bei den armen Kindern der Amphitrite, den Quallen, denen dieses auftönende Lied der Flut Tod und Verderben sang.

Ja, ich will euch ein Märchen erzählen, hört zu. Es war einmal ein Land, über dem sich der schönste blaue Himmel wölbte. Die Luft dieses Landes war selber bis unten herunter so schwer

und blau, als liege der Himmel hier bis auf den Boden herab. In diesem Lande lebten seit alters sehr fleißige Leute, die einen außerordentlich hochentwickelten Gemeinsinn hatten. Schon in frühen Tagen, da eigentlich sonst noch keiner recht ans Städtebauen dachte, setzten sie sich Haus neben Haus, bis die allergrößten Großstädte entstanden, mit viel, viel mehr Einwohnern noch als heute Paris oder London haben. Dabei kamen sie als äußerst nüchtern praktische Leute auch früh schon auf Erfindungen, die wir noch für die kühnste Zukunftsphantasie halten würden. Wie wir nämlich unsre Gasröhren durch die ganze Stadt mit Anschluß an Haus um Haus legen, um gemeinsame Beleuchtung zu haben, so hatten sie sich eine Suppenleitung konstruiert, bei der die schönste Bouillonsuppe in einer ebensolchen Röhrenleitung alltäglich umlief und in alle Häuser kam, man brauchte bloß den Kranen aufzudrehen. Je mehr aber solche Bequemlichkeiten aufkamen, desto mehr wurden die Einwohner auch zu echten und rechten Pfahlbauern, sie erstarrten in ihren nüchtern praktischen Sitten, und wenn Fremde sie besuchten, so fanden sie diese brave Gesellschaft mit all ihren Riesenstädten und Suppenröhren doch eigentlich recht langweilig. Ja, es kam ihnen vor, als würden sich die aufeinander folgenden Generationen immer ähnlicher. Die Kinder, die in diesen gar zu geregelten Haushalt einwuchsen, sahen schon gleich aus wie alte Leute. Und die Besucher erzählten schließlich sogar draußen, es gebe in diesem wunderlichen Lande überhaupt gar keine richtigen Kinder mehr, sondern den Greisen folgten nur gleich wieder kleine Greise, die ohne weitere Veränderung alsbald auch wieder zu großen Greisen auswüchsen. Himmel, war das schließlich doch auch eine öde Welt! Eines Tages merkte man das aber auch in den Städten selber. Es muß etwas geschehen, hieß es, wir müssen Auffrischung haben, wir müssen heraus. Wenn nur wenigstens unter unsern verschiedenen Städten, die da jede starr über ihrer Suppenleitung sitzen, einmal ein reger Verkehr draußen im freien Plan entstände, das hülfe schon was. Jede Stadt ist doch etwas anders, es würde schon was nutzen. Wir wollen unsre frischesten jungen Leute ausschicken, damit sie anderswo auf die Brautschau gehen und überhaupt etwas erleben — vielleicht, daß wir dann doch wieder eine echte Schar lebensfrischer Kinder sehen, anstatt daß uns in der Wiege schon lauter Mummelgreise beschert werden. Solche uralt erfahrenen Techniker ließen aber eine solche Gelegenheit natürlich nicht ohne ein Bravourstück vorübergehen. Die Brautleute sollten nicht altväterisch zu Fuß laufen, ja selbst das Automobil war hier schon überwundene Sache. Man konstruierte also große Luftballons, zwar noch nicht perfekt lenkbar, aber doch schon wesentlich brauchbarer als unsre in unserm Himmel. In diesen prächtigen Luftgefährten, die wie große orangegelbe, kornblumenblaue oder schön karminrote Glasglocken in die schwere, tragende blaue Luft dort sich hinauf erhoben, zogen jetzt die lustigsten Gesellen des Volkes, Männlein und Jungfräulein, in die weite Welt hinaus. Und das Experiment glückte. Aus den Luftschiffchen kam von Zeit zu Zeit immer wieder eine neue, eine gleichsam frisch aufgefärbte und wieder verjüngte Gesellschaft herab, lachende Kinder zogen wieder durch die alten grauen Straßen und brachten neues Leben. Es war rein, als hätten die lustigen Ballonfahrten allein schon ganz andre Herzen geschaffen. Und es war wirklich äußerst amüsant, dieses Schweben im Ballon. Ja, es war so amüsant, daß es schließlich eine bedenkliche Folge hatte. Die Ballonfahrer bekamen nämlich gar keine Lust mehr, die alten engen Städte da unten wieder zu besuchen. Sie behielten ihre frohe Kinderschar oben bei sich und bauten den Kinderchen, wenn sie groß wurden, eigne Ballons zum Herumfliegen. Die Städter aber waren inzwischen längst schon wieder viel regsamer geworden. Sie begriffen auch diese Situation. „Es ist überhaupt nicht nötig," sagten sie, „daß unsre jungen Leute so ganz sich selbst überlassen im blauen Himmel herumfliegen und dabei alle Heimatsgefühle zuletzt vergessen. Wenn sie nur einmal aus der Greisenluft unsrer engen Gassen herauskommen und etwas freie Himmelsluft einatmen, das genügt schon." So bauten sie Fesselballons, die unten in der Stadt am Anker lagen, ohne wirklich fortzufliegen, und setzten dahinein ihr junges Völkchen, damit es nicht versaure. Wieder nach einer Weile war aber durch diese sinnreiche Methode, die alle Leichtfüße am dauernden Durchbrennen hinderte, der ganze Geist der Städte so durch und durch aufgefrischt, daß auch die Fesselballons überflüssig wurden. Die Städte selbst hatten wieder eine fröhliche Kinderschar, die ganz und gar nicht mit Gesichtern kleiner Mummelgreise in die lustige Welt schauten. So wurde der ganze Flugapparat unten abgeschafft, und um die entwischten Ballonleute kümmerte sich niemand mehr, man strich ihre Namen im Stadtbuch. „Wenn's den Allzuglücklichen bloß nicht wieder geht wie am Anfang!" sagten die Fremden. „Aber freilich haben sie ja jedenfalls etwas gelernt."

„Hei," riefen die Kinder plötzlich, „die Quallen kommen uns bis ins Zelt!" Und wahrhaftig, die Flut hatte uns ganz in der Stille eingeholt und spülte mir eine große blaue Qualle gerade vor die Strandschuhe. Ich schlenderte heim und dachte an mein Märchen und die Quallen, denen ich es abgelauscht. Das blaue Weltmeer war das Land mit dem schweren Himmel. Die Städter war das Volk der kleinen Polypen, winziger Tierchen, die in diesem Meergrunde wie kleine Blüten am Boden festsaßen, einer neben dem andern, zu ganzen Myriaden. Durch ihre Städte ging in Wahrheit der gemeinsame Suppenschlauch, denn die ganze Kolonie, soviel Individuen sie auch haben mochte, war im untersten Boden zusammengewachsen, und durch ein gemeinschaftliches Röhrenwerk kreiste der Nährsaft von allen zu allen. In solchen Polypenstädten findet sich nun der wunderbare Brauch, daß vielfältig die kleinen Polyplein keineswegs wie andre Wesen als kleines unfertiges Küken aus einem Ei hervorkriechen, sondern die alten, schon sozusagen greisenhaft vollendeten Polypen spalten von sich gleich ganz neue Polypen ab, die im Bau alsbald auch bereits alt sind und niemals echte Kinderzüge tragen. Aber plötzlich sehen wir daneben einen ganz andern Brauch im Gange. Von den Polypen werden schöne, bunte, durchsichtige Glocken gebaut, die sich wie Ballons von der Stadt

ihrer Erbauer loslösen und frei in das tragende Wasser hinein erheben. Das sind die Quallen. Jede dieser Quallen aber trägt die Kraft jungfrischen Polypenvolkes in sich. Im Quallenballon entstehen zum erstenmal wieder wirkliche Polypenkinder, die aus einem Eilein kriechen wie ein junges Vögelchen im Nest und ein echtes Kinderantlitz tragen und wie Kinder frei herumtollen, ehe sie sich in ihrer Großväter Stadt als ehrbare Polypen wieder seßhaft ansiedeln und so in das Greisenalter auch, aber zuletzt erst, gelangen. Ganz gewiß ist es auch hier ein lustiges Dasein, dieses Quallenstadium. Denn nicht alle Quallen stranden ja so elendiglich an der Küste — die Mehrzahl lebt ihre Zeit auf der freien Hochsee als ein besonders begünstigtes Kind des Ozeans. So sehen wir denn ebenfalls einen Teil dieser Quallen die alte Polypenheimat ganz vergessen. Sie statten ihre Kinder sogleich mit einem neuen bunten Ballon aus, der sie das ungebundene Leben da draußen weiterführen läßt, ohne daß sie je wieder Verlangen bekommen nach der engen alten Polypenstadt im Seegrunde, wo man festgewurzelt am städtischen Suppenschlauch hängt. Aber ich untersuche wieder eine andre Art solchen Polypenstocks, und was finde ich da als neue Variante der Geschichte? Meine Stadtpolypen bilden hier zwar noch Quallen, in denen auch alles übrige sich ereignet. Aber diese Quallen dürfen nicht mehr frei herumschwimmen, sondern bleiben als regelrechte Fesselballons angewachsen am Polypenstamm. „Sporosacs" lautet das zoologische Fachwort für diese zeitlebens gefesselten Medusen. In mancherlei Uebergängen sieht man sie bei einzelnen Polypenarten immer weniger ballonartig, immer weniger medusenartig werden. Allmählich werden sie ganz nur wieder ein Organ des seßhaften alten Polypen selbst — sie kehren ganz in die Polypenstadt zurück. In dieser aber erzeugen sie doch noch immer jetzt Eier und aus diesen echtes Polypenkindervolk anstatt der früheren reinen Greisenabspaltung. So scheinen diese Polypen, die das Ganze durchgemacht haben, doch etwas Nützliches jedenfalls „gelernt" zu haben.

Der Unterschied gegen das Märchen scheint im Grunde nur darin zu liegen, daß unsre Polypen und Quallen keine klugen berechnenden Menschen sind, die sich ihren Weg so mit Verstand gesucht haben. Es ist ihnen vom Schicksal aufgenötigt worden. Aber ist das wirklich eine so ganz endgültige Verschiedenheit? Sind nicht auch unsre menschlichen Entwicklungen zuletzt Schicksalswerk? Wer dächte nicht an Goethes Wort von den „ehernen ewigen großen Gesetzen", nach denen wir „alle unsres Schicksals Kreise vollenden" müssen!

Ein Lied auf Schwaben

Von

Adolf Schmitthenner †

(Aus dem Gästebuch eines schwäbischen Pfarrhauses)

Sei gegrüßt, o Schwabenland!
Möcht dich gerne herzhaft preisen.
Welten, wohl- und unbekannt,
Darf man hin und her durchreisen,
Und doch wird man nirgends nicht
So ein Schwabenländlein finden
Mit solch einem Leibgericht
Und so wundersamen Kinden.

Bist nicht Deutschlands Schmuckkästlein,
Nicht die Raritätenstube,
Nicht der Garten willst du sein,
Nicht die Gold- und Silbergrube,
Nicht des Hauses Fahnenstock
Oben hoch auf höchster Zinne,
Nicht sein schwarzer Kirchenrock
Und nicht seine Abzugsrinne.

Von dem allem sagen nichts
Deine lauten Ruhmessprüche,
Du bist anderen Gewichts:
Denn du bist des Reiches Küche.
Eine Schwabenmaid erfand
Manche mehlgeborne Speise,
Die uns freundlich geht zur Hand
Auf der harten Lebensreise.

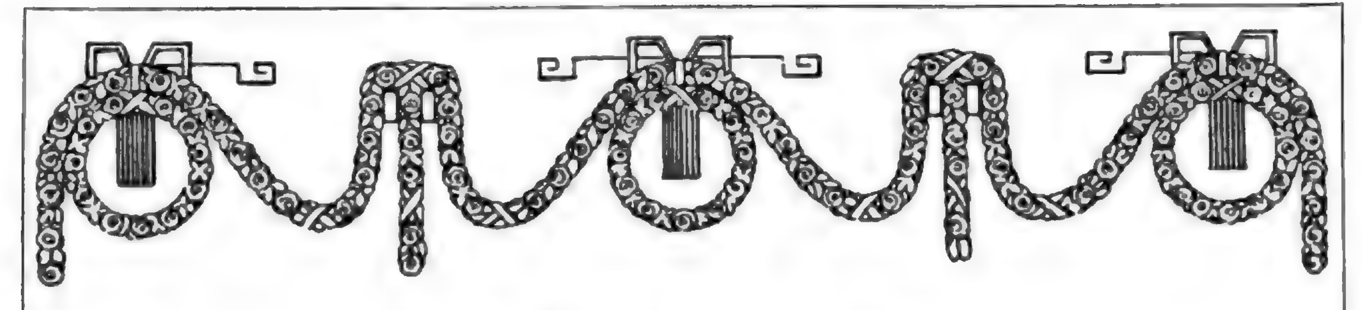
Aber wie so bodenschwer
Wein und Speise zieht zur Erde,
Hebt der Geist sich kühn und hehr
Wie des stolzen Aars Gefährte.
Heil dir, edler Sonnenflug
Starker schwäbischer Gedanken,
Niederwärts bedacht genug,
Doch nach oben — ohne Schranken!

Und auf Schwabens Dichterau,
Welche herrliche Gestalten,
Die der wunderbaren Frau
Sonnenrotes Gold verwalten
Auf der Wiese wanderfroh
Und im dunkeln Busch verstecket!
Zwar der schönste Falk' entfloh,
Aber hier ward er gehecket.

Sei gegrüßt, o Schwabenland!
Möcht dich gerne herzhaft preisen!
Welten, wohl- und unbekannt,
Darf man aus und ein durchreisen,
Und doch wird man nirgends nicht
So ein Schwabenländlein finden
Mit solch einem Leibgericht
Und so wundersamen Kinden.



In der Sommerfrische
Nach einem Gemälde von Döme Skutezky



Ein Alpenmärchen

Dichtung
von
Ernst Zahn

I.

Auf einer Alpe lag ein Mensch im Grase,
Auf einer zwischen Fels und Firn und Schnee
In seliger Stille blühenden Oase,
Und blinzelte; ihm tat das Leuchten weh,
Das von des Himmels blauem Sammetkleide
Ueber die weltverlorne Wiese ging.
Dann bog das Haupt er tiefer, bis die Weide,
Ein weicher Pfühl, das sinkende empfing.

Da lag er, jener sondern Träumer einer,
Denen die Seele voller Sehnsucht schwillt,
Die Brust von Wünschen weit ist, deren keiner
So hold auf Erden jemals sich erfüllt,
Die jedes Ding zu adeln sich befleißen,
Daß wüstes Feld noch Rosen ihnen bringt,
Und die sie, spöttisch lächelnd, Dichter heißen,
Weil stets ihr Inneres wie von Saiten klingt.

Ja, lächelt nur, bedächtig kühle Spötter!
Ihr kennt den Weg! Leicht gehn die Träumer irr.
Es locken sie der Schönheit Marmorgötter
Vom Pfade ab durch Wust und Dorngewirr.
Und wenn sie schließlich mühsam auch ergründen,
Welch Wunder so seitab verborgen sei,
Und ihre Blicke stille Wonnen künden,
Lacht nur; sie stachen sich ja wund dabei.

So einer also war es, der die Matte,
Die höchste, die weit in der Runde grünt,
Zum Ruhebette sich erkoren hatte,
Die hohe zu ersteigen sich erkühnt.
Der Tag goß Gold rings um die weißen Zinken,
Warf auf schneefahlen Grat sein heißes Licht
Und an den Gletschern ging's wie Panzerblinken,
Blitzte das Eis, das nie ein Frühling bricht.

Doch auf der Alp war ein so reiches Blühen,
Daß sich kein Garten an ihr messen ließ,
Und zwischen weißem Firn und jähen Flühen
Lag tief versteckt ein Paradies, seltsam
Als sei ein Maimond hier vorbeigeschritten,
Wie ihn die Niederungen nie gekannt,
Dem sich die Scholle unter sachten Tritten
Verwandelt in ein Blumenwunderland.

Da standen Veilchen, weiße Alpenrosen
Und Primeln, Eisenhut und Enzian
Und Lilien, die bleichen, makellosen,
Die Glockenblume klang im Winde an,
Und dunkle Nelken leuchteten und glühten,
Auf grauen Steinen wuchs das Edelweiß,
Und aus dem Heidekraut, dem rot erblühten,
Sah Augentrost und blauer Ehrenpreis.

Auf solchem Teppich, reich aus Blust gesponnen,
Lag nun der Mensch und pflegte seiner Rast.
Nie ward einsamre Ruhestatt gewonnen,
Still lag die Alp, still wie ein Friedhof fast. —
Der Fremdling atmete die hehre Stille
Und glaubte jeden Lauts sie eben bar,
Da klang ein Ton – so zirpt verträumt die Grille –
Und merkte er, daß es ein Stimmlein war.

Er horchte hin: Ein zweites klang entgegen,
Ein drittes redete von drüben her
Und hier begann und dort sich eins zu regen,
Als ob ein Märchenbuch lebendig wär'.
Und als das Ohr die Laute kam zu fassen,
Erwies sich, daß die hundert Blumen rund
Geheimnisvolle Wissenschaft besaßen
Und Sprache und erzählerklugen Mund.

Sie redeten von vielverschiednen Dingen.
„Es war einmal," hob an das Heidekraut —
Dann wußt' der Enzian Neues zu erbringen:
„Mir hat vom Tal ein Bruder das vertraut!" —
Die bleichen Lilien flüsterten verstohlen:
„Die Schwestern sagten's, die im Flachland stehn." —
„Ich weiß es von den blauen Nachtviolen,"
Begann das Veilchen, „hört mich, was geschehn."

Sie redeten von Werden und Vergehen,
Der Menschentage wundersamem Lauf,
Und von der Welt Geschicken und Geschehen
Klang wie ein Echo in die Alp herauf.
Es neigte tief sein Ohr dem fremden Sagen
Der weltentrückte Mann, und wunderbar
Vernahm durch alle Stille er ein Schlagen,
Das wie der großen Erde Pulsschlag war.

II.

Die Lilien erzählen:

Stand eine niedre Hütte, schindelüberdacht,
Und sah aus roten Fenstern staunend in die Nacht.
Ueber den Wald herauf der Mond, der Segler, glitt,
Warf weit sein weißes Schimmerlicht ins Tal und schnitt
Scharf aus der Nacht die Hütte mit der Bank davor,
Dem Gärtlein und dem Weg, der sich ins Land verlor.
Und als den Garten übergoß der bleiche Schein,
Blieb lange er gebannt an weißen Lilien drein.
Die prangten danach auf den Stengeln wunderbar,
Daß jeder Kelch als wie von Alabaster war.

Still war's. Es ging kein Wind, der, wenn die Glocke schlug,
Ein Hundebellen scholl, den Laut herübertrug.
So stand von allem Weltgeräusch die Hütte frei,
Bis in das große Schweigen brach ein jäher Schrei.
Und aus dem Hause fuhr der aus ins Land und — schwieg.
Dann wieder Stille rings. Der Mond nur stieg und stieg.
Nun ging die Türe, aufgetan von sachter Hand,
Ein Weib schritt in die Nacht hinunter und verschwand.
Da reckten sich die Lilien wie von Neugier blaß
Und sahn durch rote Scheiben in ein klein Gelaß.

Es hielt der Raum nur wenig ärmliches Gerät,
Tisch, Bett und Stühle, wie's in armen Stuben steht.
Ein junges Weib lag auf das Lager hingestreckt
Und blickte fröhlich halb, halb noch von Qual erschreckt.
Der Bauer saß mit der Gesponsin Hand in Hand
Und sah auf einen Korb, der nah am Bette stand.
Von Gliedern winzig lag ein Menschlein drin und schlief.
Ein Schweigen jedoch ruhevoll und freudetief
Lag auf den drein, wie es die Menschen überfällt,
Wenn nach dem Sturm der Friede sel'gen Einzug hält.

Nach einer Weile faltete die Hände fromm die Frau,
In ihrem Blicke schien wie eines neuen Morgens Tau.
Die harten Finger ineinander zwang der Mann.
Hob wie die Wöchnerin ein murmelnd Beten an,
Und eine Freude wuchs an ihnen sichtbarlich
Und eine Hoffnung hob wie lodernd Feuer sich
Und färbte jählings ihre bleichen Wangen rot.
So saßen sie, von dieses Hoffens Glanz umloht,
Hell schien die Stube von geheimnisvollen Sonnen:
Ein Menschenleben hatte seinen Lauf begonnen.

III.

Eine Primel hebt an:

Wenn der Frühling leuchtend Strich um Strich
Eine neue Welt beginnt zu malen,
Erst die Sonne, deren Gold verblich,
Dann den Wiesenplan, den winterfahlen,
Und das Waldesschwarz, das düstre, drauf
Und das Blau an frostig bleichen Himmeln,
Steht ein Heer von kleinen Schläfern auf,
Glänzt der Mattengrund von gelben Primeln.

Frühling war im Land. Die Sonne sah
Auf ein weites Feld von Primeln nieder,
Golden floß das Licht vom Himmel da,
Golden schimmerte die Wiese wieder.
Und es nahten sich dem Blumenfeld
Blonden Haars ein blasses, feines Kindchen
Und ein dreister kleiner Hosenheld,
Zu vergnügen sich ein Stündchen.

Standen erst verdutzt am Wiesenrand,
Klatschten hell dann in die Hände beide
Und hinein ins gelbe Blumenland
Trippelte mit keck geschürztem Kleide
Erst die kleine „Sie“. Drauf kam gemach
— Früh muß sich ein Mann mit Würde schmücken —
Der Dreikäsehoch dem Mägdlein nach
Und ins Bücken kamen sie und Pflücken.

Und ins Lachen kamen sie und dann
In ein glockenhelles Singen.
Mit geschickten Fingerchen begann
Jedes seinen gelben Kranz zu schlingen.
Und als kunstvoll er gebunden war,
Um des Mägdleins weißen Hals den seinen
Wand der Knabe, und im dunkeln Haar
Trug er stolz das Blustgewind der Kleinen.

Durch das Gras dann jagten sich die zwei,
Weithin jauchzten ihre jungen Stimmen,
Weithin leuchtete der Mai.
Um die wilde Wette mit den Immen
Tummelten die beiden sich umher:
Strömen aus und endlos weiten
Will sich noch der Freude Meer
In der Menschen Kinderzeiten!

IV.

Ein Veilchen spricht:

Ein Veiel stand im Dämmerschein.
Die Nacht stieg aus den Schlüften.
Die Blumen nickten und schliefen ein,
Das blaue Veilchen durchwob allein
Die Luft mit leisen Düften.

Es ging ein Weg am Waldrand hin.
Zwei Menschen kamen gegangen:
Ein Bursch, ein Mädchen. Auf sie und ihn
Blickte das Veilchen und sah sie ziehn.
Weiß waren ihre Wangen.

Sie schritten durch den Wald ein Stück
Und kehrten eng verschlungen
Den nachtversunknen Weg zurück
Und zitterten und sprachen von Glück,
Das tot war und verklungen.

Ließen mit hundert „denkst du dran?"
Vergangnes lebendig werden
Und standen still und sahn sich an — — — —
Da klang ein Posthorn über den Plan
Und ein Getrappel von Pferden.

Ein „Lebewohl" von Mund zu Mund.
Der Jüngling schritt von hinnen.
Das Mägdlein sank an den grünen Grund
Als wie das Reh, das allein und wund
Verendet im Walde drinnen.

Spät schritt es aus der Einsamkeit.
Das Veilchen sah es wallen. —
So ist der Menschen Minneleid,
Und die es nicht findet zu seiner Zeit,
Sind doch die ärmsten von allen.

V.

Die Nelken reden:

Nelken hingen von den kleinen Fenstern
Rosig wie der müden Sonne Grüßen,
Bleich wie Mondlicht, das durchs Dorf gespenstern
Geht um Mitternacht auf leisen Füßen,
Blutig wie mit seinem Rot ein Brand
Himmel überloht und nächtiges Land,
Schwarz wie jener Wolke dunkler Samt,
Die im West steht, wo das Spätlicht flammt.

Und die Nelken, die zufriednen Blühens
Still sich wiegten unter kleinen Scheiben,
Sahen, wie der Menschen Tag voll Mühens,
Wie voll Unrast ist der Menschen Treiben,
Sahn sie in der Gasse gehn und nahn,
Jenen schlicht, den festlich angetan,
Den, im Blick ein mutig Fünklein Lichts,
Einen andern grämlichen Gesichts.

Waren braun dem Bauer Stirn und Wangen
Und er ging mit trotzig schweren Tritten,
Hastig kam der Handelsmann gegangen,
Stolz der Krieger, ernst der Pfarr geschritten,
Heim zur Scheune zog ein schlicht Gefährt,
Mit der Ernte goldner Last beschwert,
Und der Straße weiße Flucht hindann
Flog des Reichen protzendes Gespann.

Aus der Fremde kam ein Bursch gezogen,
Schwang von fern den Hut, den staubverschrten,
Und die Türen und die Herzen flogen
Fröhlich auf dem Wiederheimgekehrten.
Aus dem Dorfe zog ein andrer fort,
Sang- und klanglos, ohne Abschiedswort,
Hatte niemand, der ihn weilen hieß
Und der weinte, nun er ihn verließ.

Plötzlich mit Gedudel und Trararen
Ließ ein Zug das Bild der Gasse ändern,
Hinterm Spielmannsvolke kam's zu Paaren,
Jung und alt im Schmuck von Bluſt und Bändern
Und inmitten Bräutigam und Braut.
Schüsse krachten, und ein Glockenlaut,
Der des Hochzeitläutens Ausklang war,
Folgte schüchtern noch der lauten Schar.

Müßig Volk trat unter alle Türen,
Nach dem Zug der Festenden zu gaffen,
Seine Glut vergaß der Schmied zu schüren,
Den Gesellen ließ der Pfister schaffen,
Weiber liefen da und dort zuhauf
Und ein ganzes Schnatterfest kam auf,
Bis der liebe Friede brach entzwei
Und das Ende Zank ward und Geschrei.

Doch indes dem Streit sich die ergeben,
Spann mit Lachen, Sorgen sich und Kämpfen
Unablässig fort der andern Leben,
Bis die Nacht kam, das Getrieb zu dämpfen,
Bis die Gasse still ward und allein
Noch die Nelken wach am Fensterstein
Und ihr Raunen, das im Winde lag,
„Wie voll Unrast ist der Menschen Tag."

VI.

Das Heidekraut beginnt zu flüstern:

Unendlich lag das Land geweitet,
Vom reinen Himmel überblaut,
Ein Teppich, drüber hingebreitet,
Glomm rot das blühende Heidekraut.
Und Schweigen hielt den Plan befangen,
Kein Vogelschrei klang in die Ruh,
Als sei ein Volk zum Schlaf gegangen
Und rote Erde deckt' es zu.

Da stieg, ein weißes Bäuschchen Seide,
Ein Wölklein auf am Horizont.
Ein Zischen fuhr über die Heide
Und wo das Frühlicht sie besonnt,
Traf ein Geschoß in wildem Fluge
Sie in die Brust und riß sie wund;
Wie aufgezerrt von schwerem Pfluge
Und tief zerwühlt lag rings der Grund.

Ein Donnern dumpf und langgezogen!
Die Antwort blieb nicht lange aus:
Ein Schlag! Von herseits kam's geflogen
Und fuhr ins Morgengold hinaus.
Und furchtbar kam der Tag zu Leben:
Rauh schrie es hin, gell schrie es rück:
Die weite Heide ließ erbeben
Der erzenen Schlünde wildes Stück.

Dann hämmerte mit tausend Hufen
Ein Reiterheer den weiten Plan,
Mit Schwertgeklirr und Hurrarufen
Wie eine Windsbraut kam's heran.
Und in die dichtgedrängten Scharen,
Wie vorher es zerwühlt den Grund,
Auf Roß und Reiter kam's gefahren,
Todheißes Blei, und riß sie wund.

Die Reihen schwankten. Rückwärts stoben
Die Lebenden. Und was dem Tod
Verfallen war, lag aufgehoben
Im Bett der Heide, blühend und rot.
Doch neu, wie schweren Meeres Wogen,
Wenn seinen Zorn der Sturm entfacht,
Von dies- und jenseits kam's gezogen:
Das Fußvolk warf sich in die Schlacht.

Und wilder immer wuchs das Würgen
Wie Sturm und Laue, Flut und Brand,
Dem Wucherer Tod den Zins zu bürgen,
Empfing die Heide Pfand an Pfand.
Da lagen sie, bleiche Gesellen,
Jung neben alt verschwiegen da,
Und ihres Lebens rote Quellen
Schlürfte die rote Erika.

Heiß glomm der Tag, kam ins Verglühen
Und losch in stillem Dämmern aus.
Da endete das Flammensprühen
Der Schüsse und des Mordstahls Graus.
Trompetenton klang in die Heide,
Der schlachtversprengte Krieger rief,
„Hurra," schrie einer zum Bescheide,
Und mancher schwieg und schlief und schlief.

Und als die Nacht im Schleppgewande
Schwarztrauernd auf dem Felde schlich,
Lag Totenstille auf dem Lande
Und keine Seele regte sich.
Im Heidekraut nur ging ein Sagen,
Weil atemlos die Weite schwieg:
„Frucht, die ihr blinder Haß getragen,
Der Menschen Fluch, das war — der Krieg!"

VII.

Die Alpenrosen lassen sich vernehmen:

Im Talgrund blühen die Schwestern
— Es trinkt ihren Duft der Wind —,
Die, stille Knospen gestern,
Heut blühende Wunder sind.
Vor uns, den dornenlosen,
Sind sie an Schönheit reich,
Im Talgrund blühen die Rosen
Purpurn und neuschneebleich. —

Es stand ein Bild am Berge,
Wie's viele im Lande hat,
Das kannten Säumer und Ferge
Und Bauer und Soldat:
Maria mit dem Kinde!
Es rahmend wundersam
Schlang drum sein reich Gewinde
Ein blühender Rosenstamm.

Wer fragt im Land, vernähme
Vom Bilde sondre Mär',
Daß dem, der gläubig käme,
Es wundertätig wär'.
Und Volk aus allen Landen
Bog vor dem Bild das Knie
Zur Zeit, da in Blüte standen,
Die Rosen der heiligen Marie.

Die Rosen aber glommen
Aus dunkelm Busche rot
Und sahn die Menschen kommen
Mit ihrer Freude und Not,
Den Landmann, der zum Werke
Ausging im Morgengrau,
Den Krieger, der Mut und Stärke
Sucht bei der heiligen Frau.

Es kam der Bursch gegangen,
Des Herz einem Mägdlein schlug,
Die Frau mit schmalen Wangen,
Die ein Leben im Schoße trug,
Das Kind, dem hell die Stirne
Von seiner Unschuld Strahl,
Die gottverlassne Dirne
In ihrer Sünden Qual.

Und in der Augen Nächten
Stand allen ein seltsam Licht,
Wie wenn aus tiefen Schächten
Der Schein eines Flämmleins bricht
Und um das Licht, das sachte,
Das, blieb der Mund auch stumm,
Ihre Blicke reden machte,
Etwas Heiliges war darum.

Die Rosen wußten zu sagen,
Daß von Mächten vielerlei,
Die Menschen in sich tragen,
Dies Licht die höchste sei.
Und ob zu tiefst im Staube
Geendet der Menschen Lauf,
Die Rosen sagen: der Glaube
Hilft ihnen wieder auf.

VIII.

Die Erzählung der Glockenblumen:

Die Glockenblumen horchten auf,
Zu Ende ging des Tages Lauf
Und durch das Tal von Hang zu Hang
Bebte des Aveläutens Klang,
Als ob der großen Glocke Mund
Die kleinen grüßte im Wiesengrund.

Und, da dem Ton, der ging ins Land,
Die Schar der Blumen lauschend stand,
Schritt, wo ein Pfad im Wiesland war,
Einher ein hohes Menschenpaar.

Eines jeden Scheitel, weiß und schlicht,
Trug einen Schimmer Abendlicht.

Sie aber zogen so fürbaß.
Der Greis im Gehn erzählte etwas;
Mit leisem Lächeln von Zeit zu Zeit
Gab die Gefährtin ihm Bescheid.
Und wie der Abend wolkenlos
War beider Blick und still und groß.

„So kam es," sprach der Alte, „sieh,
Daß weit das Leben uns gedieh:
Einst waren wir nur du und ich,
Es füllte das Haus — und leerte sich,
Die Jungen zogen, die Zeit ging zu,
Und wieder sind nur ich und du."

Als er gesprochen, überschlich
Sie beide Schweigen feierlich.
Vor ihren Blicken glänzte klar,
Was einst ihr eigen gewesen war.
Doch klagte keins. Ob ihnen schwang
Noch immer der Abendglocke Klang.

Und auf der Wiese grünem Plan
Hoben die Glockenblumen an
Und klangen auch so vor sich hin
Und klangen so für sie und ihn,
Das stille, hohe Menschenpaar,
Für die es Abend geworden war.

IX.

Ein Edelweiß:

Wer uns Einsame holt vom Firnenrand
Und trägt uns hinab ins tiefe Land,
Der will uns schmerzlichem Tode weihn:
Wir können im Tale nicht gedeihn.
Wir sehen im Wachen und im Traum
Die Berge ragen am Himmelssaum,
Wir sehen sie ragen und leuchtend stehn
Und müssen uns sehnen und müssen vergehn.

Ein Wanderer holte ein Edelweiß
Auf mühsamem Pfade dicht unterm Eis
Und trug es nach Hause und pflanzte es ein
Am Fensterbrett in den Sonnenschein
Und freute sich seiner und pflegte es gut.
Die Blume ward matt in der Sonnenglut
Und nickte in schwerer Schläfrigkeit.
Ein Gletscher strahlte von weit, von weit.

Der Firnglanz wuchs und traf sie gemach,
Da ward die Blume vor Heimweh wach
Und wandte sich ab von dem holden Schein
Und sah zurück in die Stube hinein,
Vor deren Fenster ihr Kerker war,
Und sah — sie schauerte sonderbar —,
Daß der Mensch, der sie raubte, wo sie gedieh,
Da drinnen krank war, krank wie sie.

Das Antlitz bleich und die Hände schmal
Lag er und schreckte auf manchmal,
Und der Blick wie in Fernen forschte und las,
Schaute und schaute und suchte etwas.
Dann traten Kinder in das Gemach,
Ein Weib, dessen Schluchzen die Stille brach,
Sanken am Lager in die Knie,
Und der im Bette tröstete sie.

Und er sprach — und sein Auge leuchtete auf —
Von einem Wege weit hinauf,
Von einer Insel, die erdenfrei
In dunkeln Fernen gelegen sei.
Und als er lange geendet doch,
Glänzte sein Auge immer noch,
Wanderte fernhin sein Blick und las,
Schaute und forschte und suchte etwas.

Das Edelweiß, das am Fenster verdarb,
Sah wie der drinnen langsam starb,
Es sanken die Lider ihm schlummerschwer.
Doch die Blume draußen wußte nachher:
Wie sie selbst in anderem Grunde stand,
Haben die Menschen ein Heimatland,
Dem sie entstammt und — sie wissen es kaum —
Das wiederzufinden ihr Lebenstraum.

X.

So klang dem Mann im Gras der Blumen Flüstern.
Bald da, bald dort, nun regte sich's ringsum,
Und eben, da die Stimmchen, redelüstern,
Zu wachsen schienen, ward die Wiese stumm,
Ward Stille jäh. Nur wie verträumtes Singen
Von irgendwo noch eine Stimme kam
Und bebte in so lieblichem Erklingen,
Wie es noch nie ein Menschenohr vernahm.

Der Mann erhob sich und im Gras bescheiden
Beiseite sah er eine Blume stehn,
Blau wie der Bergsee, den die Stürme meiden.
Das Auge ward nicht satt, sie anzusehn.
Es schwoll das Herz in sehnendem Verlangen,
In Tränen schimmerte der trunkne Blick.
Der Blume glockenholde Worte klangen:
„Mich fand kein Mensch noch je — ich bin das Glück!"

Es nahte sich der Träumer zagen Schrittes
Der Stelle, wo die Wunderblume stand,
Und glaubte sie erreicht, gepflückt, da glitt es
Vor seinen Blick wie grauer Nebel Wand.
Und jäh ergriff ihn namenloses Bangen
Und wollt' die Seele ihm in Leid vergehn,
Dann sah er auf — der Nebel war zergangen —
Die blaue Blume — war nicht mehr zu sehn.

Am späten Abend von der Alpenmatte
Fand sich der sondre Wanderer nach Haus.
Der holde Traum, der ihn umgaukelt hatte,
Spann weiter sich in ihm und spann sich aus,
Und ob er auch das Glück noch nicht gefunden
Und wie ihr alle nach ihm suchend zieht,
Heim trug er eines aus verträumten Stunden,
Und schrieb es auf für euch: dies kleine Lied.



Am Totenbett der Schwester

Nach einem Gemälde von Adolf Echtler





Panorama von Perugia

Perugia und die Ausstellung umbrischer Kunst

Von

Adolf Gottschewski

(Mit zwölf Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Fratelli Alinari, Florenz, und Domen. Anderson, Rom)

Von dem Berge, den Perugia krönt, schweift das Auge beglückt über die umbrische Landschaft: eine Ebene zuerst ringsumher, und dann steigen sanfte Hügel empor, auf denen das silbrige Laub der Olive im Winde leise erzittert und die Rebe sich von Baum zu Baum zieht. Die klare Luft läßt den Blick weit in die Ferne dringen, von Bergreihe zu Bergreihe vorschreiten und ihre leisen, milden Biegungen und die gerundeten Täler mit stillem Betrachten genießen.

Auf den weißen Wegen, die sich ins Ferne ziehen, wandelte einst der Mann, der dem Christentum nach jahrhundertelanger Erstarrung in gekünsteltem scholastischem Formelwesen neues warmes Leben gab, der heilige Franz von Assisi. Er ist weit mehr gewesen als ein Heiliger und Reformator der katholischen Kirche; er hat aus einer inbrünstigen Gefühlsstärke heraus der Menschheit ein neues Empfindungsleben geschenkt. Gott und die Nächsten zu lieben, das ist Christi Gebot, und das weiß jedermann; er aber empfindet die große, Seligkeit spendende, tiefe Wahrheit in diesem Christuswort mit einer neuen Stärke, und man kann sagen, daß er ihm durch die lebendige Wahrhaftigkeit seines Gefühls bei den Menschen neue Kraft gegeben hat. Diese Liebe umfaßt bei ihm die ganze Schöpfung, und darin ist er ein Revolutionär gegenüber der naturverachtenden Frömmigkeit des Mittelalters. Er liebt die Natur, denn er sieht in ihr Gottes Schöpferhand.

Diesem seinem Wesen entspringt der Quell der neuen italienischen Kunst: die hieratische Starrheit der von den mittelalterlichen byzantinischen Meistern geschaffenen Gestaltenwelt wird in der vom heiligen Franz erzeugten Empfindungsatmosphäre aufgelöst, und durch den Genius von Giovanni Pisano und Giotto wird eine neue, mit Liebe beobachtende, menschlich fühlende und menschlich zum Menschen redende Kunst geschaffen. So ist aus dem Gefühlsüberschwang und aus der die Natur inbrünstig erfassenden Liebe des heiligen Franz auf dem Boden



Der Turm der Sciri

Umbriens die Kunst entsprossen, die dann auch ein Umbrier, Raffael von Urbino, zur Vollendung führen sollte.

Allerdings vollzieht sich diese Entwicklung in der Hauptsache außerhalb von Umbrien, namentlich in Florenz; aber auch dasjenige, was Umbrien und speziell Perugia im Reiche der Kunst hervorgebracht hat, ist von einem eigentümlichen Reiz, und keinem, der die Stadt besucht, wird sein Zauber verschlossen bleiben.

Wer zum ersten Male Perugia betritt und mit dem Bilde unsrer modernen regelmäßigen, weitstraßigen, geradlinigen Städten vor Augen sich in diesem uralten Hügelstädtchen umsieht, wird auf Schritt und Tritt überrascht sein, daß Straßen treppenartig in die Tiefe verlaufen, nicht gerade, sondern krumm und winklig sind, daß die Häuser an der einen Straßenfront drei, auf der andern aber sechs Stockwerke haben, daß auch breite Straßen, die eben verlaufen, ohne irgendeinen äußerlichen Zwang sich in gebogener Linie hinziehen, und daß Paläste mit sehr langer Front diese Front nicht auf gerader, sondern auf geschwungener Grundlinie aufbauen. Der Eindruck wird — die Ausnahmen der Apostel des Städtebaus mit Lineal und Zirkel abgerechnet — der einer erfreulichen Freiheit und Abwechslung sein: man hat stets einen neuen Durchblick, jede Straße hat ihr charakteristisches Aeußere, jedes Haus seine Eigentümlichkeit in Einordnung zur Straße und im Aufbau. Was bei uns von künstlerisch empfindenden Menschen angestrebt wird, unsern modernen Städtebau von der öden Linealbehandlung freizubekommen, dazu hat uns die Zeit der italienischen Renaissance prächtige Musterbeispiele gegeben. Wenn wir aber betrübt in den neuen Vorstädten der deutschen Großstädte durch Straßen schreiten, die man nur an den Schildern voneinander unterscheiden kann, so mag es uns als Trost dienen, daß auch die Italiener, die einst in ihrer großen Zeit eine so feine künstlerische Treffsicherheit im Städtebau besaßen, heute genau das gleiche Streben nach Oedigkeit und Geradlinigkeit an den Tag legen und, auch wo es durchaus nicht nötig ist, mit den schönsten Zeugen ihrer großen Vergangenheit gründlich aufräumen, um ihrer gegenwärtigen Geschmacklosigkeit Denkmäler zu errichten. In den alten Zeiten verfuhr man anders; man benutzte, was überkommen war, gestaltete es für die eignen Zwecke — so wuchs eine Stadt aus sich heraus. Ein schönes Beispiel eines solchen Werdeganges ist das Stadttor, das wir abbilden. Die mächtigen Quadern ihres untersten Teiles türmten in entlegenen Zeiten die Etrusker. Als die Stadt im Jahre 40 vor Christi Geburt von den Römern erobert wurde, bauten diese auf den alten Mauern das Tor weiter auf (die obere Hälfte des Mittelteils und die feiner gefugten Teile der Seitenflügel); und schließlich gab die Renaissance mit der Loggia im Geiste ihrer klaren Anmut den Abschluß. So spricht das eine Bauwerk eindrucksvoll von Jahrtausenden und von den einander ablösenden Kulturen zu uns.

Was Perugia an Resten der auf seinem Boden einst blühenden etruskischen und römischen Kunst noch besitzt, kann kaum das allgemeine Interesse fesseln. Auch das Mittelalter hat nur geringe



Via del Cardellino mit dem Bogen, über den die Via Appia führt



Palazzo Comunale (Stadthaus), in dem die Ausstellung umbrischer Kunst stattfindet
Rechts der große Brunnen von Niccolò und Giovanni Pisano

künstlerische Spuren hinterlassen. Die neuerwachende große Kunstperiode aber, die wir Renaissance nennen, hat in den Zeiten ihrer ersten Anfänge dort zwei großartige Monumente geschaffen, den Stadtpalast — Palazzo Comunale — und die Fontana Maggiore — den großen Brunnen. Wenn man den Weg zur Stadt emporgestiegen ist, der bei jeder Biegung neue Bilder von der Landschaft bietet, und wenn man die riesenhaften Mauern bewundert hat, die den Berg stützen, auf dem die Stadt ruht, und die zugleich die Stadt befestigen, wenn man schließlich oben angelangt ist und durch die breite Hauptstraße in die Stadt hineinschreitet, kommt man am Ende auf einen etwas ansteigenden weiten, unregelmäßigen Platz. Dort liegt beisammen, was der Stolz einer Stadt der Renaissance war: das Stadthaus, der Brunnen und der Dom. Der letztere ist nicht so eindrucksvoll und prächtig wie etwa der Dom zu Siena, und von außen bietet er überhaupt wenig Reizvolles, der Stadtpalast hingegen ist eines der schönsten und eigentümlichsten Monumente der vom Geiste der Gotik neubelebten italienischen Kunst. Es ist auffallend, daß von den italienischen Stadtpalästen, die in jenen Zeiten entstanden sind — derjenige von Perugia ist im vierzehnten Jahrhundert erbaut —, in ausgesprochener Weise jeder für sich seinen besonderen Charakter hat. Das wechselnde heimische Baumaterial, örtliche Traditionen und der frühzeitig entwickelte individualisierende Sinn bewirkten, daß die Bevölkerung darauf Gewicht legte, etwas Neues in ihrem Stadtpalaste zur Ausführung zu bringen und eine neue künstlerische Erfindung freudig aufzunehmen. Dieses besondere und nur bei ihm vorkommende Neue am Stadtpalaste von Perugia ist die Bildung der Fenster: durch eine schöne Einrahmung werden drei oder vier zu einem verhältnismäßig großen Quadrat zusammengefaßt, wie es auf der Abbildung zu sehen ist. Infolge ihrer Größe werden sie seltener, und so wirken sie in der glatten Steinwand mächtig und durch die Feinheit ihrer Umrahmung zugleich zierlich. Unregelmäßigkeiten in der Verteilung der Fenster und des reichgeschmückten Portals, Krümmung der Außenmauern sind dann weitere, übrigens vielfach sonst sich wiederholende Momente, die den Kunstfreund mit immer neuem Entzücken den Bau betrachten lassen.

War der Stadtpalast als Symbol der städtischen Macht und Freiheit Gegenstand des Stolzes und des Bauehrgeizes der Bevölkerung, so war der reiche Schmuck des Brunnens ebenfalls von tiefer innerlicher Bedeutung. Für Bergstädte, wie Perugia eine ist, spielt das Problem der dauernden, gesicherten Wasserbeschaffung, namentlich in jenen kriegerischen Zeiten, eine wichtige Rolle. Ist es gelöst, so drängt die geleistete Arbeit zu einem künstlerischen repräsentativen Abschluß. Perugia hat nun das Glück, in dem bildhauerischen Schmucke seines Brunnens sehr bedeutsame Zeugnisse von dem Wirken zweier Bildhauer zu besitzen, deren Namen an das erste Aufleuchten der Morgenröte der italienischen Kunst geknüpft ist: des Niccolò Pisano, der von etwa 1206 bis 1280 lebte, und seines Sohnes Giovanni Pisano, dessen Leben



Antikes Stadttor in Perugia

ungefähr durch die Jahre 1250 und 1328 begrenzt wird. — Es ist ein Sprung von 180 Jahren von der Entstehungszeit dieses Brunnens bis zu dem kleinen entzückenden Kirchlein des heiligen Bernardin, das wir abbilden. Auch dieses Werk gehört einem großen Künstler an, der aber unverdienterweise nicht eine allgemeine Berühmtheit erlangt hat: sein Name ist Agostino di Duccio, er lebte von 1418 bis nach 1481, ist Florentiner, seine Wirksamkeit hat sich aber hauptsächlich außerhalb von Florenz abgespielt. Der schöne Aufbau dieses Kirchleins wird an der Abbildung deutlich, seinen höchsten Reiz freilich kann man nur vor dem Baue selbst genießen, die wundervolle Farbenwirkung nämlich, die durch die Verwendung von goldgelbem und rotem Marmor und von blauen Terrakottaplatten erzielt ist. Wie diese Farben zueinander verteilt sind, so daß das Ganze nicht bunt wirkt, sondern als ein gut komponiertes Kunstwerk, das ist Zeugnis einer fein abwägenden Hand. Belebt wird die Wirkung dann noch durch eine Fülle bildnerischen Schmuckes, und in diesem tritt uns die eigenartige, selbständige Natur des Künstlers entgegen. Man möchte ihn als den Botticelli der Bildhauerei bezeichnen, denn was Botticelli erstrebt hat, eine lebhafte und dabei liebliche Bewegung an graziösen, überschlanken Gestalten, deren schöne Glieder durch zarte, reich gefaltete, sich an den Körper anschmiegende Gewänder hindurch plastisch zur Geltung kommen, das hat schon Duccio an den Reliefs dieser Kirchenfront vor Botticelli geleistet. Die abgebildeten musizierenden Engel werden von seiner Kunst eine Vorstellung geben.

War in den Zeiten, da der Brunnen der Stadt seinen bildnerischen Schmuck erhielt, wie auch fast zwei Jahrhunderte später für die Fassade der Bernardinskirche, Perugia darauf angewiesen, für Arbeiten der Skulptur fremde Meister zu wählen, so hat es doch, wie überhaupt ganz Umbrien, in der Malerei eine große Schule hervorgebracht, die zwar als Ganzes nicht an die Bedeutung der florentinischen und venezianischen heranreichte, die aber doch durch einen starken Empfindungsgehalt sich auszeichnete und schließlich einen Perugino und Raffael



Die Bernardinskirche



Fiorenzo di Lorenzo (?) Szene aus dem Leben des hl. Bernardin

hervorbrachte. Und hierin, wo es sich um eine auf umbrischem Boden erwachsene Kunst handelt, da zeigt es sich, wie sehr die Volksempfindung durch den schlichten, tiefinnerlichen, Liebe predigenden heiligen Franz bestimmt war; denn gerade diese Gefühlswelt wird von ihr zur Darstellung gebracht, die voll von zarter Innigkeit ist, oft auch den dem heiligen Franz eignen religiös gesteigerten Ueberschwang enthält. Als Beispiel dieser Zartheit und Innigkeit in der umbrischen Kunst möchte das Bild des Giovanni Boccati in der Galerie von Perugia am besten dienen. Wie paradiesisch lieblich und schön mutet es uns nicht an! So mag sich die einfach gläubige Seele die heilige Jungfrau im Engelchor thronend vorgestellt haben, als ein Mädchenbild, dessen milde Güte dem betenden Gläubigen sichere Erhörung und Fürsprache voraussagt. In ähnlichem Empfindungskreise bewegen sich die Bilder der andern bekannten umbrischen Maler, eines Gentile da Fabriano, Niccolò Alunno, Benedetto Bonfigli, Fiorenzo di Lorenzo. (Ein interessantes Bildchen, das man diesem letzteren Meister zuschreibt, gibt unsre Abbildung.) In den Werken des Pietro Perugino, der mit vollem Namen Pietro di Cristoforo Vannucci heißt, kommt alsdann die leidenschaftliche, gesteigerte Ueberschwenglichkeit in der Empfindung des heiligen Franz zu ihrem bildlichen Ausdruck. „Es muß einen göttlichen Augenblick in seinem Leben gegeben haben, da er zum erstenmal die holdeste Form mit dem Ausdruck der süßesten Schwärmerei, der Sehnsucht, der tiefsten Andacht erfüllte“ (Burckhardt). Von diesem Augenblicke aber hat Perugino sein ganzes Leben lang gezehrt, und so kehren jener Ausdruck und jene Formen immer wieder in seinen Bildern; ob man ihn deshalb als Künstler niedriger einschätzen muß, bleibe dahingestellt; seine Leistung hat die Kunst bereichert, und daß seine Empfindung auch heute jeden unbefangenen Beschauer ergreift, das beweist der allgemeine Ruhm, dessen sich seine Kunst erfreut. Seine Werke sind über die ganze Welt verstreut, Perugia selber, seine Vaterstadt, birgt nicht die besten; man kann aber in der Wechslerhalle eine große dekorative Leistung seiner Kunst bewundern, die, an Ort und Stelle erhalten, gehoben durch die reiche Ausstattung mit Holzschnitz- und Intarsiaarbeiten, diesen Raum zu einer der glänzendsten Gesamtwirkungen dekorativer Kunst erhebt.

Die Wege, die Perugino eingeschlagen hatte, verfolgte auch Pinturicchio, allerdings mit einer gewissen Nüchternheit. Jedenfalls ist das Altarbild der Peruginer Galerie ein Werk hohen Könnens und starker Empfindung. Sein Hauptruhm beruht aber auf den großen Freskenzyklen, die er in Rom und Siena geschaffen hat und die besser erhalten und zahlreicher auf unsre Tage gekommen sind als diejenigen irgendeines andern Meisters.

In Perugia findet Raffael von Urbino, ein Umbrier also von Geburt, durch Perugino starke Anregung; er hat sie völlig innerlich verarbeitet, wie er auch Michelangelos und Leonardos Einfluß in seiner Kunst restlos aufgehen ließ; doch zählt die Stadt Perugia es zu ihren Ruhmestiteln, daß dieser Genius von ihr aus seinen Flug zur Größe nahm.

Die in diesem Sommer in den prächtigen Sälen des alten Stadtpalastes vereinte Ausstellung soll eine Gesamtvorstellung bieten von der Kunst



Agostino di Duccio Musizierende Engel
(Von der Fassade der Bernardinskirche)



Pinturicchio　　Altarbild



Blick in den Saal der Wechslerzunft mit den Fresken Peruginos



Giovanni Boccati — Die Jungfrau Maria im Engelchor

Umbriens, wie man sie sonst nur durch unbequemes und zeitraubendes Reisen in die kleinen Städte und Städtchen des Landes gewinnen kann. Zwar ist Umbrien vieler seiner besten Kunstschätze beraubt worden, vor allem durch die Franzosen unter Napoleon. Im Jahre 1797 raubte Tinet aus den Kirchen Perugias alles, was an Kunstschätzen ihn interessierte, und am 3. März jenes Jahres verlangte er von der Stadtverwaltung, daß sie ihm sechs Wagen mit 24 Ochsen zur Verfügung stelle, um seinen Raub nach Frankreich zu schaffen. Alle Proteste blieben ungehört, auch General Napoleon Bonaparte war durch keine Bitten zur Nachgiebigkeit zu bringen: Umbrien sah seine besten Schätze vom fremden Eroberer entführt. Es blieb noch genug zurück, um eine Ausstellung von größtem Interesse zusammenzustellen. Es ist unnötig, viele Namen hier zu nennen, von Malern, die dort vertreten sind; es sei nur erwähnt, daß Niccolò Alunno in zahlreichen Bildern studiert und genossen werden kann, einer der lieblichsten Maler Umbriens. Kunstgewerbe, Goldschmiedekunst, Weberei, Schnitzerei, Keramik sind mit Proben von vorzüglicher Qualität repräsentiert; es zwingt Bewunderung ab, zu sehen, wie ein Volk in jener großen Zeit der italienischen Renaissance alles und jedes mit einer künstlerischen Potenz zu gestalten verstand, nach der wir streben und die wir so wenig besitzen.

Auch einige wertvolle Kunstgewerbestücke nichtumbrischen Ursprungs sind ausgestellt und tragen dazu bei, die Mannigfaltigkeit zu erhöhen. Es sei hier erwähnt, daß das Kloster des heiligen Franz von Assisi Stücke von immensem Werte, die sonst sehr schwer zu sehen waren, der allgemeinen Bewunderung dargeboten hat, leider mit dem Verbot, sie zu photographieren. Es ist eine kleine französische Elfenbeinmadonna dabei aus der besten Zeit der Gotik, wie es sonst kein ebenbürtiges Stück gibt; die eigentümliche Schönheit dieser auf germanischem Kulturboden erwachsenen Kunst auf sich wirken zu lassen und unserm anerzogenen griechisch-römischen Schönheitsideal gegenüberzustellen, ist dieses Werk in hervorragendem Maße geeignet. Ein flandrischer großer figurenreicher Gobelin vom Ende des fünfzehnten Jahrhunderts und zwei prachtvolle, 4 Meter lange und 1 Meter breite, reich bestickte Seidentücher, die des heiligen Franz Leiche und Bahre bedeckten, lenken die Bewunderung aller Kenner auf sich und werden auch dem ungeschulten Auge ihre hohen Vorzüge offenbaren.

Wo an Stätten großer und künstlerisch hoher Vergangenheit Wünsche auf unberührtes Weiterexistieren als eine Art gewordenes Museum laut werden, da müßte man eigentlich mit den armen Bewohnern des Ortes, die man zu einer lebendigen Staffage für vergangene Herrlichkeit machen möchte, Mitleid haben. Es gibt solche tote Städte, aber Perugia zählt nicht darunter. Da ist das moderne tätige Leben am Werk wie irgendwo, Gewerbefleiß blüht, ein großer Fremdenstrom führt jahraus, jahrein bedeutende Summen ins Land, und seine Früchte, Wein und Oel, bilden eine stetig fließende Quelle der Wohlhabenheit. Alle Mittel des Verkehrs setzen die Bevölkerung in Bewegung, Bahnen, elektrische Trams, Automobile; es zieht aber auch noch an den Palästen der alten Adelsfamilien vorbei das alte herrliche weiße Ochsengespann durch die Straßen, beladen mit des Landes Segen und Reichtum: Wein und Oel.



Umbrischer Ochsenkarren. Hinten die Seitenfront des Doms von Perugia



's Rösele

Nach einer Zeichnung von Fritz Reiß





Einiges aus der Organotherapie

Von

Dr. Ernst Frohmann, Berlin

Die Heilung von Krankheiten durch die Säfte von Gesunden ist eines der ältesten therapeutischen Vorgehen, welche wir kennen, und hat im Laufe der Zeiten die für medizinische Verfahren so häufigen Wandlungen durchgemacht, nämlich: zunächst eine ausgedehnte empirische Verwendung, dann eine vollständige Vernachlässigung seitens der Wissenschaft und schließlich eine durch Fortschreiten der Forschung geklärte, sich auf positive Grundlagen stützende erneute Aufnahme. Diese positiven Tatsachen beruhen auf der Feststellung der Eigenschaft der meisten Organe, chemisch differenzierte Substanzen zu enthalten, welche für den Ablauf der Lebensvorgänge eine bedeutsame Rolle spielen. Es hatte sich weiter gezeigt, daß das Fehlen dieser Substanz im Körper Krankheitserscheinungen, sogenannte „Ausfallserscheinungen" hervorrufen kann und diese auf die Darreichung der betreffenden Stoffe hin zur Rückbildung gebracht werden können. Es war eine einfache Konsequenz, daß sich die Gelehrten daran machten, diese wirksamen Stoffe aus den Organen herzustellen, sie möglichst so weit zu reinigen, daß man sie als einfache chemische Körper vor sich hatte, und in dieser Form zur Verwendung zu bringen.

Durch diese Reindarstellung der wirksamen Substanzen ist die Organotherapie von aller sie umgebenden Unklarheit befreit und unterscheidet sich zum Beispiel von der so vielfach benutzten Therapie mit Pflanzenstoffen nur durch die Herkunft der betreffenden Mittel. Das älteste organotherapeutische Verfahren ist die Verwendung des Blutes als Heilmittel. Blut gilt von jeher als ein „besonderer Saft", und infolge seiner Eigenschaft, alle Organe des Körpers zu durchströmen und zu ernähren, lag es natürlich sehr nahe, alle möglichen Krankheiten auf schlechtes Blut zurückzuführen — eine Meinung, welche noch heute weit über ihre Berechtigung hinaus im Volke verbreitet ist.

Für die Darreichung von Blut oder Blutpräparaten kommen wissenschaftlich eigentlich nur die Fälle in Betracht, wo wichtige Blutbestandteile an Menge oder Funktion vermindert sind. Diese Verminderung betrifft bei dem großen Krankheitskomplex, welchen man gemeinhin als Bleichsucht oder Blutarmut bezeichnet, die roten Blutkörperchen, welchen die Funktion zukommt, einerseits den Eisenhaushalt des Organismus zu regulieren und andererseits das Transportmittel für den Sauerstoff zu sein. Bei der wichtigen Rolle, die das Eisen spielt, ist es klar, daß man bestrebt ist, sein Fehlen im Organismus dadurch zu ersetzen, daß man es in der Form, in der es vorhanden sein soll, nämlich als Hämoglobin, den charakteristischen Farbstoff der roten Blutkörperchen, darreicht, und so haben eine große Reihe von Bluteisenpräparaten eine weite und wohlverdiente Anwendung gefunden, um so mehr, da hier gleichzeitig mit dem Eisen das für den Körper unentbehrliche Eiweiß dargereicht wird. Eine andre im Körper vorhandene Eiweißverbindung, das in der Leber gebildete Ferratin, wird gleichfalls sowohl in natürlicher als auch in künstlich dargestellter Form von manchen Forschern als gutes Mittel zur Eisendarreichung gerühmt.

Während es sich bei diesen Präparaten eigentlich nur um die Darreichung von Eisen handelt, ist auch die Ueberführung des Blutes als Ganzes — ich möchte sagen, in seinen vitalen Funktionen — schon als eines der ältesten Heilverfahren bekannt. Das Indikationsgebiet der sogenannten Bluttransfusion liegt dort, wo aus den verschiedensten Gründen, sei es durch Unfall, sei es beabsichtigterweise, große Blutverluste entstanden sind. Die beiden Formen, in denen sie ausführbar ist, ist erstens die, daß man aus der Ader des einen Organismus — und nach neueren Forschungen kommt hierfür nur der menschliche in Betracht — Blut in einen solchen des andern, erkrankten überströmen läßt. Dieses Verfahren hat seine großen Schattenseiten darin, daß das Blut die Eigenschaft hat, bei seinem Austritt aus den Gefäßen zu gerinnen, und daß solche Gerinnsel, wiederum in den Blutkreislauf gelangend, zu den schwersten Schädigungen, sogar häufig zum Tode führen können. Bei der zweiten Art der Bluttransfusion handelt es sich darum, diese Gerinnselbildung auszuschalten, was dadurch gelingt, daß man das Blut in irgendein Gefäß strömen läßt, es hier durch heftiges Schlagen oder Schütteln seines die Gerinnung erzeugenden Bestandteiles, des Fibrins, beraubt und das so ungerinnbar gemachte Blut dem Patienten in eine Blutader einspritzt. Eine weite Ausbreitung hat heute auch dieses Verfahren nicht mehr, da es eine Reihe von Gefahren in sich birgt, wie

Uebertragung von Krankheiten von dem blutspendenden an das blutnehmende Individuum, Infektionen des Blutes von außen her während der mit ihm vorzunehmenden Manipulationen, und andre mehr.

Heute viel wichtiger als die Verwendung des Blutes zu Heilzwecken ist die der Sekrete, das heißt der von drüsigen Organen ausgeschiedenen Substanzen. Werden derartige Sekrete, zum Beispiel der die Verdauung erregende Magensaft, zu spärlich abgeschieden, so lag es nahe, dieses Manko dadurch auszugleichen, daß man diese entsprechenden von Tieren gewonnenen Säfte dem Körper zuführte. Das Wirksame in diesen Verdauungssäften sind die in ihnen enthaltenen Fermente, welchen die Aufgabe zufällt, die Nahrungsmittel so zu zerlegen, daß sie dem Organismus zugänglich werden, wie man sagt, verdaulich gemacht werden. So enthält der Magensaft das Pepsin; dieses läßt sich als ein rein weißes Pulver aus der Magenschleimhaut von Tieren isolieren und hat in verschiedenen Mischungen Verbreitung als verdauungsbefördernde Arznei gefunden. Neuerdings ist es gelungen, vom lebenden Tiere direkt den Magensaft, das heißt dieses besagte Pepsin in Verbindung mit dünner Salzsäure zu gewinnen und ihn als geeignetes Heilmittel bei manchen Magenstörungen einzuführen. Die andern Verdauungsfermente, so die der Bauchspeicheldrüse, haben noch keine sehr ausgedehnte therapeutische Verwendung gefunden.

Wie schon oben gesagt, sind diese Sekrete die Produkte von drüsigen Organen, aus denen ihre Beförderung an die Stelle des Gebrauches durch einen eben für die wirkliche Drüse charakteristischen Ausführungsgang geschieht. Neben diesen einfachen Drüsen existieren im Körper aber Organe, welche nach ihrer Struktur auch ohne weiteres in die Kategorie „Drüse" zu rechnen sind, jedoch in ihrem Wesen bis in die neueste Zeit hinein dem Anatomen und Physiologen unklar geblieben sind, da ihnen eben das wichtigste Erkennungszeichen der Drüse, der Ausführungsgang, fehlt. Erst die experimentelle Physiologie mit dem operativen Tierversuch hat hier Aufklärung geschaffen.

Ein solches Organ zum Beispiel ist die am Halse liegende Schilddrüse, von der man bis vor nicht allzulanger Zeit nichts weiter wußte, als daß sie bisweilen unförmlich anschwillt und dann den bekannten Kropf bildet, während über ihre Aufgabe im Körper nur eine Reihe von Spekulationen existierten, welche zum Teil direkt komisch anmuten. Im Anfang der vierziger Jahre machten sich nun Physiologen daran, bei Tieren dieses Organ auszurotten, und hier bot sich ihnen ein außerordentlich merkwürdiges Bild dar. Die Tiere nämlich, und zwar besonders die Fleischfresser, bei denen man dieses Organ entfernt hatte, starben nach kurzer Zeit unter Erscheinungen, welche Aehnlichkeit mit den bei verschiedenen akuten Vergiftungen beobachteten hatten und welche sich im wesentlichen als nervöse Erregungserscheinungen, die sich bis zu Krämpfen steigerten, Störungen des Stoffwechsels, der Hautfunktionen, des Blutdruckes und Pulses, des ganzen Wachstums sowie auch namentlich der Gehirnfunktionen charakterisierten. Aehnliche Bilder sah man leider auch wiederholt bei Menschen, bei denen bei den ersten Versuchen, den Kropf operativ zu beseitigen, irrtümlich die gesamte Schilddrüse entfernt worden war. Außerdem fiel jetzt auch auf, daß bei Krankheiten, welche mit Entartung der Schilddrüse einhergingen, wie namentlich dem Kretinismus und dem Myxödem, den oben geschilderten ganz ähnliche Symptome wahrzunehmen waren. All dies bewies, daß die Schilddrüse einen erheblichen, ja sogar lebenswichtigen Einfluß auf den Stoffwechsel haben mußte.

Daß es sich hierbei nicht um nervöse Erscheinungen, sondern um eine direkte organische Beteiligung der Schilddrüse handeln mußte, wurde besonders klar, als man versuchte, diese nach Entfernung des Organs auftretenden Ausfallserscheinungen dadurch wieder zu beseitigen, daß man Teile des Organs dem Körper wieder zuführte. Zunächst versuchte man kleinere oder größere Bruchstücke der Drüse dem Körper wieder einzupflanzen, und hierbei zeigte sich, daß, an welcher Stelle auch immer diese Ueberpflanzung vorgenommen wurde, stets ihr Erfolg war, die Krankheitserscheinungen, welche die Entfernung des Organs zur Folge gehabt hatten, zu beheben. Es war also hierdurch bewiesen, daß der Sitz des Organs gleichgültig ist und daß es einen Stoff absondern muß, welcher von überall aus dem Körperhaushalte zugeführt werden kann, was wiederum zu der einfachen Schlußfolgerung führte, daß diese Zuführung nur vermittelst des im ganzen Körper verteilten Säftestromes geschehen kann.

Der nächste Schritt nun war, die Schilddrüsensubstanz dem Körper nicht durch Ueberpflanzung, sondern durch Verfütterung oder Einspritzung von aus ihr dargestellten Präparaten einzuverleiben. Das Experiment bewies, daß diese Darreichung den erwünschten Erfolg, nämlich die Beseitigung der Ausfallserscheinungen, hatte, und man ging nun selbstverständlich dazu über, den Patienten, deren Erkrankungen auf mangelnder Funktion oder Fehlen der Schilddrüse beruhten, diese Substanz als Medikament zu reichen, was bis heute mit außerordentlich günstigem Erfolge fortgesetzt wurde.

Neben diesem Nutzen, welchen die Schilddrüsenpräparate bei geeigneten Indikationen schaffen, haben sie auch schon viel Schaden gestiftet, indem von der Erfahrung, daß durch Darreichung dieser Stoffe ein Fettschwund eintritt, in falscher und übertriebener Weise Gebrauch gemacht worden ist. Außer den Fettbeständen greifen sie nämlich auch die Eiweißbestände des Organismus an, und namentlich haben sie schädigende Einflüsse auf das Herz, so daß manche solcher leichtfertig mit Schilddrüsenextrakten unternommenen Entfettungskuren in sehr unerwünschter Weise mit einem schweren Herzleiden des Patienten geendigt haben.

Der wirksame Stoff der Schilddrüse dürfte fraglos das in ihr enthaltene jodhaltige Eiweiß sein — ein Körper, welcher dadurch besonderes Interesse verdient, daß er als einziger des ganzen Organismus das Element Jod in einigermaßen größerer Menge enthält. Da in der Nahrung nur sehr minimale Jodquantitäten dem Körper zugeführt werden, muß die Drüse in ganz hervorragendem Maße die Fähigkeit besitzen, Jod aus

dem Säftestrom zu extrahieren und in sich aufzuspeichern.

Mindestens ebenso wichtige Funktionen wie der Schilddrüse fallen den Nebennieren zu. Dies sind sehr kleine, beim Menschen den Nieren aufgelagerte Organe, die ebenfalls drüsigen Aufbau zeigen, ohne einen Ausführungsgang zu besitzen. Auch von ihnen wußte man bis vor nicht allzulanger Zeit kaum mehr, als daß sie einen Stoff enthielten, der sich an der Luft schnell dunkel färbt. Im Jahre 1855 nun entdeckte ein englischer Arzt, namens Addison, eine ganz eigenartige Krankheit, die sich nach außen hin darin sichtlich machte, daß die Haut und die Schleimhäute eine braune Bronzefarbe annahmen. Diese „Addisonsche Krankheit" endete, soweit mir bekannt, in allen bisher beobachteten Fällen unter Störungen des Nerven- und Stoffwechselsystems sowie unter langsamem Erlöschen aller Muskelfunktionen tödlich. Bei der Sektion einer Reihe an dieser eigenartigen Krankheit Verstorbener fand Addison stets pathologische Veränderungen der Nebennieren vor und folgerte daraus, daß die Krankheit ihren Ursprung in eben diesen Organen haben müßte. Schon wenige Monate, nachdem man überhaupt etwas von der Bronzekrankheit erfahren hatte, konnte Brown-Séquard die Ergebnisse seiner Versuche über die Uebertragung der Nebennieren bei Tieren veröffentlichen. Seine ersten Mitteilungen, die allerdings im Laufe der Zeit manche Kritik erfahren haben, in den wesentlichsten Punkten aber doch bestätigt geblieben sind, besagten, daß Säugetiere die Ausrottung der Nebennieren höchstens um 37 Stunden überleben können. Als wesentlichste unter den beobachteten Erscheinungen imponierte das Eintreten einer allgemeinen Muskelschwäche; die betreffenden Tiere waren wie zu Boden gedrückt, hierzu gesellte sich vollkommene Appetitlosigkeit und als ihre Folge kontinuierliche Gewichtsabnahme. Ein weiteres außerordentlich charakteristisches Symptom war der kurz vor dem Tode eintretende jähe Abfall der Körpertemperatur.

Das wissenschaftlich Bedeutendste des ganzen Symptomenkomplexes wurde erst zu einer späteren Zeit aufgefunden; es war dies die außerordentlich starke Senkung des Blutdruckes. Weitere Untersuchungen zeigten nun, daß die Nebenniere ein sehr wirksames Gift enthält, das in einer Dosis von 0,01 bis 0,02 Gramm pro Kilogramm Tier tödlich wirkt. Der schon bei der Schilddrüse eingeschlagene Weg, nunmehr zu versuchen, in welcher Art Extrakte des Organs auf den Gesamtorganismus wirken, ergab, daß die Hauptwirkung der Nebennierensubstanz in einer ganz außerordentlichen Erhöhung des arteriellen Druckes besteht. Mit einer wie unglaublich wirksamen Substanz wir es hier zu tun haben, zeigt wohl am besten die Anführung der Zahl, daß schon $^{1}/_{400}$ Milligramm „Adrenalin", wie man das rein dargestellte Prinzip der Nebenniere nennt, auf 1 Kilogramm Tier verwendet, eine deutliche Wirkung auf den Blutdruck äußert; von manchen Forschern wird sogar die Grenze der wirksamen Dosis noch weiter nach unten verlegt. Diese Blutdrucksteigerung kommt durch das Zusammenwirken der beiden Faktoren, die eine solche erzeugen können, zustande, indem nämlich sowohl das Herz zu erhöhter Arbeit getrieben wird, als auch das Gefäßsystem eine Verengerung erfährt. Eine weitere interessante Eigenschaft des Adrenalins ist es, nach seiner Injektion in den Säftestrom eine Zuckerausscheidung bei dem verwendeten Tiere zu erzeugen, die mit dem echten Diabetes, der Zuckerharnruhr, große Aehnlichkeit hat. Wir können darauf hier leider nicht näher eingehen, ebenso nicht auf die interessante und praktisch außerordentlich wichtige Verwendung des Stoffes bei chirurgischen Eingriffen. Es erzeugt durch Gefäßkontraktion an den Stellen seiner Verwendung eine Blutleere, und so hat man einerseits die Möglichkeit, ohne Blutverlust arbeiten zu können. Außerdem hat diese Verengerung eine geringere Giftwirkung von lokal angewendeten giftigen Arzneistoffen zur Folge. Wie nun die gefäßverengende Wirkung außer zu diesen Zwecken auch zur Bekämpfung von Entzündungen nutzbringend verwendet werden kann, so kann anderseits ihre Gewalt über den Willen des Arztes hinaus wachsen und so zu schweren Erkrankungen der Gefäßwände und zum brandigen Absterben ganzer Körperbezirke (Gangrän) führen.

Schließlich wären noch als gleich bedeutungsvoll für Theorie und Praxis die Produkte der inneren Sekretion der Geschlechtsorgane zu erwähnen. Hier machte zuerst das Hodenextrakt viel von sich reden, dessen Verwendung gleichfalls auf Brown-Séquard, den Vater der Organotherapie, zurückzuführen ist. Diesem Mittel wurde die Eigenschaft beigelegt, so ziemlich sämtliche Lebensfunktionen, besonders natürlich die Geschlechtsfunktionen, in überraschender Weise günstig zu beeinflussen.

Verschiedene Forscher, in erster Linie Poehl, versuchten nun, aus dem unreinen, ursprünglich verwendeten Extrakt ein reines Produkt darzustellen, und letzterem gelang es auch, einen kristallisierten Körper, das Spermin, zu erzeugen, dessen Wirksamkeit noch die seiner Muttersubstanz bei weitem übertreffen sollte. Dieses Spermin sollte, dem Organismus einverleibt, eine seiner wichtigsten Lebensfunktionen, die Oxydation, außerordentlich beschleunigen und überhaupt günstig beeinflussen. Wenn dieses wirklich der Fall wäre, so gäbe es natürlich wenig Gebiete der gesamten Pathologie, in denen das Spermin erfolglos angewendet werden würde, alle allgemeinen Schwächezustände müßten durch diesen „physiologischen Katalysator", wie Poehl sein Präparat nennt, gebessert werden, bei Vergiftungserscheinungen müßte es ein wirksames Gegengift sein, und selbst dem Absterben der Sehnerven, das sicher zur Erblindung führt, sollte dieses mächtige Mittel Einhalt gebieten.

Leider ist hier aber eine gehörige Portion Skepsis am Platze, und es dürfte nicht alles so glänzend sein, wie es ursprünglich hingestellt wurde. Obgleich aber das Spermin manche Täuschung hervorgerufen hat, dürfen wir ihm heute noch nicht jeden Wert absprechen, und es ist entschieden verlohnend, es noch weiterer Prüfung und therapeutischer Anwendung in geeigneten Fällen zu unterziehen.

Wie die männlichen, so haben auch die weiblichen Geschlechtsdrüsen, und zwar besonders die Eierstöcke eine innere Sekretion. Bei der Erforschung dieser ging man gleichfalls von der

Beobachtung der Ausfallserscheinungen aus, die man ja nach der Kastration von weiblichen Tieren häufig zu beobachten Gelegenheit hatte. Das wichtigste dieser Symptome ist die Herabsetzung der Oxydationsprozesse, die dadurch, daß eine geringere innere Verbrennung stattfindet, dazu führt, daß sich reichliche Fettpolster ansetzen. Aus diesem Grunde eben war ja gerade das Verfahren der Kastration in der praktischen Tierzucht eingeführt worden. Wurden nun solchen kastrierten Tieren Eierstockextrakte gereicht, so zeigte sich, daß diese Stoffwechselstörung, die mangelhafte Fettverbrennung, in verblüffender Weise zum Stillstand kam und der Sauerstoffverbrauch, der den physiologischen Maßstab für die Verbrennungsprozesse abgibt, außerordentlich in die Höhe ging.

Diese Tatsachen sind nun wissenschaftlich ganz besonders dadurch interessant, daß das Ovarienextrakt diese Wirkung eben nur an kastrierten Tieren, also als Deckung von Ausfallserscheinungen, zeitigte. Aber auch praktisch ist ihr Wert nicht zu niedrig anzuschlagen, da ja die Störungen respektive der Ausfall der weiblichen Geschlechtsfunktionen einerseits unter natürlichen Bedingungen in den sogenannten Wechseljahren eintreten, anderseits nach chirurgischem Eingriff in diese Teile und schließlich bei den Entwicklungshemmungen heranwachsender Mädchen sich einstellen und eine Reihe von Krankheitserscheinungen hervorrufen, die zum Teil nervöser Natur sind, zum Teil sich aber in der uns schon bekannten Fettsucht zeigen. Alle diese auf derselben Basis beruhenden Erscheinungen sind nun tatsächlich der Beeinflussung durch das oben beschriebene Mittel zugänglich, und die Praxis hat hierbei eine große Reihe recht günstiger Erfolge aufzuweisen.

Diese aphoristische Zusammenfassung zeigt, daß das Studium der inneren Sekretion, mit deren Produktion wir uns ja hier vorwiegend befaßt haben, nicht nur der Erkenntnis über das Zusammenwirken der chemischen Funktionen der Organe gedient, sondern auch der Praxis eine Reihe von wichtigen Heilmitteln zur Bekämpfung der Ausfallserscheinungen oder von direkt allgemeiner Verwendbarkeit in die Hand gegeben ist. Nie vergessen darf man aber, daß diese Mittel ihre heilende Kraft nur in der Hand des sorgfältig erwägenden Arztes haben können, während sie, mißbräuchlich und falsch verwendet, nur ihre Kehrseite, das ist ihre Eigenschaft als starke Gifte, hervortreten lassen.



Pleif in Buchenstein gegen die Sellagruppe



Bäuerinnen aus Tschernadòy

Die Dolomitenstraße

Von

Karl Felix Wolff, Bozen

(Hierzu neun Abbildungen nach Aufnahmen von Photograph Wilhelm Müller in Bozen)

Es war im Sommer 1894 auf der Generalversammlung des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins, daß von seiten der Sektion Austria die Anregung gemacht wurde, für das Jahr 1898, in dem das fünfzigjährige Regierungsjubiläum des Kaisers Franz Joseph gefeiert werden sollte, ein alpines Monumentalwerk herzustellen. Die Delegierten gingen bereitwilligst auf den Vorschlag ein, es wurde ein besonderer Ausschuß gebildet, und dieser befürwortete einen Straßenbau quer durch die Dolomiten. Da es aber unmöglich war, ein so großartiges Unternehmen aus Vereinsmitteln allein zu finanzieren, so beantragte man, der österreichischen Regierung einen namhaften Beitrag zur Verfügung zu stellen, falls sie den nicht nur in touristischer, sondern auch in wirtschaftlicher und strategischer Beziehung hochwichtigen Straßenbau in eigner Regie durchführen, beziehungsweise entsprechend subventionieren würde.

Heute ist nach manchen Schwierigkeiten das Werk, an dessen Zustandekommen der Alpenverein ein Hauptverdienst hat, im wesentlichen vollendet und dadurch ein Berggebiet von unvergleichlicher, geradezu märchenhafter Schönheit dem Verkehr erschlossen. Aus dem sonnigen Talkessel von Bozen-Gries, auf dessen üppige, weingesegnete Fluren der verzauberte Rosengarten herabschaut, treten wir in die düstere Eggentaler Klause. Kaum öffnet sich die Felsenpforte wieder, so thront über dem grünen Wiesengrunde des Tales urplötzlich der Latemar, einer der merkwürdigsten und geheimnisvollsten Berge von Tirol, der nun mit seinem reichgegliederten Höhenkranze fort und fort die Gegend beherrscht und immer weiter in den Himmel hinaufzuwachsen scheint. Der Weg läuft durch die Ortschaften Birchabrugg und Welschnoven und dringt dann in den Karer Wald ein. Links oben erscheint der Rosengarten und die Latemartürme blicken gespenstisch durch die Baumkronen herein. Eine feierliche Stille erfüllt den großen Forst, den die Sage mit Unholden und irrenden Lichtern, mit Riesen und mit Zwergen bevölkert. Immer einsamer und ruhiger wird es, da vertieft sich auf einmal der Waldboden, und von Tannendunkel umschauert sehen wir den Karer



Wasserfall in Eggental

See vor uns mit seinem regungslosen Spiegel und seinem unvergleichlichen Farbenreiz.

Die Straße zieht weiter durch das Dickicht und erreicht bald eine weite ebene Lichtung, auf der das vielgenannte Karerseehotel steht. Hier befindet man sich bereits 1650 Meter hoch über dem Meere, der Rosengarten und der Latemar schauen mit ihrem zinnengekrönten Gewände aus nächster Nähe erdrückend groß herunter, und weit drüben im Westen und Norden leuchten die Schneefelder und Ferner der Zentralalpen. In einer Viertelstunde gelangt man nun auf den Karer Paß (1741 Meter), eine regelmäßige Einsattelung zwischen dem Rosengarten (2981 Meter) im Norden und dem Latemar (2846 Meter) im Süden, die beide ganz allmählich und gleichsam schleppend ihre mit feinem Rasen bedeckten Hänge in die Schrofenwildnis hinaufziehen. Die endlose Flucht der Bozener Waldberge und das Höhengeleucht der fernen Gletscher sinken zurück und da liegen die Fleimser und Fassaner Berge und weit drüben der unverkennbare Tschimòne della Pala. Bald tauchen weiter nördlich auch die Marmolata (3344 Meter) und der Langkofel (3178 Meter) aus dem Gipfelchaos auf, dann wird die Sohle des Fassatales sichtbar, und in vielen Windungen die Ausläufer des Rosengartens umfahrend erreicht die Straße Vig de Fassa (1391 Meter), eine ansehnliche Ortschaft mit reinlichen Häusern. Von Bozen bis hierher sind es 41½ Kilometer; dieser Straßenzug besteht aus zwei Teilen, der Eggentaler Straße, die im Jahre 1860, und der Karerpaßstraße, die im Jahre 1895 eröffnet wurde.

Wir befinden uns nun im Fassatale, dem eigenartigsten und schönsten aller Dolomitentäler, dem Lieblingsaufenthalte unternehmender Touristen, grübelnder Sagenforscher und wißbegieriger Geologen. Die Straße verläßt Vig dann und senkt sich in die zwischen den gewaltigen Dolomitriffen der Larsèk- und Allòkgruppe eingebettete Niederung von Pozza-Perra.

Von Perra bis Tschampedèl (italienisch: Campitello) ist das Tal verhältnismäßig einförmig, dann aber entwickelt es sich plötzlich mit überwältigender Pracht und wir stehen, ehe wir des Eintrittes gewahr werden, im schönsten Gipfelkreise der Dolomiten. An Lieblichkeit der Siedelungen, an Farbenschmelz und Formenreichtum, an trotziger Schroffheit und schauerlicher Zerklüftung der rings aufstrebenden Bergkolosse steht der Talschluß von Fassa in der ganzen Alpenwelt unübertroffen da. Besonders der Vernèl (3208 Meter), der westliche Vorgipfel der Marmolata, lenkt die Blicke und die Bewunderung des Beschauers auf sich. Den Vernèl beständig vor sich, gelangt man an dem reizenden Weiler Gries vorbei nach Tschanatschéï (1463 Meter, 11 Kilometer von Vig de Fassa). Nun beginnt die Straße am rechten (nördlichen) Talrande in vielen Kehren zu steigen, denn es gilt, den Pordòypaß (2250 Meter) zu erreichen, beziehungsweise eine Höhendifferenz von 787 Metern zu überwinden. Zu diesem Behufe entwickelt sich die Straße hoch über dem Ruf (Bach) d'Antermònt in der Richtung gegen das Sellajoch hin und zeigt uns bald die zerrissene Langkofelgruppe, die dem Almgefilde von Mortitsch entsteigt, bald den unförmlichen Collàtsch und bald die ungeheuern Wandflächen der Sella. Dieser



Felspartie in Eggental

merkwürdige Gebirgsstock, der St. Gotthard der Dolomiten, von dem vier Täler ausgehen, ist bekannt wegen der gewaltigen Ausdehnung und Wuchtigkeit seiner Felsenmassen, die sich tafelförmig übereinander aufschichten und oben plateauartige Flächen bilden, während sie an den Rändern jäh und unvermittelt in die Tiefe hinunterbrechen. Ein ganz andres Bild bietet die Langkofelgruppe, die ihre Zacken immer schöner auseinanderfächert und namentlich mit der feingegliederten Fünffingerspitze im wohltuendsten Gegensatze zu der fast unübersehbaren Mauerflucht der Sella steht. endlich ein weites Almgefilde, wo das italienische Hotel Pedrotti steht. Nun wird der bröckelige graue Saß Betsché bemerkbar, neben dem die Paßhöhe liegt. Ueber leichtgewellte Matten schweift der Blick nach allen Seiten und haftet vor allem an der Langkofelgruppe, die sich ganz erstaunlich entwickelt hat und unbestritten die Gegend beherrscht.

Noch einige Kehren über nasse Wiesen und wir stehen auf dem Pordòypaß zwischen dem plattigen Saß de Mòles, dem südlichsten Vorgipfel der Sella, und dem trümmerübersäten, verwitterten Geschröfe des Saß Betsché. Gleichzeitig



Karer See mit Blick auf den Latemar

Auch die Roßzähne tauchen auf, während die Straße ununterbrochen ansteigend bei der Risolaecke (1819 Meter) ihren nördlichsten Punkt erreicht; da befindet man sich unmittelbar unter der vom l'Allastiestal durchfurchten Sella, die als kolossale Doppelbastion mit überwältigender Großartigkeit herabstarrt.

Von der Risolaecke zieht die Straße südwärts und es erschließt sich ein wundervoller Tiefblick auf das schmale Fassatal mit seinen lichtgrünen Wiesengründen, seinen dunkelbewaldeten Lehnen und seinen malerischen kleinen Dörfern; weit drüben aber sieht man den Latemar hinter zahllosen Vorbergen emporragen. Die Straße windet sich weiter in Kehren durch den Wald und erreicht taucht ein Heer von bleichen, gelblichen und rosenroten Dolomithäuptern im Osten auf, und hinter dem Saß Betsché erscheint etwas seltsam Geformtes und Großes, was plötzlich den Beschauer fesselt und ihn mit schreckhafter Verwunderung erfüllt: es ist der überhängende und pechschwarze Gipfel des Saß dal Tschapèl, das heißt Hutstein. Ein phantastischeres und wirkungsvolleres Gegenstück zu den leuchtenden Dolomiten hätte gar nicht erdacht werden können. Der finstere Berg gehört zur Padònkette und sein oberer Teil besteht aus vulkanischen Eruptivmassen.

Von dem kleinen hölzernen Schutzhaus auf dem Pordòypaß führt der sogenannte Bindelweg über die grünen Höhen der Padònkette zum Fedaya-

hause der Alpenvereinssektion Bamberg. Es ist das eine ebenso mühelose als wundervolle Wanderung, bei der man aus ganz geringer Entfernung den Anblick der gewaltigen Dolomitenkönigin, der mit Gletschern und Schneefeldern bedeckten Marmolata, genießt. Vom Passe selbst ist diese nicht sichtbar; auch senkt sich die Straße alsbald am Nordabhange der Padònkette in ein breites, gleichförmiges, mattenreiches Tal und erreicht das Dörflein Aràba (ladinisch: Reba, 1612 Meter), dessen hübsche Kirche schon von weitem auffällt. Aràba ist eine kühle, echt hochalpine Ortschaft: ihre traulichen Häuschen stehen mitten drin im saftgrünen Weidelande, von silberhellen Bächen durchrauscht und vom nahen Hochwalde dunkel angeschauert; ringsum schwingt sich das Gebirge als wellige Almlandschaft empor bis zu den bizarren Gipfeln der Padònkette und zu den langen Felsenwällen der Sella.

Aràba liegt im obersten Teile des Tales Buchenstein (ladinisch: Fodòm, italienisch: Livinallongo), das sich nun gegen Osten entwickelt und dadurch merkwürdig ist, daß es keine Sohle hat; der Cordévole, der es durchfließt, strömt mit Gebrause in tiefen Klammen, während die waldigen Abhänge auf beiden Seiten sich steil und unvermittelt bis in die Felsregion erheben. Im Westen thront die massige Sella mit ihren weitläufigen Tafelgebilden, im Osten erscheinen über dem aufklaffenden Talgrunde der burgartige Pelmo (3169 Meter) und die gewaltige, von wilden Zacken starrende Tschivètta (3220 Meter).

An einer reizenden Waldmühle vorbei zieht die Straße von Aràba ostwärts das linke Cordévoleufer entlang, und da der Bach sich immer tiefer eingräbt, so hängt sie bald frei an der abschüssigen Lehne mit wundervollem Ueberblick der ganzen weiten Tallandschaft. Geradeaus vor sich hat man den Col di Lana (2464 Meter), der schon oberhalb Aràba sichtbar wird, und kaum dürfte es in den Tiroler Alpen einen zweiten Berg seiner Art von so charakteristischen Umrissen geben: der kegelförmige Aufbau und die eigentümliche Gipfelgestaltung verraten beim ersten Anblick den, wenn auch nicht mehr tätigen, so doch gut erhaltenen Vulkan.

An den steilen Hängen von Buchenstein kleben die Ansiedelungen der Menschen wie Vogelnester über den Abgründen; namentlich von Pleif (italienisch: Piève), dem Hauptorte des Tales, möchte man meinen, seine Häuser hätten schon längst unten im Cordévole liegen müssen, und doch ist dieses Plätzchen wohl schon seit vorgeschichtlichen Zeiten bewohnt. Schaut man von der Bachbrücke hinter Pleif nordwärts empor, so erblickt man über den Wipfeln der Bäume in schwindliger Höhe den Kraterrand des Lanavulkans. Das Dorf selbst mit seinem schlanken Kirchturm bietet, sobald man es überholt hat, einen äußerst malerischen Anblick. Inzwischen vertieft sich, je weiter man gegen Osten vordringt, der Talgrund immer mehr, und wenn man die Ecke von Salesèi (1450 Meter) erreicht hat, öffnet sich ein Ausblick, der den Wanderer vor der Wildheit und Großartigkeit der Alpenwelt erschauern läßt. 400 Meter hoch auf luftiger Bergrippe über dem Silberbande des Cordévole stehend, den man aus einem entsetzlichen Labyrinth von Schluchten und Abgründen leise heraufrauschen



Falzàregostraße mit Saß delle Striès



Pordòypaß mit Sellagruppe



Ruine Andrätsch

hört, schaut man über eine regellos verschlungene Oede, über ungangbares Geklüfte und einsame Wälder bis zu dem Spiegel des Allègheſees. Hinter der blauen Wasserfläche aber schwingt sich furchtbar groß die Tschivètta auf und über ihre Gratlinie laufen die Zacken wie die gesträubten Rückgratswirbel eines ungeheuerlichen Sauriers. Als ob nun die Marmolata, die stolze Königin der Dolomiten, in diesem ergreifenden Zyklus nicht fehlen wollte, blickt auch sie mit ihrem eisgekrönten Haupte über die Padònkette herein.



Mazzin im Fassatal gegen den Rosengarten

Die Straße wendet sich nordwärts in das Tal von Andràtsch und zieht, indem sie nun beträchtlich zu steigen beginnt, an der gleichnamigen Ortschaft vorbei dem Falzàregopaß (2117 Meter) entgegen. Im Osten erscheint über den Waldhügeln der rote Nuvoláu (2648 Meter), im Norden der graue, zur Tofánagruppe gehörige Lagatschó (2779 Meter). Von ganz besonderer Lieblichkeit ist der gleich hinter Andràtsch auf blumigen Matten gelegene Weiler Tschernadóy; seine Häuser sind ganz aus Holz gebaut, mit braunen Wänden und kleinen Fenstern. Ringsumher stehen einzelne große Lärchen und riesige, mit Moos überzogene Kalksteinblöcke; dazwischen tummeln sich Schafe und schwarzäugige Kinder, die in einer seltsam wohlklingenden Sprache miteinander reden; es ist das uralte rhätoladinische Idiom, das einst vom Lukmanier bis zum Tagliamento gesprochen wurde und das Heinrich Noë das Edelweiß der romanischen Sprachen genannt hat.

Die Straße steigt am linken (östlichen) Talhange in vielen Kehren durch Wald empor, bis man plötzlich die Wiesengründe überschaut und unten am Bach auf einem kolossalen Felswürfel die ruinenhaften Mauerreste einer alten Burg erblickt. Hier stand einst das feste Schloß Buchenstein oder Andràtsch, in der tirolischen Geschichte als unangreifbarer Zufluchtsort und Stützpunkt der Fürstbischöfe von Brixen wohlbekannt, von denen einer, der berühmte Cusanus, sogar dem Landesherrn Erzherzog Sigmund in diesem Felsenneste getrotzt hat. Bei jeder Straßenwendung sieht man von neuem auf die Burg hinüber, das Tal läuft in einen walderfüllten Kessel aus, und auf dem Höhensaume gegen Valparòla stehen gleich verzauberten Wächtern die schlanken Zinnen von Sett-Saß (das heißt sieben Steine, 2578 Meter). Vor dem Lagatschó ist nun ein spitziger Kegel aufgetaucht, der Saß delle Striès, das heißt Hexenfels (2177 Meter), der immer mehr die Gegend beherrscht und mächtig auf die Straße herabdroht, während im Westen der Lavavulkan mit seinem

geborstenen Kratergipfel sich aus dem Andràtschtal breit emporschwingt. Höher und höher führt uns die Straße, und wo Nuvoláu und Lagatschó aneinander rücken, zeigt sich die enge, schrofenumstarrte Einkerbung von Falzárego. Das Gelände wird immer stiller, die Aussicht nach Süden bis zu den Schneefeldern der Marmolata immer freier; endlich kommt die Straße in die Felsen und ein 55 Meter langer Kehrtunnel ermöglicht es ihr, in den Schrofen zu wenden. Bald darauf wird der Paß erreicht, der nicht eine Scharte, wie man von unten glauben möchte, sondern eine sehr breite, mit wüstem Felsgeröll übersäte Einsattelung bildet.

Von Aràba bis zur Wasserscheide des Falzáregopasses zählt man 21 Kilometer; diese Strecke wurde erst im vergangenen Jahre vollendet; der Ausbau des Kehrtunnels und seiner Zufahrten gestaltete sich nämlich äußerst schwierig. Jenseits des Passes, wo noch gearbeitet wird, läuft die Straße an einem kleinen Hospiz vorbei und senkt sich in ein waldreiches Tal; links ragen allerlei phantastische Spitzen der Lagatschó- und Tofánagruppe auf, rechts breitet sich der weitläufige Nuvoláu aus und an seinem Hange stehen wie verloren die seltsam geformten Tschinque Tórri (das heißt fünf Türme), die eigenartigsten und bekanntesten aller Ampezzaner Dolomitgestalten.

Im Osten aber erscheinen nun die Berge von Cortina, zunächst nur in ihren oberen Teilen und mit unbestimmten Umrissen. Besonders fesselnd wirkt die kühne Gestalt der Cròda da Làgo, die mit ihren Zacken und Schutthalden weiter südlich über den Wäldern aufragt; daneben gewahrt man die sogenannte Lastòni di Formin, ein sehr hohes kahles und ebenes Plateau mit abschüssigen Rändern, der Sage nach ein unheimlicher, nächtlicher Tummelplatz von Bergunholden. Der Kranz der Ampezzaner Gipfel erweitert sich mehr und mehr und sie scheinen mit ihren massigen Hängen aus der Tiefe heraufzutauchen. Bald erkennt man im Norden das Gratgefüge des Pomagonyòn und des Monte Cristàllo (3199 Meter); auch das Joch von Tre Cròtschi wird sichtbar und dahinter die spitzigen Tschime Cadine. Endlich verläßt man den Wald und betritt die Wiesenfläche von Pocòl (1650 Meter). Geradeaus vor sich hat man den großmächtigen Sorapìs (3206 Meter), von dessen hochaufgeschichteten Felsgebilden zahllose Geröllströme verwüstend in die Waldregion herunterfluten.

Oestlich von Pocòl liegt der aussichtsreiche Crèpahügel, und die Straße umfährt ihn, indem sie rechts ausweicht und dann an seinem Ostabsturze nordwärts entlang zieht. Dabei schaut man südwärts ins tiefe Boitetal hinaus gegen Bòrca und San Vito di Cadòre und auf die gewaltige, eisgekrönte Pyramide des Anteláo (3263 Meter). Dieser Blick ist am großartigsten nachmittags, wenn die Sonne weit im Westen steht. Aber ehe die Straße Cortina erreicht, harrt des Wanderers eine neue, überraschende und reizvolle Aussicht. Ein 15 Meter langer Tunnel durchbricht nämlich die Südostecke der Crèpa und leitet die Straße plötzlich in das östliche Gewände hinaus, so daß man beim Heraustreten aus dem Tunnel das ganze Becken von Cortina vor sich ausgebreitet sieht.

Liebesbrief

Von

Hermann Hesse

O du, ich kann nicht sagen,
Was du mit mir gemacht.
Ich fliehe vor den Tagen
Und liebe nur die Nacht.

Die Nacht ist mir so golden,
Wie sonst kein Tag mir war,
Da träum' ich von einer holden
Fraue mit blondem Haar.

Da träum' ich von seligen Dingen,
Die mir ein Blick verhieß,
Da hör' ich Lieder klingen
Fernher vom Paradies.

Dann sehe ich Wolken jagen
Und schaue lang in die Nacht —
O du, ich kann nicht sagen,
Was du mit mir gemacht.



Das „Pesi“

Von

Helene Voigt-Diederichs

Das Pesi — so heißt er nämlich nicht, der kleine Kerl, der grad zwei Jahr und zwei Monate alt ist und ein tüchtiges Jungengesicht hat unter dem abstehenden Lockenkranz, dazu einen grünen Kittel trägt und schwarze Höschen, wenn's geht auch gern ein hängendes Strumpfband, und ins Knopfloch geknotet ein buntes Taschentuch mit aufgedrucktem Christbaum, das ihm der Nikolaus aufs Bettchen gelegt hat.

Hans Peter Ruprecht heißt er, aber außer diesen handfesten Namen hat er noch hundert weitere, einer unsinniger und vertrauter als der andre. Da sind zum Beispiel Froschmäusele, Bröseldieb, O wemineh! Immerfroh, Zwitscherliese, Goldlümpchen, lütten Sleef, Hasenbrot, Heppi und Hepse, letzteres von Geschwistermund aus Herze herausgemodelt — um nur von den gebräuchlichsten einige zu nennen. Von Ei-der-täuschen! wollen wir lieber nicht reden, denn das mag Schwester Ruth nicht, weil es eigentlich ihr Name war, als sie so klein war wie das Pesi.

Das Pesi ist auf der Welt, um sich zu freuen und andern eine Freude zu sein. Das weiß es und lebt danach, ganz im seligen Heut, ohne Morgen und zum Gestern keine Zeit, wenn's auch manchmal voll von unbewußter Erinnerung im zögernden Blau der Augen aufsteigt. Und gut ist das Pesi immer noch, auch wenn's einmal bös war und sich auf die Erde warf — was es eigentlich nicht aus sich selber weiß, sondern vom Bruder Niels gesehen hat, der ab und zu seinen Brüll kriegt und in die Badestube muß. Beim Pesi tut's aber noch die nächste Ecke, in die es sich reumütig kehren läßt, während seine Aeuglein schon nach Muttis Taschentuch lauern, das das Gesichtlein trocknen und so zu Kuß und raschem verzeih! helfen soll.

Ruth, die seit Ostern in die Schule geht, und Jürgen, der wenigstens, als die Locken gar zu lang wurden, schon beim Haarschneider war und sich dadurch grad so erwachsen wie Ruth vorkommt, die haben beide nach außen hin gern ein bißchen Gönnerhaftes in ihrer Liebe für das Pesi, das seine Milch noch aus der Flasche trinkt und auf der Straße am Händchen geführt wird. Niels aber, der steht ihm grad angenehm ebenbürtig zur Seite — angenehm, das heißt, daß er überall ein bißchen mehr weiß und mehr kann und so im jungen Selbstgefühl vom Pesi erheblich gestärkt wird.

Aber das klingt, als wenn das Pesi dumm wäre, nichts wüßte und nichts könnte, und ist doch das allerschlauste Froschmäusele, das man sich denken kann. Man braucht nur zu sehen, wie es freudig auf behenden Filzschuhen vor Schwamm und Haarbürste davonflieht, wenn's aber erkennt, daß es vor der nahenden Hand kein Entrinnen mehr gibt, so setzt es sich urplötzlich platt auf den Boden und schleudert sein „Frei“ heraus. Er sagt zwar „reis“, aber frei soll's doch heißen und ist so eine listige Erinnerung an das Haschemannspielen der Geschwister, und praktischer ist es sicher, überall freizuhaben und nicht nur ausgerechnet grad am Kleiderständer.

Kräfte hat das Pesi auch — so viel Kräfte, daß es alle Schränke und Betten in der Schlafstube „umtrudeln“ kann. Es klettert am Tischchen hoch und schaukelt den hängenden Spiegel hin und her: o seht, wie die Betten trudeln! O seht Wand! O seht Fenster! Und ganz besonders fein ist es, wenn das Pesi zuletzt entdeckt, daß es selber auch mittrudelt — bis es schließlich vor Lachen den Spiegel nicht mehr schaukeln kann und alles plötzlich wieder auf seinem Platz steht, sogar das trudelnde Pesi.

Lesen kann's auch schon längst natürlich. Es stiehlt sich von Bäbbis Bord eine bräunliche Zukunftsnummer, die Linien auf der Anzeigenseite, das sind lauter Puffbahnen — sind sie etwa nicht? Und es sitzt unterm Schreibtisch und liest die vielen Puffbahnen Niels vor: „Da Puff Weimar! O da wieder Puff Bellin!“ — bis Niels mit seiner stumpfen Schere kommt, die ihm ganz allein gehört, denn Puffbahnen, die müssen doch ausgeschnitten werden?

Das Pesi hat auch ein richtiges dickes Bilderbuch bekommen zum Geburtstag, das es gern zugleich mit dem kleinen Fellesel keuchend unterm Aermchen schleppt und bis zu Tränen liebt. Aber das rote Buch ist schon arg dünnleibig geworden, denn Niels hat — wieder mit der geliebten stumpfen Schere — alle gefährlichen Sachen, an denen Pesi sich weh tun kann, herausgeschnitten. Messer und Gabel, den Löwen, das Brennfeuer! Ja, schließlich war alles gefährlich: der Wagen mit den Säcken, der Kinder überfahren, und das leere Boot im blauen Wasser, das mit Kindern umkippen kann. Auch das Schwein am Futtertrog, denn Mutti hat verboten, daß man „Schwein“ sagen darf ... Niels ist froh, daß die stumpfe Schere so viel zu tun bekommt, aber das Pesi sieht's nicht ganz ein, warum. Es holt die Salbe aus der Badestube, um arm Billerbuch sein Wehweh wegzumachen, und als das nicht hilft, kommt es fragend mit dem leeren roten Deckel bei Mutti angeklagt.

Das Pesi kann auch „Danke schön“ sagen, wenn's „eins schenkt“ gekriegt hat, und das ein-



Waldkonzert. Nach einem Gemälde von Heinrich Schlitt

trägliche Geschäft betreibt es gern und reichlich bei jeder Gelegenheit, schon ehe es was hat. Und es bettelt nicht etwa bös und gierig — nur mit einem kleinen listigen Licht im Auge, weil es weiß, es klingt lieb, wenn es das sagt. Und daß es ihm manchmal etwas einträgt, das ist doch auch nicht weiter dumm vom Pesi?

Aber das Pesi bringt's neuerdings auch über sich, was Geschenktes weiterzugeben, eine kleine haltende Angst zwar im Blick auf die Hand des Bruders, der es zärtlich lobend entgegennimmt — eine kleine hoffende Angst nach Muttis Seite, von wo vielleicht ein neues „schenkt" zu erwarten ist.

Das Pesi kann aber auch schelten und bös sein, ganz wie's recht ist am rechten Ort. Auf die Puffbahn nach Weimar, die schon drüben am Bahndamm vorbei ist, grad als es sie noch sehen will. Auf Jürgen, der den Niels flondelt, und auf Niels, der den Jürgen wieder flondelt. Auf die Suppe, die dem verlangenden Mäulchen zum Trotz nicht kalt werden will, und wenn es ihm unterdes hungrig im Bäuchlein zu brummen anfängt, erschrickt das Pesi auch wohl und sieht bekümmert an sich nieder und sagt: „Schürz Oe drin?" — Oe ist all das, was unheimlich und unbekannt ist. Am meisten aber schilt das Pesi, wenn es sich vorher gefürchtet hat: so wie damals, als zwei Mäuse, die nachts vom Stollen genascht, in der Falle saßen und er vor den blanken Armsünderäuglein davonlief, aber dann gleich tapfer umkehrte und mit Bärenstimme in die Drahtfalle hineinbrüllte: „Nikolaus! Weihnachtsmann!", bis in Mantel und Mütze Jürgen kam, stolz, daß er heut an der Reihe war, drüben auf dem Holzplatz die Mäuse freizulassen . . .

Nein, vom Stollen naschen darf man nicht, das weiß das Pesi auch schon, und wenn es sich vom Brett ein abgebröckeltes Rosinchen stibitzt hat, so kommt es gleich bei Mutti an und verklagt sich mit vorwurfsvollem Gesicht. Und zwei Minuten später steht es am Fenster, drückt Lippen und Nase platt und betrachtet lüstern den körnigen Schnee, der an den Scheiben niedergleitet. So viel Zucker liegt da draußen auf dem Brett verstreut — Zucker, Zucker — und Zucker ist doch süß . . . Mund und Nase und auch das feuchte Zünglein quetschen sich heftiger an das kalte Glas.

Gutentagsagen, das ist auch so eine feine Sache: Bäcker und Milchmann und Butterfrau, sie alle kriegen ein Händchen und werden gern und dankbar in die Küche hinein und wieder zur Küche hinaus geleitet, nachdem Brot, Milch und Butter bejubelt sind. Seit die kleine Hand zum Drücker hinauf tasten kann, ist niemand so geschwind wie das Pesi, nachzusehen, wenn's klingelt. Einmal stand was Fremdes draußen und hat die lächerliche Frage getan: „Sind deine Eltern zu Haus?" Und das Pesi hat vor Verblüfftheit das Bilderbuch fallen lassen und den Esel hochgehoben, hat, um das Nächstliegende zu sagen, „Esel" geschrien und dann die Tür zugeschlagen und ist in die Stube zu den andern gerast und hat mit Gelächter und Backenrot von dem herrlichen Schrecken erzählt.

Der Esel! Wenn überhaupt alle Leute so gut wären wie der Esel. Er kriegt jedes Brot zum Abbeißen hingehalten, tut's not, auch einen nassen Umschlag auf den Bauch, er muß mit im Bettchen schlafen so dicht, daß früh, wenn der Esel herumgeführt wird zum Gutenmorgensagen, das Bäckchen vom Pesi satteldeckenförmig gefleckt ist.

Spielen — nicht wahr, das wird im allgemeinen so gemacht: man nimmt einen Baukasten und setzt sich damit an den Tisch und baut ein Haus . . . Nun, den Baukasten kann man schon gelten lassen, aber mit dem Tisch, das ist schon bedenklich, unter den Tisch vielleicht, und ein Haus baut man auch nicht grad. Man baut ein Addio, das heißt ein Fenster, durch das man mit dem Händchen hindurchwinken kann, oder eine Puff, aus allen Klötzen eine lange, lange Puff, und wenn plötzlich das Tischbein dasteht, kriegt erst das Tischbein eine „alte Dumme" an den Kopf, und dann macht die Puffbahn einen Bogen und wird weitergebaut, herrlich, unabsehbar, bis zur Türschwelle. Oder man kann auch spielen bloß mit einem Apfel und einem Schrank, unter den der Apfel rollt. „Apfel, sag ma piep!" und hinten an der dunkeln Wand sagt dann der Apfel „piep". Da muß denn Bäbbis Handstock her, man darf ihn nicht nehmen, aber wenn man ihn doch braucht? Und das Pesi liegt auf dem Bauch und müht sich mit dem Handstock und gereckten Aermchen hinter dem trudelnden Apfel her, und endlich rollt er seitwärts hervor und kriegt ein ei-ei, weil er wieder gut ist, und die Erde kriegt ein ei-ei und der Handstock zur Gesellschaft auch eins. Dabei aber stößt — o wemineh! — der Stock an den Apfel, und nun rollt beides unter den Schrank und will nicht „piep" sagen, und ist ein altes Dummes, und das Pesi schafft's nicht allein und Ruth muß kommen und retten helfen.

Und dann hat das Pesi Ruth sehr lieb — o, es gibt überhaupt vieles, was es lieb hat: mit Armen und Beinen, mit vor lauter Gutsein böse gefalteten Augen und einem Mund, der manchmal statt Küßchen zu geben zu beißen anfängt. Da sind nicht nur Vater und Mutter, ach nein, lange nicht nur die! Da ist der schwarze Fellmuff, der eigentlich kein Muff ist, sondern eine Mieschekatze. Da ist die goldene Sonne, die einen in die Augen kitzelt, wenn man sie anguckt. Da sind das Bettchen, wenn man müde ist, und die Schuhchen, wenn man aufstehen will. Da ist Frühstück und Mittag — jedes Essen ist ein Fest, um das man mitsamt dem hungrigen Esel tanzt, ehe es beginnt. Da ist Mona Lisa an der Wand, da ist die Küchentür, die quieken kann, nicht zu vergessen das große Badewasser und den Onkel, der zu Weihnachten da war und eine Tickuhr hatte und Feuerwerk machen konnte mit dem Finger im Mund! Und dann Niels und Jürgen, die sonst ja auch gut sind, aber daß man sie umkehren kann, das ist doch das Beste an ihnen.

Umkehren wird so gemacht: die beiden Buben stellen sich gebückt, zum Purzelbaum bereit, die Stirn am Boden — und das Pesi schiebt von hinterwärts ein bißchen nach, so daß eilig die Sache überkippt, und das Pesi rechnet sich bewundernd selber all die guten Purzelbäume an, die von den Brüdern mit seiner Hilfe jeden Tag freigebig geschlagen werden.

Das Pesi kann aber auch selber Kunststücke. Zum Beispiel, daß es nicht „Stille Nacht" sagen lernen kann, weil's, wenn man es ihm vorsagt, todsicher schon mit „Heile Nacht" fortfährt. Es kann sich einem mit gespreizten Beinen entgegenstellen und „Johannistor" sein. Es kann über den Graben springen, wenn Jürgen auf der Erde liegt und Graben ist. Es kann allein unter einer Brücke her durch ein tiefes Wasser schwimmen, wenn Niels sich als Brücke über zwei auseinander gerückte Stühle gespannt hat. So weiß es noch hundert Sachen mehr, aber das Wunderfeinste ist doch das, was eigentlich gar kein Kunststück ist.

Dann liegt es nämlich auf der Erde und lacht, daß der Mund mit blitzenden Zähnchen weit offen steht und die Nasenflügel zittern und die Augen zu schmalen blanken Ritzen zusammengedrückt sind — nichts tut es als unmäßig lachen, die schimmernden Locken ausgebreitet um das Löwenköpfchen herum, und dann schweigt's einen Augenblick, hört, wie es still ist, hebt vielleicht ein Füßchen und lacht weiter, ganz gelöst und selig, als wär's allein im stillen goldenen Wald.

Und wenn die Geschwister von ferne es so lachen hören, kommen sie heran, eins nach dem andern, gucken ihm zu und freuen sich mit, und unvermerkt liegt eins nach dem andern neben dem Pesi am Boden, die schimmernden Haare um den Kopf gebreitet, hebt vielleicht ein Füßchen und fängt zu lachen an. Und ist es einmal im Lachen drin, so lacht es unmäßig weiter, ohne Albernheit, trunken von einer Lebensfülle, die keinen Grund und keine Grenzen kennt.

Und all das Glück bloß, weil das Pesi angefangen ist — das Pesi, das Goldlümpchen, das Froschmäusele, das Hasenbrot, das liebe, geliebte Heppi-Hepsen-Herze, das auf der Welt ist, um sich zu freuen und andern eine Freude zu sein.



Sylvia

Marmorweiß aus weiter Ferne
Schimmert noch der Berge Schnee;
Schon der Glanz der ersten Sterne
Spiegelt sich im Hochlandsee.

Marmorblaß in meinem Sinnen
Tritt vor mich dein Angesicht,
Dessen Zauber ich entrinnen
Sollte und vermag es nicht.

Tröstend wiegt mich ein der Schlummer,
Tief als wie des Sees Flut,
Ueber meines Lagers Kummer
Noch auf mir dein Auge ruht.

Rudolf Pürgen

Neue Liebe

Oft war ich müd und glaubte alt zu sein,
Nun lodert meine ganze Jugend wieder
Und schäumt empor wie junger süßer Wein
Und lacht und treibt und singt verliebte Lieder.

In Sehnsucht tue ich mein Tagewerk
Und grüße jeden Wolkenzug im Blauen,
Und steige abends einsam auf den Berg,
Nach deinem fernen Hause auszuschauen.

Du, kannst du schlafen, wenn der Frühlingswind
So lau und schwer vor deinem Fenster geht
Und meine Liebeslieder um dich sind
Und meine Liebe zitternd bei dir steht?

Hermann Hesse

San Saba

In Rosen lag sie und in Brombeerhecken
Seitab am sanften Hang des Aventin —
Die goldne Glut des Sommerabends schien
Die Seele ihr vom Tode zu erwecken.

Ein flammend Leuchten glitt um ihre Säulen,
Sie schrak empor aus der Vergessenheit,
Und ihrer Mauern alte Herrlichkeit
Hob sich vergoldet über Lorbeerbäumen.

Wie eine Krone in dem Rosenhage
Lag das verlaßne, leere Heiligtum —
In langen Reihen standen sie ringsum,
Uralte, marmorgelbe Sarkophage . . .

Der junge Wein, die windbewegte Aehre
Umgürteten des stillen Hügels Fuß,
Bis dorthin, wo der schicksalsvolle Fluß
Hinunterzog zu Latiums hellem Meere.

Und eine feierliche Stille schwebte
Um diese Stunde vor den Toren Roms,
Als ob im Spiegelgrund des Zeitenstroms
Nicht eine laute Lebenswelle bebte —

Als ob aus Träumen nur gewebt dies alles —
Der güldne Widerschein am Kapitäl,
Der Säulensöller leicht und abendhell,
Die Melodie des Rosenblätterfalles — —

Emmi Lewald (E. Roland)

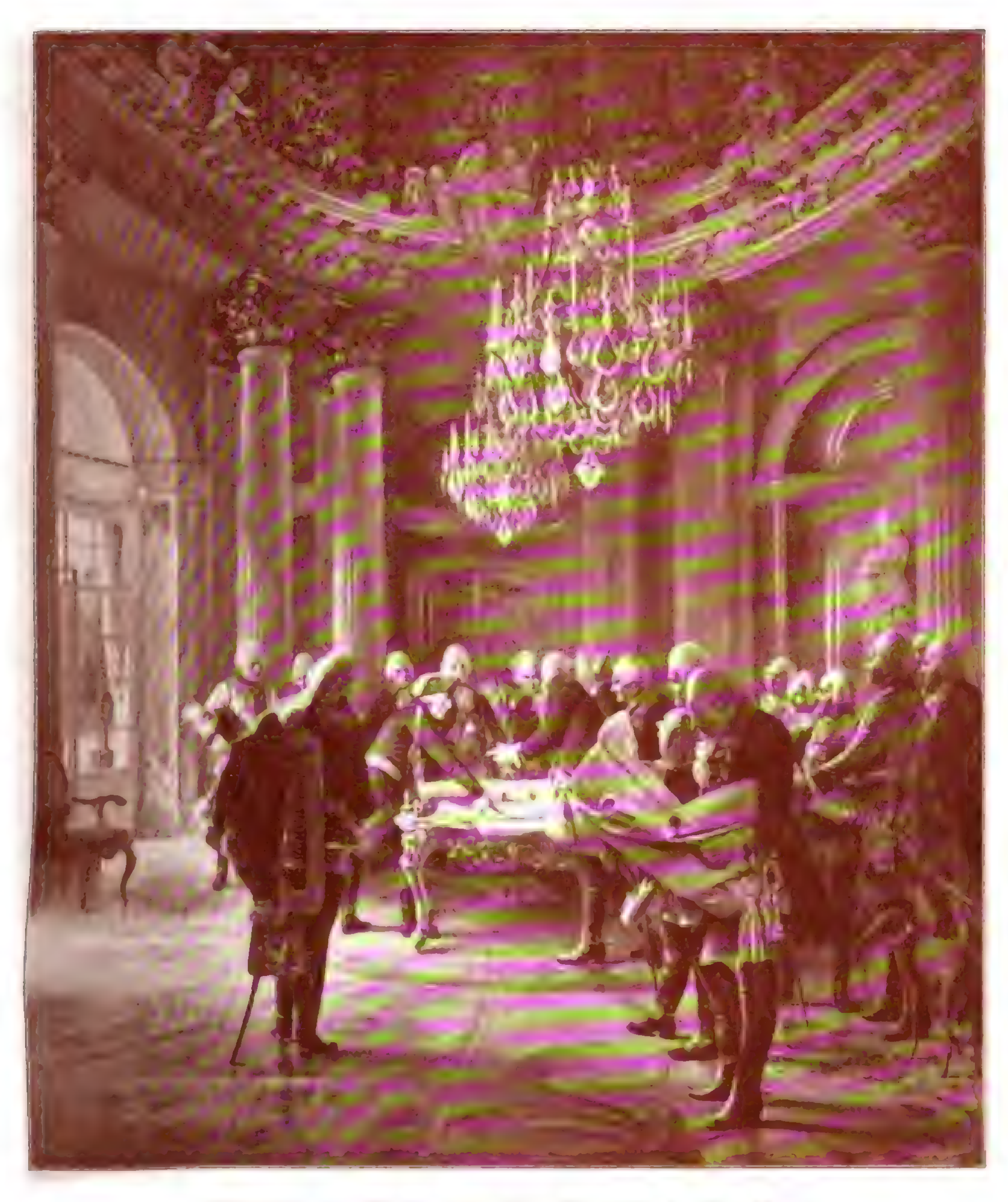
Literatur

Goethe-Bücher. Drei Neuerscheinungen, die uns auf drei verschiedenen Wegen zu Goethes Persönlichkeit und seiner Ideenwelt hinführen, möchten wir der Aufmerksamkeit unsrer Leser empfehlen. An erster Stelle sei die bei Eugen Diederichs in Leipzig erschienene dreibändige Neuausgabe von Goethes Briefwechsel mit einem Kinde (geheftet 6 Mark) genannt, die als Jubiläumsausgabe angesehen werden kann, denn es ist jetzt gerade ein Jahrhundert her, daß dieser berühmte Briefwechsel begonnen wurde, nachdem Bettina am 23. April 1807 in Weimar den Abgott ihrer Seele zum erstenmal besucht hatte; der Oeffentlichkeit wurden die Briefe allerdings erst 1835, drei Jahre nach Goethes Tode, übergeben. Es ist längst allgemein bekannt, daß Bettina bei der Veröffentlichung nicht mit philologischer Gewissenhaftigkeit zu Werke ging, sondern in ihrer vorwiegend poetischen Geistesrichtung ihrer lebhaften Phantasie, die einst die kluge alte „Frau Rat“ in einem Briefe an sie mit köstlicher Drastik charakterisierte, auch bei dieser Arbeit die Zügel schießen ließ, aber es könnte nichts verkehrter sein, als wenn man über den Willkürlichkeiten, die sie sich mit den Originalen erlaubte, den hohen idealen Wert des Buches verkennen oder herabsetzen würde, wie es eine Zeitlang fast allgemein geschehen ist. So viel auch in den letzten drei Menschenaltern über Goethe geschrieben worden ist, so reichlich die bewundernde Verehrung edler Geister seinem Genius auch geopfert hat — ein so herrliches, glühendes, poesievolles Bekenntnis zu Goethe, wie es Bettinas Briefe enthalten, ist nicht wieder an unser Ohr gedrungen. Nimmt man dazu den bedeutungsvollen Einfluß, den Bettinas reicher Geist jahrelang auf Goethes Empfinden und Schaffen ausgeübt hat, so kann man dieses einzigartige Buch kaum überschätzen, und wir dürfen uns aufrichtig der würdigen, mustergültigen Ausgabe freuen, in der es uns hier dargeboten wird. Wir verdanken sie dem trefflichen Literarhistoriker Jonas Fränkel, der in der Einleitung mit feinstem Verständnis die Persönlichkeit Bettinas und ihr Verhältnis zu Goethe analysiert, den Text, hauptsächlich an der Hand der Ausgabe von 1837, sorgfältig revidiert und mit wertvollen Anmerkungen versehen, endlich in einem Anhang alle derzeit erreichbaren Originale der zwischen Bettina und Goethe sowie Goethes Mutter gewechselten Briefe, darunter sechs bisher noch nirgends veröffentlichte, vereinigt hat. — Ein Seitenstück zu Eckermanns „Gesprächen mit Goethe“ geben Franz Deibel und Friedrich Gundelfinger in dem Buche „Goethe im Gespräch“ (Leipzig, Insel-Verlag, geheftet 6 Mark), einer der Hauptsache nach auf dem zehnbändigen Werk Woldemar von Biedermanns beruhenden Sammlung von zuverlässigen Berichten über bedeutungsvolle Gespräche Goethes mit ihm nahestehenden Persönlichkeiten (Eckermann natürlich ausgenommen) oder gelegentlichen Besuchern. Die Sammlung geht von einem einheitlichen Bilde Goethes aus und will weniger aus dem Chaos von Ueberlieferungen Goethezüge aller Art zusammentragen als dasjenige herausheben, was das Zusammensehen des ungeheuern Komplexes ermöglicht: eine Synopse, ein Standbild von Goethes Geist, ähnlich wie Eckermanns Goethe, aber aus mannigfaltigeren und spröderen Materialien. Außer Betracht gelassen haben die Herausgeber alles, was nicht spezifisch Goetheschen Geistes ist, und alles bloß Anekdotische ohne eignen geistigen Inhalt. So ist ein Buch von intensivem Gehalt zustande gekommen, das einen bevorzugten Platz in der Bibliothek jedes Goethefreundes verdient. — Mit den volkstümlichsten Mitteln, doch in höchst vornehmer, gediegener und dabei sehr wirksamer Weise kommt dem Interesse aller Gebildeten für Goethe und alles, was ihn angeht, das von Franz Neubert herausgegebene Goethe-Bilderbuch für das deutsche Volk (Leipzig, Schulze & Co., gebunden 8 Mark) entgegen: ein Bilderatlas zum Leben und Schaffen Goethes, der in chronologischer Zusammenstellung die besten Bilder des Dichters selbst, überaus zahlreiche Bildnisse seiner Angehörigen, Vorfahren, Nachkommen, Verwandten, von Personen, die irgendwie zu ihm in Beziehung gestanden haben, dann Abbildungen von Goethestätten, z. B. aus Frankfurt, Leipzig, Weimar, Rom, weiter eine große Anzahl Goethescher Handzeichnungen und endlich zeitgenössische Illustrationen zu Goethes Werken in reicher Zahl enthält. Das Goethe-Bilderbuch, zu dessen Zustandekommen private und öffentliche Bibliotheken und Sammlungen, vor allem das Frankfurter Goethemuseum und das Goethenationalmuseum in Weimar, ihre Unterstützung geliehen haben, wird jedem Goetheverehrer als lebendig veranschaulichende Ergänzung zu den Werken und Biographien des Dichters willkommen sein und zugleich unzweifelhaft in den weitesten Kreisen außerordentlich anregend wirken, weshalb es unsern Lesern angelegentlich empfohlen sei.

— Josef Ponten hat sich mit seinem Erstlingsroman „Jungfräulichkeit“ beim Publikum und bei der literarischen Kritik in wirklich glänzender, verheißungsvollster Weise eingeführt. Allgemein wurde anerkannt, daß die starken literarischen Qualitäten des Werkes nicht allein die schriftstellerische Begabung des Verfassers bezeugen, sondern daß sie auch auf eine menschlich reiche und kraftvolle Persönlichkeit schließen lassen. Wenn aber Pontens Persönlichkeit in dem Roman hinter den Gestalten der Dichtung zurücktritt, so stellt sie sich in dem neuen Büchlein „Augenlust“ dem Leser gleichsam Aug' in Auge gegenüber. (Augenlust. Eine poetische Studie über das Erlebnis und ein Totentanzalphabet. Geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.50. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Mit der unbefangenen Frische des Jünglings, mit dem frohen Bekennermut des Mannes legt hier Ponten Zeugnis ab von seinem innersten Fühlen und Wollen, von seinen höchsten und letzten Gedanken über „Gott, Gemüt und Welt“. Es ist das Glaubensbekenntnis eines „Weltfrommen“, eines freudigen Bejahers des Lebens. Seine „poetische Studie über das Erlebnis“ ergeht sich in freien, oft rhapsodischen Gedanken über die Kunst des Erlebens, die nicht nur der schöpferisch begabte, sondern jeder stark und gesund empfindende Mensch üben soll; sie lehrt es uns als eine Pflicht, das Schöne in den Dingen der Erde zu finden, es in sie hineinzusehen, in der Vergänglichkeit des Einzeldaseins uns des Unvergänglichen bewußt zu werden. — All diese Betrachtungen haben neben ihrem hohen individuellen Wert auch eine starke künstlerische Note, die sie erhalten durch die erstaunliche Plastik, mit der sich dem jungen Dichter die abstraktesten Gedanken veranschaulichen und die ihm jedes Reflektieren zum „Erlebnis“ macht. — In überraschender und doch organischer Weise ist mit diesen in Prosa geschriebenen Betrachtungen ein lyrischer Anhang verknüpft: ein Totentanzalphabet, das teils in reiner Lyrik, teils in Balladenform das alte Thema „Rasch tritt der Tod den Menschen an“ höchst eigenartig durchvariiert; hier lernen wir Ponten auch als vielversprechenden Lyriker kennen. So darf das Buch „Augenlust“ um seines inneren Gehalts wie seines Verfassers willen auf das Interesse jedes Literaturfreundes Anspruch erheben.

— Ein Meisterwerk zusammenfassender und gedrängter geographischer Schilderung, Friedrich Ratzels Büchlein „Deutschland. Einführung in die Heimatkunde“, ist jüngst, drei Jahre nach dem allzufrühen Tode des ausgezeichneten Forschers, in zweiter Auflage erschienen (Leipzig, Fr. Wilh. Grunow). Wenn der Verfasser in der Vorbemerkung zur ersten Auflage als das Ziel der Heimatkunde bezeichnete, daß der Deutsche mit seinem Lande vertraut werde wie das Kind mit seinem Vaterhause, und wenn er fand, daß vielen Deutschen diese genaue Kenntnis ihres Vaterlandes abgehe, so trifft heute, nach neun Jahren, nicht bloß das erste, sondern leider auch das zweite noch zu, und so wäre nichts mehr zu wünschen, als daß Ratzels kleines Werk immer größere Verbreitung im deutschen Volke fände. Mit mehr Geist und mehr Herzenswärme ist wohl kein Buch über einen ähnlichen Stoff geschrieben worden, und so gering sein Umfang ist, so reich ist die Anregung, die es bietet. Die Durchsicht der neuen Auflage hat Dr. R. Buschick besorgt, der sich mit Recht darauf beschränkt hat, die statistischen Angaben dem jetzigen Stande entsprechend zu ändern. Weniger zu loben ist es, daß der Verlag, noch konservativer, das dürftige Illustrationsmaterial der ersten Auflage — vier in Holzschnitt ausgeführte, für den heutigen Geschmack veraltete Landschaftsbilder — und den unschönen Einband unverändert beibehalten hat.

— Wilhelm Bölsches bekanntes Buch über Ernst Haeckel, das nicht nur das Leben und die Weltanschauung des berühmten Jenenser Naturforschers in populär fesselnder, feinsinniger Form schildert, sondern auch eine glänzend geschriebene Darstellung der Darwinschen Lehren und der sogenannten monistischen Weltanschauung enthält, ist soeben in einer Volksausgabe erschienen (Berlin und Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger.) Der Preis ist trotz der sehr aparten und gediegenen Ausstattung sehr niedrig angesetzt (geh. 1 Mark), und es ist nicht zu bezweifeln, daß das interessante und überdies durch bekannte Vorgänge der jüngsten Zeit besonders „aktuell“ gewordene Buch in seiner neuen Gestalt die weiteste Verbreitung finden wird.



Friedrich der Große und seine Generäle in Sanssouci
Nach einem Gemälde von Georg Schöbel



Von der Ministerbegegnung in Desio

Trotz der in neuerer Zeit laut gewordenen Zweifel an der Festigkeit des Dreibundes ist der Besuch, den der neue österreichisch-ungarische Minister des Auswärtigen, Freiherr von Aehrenthal, seinem italienischen Kollegen in Desio gemacht hat, und der sich daran anschließende Empfang des Ministers beim König von Italien unzweifelhaft über die Bedeutung eines bloßen Höflichkeitsaktes hinausgegangen und hat die Beziehungen zwischen den Regierungen der beiden Länder in einem besseren Lichte erscheinen lassen, als die Oeffentlichkeit sie bisher zu sehen glaubte. Freiherr von Aehrenthal traf in Desio, wo Minister Tittoni eine Villa besitzt, am 14. Juli abends ein, begleitet vom österreichischen Botschafter in Rom, Grafen von Lützow, der sich ihm in Mailand angeschlossen hatte. Die beiden Minister hatten am nächsten Tage eine längere Unterredung, in der dem Vernehmen nach die herzliche Freundschaft und das vollkommene Einvernehmen zwischen den beiden von ihnen vertretenen Ländern zum Ausdruck kamen. Am Abend reisten die beiden Minister nach Schloß Racconigi zum König Viktor Emanuel. Unterwegs ließen sie in Turin durch die Botschafter Oesterreich-Ungarns und Italiens am Berliner Hof dem Reichskanzler Fürst Bülow mitteilen, daß sie in Desio stets des Fürsten gedacht hätten und daß man jeden Augenblick Gelegenheit gehabt habe, sich des langen und treuen Bündnisses mit Deutschland zu erinnern — eine Kundgebung, die der Fürst mit gleicher Wärme erwiderte. In Racconigi wurden die Minister vom König Viktor Emanuel sehr herzlich empfangen; der Monarch unternahm mit Herrn von Aehrenthal eine Automobiltour im Park und stellte den Minister sodann der Königin vor. Nach dem Frühstück kehrten die Minister nach Turin zurück, von wo sich Freiherr von Aehrenthal zum Kaiser Franz Josef nach Ischl begab. Der Minister hat sich dahin ausgesprochen, daß die Unterredung mit König Viktor Emanuel einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht habe. Er habe in Racconigi wie in Desio die Ueberzeugung gewonnen, daß in Italien der König und die Regierung von dem aufrichtigen Wunsche beseelt seien, dem Dreibund mit allen Kräften zu dienen und das freundnachbarliche Verhältnis zu Oesterreich aufs gewissenhafteste zu pflegen. Von andrer Seite verlautet, daß bei der Zusammenkunft keine neuen Abmachungen getroffen worden sind, dagegen dem englisch-französisch-spanischen Mittelmeereinvernehmen ein österreichisch-italienisches maritimes Einvernehmen im östlichen Mittelmeerbecken behufs Aufrechterhaltung des Gleichgewichts gegenübergestellt wurde.



Von links nach rechts: Tittoni, Tittonis Töchterchen, Frhr. v. Aehrenthal, Frau Tittoni, Baron von Gagern, Graf Lützow, Bollati

Von der Ministerzusammenkunft in Desio

Zum Wechsel in der diplomatischen Vertretung Chinas

Nur verhältnismäßig kurze Zeit hat der chinesische Diplomat Yang-Tscheng, der erst Ende 1905 als Nachfolger Yiu-Tschangs von Wien nach Berlin versetzt worden war, das Reich der Mitte am Berliner Hof vertreten; er ist kürzlich abberufen und an seiner Stelle Tsung Poo Ki zum Gesandten in Berlin ernannt worden. Der neue Gesandte, der am 11. Juli



Phot. Graphia

Der neue chinesische Gesandte in Berlin Tsung Poo Ki

auf dem Wege über Sibirien und Rußland in der Reichshauptstadt eintraf und von einem großen Teil der schon recht stattlichen Berliner chinesischen Kolonie empfangen wurde, ist eine sehr schlanke Erscheinung mit einem scharfgeschnittenen, typisch chinesischen Gesicht, das hinter einer goldenen Brille zwei klug und freundlich blickende Augen beleben. Tsung Poo Ki ist mit den europäischen Verhältnissen von früher her wohlvertraut; er war vier Jahre lang chinesischer Gesandter in Paris, von welchem Posten er vor zwei Jahren abberufen wurde. Bevor er damals nach China zurückkehrte, machte er eine Reise durch Europa und war mehrere Tage auch in Berlin. Zuletzt war er Zivilgouverneur von Peking.

Von der Garibaldifeier in Rom

In ganz Italien ist am 4. Juli die hundertste Wiederkehr des Geburtstages Garibaldis als Nationalfeiertag begangen worden, mit besonderer Begeisterung und unter allgemeiner Beteiligung natürlich in Rom. Der König verfügte aus Anlaß der Feier eine Amnestie. In der Kammer hielt Präsident Marcora eine Gedächtnisrede auf Garibaldi. Die ganze Versammlung hörte die Rede stehend an. Ministerpräsident Giolitti ersuchte die Kammer, eine Dankbarkeitskundgebung für Garibaldi zu veranstalten, indem sie sogleich einen Gesetzentwurf zugunsten der Veteranen der nationalen Kriege genehmige. Der Entwurf wurde fast einstimmig angenommen und sodann die Sitzung zu Ehren Garibaldis aufgehoben. In den Straßen fanden vormittags Aufzüge der Schülerschaft statt, während die „Rothemden", die Veteranen, die dereinst unter dem Nationalhelden gedient haben, nachmittags zum Garibaldidenkmal auf dem Monte Gianicolo zogen. Die Läden waren geschlossen, alle Gebäude prangten im Flaggenschmuck. Der König wohnte auf dem Kapitol der Gedächtnisrede auf Garibaldi bei; er wurde auf der Hin- und Rückfahrt enthusiastisch begrüßt. Ein Zwischenfall ereignete sich, als der Festzug auf dem Korso vor der österreichischen Botschaft beim Quirinal vorbeidefilierte. Es fiel auf, daß der Balkon keinen Fahnenschmuck zeigte, und die Fahnenabteilung drehte die Fahnen als Zeichen des Protestes um.

Vom Besuch des Kaiserpaars am dänischen Hofe

Schloß Fredensborg, in dem Kaiser Wilhelm, die Kaiserin und Prinz Adalbert vor kurzem als Gäste des dänischen Königspaares einige Tage verweilten, bietet einen stillen, idyllischen Aufenthalt. Das Schloß, das etwa acht Kilometer im Nordosten des gleichfalls sehr bekannten Schlosses Frederiksborg bei Hilleröd auf Seeland am Esromsee gelegen ist und der dänischen Königsfamilie in der Regel als Herbstresidenz dient, wurde 1720 inmitten eines sehr schönen Parks erbaut und enthält wertvolle Gemälde. In diesem Park ist gelegentlich eines Spaziergangs, den Kaiser Wilhelm mit seinem Sohne und den dänischen Prinzen unternahm, die von uns wiedergegebene Gruppenaufnahme gemacht worden. Das dänische Königspaar hatte für den Besuch der Kaiserfamilie die Gemächer, die der Kaiser und die Kaiserin bewohnen sollten, ebenso geschmackvoll wie gemütlich neu ausstatten lassen und dabei die besondere Aufmerksamkeit gehabt, die einzelnen zu der Einrichtung gehörigen Gegenstände, soweit sie nicht wertvolle alte Stücke waren, in Deutschland anfertigen zu lassen. Der ganze Stil der Einrichtung der Kaisergemächer weicht von der spartanischen Einfachheit, die sonst in Fredensborg üblich ist, ab, doch wurde auch hier



Phot. Ch. Trampus

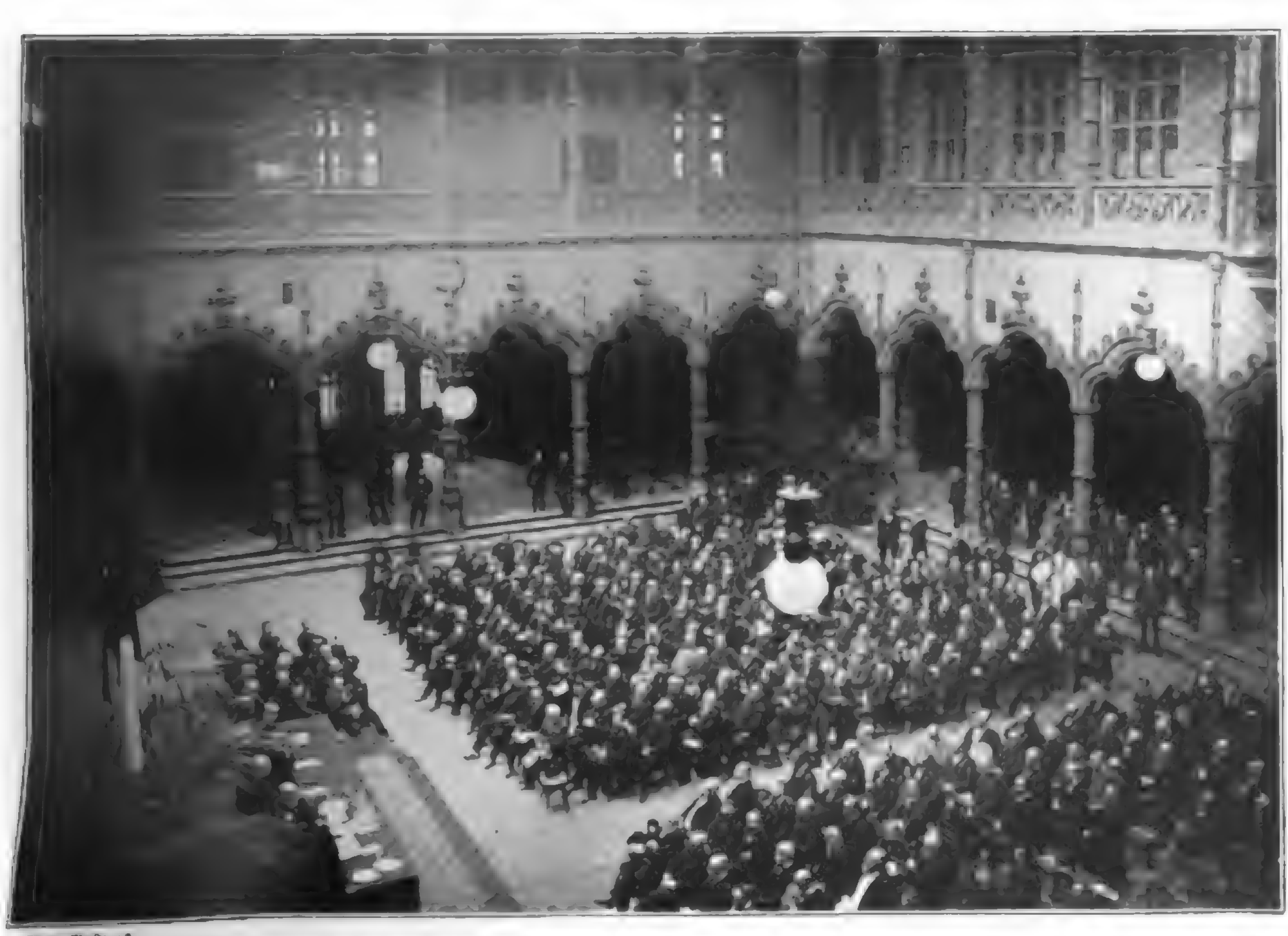
Von der Garibaldifeier in Rom: Die überlebenden Mitkämpfer Garibaldis vor seinem Denkmal



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft

Von links nach rechts: Prinz Harald, Kronprinz Christian, Kaiser Wilhelm, Prinz Georg von Griechenland, Prinz Waldemar, Prinz Adalbert

Vom Besuch des deutschen Kaiserpaares in Dänemark



Phot. Bastyns

Feier in der Antwerpener Börse beim Besuche der deutschen Burgermeister

üppiger Luxus überall streng vermieden. Das Gemach, das dem Kaiser als Arbeitszimmer diente, geht nach dem Schloßpark hinaus; es ist mit schönen alten Empiremöbeln und alten Gemälden ausgestattet.

Die deutschen Bürgermeister in Belgien

Ueber hundert Stadtoberhäupter, Vorsitzende von Handelskammern und sonstige Vertreter von Handel, Schiffahrt und Industrie Westdeutschlands unternahmen kürzlich auf Einladung und unter der Führung des Generaldirektors des Norddeutschen Lloyds in Antwerpen, Albert von Bary, eine viertägige Studienfahrt durch die bedeutendsten belgischen See- und Handelsstädte. Die Gäste wurden überall mit der größten Herzlichkeit und Gastfreundlichkeit aufgenommen und von König Leopold im Königspalais zu Brüssel aufs liebenswürdigste empfangen. Besonderes Interesse erregten bei den Besuchern die großartigen neuen Hafenanlagen in Antwerpen, das auf dem Wege ist, sich zum mächtigsten Hafen des europäischen Kontinents zu entwickeln.

Zur Reise des Staatssekretärs Dernburg nach Afrika

Staatssekretär Dernburg will sich nicht damit begnügen, die deutsche Kolonialverwaltung vom grünen Tisch aus zu leiten, als Mann der Praxis, der in erster Linie auf die Erzielung greifbarer Resultate hinarbeitet, will er vor allem durch eigne Anschauung sich über die Entwicklungsmöglichkeiten unsrer Hauptkolonien, vor allem unsers größten und zukunftsreichsten Kolonialgebiets, Deutsch-Ostafrikas, orientieren. Der Staatssekretär, der von dem Oberstleutnant Quade, dem Geheimen Baurat Baltzer und dem Rittmeister Graf Henckel von Donnersmarck begleitet wird, reiste am 13. Juli von Berlin nach München ab, wo er abends eintraf und bei dem preußischen Gesandten Grafen Pourtalès soupierte. Am nächsten Tage setzte er die Reise nach Neapel fort, dort begab er sich an Bord des deutschen Postdampfers „Feldmarschall“ und traf auf diesem am 19. Juli in Port Said ein. Für den Aufenthalt des Staatssekretärs in Deutsch-Ostafrika ist vom Gouverneur Freiherr von Rechenberg bereits ein vorläufiger Reiseplan ausgearbeitet worden, wobei alle für die wirtschaftliche Entwicklung der Kolonie besonders wichtigen Punkte und Gegenden berücksichtigt sind. Der Staatssekretär wird u. a. auf der Mrogoro- und auf der Ugandabahn fahren und auch eine Rundfahrt auf dem Viktoria Nyanza machen und von Mombassa am 24. September heimreisen.



Kuno Fischer †



Kolonialstaatssekretär Dernburg in Neapel

Kuno Fischer †

Der Nestor und berühmteste Vertreter der deutschen Philosophie, Geheimer Rat Kuno Fischer, ist in Heidelberg, wo er seit länger als einem Menschenalter ruhmvoll im Dienste seiner Wissenschaft wirkte, nach langem körperlichem Leiden am 5. Juli kurz vor Vollendung seines dreiundachtzigsten Lebensjahres gestorben. Kuno Fischer, der am 23. Juli 1824 zu Sandewalde in Schlesien geboren war, hatte sich schon 1850 an der Universität Heidelberg habilitiert, wurde aber drei Jahre später nach dem Erscheinen des ersten Bandes seiner „Geschichte der neueren Philosophie“ von der Regierung genötigt, seine Vorlesungen einzustellen. Nach drei Jahren wurde er zum ordentlichen Professor der Philosophie in Jena ernannt, wo er sechzehn Jahre blieb. Sein glänzendes Lehr- und Redetalent hob ihn rasch von Stufe zu Stufe; nach Zellers Abgang und auf dessen Empfehlung wurde Fischer dann 1872 nach Heidelberg zurückberufen. Dort hat er mit beispiellosem Erfolg die deutsche Jugend gelehrt und Begeisterung in ihr erweckt; Tausende von jungen und älteren Zuhörern haben seinen Worten gelauscht, um alsdann seine Ideen hinauszutragen in die Welt. Seine Vorlesungen umfaßten das ganze Gebiet der Philosophie, erstreckten sich aber ebenso wie seine überaus fruchtbare schriftstellerische Tätigkeit auch auf die Dichtkunst und Literaturgeschichte, und hier waren es besonders seine Kollegien über Goethes „Faust“, die berühmt wurden und eine außerordentliche Anziehungskraft ausübten. Es gibt in Heidelberg einfache Bürger, die durch Fischers faszinierende Vorträge für den „Faust“ so begeistert wurden, daß sie ihn auswendig lernten oder wie ein Brevier bei sich trugen. Noch an seinem 78. Geburtstag konnte Fischer in einer Ansprache an seine Zuhörer sagen, daß sein Leben bis dahin vollkommen vom Lehren erfüllt gewesen sei; er sei nie krank gewesen, habe nie Urlaub genommen. Erst in seinem 81. Lebensjahre trat der große Gelehrte, dessen robuste Kraft durch den 1903 erfolgten Heimgang seiner geliebten Gattin gebrochen war, von seinem Lehramt zurück.

Zum siebzigsten Geburtstag Johannes Trojans

Am 14. August wird Johannes Trojan siebzig Jahre alt. Eine stattliche Reihe von Büchern, in Versen und Prosa, hat dem feinsinnigen Poeten und Humoristen Freunde und Verehrer in allen deutschen Gauen erworben, noch mehr als sie aber hat der „Kladderadatsch“, dessen unermüdlicher und unerschöpflicher Mitarbeiter Trojan seit fünfundvierzig Jahren ist, den Dichter überall, wo Deutsche wohnen, populär und vielleicht zum meistgelesenen deutschen Schriftsteller der Gegenwart gemacht. Den Lesern dieser Zeitschrift hat Trojan selbst erst im vorigen Jahrgang (1906, Heft 12) mit einer liebenswürdigen autobiographischen Skizze einen tieferen Einblick in seinen Lebensgang eröffnet, wir brauchen daher sein Curriculum vitae nicht zu wiederholen und begnügen uns, sicher, im Namen aller unsrer Leser zu sprechen, dem verehrten Dichter, der trotz seiner siebzig Jahre sich eine ungebrochene Lebenskraft und ein junges Herz bewahrt hat, den herzlichen Wunsch darzubringen: Ad multos annos!



Johannes Trojan

Vom Delegiertentag der deutschen Journalisten- und Schriftstellervereine

Die diesjährige Tagung des Verbandes deutscher Journalisten- und Schriftstellervereine fand vom 16. bis 18. Juni in Dresden statt, und gleichzeitig damit hielt dort auch die Pensionsanstalt deutscher Journalisten und Schriftsteller ihre Generalversammlung ab. In der Eröffnungssitzung des Verbandes waren die sächsischen Minister Graf von Hohenthal, von Otto, von Metzsch und Generalintendant Graf von Seebach anwesend, die Stadt Dresden war durch Oberbürgermeister Beutler und Vizevorsteher der Stadtverordneten Rechtsanwalt Häckel vertreten. Minister Graf von Hohenthal hieß den Verband im Namen der sächsischen Regierung willkommen und führte aus, den Verhandlungen werde schon durch die Teilnehmer und ihren Einfluß allgemeines Interesse verliehen. Den Schriftstellern und Journalisten sei es möglich, ihren Anschauungen stets in der Oeffentlichkeit Ausdruck zu geben und man könne sie daher als die Erzieher des deutschen Volkes bezeichnen. Oberbürgermeister Beutler hieß die Gäste im Namen der Stadt Dresden willkommen, wo die Wiege des Verbandes gestanden habe, und wies auf die hohe Bedeutung der Presse für die Erziehung des deutschen Volkes zum Nationalbewußtsein und Selbstbewußtsein hin. Kommerzienrat Dr. Reichardt begrüßte den Verband im Namen des Vereins deutscher Zeitungsverleger und betonte die Solidarität der Interessen zwischen Schriftstellern, Journalisten und Verlegern. Verbandsvorsitzender Chefredakteur Vollrath führte darauf aus, daß es einen Interessenwiderspruch zwischen der Verleger- und Schriftstellerwelt nicht gebe. Er sprach die Hoffnung aus, daß beide Organisationen nebeneinander das gemeinsame Ziel der Hebung der Presse verfolgen möchten. Nach Erstattung mehrerer Geschäftsberichte gab Rechtsanwalt Lubszinsky-Berlin ein ausführliches Referat über das Thema Rechtsprechung und Haftung der Presse, und im Anschluß daran nahm die Versammlung zwei Resolutionen an, die auf die Heranziehung von sachverständigen Beisitzern zur Rechtsprechung in literarischen Prozessen und auf die Reform des Preßgesetzes gerichtet waren. Die weiteren Verhand-



Phot. Kinkhardt & Guzen

Vom Deutschen Schriftstellertag in Dresden: Fest auf dem Marktplatz von Wehlen

lungen der Delegierten erstreckten sich hauptsächlich auf Urheberrechtsfragen. Die Generalversammlung der Pensionsanstalt deutscher Journalisten und Schriftsteller faßte den bedeutungsvollen Beschluß, der Anstalt eine Witwen- und Waisenversicherung anzugliedern. König Friedrich August bekundete sein Interesse für die Versammlung, indem er das Präsidium des Delegiertentages und die Obmänner der Pensionsanstalt deutscher Journalisten und Schriftsteller im Residenzschloß in Audienz empfing. Unter den geselligen Veranstaltungen, welche die Verhandlungen angenehm unterbrachen, ist ein Ausflug nach dem nahegelegenen Wehlen zu erwähnen. Nach Schluß der Verhandlungen machten gegen 200 Teilnehmer noch einen Abstecher nach Leipzig, wo sie von dem Vorstand des Vereins Leipziger Presse begrüßt wurden. Sie besuchten das Deutsche Buchgewerbehaus, wo Dr. Volkmann eine Begrüßungsansprache hielt. Hierauf wurde das Rathaus besichtigt. Bürgermeister Dr. Dittrich begrüßte die Gäste namens der Stadt. An die Besichtigung schloß sich ein von der Stadt dargebotenes Frühstück im Ratskeller, wobei Bürgermeister Dr. Dittrich auf das Wohl der Gäste, Redakteur Geißler-Dresden auf die Stadt Leipzig toastete.



Prof. Donndorf — Phot. Louis Held

Eröffnung des Donndorfmuseums in Weimar

Das Donndorfmuseum in Weimar

Der bekannte, jetzt zweiundsiebzigjährige Bildhauer Professor Adolf von Donndorf, ein geborener Weimaraner, hat seiner Vaterstadt eine große Anzahl seiner Denkmalsmodelle zum Geschenk gemacht, und die Stadt hat zur Unterbringung dieser teilweise sehr umfangreichen Werke ein neues, modernes Museumsgebäude kleineren Umfangs errichtet, das sehr zweckmäßig angelegt ist und zugleich Räume für die Ausstellungen des Thüringer Ausstellungsvereins bildender Künstler enthält. Das neue Donndorfmuseum wurde am 30. Juni in feierlicher Weise eröffnet; Professor Donndorf, der mit seiner Familie zugegen war, hielt eine Ansprache, in der er nach einem kurzen Rückblick auf seine Künstlerlaufbahn mit dankbaren Worten seiner Vaterstadt, seiner Lehrer und seines fürstlichen Gönners, des verewigten Großherzogs Karl Alexander, gedachte. Der Gemeinderatsvorsitzende Kommissionsrat Döllstädt dankte unter Hinweis auf die vornehmsten Werke dem Künstler für sein reiches Geschenk, das eine weitere große Bereicherung der Kunstschätze Weimars bedeute. Professor von Donndorf ist am 16. Februar 1835 geboren. Preller, der seine Begabung für Plastik frühzeitig erkannte, empfahl ihn an Rietschel in Dresden, in dessen Atelier er 1853 bis 1861 arbeitete. Nach Rietschels Tode führte er als erste größere Arbeit die Figuren Savonarola, Petrus Waldus, Friedrich der Weise, Reuchlin und die trauernde Magdeburg aus. 1875 schuf der Künstler im Auftrage des Großherzogs Karl Alexander das Karl-August-Denkmal in Weimar, 1879 die meisterhafte Statue des Cornelius in Düsseldorf, dann das reizende Schumanndenkmal auf dem Bonner Friedhof. Das marmorne Burschenschaftsdenkmal in Jena und das Bachdenkmal in Eisenach sind gleichfalls Werke Donndorfs, ebenso wie die Kolossalbüsten Bismarcks und Moltkes vor dem Wilhelmspalast in Stuttgart. Dann schuf er das Bismarckdenkmal und das Kaiser-Wilhelm-Denkmal für Heidelberg, das umfangreiche Kaiserdenkmal auf der Hohensyburg und ein prächtiges Standbild des Bischofs Teutsch in Hermannstadt. Von den meisten dieser Werke sind Abgüsse im Donndorfmuseum aufgestellt. Professor von Donndorf ist Ehrenmitglied der Kunstakademie in Dresden. 1877 wurde er als Professor der Bildhauerkunst an die Kunstschule in Stuttgart berufen. Seine Geburtsstadt Weimar hat ihn zu ihrem Ehrenbürger ernannt.



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft

Bogenspanner von Nikolaus Friedrich, jetzt vor der Berliner Nationalgalerie aufgestellt

Skulpturen vor der Nationalgalerie

Die Verwaltung der Berliner Nationalgalerie hat kürzlich in der Nachbarschaft der berühmten Amazone von Tuaillon eine Reihe andrer Skulpturen, die bisher im Innern des Erdgeschosses ihren Platz hatten, in den vor dem Gebäude befindlichen gärtnerischen Anlagen aufstellen lassen und damit den Zugang zur Galerie reizvoll belebt. Es sind im ganzen acht lebensgroße Bronzebildwerke von Künstlern der neueren

Zeit, die sich dort im freien Tageslichte zeigen, ihre Wirkung wird leider ein wenig dadurch beeinträchtigt, daß sie im Stil nicht unerhebliche Verschiedenheiten aufweisen. Zu den völlig realistisch gehaltenen Werken gehört Adolf Brütts Fischerszene „Gerettet", die Darstellung eines alten Fischers, der ein den Wellen entrissenes junges Mädchen auf den Armen trägt, ferner Karl Janssens „Steinklopferin", zu den neuklassischen, antikisierenden Sußmann-Hellborns „Trunkener Faun" und der hier wiedergegebene „Bogenspanner" von Nikolaus Friedrich, ein Werk von echt plastischer Auffassung und edeln Formen.

Zum Petersprozess

In München, wo in der letzten Zeit ein Sensationsprozeß den andern abgelöst hat, ist am 2. Juli die Urteilssprechung in dem von dem ehemaligen Reichskommissär Dr. Karl Peters gegen den Redakteur Gruber wegen Beleidigung angestrengten Prozeß erfolgt. Der Beklagte wurde zu 500 Mark Geldstrafe verurteilt, doch läßt sich dieser für Dr. Peters günstige Ausgang des Prozesses noch nicht als eine unzweideutige Rehabilitierung des von vielen Seiten heftig befehdeten und noch immer durch die im Jahre 1897 gefällten Urteile des Disziplinargerichtshofs belasteten Vorkämpfers der deutschen Kolonialpolitik ansehen, zumal von beiden Parteien Berufung gegen das Urteil eingelegt worden ist und eine neue Erörterung des Falles bevorsteht. Möglicherweise werden einzelne Zwischenfälle des Münchner Prozesses in ihren Konsequenzen den Anstoß dazu geben; zunächst schien es, als ob die beiden entschiedensten Verteidiger des Dr. Peters, Generalleutnant von Liebert und Dr. Arendt, berufen wären, seine Angelegenheit einer weiteren Klärung entgegenzuführen. Bekanntlich hatte speziell General von Liebert in Ausdrücken, die sich im Munde eines preußischen Offiziers allerdings seltsam genug ausnehmen, das Disziplinargericht, das Dr. Peters verurteilt, angegriffen, so daß man allgemein annahm, er werde deswegen zur Verantwortung gezogen werden. Der Reichskanzler hat diesmal aber Milde walten lassen. Er hat den frondierenden General zu einer Aeußerung veranlaßt, und da dieser in aller Form revoziert und depreziert hat, so dürfte der Fall Liebert damit wohl erledigt sein. Hoffentlich läßt sich der politisierende General das eine Lehre sein und läßt sich nicht wieder durch sein allerdings ganz unpolitisches Temperament zu derartigen Aeußerungen hinreißen. Weitere Klarheit über den Fall Peters dürfte zunächst der bevorstehende Prozeß mit der Kölnischen Zeitung bringen; die Stellung des vornehmen rheinischen Organs ist von vornherein viel günstiger als die der Münchner Post.



Phot. M. Dietrich & Co.

1. Dr. Peters, 2. Dr. Arendt, 3. Gouverneur a. D. von Liebert
Vom Petersprozeß in München

Der Hubertustempel in München

In aller Stille und ohne das Gepränge einer öffentlichen Feier ist vor kurzem in München der vor dem Nationalmuseum errichtete Hubertustempel in Gegenwart des Prinzregenten, dem die Stadt dieses höchst eigenartige Werk gewidmet hat, eingeweiht worden. Adolf Hildebrand, der geniale Bildhauer, der es im Verein mit dem Architekten



Phot. Stuffler Der Hubertustempel vor dem Nationalmuseum in München. Entworfen von Adolf Hildebrand



Phot. Atelier Schaul

Herzog Albrecht von Württemberg mit seinen Kindern auf dem neuen Dampfer der Hamburg-Amerika-Linie „König Wilhelm II."

Karl Sattler geschaffen hat, hat hier in meisterhafter Weise das wohl noch nie mit gleicher Unmittelbarkeit erfaßte Problem gelöst, die Poesie und die Stimmung des deutschen Waldes in architektonischen Formen und Materialien zum Ausdruck zu bringen. Der schön gegliederte, von einer achteckigen Kuppel gekrönte Bau enthält im Innern ein von gewölbten Gängen umzogenes ovales Bassin, in dessen Mitte auf einem einfachen Sockel die Figur eines Hirsches mit dem Strahlenkreuz zwischen dem Geweih steht. Neben dem Tempel wird sich dereinst, ebenfalls von Hildebrands Hand geschaffen, ein Reiterdenkmal des Prinzregenten erheben.

Der neue Hamburger Postdampfer „König Wilhelm II."

Der Stettiner „Vulkan" hat vor kurzem für die Hamburg-Amerika-Linie einen Doppelschraubendampfer fertiggestellt, der ein Schwesterschiff des „König Friedrich August" ist und den Namen „König Wilhelm II." erhalten hat. Er ist wie jener für den La Plata-Dienst der Gesellschaft bestimmt; er läuft 15½ Knoten in der Stunde und übertrifft daher alle auf derselben Route fahrenden Hamburger Schiffe an Schnelligkeit. Die Länge des prächtigen Schiffes beträgt 149, die Breite 16,8, die Seitenhöhe bis zum Oberdeck 10,4 Meter. Sein Bruttoraumgehalt stellt sich auf etwa 10000 Registertonnen, seine Wasserverdrängung bei 8,2 Meter Tiefgang auf 15050 Tonnen. Der Dampfer besitzt zwei vierfache Expansionsmaschinen von zusammen 7200 Pferdestärken. Die beiden vierflügeligen Bronzeschrauben haben einen Durchmesser von 5,3 Metern. Die Kesselanlage besteht aus drei zylindrischen Doppelenderkesseln und einem zylindrischen Einenderkessel mit zusammen 21 Feuern; der Dampfdruck beträgt 15 Atmosphären. Den Strom für elektrische Beleuchtung liefern drei Dynamomaschinen von je 400 Ampere bei 110 Volt. Für die Erhaltung der richtigen Temperatur in den Proviant- und Ladekühlräumen stehen zwei Kühlmaschinen zur Verfügung. Das Schiff ist unter Aufsicht und nach den Vorschriften des Germanischen Lloyd erbaut; es besitzt einen durchlaufenden Doppelboden und acht wasserdichte Querschotten. Seine Laderäume haben einen Inhalt von 270800 Kubikfuß, die Proviantkammern und Proviantkühlräume sind 25500 Kubikfuß groß. Die Kajüteneinrichtung des Schiffes umfaßt vier aus Wohn-, Schlaf-, Toilette- und Baderaum bestehende Luxuszimmer sowie 120 geräumige und luftige Kabinen mit zusammen 249 festen Betten und 77 Sofabetten. An Gesellschaftsräumen stehen den Passagieren ein Speisesaal, ein Gesellschaftszimmer, ein Rauchzimmer, eine geräumige Halle mit zahlreichen Sitzgelegenheiten, breite Wandelgänge, ein Kinderzimmer, ein Barbier- und Damenfrisierzimmer, eine Turnhalle und so weiter zur Verfügung. Außerdem besitzt der Dampfer Raum für etwa 650 Zwischendeckspassagiere. Die Besatzung des Schiffes wird aus etwa 200 Personen bestehen. Die Probefahrt des neuen Dampfers, die von Swinemünde über Helgoland nach Hamburg ging und einen höchst befriedigenden Verlauf nahm, machte als Vertreter des Königs von Württemberg der Herzog Albrecht von Württemberg, kommandierender General des XI. Armeekorps (Kassel), mit. In Saßnitz kamen die sechs Kinder des Herzogs, vier Knaben und zwei Mädchen, zum Besuch ihres Vaters an Bord und verblieben dort den Tag über. Am 17. Juli gelangte das Schiff nach Helgoland, wo auf Wunsch des Herzogs gelandet wurde. In der Nacht wurde die Fahrt langsam elbaufwärts fortgesetzt und am 18. erfolgte die Ankunft in Hamburg, wo der Herzog bis zum Abend blieb.



Photo by Clarke & Hyde

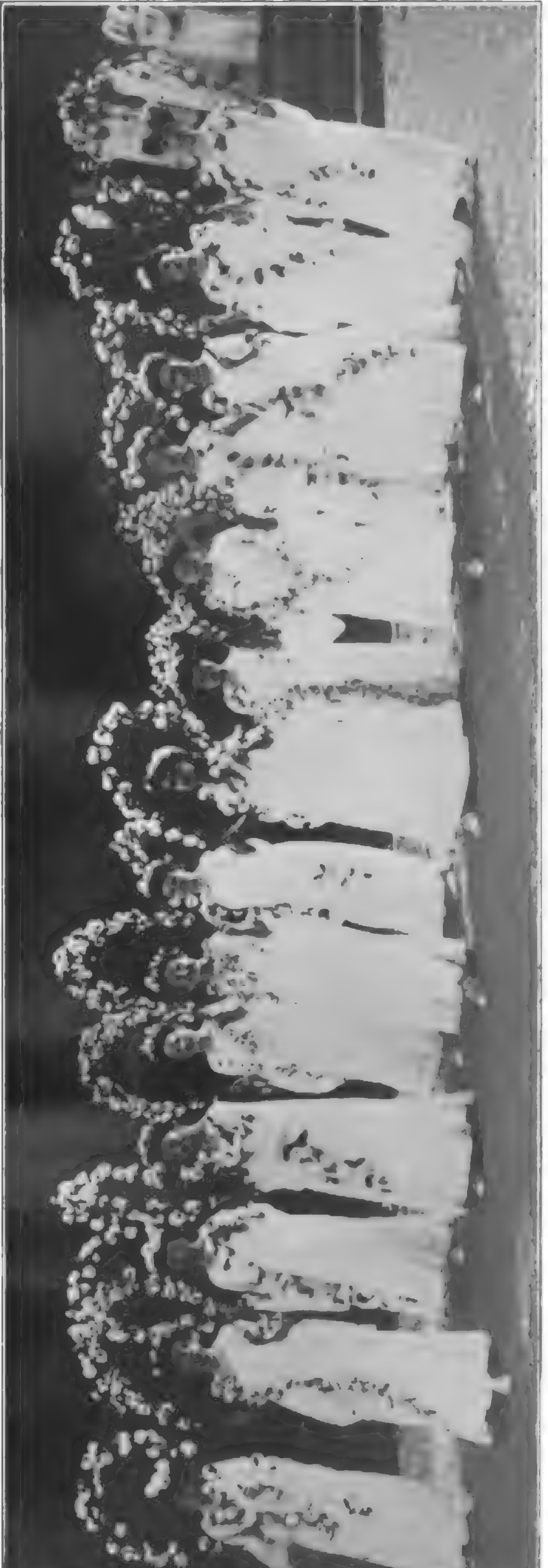
Die Enthüllung des Denkmals des Herzogs von Cambridge in London

Die Enthüllung des Denkmals des Herzogs von Cambridge in London

Am 15. Juni fand in London in Gegenwart des englischen Königspaares, des Prinzen und der Prinzessin von Wales, der Spitzen der Armee und der Marine sowie der übrigen Behörden die Enthüllung des von Captain Adrian Jones geschaffenen Denkmals des Herzogs von Cambridge statt. Zugegen waren ferner der Generaladjutant des Deutschen Kaisers, Feldmarschall von Hahnke, und eine Offiziersdeputation des preußischen Infanterieregiments von Goeben. Bevor die Hülle fiel, hielt König Eduard eine kurze Ansprache, die mit den Worten schloß: „Ich möchte noch ein Wort sagen, um meine Anerkennung auszusprechen für die hohe Ehre, die Kaiser Wilhelm mir dadurch erwiesen hat, daß er den Generalfeldmarschall von Hahnke gesandt hat, um der Enthüllung des Denkmals beizuwohnen. Dies zeigt, in welcher Weise der Herzog gewürdigt wird." Die deutsche Deputation legte zwei prachtvolle Kränze am Fuße des Denkmals nieder; der erste davon war ein Lorbeerkranz des Kaisers Wilhelm. Als König Eduard die aufgestellten Truppenabteilungen besichtigte, forderte er Generalfeldmarschall von Hahnke auf, ihm zur Seite zu gehen. Nach der Enthüllungsfeier wurde der Generalfeldmarschall der Königin und den Prinzessinnen vorgestellt. Sodann besichtigte der König mit dem Prinzen von Wales und dem Generalfeldmarschall von Hahnke Abteilungen der Regimenter des verstorbenen Herzogs und später das neue Kriegsministerium, wo Kriegsminister Haldane die Führung übernahm. Später folgten die deutschen Offiziere, die während ihres ganzen Aufenthalts in London Gäste des Königs waren, einer Einladung zur Frühstückstafel bei dem König und der Königin im Buckinghampalast. Auch sonst wurden die deutschen Offiziere vielfach ausgezeichnet.

Das Mannheimer Rosenfest

Eine der schönsten und großartigsten Veranstaltungen auf der Mannheimer Gartenbauausstellung war das Rosenfest, das vom 22. bis 24. Juni mit außerordentlichem Glanz und feinstem künstlerischem Geschmack gefeiert wurde. Den Schauplatz und Rahmen des Festes bildete der von Bruno Schmitz geschaffene Nibelungensaal, der größte, etwa 8000 Personen fassende Konzertsaal Deutschlands. Er war in seiner ganzen Ausdehnung, an der Decke, an den Pfeilern und Galerien hin über und über mit Rosen und Rosengirlanden in allen Farben geschmückt, hinter deren dichtgedrängter Fülle das Mauerwerk vollständig verschwand. Auf einem mächtigen Podium war der Thron der Rosenkönigin errichtet, umgeben von zwölf jungen Birkenstämmen. Fanfarentöne verkündeten den Beginn des Festes. Zwischen Birken und Rosen erschien die Rosenkönigin (dargestellt von einer Tochter des Reichstagsabgeordneten Bassermann) in einem golddurchwirkten Gewande, hinter ihr ein großes Gefolge von rosengeschmückten Schäfern und Schäferinnen, von Rosen, Rosenknospen und andern Blumen, dargestellt von Mannheimer Damen und Kindern. In entzückenden, fortwährend wechselnden Bildern und Reigen brachte diese anmutige Schar der Rosenkönigin ihre Huldigung dar, und besonders reizvoll wirkte die sich daran anschließende Huldigung der Prinzessin Mai und des Prinzen Waldmeister, die von zwei fünfjährigen Kindern dargestellt wurden. Die zweite Abteilung des Festes bildeten ein Schmetterlingsreigen und eine Huldigung des klassischen Altertums vor der Rosenkönigin. Dazwischen ertönten aus dem Birkenhain drei Volkslieder zu Ehren der Rose, von einem Frauenchor gesungen. Zuletzt schwebte die vielhundertköpfige Schar von Blumen und Knospen in verschiedenen Tanzarten durch den Saal, um dann die Huldigung vor der Rosenkönigin in einer eindrucksvollen Apotheosegruppierung ausklingen zu lassen. Inszeniert hatte das prächtige Fest der Mannheimer Intendant Dr. Hagemann mit Hilfe der Ballettmeisterin seines Theaters, Emmy Bratschko, und mit Unterstützung von Robert Flügel-Köln und Kurt Hoppe-Mannheim, welche die Dekoration des Saales besorgten.



Phot. G. Tillmann-Matter

Von den Jubiläumsfeierlichkeiten in Mannheim: Rosenreigen in der Ausstellung

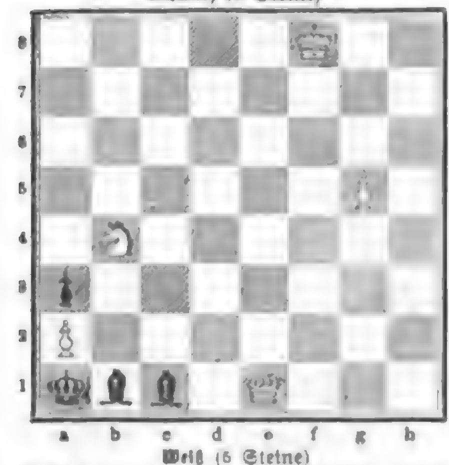
Für müßige Stunden

Schach (Bearbeitet von E. Schallopp)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, welche die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, diese stets mit der römischen Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

Aufgabe I

Von N. Höeg in Kopenhagen
(„Nationaltidende")
Schwarz (4 Steine)



Weiß (5 Steine)
Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Schachbriefwechsel

Bartzono. Wir verstehen nicht, was Sie an der Aufgabe VII (in Heft 11 vor. Jahrg.) auszusetzen haben. Es scheint, Sie haben den Ke3 für die Dame angesehen; dann allerdings wäre Schwarz matt. Aber schauen Sie sich gefälligst den schwarzen König (auf g5) genau an, dann werden Sie wissen, wie der weiße König auszusehen hat. Die weiße Dame steht auf f1 — wofür haben Sie denn die gehalten?

Partie Nr. I

Gespielt zu Chicago am 16. März 1907. — Elfte Partie des Wettkampfs.

Holländische Partie

Weiß: F. J. Marshall. — Schwarz: Dr. E. Lasker.

Weiß	Schwarz	Weiß	Schwarz
1. d2—d4	f7—f5	27. Kc1—d2 [8])	La7×d4
2. e2—e4	f5×e4	28. c3×d4	Tc8—c2†
3. Sb1—c3	Sg8—f6	29. Kd2—e3	Tc2×g2
4. Lc1—g5	c7—c6	30. Tf1—f2	Tg2—g3†
5. f2—f3 [1])	Dd8—a5 [2])	31. Tf2—f3	Td8—e8†
6. Lg5×f6	e7×f6	32. Ke3—f2	Tg3×f3†
7. f3×e4	Lf8—b4	33. Kf2×f3	Lf7—g6 [9])
8. Dd1—f3	d7—d5	34. Sa4—c5	h7—h5
9. Sg1—e2	0—0	35. Td1—a1	h5×g4†
10. e4×d5	Da5×d5	36. h3×g4	Lg6—c2
11. Df3×d5	c6×d5	37. g4—g5!	Kg8—f7
12. 0—0—0	Tf8—d8	38. Ta1—a7†	Kf7—g6
13. a2—a3 [3])	Lb4—a5	39. g5×f6	g7×f6
14. h2—h3	Sb8—c6	40. Kf3—f2	Te8—h8
15. g2—g3	Lc8—e6	41. Ta7—d7	Th8—a8
16. Lf1—g2	Le6—f7	42. Kf2—e3	Ta8—a2
17. Tb1—f1	Ta8—c8	43. Ke3—d2!	Ta2×b2
18. Sc3—a4	La5—c7	44. Kd2—c3	Tb2—b1
19. Se2—f4	b7—b5! [4])	45. Td7×d5	f6—f5
20. Sa4—c3 [5])	b5—b4	46. Td5—d8	f5—f4
21. a3×b4 [6])	Sc6×b4	47. Td8—f8	Lc2—f5
22. Sf4×d5	a7—a5	48. Sc5×b3	f4—f3
23. g3—g4	Lc7—b6	49. Sb3—d2	f3—f2
24. Sd5—b4	a5×b4	50. Tf8—g8†	Kg6—f7
25. Sc3—a4?	b4—b3!	51. Tg8—g2	
26. c2—c3 [7])	Lb6—a7	Als unentschieden abgebrochen.	

[1]) Ein Bauernopferangebot im Interesse der Entwicklung. Lasker selbst spielte so gegen Pillsbury in Paris 1900.

[2]) Auch e4×f3 6. Sg1×f3 e7—e6 kann geschehen.

[3]) Weiß verliert viel Zeit. Lasker empfiehlt 13. Se2—f4 Lb4×c3 14. b2×c3 Sb8—c6 15. c3—c4 d5×c4 16. Lf1×c4† Kg8—h8 17. c2—c3.

[4]) Durch diesen unerwarteten Zug erobert Schwarz einen Bauern.

[5]) Nicht 20. Sa4—c5 wegen Sc6×d4 21. Td1×d4 Lc7×f4† 22. g3×f4 Sd4—e2† 23. Kc1—d2 Se2—g3.

[6]) Nicht besser wäre 21. Sc3×d5 b4×a3 22. b2×a3 Lc7×f4† 23. Sd5×f4 Sc6×d4.

[7]) Sofort verderblich ist 26. Sa4×b6 wegen Tc8×c2† 27. Kc1—b1 Lf7—g6 28. Kb1—a1 Tc2—c7.

[8]) Weiß muß Deckung für seinen Sa4 schaffen, der durch Lf7—e8 verloren gehen würde.

[9]) Schwarz hätte jetzt nicht zu schnell vorgehen sollen. Kg8—f8 verdiente vielleicht den Vorzug.

Homonym

Der Rechtsgelehrte führt es,
Der Chemiker studiert es. — Eta.

Scharade

Herr Klug ist stets auf seinen Ruhm bedacht,
Doch steht ein wenig er in dem Verdacht,
Daß hie und da das Wort er habe.
Als ich nun neulich frug:
„Was lesen Sie, Herr Klug?"
Sprach er geziert: „Die schönste Labe
Für meinen Geist bleibt stets Philosophie.
Drum hatt' ich mir Kants Werke angeschafft
Und habe deren Studium jetzt vollendet;
Ich muß gestehn, so was las ich noch nie!
O, wie entzückt mich seine Geisteskraft,
Wie bin von seinem Stile ich geblendet!
Ja, Kant ist wahrhaft interessant,
So klug wie er ist keiner je gewesen!"
„So leihn Sie mir vielleicht den Kant,"
Sprach ich, „da Sie ihn nun gelesen."
„Gern," sprach Herr Klug mit freundlichem Gesicht
Und reichte mir das Werk — doch war das Wort es nicht.
Ich sah ihm ins Gesicht: Verlegen blickt' er fort,
Er war erkannt, er hatte hier das Wort. — Dr. Sch.

Palindrom

Er hatte vorwärts auf rückwärts getroffen
Und gleich gewonnen sehr lieb;
Doch durfte er leider dabei nichts hoffen,
Weil vorwärts wie rückwärts verblieb. — Dr. K. K. v. Fr.

Logogriph

Ich bin als Kleidungsstück bekannt,
Kopf ab, so werd' ich oft genannt
Beim Kartenspiel; den Hals nimm fort,
Nun ist's, was übrig bleibt vom Wort. — K. Br.

Silbenrätsel

Eins-Zwei hat jedes Säugetier,
Ein Wurfgeschoß ist Drei;
Das Ganze aber speisen wir
Mit Sauerkraut dabei. — Dr. K. K. v. Fr.

Rätsel

Als mächt'gen Herrscher lerntest du
Mich in der Schule kennen,
Den ein Verlorner seinen Schutz
Und Retter durfte nennen.

Die letzten Zeichen ändre du:
Ein Helfer doch geblieben
Den Schiffen, die auf wilder See
Vom Sturm umhergetrieben. — K. Br.



Phot. Ferd. Jahn, Dresden-A.

Junger Bär auf dem Bärenstein (Sächsische Schweiz)



Die *Firma* **BLANKENHORN & Co.** verwendet seit Jahrzehnten für die Herstellung ihrer Marke „Champagne *Strub*" ausschliesslich Edelgewächse der Champagne, die sich wegen ihrer Feinheit, Frische und Eleganz in hervorragender Weise als Rohprodukt für die Herstellung von Schaumwein eignen.

Eigenes Einkaufshaus in Reims: 18 Rue Ruinart de Brimont.

Briefmappe

M., Monte E. bei Lissabon. Ihre Rätsel sind für uns leider unverwendbar.

Frl. M. B. in Jena. Ihre Lösung kommt reichlich spät, ist aber richtig.

A.-B. Für Ihre Zwecke dürfte sich am besten die im Verlage von Dr. F. Ledermann in Berlin erscheinende Halbmonatschrift „Aus fremden Zungen", Spezialorgan für die erzählende Literatur des Auslandes, eignen. Tageszeitungen, an die Sie sich mit Aussicht auf Erfolg wenden könnten, sind u. a. die „Frankfurter Zeitung", die „Vossische Zeitung" (Berlin), die „Münchner Neuesten Nachrichten", die „Kölnische Zeitung". Literarische Bureaux und Agenturen: Richard Taendler, Berlin W., Friedrich-Wilhelmstraße 12; M. W. Sophar, Charlottenburg, Niebuhrstraße 78; Richter & Kappler, Literarisches Institut, München; Greiner & Co., Literarischer Verlag, Berlin W., Potsdamerstraße 39; Internationale Verlags-Anstalt, Berlin W., Geisbergstraße 29.

Viator. Der Deutsche Touristentag findet vom 31. August bis 2. September 1907 in Annaberg im Erzgebirge statt. Der Verband deutscher Touristen-Vereine zählte seinen letzten Mitteilungen zufolge am 1. April dieses Jahres 56 Vereine mit 151 845 Mitgliedern und 1622 Zweigvereinen.

M. O. in F. Die für 1909 projektierte Internationale photographische Ausstellung in Dresden darf als gesichert gelten. Am 11. Mai ist die Gründung des Direktoriums erfolgt und damit der Rechtskörper für die Ausstellung geschaffen. Nachdem nun auch der Süddeutsche Photographenverein die Absicht einer besonderen Ausstellung im Jahre 1909 in München zugunsten des Dresdner Unternehmens aufgegeben und beschlossen hat, sich rege an diesem zu beteiligen, sind die Fachleute ganz Deutschlands, mit nur einzelnen Ausnahmen, vereinigt, um etwas Großes und Gediegenes zu schaffen. Ein einheitliches Ganzes wird durch einen Gesamtarbeitsausschuß gewährleistet, in dem die Vorsitzenden der Gruppenausschüsse vertreten sind. Es ist damit eine Organisation geschaffen, die eines geschlossenen festen Mittelpunktes nicht entbehrt, deren Glieder aber nach vielen Seiten gleichzeitig auf Grund eigner Ideen und in der Richtung ihrer speziellen Aufgaben arbeiten können. Das Bureau der Ausstellung befindet sich Dresden-Altstadt, Neumarkt 1, Hotel Stadt Berlin, wohin alle Zuschriften zu richten sind.

Arthur M. S. in Chicago. An Wasserheilanstalten und Sanatorien ist in Deutschland kein Mangel, und auch solche, die den von Ihnen aufgezählten speziellen Anforderungen entsprechen, sind in Mittel- und Süddeutschland wohl zu finden. Wir glauben Ihnen auf Grund zuverlässiger Informationen besonders die unweit München im Isartale 700 Meter über dem Meer gelegene, zurzeit von Dr. med. Alexander Wiszwianski geleitete Kuranstalt Ebenhausen empfehlen zu können, die den lokalen Verhältnissen nach alle von Ihnen genannten Bedingungen (ruhige Lage, Höhenluft, Nähe einer großen Stadt) erfüllt und ihren Einrichtungen, Kurmitteln und so weiter nach völlig auf der Höhe der Zeit steht. Einen Prospekt mit näheren Angaben wird Ihnen die Verwaltung ohne Zweifel auf Wunsch gern senden.

Frau Julie K. in Stuttgart. Die Adresse der Erfinderin des in Nr. 28 geschilderten und abgebildeten Handwebestuhls lautet: Frl. Hamkens, Berlin NW. 52, Calvinstraße 28.

N. K. M. F. Für Ihre Gedichte haben wir leider keine Verwendung. Wir bitten um Angabe Ihrer Adresse, wenn Sie die Rücksendung der Manuskripte wünschen.

Alle Damen lieben



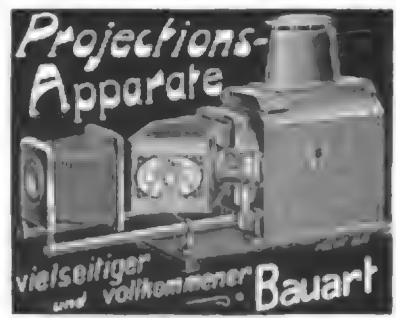
durch reinen, rosigen Teint weiße Haut zu bestechen, was erreicht wird durch

Dr. Schweitzer's
Crême Sosa,
welches Sommersprossen, Mitesser und alle Hautunreinigkeiten sicher entfernt, M. 1.50.

Dr. Schweitzer's
Poudre Sosa
entfernt
unliebe Haare
diskret, sicher, ohne Schaden, M. 1.—.

Versand nur durch die
Engelapotheke, Heilbronn.

Stotterer find. dauernde Heil., Unterr. i. fremd. Sprach. usw. Prosp. gratis. Schloss Mayenfels, Pratteln, Schweiz.

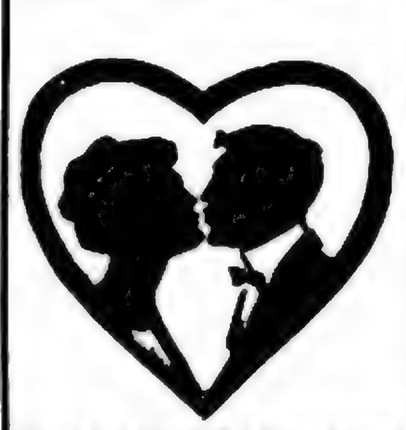


Für alle Zwecke:

Glas-, Papier- und Film-Bilder, mikroskopische Präparate, chem. elektr. usw. Versuche. Vollständig neuartige, leistungsfähige Formen! Für **Familienkreise, Amateurphotographen, Vereine und Schulen.**

Alle Nebenapparate, Brenner, Objektive, Glas-Bilder usw. Neue ausführliche Liste 73 kostenfrei. Alleinige Fabrikanten:

Gebr. Mittelstrass, Magdeburg 19.



Von höchstem Wohlgeschmack
sehr nahrhaft, leicht verdaulich und sehr preiswert sind **Kuchen** und **Puddings**, wenn nach Dr. Oetker's Recepten mit

Dr. **Oetker's**
Backpulver und Puddingpulver
bereitet

Receptbücher gratis und franco von
Dr. A. Oetker, Bielefeld

Salzbrunner Oberbrunnen

Seit 1601 medicinisch bekannt.

Aerztlich empfohlen bei Erkrankungen der Atmungsorgane, Magen- und Darmkatarrh, Leberkrankheiten, Nieren- und Blasenleiden, Gicht und Diabetes.

Versand der Herzoglichen Mineralwasser von Ober-Salzbrunn.



Furbach & Strieboll
Bad Salzbrunn i/Schl.

Neu! Der lustige Maler. Neu!

Humoristisches Malbuch mit lustigen Versen von Franz Rösler.
Mit zahlreichen farbigen Bildern.

2 Hefte zu je 40 Seiten, leicht kartonirt à ℳ 1.20 } und
Beide Hefte in einen Band gebunden ℳ 2.50 } Porto.

Eine überraschend leichte u. einf. Anleitg. z. Malen zahlreich. Bilder mit humorvollen Versen. Jedem Hefte u. Bande liegen 5 Malpappen (D. R. G.-M. 309 541) bei, die Zirkel u. Lineal ersetz. Lust. Beschäftigs.- u. Unterhaltungsbuch f. 6—12jähr. Kinder.

Alfred Hahns Verlag in Leipzig, Johannisgasse 3.



Aus Industrie und Gewerbe

(Aus dem Publikum)

Sonne, Speise, Sirolin sind die Mittel, mit denen die moderne Medizin gegen die Lungenkrankheiten erfolgreich ankämpft. Unter den physikalischen Heilfaktoren nimmt nebst der reinen Luft das Sonnenlicht die erste Stelle ein. Daher die Erfolge des Aufenthalts im Höhenklima. Daß in der diätetischen Behandlung gute, entsprechende Ernährung von großem Nutzen ist, bedarf nicht erst bewiesen zu werden. In der medikamentösen Behandlung der Lungenkrankheiten nimmt das „Sirolin Roche“ die hervorragendste Stelle ein, da es nicht nur von günstiger Wirkung auf die Atmungsorgane ist, sondern auch den Appetit und die allgemeine Ernährung sichtlich hebt.

Zur Körperpflege

Eine orthopädische Vorrichtung zur Gesichtspflege ist „Charis“. Bekanntlich senken sich die Gesichtsmassen mit zunehmendem Alter, es bilden sich Stirn- und Augenfalten (Krähenfüße) und sogenannte Tränenbeutel; das Augenlid selbst wird faltig, das sinkende Wangenfleisch bildet Hängebacken und zwischen Nasenflügel und Mundwinkel Furchen, ferner das unschöne Doppelkinn und die herabhängenden Mundwinkel. Der Apparat „Charis“ besitzt nun Vorrichtungen, die der nachteiligen Veränderung der Gesichtsform und Gesichtszüge entgegenwirken beziehungsweise sie verbessern und ausgleichen. Wird der Apparat genügend lange vorschriftsmäßig und regelmäßig angewandt, so können die genannten Vorteile für den Teint sicherlich eintreten und die Erschlaffung der Haut und die Falten und Runzeln können schwinden. Das Teintmittel „Sei gegrüßt“, das sich mit „Charis“ zusammen gebrauchen läßt, besteht aus einem trockenen Gemisch und einer milchähnlichen Flüssigkeit (Emulsion), die zusammen ungefähr die Wirkung der Sandmandelkleie und des Kummerfeldschen Waschwassers vereinigen. Bei regelmäßiger, vorschriftsmäßiger Anwendung kann dieses Mittel sehr wohl zur Verschönerung des Teints dienen. Bezugsquelle: Frau Schwenkler, Berlin W., Potsdamerstraße 86.

Für Haus und Küche

Heidelbeeren mit Dr. Oetkers Salizyl in Flaschen einzumachen. 10 Pfd. gut verlesene und gewaschene Heidelbeeren werden nach dem Ablaufen in einem blanken kupfernen Kessel oder in einem Emailtopf zum Kochen gebracht. Nachdem sie unter vorsichtigem Rühren einige Male aufgewallt sind, nimmt man sie vom Feuer, mischt ein Päckchen Dr. Oetkers Salizyl darunter und füllt sie sofort mit Hilfe eines Trichters in weithalsige, saubere und trockene Flaschen, die man mit abgebrühten Korken gut verschließt. Die Flaschen werden aufrechtstehend im Keller aufbewahrt. Die Heidelbeeren werden beim Gebrauch nur mit fein gestoßenem Zucker nach Geschmack vermischt und geben ein vorzügliches, erfrischendes Kompott, speziell für Eierpfannkuchen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart. — Verlag und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg.
In Oesterreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr in Wien I.



Briefe und Sendungen nur an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

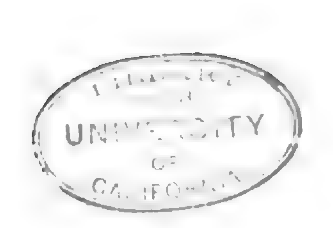

SIROLIN
SIROLIN

Handschriften-Beurteilung

Für Abonnenten kostenfrei. Gesuche sind unter Beifügung der Abonnementsquittung an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Käthchen. Eine tüchtige Hausfrau, die in ihrem eignen Heim am vorteilhaftesten zur Geltung kommt und sich dort auch wohler und glücklicher fühlt als in großer Geselligkeit und einem Kreis, in dem Eleganz und Aeußerlichkeiten maßgebend sind (einfache, gleichmäßige Schrift ohne starke Bewegung und viele Schnörkel). Sie sind pünktlich, ordentlich, gewissenhaft und pflichtgetreu (sorgfältige, exakte Formierung der Buchstaben, exakte Punktierung und so weiter). Eigensinnig und beharrlich, geben Sie nicht nach, wenn Sie etwas erreichen wollen (Häkchenendungen in f „auf" und f „streift"). In der Stimmung sind Sie von großer, ruhiger Gleichmäßigkeit (gerade Linienbasis, gleiche Höhe und Lage der Buchstaben). Recht schlagfertig (siehe Anstrich im J „Jugendjahre") und so weiter.

C. R., Berlin. Innere Harmonie und Ausgeglichenheit fehlen (wechselnde Schriftlage), Sie sind wechselnd in der Stimmung und ungleich in der Energie (neben starken Druckstellen (siehe R in „Ragaz") auch wieder fadenförmig auslaufende lange Minuskeln (wie f in „Maienfeld"), Sie sind oft heiter und schlagfertig (siehe geschwungener Anstrich im S in „Schweiz"), aber anderseits auch leicht verletzt, und dann wenden Sie sich kühl ab (d etwas zurückgebogen in „Maienfeld"), oft ohne daß Ihre Um-





Einführung in den Dienst
Nach einem Aquarell von Hans von Bartels

Die Schweizer Reise

Eine lustige und empfindsame Sommergeschichte

von

Hans von Kahlenberg

(Schluß)

Sechstes Kapitel

Ziegenpfade, Wetterlaunen und der Gornergrat

Die Karnin war tödlich erschöpft auf dem Bahnhof in Brieg angekommen. Ihr Plan war gewesen, von Riederalp nach Mörel abzusteigen und dort einen Wagen zu nehmen. Tina, trotz dem leidenden Fuße, befürwortete mehr denn je Fußmärsche; sie vermeinte die Eingeschlossenheit nicht länger ertragen zu können. Selbst im Regen marschierte sie mit Genuß, er war ihr gerade angenehm; die Kapuze des Wettermantels schützte ganz und gar, nichts wie ihre Nasenspitze, immer gerötet jetzt und mit einem braunen Sattel drüber, sah vor. Es kümmerte Tina nicht, sie wurde grausam gegen ihr Gesicht und ihre Haare; wirklich beklagenswert fand sie nur, daß fast alle Berghotels so mangelhafte Badeeinrichtungen haben. Nirgends ist das Bedürfnis nach gründlicher Körperreinigung dringender, noch so bereitwillig angebotene Wannen und Becken reichen da nicht aus. Ja, Tina fand das einen Fehler! Bahnen und Autos erreichten sie hoffentlich noch lange nicht, das warme Wasser dafür aber desto eher!

Wie in einem Zelt saß man unter seinem Mantel und reiste an. Im Nu war sie von oben bis unten weiß, konnte das prachtvolle Schauspiel der Nebelkämpfe genießen. Jedesmal erneute sich das Wunder der Welterschaffung, der letzte Nerv erbebte, das vollendete Werk urplötzlich goldig, froh und strahlend zu sehen. Und sofort setzte auch das Leben mit kleinen, winzigen Vögelchen, mit Ziegen, Bergschafen, braunen Jungen und sonnverbrannten schweigsamen Männern ein.

Die störten nie, waren nirgends unangenehm! Selbst die Karnin verstand trefflich, mit den Eingebornen umzugehen. Sie sprach alle Sprachen der Welt mit der gleichen Fertigkeit und erstaunlichster Geläufigkeit. Ihre Art, auszufragen und sich zu belehren, gefiel den Leuten. Sie besaß natürliches Herrschertalent, Dienende hielten sie für etwas Besonderes, gehorchten ihr wie einer Königin.

„Es ist merkwürdig, daß alle gewöhnlichen Leute den Fremden grüßen und freundlich sind," sagte Tina, „während unter gebildeten Menschen irgendwie und sogleich Haß und Feindschaft besteht. Mich überläuft der Blick immer kalt, womit eine elegante müßige Dame die andre mustert. Warum hassen sie sich so?"

„Weil sie sich kennen," sagte die Karnin.

„Ich hab' darüber in Hotels Studien gemacht," erzählte Tina. „Ziehst du dich ganz zurück, bist du verdächtig, es bilden sich die abenteuerlichsten Legenden. Trittst du hervor, bist freundlich und gesprächig, erregt es Neid. Warum beschäftigen sich die Leute überhaupt mit den Angelegenheiten ihrer Mitmenschen?"

„Weil ihre eignen zu unausgiebig sind," sagte die Karnin. „Wir" — diesmal war sie so gnädig, Tina mit einzuschließen — „sind für diese Art Pöbel Theater."

Das Mädchen meinte: „Es macht mich immer traurig, zu denken, wie es solche Existenzen gibt, so hohl, so leer, daß sie wirklich an ganz fremden Leuten Anteil nehmen müssen. Aber ich habe unglaubliche Sachen gesehen! Einmal fuhr ich mit zwei älteren Damen in der elektrischen Bahn vom Zoologischen Garten zurück. Seit Wochen beobachteten sie ein illegitimes Liebespaar; wenn die eine keine Zeit hatte, hinzugehen, übernahm die andre die Wache. Jede Bewegung dieses Tristan und dieser Isolde wurde von ihnen angemerkt; ausdrücklich betonten beide, daß sie die Leute gar nicht kannten — sie spielten mit dem Gedanken, daß es nun eigentlich Zeit wäre, dem Ehemann einen Brief zu schreiben, anonym natürlich! Dergleichen ist doch purste Bosheit."

Die Karnin seufzte.

„Eine Deutsche, eine Berliner Bankiersfrau, erzählte mir mal, daß sie Briefe einer neben ihr wohnenden berühmten Halbweltdame aus einem gewissen Behältnis wieder herausgefischt und gelesen hätte," fuhr Tina fort. „Das Gemeine ihres Tuns und des Erzählens entging ihr ganz. Arme Leute!"

„Wir müssen eben für eine höhere Kultur, für die Nachwelt wirken," sagte die Karnin.

„Ach, diese Sorte wird's immer geben!"
„Man übersieht sie."
„Sie übersehen uns nicht."
„Warum leuchtest du?" tröstete sich die Karnin mit den Schlußworten der alten Fabel vom Glühwurm und der Kröte.
„Mich erschreckt im Verkehr mit Frauen," sagte Tina, „diese Tiefe zweckloser und kleinlicher Bosheit oft. Ich begreife jede zweckvolle Bosheit, Gift und Dolch der Borgias! Ich kann selbst hassen, aber diese Gehässigkeit ohne Grund verstehe ich nicht. Sie entsetzt mich, macht mich förmlich schüchtern. Ich schäme mich dann vor mir selbst, daß es dergleichen gibt."
„Der Müßiggang gebiert sie und das eigne Minderwertigkeitsgefühl. Bosheit ist die Rache des Ewig-Gewöhnlichen am Hervorragenden."
„Sie richtet sich nicht immer nur gegen das Hervorragende, manchmal gegen Kleines, Schwaches, nur Mitleidwürdiges. Ja, selbst dagegen habe ich Gehässigkeit erlebt."
„Man muß sie eben nicht sehen," sagte die Karnin, „sich selbst eine Welt bauen."
Tina sagte schmerzlich: „Ich sehe sie. Ich habe zu viel Respekt vor der Welt, die ist. Von ihr komme ich nicht los, suche immer sie zu verstehen."
„Sie haben eben keine Phantasie," erklärte die Karnin großartig. „Mich trägt meine Phantasie wie der Adler über jede Kleinlichkeit und Alltäglichkeit hinweg."
Beide zogen ziemlich brüderlich an Matten und Waldrändern entlang, Tinas Fuß bewirkte einen gewissen Ausgleich. Die Karnin schnaufte, blieb alle Augenblicke stehen; zum Andenken an Herrn Cathrein hatte sie drei Butterstullen mit Marmelade vom Frühstückstisch eingesteckt. Sie lobte ihn kauend voll Rührung.
„Der prächtige Mann! Den mag ich wirklich gern! Er ist zu lieb! Einen Bruder hat er, der Pater ist und Bücher über die Frauenfrage geschrieben hat. Unser geistlicher Herr war doch auch zu nett! Eigentlich sollte nur ein Priester über Frauen schreiben dürfen."
Die Karnin überkamen manchmal elegische Anwandlungen; darin bestritt sie, daß Männer, irgendein Mann überhaupt, in eine Frauenseele eindringen könnten; das Geschlecht war eben aus viel gröberem Stoff geformt. „Auch der Prinz versteht Sie nicht, Tina!"
Tina lächelte. „Er ist besser als ich," sagte sie.
„Ja, wirklich, Sie haben etwas Kaltes!" rief die Karnin eifrig. „Sie sind grausam und gefühllos. Ich, ich bin eine Seele und die Gutmütigkeit selbst! Ich heiratete den Prinzen sofort, weil er mich liebte."
„Ach, täten Sie das?" fragte Tina.
Tina wußte, daß die Welt ohne weiteres denken würde, sie heiratete Otto Kandersteig des Titels und seiner Stellung wegen. Man würde sie, Tina Ardennes, für den gewinnenden Teil bei dieser Heirat halten; auch das kränkte ihren Stolz.
„Uebrigens ist er doch Fürst."
„Nicht regierender, und aus einer Nebenlinie," sagte Tina. „Was besagt das!"
„Ich glaube, daß Sie wahnsinnig ehrgeizig sind," bemerkte die Karnin.
Das Mädchen war errötet: „Warum?"
„Ah, warum erröten Sie?"
„Ich spreche doch nie von meinem Ehrgeiz," sagte die Baronin unwillig.
„Grade drum." Tina liebte nicht, wenn die Karnin zu scharfsichtig wurde; man konnte sie immer rasch ablenken, indem man sie auf ein unerschöpfliches Thema, sie selbst, ihren Ruhm und ihre Taten, brachte.
„Sie haben die Kaiserin Max gekannt?"
„Nun ja, sie huldigte mir wie alle Fürsten," sagte die Karnin. „Sie kam in mein Atelier, nahm Stunden bei mir und schrieb mir Briefe."
Es fiel Tina auf, daß die Karnin alle Berühmtheiten nur nach ihrem freundlichen oder feindlichen Verhalten gegen sie selbst einschätzte. Sie machte aus ihrer Parteilichkeit gar kein Hehl. „Der hat mich da und da gelobt, deshalb lobe ich ihn. Jener greift mich an, und ich hasse ihn deswegen."
‚Sie ist ehrlich; die andern denken ebenso, würden's nur nicht eingestehen,' sagte sich das Mädchen.
Die Sonne war mit großer Kraft durchgebrochen, alles verdunstende Wasser schuf eine feuchte Schwüle, durch die man wie in einem Dampfbad schritt. Auf die schneidende Kälte von gestern hin waren die Damen viel zu warm gekleidet. „Ja, wie soll man sich eigentlich hier in der Schweiz anziehen?" fragte die Karnin. „Man kommt sechsmal an jedem Tag in alle Temperaturen. Im Tal brät man, auf der Höhe ist's eisig, mittags glühend, abends Grönland. Dabei reisen die Menschen zu ihrer Erholung!"
Eine Schweizer Eigentümlichkeit bleibt, daß die Wege trotz Baedeker und Meyer so schlecht angegeben sind. Böswillige unter den Reisenden behaupten, daß eine Absicht vorliegt, um überall Führern oder Eingebornen Verdienst zu schaffen. Idealer Veranlagte sehen darin den Wunsch, die ewige Wahrheit: „Segen ist der Mühe Preis" und „Von der Stirne heiß rinnen muß der Schweiß" zu sittlicher Kräftigung immer wieder einzuprägen. Großstädter zahlen ja bekanntlich auch schon für die Vorspiegelung einer Schwierigkeit. Jedenfalls wünscht man dann im Maultier das sittliche Bewußtsein ebenfalls rege zu halten, und dies Aermste bedarf doch gewiß keiner Veredlung!
Dieser Weg also teilte sich an jener ganz einsamen Stelle zum mindesten in drei. In solchen

Lagen wählt der Normalmensch den, der verhältnismäßig am gangbarsten aussieht, die meisten Fußspuren aufweist — er sollte, wie so häufig schon, ins Verderben führen.

Mitten zwischen Matten und Heustadeln ging's nicht weiter. Die Karnin weinte und rief ihre Götter an; sie verzagte wunderbar rasch, um ebenso schnell allerdings wieder aufzuleben. Tina, die für Haltung und Spartanertum war, erbitterte solche Quecksilberhaftigkeit. Sie ließ sie ziemlich gefühllos allein, den Unsichtbaren der Wiesen und Haine klagend, und eilte selbst in der Richtung eines Ausblicks vorwärts. Die Karnin fand Tollkühnheit, in diesem wilden Lande ohne Weg überhaupt nur einen Schritt zu tun, erklärte, hier säße und hier stürbe sie.

Tina lief, die Hitze wurde sehr stark, alle ihre noch vom Morgenreif nassen Kleidungsstücke dampften, ihr Fuß schmerzte wieder.

Keine Menschenseele war zu erblicken, hinter jeder Holzwand, wo sie anschlug, blieb es stumm. Sie hörte auch die jammernde Karnin nicht mehr, nur neue Hügelrücken tauchten nach dem Ueberschreiten der ersten Kette auf. Sie liefen wie Meereswellen in die Unendlichkeit mit ihrem angenehmen, satten Grün. Endlich sah sie unten in das Rhonetal. Der Fluß zog sich als lichtes Silberband neben der schneeweißen, staubbepuderten Landstraße; man bemerkte Kirchtürme und Gebäude einer Stadt.

„Eine Landstraße!" sagte Tina, beinahe faltete sie die Hände vor Rührung. Seit vierzehn Tagen kletterte sie nur auf Gletschern und Ziegenpfaden, sie war das Eggishorn in tollem Wettlauf mit einem Amerikaner schnurgerade durch Gestrüpp und Steinbrüche heruntergesprungen, mit offenen Haaren und glühendem Gesicht im Hotel angelangt. Dergleichen Knabenstreiche konnte Tina begehen. Man durfte sie nur mit Engländern und Amerikanern wagen, allenfalls mit Otto Kandersteig, wenn sie allein auf der Jagd oder in den Bergen waren.

Allein vertrug sie sich mit Otto. Sobald andre dabei waren, trat ein Zwang zwischen sie; der Gedanke an ein steifes, geordnetes, langweiliges Eheleben mit ihm, unter Brüdern, Schwestern und Eltern und Tanten war Tina unausstehlich.

Sie stieß einen wilden Juchzer aus, verfolgte einen kreisenden Weih mit ihren scharfen Augen. Wie er sich stolz wiegte, sich brüstete in Luft von eigentümlich durchsichtiger, leuchtender Klarheit und Frische, die immer noch die der Höhen war!

Tina wartete eine Stunde auf die Karnin und mußte schließlich umkehren, um sie zu suchen. Sie zankten sich nach allen Regeln der Kunst, die Karnin hatte erwartet, daß Tina zu ihr zurückkäme und sie abholte, Tina verwies sie auf ihre Selbständigkeit und die eignen Füße.

„Nein, Sie sind nicht gut!" weinte die Karnin. Um ihre Haut nicht zu entstellen, wischte sie den Salztropfen sofort mit der Milch nach. „Der Fürst hätte sich sicher um mich gekümmert!"

„Sie können ja mit ihm reisen," sagte Tina. „Er ist viel zu gut für Sie."

„Wahrscheinlich. Ich brauche keine Güte."

„Sie könnten sie aber mal brauchen," sagte die Karnin warnend.

„Dann wär' ich lieber gleich tot!" sagte Tina. „Denken Sie, ich würde hilflos, verkrüppelt oder bettelnd irgend jemand zur Last fallen, ich!"

Die Karnin war aufrichtig entrüstet: „Wie Sie nur den Mut finden, so etwas zu sagen! Jedem von uns kann ein Unfall oder eine Krankheit zustoßen."

„Das können wir selbstverständlich nicht verhindern," sagte Tina. „Wir brauchen's doch aber nicht hinzunehmen. Einen Strick oder eine Pistole hat man immer zur Hand."

„Pfui! Wie Sie gottlos sind!" schalt die Karnin.

„Erlauben Sie mal," sagte Tina, „was in Ihren eignen Ueberzeugungen hindert Sie, Ihrem Leben, wenn Sie es unerträglich finden, ein Ende zu machen. Nichts! Das Altertum, Friedrich der Große, Bismarck fanden ein solches Ende unter Umständen das einzig ehrenhafte und würdige. Nur Sie, Sie lieben eben das Leben zu sehr, Sie würden nie freiwillig sterben."

„Gewiß nicht," sagte die Karnin schaudernd. „Ich möchte neunzig Jahr, hundert, hundertundzwanzig alt werden!"

„Sie sollen es!" rief Tina. „Es lebe das Leben!" Sie hüpfte in ausgelassenen Sprüngen, es machte ihr Freude, daß ihr Fuß noch weh tat; jetzt sollte er gezwungen werden!

Kein einziges Mal mehr sah sie sich nach der armen Karnin um. Der Weg war ein Ziegenpfad allerübelster Sorte, steil, steinig, schattenlos, eher dem Bett eines Baches oder einer Regenrinne ähnlich.

Der Weg war furchtbar! Er verschaffte Tina eine gewisse Genugtuung der Selbstkasteiung.

Sie dachte: ‚Hier kommen wir her aus angenehmen, gepflegten, schattigen Parkgründen, Nachtigallen schlagen des Abends. Wir essen Gefrorenes, liegen gemächlich in einem Schaukelstuhl und lesen Romane. Pfui Teufel, Romane! — Frau von Bernis blieb im Besitz ihres letzten Prévost und des Tagebuchs einer Verlorenen. — Diese elenden Romane! Hier bin ich eine Ziege, einfach eine Ziege. Wenn ich hungrig wäre, fände ich auch nichts wie Gras oder Baumknospen zu essen.'

Sie hüpfte und tanzte ihren Berg hinunter. Ein alter Bettler saß unter einem Kreuz über der steilen Steinwand. Tina fragte ihn nach dem Wege, er murmelte nur Unverständliches, die Kiefern hin und her schiebend. Er schien vollkommen stumpfsinnig,

ein Stück Urweltwüste. Tina gab ihm ihre kleine Münze und verfolgte ihr Bachbett weiter.

Dieses wurde immer steiler und wüster. Die Massa stürzte mit wildem Geheul zur Rhone hinunter, sie donnerte, toste, kochte in einem zu engen Bett; erschreckende, fortreißende Jugendkraft lag im Gefäll aller dieser Gebirgswässer.

‚Sie sind so wenig vorsorglich,‘ sagte sich Tina erfreut. Es kränkte sie förmlich, daß der Mensch diese Gewässer einzwang, um ihre Kraft auszunutzen. Sie entsann sich des berühmten Gefängnisses der Rhone in Genf, ungeheurer sich drehender Räder, eines ganzen Marterapparates von Stangen und Schrauben, tief ins Dunkle versenkt, um ihren jungfräulichen Leib zu packen und einzuspannen, damit er ihre elenden Maschinen für den Hausbedarf trieb, ihnen kochte und wusch.

„So machen sie's ja auch mit uns!“ sagte das wilde Mädchen, die unbändige, schäumende Gefährtin unten grüßend. — „Ihr habt doch mehr Freude so als Wildling! Mir gesteh's nur! Und schöner seid ihr, schöner!“

Kecker, rein körperlicher Wagemut, den man im Mädchen mühsam unterdrückt, überkam sie wieder. „Ja, als Kinder sind wir alle tollkühn,“ sagte sie, „Mädchen wie Knaben; Leonidas, Achilles, Tell und Ferdinand von Schill sind unsre Helden. Was bricht uns nachher, macht uns zu Puppen und Damen?“

Der lange, schmerzvolle Zwangsvorgang stellte sich ihr deutlich vor; man vergewaltigte wohl nie, man war nur erstaunt, mild betrübt, meistens ja wohl bloß erstaunt! Tina Ardennes ist so unbändig, hieß es überall, ihre nachsichtigsten Freunde nannten sie apart.

War sie wirklich apart? Allein mit der Natur fühlte sie sich niemals abseits oder wunderlich. Sie waren eins, sie und die Massa, die Bäume, die Wolken und Weihen.

Sie wartete im Nesselgestrüpp am Rand der Chaussee auf die Gefährtin. — Die Karnin war beinahe in die Massa gestürzt. Ganz gewiß! Nur ein Wunder hatte sie gerettet.

Tina lachte.

Die Frau war noch ganz ergriffen und weich gestimmt über die Möglichkeit eines solchen Verlustes für die Welt. „Denken Sie sich, es hätte in allen Zeitungen gestanden! Unser Inkognito wäre gelüftet worden.“

„Ich bin der Welt eine Unbekannte,“ sagte Tina hochmütig. „Ich will überhaupt nicht, daß jemand mich kennt.“

„O, aber ich bin bekannt genug!“

Das Mädchen betrachtete einen Querriß in ihrem kurzen grünen Lodenröckchen. „Ich kenne niemand.“

„Auch den Fürsten nicht?“

„Er ist mir ganz egal.“

„Das würden Sie ihm selbst nicht sagen,“ meinte die Karnin, die nun einmal zur Empfindsamkeit neigte, wo es sich um Liebespaare handelte.

„Ich hab' es ihm hundertmal gesagt,“ erwiderte Tina wahrheitsgetreu.

„Aber es ist Ihnen nicht Ernst?“ Die Karnin glaubte an die Liebe wie an alle bunten Spielsachen des Lebens. „Sie haben doch zum Beispiel auch hier auf mich gewartet. — O Herr Cathrein, warum mußte ich aus Ihrer väterlichen Obhut fort? Ist das Mörel?“

„Das ist Brieg,“ sagte Tina, „nach dem Baedeker.“

„Mein Gott! Mein Gott! Ich bin statt fünf Stunden sieben gegangen — ich!“ Die Karnin durchkostete die Empfindung des Reiters auf dem Bodensee. „Wenigstens sparen wir jetzt den Wagen.“

„Den und das Mittagessen höchst wahrscheinlich auch, wenn wir zum Zug zeitig genug ankommen wollen.“

„O Herr Cathrein!“ rief die Karnin noch einmal.

Der Zug nach Zermatt war wie immer in der hohen Saison bis auf den letzten Platz gefüllt. Tina sah aufmerksam aus dem Fenster, obgleich die Karnin, zwei Bergstöcke, zwei Kartons, die Milchflasche, zwei Säckchen, Tinas Koffer nebst Tasche, Baedeker, Wettermantel und Schal endlich untergebracht waren. Die Karnin erlebte über den Koffer fortwährend schadenfrohe Triumphe; auf den Bergen langte er gewöhnlich zwei Tage nach ihnen an, fuhr anderthalb Tage früher wieder ab. „Ihr Gepäck ist wirklich sehr nützlich für Sie,“ bemerkte sie gegen Tina.

Tina tröstete sich, indem sie aus dem Baedeker vorlas, daß man auf acht Tage mit einem Flanellhemd, ein paar Strümpfen und einigen Taschentüchern nebst Pantoffeln reichlich genug ausgerüstet sei. Wie dachte sich der reisekundige Herr die feldmarschmäßige Ausrüstung einer Dame?

„Erwarten Sie noch jemand?“ erkundigte sich die Karnin anzüglich.

„Ich sehe nur Ihre zwei Verehrer,“ erwiderte Tina.

Der Karnin folgte immer eine Schar wißbegieriger Jünger, denen sie mit ihren Reiseerfahrungen aushalf. Für diese Leute bedeutete eine Reise den Kampf ums Dasein in verschärfter Form, ihre natürlichen Gegner waren Kellner, Hotelwirte, Führer, Gepäckträger, die Händler aller Arten.

Die Karnin war in dieser Form der Kriegführung Meisterin, ein besonders schwieriger Kampf reizte nur die Löwin in ihr, sie hatte in Konstantinopel, in Schottland, in Monte Carlo Triumphe errungen, diese elenden Schweizer sollten ihr nur kommen!

Wahrhaft schmerzlich berührte die Karnin nur, wenn sie Leute fand, die ihre Kunst noch besser verstanden als sie. Sie war dann für einen ganzen Tag tatsächlich gekränkt und tiefsinnig, bis ein neuer Triumph ihr Selbstgefühl wieder kräftigte. Ihre Feinde nannten sie solcher Begabung wegen ein Bettelgenie; diese Leute taten ihr entschieden unrecht.

Die Karnin war zurzeit darüber empört, daß man, um auf den Gornergrat zu gelangen, achtzehn Mark bezahlen mußte; trotzdem dachte sie nie einen Moment daran, den Gornergrat aufzugeben. Der Gornergrat sollte der Glanzpunkt ihrer Reise sein, versetzte sie in vorahnende Verzückung.

Rechts und links von der Bahnlinie tauchten die Schneehäupter auf, das prachtvolle Weißhorn, das Täschhorn und der Dom, ein eigentümliches Prickeln unausgelöster Erregung weckend. Die arme Karnin wimmerte vor Hunger, Tina gelang, ihr zwei Eier und ein paar Pflaumen zu kaufen: für die Pflaumen hatte sie einen Franken bezahlt, die Karnin aß sie seufzend, im Bewußtsein, „Silber" zu kauen.

Man sah Zermatt. Darüber erhob sich die in ihrer Formation einzigartige, losgelöste, mit ungeheurer Wucht emporgestoßene, spitze und drohende Kuppe des Matterhorns, des Bergs der Berge, jeder Kühnheit, dem Ehrgeiz aller Bergsteiger ein Ziel. Es zeichnete sich trotz wunderbar blauen Himmels nicht ganz klar ab, weiße Dampfschwaden, als ob ein Vulkan rauchte, entstiegen dem grandiosen Gerüst.

Station Gornergrat! Alles drängt sich aus den kleinen gelben Wagen, jede Nation, Norweger, Deutsche, Franzosen, ist vertreten; etwa eine Viertelstunde hat man über graues Geröll, steil genug noch, bergan zu steigen.

Auf den schönsten Aussichtspunkt der Welt hat eine Hotelgesellschaft den plumpen, häßlichen Steinkasten des Pavillons Bellevue hingekleckst, davor steht ein noch scheußlicherer Verschlag, worin die unvermeidlichen Ansichtspostkarten feilgehalten werden. Man fragt sich, ob gegen solche Tempelschändung keine Behörde einschreiten müßte. Schließlich ist die Schweiz auf die Fremden angewiesen, diese verdienten Rücksichten.

Dann schimpft keiner mehr, keiner drängt oder murrt.

Hier ist das Hochgebirge, Schneefelder, Gletscheradern und wunderbar herrliche, überkühne Profile, Zacken, Kuppeln, Nadeln, breite Rücken, mächtige Massivs mit weißer, fleckenloser Brust, Kastor und Pollux, die Zwillinge, großes und kleines Matterhorn, Dent blanche, Gabelhorn, Dom, Alphubel, Cima di Jazzi.

Sie stehen schweigend im Ring unter dem betörend warmen Blau, so nah, daß man glaubt sie fassen zu können. Der Schnee schimmert von ihren zerklüfteten Hängen, wie Gewandfalten entströmen ihnen die Gletscher, jedes Menschenwerk verschwindet — jedes!

Das bewegt sich niemals, ruht, reckt den granitnen Wall gegen den Himmel.

„Wenn es die Welt kostet, hier oben muß ich die Nacht bleiben und den Sonnenaufgang sehen!" sagte die Karnin.

Tina und die Karnin blieben bis zehn Uhr draußen.

Das Mädchen wachte sehr früh auf. Der Morgenstern stand funkelnd über dem Monte Rosa. Die Welt war weiß, vom Schnee durchleuchtet, wie in flutende Milch getaucht.

Nun fliegt die höchste Dufourspitze des Monte Rosa ein Rosenschimmer an, bleibt hängen, der nächstgelegene Zacken glüht auf. Das Matterhorn leuchtet jetzt, der keusche edle Dreizack des Weißhorns, die frohe Fackel macht die Runde, springt zur andern Seite über, wo Mischabel, Alphubel, Rimpfisch- und Strahlhorn erwachen. Die ganze Pyramide des Matterhorns bis zum breitlagernden wuchtigen Sockel steht in Morgenglühn getaucht, das sich vertieft und beinahe violett wird, je schwerfälliger und undurchdringlicher der Steinleib bleibt. Prächtig in ihren Hermelinmänteln grüßen die Pairs die königliche Allmutter.

Das gewaltigste Heldengedicht von der Giganten Wollen und Tod vollendet sich im Raum einer Viertelstunde. Keine Wolke hängt im strahlend blauen Himmel, die Fürsten warten wieder, weiß und schweigend.

Auf der Plattform stehen vier oder fünf frierende, in seltsame Kostüme vermummte Menschenwesen. Sie sehen das, nennen sich Namen.

Sehnsucht treibt ihnen Tränen in die Augen, sie empfinden ihre Ohnmacht in einer großen Traurigkeit.

Dafür gleiten all ihre kleinen Traurigkeiten von der geläuterten Seele ab, ertränken sich.

„Keinesfalls gebe ich hier einen Pfennig Trinkgeld," erklärte die Karnin.

Die kleinen gelben Wagen klimmen langsam bergauf, schütten neue Touristenlasten aus; die betrachten sich das Schauspiel schnatternd oder schweigend und gehen wieder.

Hier oben ist's zu kalt für die meisten Menschen; sie müßten erfrieren hier, schwermütig und elend werden.

Sie ziehen Riffelalp vor; Zermatt ist ein Basar mit eleganten Kleidern und hellen Sonnenschirmen, großen Hotels und Korso in der engen Dorfstraße.

„Fort, fort!" sagte Tina. „Ich kann nicht atmen hier!"

Glücklicherweise hatte Herr Krause das Hotel Schwarzsee ausgewählt, selbst die Karnin strebte wieder auf die Höhen.

„Man erstickt hier und ich will mein ordentliches Mittagessen haben."

„Morgen besteige ich das Matterhorn oder den Monte Rosa," erklärte Tina. „Ich muß eine wirkliche Hochtour machen."

„Aber Tina, der Prinz Otto!" mahnte die Karnin.

„Gerade seinetwegen," sagte des Fürsten Freundin. „Er soll sehen, daß ich ein selbständiger Charakter bin."

„Er erfährt es doch gar nicht," wagte die Karnin einzuwerfen."

Tina lächelte zweideutig: „Er wird's schon erfahren!"

„Warum soll er sich ängstigen?" forschte die Frau.

„Ich bange mich auch," sagte das Mädchen.

„Vor der Bergbesteigung?"

Die Karnin sollte nie ganz genau erfahren, wovor Tina Ardennes sich bangte.

Siebentes Kapitel

Der Monte Rosa

Es war zwei Uhr, als Tinas Führer gegen die Holzwand schlug, die ihr Abteil von den Schlafräumen der Führer und Träger schied. Nach dem Ton wurde es sofort von schweren, nägelbeschlagenen Schuhen und Männerstimmen lebendig; eine Hand reichte Tina eine Lampe hinter ihren Vorhang.

Der Dame war das einzige Bett in der Bétempshütte eingeräumt, es stand auf einer Holzstufe, die durch einen Vorhang abgetrennt war. Zwei junge Engländer, die den Lyskamm besteigen wollten, waren die einzigen Hütteninsassen; sie verhielten sich schweigsam, rauchten ihre kurzen Pfeifen bis tief in die Nacht hinein.

Tina hatte schlecht geschlafen. Sie glühte unter der rauhen unbezogenen Decke auf dem Strohsack. Man wagte nicht sich umzudrehen; im Innern des kleinen Schlafraums war es erstickend heiß; außerdem fürchtete sie sich tatsächlich.

Am Nachmittag zum Riffelhaus war sie nicht so gut wie gewöhnlich gestiegen, sie fühlte sich erschöpft und ihr Fuß tat weh. Der Berg nahm in ihren wirren Träumen ungeheure, feierliche Maße an, bald wälzte er sich wie ein Alp auf ihre Brust, bald stieg er himmelhoch in steilen, unerbittlichen Schloten.

Die jungen Engländer hatten schon Montblanc und Jungfrau bestiegen, sie sahen zweifelnd auf die mutige Dame, sagten aber aus Höflichkeit nichts. Hinterher hörte Tina, daß sie ihre Führer beschworen hatten, das Fräulein nicht gehen zu lassen; sie wäre entrüstet gewesen, wenn sie's jetzt erfahren hätte.

Tina war schnell angezogen, wie ein Eskimo kam sie sich vor in ihrem grünen Sweater mit Trikots darunter, in Gamaschen und Wollmütze. Alle drei tranken ihren Tee schweigsam, das Ganze erinnerte an Kriegsvorbereitungen, die Führer prüften Tinas Gepäck und ihre Kleidung, es stellte sich heraus, daß sie nur dicke Lederhandschuhe mithatte, wollene wären vorschriftsmäßiger gewesen, aber auch der Hüttenmann konnte keine herleihen.

Die Partien machten sich in der kalten, grauen Finsternis auf den Weg. Ein Führer ging mit der Laterne voraus, der andre folgte. Tina sah nur wirr übereinander geschüttete Riesenblöcke nebelfeuchten Gesteins, auf denen sie atemlos und vorsichtig Tritte suchen mußte, sonst nichts. Einmal blickte sie auf in einen mattgrauen, tiefhängenden Himmel, worin die Sterne verblichen. Alles ging lautlos, kleine schwarze Ameisen kletterten und klommen auf einen ungefügen Mammutleib.

Wozu? Um eine Sensation zu haben. Sie fühlte sich aufgeregt; es war ungewöhnlich, daß man um diese Stunde, wo man sonst warm im weichen Bett lag, sich in Gefahren hinausbegab. Das Schweigen, die kleinen Laternen, die Kälte und das Grau der vorsintflutlichen, erstarrten Ungeheuerformen schufen eine eigne erwartungsvolle und belebende Stimmung.

Die andern hatten sich, ohne daß Tina es merkte, abgetrennt, sie war jetzt mit ihren zwei Führern allein. Den älteren kannte sie von früheren Touren, der zweite war ein junger, hübscher, schwarzhaariger Bursch, ein Halbfranzose aus Saas-Fé. Sie verspürte keine Lust zu sprechen, sie war gespannt und beklommen, das Wagnis erschien ihr kühn jetzt, obgleich gerade diese Kühnheit ihr zusagte, sie mit Stolz erfüllte; auch daß sie mutterseelenallein war, erhöhte ihr Lustgefühl, sie dachte an Otto feindlich, mit Stolz auf ihre Courage und Unabhängigkeit.

Sie passierten den bequemen und flachen Cima-di-Jazzi-Gletscher. Sobald die Schneefelder anfingen, wurde Tina angeseilt. Die Kälte wurde sehr empfindlich und so schneidend, wie Tina niemals erwartet hatte. Sie befanden sich gänzlich abgeschlossen in einer Schneewüste; wenn Tina die Augen hob, sah sie die weißen Felder, kalt, glitzernd, feierlich gebreitet, steil ansteigend immer in derselben eintönigen Wiederholung von einem Hang zum andern; der Schnee reichte ihr fast bis an die Knie. So stapfte sie geduldig und schweigsam drei Stunden, durch die Schneebrille sah man alles in einer seltsamen, schwärzlichgrauen Beleuchtung. Aber Tina wagte gar nicht mehr vor sich oder aufwärts zu blicken, sie folgte der Trace im Schnee, von einem Tapfen in den andern. Die Kälte durchdrang und erstarrte sie nach und nach. Jeder der Führer zog einen Wollhandschuh aus und gab ihn der Dame. Aloys Furtwanger fragte, ob Tina Hunger oder Durst verspürte. Sie konnte gar nichts essen. Die Starrheit zog lähmend durch ihre Glieder; es war grausam,

daß man sich nicht ausruhen konnte, auch wurde das Atmen schwer in der dünnen Luft dieser Höhe schon.

Sie frühstückten abseits von der Trace hinter einem Felsblock. Fast senkrecht ging es zu Tinas Füßen hinunter. Die Führer waren lustig, sie hatten Wein mit und zwei Flaschen Wein und Tee vermischt. Auch Tina aß, obgleich ihr widerstrebte, Nahrung zu sich zu nehmen. Sie fragte sich wieder: ‚Wozu tust du das, strengst du dich so furchtbar an?‘ Es war schön, zwischen den Felsen zu sitzen und zu fühlen, daß man etwas wagte! Diese Natur hier war fremder, unerbittlicher als im Tal unten, wo sie sich dem Menschen hingab und er sie bezwang. Hier war der Berg Herr, sie waren die geduldeten Gäste, Eindringlinge! Nur Felsenschroffen, Himmel und Schnee ringsum, Tina fürchtete sich fast, genoß doch diese Furcht ganz bewußt und künstlerisch. ‚Wie glücklich bin ich, daß ich das fühlen darf, es so fühle,‘ sagte sie sich. Sie freute sich ihrer Empfänglichkeit und daß die Natur ihr alle jene Erregungen schenkte, die andre sich künstlich verschafften. ‚Ich bin vollkommen glücklich!‘ Diesem Gedanken gesellte sich gleich hinterher der andre: ‚Jetzt und so möchte ich sterben!‘

Sie litt aufs empfindlichste unter Häßlichkeit und Elend, dem kleinen, häßlichen Alltagselend der Welt. Immer bildete sie sich ein, daß sie große Zeiten und großes Unglück besser ertragen würde. Es mußte dann doch Kraft, Schönheit und Herrlichkeit des Menschlichen heraustreten! Niemals erlebte sie das Große; das war ihre Tragik, die der Zeitgenossen, der unfreiwilligen Romantiker auf Thronen oder in Hütten.

Hier, in wirklichen Höhen, überkam die alte Sehnsucht sie wieder.

Tina fühlte, wie ihr zarter Körper unter der Ueberanstrengung litt und zitterte. Die Führer sahen sie manchmal besorgt an, der ältere lächelte ihr freundlich zu, aber der junge Mann wurde wirklich ängstlich. Die Touristin mußte sich von Zeit zu Zeit ausruhen, es kostete ihr furchtbare Ueberwindung, das Steigen und Kniestrecken wieder aufzunehmen. Einmal fiel sie, blieb wie im Kreuz auf dem Schnee liegen; diese Ruhe schuf ein so vollkommenes Erlösungsgefühl, daß sie ohne die Führer sicher liegen geblieben wäre, lächelnd, ganz heiter und ohne jegliche Furcht.

Immer dachte Tina: ‚Welch schöner Tod müßte es sein, der wahre Tod in Schönheit! So hoch wie man kann ist man gestiegen, hat jede Kraft erschöpft, hat sein Bestes getan. Hier liegt man nun, dem Himmel so nahe!‘

Die Führer munterten sie wieder auf, klopften und rieben ihre steifen Glieder. Tina lächelte zu allem, sehr matt und liebenswürdig. Sie sagte: „Ihr habt so viel Mühe mit mir! Sicher ist es mit einem geübten Steiger leichter.“

Die Männer versicherten ihr das Gegenteil, sie waren beide für sie eingenommen, von ihrem liebenswürdigen Leiden gerührt.

Tina litt wirklich. Sie mußte an Gemarterte und Gefolterte denken, in ihr war jede Auflehnung, jedes Haßgefühl untergegangen. Es war, als ob die äußerste körperliche Erschöpfung einen sanften Betäubungstrank enthielte; beinahe wie ein müdes Kind fühlte man sich. Die Schneefelder dehnten sich in immer gleicher Eintönigkeit breit, weiß, steinhart und glitzernd, mit der schmalen Fußspur in der Mitte, die mehr der Fährte eines flüchtigen Wildes als der eines Menschen ähnlich war.

Jetzt schien die Sonne. Es war heiß und zugleich eisig, wie es nur hier oben möglich ist, wo man den Kampf der Naturgewalten im eignen Körper nachspürend miterlebt.

„Wenn doch ein Felsen käme!“ seufzte Tina. Es schien ihr leichter, wie eine Gemse von Block zu Block zu springen, durch Schlote sich aufwärts zu hissen, als in diesen ewigen, totenstillen Feldern mit unsäglicher Mühe ein Bein wieder herauszuziehen, das andre knietief in den Schnee zu versenken.

Der junge Bursch hielt sie, wenn sie stolperte. Sie lag fast an seiner Brust. „Liebenswürdige Fräulein,“ beruhigte er zärtlich.

Tina hätte weinen können; ihr tat alle Zärtlichkeit wohl. Sie fühlte sich wie ein verlaufenes Kind, unendlich schwach.

Der Aloys gab ihr Backpflaumen zu essen, aber sie gelangten nicht bis in ihren Schlund. Sie konnte nicht schlucken, der Kognak widerte sie ebenso an wie der eigentümliche Geschmack des mit Wein vermischten Tees.

In ragenden Brandmauern stiegen immer neue Schneewände an; hatte sie den Rand erreicht, stand dahinter eine noch steilere, drohendere. Tina begriff nicht mehr, wie es möglich war, daß man sie doch überwand, geduldig und hoffnungslos setzte sie Fuß vor Fuß.

Sie dachte an ganz alte, abgetriebene Karrengäule und an ein schmerzliches kleines Erlebnis, an Lady Jane Gray. Es schien solch eine Dummheit, trotzdem vergaß sie das Rennen in Longchamp nie! Sie war mit ihrem Großherzog und dem Hof dagewesen, die Dreijährigen liefen in diesem Jahr zum erstenmal und Lady Jane Gray, Pourtalès-Schickler, war Favorit.

Tina hatte für ihre Verhältnisse hoch gesetzt; der fürstliche Herr zögerte. Er hatte kein Vertrauen zu Stuten gegen Hengste, und zu den Repräsentanten aus Edmond Blancs Stall gehörte ein großer, magerer, starkknochiger Hengst, Theokles.

Sie betrachteten beide Tiere auf dem Sattelplatz. Lady Jane Gray war entzückend, silbergrau, wie alle Sancy-Söhne und -Töchter, ein kleines, feines Rassegeschöpf.

Der Großherzog traute ihr nicht, der lümmelige, hochbeinige Theokles zog ihn an.

Tina ging heimlich und setzte noch höher auf Lady Jane Gray, sie setzte jedes Zehnfrankenstück, das sie bei sich hatte.

Der Großherzog gewann natürlich auf Theokles mit einer fabelhaften Quote. Lady Jane Gray war zweite, unter der Peitsche, während des letzten Viertels ihres Rennens, ein abgetriebenes, elendes, ruiniertes Geschöpf. Tina weinte nervöse Tränen, während ihr Herr übermäßig guter Laune war, seine Ansichten über Wettkampf der Geschlechter zum besten gab. Gerade an dem Tag war er mehr als huldvoll; Tina haßte den Mann wirklich.

„Lady Jane Gray," murmelte sie leise vor sich hin im Monte-Rosa-Schnee.

Sie waren endlich auf dem Grat angelangt. Tina freute sich. Das Schwerste für sie war jetzt überstanden. Klettern ist aufregend und spannend, und sofort trat ihr Temperament hilfreich mit ein. Beide Führer waren des Lobes voll über ihre Sicherheit und Kühnheit. Sie kannte keinen Schwindel, jetzt war man ja oben, im Himmel, zu beiden Seiten ging es steil hinunter. Sie kletterten auf den obersten Zacken und Zinken, tasteten auf handschmalen Schneestegen vorwärts, wanden sich durch Felsengen, hißten sich an Steinnadeln hinauf.

Tina fand eigentlich, daß sie genug geleistet hatte, als die erste Nordendspitze erklommen war. François Bumiller zögerte, von Mitleid bewegt, aber der Aloys wollte nicht zugeben, daß die Dame jetzt umkehrte. Wo sie so weit oben war, mußte sie den höchsten Gipfel, die Dufourspitze, ersteigen; unten im Tal vergaben die Touristen derartig verfehlte Unternehmungen nicht, ärgerten sich nachher ihr ganzes Leben lang.

Am Fuß der Spitze begegneten die Bergsteiger zwei Herren und einer Dame, die von der italienischen Seite gekommen waren, jetzt zur Hütte abstiegen. Die Dame sah tadellos frisch und wohl aus, obgleich braun gebrannt, mager und zierlich wie ein Zwergweibchen. Tina betrachtete sie voll Neid und Beschämung.

Sie sah vor sich den gezackten Zahn der höchsten Spitze, eine Fahnenstange, die oben stand. Im Gipfelfieber, das sie jetzt anpeitschte, kam sie besser hinauf, als sie gedacht hatte, auch atmete sich's leichter als auf der Bergseite, und sie litt nicht mehr unter der Kälte.

Es war Mittag; Baedeker gab sieben bis neun Stunden zu, Tina hatte zehn gebraucht; eine Rekordbrecherin also war sie nicht.

Oben lag ein Gipfelbuch in Blechhülse unter einem geschützten Stein. Sie schrieb mit Stolz ihren Namen und die der Führer ein.

Dann hockten sie oben. Ihr war sehr übel, sie konnte nichts essen oder trinken, nur unbeweglich sitzen. Schwarze Alpendohlen flogen unter ihr lautlos über das Weiße, sie sah sonderbar zu Ballen und Packen gehäufte Wolken wie auf alten naiven Holzschnitten mittelalterlicher Städte, die italienische Ebene mit den Nebelflecken der Seen breitete sich aus, ihre Führer nannten Namen der Gipfel und Paßstraßen. Die größte Befriedigung gewährte Tina, daß das Matterhorn niedriger schien als ihr Stand — das Matterhorn, ihre geheime Sehnsucht und ihr Ehrgeiz!

„Wenn ich gewußt hätte, was es ist, hätte ich die Besteigung nicht gewagt," erklärte sie den Führern.

Beide widersprachen: Tina hatte ihre Sache sehr gut gemacht, sie kletterte vorzüglich. Diese Männer waren beinahe zärtlich zu ihr, umgaben sie mit wohltuender Güte.

Tina überlegte: Ist es der Mühe wert, hier zu sein? Ihr Seelenzustand, diese absolute Erschöpfung, die trotzdem erlöste, so tief, so wunschlos befriedigte, war ihr bei jener Frage bemerkenswerter als die großartigste Rundsicht. Sie wünschte nichts mehr, nicht einen Atemzug über den Moment hinaus.

Faust's Augenblick fiel ihr ein. Woher kam das wohl? Sie entsann sich, in glücklichen Momenten ähnliches gewünscht zu haben. Dies war also ein wirklicher Glücksmoment, ein großer Augenblick ihres Daseins?

Sie hatte eine Tat vollbracht. Man mußte nur tun, handeln, um glücklich zu sein. Das Warten, die Unentschlossenheit und Untätigkeit war die wirkliche Pein und der Frauen Los auf Erden. Niemand hatte glühender als Tina Männer beneidet, die nach Afrika oder in den Krieg gehen konnten. Ihr einziger und geliebter Bruder war so hinausgezogen und gefallen.

Ihre Frauenarbeit besaß keinen Wert, war immer zwecklos. Zahllose Wohltätigkeitsveranstaltungen und Basare, denen sie mit der Großherzogin vorgestanden hatte, schwebten ihr vor. Immer hatte sie die lärmende, aufdringliche Geschäftigkeit der Aufmachung abgestoßen, zu der das Ergebnis in keinem Verhältnis stand; alle Frauenbetätigung in ihren bevorzugten Kreisen blieb doch mehr oder weniger Spielerei.

Der Umstand machte sie oft traurig und unmutig.

Diese Männer neben ihr verdienten bei solchem Ausflug ihr Brot; im Winter verzehrten sie es mit ihren Frauen und Kindern, die schon auf den Sommerverdienst warteten und Vorschuß darauf erhoben. Begriffen sie überhaupt, weshalb die Fremden herkamen, sich halb tot erschöpften, froren, abstürzten? Für sie bedeutete wahrscheinlich Glück, im warmen Zimmer zu sitzen, zu trinken und zu ruhen. Sie verzehrten wie naschhafte Kinder Tinas gute Sachen, leckere Küchelchen und Schokolade, die das Hotel mitgegeben hatte.

Bergunter flog Tina wie der Sturmwind. Die andersartige Bewegung tat ihr wohl; nachdem die Uebelkeit vorbei war, fühlte sie sich besser,



In der Sommerfrische

Nach einem Gemälde von Carl Seiler



sogar aufgeregt, lärmend heiter und unternehmungslustig.

Sie hatte gehofft, auf den Schneefeldern rutschen zu können, die Abhänge waren zu steil und der Schnee zu hart, so mußte sie den Rückweg doch wieder zu Fuß im Schnee stapfend antreten. Das ging sehr schnell, man bedeckte glitschend große Strecken, Tina lachte und war ausgelassen. Sie hatte Fieber, ihre Zunge bewegte sich unausgesetzt, Deutsch und Französisch durcheinander, François gab ihr Antwort und schwätzte, während der bedächtige Aloys schmauchend folgte.

Tina wollte nicht in der Bétempshütte übernachten, sie sehnte sich nach einem Bett; lieber ging sie vier Stunden länger. Feines Schneegeriesel mit Hagel vermischt setzte ein, während sie den Gornergletscher überschritten. Tina fühlte sich wie ein Vogel, sie empfand ihre Glieder kaum, nur schien ihr unmöglich, irgend etwas zu essen oder zu trinken. Ihre Zähne schlugen aufeinander, während ihr Gesicht und ihr Kopf in Feuer glühten, an ihrem Leib gab es keine einzige unlebendige Stelle mehr, die nicht klopfte, bebte, kochende Wellen schlug.

Sie kroch im Riffelhaus ins Bett. Bett und Zimmer waren kalt, trotzdem hielt sie es nach kurzer Zeit vor Glühen nicht mehr aus. Die Kissen lasteten wie Blei auf ihr, sie glaubte sie abwerfen, durchs Fenster hinaus auf den Berg zurückeilen zu müssen.

Der Berg erhob sich wie eine ungeheure weiße Brust. Er hatte auch Zacken, Kronen, diese verschwanden vor der gewölbten weißen Breite. Seine Brust war kühl, weich und so über alles Menschenverstehen schneeig rein, er rief sie mit einer gebieterischen Stimme: „Komm an meine Brust! An meine starke, weiße und schneereine Brust!"

Sie, Tina, war etwas Willenloses, ein kleines, schwarzes, zu Tod erschöpftes und verflattertes Schwälbchen.

Sie sagte: „Nimm mich! Nimm mich!"

„Wie diese Welt da oben heidnisch ist!" durchschüttelte sie ein Schauer. „Das ist die Welt des Wodan, des Prometheus und der Titanenkämpfe. Unten mögen sie Kreuze und Kirchtürme errichten, da oben haben sie keinerlei Sinn; da herrscht Hel und das Chaos!"

Eine ganz andre Welt, grausamer, härter, grandioser, tat sich da auf. Man fror dort und wurde bescheiden, erdrückt, ja, ein Tier wurde man, ein armes, ohnmächtiges, angeklebtes Insekt!

Komm zurück an meine Brust! befahl der Berg. Tina versprach es ihm mit heißen, gesprungenen Fieberlippen. Nächstes Jahr muß ich auf das Matterhorn. Ja, nun muß ich!

Engländer, die im Jungfrauhotel Eggishorn mitgewesen waren, fanden sie des Morgens beim Frühstück. Sie konnte den Kaffee nicht schlucken. Diese Leute nahmen sich Tinas sehr freundlich an. Es war Sonntag, ein heller, freundlicher Tag, und sie stieg mit ihnen zur Riffelalp hinunter. Weil ihr Zug erst zwei Stunden später abging, begleitete Tina ihre Bekannten in die englische Kapelle. Mechanisch hörte sie aus der Pensionszeit wohlvertraute Psalmen und Gebete; sie kniete, erhob sich wieder.

Alles war so unwirklich. Sie trug einen dichten grauen Schleier, damit niemand ihr rotes, aufgedunsenes Gesicht sah. In Zermatt erwartete sie Aloys, der die Messe gehört hatte; er geleitete sie wieder nach Schwarzsee hinauf. Der Mann hielt fast unausgesetzt Tinas Hand, sie konnte nichts essen, aber ein ganz verzehrender Durst peinigte sie; sie lachte und sprach.

Die grünen Tannen und der Bach rührten sie fast zu Tränen, so war sie an den Hochgebirgsschauer gewöhnt; sie bemerkte jede kleine blaue Glockenblume, die Thymiane.

Vor dem Hotel kam ihr die Karnin weinend entgegen. Sie hatte sich trotz telephonischer Benachrichtigung vom Riffelhaus geängstigt. Tina stürzte schluchzend an ihre Brust, sie war ganz fertig. ‚Wenn ich jetzt nicht schlafen kann, fange ich an zu deliriren!' war ihr einziger Gedanke.

Die Karnin brachte vier Antipyrinpulver, Tina nahm sie alle auf einmal. Nun schlief sie anderthalb Stunden totenähnlich fest und war gesund.

Die Karnin war den Aufsteigenden durch das Fernrohr gefolgt. Denselben Tag hatte ein verrückter Engländer oder Amerikaner sicherlich sechsmal den Aufstieg auf das Matterhorn unternommen, konnte des Neuschnees wegen nicht weiterkommen.

„Sie hingen da wie die Ameisen, auf allen vieren," beschrieb die Karnin.

Sie fror und langweilte sich in Schwarzsee. Man wurde überhaupt nicht wieder warm, klapperte Tag und Nacht. Eigentlich wollte sie fort, und Tina war's zufrieden. Die innere Unruhe war noch immer sehr stark in ihr, sie konnte nur fortwährend gehend und in Bewegung existieren.

Sie sahen in Zermatt noch den Kirchhof für die vom Matterhorn Abgestürzten an. Die alte Schwester des 1865 verunglückten Lord Douglas kam jedes Jahr, weil erst nach etwa fünfzig Jahren der Gletscher seine Toten unversehrt und lebensfrisch herausgibt; es klang wie ein Märchen.

Der Tag war wundervoll und sonnenhell. Tina drängte zur Abfahrt; ein einziges Bild, fest eingeprägt, nahm sie mit: An der letzten Brücke über die Gornervisp vor Zermatt, wenn man zurückschaut, reckte sich ganz klar in das leuchtende Himmelblau die Pyramide des Matterhorns, ohne eine einzige Wolke, ohne Dampfschleier. Sie saßen kaum im Zug, als sie Otto Kandersteig sahen. Er sprach mit zwei Führern.

Jemand sagte: „Das ist der dolle Amerikaner, der gestern aufs Matterhorn raufwollte, nicht ruffjekommen is.“

Alle sahen den jungen Fürsten an. In Zermatt ist das Matterhorn der Löwe der Gegend; man spricht nur vom Matterhorn und seinen Besteigungen, seinen Schneeverhältnissen; in Chamonix wird's dann der Montblanc, in Grindelwald die Jungfrau.

Tina hatte das Bewußtsein, verschwollen und scheußlich auszusehen.

„Also Sie waren das!“ begrüßte die Karnin den Fürsten.

„Ich war's,“ sagte Prinz Otto kaltblütig. „Ich mach's auch noch, war schon fünfmal oben und komme auch zum sechstenmal rauf.“

„Ich auch,“ sagte Tina. „Ich komme rauf.“

Der Prinz betrachtete sie aufmerksam. Tina zog unwillig ihren Schleier doppelt vor. Ihre Haare klebten und fühlten sich strohig an, sie wußte, sie sah gräßlich aus.

Die Karnin erzählte nun ausführlich von ihrer Besteigung, einige Greuel hinzudichtend, sie war auf ihre Freundin zugleich stolz und über Tinas Tollkühnheit unzufrieden.

„Ich habe mich furchtbar überanstrengt,“ sagte Tina. „Es war vollkommener Unsinn.“

Der Prinz sagte gar nichts, bedauerte und tröstete sie nicht. Er bot der Karnin Obst an, ließ sorgfältig den Vorhang vor Tinas Augen herunter. Ihre Augen brannten, sie konnte ohne Schmerzen kaum ins Helle blicken.

Otto schien sich nur noch für die Karnin zu interessieren, sie erzählte ausführlich alle Erlebnisse, eine Expedition aufs Hörnli, die ihren Aufstieg zum Eggishorn noch schlug; zwei englische Herren hatten sie zuletzt durch einen fabelhaften Kamin bis auf die Spitze gezogen. Die Karnin war unzufrieden, daß sie nicht wenigstens das Breithorn gemacht hatte; das Breithorn mit dem Aloys wäre für sie gewesen!

In Martigny hatte die Karnin ein Restaurant ausfindig gemacht, auf das sie stolz war. Uebrigens war es billig und ausgezeichnet, der Wirt in der weißen Schürze bediente selbst, der Wein war vorzüglich und die Portionen genügten den Ansprüchen der Karnin selbst.

Als ihre Gesellschaft am Morgen den Postwagen über Col de Balme besteigen wollte, entdeckten sie den geistlichen Herrn, der gleichfalls nach Chamonix strebte; er wurde mit geräuschvoller Freude einstimmig aufgenommen.

Die Paare setzten sich so, daß Tina mit dem geistlichen Herrn, der Fürst mit der Karnin fuhr.

Die Karnin beabsichtigte eigentlich eine andre Verteilung, Tina hatte diese Einrichtung getroffen, und was sie wollte, setzte sie durch.

Sie war noch immer sehr still. Ihr Gesicht sah abscheulich aus, die Haut fiel in großen Lappen von den Backen, ihre Augen behielten rote Ränder und die Haare blieben struppig; immer noch konnte sie nicht essen, sondern hatte nur Durst.

„Sie haben noch immer Fieber,“ sagte Prinz Otto.

„Keine Spur,“ widersprach Tina. „Mir ist sehr wohl. Ich gehe nächstes Jahr sicher wieder nach Zermatt, nehme einen Führer für Wochen und besteige alles — alles!“

„Auch den Montblanc?“

„Auch den Montblanc.“

‚Sie haßt dich!‘ sagte sich Otto Kandersteig seufzend. Seine österreichische Gelassenheit brachte ihn in Nachteil gegen Tinas preußisch-kriegerische Schärfe. ‚Es muß wohl der Gegensatz sein, der uns zueinander zieht. Die verfluchten Preußen! sagt schon mein Papa immer. Was mag ich nun eigentlich an ihr? Zugeknöpft und bewehrt ist sie wie ein Schirm im Futteral. Die Karnin ist viel umgänglicher, die schwätzt doch noch, hat was Menschliches! Ich bin gar kein Petruchio, um ein störrisches Kätchen kirre zu kriegen.

‚Wenn ich das Ding nicht so unverständig gern hätte, gegen ihren Willen und gegen meinen Willen!‘

Achtes Kapitel

Eine Wagenfahrt. Ueber Glück, Männer und das Chamonix

Nach Zermatt empfindet man die Wohltat einer Fahrt durch weiche, laue Luft zwischen Edelkastanien, Obstbäumen und Weingärten. Tina legte eine Hülle nach der andern ab, die Luft nahm die einschmeichelnde Lindigkeit des Südens an, Kinder, die Riesenbirnen und Trauben feilboten, begleiteten die lange Karawane der Wagen auf der Landstraße.

Mit den Weinbergen bekam die Gegend romanischen Charakter; der Rundturm von La Batiaz, den man bei jeder Wendung der Straße wiedersah, kündete von alter Kultur, einer seit Jahrhunderten befahrenen Straße.

Der Prinz unterhielt die Karnin über Ebenbürtigkeitsfragen, er zählte alle unstandesgemäßen Heiraten auf, die im österreichischen Hochadel vorgekommen waren. ‚Darin ist er ein Lexikon!‘ dachte Tina.

Ihr behagte ihr geistlicher Herr, von dem warmes Wohlwollen zu ihr herüberflutete. Sicher war er ein guter Mensch und einer, der still geworden war, das Leben doch ohne Furcht und ohne Ekel ansah.

„Sie leben in einer zu abgeschlossenen Welt,“ sagte er zu Tina. „Das ist Ihr ganzes Unglück. Lebten Sie in der wirklich großen Welt zwischen tatsächlichen Schmerzen, Nöten, auch Freuden, würden Sie die Menschen liebhaben, auch selbst gütiger und zufrieden werden.“

„Ich bin träge," sagte Tina. „Wir sind als Frauen doch überall eingeschränkt."

Der geistliche Herr sagte: „Die Frauen beschränken sich selbst. Ich finde, daß die Frauen heutzutage sehr viel hartnäckiger als die Männer dies bestimmte und leidige Damenvorbild festhalten. Letztere im Gegenteil würden dankbar empfinden, wenn es aufgegeben würde. Glauben Sie nicht, daß sehr viele gebildete, nur nicht wohlhabende Männer bloß ehelos bleiben, weil die Frauen aus ihren eignen Kreisen zu anspruchsvoll sind? Mir scheint, die Frage in diesen Kreisen ist auch viel mehr, der Frau eine Existenz ohne Arbeit und Kampf zu schaffen, als eine Existenz überhaupt. Letztere Frauenfrage ist längst gelöst, und zwar unter sehr wenig Mithilfe der sogenannten Frauenbewegung."

„Eine angenehme und sorglose Lebenslage ist aber doch erstrebenswert," beharrte Tina.

„Für den einzelnen gewiß, ob für das Ganze oder volkswirtschaftlich bedeutungsvoll, ist fraglich. Dem Mann soll seine ausreichend besoldete Stellung dazu dienen, eine Familie zu gründen. Es liegt in der Natur der Sache, daß die erwerbende Frau, die Frau als Staatsbeamtin, sich nicht auf eben dieselbe Weise einen Mann nimmt."

Tina meinte: „Es könnte doch so kommen."

„Aber es wäre ein Unglück für die Frau zuerst. Sie kommt über die Pflicht der Mutterschaft, die ihr Körper ihr auferlegt, schwer hinweg."

„Warum sagen Sie das?"

„Weil ich weiß, daß es schwer ist. Nicht unmöglich! Es gibt so vielerlei und mannigfach geartete Menschen, daß wohl auch einmal ein Ausnahmegeschöpf natürliche und einfache Lebensbedingungen erfüllt. In der Regel geschieht das Umgekehrte, der Durchschnitt drängt sich in Ausnahmeverhältnisse."

„Halten Sie den gänzlichen Verzicht unbedingt für das Höhere?"

Der alte Pfarrer besann sich eine Weile: „Ja, unbedingt," sagte er dann. „Es ist gut, daß dies Ideal existiert, daß es solche Menschen, Heilige oder ganz Starke gibt, weil sie unsern Zusammenhang mit dem Höheren aufrechterhalten. Sie verbürgen eine Vererbung geistiger und moralischer Güter, die für unser Leben und Wohlbefinden gerade so wichtig ist als die Frage der natürlichen Erhaltung des Menschengeschlechts."

„Wie soll man aber wissen, ob man berufen ist?" fragte Tina aus tiefen Gedanken heraus.

„Den Beruf bestätigt uns das innere Glück, die Befriedigung.

Vor jedem steht ein Bild des, das er werden soll.
Solang er das nicht ist, ist nicht sein Frieden voll."

„Ganz zufrieden kann doch niemand mit sich sein!"

„Es kommt auch mehr auf die allgemeine Geistesrichtung an, daß man weiß, man befindet sich auf rechtem Wege. Ob wir das Ziel dann erreichen, hängt von Gottes Gnade ab."

„Man kann sich über den richtigen Weg täuschen."

„Gewißheit liegt bei uns, nicht bei den andern. Das ist die Haupttäuschung, der wir beim Gehen verfallen. Ein gutes Ding ist, daß das Herz fest werde."

„Herr Pfarrer," sagte Tina ehrlich, „für uns heutzutage ist selbst dies Richtungeinschlagen schwerer als früher. Früher glaubte man; was, war ja eigentlich gleichgültig, heute gibt es nichts Feststehendes, wie allenfalls vom Erdenglück einen möglichst hohen Anteil zu erlangen."

„Dann streben Sie danach," sagte der geistliche Herr.

Tina sagte: „In der Hauptsache, für uns Frauen sicherlich, hängt unser Schicksal von uns nicht ab. Ein Mißlingen in der Hauptsache schließt da schon die Möglichkeit des Glücks für immer aus."

Sie sprach langsam, als ob diese Erfahrung hinter ihr läge.

„Ein Zweites tritt damit an uns heran," sagte der geistliche Herr lächelnd. „Sich mit seinem Unglück zusammen möglichst erträglich einzurichten."

„Und wie fängt man das an?"

„Ich sollte meinen," sagte Tinas würdiger Partner langsam, „meine liebe junge Dame, am besten, indem man andre glücklich macht."

„Viele andre oder einen andern?"

„Viele glücklich zu machen dürfte naturgemäß schwerer fallen als einen zu beglücken," wollte der Pfarrer einlenkend wissen.

„Sie glauben, daß man selbst dabei glücklich wird?"

„Zufrieden, glaube ich wohl."

„Das ist nicht viel."

„Dürfen wir viel verlangen?" fragte der geistliche Herr zurück. „Es bleibt so viel großes und wirkliches Unglück, wo nicht zu helfen ist, wir sollten die Fälle bedenken, wo wir helfen können."

Die Karnin schrie vor Entzücken. Man sah die bewaldete Spitze der Pierre à voir, schöne Ausblicke bis Martigny zurück in das Rhonetal öffneten sich. Der Wind schmeichelte mit lauen, sanften Atemstößen, die Birnen schienen groß und plump wie Kürbisse, und zarte, schwanke Reben bogen sich unter der Last hundertbeeriger Trauben.

Otto Kandersteig entwickelte geduldig Stammbäume; in seiner Familie waren glückliche Ehen die Regel, Mama und Papa waren glücklich gewesen. Alle heirateten sehr jung, auch die Männer schon mit zwanzig und zweiundzwanzig Jahren.

Ob er daher das Kindliche hatte? fragte sich Tina.

Es war ein unangenehmer Gedanke; sie versank wieder in die Bewunderung eines andern,

der nicht kindlich gewesen war. Wie er sie gequält hatte! Mit der klugen Grausamkeit eines, der Vergnügen am Spott findet, der weiß, wie er weh tut und was weh tut. Warum konnte sie nicht los? Sie war ein stolzes und kluges Mädchen und an Männerbewunderung gewöhnt.

Dieser eben hatte sie nicht verwöhnt. Wie eine Puppe, wie ein Spielzeug, wie ein Tier hatte er sie behandelt. War sie denn ein solches Wesen?

Sie hatte sich losgerissen, und im Guten, mit soviel Höflichkeit, soviel Worten! „Sie wissen, Tina, daß Sie hier immer Ihre Heimat haben," hatte die Fürstin gesagt. „Besuchen Sie uns, wann Sie wollen, allein oder —" die hohe Frau hatte gelächelt — „Sie werden wohl nicht lange mehr allein sein."

Er lächelte auch in seiner zweideutigen, raubtierartigen Weise.

Sie hörte auf die deutlich akzentuierende gemütliche Stimme Ottos, er behauptete jetzt, nur die Oestreicher sprächen reines Deutsch, Tina zum Beispiel spräche Preußisch. — Schon wieder Tina! Tina wußte so genau, wer zu ihm paßte, ein blondes, reiches, lustiges Komtesserl aus seiner eignen Art, wo alles sich von Jugend auf kannte und du nannte. Was wollte er von ihr?

Sie sagte aus ihren Gedanken zu ihrem geistlichen Herrn: „Ein Mann ist soviel besser dran als wir. Er darf wählen. Wir müssen warten, warten."

„Wahrscheinlich liegt auch gar nicht in der Natur der Frauen zu wählen," sagte der Pfarrer. „Sie täuschen sich nur jetzt sehr oft über ihre Natur; die Täuschung wird in ihnen künstlich erregt."

Tina dachte darüber nach. Man hatte auch ihr viel von Frauenemanzipation vorgeredet. Wenn sie ganz ehrlich war, blieb ihr Ideal die italienische Renaissancefürstin, Margarete von Navarra, das umhegte, beschützte, vornehme Luxusgeschöpf. Sie scheute die Berührung mit allem Häßlichen und Alltäglichen und war wohl durchaus nicht heldenhaft veranlagt.

„Ist es Feigheit, bequem und verwöhnt zu sein?" fragte sie. Der geistliche Herr erwiderte lächelnd: „Es wird Feigheit, wenn eine höhere Pflicht Sie zwänge, tätig zu sein und zu darben."

Tina atmete auf. Eine solch höhere Pflicht bestand nicht, obgleich natürlich in einem idealsten Sinne doch! Eigentlich hatte ja keiner einen Anspruch auf Wohlleben, solange es dem andern nicht wenigstens erträglich ging.

Man mußte eben diesen Vorwurf seines Gewissens von Zeit zu Zeit mit in Kauf nehmen. Wer, solange er zwei Mäntel oder ein andres Paar Stiefel besaß, durfte ihn von sich abweisen? Der Geistliche gab den Mangel unumwunden zu. „Wir bringen solche Opfer auch heut noch unter dem Bann einer sehr hohen Stimmung. Christus befand sich in dieser Höhenstimmung immer. Das ist seine Herrlichkeit."

„Sie glauben, wenn einer genau nach diesen Vorschriften auch äußerlich lebte, wäre er ein Held?"

„Ein Held wie sein Heiland!"

Tina versuchte sich vorzustellen, wie ein solches Leben wirken würde; sie hielt schnell an: „Er käme ins Gefängnis!"

„Wahrscheinlich."

Die einfache Zustimmung erregte schon wieder ihre Ungeduld. „Sie sind doch Christen. Sie müßten so leben!"

„Warum sind Sie keine Christin?" fragte ihr Begleiter zurück.

Tina sagte: „Mein System erscheint mir natürlicher, logischer. Ich kann damit auskommen und danach leben."

Er sagte: „Sie können kein andres System haben als wir. Ihr Held muß immer wieder Christus sein, auch in Ihrem Sinn der Kräfteanbetung. Er ist der Starke, der Uebermensch! Er gibt sich nicht aus Mitleid, sondern aus Kraft. Das haben die naiven, alten Heldenvölker wohl erkannt, die in ihm den Helden der Helden verehrten."

„Heut verehren ihn die Schwachen."

„Lassen Sie die Schwachen versuchen, ihn nachzuahmen, sie werden seine Stärke bald gewahr werden."

‚Dieser Mann scheint so in sich gefestigt,' dachte Tina. ‚Er durchlebt nicht deine Kämpfe.'

„Auf welche Weise glauben Sie, daß man das Glück findet?" fragte sie ganz unvermittelt.

Er sagte: „Durch Verzicht."

Seine Antwort ärgerte Tina. „Ich — ich möchte alles durchkosten," sagte sie. „Wenn wir das Schöne nicht haben sollen, wozu ist es da?"

„Ist es denn da?" fragte der Pfarrer ruhig.

„Nun, es gibt schöne Gegenden und arme oder kränkliche Leute sehen sie nie."

„Sie sehen sie und sind doch nicht glücklich," wandte er lächelnd ein.

„Sie glauben nicht, daß was wir Glück nennen, existiert?"

„Sicher nicht! Siehe Faust!"

„Gretchen war glücklich," sagte Tina unter ihrem Atem.

„Sicher glücklicher als Faust und wir nennen ihr Glück Unglück."

Tina dachte, daß ihr Glück in ganz bestimmten Freuden bestände, sie hatte sich oft vorgestellt, daß sie nach ihrem Genusse gern sterben würde. Nun errötete sie.

‚Jugend!' dachte der Pfarrer lächelnd. „Jetzt philosophieren Sie und sehen alle Schönheit nicht. Hier ist's doch schön!"

Der Kutscher war abgesprungen, ging neben dem einzigen Pferd nach Trient hinunter. Der

Bach schäumte im engen Bett, schöne leuchtende Gletscher hingen bis in die Tannenwaldungen, wie aus einer Spielzeugschachtel im Tal baute sich das Dörfchen mit seinen Hotels auf.

Alle Welt, Engländer, Franzosen, Oesterreicher, beinah zwanzig Wagen voll, dinierten auf der Tête Noire. Nächstes Jahr sollte schon die Bahn gehen und würde noch mehr Reisende bringen; die Bevölkerung knüpfte an diese neue Bahn große Erwartungen.

Otto bemächtigte sich Tinas für die Weiterfahrt. Die Karnin beanspruchte ihren geistlichen Herrn. Sie hatte hundert Fragen über Jenseits und Unsterblichkeit zu stellen, vor allem hoffte sie aufrichtigst, auf dieser Welt hundert Jahr alt zu werden. Für die Karnin bedeutete das Leben eine Reihenfolge von Ekstasen und Gefühlsschwelgereien.

„Sie lebt eben gar nicht in der Wirklichkeit!" sagte Tina.

„Und Sie sehen zu scharf," entgegnete Otto Kandersteig.

„Was wissen Sie von meinen Erlebnissen! Sie sind überhaupt ein Kind, Otto!" stritt Tina.

„Jetzt möcht' ich aber wissen warum?" fragte der Prinz. „Ich hab' studiert, meine Prüfungen bestanden wie jeder andre. Was tun denn die Leute, die Sie bewundern, mehr?"

„Sie durchqueren zum Beispiel Afrika und gründen Rhodesias!"

„Dabei würde Sie ihr Räuberzivil oder ihre Gaunerhaftigkeit ärgern. Schauen Sie, Sie haben immer Romanideen in Ihrem Köpfchen, Tina!"

„Ich, Romanideen —"

„Auf Lebensunkenntnis gegründet," vollendete er. „Was kennen Sie vom Leben? Oberste Zehntausend und ihre Umgebung."

„Kennen Sie etwa mehr?"

„Doch vielleicht," sagte er nachdenklich. „Erstens mal bin ich auf dem Land aufgewachsen, zweitens auf der Universität gewesen, drittens im Amt. — Man kriegt doch nicht so ganz falsche Ideen."

„Wollen Sie mir wieder vorwerfen, daß ich eine Frau bin?"

„Ich werf's Ihnen doch wahrhaftig nicht vor, Tinachen!" sagte der wirklich unschuldig getroffene Otto. „Sie sollten nur ein bißchen bescheidener sein, Ihre verstiegenen Ideen nicht immer gleich für richtige Besteigungen nehmen. Auf den Monte Rosa sind Sie ja glücklich und in Wahrheit hinaufgekommen."

„Ich käme auch aufs Matterhorn," erklärte Tina stolz.

„Wohl möglich." Er sah, daß sie dünn wie ein Schatten war, und sogar die Hand hatte häßliche, holzbraune Flecken. Ihre Haut schälte sich noch immer ab, sie litt sehr unter der Sonne, heut benutzte sie, welche die Karnin verachtete, sogar einen Schirm.

„Nächstes Jahr nehme ich mir überhaupt einen Führer für die ganze Saison und besteige alle Hauptgipfel hintereinander. Ich nehme François Bumiller."

Otto blinzelte ein wenig. „Sehr angenehm für François."

Tina erzählte: „Dieser François war überhaupt ein Mustermensch. Ich lag doch in seinen Armen, er mußte mich fast schleppen, streichelte mich, trug mich. Das hätte ein Herr aus unsrer Gesellschaft tun sollen!"

„Für den wäre die Sachlage auch etwas anders gewesen. Vielleicht benimmt sich François ebenfalls anders mit einer Dame aus seiner Gesellschaft."

„Kann sein. Gegen mich war er großartig, brüderlich! Ich liebe François."

„Aber ich will auch gern brüderlich gegen Sie sein," beteuerte Otto.

Tina streifte ihn mit einem verachtungsvollen halben Blick. „Da! immer zweideutig! Das ist eben der Unterschied zwischen unsrer sogenannten gebildeten Gesellschaft und dem unverbildeten Volk."

„Was wollen Sie denn eigentlich in Chamonix machen?" erkundigte sich Otto.

Tina befragte ihren Baedeker: „Ich bleibe in Chamonix höchstens drei Tage. Es ist ein Theater-Schweizerdorf, eine Fremdenfalle. Ich kann diese Orte nicht leiden. Man muß es sich dies Jahr nochmal ansehn, denn nächstes Jahr mit der Bahn wird es unerträglich werden. Anständige Leute können eigentlich in der Schweiz nicht mehr reisen. Man müßte nach Korsika oder Dalmatien."

„Vielleicht findet auch mal einer die Reize von Hinterpommern oder Krotoschin heraus und Hinterpommern wird Mode."

„Hinterpommern hat Reize," sagte Tina. „Es ist exklusiv. Die fashionabelsten Plätze sind am allergemischtesten. Jeder, der Geld hat, kann dort eine große Rolle spielen. Sehen Sie die Pariser Gesellschaft an, auch die Londoner ist durch die Amerikaner verpöbelt. Na, überhaupt Amerikanerinnen."

„Die Engländer mögen Sie?"

„Ja, die mag ich!" erklärte Tina begeistert. „Beobachten Sie den jungen Vater da mit seiner Familie! Sieht er nicht selbst aus wie der älteste Bruder? Und wie hübsch er mit dem Backfischchen umgeht, so gentle! Weil sie wirkliche Männer sind, sind sie so nett gegen die Frauen, lassen den Frauen sogar noch den Wahn, diese gute Erziehung wäre ihr Verdienst. Ihre Bescheidenheit ist an den englischen Männern eigentlich noch das allernetteste."

„Alle deutschen Frauen lieben die englischen und amerikanischen Männer", sagte der Prinz Otto.

„Weil sie denken, daß sie noch gesunde Anschauungen besitzen, eine Frau um ihrer selbst willen heiraten, und nicht damit sie ihnen Unterkunft, Fütterung, Taschengeld gewährt und die Kindererziehung kostenlos abnimmt, wie es das Ideal des deutschen Mannes der besten Klassen ist."

„Es ist in Amerika und England eben leichter, Geld zu verdienen."

„Kann sein. Jedenfalls ist der Zustand bei uns und in Frankreich heute schmachvoll. Schließlich sind Arbeiter, die Dienstmädchen heiraten, eher Männer, können auch mit mehr Recht beanspruchen, von ihren Frauen als solche geachtet zu werden."

„Arme reiche Mädchen!" sagte Prinz Otto seufzend.

„Die sind bei uns auch wahrhaftig zu bedauern. Und was kaufen sie sich in der Regel mit ihrem Geld! Das Beste sind noch die Verbindungen auf gegenseitigen Vorteil, wo beide das Gleiche zubringen, die Offizierstochter mit dem Kommißvermögen und der Hauptmann erster Klasse; das gibt dann wieder Normalmenschen."

„Wir zwei würden auch normal sein," bemerkte der Prinz.

„Sie könnten eine Millionärin beanspruchen mit Ihrem Namen."

„Sie einen Millionär mit Ihrem Aeußern!"

Beide lachten. Tina sagte: „Gott, Sie Baby!"

„Sie sind ein Kind," sagte der Prinz Otto.

„Hören Sie mal, Otto, warum lieben Sie mich eigentlich?" fragte Tina.

„Weil ich Sie bewundere."

„Aber ich bewundere Sie gar nicht."

„Das ist meiner Meinung nach nicht durchaus notwendig," sagte der Prinz. „Sie sollten mich nur gerne haben und Vertrauen in mich setzen. Ich will Ihr Freund sein."

„Das sind Sie."

„Ja, dann — —? Das genügt aber nicht. Zwischen Mann und Frau nicht."

„Wenn es uns genügt?"

„Der Welt genügt es nicht."

„Uns geht die Welt nichts an."

„Mich nicht. Aber Sie, Tina!"

„Wenn ich mich über sie hinwegsetze!" — Tina sah geradeaus vor sich hin. Im Einschnitt, den die Straße bildete, schob sich eine weiße, ausgezackte Wand vor.

„Sie tun es aber nicht."

„Woher wissen Sie das?"

„Aus Ihrer Unruhe. Sie sind immer wie gejagt! Darum jagen Sie uns alle!"

Tina war aus dem Wagen gesprungen, das Sitzen den ganzen Tag lang zerdrückte ihr die Glieder. Alle Wagen in langer geschlängelter Linie kletterten die Grenzstraße hinauf.

„Eine Grenze hat für mich noch immer etwas Romantisches, man denkt an Pascher, an Schüsse und Kämpfe. Gewöhnlich sind es gräßliche Orte, die Beamten sehen verdrossen und versoffen aus."

„Grenzvorschriften hier, wo gemeinsame Geldschneiderei getrieben wird, werden sehr gelinde gehandhabt."

„Ob's wohl noch Länder gibt, wo man reisen könnte, ohne daß der Fremde Geschäftsgegenstand ist?" sagte Tina sehnsüchtig. „Denken Sie sich einen Ort, der noch keine Ansichtskarte kennt."

„Das gibt's nicht," sagte Prinz Otto. „Und wenn Sie hinkämen, hätten Sie den Ort schon verdorben."

„Ich? Finden Sie mich so unpraktisch?"

„Ein grenzenlos unpraktisches Prinzeßchen!"

„Ich verabscheue Geld!" sagte Tina. „Das ist auch ein Genuß, den ich mir im Thucydides-Stadium verspreche. Das Wort Geld darf dort nicht mehr ausgesprochen werden."

„Ihr Italiener wird Sie bestehlen."

„Ah, die stehlen wie Elstern stehlen; ihre Dieberei amüsiert mich höchstens. — Ja, ich werde Soldi unter Gassenbuben werfen. Das tu ich dann auch jeden Tag!"

„Tina, Sie sind zu schad für Sonderbarkeiten. Und zu hübsch!"

„Vor allem das Letztere. Die Männer denken ja nur das! Wenn ich häßlich wäre, sagten Sie mir alle diese Fadheiten nicht."

„Ich vielleicht doch."

„Ja, Sie und François Bumiller. Bei dem war's Mitleid gegen das schwächere Geschlecht."

„Meinen Sie? — Diese Kerle haben oft große Erfolge."

„Siehe Prinzessin Chimay! — Wir sind überall die Närrinnen. Wahrscheinlich sind wir überhaupt nur auf der Welt wie Kaninchen, Rebhühner und so weiter, damit Sie zu fressen haben.

„Tina, ich ließe mich von Ihnen fressen!"

„Weil Sie wissen, daß ich so viel Appetit gar nicht aufbrächte. — Ganz allein möchte ich hier sein in einem Alpendorf und niemand wüßte, wo ich wäre. Des Morgens ginge ich gleich in den Wald, sähe des Abends die Sonne untergehn. Immer, immer, jeden Tag dasselbe, bis ich innerlich ganz ruhig und weit und gleichmäßig wäre."

„Es würde Sie so nervös machen, daß Sie beim ersten Tritt in die Welt wieder zusammenbrächen."

„Dann bliebe ich eben im Alpdorf."

„Sie würden sich todlangweilen. Die Leute halten's aus, weil sie, um zu essen, arbeiten müssen. Sie haben zu essen und arbeiten nichts."

„Ich hasse die Menschen und halte für unmöglich, daß man ihnen auf irgend eine Weise helfen kann."

„Dem einzelnen können Sie helfen."

„Indem ich Sie heirate. Was hätten Sie dann?"

„Sie, Tina."

„Eine Laune! Ich bin nicht soviel wert!"

„Für mich sind Sie alles. Das Leben erscheint mir absolut unbegehrenswert ohne Sie."

„Ich werde den Baron Isaak heiraten. Und dann wollen wir sehen, wie schnell Sie sich trösten!"

„Aber Sie heiraten ihn nicht."

„Nein, ich tue es sicher nicht."

Tina lachte und sang. Sie hatte ihren weichen, weißen Filzhut an ihrem Arm festgebunden, alle Sonnenstrahlen spielten flimmernd um ihr Köpfchen. Einem schlanken Reh ähnelte sie, der Zug kühler Abwehr erhöhte den Eindruck von Vornehmheit; sie war gewöhnt, wie regierende Herrschaften und mehr noch als solche angestarrt zu werden, auch heut fragte jeder sofort: Wer ist die?

All die zahllosen Wege, auf denen er ebenso hinter ihr hergegangen war, fielen Otto Kandersteig ein, die Avenue du Bois, Kap Martin, Tre Fontane, die Frühlingshügel von Florenz, bayrische und steirische Gebirgsgegenden, ein Pfad am Waldsaum in einer ganz bestimmten Augustabendbeleuchtung.

Just auf der Höhe des Bahndamms hatte er einen prachtvollen Sechzehnender mit tadellosem Blattschuß zur Strecke gebracht. Tina stand neben ihm, die Hunde hatten sich zitternd noch, mit blutigen Lefzen, gelagert, als der Zug nach Reichenhall vorüberfuhr. Sämtliche Insassen der offenen Sommerwagen, vornehme und geringe, hatten Hüte und Tücher geschwenkt, dem Bild von Kraft und Glück eine Huldigung dargebracht.

Sie hatten sich geküßt. Tina standen Tränen in den Augen über ihrem lachenden Munde, als sie den Eichenbruch an seinem Hut befestigte.

Er dachte an die vielen Jahre dieser merkwürdigen, ihm unendlich süßen Vertrautheit, ohne die er sich sein Leben gar nicht mehr vorstellen konnte. Hielt sie selbst diese Vertrautheit für nicht bindend?

Sie war bei aller Offenheit eigentümlich verschlossen. Was andre sagten und rieten, wollte Otto Kandersteig nicht hören; er war sonst gutmütig, aber selbst seine eigne Familie, seine Schwestern wagten nicht das Gespräch auf Tina Ardennes zu bringen.

Von all dem erfuhr Tina doch; es ärgerte sie. „Ich fordere Sie nicht auf, hinter mir her zu reisen!" sagte sie oft zu Otto.

„Ich tue es gewiß unaufgefordert," antwortete der.

„Sie wollen mich bloß bis zur Erschöpfung hetzen."

„Nicht bis zur Erschöpfung," sagte er, „sondern bis eben Ihre Erschöpftheit zu Ende ist."

„Ich bin gesund," gab sie zurück.

„Körperlich."

„Sie wissen nichts von mir!" fuhr sie auf, war aber glühend errötet.

„Gerade darum warte ich, bis Sie sich mir mitteilen," sagte er ruhig.

„Warum Ihnen? Ich könnte mich gerade so gut jemand anders mitteilen."

„Sie werden eines Tages fühlen, daß Sie's mir schuldig sind," sagte er überzeugt.

„Warum wäre ich Ihnen etwas schuldig?"

„Weil ich Sie liebe."

„Das ist Ihre Sache."

„Aber eine ernsthafte Sache."

„Für Sie."

„Für Sie erst recht, Tina!"

Tina wurde ärgerlich. „Sie tun immer, als ob Sie ein Uebergewicht besitzen oder einen Anspruch an mich haben."

„Das habe ich auch. Ich weiß was ich will und habe Sie lieb."

„Und ich weiß nicht was ich will und habe Sie nicht lieb. Da!"

„Wenn Sie wissen was Sie wollen, haben Sie mich vielleicht doch lieb."

„Also warten wir's ab."

„Ich warte ja."

Die Karnin verbreitete sich gegen den Pfarrer über ihre Aehnlichkeit mit Wagner; sie behauptete, daß ein Dämon, ganz unabhängig von ihr selbst, sie zu ihren Werken und Reisen forttriebe. Er gab ihr unerhörten Mut, den sie von Natur nicht besäße. „Ich bin ein Weib, Herr Pfarrer!"

Die Karnin versicherte dies oft und gern, weil man ihr vielleicht ohne die Versicherung nicht geglaubt hätte. Tina beanspruchte den Charakter eines Knaben zu haben und war sehr Weib. Die Karnin liebte den Ruhm, hegte darüber die verstiegensten Vorstellungen, die nur Männer besitzen. Frauen, weil sie die Welt viel ungeschminkter sehen, werden diese Vorstellung fast nie teilen.

„Sehen Sie, mir ist zum Beispiel ein Schmerz, daß nicht jeder Bauer weiß, wer ich bin."

„Und was hätten Sie davon, wenn er es wüßte?"

„Es würde mir Freude machen. Gewöhnliche Leute haben doch eigentlich gar nichts vom Leben, erst wir, die seinen Augenblicken Dauer und Unsterblichkeitsgefühl geben, sind die wahren Menschen."

„Jene empfinden vielleicht weit unmittelbarer und lebhafter, wollen auch weiter nichts als empfinden."

„Sie sind eben niedrige Menschen," sagte die Karnin mit vornehmer Handbewegung, „gemacht, um uns zu bewundern."

„Dann ist es doch gut, daß sie überhaupt da sind," meinte der geistliche Herr milde.

„Gestehen Sie, daß Sie gleich den Eindruck der Ungewöhnlichkeit empfingen, als Sie mit mir zusammenkamen?" fragte die Karnin. „Was haben Sie geglaubt?"

„O, ich dachte wohl, daß Sie eine Künstlerin sind."

„Die Kunst gibt uns die Weihe. Ich könnte mir mein Leben ohne Kunst, ohne meine Träume und Schöpfungen überhaupt nicht denken. Sie leihen mir Flügel, erheben mich über alles Häßliche und Kleine. Den Alltag sehe ich überhaupt nicht."

„Es käme darauf an, ihn mit dem Hohen zu durchdringen," sagte der geistliche Herr.

„Ich stehe über ihm. Legt man mir Ketten an, zerbreche ich sie. Ich kann nicht anders."

„Jeder handelt seiner Natur gemäß," sagte der Pfarrer. „Der gütige Mensch wird versuchen, jede Eigenart zu achten, weil sie eben nur aus ihrer Eigenart Bestes und Lebensvolles gibt."

„Ich glaube, Sie würden meinen Genius verstehen!" sagte die Karnin freundlich. „Ich werde Ihnen Gedichte schicken und Photographien meiner Bilder."

Wie eine Theaterkulisse schob sich in die Oeffnung der Straße jetzt die prachtvolle Aiguille Verte, der Glacier du Tour. Und eine Zacke nach der andern, in immer kühnerer Bildung und Bewegung, reihte sich an.

Seltsam hoch steigt das Grün der Tannenwälder hinauf. Man hat die Schweiz der Bilderbücher, die Schweiz alten Stils mit ernsthaften, einfachen Gegensätzen von Grün und Weiß vor sich.

Unten im Tal, wo die Wagenreihe lustig klingelnd entlang fährt, ist's ganz grün, warm und heimlich. Der Blick verliert sich in der kolossalen, himmelhoch ragenden Wand. Ueber der Chaussee sah man die Arbeiten zum Bahnbau.

„Theater!" murmelte Tina zwischen den Zähnen. Eine Sehnsucht ergriff sie nach Schnee und Einsamkeit, nach dem Monte Rosa, der Kälte selbst von Zermatt. Hier gab's dergleichen nicht. Erst 1741 soll das Tal von Engländern erschlossen sein. Heute ist's ihr Hauptquartier, ein Hoteldorf aus dreißig Hotels bestehend, mit internationalem Gewimmel, internationalen Preisen, angekündigten internationalen Neubauten.

Und diese Gesellschaft vermietet und münzt die ungeheure, prachtvolle Naturstaffage aus. Ah, könnte sie eine Bretterwand davor setzen, wie es in Italien an einigen historisch sehenswerten Stellen geschieht!

Neuntes Kapitel

Baedeker, Menschenfallen, Roastbeef und Goethe. Ein Mondscheinspaziergang

Der Tourist ist ein geplagtes Geschöpf, und sein Tyrann heißt Baedeker.

Baedeker also gibt für Leute, die Chamonix in einem Tag besehen wollen, folgendes Programm: Zwei und eine halbe Stunde Aufstieg zum Montanvert, über das Mer de Glace anderthalb Stunden zum Chapeau, Abstieg nach Les Tines eine Stunde, zwei und eine halbe Stunde Aufstieg nach Flégère, zwei Stunden wieder hinunter. Was muß der alte, damals gewiß noch junge Herr Baedeker für Beine gehabt haben!

Ueberhaupt haben wir ein Anliegen an ihn. Er rechnet niemals mit Damen. Was sollen Damen an Ausrüstungsgegenständen mitnehmen? Immer ist die Rede von zwei Flanellhemden. Glücklicher Baedeker!

Wir haben uns bemüht, diesem Uebelstand abzuhelfen. Also die Dame-Touristin sollte unter allen Umständen sich gewöhnen, ihr Haar ungebrannt zu lassen und nur ihren eignen Schopf möglichst einfach festgesteckt und zusammengeflochten zu tragen; es begegnet ihr zu leicht, daß der Wind ihn ihr herunterfegt oder beim Gleiten und Klettern bleibt der falsche Zopf traurig hängen. Zweitens: Pudern nutzt ihr wenig oder gar nichts, man kann aber auch nicht sagen, daß Einschmieren viel nutzt, im Gegenteil merkt sie, daß man damit mehr verbrennt. Ein dichter Schleier, am besten rot, hilft sicher, verdirbt nur total die Aussicht, bewirkt ganz falsche Farbeneindrücke ebenso wie die Schneebrille, hinter der alles tintig und aschgrau ausschaut. Man müßte Masken mit Schutzdächern für die Augen erfinden, denn daß der Brand, zu Haus angelangt, sofort wieder weggeht, glaube man auch nicht! Er bleibt im Gegenteil recht lange, wird kupfrige Röte. Zunächst vereinigt sich damit Geschwollenheit, die das Gesicht auch nicht schöner macht. Auf diese Unvermeidlichkeiten also sei die unerschrockene Touristin vorbereitet!

Daß sie fußfreie, aber wirklich fußfreie Röcke und bequeme Stiefel trägt, ist selbstverständlich. Ihr Gepäck kann sie nie und unter keinen Umständen selbst schleppen, falls sie auf Vergnügen nicht durchaus verzichten will, deshalb miete sie sich Träger! In der Regel lassen alle Leute mit sich handeln, ein Eingeborenenjunge, wo kein Führer Vorschrift ist, tut's auch.

Wenn sie aber überhaupt ungestörtem und einsamem Naturgenuß frönen möchte, so gehe sie nicht nach Chamonix! Uns scheint von allen Schweizer Menschenfallen dies die schlimmste. Den einfachsten Großmutterweg in Chamonix, in Chamonix gibt's nämlich nur Großmutterwege, kannst du keine zehn, was sagen wir, fünf Minuten gehen, ohne daß ein Chalet kommt. Der Großmutterweg mündet in das Chalet, es ist ganz unmöglich, es zu umgehen. In diesem Chalet sind zu haben Schweizer Erinnerungen, Kristalle, Ansichtspostkarten, Gamskricken. Eine Preisfrage flicht sich naturgemäß ein: Wie ist es möglich, daß es so viel Gamskricken gibt und so wenig Gemsen? Und existieren wirklich von allen Göttern so gänzlich verlassene Fremde, daß sie sich hier auf einem erhöhten



Stadt im Sabinergebirge
Nach einem Gemälde von Max Roman



Punkt, in der Mittagssonne, ein schweres und zerbrechliches Schnitzwerk aufladen? Limonade-, Wein-, Schokolade-, Teeanerbieten wiederholen sich mit rührender Regelmäßigkeit alle hundert Schritt. Du machst einen schlechten Eindruck auf die Hüterin der Auslage, wenn du vorübergehst. Manchmal ruft sie Ironisches, glücklicherweise Unverständliches hinter dir her.

„Ich glaube, wir in Norddeutschland sind doch eigentlich noch die biedersten!" sagte Tina. „Wir locken keine Fremden an, sind aber deswegen auch nicht so happig. Es hat mich immer mit einer gewissen Genugtuung erfüllt, daß Cooks Reisebureau zu keinem Abschluß mit den deutschen und nur mit den deutschen Hotels gelangen kann. Man sagt, weil unser Essen den Engländern nicht schmeckt."

„Wie lange leben wir jetzt von Roastbeef und magerem Huhn!" seufzte Otto, der sich nach Mehlspeisen sehnte.

„Denken Sie an die Leute, die davon immer leben," verwies Tina.

„Danke schön! Ich habe durchaus nicht die Absicht, sie zu imitieren."

Tina wandte ein: „Sie bekommen doch auch manchmal Hammelragout."

„Sagen Sie Hammelknöchel. Eiserner Bestand bleibt Roastbeef, um die Farbe zu wechseln, folgt schwindsüchtiges Huhn. Haben Sie schon mal Schweinsbraten gegessen?"

„Den essen die Engländer nicht."

„Oder Kochfleisch?"

„Ditto."

„Oder Wild, was wirklich Wild ist?"

„Ihre Zweifel hegen die Engländer eben auch."

„Also empören wir uns nicht weiter gegen Roastbeef!" beschied Otto ergeben. „In deutscher Aussprache Roßbeef! Es ist erstaunlich, wie zart, englisch rosig das Ding sich ansieht und wie zäh und widerspenstig es sich kaut. Dabei tritt es immer garniert zwischen blaß und schal gewordenen Kartoffeln auf."

„Sie sind ein Materialist!"

„Man wird's auf Reisen. Der Magen treibt einen zum Philosophieren. Zu Haus denke ich nie darüber nach, was ich esse, und alles schmeckt mir. Zum Beispiel hab' ich jetzt Sehnsucht nach Pfirsichen."

„Schlemmer!" schalt Tina nur.

Im Montanvert saßen alle Reisenden und schrieben Ansichtskarten. Natürlich nahm man Lunch. Es gab als erstes Gericht getrocknete Erbsen und sehr harten Schinken.

Tina jauchzte über die üppige Abfütterung: „Alles so warm gestellt, so für einmal und nicht wieder gedacht! Könnten Sie den Gedanken fassen, daß ein Mensch zweimal den Montanvert bestiege, zweimal das Mer de Glace überstände, zum Chapeau in Wiederholung hinabstiege?"

„Um Gottes willen, hören Sie auf!"

„Trotzdem ist es sonderbar, daß wir Wege in unsrer Heimat hundertmal bei jeder Stimmung der verschiedenen Jahreszeiten machen können. Ach, ich sehne mich nach gewissen Wegen."

Tina wurde immer schwermütig, wenn sie an Ardennes dachte, wo sie kein Heimatrecht mehr besaß. Dann war sie ins Stift gekommen — was ist ein Stift, wenn man später wieder hinkommt! „Ich hab' ja nirgends eine Heimat."

„Kommen Sie zu mir, nach Haus!"

„Das ist Ihres Vaters Haus."

„Wir werden später eins haben, Tina, ein kleines, eignes!"

„Wo?"

„Im Tirol."

„Ihre Heimat ist dort, nicht meine." Tina war ganz traurig geworden. „Es scheint mir immer das Schrecklichste an modernen Menschen, daß sie keine Heimat haben. Sie werden dadurch ruhelos, ewige Touristen. Gott! ist die Welt ein Bilderbuch für mich gewesen! Ganz eng-umgrenzte, ganz unerklärliche Erinnerungen bleiben haften; so sehne ich mich nach Riederalp, nach einer einzigen, bestimmten Pinie am Kap Martin, nach einem alten glyzinienbewachs'nen Stamm in den Farnesischen Gärten. Auch nach dem Wald beim Stift sehne ich mich. Der Wald kam einem damals so ganz anders, höher, feierlicher, geheimnisvoller vor. Den Wald finde ich nie wieder."

Die Karnin war nach ihrer Gewohnheit keuchend und stöhnend langsam nachgekommen. Jetzt bat sie Tina mit Tränen in den Augen, sie über das Mer de Glace nicht allein gehen zu lassen. Auf alle Fälle mußte sie einen Führer haben, am meisten fürchtete sie sich vor dem Mauvais Pas. „Wenn etwas schon Mauvais Pas heißt! Denken Sie doch, Tina!"

„Das ist doch alles bloß Renommage, damit die Fremden die Genugtuung sich zu gruseln haben," sagte Tina. „Meinen Sie, die könnten für ihr vieles Geld, was sie hier einnehmen, die Wege nicht wie einen Tanzboden herrichten, über die Gletscher eine Chaussee von Asche streuen? — Die sind viel schlauer als Sie denken, Teuerste!"

Tina wollte nicht warten, aber Otto blieb bei der Karnin. — ‚Er ist viel gutmütiger als ich,' dachte Tina, ‚und immer höflich.'

Unten am Gletscher standen zwei deutsche Herren, die hinüber wollten. Man sah deutlich den wenig entfernten Geröllrand der andern Seite, die Fußtapfen im Eis; Tina hatte nicht mal Nagelschuhe an.

‚Die Deutschen werden schon wissen!' dachte Tina.

Die Deutschen sahen sie an und sie sah die Deutschen an.

Dann fiel sie zum erstenmal, glitschte aus der deutsche Herr half ihr auf. „Hier geht's hinaus!" sagte der erste Deutsche.

Tinas Helfer war andrer Meinung. Die beiden stritten hin und her, nahmen schließlich jeder einen verschiednen Weg. Tina blieb bei ihrem Retter, einem hübschen, gesunden Brillenträger, Gymnasiallehrer oder so etwas, bestimmte das Mädchen bei sich.

Sie kletterten mutig über einen Eisbuckel weiter. Tina fiel fortwährend und der Herr hielt sie.

„Ich habe nämlich keine Nagelschuh an," sagte das Fräulein treuherzig. Sie stellte sich die schadenfrohe Karnin vor, wie sie mit Otto von der Hotelterrasse aus ihre Anstrengungen verfolgte.

Der Herr erzählte ihr, daß er Privatdozent an einer süddeutschen Universität sei; auch hatte er die Zugspitze bestiegen und wollte nach Zermatt.

„Wollen Sie auf das Matterhorn?" fragte Tina.

„Ich traue mich nicht recht."

„O, Sie müssen auf den Monte Rosa," sagte die Baronesse. „Ich war droben."

Nun sah er sie mit mehr Achtung an. „In dem Kostüm?"

„O nein!" Sie lachte. „Feldmarschmäßig ausgerüstet, und kalt ist's dort droben! Gräßlich kalt!"

Sie hatten mühselig wieder eine Eiswand erklommen, Tinas Füße glitten ab. Sie dachte: ‚Du mußt eine recht komische Figur abgeben!' Auch ihr Gefährte wurde mißmutig. Immer breiter klafften Spalten auseinander, Fußspuren gab es gar nicht mehr; ein paarmal mußten sie Umwege nehmen, um eine Spalte zu vermeiden.

„Selbst Baedeker sagt doch, man könnte es ohne Führer machen," klagte Tina beweglich. „Baedeker ist sonst vorsichtig wie eine alte Tante."

Der Deutsche fluchte. „Könnten sie nicht den Weg angeben? Es geschieht alles nur, um uns die albernen Führer aufzudrängen. Wenn man noch eine Hochtour unternimmt, aber für diesen lächerlich kurzen Katzensprung, den Hunderte von Menschen täglich machen."

Ein Jüngling umschlich das verirrte Paar schon seit einiger Zeit, er näherte sich jetzt und bot Tina Wollsocken an. Sie ließ sie anziehen und nahm ihn gleich als Führer an; darauf hatte er natürlich blos gewartet.

„Nun sind wir all-right Chamonix," rief sie munter. „Nur keinen Schritt vom Weg! Man bezahlt jeden doppelt."

Sie belustigte sich über die Notschreie der Engländerinnen und Judenfrauen, die mit fünf Führern über den Gletscher kamen, Schritt für Schritt den Mauvais Pas hinunterkletterten. Der ganze Schuttstreifen war mit abgelegten Füßlingen bedeckt, die später wieder aufgehoben und neu verwendet wurden.

Der Chapeau besitzt ein Restaurant mit einem Zeltdach, Tina bekam einen Schlag von dem im Wind klappernden Balken auf den Kopf, sobald sie sich hinsetzte. „Fremdenfalle!" murmelte der erboste Deutsche, der Wein war miserabel und ein Brocken trockenes Brot kostete fünfzig Centimes.

„Bedenken Sie, wie hoch sie alles heraufzubringen haben und die Kürze der Saison," mahnte Tina.

„Das gilt anderswo auch und dort ist's anders."

Dagegen ließ sich nicht aufkommen.

„Stellen Sie sich vor, wie es erst hier sein wird, wenn die Bahn in Betrieb ist!"

In der Tat war dieser Gedanke geeignet, den Mißvergnügten wieder heiter zu stimmen. „Malen Sie sich Chamonix mit noch mehr Hotels aus, mit einer Zahnradbahn auf den Montblanc, des Abends wird das Mer de Glace bengalisch erleuchtet."

„Dazu Gesang der Marseillaise, des Rule Britannia und Deutschland, Deutschland über Alles!"

„So kommt's aber noch," sagte Tina.

„Unzweifelhaft."

„Ich besinne mich auf keinen andern Ort, wo jedes Ausweichen in gleicher Weise unmöglich ist. Selbst in Monte Carlo ist man auf den Felsenwegen vollkommen sicher, ich habe die Wege immer für mich allein gehabt; daß es da überhaupt ein Hinterland gibt, weiß niemand."

„Gott! Muß es hier schön gewesen sein vor Messrs. Pococke & Windham!" seufzte der Deutsche aus tiefster Seele.

„Versuchen Sie sich auch so zu freuen! Denken Sie an Goethe, selbst Baedeker zitiert ihn."

„Eben drum. Mir bleibt die Bewunderung im Halse stecken. Er ginge nicht wieder hin. Er ginge auch nicht wieder nach Italien."

„Aber in Weimar bliebe er vielleicht."

„Grade. Mit Augen links nach Berlin wie alle in Weimar und Ohren links erst recht."

Beide lachten.

„Sicher schreiben Sie Bücher," sagte Tina.

„Wäre ich sonst ein Deutscher?"

„Bücher über Goethe?"

„Sie raten gut."

„Ach nein," sagte sie ganz kläglich. „Ich rate gar nicht. Ich stelle bloß fest."

Nun lachte er erst recht. „Und was sollte man nach Ihrer Meinung tun, wenn man ein Deutscher ist, anstatt über Goethe zu schreiben?"

„In Südwestafrika eine Farm besitzen, zwölf Jungen aufziehen."

„Keine Mädchen?"

„Die bezieht man aus Deutschland wohlfeil."

Er sah sofort nach ihrer Ringhand. „Die Frauen sind heutzutage immer praktisch und wollen Ergebnisse sehen."

„Ach, sie waren zu allen Zeiten praktisch," sagte Tina. „Aber ursprünglich war wohl die Erfindung der Buchdruckerkunst eine Tat, heute mordet die Kunst die Taten."

„Bücher können noch immer Taten sein."

„Solche Bücher werden aber nicht geschrieben."

„Sie müßten einen amerikanischen Millionär heiraten!" riet er etwas geärgert.

„Ich würde einen preußischen Infanteristen vorziehen."

„Warum?" fragte er.

„Nun', Friedrich der Große sagt schon, die Infanterie seind lauter Cäsars."

„Ich fürchte, mein Fräulein," sagte der Deutsche, „Sie sind mokant."

„Der Himmel bewahre mich," rief Tina. „Wie sollte ich als deutsche Frau?"

Ihm fiel auf, daß sie nicht Mädchen sagte. Doch sagte er bloß: „Auch die Frauen emanzipieren sich jetzt."

Sie sagte: „Ich bin aber gar nicht emanzipiert, sondern grenzenlos faul, feige und wehleidig."

„Sie waren doch auf dem Monte Rosa," wandte er ein.

„O Gott! Ich fürchtete mich halb tot, war so schwach und elend."

„Warum gingen Sie dann hinauf?"

„Aus Selbstverleugnung."

„Was soll diese Selbstverleugnung erreichen?" forschte er als seines Volkes echter Sohn.

„Sie gilt doch an und für sich als verdienstvoll."

Der Deutsche dachte über Tina nach. Sie paßte in keinerlei ihm bekannte Schablone, daß sie eine Dame war, sah er. Dann war sie auch frei, aber von oben herab frei und abwehrend zugleich, sie schien auch nicht verheiratet. Alle seine Begriffe waren umgeworfen.

„Kennen Sie Berlin?" fing er an.

‚Nun beginnt er auszufragen!' sagte sich Tina. Laut antwortete sie: „Sie werden also mal Professor?"

Er errötete, weil er ihren Hieb verstand. „Kunstgeschichte ist mein Fach."

„Ach," sagte sie, „Dozieren, abgeben, wäre so gar nicht mein Fall. Ich könnte immer nur einsammeln — aufschnappen, sagen wir lieber."

„Das ist weibliche Eigenheit," entschied er.

„Ich halte es einfach für Trägheit und geistiges Sansculottentum. Ich nehme auch niemals irgendeine Partei und würde schon vor einer gewöhnlichen Wahlurne mit einem Zettel nichts anzufangen wissen."

„Zu jedem Entschluß gehört geistige Sammlung," sagte er. „Daran fehlt es allen Frauen."

„Sie sind in Ermanglung glatt, angenehm und schlüpfend," sagte Tina. „Möchten sie so bleiben!"

Sie reizte ihn. Er hätte seine Gewissensfragen gern fortgesetzt. Die Karnin erschien in ihrer schwarzen Helgoländer Haube mit ihrem Führer und dem Fürsten. Otto und der Führer hatten sie Schritt für Schritt hinuntergeleitet. „Ein Bach floß ja über den Weg," erzählte sie entrüstet. „Eine einzige falsche Bewegung und man hätte zerschmettert im Abgrund gelegen!"

„Diese falsche Bewegung wird nie gemacht," sagte Tina kühl. „Baedeker gibt uns neun und eine halbe Stunde auf. Wir haben erst vier gemacht."

„Ich habe genug," erklärte die Karnin stöhnend. „Ich gehe morgen auf die Flégère; das Hörnli hat mir den Rest gegeben."

Sie konnte nicht mit sich einig werden, ob das Hörnli schlimmer gewesen war oder der Mauvais Pas; der Name des letzteren besonders war so unheimlich!

Otto verhielt sich still. Der Deutsche grüßte Tina und ging sofort, als ihre Gesellschaft kam.

„Vergessen Sie nicht das Matterhorn!" rief Tina.

Er trat ein wenig zu entschlossen, mit unnötigem Kraftaufwand ab, in haltungsvolle Männlichkeit gepanzert; sie lächelte zweideutig.

Otto sah ihr Lächeln und es ärgerte ihn.

Bergab gingen sie jetzt ziemlich rasch, der Führer geleitete die Karnin bis auf die Straße nach Chamonix. Sie war entzückt über den Montblanc, er entsprach ganz ihren Anforderungen. „Immerhin ist er doch der höchste. Wissen Sie, Tina, daß ich Lust habe, ihn zu besteigen! Es würde dann in den Zeitungen heißen: ‚Die Karnin und der Montblanc'."

„Die Zeitungen hätten Sie bloß am Mauvais Pas photographieren brauchen mit der Unterschrift: ‚Ideal und Leben'."

„Spotten Sie," sagte die Karnin. „Ich komme hinauf, nur darf man hier nicht in Chamonix wohnen, sondern in den Dörfern. Ich wohne in einer Stube für einen Franken fünfzig nächstes Mal! Ueber der Arvebrücke ist ein Restaurant dem Montblanc gegenüber, wo ich esse."

„Sie lieben die Gegend nur, weil hier alles so großartig klingt," behauptete Tina, „Montblanc, Mer de Glace, Mauvais Pas! Nächstes Jahr kommen nur noch höhere Töchterschulen her. Ich lobe mir das Matterhorn."

Otto war still, nachdem sie sich von der Begleiterin getrennt hatten; sie verloren mehrfach ihren Weg, suchten neben einem Bach im Waldschatten.

„Es wird ganz dunkel, bis wir oben ankommen. Unser Unternehmen ist barer Unsinn!" sagte Tina. Sie versprach sich Genuß von der Wirkung des Mondscheins unter den Riesentannen, die Flégère am hellen, lichten Tag mit Kommerzienrätinnen in Sänften und auf Maultieren und schnaufenden jüdischen Bankiers war unmöglich, ein Abklatsch von Marienbad.

Otto erzählte von seiner Familie, alles klang harmlos und heiter; als Jüngster hatte er sich immer verwöhnen lassen, die schönen Schwestern heirateten früh und stellten heut schon wieder halberwachsene Kinder ein.

‚Du paßt nie hinein,' sagte Tina sich.

Ueber ein Schuttfeld stiegen sie zwischen Ziegenherden. Die Ziegen läuteten mit ihren kleinen Glöckchen, fügten sich wunderbar in die Tönung des Gesteins.

„Ah, der Papa!" lobte Otto jetzt. „Das ist ein Kavalier! So grundgut!"

‚Indolent wie du!' dachte sich Tina. Er reizte sie, ihm von sich selbst zu erzählen, wie ihr Leben so ganz anders verlaufen war und wie viel Häßlichkeit sie kennen gelernt hatte. Ihr schien eine Verkehrung natürlicher Verhältnisse, daß der Mann der so viel Harmlosere war — ‚Faust und Gretchen umgekehrt!' sagte sie sich immer wieder.

Zwischen ihr und dem guten, vertrauensseligen Otto stand ein Schatten — der andre.

„Schreiben Sie ihm eigentlich noch?" fragte Otto auf einmal.

Sie gingen zwischen lauter rauschenden Bächlein und strudelnden Quellen, Undine und Huldbrand, ihr Ritter.

„Wen meinen Sie?" fragte Tina rauh.

„Den Großherzog. Sie liebten ihn, Tina!"

„Ich habe ihn nie geliebt," sagte Tina. „Er war ein schlechter Mensch."

„Aber sehr elegant und ein Fürst."

„Was hat er geleistet oder Gutes getan? Er ist ein großer Sportsmann, Sport ist keine Arbeit."

„Man nennt ihn für Frauen sehr gefährlich."

„Frauen sind töricht oder gegen sich selbst nicht aufrichtig."

„Er ist viel geliebt worden."

„Ich hasse ihn."

„Das ist zuviel, liebe Tina," sagte Otto Kandersteig traurig. „Man sagt, daß er dich geliebt hat."

Tina bemerkte gar nicht, daß Otto sie „du" nannte; sie sagte heftig: „Er hat mich nie geliebt. Er wollte, daß ich es glaubte. Wie kann ein Mann mich lieben, der mir keinerlei Opfer bringen kann und nicht sofort alle Folgen seiner Handlung auf sich nimmt?"

„Hat er dir je angeboten, dich zu heiraten?"

„Nein," sagte sie. „So ehrlich war er wenigstens! Diese Unterlassung machte mich rachsüchtig und vorsichtig."

„Du hättest ihn dahin bringen können."

„Für was hältst du mich, Otto Kandersteig?" Tina Ardennes sprühte. „Wenn ich hingerichtet werden sollte und eine Bitte, ein Wort an ihn könnte mich retten, ich würde es nie gesprochen haben."

„Aber du liebtest ihn?"

„Er wird das nicht sagen."

„Du hast ihn geliebt," sagte Otto Kandersteig leise.

Sie gingen stumm im schweigenden Wald, zwischen klingenden, murmelnden Quellen.

„Ah!" rief Tina betroffen.

Ueber der Gebirgswand vor ihnen lag das Abendrot. Die ganze Kette mit den weißen Gletscherströmen, allen Speeren, Zinken und Nadeln, glühte. Immer erschien die stumpfe Kuppel des Dôme du Goûter am höchsten, der Montblanc selbst enthüllte sich auf einige Augenblicke, dann umzogen ihn wieder die Wolkenschleier, weiße, ewig bewegte, flutende Gewebe von unsichtbarer Hand gesponnen, die ihre Welt, eine dem Menschen fremde und feindliche Urzeitwelt, abschlossen. Zwingend drängte sich Tina der Gegensatz zwischen der kleinen christlichen Welt im Tale und jener heidnischen dort oben, die in letzten Befestigungen immer noch hineinragte, auf.

Starr und schweigend standen sie im Königsschmuck ihrer Gletscher, des Glacier d'Argentière, des Bois und des Bossons, deren Eiswellen im Wiesengrün mündeten; jedes Jahr drang die Wiese und der Schutt vor, der Gletscher trat ein wenig zurück. Würde es die Urgewalten eines Tages gar nicht mehr geben? Oder regten dann andre sich, tief in den Seelen und Trieben der Völker — Rassenverschiedenheiten, uralte Träume vom Weltreich und von Welterlösung?

„Wir kommen zu spät oben an, Tina," sagte Otto.

„Was schadet es, nachdem wir dieses hier gesehen haben?"

Tina ging vorwärts, sie war sehr müde, Otto schritt zu rasch aus für sie.

„Bist du müde?" fragte er einmal.

Sie sagte nur nein und ging rascher.

In marterndem Zickzack wand sich der Weg zwischen Büschen und Heidekraut, die Höhe wurde kahler; bei jeder Drehung fand Tina einen neuen steileren Abhang vor sich.

Ihre Brust rang nach Atem, der wunde Fuß schmerzte.

Das Glühen an der Montblancwand drüben war erloschen. Sie lag jetzt leblos in steinernem Schlaf versunken. Im Tal entzündeten sich Lichtchen, bildeten Kränze und Streifen.

Tina und Otto blieben nur kurze Zeit in dem kleinen Wirtshaus, Tina trank eine Limonade. Die Wirtin hielt sie für ein junges Ehepaar, beredete sie sehr, die Nacht zu bleiben, sie hatte alle Zimmer frei, ein schönes großes nach dem Montblanc zu.

Tina schüttelte den Kopf, es begegnete ihr so oft, daß man Otto und sie für ein Ehepaar hielt. Sie selbst war ja daran schuld, dennoch reizte der Irrtum sie. Sie fühlte sich zerfallen mit der Gesellschaft, die von allen Seiten einkerkerte und hemmte. Welchen Ersatz bot sie ihr dafür?

Auf der andern Seite fürchtete sie sich vor der Einsamkeit, mit der sie Meuterer bestrafte; sie war eben gar nicht heroisch und deshalb herzlich uninteressant.

Wer außer Otto nahm eigentlich Anteil an ihr?

Als sie den Rückweg antraten, war es acht Uhr und vollkommen finster.

„Die Wirtin hielt uns für ein Paar, Tina," sagte Otto. „Warum sind wir's nicht?"

Tina sagte: „Ich weiß es auch nicht. Es steht etwas zwischen uns."

„Du glaubst das, Tina! Es steht doch nichts zwischen uns."

„Was weißt du davon?" fragte sie rauh zurück.

„Ich will nur wissen, was du mir sagst, und warte darauf, daß du sprichst."

„Und was denkst du?"

„Tina, du weißt, daß ich nichts denken will. Ich glaube an dich. Ich würde jedes Wort glauben, was du mir sagst, wenn hundert Augen- und Ohrenzeugen mir das Gegenteil versicherten."

„Was hat man dir gesagt?"

„Wozu soll ich dich kränken?"

„Weil ich jetzt gekränkt werden will," sagte sie stolz. „Sage es mir!"

„Du weißt es selbst."

Sie dachte an die Zeit, als anonyme Briefe, hämische Zeitungsnotizen und boshafte Bemerkungen auf sie einstürmten. „Ich will es noch einmal von dir hören!"

Beide sagten jetzt „du" zueinander. Noch waren sie nicht im Walde, sie gingen im Dunkel, mit den Bergstöcken tastend. Otto mäßigte immer seinen Schritt, um Tina nahe zu bleiben, sie empfand seine Nähe, ohne seine Stütze tatsächlich zu bedürfen.

„Man sagt, daß der Großherzog dich zu einer Zeit liebte und heiraten wollte."

„Und die Pflichten seines Standes schließlich so dringend wurden, daß er die Liebste beiseiteschob, sich standesgemäß verheiratete," ergänzte sie hart. „Von den Männern glaubt man immer das Vorteilhafteste, von den Frauen das Ungünstigste."

„Tina, was war Wahrheit daran?"

Sie waren jetzt in den Waldschatten getreten, man sah nichts, nur die schmale Mondsichel zwischen sehr hohen, zerklüfteten Fichtenwipfeln, weiße, sprühende Schleierbreiten der Bäche und Quellen. ‚Undine', fiel ihr wieder ein, ‚Huldbrand von Ringstetten!'

„Ich liebte ihn," sagte das Mädchen.

Sie fühlte mehr als sie hörte, daß der Mann hinter ihr seufzte, als hätte er einen Stich ins Herz empfangen.

„Ich wußte es," sagte Otto Kandersteig einfach.

„Und er liebte mich nicht," fuhr Tina ebenso hart und klanglos fort. „Das ist alles."

Otto dachte an alles, was der Ruf über den Mann sagte, den er auch persönlich kannte, er bezeichnete ihn als einen der schönsten und geistreichsten regierenden Herren seiner Zeit.

„Er wollte dich trotzdem besitzen?"

„Ich wollte ihn besitzen, Seele und Leib," sagte Tina mit jener Härte, die ihrer Stimme Metallklang lieh; der Mann fühlte förmlich, wie sie sich gegen sich selbst straffte, sich innerlich starr machte. Nie hatte das Mädchen zu Freund oder Freundin, zu ihrem Bruder nicht, über ihre Angelegenheiten gesprochen. „Die Teilung, die er vorschlug, war für mich unannehmbar."

Sie atmete schwer, das Schweigen des nächtlichen Waldes umgab sie, ein Raunen und Wispern, Gefahr und Wagnis, worin sie ganz verloren waren, zwei junge, lebendige Menschenkinder.

„Wußte er, daß du ihn liebtest?"

„Wann wüßte das ein Mann nicht?" fragte sie bitter. „Uebrigens habe ich es nie verborgen."

„Du hast Schweres durchgemacht," sagte er einfach.

„Häßliches, Gemeines!" sagte sie, an ihrem Kleid herunterstreifend. „Sieh, ich hätte ja nie geglaubt, daß das möglich ist, wo ich anbetete, tausendmal gestorben wäre — er begehrte bloß, spielte!"

Ihre ganze Qual lag in ihrer Stimme. Otto dachte, daß ihr Stolz noch tiefer gekränkt sein mußte als ihr Herz; es tat ihm weh für sie, zugleich fühlte er einen Druck sich von ihm heben. Das Mädchen war neben ihm. Er hörte, daß ihre schmalen, suchenden Füße ein paarmal abglitten, sich stießen.

„Hast du gedacht, daß andres, daß mehr gewesen wäre, Otto?"

„Ich wartete, daß du es mir sagen solltest," sagte Otto Kandersteig.

„Liebst du mich noch?" fragte sie leise, zitternd.

„Ich habe dich immer geliebt, Tina. Es kommt wohl, weil du so viel klüger und temperamentvoller bist als ich. Ich kann gar nicht anders, würde nie jemand lieben wie dich!"

„Ich bin also deine richtige und regelrechte erste Liebe," sagte sie halb scherzend, doch mit einem wehen Unterton.

„Meine erste und meine einzige." Er machte keinen Versuch, sie zu umfangen oder zu küssen; Tina war ihm aufrichtig dankbar dafür.

„Du hast dir einen schlechten Gegenstand ausgesucht, armer Otto! Ich — ich habe doch einen Knacks für immer."

„Sieh mal, wenn man über dich sprach, habe ich mir immer nur gewünscht, daß ich dich verteidigen dürfte, das Recht hätte, vor dir zu stehen."

„Ein schönes Recht, auf angreifbare Ware."

„Das schönste," sagte er. „Ich bin ja auch der einzige, der weiß, daß dir immer unrecht geschieht, selbst wenn — wenn das Gerede recht gehabt hätte."

„Ich danke dir, Otto," sagte Tina. „Du hast recht — dann wäre mir erst wirklich unrecht geschehen! Es war nur Stolz, was mich hielt. Unser Stolz ist eine elende, zusammengestückte Sache, so viel Eitelkeit oder Ehrgeiz!"

„Trotzdem bin ich ihm dankbar."

„Du hast keinen Grund, ihm dankbar zu sein. Der Riß, wenn er äußerlich nicht sichtbar ist, bleibt innerlich. Ich allein weiß, wie ich schwach war und bin."

„Du bist hart gegen dich selbst, Tina!"

„Ich bin hart, weil ich Weichheit und Weichlichkeit hasse."

Sie schritt jetzt tapfer wieder aus. Der Weg lief oft dicht am Abhang entlang, die Stämme standen wie Säulen eines Geisterdoms, durch Lichtungen fiel rieselndes Silberlicht ein. Kein Lebenshauch war hörbar.

Dann kamen eilige Schritte mit Gepolter nachrutschender Steine von oben; jemand nahm den Hut ab, fragte, ob er sich den Herrschaften auf dem Rückweg anschließen dürfte.

Es war Tinas deutscher Bekannter vom Nachmittag, Tina sprach und lachte mit ihm.

Der Weg wurde immer schlechter über Geröll und Steinhalde, in unergründlicher Dunkelheit, auch schien er sich endlos zu dehnen.

Sie sahen schon eine ganze Weile das Tal mit Chamonix unten, gingen immer am Waldsaum entlang auf diesem neuentdeckten abscheulichen Pfade.

Der Deutsche sagte jetzt zu Tina „Gnädige Frau". Otto gab ihm Ratschläge für die Fortsetzung seiner Reise, die vornehme Ungezwungenheit Ottos fiel Tina wieder auf. Es war schwer, ihn aus seinem Gleichmaß zu bringen; darum gerade zappelte sie so viel gegen ihn an. Warum sollte er zerrissen und querköpfig sein wie sie?

Er sagte immer, daß sie gescheiter wäre; blieb er doch stärker? Worauf lief denn ihr Wollen hinaus? Auf elendes die Flügelhängenlassen, sich Schämen, sich Sehnen.

Zum Schluß stapften sie durch sumpfige Wiesen. Der Deutsche schwenkte vor seinem Hotel ab, er betrachtete Tina neugierig und Otto mit Achtung. —

Otto wartete fast eine Stunde auf Tina mit dem Diner; sie kam den Abend nicht mehr herunter, mußte hungrig zu Bett gegangen sein.

Vor dem Schlafengehen machte sie noch einen Einbruch bei der Karnin; die lag im Bett.

„Aber Kind, wo sind Sie nur gewesen?"

„Auf der Flégère," sagte Tina kurz.

„So spät mit einem jungen Mann," mahnte die Karnin, die ganz das Gegenteil von konventionell war. „Aber Tina!"

„Ich tue, was mir gefällt," erklärte das Freifräulein. „Haben Sie nicht etwas zu essen?"

Die Karnin hatte immer Brot und Obst, das sie sich in der Straße billig kaufte, um die teuern Hotelmahlzeiten zu sparen.

Tina verzehrte mit Heißhunger einen Kanten trockenes Brot.

„Warum gehen Sie denn nicht hinunter?"

„Ach, die dummen Kellner gucken mich an," sagte die unabhängige junge Dame.

Zehntes Kapitel

Glion

Der Genfersee liegt in einer Liebesatmosphäre. Eine Stimmung von Sentimentalität und Weichheit bleibt über ihn und seine glücklichen Ufer ausgegossen. Die Luft streichelt zarten, liebkosenden Händen gleich, Blumen blühen, Landhäuser lugen aus ihren gepflegten Gärten und nirgends verletzt das Auge Armut oder Häßlichkeit. Dorthin kommen die Menschen, um zu weinen und zu genesen, selbst die Schwindsüchtigen von Clarens in ihren reizenden kleinen Landhäuschen sterben in Schönheit. Aus zuviel Narzissenduft, Musik, Lieblichkeit webt sich sanfte Schwermut, die alles einhüllt, an traurige alte Volksweisen mahnt und Erinnerungen von Rousseau und Byron weckt. Diese Stimmung gibt's anderswo gar nicht mehr, Leichtfertigkeit und Eleganz oder rauhe Wirklichkeit haben die Elegie verdrängt. Für unvergängliche Zeiten sind Ortschaften und Dörfer von der Poesie geweiht, Elisabeth von Oesterreich, eine Kaiserin und ein blumenhaftes Wesen, welche die Schönheit vergötterte, die letzte Märchenfigur des nüchternen Jahrhunderts, mußte hier im Angesicht des Monarchen sterben.

Den kleinen Erdenleiden gibt die großartige Kulisse einen feierlichen Hintergrund. Man sieht die Berge gar nicht immer, man weiß, sie sind da, in den Wolken dort, — Leben und Sterben geht sanft ein am gesegneten Südufer.

Kleine weiße Villen hinter Blumenvorhängen, elegante Dampfer, Hochzeitsreisende und Erholungsbedürftige der ganzen Welt, keine Schwerkranken! Sie würden verstimmend wirken, ver-

langen auch zuviel; Milde und Lindigkeit sucht man hier.

Tina verabscheute eigentlich diese Mandolinenstimmung. Die Karnin frischte gerührt Jugendeindrücke auf, sie hatte als Backfisch am Genfersee gelebt; die Backfische der halben Welt knüpfen an hundert und aberhundert Pensionate hier Frühjahrserinnerungen. Nette Persönchen mit verheißungsvollen, munteren Augen ziehen in paarweis geordneter Schaar vorüber, alle Sprachen der Welt durcheinander schwätzend. Nicht allzu ernsthaft tritt ihnen das Leben entgegen, weil sie in eine gute und volle Schüssel hineingeboren sind.

Der Umgang mit dem geistlichen Herrn, der in Montreux Quartier genommen, hatte auf die Karnin so bildend gewirkt, daß sie ernstlich darüber nachdachte, in ein Kloster einzutreten.

Sie fragte Tina, ob es nicht ein ihres Lebens und Wirkens würdiger Abschluß sei? Der Gedanke an Karl den Fünften, an die Lavallière und die Gräfin Hahn-Hahn tat ihr dabei wohl. Schade, daß es auf dem Berg Athos keine Frauenklöster gab!

Der geistliche Herr zeigte wenig Eifer, auf ihren Gedanken einzugehen, nun geriet die Karnin wieder in Schwanken, ob nicht doch der Buddhismus vorzuziehen sei. Es gab in Benares nach Pierre Loti eine Akademie und in Ceylon einen gewissen Marmorpalast, wo die Besant im weißwollenen Gewande mit bloßen Füßen und kaiserlichen, unschätzbaren Perlenschnüren behangen, umging.

Die Karnin gelangte zu der endgültigen Ueberzeugung, daß Indien ihre wahre Bestimmung sei. „Vielleicht heiratet Sie ein Rajah," ermunterte Tina.

Die Weltflüchtige versank darauf in wohlwollende Erwägung, bereitete Toiletten vor. Ein malvenfarbenes, ein bernsteingelbes und ein weißes mit Gold gestickt schienen ihr für ihre Zwecke besonders geeignet; sie beschrieb sie Tina mit Andacht.

Otto Kandersteig wohnte in Caux, wo durchreisende Verwandte sich aufhielten. Die Karnin hatte in Glion wieder eine wunderbare Pension, die Billigkeit und Behagen vereinte, ausfindig gemacht.

„Denken Sie sich, Eis und Rebhühner für fünf Franken täglich!"

Tina meinte, ihre Begleiterin müßte ein Mittel haben, die Leute gegen ihren Vorteil zu überreden, wahrscheinlich wirkte sie durch ihr eindrucksvolles Auftreten im ganzen; man mußte denken, die Königin von Saba reiste inkognito. Sie wurde immer fürstlich bedient und gab nie das geringste Trinkgeld. Augenblicklich weidete sie den Pfarrer ab, diesen Mann wollte sie ausschöpfen, er sollte ihr sein Geheimnis des Lebensglücks mitteilen. Die Karnin war überzeugt, daß der Mann ein Geheimnis besaß. Sollte es die vollkommene Keuschheit sein? Sie war bereit, sie nach sechzig ebenfalls aufzunehmen; in melancholischen Stunden sagte die Karnin nach vierzig, aber sie lächelte, wenn Tina sie tröstete: „Sie sind mit siebzig noch unverwüstlich!"

Tina war zufrieden, viel allein zu sein, sie ging ohne Ziel vor sich hin, zwischen Wäldern, grünen, verwachsenen Schluchten, weich abfallenden Hängen mit Kastanienbäumen. Ueberall öffneten sich Ausblicke auf das blendende Blau des Sees, er glitzerte und funkelte, ein in Blumenbänder gefaßter Saphir. Sie war müde, am Ende ihrer Kräfte, wie nach einer überstandenen Krankheit. Ihr Gesicht heilte allmählich, die Augen taten ihr noch weh und des Nachts weinte sie oft.

Sie war so fertig!

Einmal sah sie Otto im Automobil, er hatte eine sehr elegante Dame, vermutlich seine Schwester und deren Mann neben sich.

‚Ja, stände er allein in der Welt!' dachte seine Freundin. ‚All der Anhang, die vielen Menschen!'

Sie war menschenmüde. Nichts gewährte ihr überhaupt Freude, außer sich von der Sonne bescheinen zu lassen, Düfte zu atmen, die laue Luft mit den Löckchen um ihre Stirn kosen zu fühlen, den Möwen zuzusehen, die über den Ufersteg von Montreux, über das Ulmeninselchen und Chillon flogen.

Ach, Chillon!

‚Du wirst sentimental!' sagte sie sich, ‚ja, sentimental! Jene Leute von damals kannten den Zustand nicht. Oben sind die Schlafgemächer der Gräfin von Savoyen, unten foltert und hängt man die Gefangenen. Angelegentlich beäugen kleine Pensionsmädchen, Engländerinnen und amerikanische Jungen heut den Brandfleck vom glühenden Eisen und den vermorschten Balken des Galgens zwischen den Felswänden.

Wirklichkeit dereinst, jetzt angenehme Würze, ein Nervenkitzel für gleichgültige Touristen!

Glücklicher Byron! Als du reistest, gab es die drei Ansichtspostkartenbuden auf der Zugbrücke noch nicht, man wurde nicht zu Trupps von acht, höchstens zehnen in Bonivards Gefängnis getrieben, kein verdrossenes Schweizermädchen leierte in schlechtem Französisch ihr Sprüchlein, durch jede Zwischenfrage wütend gemacht.

Wie unromantisch ist alles geworden! Was würden Richter und Ritter droben im prangenden Justiz- und Bankettsaal sagen, wenn sie wüßten, daß all ihr Kämpfen, Leiden, ihr Hassen und Lieben zu einer Gegenleistung für fünfzig Pfennige Eintrittsgeld zusammengefaßt ist?

Backfische malen und zeichnen auf den Hügeln über Chillon, am Abend erklingen die sentimentalen Gassenhauerweisen aller Nationen, die

Dent du Midi ragt schneebedeckt und der Himmel entzündet seine Sterne; sie wenigstens blieben dieselben.'

Tina saß auf den Steinen, im See beinah, an einem Fleckchen, das sie sich allein herausgefunden, dicht an der schwarzen alten Mauer unterhalb der Zugbrücke.

Heute hatte sie in der Zeitung gelesen, daß in Meinstedt ein Erbe geboren war! Vielleicht, wenn dieser Erbe schon dagewesen wäre, hätte ihr Schicksal sich anders gestaltet; der entschied! Das war für ihn Pflicht! Sie lächelte wieder bitter, wenn sie über den Pflichteifer solcher Menschen nachdachte, die eigentlich eine Pflicht nicht anerkennen.

Hatte bei ihr selbst nicht Ehrgeiz und die Sucht nach Macht mitgesprochen? Sie hatte das Spiel verloren. Er sollte mehr lieben als sie. Wozu war er ein Mann? Er mußte naturgemäß noch kräftiger, rücksichtsloser empfinden, er sollte ein Held sein! Sie dachte über eigentümliche Verfallserscheinungen im Verhältnis der Geschlechter zueinander in diesen Zeiten nach. Am einen haben die Jahrhunderte, Alkohol, Krankheit und Ueberanstrengung gezehrt, das andre in seinen geschonten und auserwählten Exemplaren tritt ungebrochen auf den Plan. Was für ein Weib war sie selbst gewesen, feurig, sieghaft, an sich selbst gläubig! Nun war Bitterkeit in ihr und Trauer.

Trotzdem hatte sie nie daran gedacht, durch sich selbst ein Ziel zu erreichen. Ihr Mann sollte ihr Wesen vollenden, ihr Gebieter, ihr Herr sein; sie wollte helfen, dienen, Treue halten.

Selbst die Karnin sagte ihr oft: „Sie haben so viele Talente, schreiben Sie, malen Sie, singen Sie!"

Es war des Mädchens Stolz gewesen, daß sie all ihr Können und Wollen zusammengehalten hatte; ganz wollte sie geben. Nur einer sollte ihre Seele aufschließen und verstehen. Eine goldene Handvoll nach der andern würde sie ihm hinreichen, der ihr Spender war, den sie stützte und beschenkte, glückselig und verborgen. Nichts von alledem war in Erfüllung gegangen. Man hatte sie ans Licht gezerrt und besudelt und ihren Stolz zerbrochen, ihren Reichtum wollte niemand!

Sie begriff, daß sie ihn mit kleiner Münze austeilen mußte, wenn sie überhaupt geben wollte.

Und geben wollte sie jetzt! Sie mußte mitteilen oder verhungern.

Geben in irgendeiner Form, auf irgendeine Weise! Nicht wie die Karnin, obgleich Tina auch diese Art verstand — einen Vulkan in ewiger Tätigkeit, mit viel Feuerwerk, viel Schlacke! Ihr selbst gewährte eben Vergnügen, so auszubrennen.

„War nicht Herrn Krauses Reiseplan ein kunstvoll aufgebautes Gedicht?" fragte die Karnin, als sie am Nachmittag vom Rocher de Naye zurückkam. „Das Vorspiel Luzern und Eggishorn, die Großartigkeit Gornergrat und Zermatt, Montblanc das Erhabene, müde Lieblichkeit und Sentimentalität des Lac Léman zum Abschluß."

Tina hatte die ganze Tonleiter in ihren Nerven durchgespürt. Der Monte Rosa hatte sie erschöpft und erhoben, sie dachte mit Zärtlichkeit an seine weite, weiße Brust, wie an ein Geheimnis, das sie für sich ganz allein bewahrte.

Otto machte den Abend mit seiner Schwester Besuch. Nach langer Zeit mußte Tina den Ton der großen Welt wieder reden, sie war sprühend und heiter. Die junge Frau geriet in entzückte Begeisterung über ihre zukünftige Schwägerin. „O, ich weiß alles!" sagte sie, als sie das Mädchen im Garten umschlang. „Ich verstehe Otto so gut! Ich beneide ihn! Der gute Junge hat eine große Liebe."

„Haben Sie nie eine gehabt?" fragte Tina.

„Ach, schauen Sie," sagte die Gräfin Lisi neckisch. „Mein Toni und ich haben uns geheiratet, weil er grade dran war, und ich wurde fällig. Sein älterer Bruder hat meine Schwester Mizzi geheiratet; es geht ganz gut, wir kennen nur glückliche Ehen in der Familie. — Sie haben so was Ernsthaftes und Romantisches!"

„Ich bin gar nicht romantisch," sagte Tina.

„Ach doch! Ich weiß ja alles. Furchtbar interessant denke ich mir Ihr Leben!'

„Es war nicht interessant," sagte Tina. „Sehr gewöhnlich sogar. Viel Träume, viel Schaum, wenig Wirklichkeit, gar keine Gelegenheit zum Kampf und kein Sieg!"

„Es ist doch schon mehr als wir alle haben," sagte die kleine Frau. „Ich wünsch' mir ja für mein Leben eine große Leidenschaft. Es gibt einem doch erst den letzten Schliff."

„Vorläufig werden Sie einen andern Schliff bekommen!" sagte Tina und küßte das Frauchen herzlich.

Die kleine Gräfin seufzte. „Wenn's doch nur ein Bub ist! Die haben halt das Zugreifen, wir immer das Abwarten."

Sie sprachen von dummen Dingen, amüsierten sich wie zwei Backfische über das Pensionspublikum.

„Da ist immer die Frau Baronin oder die Exzellenz, die den Tisch beherrscht, meistens eine unerträgliche, geizige und keifende schmutzige alte Dame mit einer ältlichen Tochter, Nichte oder Gesellschafterin. Es muß trotz der Emanzipationsromane Leute geben, die zur Gesellschafterin geboren sind, denn ein gesundes Wesen würde lieber Dienstmädchen." Tina und Lisi waren fest überzeugt, daß es sogar einträglicher sein müßte.

„Ich glaube, diese Geschöpfe sind faul. Das bequeme, geistige Hinschlampen neben so einer alten Kratze paßt ihnen gerade. Faulheit wird



Grenadierpatrouille in alter Zeit

Nach einem Gemälde von Carl Röchling

viel zu wenig mit in Berechnung gezogen, wenn man sich über das traurige Los der Menschheit entrüstet. Bedauernswert wäre doch eigentlich nur, wer sich anstrengt und nichts erreicht."

„Ich habe so viel Mitleid aufgegeben, das ich früher hatte. Auch mit mir selbst," sagte Tina.

„Nein, mich selbst bemitleide ich noch sehr!" rief die hübsche kleine Frau. „Ich hab' gefunden, sonst tut's kein andrer; den Männern ist's nützlich."

Sie kamen auf ihren Gegenstand zurück. „Immer bilden den Stamm dann drei bis vier unendlich öde und spießbürgerliche Familien, die häkeln, Zeitung lesen, sich dreimal umkleiden und von denen man beim besten Willen nicht begreift, warum sie überhaupt reisen. Vor allem kontrollieren sie die schwarzen Schafe. Sie und die Baronin sind die geschworenen natürlichen Feinde des schwarzen Pensionsschafes."

„Das schwarze Schaf ist eine einzelne Dame, geschieden, Witwe oder ledig, die Busen- und Blusenpracht treibt, sich sehr sorgfältig frisiert, ihre Anziehungskraft auf etwa sich in das Pensionat verirrende einzelne Herren wirken läßt; in unbewachten Momenten haften die Augen der Familienväter auf ihr."

„Zuletzt gibt es immer ein paar gute Leute, die von ihrem Geld reisen können, aber der Baronin und den Familien nicht fein genug sind. Sie sitzen ängstlich, geschwollen, mit sehr knallroten Händen auch, und benehmen sich krampfhaft anständig. Er, der ehemalige Metzgermeister, schimpft nach einiger Zeit: ‚Das wird mir zu fad!' und reist ab, sie fühlt sich ernstlich geknickt, die Baronin bleibt bei ihr für alle Zeiten Urbild der Vornehmheit. In der nächsten Pension erzählt sie sicherlich: ‚In Pallanza waren wir mit der Baronin G. zusammen.'"

„Die Backfische der Familien küssen der Baronin gern die Hände. Sie ist unausstehlich, zahlt knauserig, mäkelt an allem, hat aber immer das beste Balkonzimmer in der ersten Etage und bedeutet für die Pensionsinhaberin bar Geld."

„Arme Besitzerin, ärmere Töchter oder Nichten!"

„Wie ihnen die ewige Freundlichkeit auf die Nerven gehen muß!" bedachte Tina. „Ich denke mir, sie sind später selig, barsch und grob wie Korporale sein zu dürfen. Ich würde dann sofort in einem Pensionat Baronin, um meinerseits nun schikanieren und molestieren zu können. Nein, nie wohne ich wieder in Pensionen, ich leide unter dem Leiden der Inhaber! In einem großen Hotel ist alles unpersönlicher Aktienbetrieb, die Illusion von Familie und Gastfreundschaft wird nicht einmal angestrebt. Dieser Anspruch auf Familienanschluß für fünf Franken täglich hat für mich was Geisterhaftes, vom Gladiatorenlächeln. Ich frage mich immer, warum sind die Leute hier?"

Sie dachte an das große Heer der Heimatlosen, denen auch sie in gewisser Weise angehörte. „Nie! Nie!" sagte sie sich schaudernd.

Für die Karnin lag in der Rastlosigkeit selbst Beruhigung, ihr Dämon trieb sie über Unbequemlichkeiten und Entfernungen hinweg. Sie mußte im Gegenteil im Hause schrecklich gewesen sein! Tina schenkte ihren drei Ehemännern, dem gehauenen, dem hauenden und dem gelehrten, volles Mitgefühl. Sie hatten wohl die Notwehr der verschiedenen Temperamente an ihr geübt; wahrscheinlich würde der Rajah sie aushalten.

„Kommen Sie mit mir nach Indien!" quälte die Karnin. „Sie sind für Indien bestimmt, für die weite Welt! Hochwürden, sagen auch Sie meiner Freundin, daß sie für die Welt ist!"

Der geistliche Freund weilte den letzten Tag in Montreux, der Fuß war nicht viel besser geworden, es drängte ihn nach Haus, wo seine jungen Herren hoffentlich keine Dummheiten machten.

„Sie gerade! Sie sollten auch mit! An den Wiegen der Menschheit stehen! Sie haben ja selbst den Papst noch nicht gesehen."

Der gute Herr lachte: „Doch, den möcht' ich noch sehen! Er hat ein gutes Gesicht."

„Ein Gesicht wie Sie!" rief die Karnin schwärmerisch. Tina dachte dasselbe, sie hätte es nicht gesagt.

Der geistliche Herr war errötet. Was für ein lieber Mann er ist, gestand sich Tina.

Die Karnin wieder fand Lisi unendlich unbedeutend, ein Hühnergehirnchen. „Machen Sie, was Sie wollen, Tina!" sagte sie. „Aber setzen Sie sich nicht zwischen die Menschen! Der gute Otto ist ja ein lieber, anständiger Mensch, die Sonne verdunkelt er eben auch nicht."

„Ach Gott, das soll er ja auch gar nicht," sagte Tina matt. „Ich brauche nur selbst so viel Sonne."

„Sie sind jetzt weich und angegriffen. Nehmen Sie meinen Rat, erholen Sie sich in Indien."

„Es sitzt tiefer, als Sie denken, Frau Argya," sagte Tina, „und ich erhole mich nie."

„Sie haben keine Energie!"

„Kein Können sagen Sie lieber! Ich bin doch nur eine Frau."

„Eine Frau von heutzutage kann alles, mehr als die Männer. Die Männer lassen sie nur nicht aufkommen."

„Ach Gott, was kann sie denn?" fragte Tina. „Und befriedigt ihr Können sie? Ich habe Sehnsucht nach Glück — nicht mal! Irgend jemand soll mich liebhaben, gut zu mir sein."

„Jetzt sind Sie ein Gänschen."

„Ich hab' doch nie beansprucht, mehr zu sein, Beste, immer an mir selbst 'rumgeraten. Ehrgeizig war ich mal, da schlug der Blitz in meinen Turm. Ich muß mir jetzt ein Häuschen zimmern aus den verstreuten Latten."

„Bauen Sie einen neuen Turm.“

„Es reicht nicht. Es hat nie gereicht.“

„Und Sie haben den Monte Rosa bestiegen,“ bedachte die Karnin vorwurfsvoll. „Ich kann nicht hinauf und bin doch so viel mutiger.“

„Sie sind robuster.“

„Ich habe meinen Genius,“ erklärte die Karnin kriegerisch. „Wie es auch kommt, ich muß ihm folgen. Nur Ihre Jugend könnten Sie mir eigentlich geben! Hätte ich die letzten zwanzig Jahre zurück!“

„Sie sollten sie von mir gern haben,“ sagte Tina matt. „Am Ende wär's besser, ich wäre heute sechzig, hätte nicht alles noch vor mir.“

Otto fing sie in einem kleinen, grünen Nestchen. Alles ist hier Sanatorium, Villa und Garten, Heilluft weht. Eine Dame in Schwarz führte einen Knaben an der Hand; das Kind war zart und überirdisch schön. ‚Sicher ist es ihr einziges,‘ sagte sich Tina. Sie und die Mutter tauschten einen Blick, die Frau hob den Kopf noch gerader, nahm einen abweisenden und gebieterischen Ausdruck an; Tina begriff diesen Trotz der Zartheit und Wehrlosigkeit so gut.

‚Stirbt er ihr, dann ist sie tot,‘ sagte sie sich. ‚Tot, wie so viele von uns, die weiterleben, die Feinsten, die Reichsten einst und die Stolzesten.‘

War sie tot? Ein Hund kam, steckte seine spitze Schnauze in ihre Hand, Ottos Roland.

„Ach, Roland,“ sagte die arme Tina. „Hast du mich denn lieb?“

Der Hund sah sie klug an, sprang dann zurück, um seinen Herrn zu holen.

„Tinale —“ sagte Otto Kandersteig. „Jetzt Tränen?“

Aber Tina weinte wie ein Mairegen. Sie sagte: „Laß mich weinen, es tut mir wohl! Wenn du wüßtest, Otto, wie ich mich unglücklich fühlte, so verfroren, so allein, so klein!“

„Kindchen, du warst doch immer hoch zu Roß und so kühl.“

„Ich hab' es nicht gewollt,“ schluchzte sie. „Du bist mein Zeuge, daß ich es durchaus nicht wollte. Ich bin dir aber doch durchgebrannt.“

„Und ich bin dir nachgejagt,“ sagte er.

„Ich wußte, daß du's tun würdest!“ gestand sie leise. „Eigentlich dachte ich dich schon in Fiesch vorzufinden.“

„Zwei Tage länger hab' ich doch vorgehalten, Konkordiapavillon klang so nett als Vereinigungsplatz.“

„Sogar auf den Monte Rosa bin ich gestiegen,“ sagte sie wehleidig.

„Ich hatte Angst für dich. Gewissenlose Kerle, elende Geldschneider, so ein Mädel da raufzuschleifen!“

„Ich will dir noch etwas gestehen, Otto,“ sagte Tina und lachte. „Sieh mal die Karte an, die ich gestern bekommen habe!“

Otto Kandersteigs Stirn verfinsterte sich.

„Sehr hübsche Augen hat er! Das sagt selbst die Karnin,“ stellte Tina fest.

Die Karte war eine sehr schmutzige Ansichtskarte vom Monte Rosa. Oben stand: „O schöne Monterosa!“ In die Mitte war ein Herz eingemalt und am Rande: „Du, du, liegst mir im Herzen —. Schöne, liebenswürdige Freundin! Wann kommst du wieder, mir mein Herz erfreuen? Zu deinem inniggeliebten François Bumiller.“

„Er war also doch auch kein Engel,“ sagte Tina wehmütig.

Der Fürst zerriß die Karte, warf sie weg; überflüssig war wohl, daß er nochmal darauf trat.

„Das hat alles jetzt ein Ende, Tina,“ sagte er. „Und von heut ab fahr' ich! — Kommst du den Abend mit zu Anton und Lisi?“

„Heut abend hab' ich der Karnin versprochen, mit ihr und dem hochwürdigen Herrn im Mondschein nach Chillon zu fahren. Man kriegt unten beim Hotel Kähne.“

„Daß die Karnin so sentimental ist,“ sagte er lachend. „Sie will wohl den geistlichen Herrn bestricken.“

„Sie wartet doch jetzt auf ihren Rajah. Ach, ist's nicht schön hier?“

Der See lag wie ein Stück ewiges Himmelblau zu ihren Füßen, blau, soweit man sehen konnte, und hellgrün bis zum zarten aus Düften gewebten Lichtgrau, das beinahe Silber wurde, am Strande gegenüber. Das kleine Inselchen Peilz schob sich vor, und man erkannte deutlich das Flußband der Rhone, jener armen Rhone, die in Genf gefangen durch tausend Zwicken und Schrauben nutzbar gemacht wurde.

Tina seufzte.

„Woran denkst du?“ fragte ihr Verehrer.

Sie sagte: „An die Rhone, an alle Flüsse! Daß die Menschen sie zähmen, sich dienstbar machen.“

„Das ist ihre Pflicht und Bestimmung auf Erden,“ sagte er.

„Wer weiß? Sie sind so glücklich als schäumende Gebirgsbäche. Nachher kommen sie mir wie glattgescheitelte, bezopfte Schulmädchen vor.“

„Man muß auch das Damenstadium einmal durchmachen.“

„Wäre es nicht weiser, glückbringender, mit der Natur zu gehen? Man würde wohl schnell alt, schnell fertig. Was schadete das?“

„Vorher — — Komm, meine Kleine, denn jetzt habe ich dich gepachtet.“

Sie gingen, Tina immer noch ein bißchen wehmütig und leidend, zwischen eleganten Engländerinnen durch das Hotel- und Equipagentreiben von Territet.

„So eine künstliche Landschaft,“ seufzte Tina.

„Grad was wir brauchen, mein Liebling!“

Sie sah lange die Dent du Midi an. „Selbst die hat was Dekoratives, bedeutet einen Kulissenabschluß. Sie posiert tadellos, und wie all die koketten Häuschen sich einschmiegen, auch zur Geltung kommen. Jeder ist höflich hier, jedes Chalet vermietet Zimmer, jedes Kind weiß zu führen und die Hand aufzuhalten."

„Du änderst es doch nicht wieder, Tina."

„Nein, nein, ich weiß ja. Und wir müssen sogar noch fortschreiten auf dieser Bahn des Verbildens und Abtragens. In einigen Jahren geht auf den Montblanc eine Zahnradbahn, die Jungfrau ist schon keine Jungfrau mehr und das Gornergratpanorama wird mit Scheinwerfern bei Zigeunermusik gezeigt."

„Bei mir zu Haus weiß ich noch Nesterchen, wo's urwüchsig genug hergeht, daß selbst du zufrieden sein sollst."

„Warum wird einem so schwer, von all dem Abschied zu nehmen," sagte sie, „von aller Wildheit, aller Ursprünglichkeit, vom Großen, Unersteigbaren und Gefährlichen? So ist's doch eigentlich bequemer und gelinder."

„Wir müssen diesen Abschied alle nehmen," sagte der Fürst Otto. „Du genießest schon ein Sondervorrecht darin, ihn so lange hinausgeschoben zu haben. Wärst du keine Dame in begünstigter Stellung, hättest du da längst Lebewohl sagen müssen. Schon als Schulkind! Man muß euch im Stift die Leine lang gelassen haben."

„Ich ließ mich nicht kurz halten damals," sagte Tina. „Damals war ich ein freier Vogel, ein Wildvogel!"

„Ich werde dich nicht einsperren," tröstete er.

„Du tust es schon durch den bloßen Besitz, mit jedem Wort, jeder Liebkosung. Es ist wohl nicht anders. Ich war ja auch verflogen und verhetzt."

„Mein feiner, lieber Wundervogel! Hei! Was für ein glücklicher Jäger ich bin!"

„Otto," sagte Tina mit beinahe komischem Ernst, „wie kannst du dich nur über mich freuen? Lysi ist viel netter."

„Du bist ein Eigensinn," sagte er. „Und ich bilde mir was ein auf meinen Dickkopf!"

„Die Menschen werden dich gar nicht beneidenswert finden."

„Sie werden schon, wenn sie sehen, wie glücklich wir sind."

„Wir —"

„Ja wir, Tina! Du lebst in einer solchen Nebel- und Traumwelt, mußt nun mal aufwachen und einsehen, daß du auf festem Land stehst. Und nicht allein stehst; der Pfad ist auch nicht allzu rauh und steinig."

„Du tust, als wäre ich ein Strohhalm."

„Du bist nicht stark, Tina. Gerade darum hab' ich dich lieb. Weil ich dein Geflatter sehe und deine Angst! Flögst du sicher, ließe ich dich fliegen."

„Dann läßt einen jeder," sagte sie gedankenvoll.

„Glaubst du, daß solche Höheneinsamkeit schön ist?"

„Schön," sagte sie, „wohl!" und mit Tränen in den Augen. „Schwer!"

Sie saßen auf einem Bänkchen unter einem Nußbaum, ringsum breiteten sich Weinberge und Fruchtgärten zu einer Herbstlandschaft des Paradieses.

„Ich bin bloß müde, Otto," sagte sie. „Glaube mir, es ist bloß Müdigkeit, daß du mich so fängst."

„Du glaubst, daß du wieder aufwachen könntest?" Er sah ihr hart in die Augen.

Sie fröstelte. „O nein, nein! Niemals!"

„Dann schlaf!" sagte er. Er drückte ihr die Hand über die Augen, sie saßen eine Weile schweigend so.

„Du hast eigentlich ärztliche Talente."

„Ich hoffe es. Jeder vernünftige und gute Mensch sollte sie haben."

„Du bist besser als ich, Otto."

Er antwortete nicht. Nach einer Weile sagte er: „Ich liebe dich wohl bloß stärker als du liebst, Tina."

Sie fuhr auf. „Das darf ich aber eigentlich nicht annehmen."

„Warum nicht?" fragte er einfach.

„Weil es beschämt."

Tina, Otto, der geistliche Herr und die Karnin saßen im stolzesten der Boote, das den Namen „Imperator" führte. Die Karnin hatte sich mehrfach seiner Seetüchtigkeit versichert, den Besitzer hin und her ausgefragt; natürlich lautete jede Auskunft glänzend für den „Imperator", der schon wahre nautische Heldentaten verrichtet hatte. Sie beruhigte sich denn auch vollkommen, konnte in ungestörter Bewunderung des Mondes schwelgen.

Wie alle im Grund nicht empfindsamen Leute hatte die Karnin eine Schwäche für den Mond, er stimmte sie wehmütig, zur Abfahrt bereit.

Sie redete ihn in den bekannten Wendungen an. Zudem tat er ihr noch den Gefallen, einige zusammengeballte Wolken gelb und silbern zu überhauchen, genau wie auf den Postkarten von Chillon. Vom Ufer klang sentimentale Leierkastenmusik aus Hotelgärten und Pavillons, das Wasser war still, schimmernd und geheimnisvoll wie ein Spiegel.

Die Karnin beschwor Byron, Rousseau, Shelley und andre erlauchte Geister und endete voller Rührung bei sich selbst: „So schwimmt man nun ahnungslos, nicht wissend wohin, wann wir uns wiedersehen, über unausgemessenen Tiefen. Ist das nicht unser aller Schicksal, Menschenlos?"

„Wir haben eine Heimat," sagte der geistliche Herr vor sich hin; ihm war seine Heimat sicher.

Otto und Tina sahen sich lächelnd an. In Tinas Augen standen Tränen, aber das Lächeln war stärker, sie wußte, daß er sie sehr lieb hatte. Und in diesem Moment hätte sie den Ausdruck seiner treuen, guten Augen für alle Schätze der Welt nicht hingegeben; da war ihre Heimat fortan.

Die Karnin durchschiffte den Weltraum anstatt der simpeln Bucht von Chillon. Sie war jetzt in Indien, in Siam, in Japan.

„Glauben Sie, daß ich jemals ankommen werde, Hochwürden?"

„Wir alle kommen einmal an," sagte der geistliche Herr friedlich. „Wenn unser Tag um ist."

„Es könnte auch wieder nur ein Weiterschiffen dort sein. Ich, ich glaube an eine Seelenwanderung."

„Einmal findet die Seele heim," sagte der Pfarrer. „Aber wann? Aber wo? Das wissen wir nicht, brauchen's nicht zu wissen. Zu jeder Zeit bereit sein, und auch zum Weiterwandern gerüstet, wenn es sein muß, das wird von uns verlangt. Lassen Sie uns dies lernen! Es ist schwer genug."

Die Liebenden hielten sich an der Hand gefaßt, sie hatten sich gefunden. Die Karnin war in Verzückung, der geistliche Herr blickte freundlich auf das Paar, lächelnd auch auf die Dichterin.

> ... „Chillon! Ein Heiligtum ist dein Gefängnis,
> Ein Altar der Felsgrund —"

zitierte die Karnin unvermeidlicherweise.

Abendreigen

Von

Paul Ilg

Noch glänzt, als sollt's nicht schwinden,
Im West ein gülden Band,
Und schon mit kühlen Winden
Senkt sich die Nacht aufs Land.

Nur drunten in den Gassen
Ist's wie am hellen Tag,
Wie auch die Welt erblassen,
Das Grauen warnen mag.

Das sind die Kinderspiele,
Wenn's dunkel wird und still,
Und keins dem nahen Ziele,
Dem Schlaf, gehorchen will!

Umsonst gebot vom Turme
Der Glöckner Abendruh,
Die Seelchen sind im Sturme
Und keines hört ihm zu;

Halb Uebermut, halb Bangen
Vor einem Weißnichtwas,
Und fieberdunkle Wangen
Und Stimmlein hell wie Glas. —

So hätt' wohl keines Eile,
Wann es den Himmel fänd'.
— Doch über eine Weile
Nimmt all das Glück ein End';

Da pocht's an taube Ohren,
Es dringt bis auf den Grund
Ein Ruf in Nacht verloren:
„Komm heim!" von Muttermund.

Und eines nach dem andern
Entwindet sich dem Kranz,
Sie müssen alle wandern
Hinweg von Spiel und Tanz.

Das letzte, unbewachte
Steht traurig noch allein,
Dann hebt's die Aermchen sachte
Und flattert auch hinein.



W. Weimer — Drei Schwestern

Die künstlerische Photographie

Von

T. Bürkner

(Hierzu neun Abbildungen)



M. Diéz Dührkoop — Geschwister

In jenen konservativen Familien, in denen man pietätvoll die Erinnerungen an Eltern und Großeltern bewahrt, finden sich noch die ersten seltsamen Resultate unsrer Lichtbildnerei, der Daguerreotypie. Wo sie sorglich vor Licht und Luft geschützt in irgendeinem halbvergessenen Schubfach ihr Unterkommen fanden, da kann man heute noch mit einigem guten Willen etwas erkennen. Da hebt sich noch von der schillernden gesprungenen Grundfläche das schwarze Bild ab, das im Grunde kaum einen Unterschied von der aus schwarzem Papier ausgeschnittenen Silhouette zeigt. Wir schreiben das der Wirkung der Zeit zu, aber die berühmten ältesten Leute können uns erzählen, daß diese Bilder, auch als sie eben entstanden waren, nicht viel mehr und andres zeigten als heute nach sechzig, siebzig Jahren. Denn so lange ist es her, seit Daguerre nach jahrelangen Versuchen die ersten vielbestaunten, vielbewunderten Lichtbilder herstellte. Man kann nicht sagen, daß die Daguerreotypie ihre Objekte in verschönerndem Lichte erscheinen ließ, wie man es später so oft der Photographie zum Vorwurf gemacht hat. Die Opfer des Daguerreotyps sahen, wenn das Bild, das in der ersten Zeit auf einer Glasplatte fixiert, mit einer andern bedeckt und dann in die bekannten schmalen Goldleistchen gefaßt wurde, meist wie Neger oder mindestens wie Mulatten aus, und da man zunächst natürlich all die Verfahren der Retusche noch nicht


M. Diez-Dührkoop Bei der Lektüre

drollige Familienbilder, bei denen Vater, Mutter und eine Orgelpfeifenreihe von Kindern wie an einer Schnur aufgereiht sitzen, mit krampfhaft aufgerissenen Augen, zusammengepreßten Mündern und — so viele es auch ihrer sein mögen — mit in der Taillengegend übereinander gelegten Händen. Dazu kam noch, daß die Photographen, die in vielen Fällen entgleiste Künstler — Maler — waren, sich zur Umgebung ihrer Opfer eine ganz sonderbare Art von Dekoration zusammenphantasierten. Wer kennt sie nicht, die Tische und Stühle, die man sonst nie und nirgends in einer menschlichen Wohnung erblickt, wer kennt nicht die feenhaften Landschaften, die unerhörten Schlösser und Parks, in welche die Objekte hineingesetzt sind, die in ihrem gut bürgerlichen Dasein nicht einmal im Traume sich in einer solchen Umgebung bewegten! Auch die Licht- und Schattenwirkungen waren recht mangelhaft, und die ersten Photographien konnten auf alles eher Anspruch machen als auf künstlerische Bedeutung. Im Laufe der Zeit vervollkommnete sich die Photographie nach der technischen Seite sehr schnell, nach der künstlerischen aber ließ sie noch alles zu wünschen übrig. Es folgte eine Zeit, da man „auf schön“ photographierte und die Retusche gar nicht stark genug anwenden konnte. Die ältesten Matronen erscheinen auf diesen Bildern in jugendlicher Schönheit, das charakteristische Antlitz mißachtete die Photographie ganz und gar, sie verwandelte es ohne Gnade in das sogenannte schöne, ganz ohne Rücksicht darauf, ob die Aehnlichkeit dabei gewahrt blieb, und das Original eines solchen Bildes kannte, traten alle Schönheitsfehler auf der unerbittlichen Platte noch stärker hervor. Weibliche Wesen mit Sommerflecken erschienen beispielsweise auf dem Daguerreotyp schwarzgetüpfelt, wie von einer schweren Hautkrankheit befallen, und Menschen mit etwas großen Nasen oder wulstigen Lippen werden jedenfalls beim Erblicken ihres Konterfeis keine besondere Genugtuung empfunden haben, denn das Daguerreotyp vergrößerte auf die unangenehmste Weise diese Vorsprünge. Allmählich entwickelte sich dann aus der Daguerreotypie die Photographie, und auch aus dieser Zeit sind uns Bilder erhalten, die uns Nachgeborene heute mit schauderndem Entsetzen erfüllen. Aeltere Leute werden sich übrigens noch recht gut entsinnen, daß das Photographieren damals eine äußerst peinliche Angelegenheit war, die eine fatale Aehnlichkeit etwa mit dem Zahnausziehen hatte. Das unglückliche Opfer wurde in einen Schraubstock gepreßt, den man Kopfhalter nannte, und da bei den unvollkommenen Apparaten die Aufnahme recht lange dauern mußte — bis zu fünf und sieben Minuten —, so kam natürlich in das Gesicht des Objektes ein gequälter, starrer Ausdruck, der nicht zur Lebendigkeit des Bildes beitrug. Wir haben aus jener Zeit besonders


W. Weimer Porträt der Großfürstin Sergius



M. Diéz-Dührkoop　　　　Ihr Liebling

war glücklicher als der Beschauer, der erfreut eine Aehnlichkeit konstatieren sollte, die er mit dem besten Willen nicht finden konnte. Die „Umwelt" des Photographierten blieb dieselbe wie früher. Sie wurde eher noch phantastischer, noch geschmackloser. Im übrigen benutzten die sogenannten Fachphotographen die neuen Möglichkeiten fast gar nicht.

In den letzten zehn Jahren ist hierin ein Wandel eingetreten, der die handwerksmäßige Photographie zur freien Kunst erhebt. Es wurden neue Verfahren gefunden, die fast unendliche Möglichkeiten der künstlerischen Ausgestaltung erlauben, so daß unsre modernsten Photographien sich dem künstlerischen Bildnis immer mehr nähern. Mit diesem Aufschwung, den die Photographie nahm, hob sich natürlich auch das ganze Niveau des Photographen, und heute muß der Photograph, der seiner Zeit Genüge tun will, durchaus ein Mensch von reifer künstlerischer Durchbildung sein, der dem Menschen als solchem in seinen Tiefen nachspüren kann und muß, um sein Innerstes zu erfassen und auf die Platte zu bannen. Von einer Photographie verlangt man heute nicht mehr, daß sie schön sei oder daß sie den Betreffenden gewissermaßen als etwas Besseres, Höheres darstellt, als er es in Wirklichkeit ist — früher verlangte man von ihr in erster Linie, daß sie den Photographierten über seine Sphäre hinausgehoben zeigte —, sondern man will ein Bild, das alle charakteristischen Details seines Wesens zu einem geschlossenen Ganzen zusammenfaßt, das uns ihn menschlich möglichst nahe bringt. Der Zug zur Einfachheit, der sich heute auf dem ganzen Gebiet der Kunst und des Kunstgewerbes geltend macht, muß auch in der Photographie verfolgt werden. Ihr höchstes Ziel ist es wohl, den Menschen im Bilde so festzuhalten, wie er sich in ruhiger Gemütsstimmung gibt, ohne Pose und ohne aufdringliches Beiwerk. Der Photograph soll nicht etwa den Objekten eine „schöne Stellung" geben, wie es übrigens vom großen Publikum recht oft noch verlangt wird, er muß vielmehr das Objekt dahin bringen, daß es den photographischen Apparat vergißt, sich völlig natürlich und einfach gibt. Je weniger Hilfsmittel dazu erforderlich sind, desto ruhiger, geschlossener und künstlerischer wird das Bild wirken. Der künstlerisch empfindende Photograph wird dabei den Anregungen der großen Meister des gemalten Bildnisses folgen, ohne doch ihre Wirkungen erreichen zu wollen. Nach dieser Richtung wird freilich von manchen der neueren zu viel getan. Eine Photographie soll niemals „wie ein Bild" wirken, sie muß in erster Linie Photographie bleiben. Beides zu vereinigen ist das Ideal der großen Könner in diesem Fach. Hand in Hand mit dieser modernen Auffassung geht natürlich die Erzeugung passender Ausdrucksmittel. Während man früher an eine sehr beschränkte Auswahl von Papieren gebunden war, die in ihrer Unvollkommenheit auch nur beschränkte Wirkungen hervorbrachten, hat man heute eine Fülle von Material, durch das man von ein und derselben Platte verschiedene Abzüge machen kann, ganz verschieden in der Bildniswirkung. Es gibt zarte und feine Auskopierpapiere, deren Schicht aus gesilberten Eiweißstoffen besteht, die das Bild mit reichen Details wiederzugeben imstande sind, ohne die unangenehme Schärfe der älteren Papiere zu haben. Man erzielt damit eine Weichheit der Töne, die dem Bilde einen malerischen Reiz geben. Ebenso fein, weich und detailreich sind die Pigmentpapiere, die zugleich die größte Haltbarkeit verbürgen. Die modernen Gummidruckpapiere erlauben es, auf Flächenwirkung auszugehen, kleinliche Details zu unterdrücken und die Hauptsache hervortreten zu lassen, so daß der Photograph aus dem Bilde alles herausholen kann, was er zeigen will, und zurückhalten, was als Störung empfunden würde. Diese verschiedenen Papiere ermöglichen auch einen Reichtum von Tönung, der sich unserm modernen, gerade nach dieser Richtung hin so verfeinerten Geschmack anpaßt im Gegensatz zu den häßlichen, blauvioletten, metallisch kalten Tönen, welche die früheren Papiere hervorbrachten. Die Töne der neuen Bilder lassen sich mit unsern



Hanni Schwarz — Spielende Kinder

Wänden und Möbeln fein zusammenstimmen. Außerordentlich schön wirken Pigmentbilder auf Holz übertragen. Eine leichte Durchsichtigkeit, die das dafür verwendete Holz an seiner Oberfläche hat, läßt das Bildnis wundervoll transparent und plastisch erscheinen, und die Struktur des Holzes wirkt gleichfalls sehr reizvoll auf diesen Bildern. Auch die Aufmachung der modernen Photographie trägt den neuzeitigen Bestrebungen nach jeder Richtung hin Rechnung. Statt der häßlichen Papp-kartons präsentieren sich die neuen Bilder auf weichen gerauhten Passepartouts, deren Farbe mit der Tönung des Bildes einen harmonischen Zusammenklang gibt.

Es ist selbstverständlich, daß die moderne Photographie, die sich mit diesen neuen Aufgaben befriedigend abfinden will, ihr Objekt am liebsten in der eignen Wohnung sucht. Dort, in der gewohnten Umgebung, die zugleich zur Charakteristik des Dargestellten so vieles beitragen kann, gibt sich das Objekt natürlich von vornherein viel unbefangener, und so werden Bilder von intimster Wirkung dort erzielt. Aber der verständnisvolle, künstlerisch empfindende Photograph geht mit seiner Zeit, und so betont Hilsdorf, Bingen, einer unsrer feinsten Könner, es ganz besonders, daß er in seinem neuerbauten Hause, das natürlich von vornherein auf die Bedürfnisse für seinen Beruf die größte Rücksicht nahm, kein Atelier mit dem früher absolut notwendigen „Oberlicht“ einrichtete, sondern einen großen Salon, in dem der Atelierbegriff früherer Zeiten vollständig ausgeschaltet ist.

Mit den neuen Errungenschaften der Photographie hat sich, wie schon erwähnt, auch das ganze Niveau des Photographen völlig verschoben. Es wird natürlich immer auf dem Lande und in der kleinen Stadt handwerksmäßige Photographen geben, die das Photographieren ebenso erlernen, wie der Schneider und Schuster schlecht und recht sein Handwerk erlernt. Sie verhalten sich aber zum Künstlerphotographen wie der brave Zimmermaler zum Bildnismaler. So ist es auch zu erklären, daß gerade die Photographie künstlerisch fein empfindende Frauen besonders anzieht, und wenn wir unsern Lesern heute Bilder aus zwei von Frauen geleiteten Ateliers vorführen, die in ihrer Art das Beste leisten, was auf diesem Gebiet gefordert werden kann, so hat das seinen guten Grund.

Der Frau eignet von vornherein jenes intuitive Verständnis des rein Menschlichen, die erste Vorbedingung für das Gelingen einer modernen Photographie. Außerdem besitzt sie einen feinen Geschmack und Blick für das Aeußere, für die „Aufmachung“, und ihre Uebereinstimmung mit dem inneren Menschen, der ebenfalls so überaus notwendig ist. Daneben kommt noch das Mütterliche der Frau in Betracht, das sie befähigt, vor allem Kinder in ihrem Innersten zu erfassen und die schwierige Aufgabe zu lösen, den geeigneten Moment abzupassen, der das Kind in seiner ganzen Natürlichkeit zeigt.

So ist es kein Wunder, daß gerade die Kinderbilder von M. Diéz-Dührkoop, der bekannten Tochter eines unsrer ersten Künstlerphotographen, R. Dührkoop, Hamburg, und Hanni Schwarz, Berlin, besonders reizvoll und künstlerisch vollendet erscheinen. Die beiden Frauen sind freilich auf ganz verschiedenen Wegen zu ihrem Berufe gekommen. M. Diéz-Dührkoop ist den Weg gegangen, der ihr von Jugend auf vorgezeichnet erschien und zu dem sie die glücklichste Veranlagung als Erbteil mitbrachte. Ihr Vater war einer der ersten Bahnbrecher auf diesem Gebiete, und sie hat sich unter seinen Augen und seiner verständnisvollen Führung glücklich entwickeln können. So sind ihre Bilder, die unter der Dührkoopschen Firma gehen, deren handelsgerichtlich eingetragener Kompagnon sie ist, reife Früchte eines jahrelangen Studiums, jahrelanger Tätigkeit an der geeignetsten Stelle, die sie überhaupt finden konnte.

Man betrachte nur einmal diese beiden Profilköpfe auf dem Diéz-



Hanni Schwarz Damenporträt



Hanni Schwarz — Professor Wölfflin

Dührkoopschen Bilde, die entzückenden beiden halberwachsenen, im Buche lesenden Mädchen. Und wie famos wirkt der ernsthafte Bullterrierkopf neben dem lachenden Gesicht seiner Besitzerin. Der Hund scheint die Bedeutung des Augenblicks viel ernster aufzufassen als seine Herrin. Diese Bilder sind vollgültige Zeugnisse einer technisch und künstlerisch aufs höchste entwickelten Schaffensfreude.

Ganz anders Hanni Schwarz. Sie hat jahrelang in Basel als Lehrerin an der Schule ihres Vaters gewirkt, und erst ihre starken künstlerischen Neigungen haben sie schließlich der künstlerischen Photographie zugeführt, deren technische Vollendung sie in angestrengtem jahrelangem Studium sich zu eigen machte. Hanni Schwarz' Bilder zeichnen sich durch absolute Wahrhaftigkeit aus und durch einen künstlerischen strengen Ernst, der freilich bei Frauenbildnissen sich mit starkem Schönheitsgefühl und auf ihren entzückenden Kinderbildern mit einem schalkhaften Humor eint. Die Schöpfungen dieser beiden Frauen gehören, so verschieden sie auch untereinander sind, mit zu dem Besten, was unsre künstlerische Photographie heute hervorbringen kann. Man sehe sich die Photographie der beiden Kinder von Hanni Schwarz an, ernsthaft mit der Betrachtung der Schnecke beschäftigt. Da ist keine Spur vom Bewußtsein des Photographierens mehr, das haben sie ganz vergessen, das Schneckchen erfüllt ihre ganze Seele, und das hingegebene Interesse daran leuchtet aus den zwei Augenpaaren, atmet aus jeder Bewegung.

Wilhelm Weimer, Darmstadt, ist weithin durch seine künstlerischen Bestrebungen bekannt. Er hat in dem kunstliebenden Darmstadt den geeigneten Boden gefunden, wo er wurzeln konnte und seinen idealen Bestrebungen Genüge tun. Seine Bildnisse sind zugleich Offenbarungen der Menschennatur, ohne daß eines von ihnen etwas von seiner absoluten Natürlichkeit verloren hätte. Das Bild der Großfürstin Sergius von Rußland, einer hessischen Prinzessin, atmet wiederum die höchste Verfeinerung aller Lebensformen in jedem Zuge, trotz der absoluten Einfachheit der Darstellung. Wilhelm Weimer ist ein Wahrheitsfanatiker im besten Sinne des Wortes. Er vermeidet vor allem jede Art der Technik, die durch die Photographie Wirkungen hervorbringen möchte, die andre Techniken nachahmen. Seine Bilder sollen nicht aussehen „wie gemalt“ oder wie Kupferstiche oder Drucke, sie sollen eben absolut nichts andres sein als zur höchsten Vollendung gebrachte Photographien. Mit demselben Wahrheitsfanatismus erfaßt er auch sein Objekt und tut aus Eignem nichts hinzu als höchste technische Vollendung. Darum sind seine Bilder durchaus ehrlich und wirken als harmonisches Kunstwerk in ihrer Art, wie jede absolut vollendete Leistung von vornherein ein Kunstwerk ist.

Jakob Hilsdorf, Bingen, ist ein junger Fachmann, der weniger im großen Publikum als in einem besonderen, auserlesenen Kreise von hervorragenden Persönlichkeiten bekannt ist. Er ist recht

eigentlich der Photograph, und in diesem Falle könnte man sogar sagen, Biograph unsrer zeitgenössischen Künstler. Wie er sie auffaßt, darüber gibt unser Menzelbild erschöpfendere Auskunft als lange Schilderungen. Das Bildchen stammt aus der allerletzten Lebenszeit Menzels, von dem Hilsdorf noch eine große Anzahl andrer Aufnahmen gemacht hat. Der große kleine Mann war bekanntlich im allgemeinen außerordentlich unzugänglich, und mußte es seiner ganzen Natur nach doppelt gegen jeden sein, der sich erkühnen wollte, seiner innersten Persönlichkeit nachzuspüren. Hilsdorf hat seine Unzugänglichkeit besiegt, und das Resultat ist glänzend. Wie der hart an das Zwerghafte streifende kleine große Mann auf dem Bilde vor uns steht, augenscheinlich bestrebt, breitbeinig das Gleichgewicht seiner schon etwas wackeligen Körperstützen zu halten, mit der charakteristischsten Handbewegung — er notiert mit dem Zeichenstift linkshändig irgend etwas —, das ist einfach bewunderungswürdig. Und wie sieht man in diesem Schädel, in dieser vorgebauten mächtigen Stirn die vollkommene Konzentration auf den Gegenstand, in dem Zusammenziehen der Augenbrauen, dem Zusammenpressen des Mundes die angespannteste Aufmerksamkeit. Dieses eine Bild sagt uns völlig genug und läßt es begreiflich finden, daß Hilsdorf vor allen Dingen der Photograph geistig bedeutender Persönlichkeiten ist. Es ist charakteristisch für ihn, daß er, wie er es ganz besonders betont, den künstlerischen Wert einer Photographie nur dann anerkennt, wenn ein solcher durch die Auffassung des Objekts bereits besteht, nicht wenn der photographischen Aufnahme durch nachherige Nachhilfe ein künstlerisches Exterieur beigebracht wird. An diesem Grundsatz hält er mit Zähigkeit fest, und so ist er auch kein Freund der sonst so geschätzten Gummidrucke. Wenn dies starre Festhalten an einer künstlerischen Meinung solche Resultate hervorbringt, kann man sie sich immerhin gefallen lassen. Uebrigens versteht Hilsdorf es auch glänzend, aus Frauenbildnissen diese künstlerischen Werte gleich bei der Aufnahme herauszuholen, so sind auch sie charakteristisch im höchsten Grade.

J. Hilsdorf Adolf Menzel

Wir haben in jedem dieser vier Meisterphotographen wohl den berechtigten Vertreter einer besonderen Richtung zu erblicken. Außer ihnen gibt es natürlich eine ganze Reihe ausgezeichneter Lichtbildner, deren Schilderung jedoch den Umfang dieses Aufsatzes überschreiten würde. In ihren Bildern steckt außerdem ein gutes Stück Zeitgeschichte, wie es ja der Photographie vor allem beschieden sein dürfte, in ihrem sich stetig weiterentwickelnden Fortschreiten wertvolle Dokumente zur Zeitgeschichte beizutragen. Der Ruf: „Wenn die Photographie doch schon zu Goethes Zeiten erfunden wäre" ist mit großer Berechtigung oft laut geworden. Trotz einer großen Zahl von Gemälden, Zeichnungen, Büsten und so weiter wissen wir heute doch eigentlich kaum ganz Genaues über das Aussehen unsers größten Dichterfürsten, und ein gutgeschriebenes und erschöpfendes Büchlein mit dem bezeichnenden Titel: „Wie sah Goethe aus?" kann uns auch nicht mehr eine klare Antwort geben. Einen derartigen Ausfall in dem Fortleben einer großen Persönlichkeit wird die Photographie in Zukunft unmöglich machen. Spätere Geschlechter werden sich, dank all der Aufnahmen, die heutzutage von jedem, auch dem geringfügigsten Ereignis der Zeitgeschichte gemacht werden, ein unendlich viel treueres Bild vergangener Zeiten machen können, als es uns jetzt möglich ist. Das aber sollte, sondert man die Spreu von dem Weizen, der Maßstab sein, den man an die Vollendung eines Bildnisses stellen müßte: wird es für eine spätere Zeit ein getreues Bild der Persönlichkeit des Dargestellten aufbewahren, nicht allein ein Abklatsch seines äußeren Menschen sein, sondern auch der möglichst starke Ausdruck seines Innern?





Der Biberkäfer

Naturwissenschaftliche Plauderei

von

Wilhelm Bölsche

Jetzt wird die Sache aber langweilig. Wie einer daran bloß noch Gefallen finden kann!" Wie oft habe ich das auf einem bestimmten Punkt gehört, wenn ich einem Freunde meine Käfersammlung wies. Die großen Schaustücke der Tropen, die Goliaths und Herkules und leuchtend edelsteinfunkelnden „Prachtkäfer" (Buprestiden), erregten Entzücken. Auch unser Hirschkäfer fand noch Wohlwollen. So ging es etwa bis zum Johanniswürmchen, von dem der Beschauer oft als Neuigkeit vernahm, daß sein grünes Laternchen einem Käfer angehöre. Aber wenn jetzt Papierstreifchen auftauchten, kleiner wie ein Fingernagel, und auf dem Schnitzelchen ein schwarzes oder braunes Pünktchen, kleiner wie der kleinste Stecknadelknopf, klein wie ein Komma Petitdruck, endlich wie ein Punkt in solchem Druck — und das ging ganze Reihen, halbe Kästen so weiter: dann kam der Schmerzensstoßseufzer. „Das sollen noch Käfer sein? Das sind ja noch Flöhe in Duodezformat!" Es nutzt auch nicht immer, daß ich ein paar solcher Papierstückchen unter mittelstarke Vergrößerung bringe. Wohl findet ein braunes Pünktchen von 0,8 Millimetern noch Gnade, wenn es sich als das Käferchen Trichopteryx atomaria enthüllt, das ein paar Unterflügelchen von täuschender Gestalt allerzierlichster Flaumfedern sehen läßt, ein köstliches Miniaturkunstwerk der Natur. Aber die Laune sinkt wieder, wenn wahrheitsgetreu berichtet wird, daß solche Federflügelzwerge sich gern in der getrockneten Hinterlassenschaft weidender Kühe bergen und dort aufgesucht sein wollen. Und die meisten weiteren Objekte sind dann auch unter den Vergrößerungslinsen nicht einmal mehr hübsch. Es zeigen sich struppige Gesellen mit langen Borsten, und es ist nicht zu leugnen: die Flohähnlichkeit nimmt für den Laien zu. Jetzt muß ich mich schon aufs Erzählen legen. Das hier sind hilflose blinde Käferchen, die bei Ameisen leben und dort gefüttert und gehätschelt werden wie verwöhnte Möpse oder Kanarienvögel. Der größere hier, der wie ein Tropfen Siegellack aussieht, der nach allen Seiten feine Streifen gezogen hat, ist der berühmte Leptoderus, ebenfalls absolut blind, weil er in den rabenschwarzen Gründen der Adelsberger Grotte bei Triest zu Hause ist. Mit solchen geheimnisvollen Höhlenkäfern ließen sich allein so und so viel Kästen füllen. Von so manchem der größten Sammlungen kennt man nur ein einziges Exemplar, wie von dem augenlosen Spelaeodytes mirabilis, dessen ganze Gattung wie Art auf einem einzigen Individuum im Wiener Hofmuseum ruht, gefangen in einer fast unzugänglichen Grotte der Herzegowina, oder dem Trechus Scopolii, dessen Höhle zwischen Adelsberg und Luegg verschollen ist wie die Höhle Xa Xa des Märchens, vielleicht längst eingestürzt mit all ihren Bewohnern, so daß es sich hier möglicherweise bereits um einen ausgestorbenen Käfer handelt. „Ja, ja, das ist alles ganz interessant. Aber nun gestehe endlich, daß dieser hier ein wirklicher und wahrhaftiger Floh ist — der rotbraun glänzende Liliputer da, dem du offenbar einen besonderen Fallschirm untergebaut hast, damit er dir nicht noch von der Nadel forthüpft." In der Tat hatte ich unter das angenadelte Papierdreieck, das diesen Rotbraunen an der Spitze trug, einen kleinen Schachteldeckel gepflanzt. Er sollte mir nicht zufällig sich einmal lösen und im Kasten herumfahren. Dazu war er zu kostbar nämlich. Von allen Käfern der Sammlung hatte er den wohl wunderbarsten Roman.

Es steht in den Sternen geschrieben, daß der Platypsyllus castoris, wie dieser Käfer heißt, von unsern Enkeln und Urenkeln noch einmal in den Sammelkästen ihrer Urgroßväter und Uronkel gesucht und begehrt werden wird, wie wir heute mit fieberndem Auge die vergilbten Briefkuverts in der Fremde verstorbener und verdorbener Tanten durchstöbern, ob auf einem von ihnen nicht am Ende gar die Krone alles Briefmarkensports, die beiden Mauritiusmarken von 1847, kleben könnten, die heute einen Kaufwert bis zu 60000 Mark besitzen. Ein umsichtiger Vater wird den Platypsyllus gegenwärtig schon sozusagen für seine Nachkommen

auf Zinsen legen, indem er ihn hoch und heilig verwahrt, auf daß ihn die Motten und der Rost nicht fressen; denn kein Mensch kann voraussagen, bis zu welchem schwindelhaften Preise dieses Naturobjektchen noch einmal gelangen wird — wenn seine Zeit erfüllet ist.

Das Volk dieser Platypsyllus-Käfer hat nämlich etwas ganz Besonderes begangen, etwas, was absolut herausfiel aus dem Brauche aller seiner Mitkäfer, und für dieses ganz Besondere wird es nun auch bestraft werden wie alle Extravaganzler in dieser Welt. All die guten Orte hat es verschmäht, die dem Käfer sonst zur Verfügung stehen. Es hat sich nicht in trockenem Mist und nicht in faulenden Baumschwämmen oder in Puffpilzen, nicht auf den tropfenden Stalaktiten gespenstischer Höhlen, nicht in Hornissennestern, noch in einer Erbse oder wie ein indischer Heiliger in einem Reiskorn angesiedelt. Wie viel unedlere Glieder seines Insektenreichs verlangte es nach einem Wohnsitz mitten in weichem tierischen Haar. Auch hier aber war ihm nicht Genüge getan mit dem Wunsch der Käfergenossen von der großen Gilde der „Museumskäfer", die der Schrecken aller Naturalienkabinette sind, da sie im toten, ausgestopften Pelzwerk schonungslos die furchtbarsten Zerstörungswerke begehen. Er suchte sich einen lebendigen Pelz — nicht um ihn zu fressen, sondern um, winzig wie er war, sorglos zwischen seinen Borsten zu leben wie ein Mäuschen im hochwogenden Kornfeld. Das Tier, dessen Fell es sich aber solchergestalt erwählte, war der Biber.

Vom ausgestorbenen Vogel Riesenalk wird berichtet, daß eine seiner letzten Niststätten eine Insel war, die bei einem vulkanischen Ausbruch vom Meer verschlungen wurde. Auch der Biber ist eine solche untergehende Insel. Vor unsern Augen wird er auf der ganzen Erde ausgerottet. In Europa ist dieses Vernichtungswerk schon nahezu vollendet. Nordamerika kommt mit Eilschritten darin nach.

Das Geschlecht der Biber, das Haus Bockert, um den Namen aus dem deutschen Tiermärchen zu gebrauchen, ist eine alte Dynastie. In Urtagen hat es schon in beiden Erdteilen seine höchste Blüte gehabt. Damals wurden die Biber so groß wie ein Bär, und ein Vertreter in Amerika, der Ceratogaulus rhinozeros, trug ein mächtiges Horn auf der Nase. Aber auch als sie in der Natur schon beträchtlich heruntergegangen waren, fühlten sie sich immer noch viele Jahrtausende lang als gewaltige Herren; denn sie waren die ersten Förster, die den Urwald nach ihrem Willen modelten. Mit seinen kolossalen Dammbauten staute der Biber Bäche ab und setzte so ganze Talgründe mit ihrem Wald zeitweise unter Wasser; die Stämme faulten und fielen, und an den Fleck des alten Waldes traten ausgedehnte Lichtungen mit üppigem Graswuchs, die sogenannten „Biberwiesen". Aber auch diese Herrlichkeit schwand eines Tages dahin. Fromme Klosterbrüder, die sich auf der Biberwiese angesiedelt, bemerkten, daß der Biberschwanz der köstlichste aller Leckerbissen sei, und da der Biber ein „fischähnliches Tier" sein sollte, durfte man ihn auch in der Fastenzeit sich schmecken lassen. Pelzhändler begehrten sein wunderbar weiches Fell. Der Apotheker requirierte eine kampferartige Drüsenabsonderung, das „Bibergeil". Wo die Kultur wirkliche Förster in den Wald setzte, war die Freundschaft zu dem alten Abholzkonkurrenten auch gering. Gegen wen sich aber so der Zorn und die Begehrlichkeit des Gewaltigen der Erde richtet, der ist bald verloren.

Bei uns in Deutschland gibt es heute nur noch einen einzigen Fleck, wo Biber wild leben: in der Gegend zwischen Wittenberg und Magdeburg an der Elbe und im Mündungsgebiet der Mulde. Im Jahre 1894 veröffentlichte Friedrich aus Dessau eine feinsinnige Monographie dieser letzten Kolonie, er zählte damals noch 160 Köpfe seiner Lieben. Im Jahre 1899 mußte der gleiche Beobachter bekennen, daß seine Stimme zum Schutz dieses Idylls aus Urvätertagen verhallt sei wie die eines Predigers in der Wüste und daß auch hier ein so rapider Rückgang in den paar Jahren erfolgt sei, daß vollkommener Untergang dicht vor der Tür stehe. In Nordamerika ist gleichzeitig entsprechend gewüstet worden, hier besonders von den Pelzjägern. Ihr Lohn ist, daß echter Biberpelz bald so rar werden wird wie der echte Bordeaux, von dem Weinkenner sagen, daß sie ihn ihren Gästen nicht mehr vorsetzen, weil es keinen reinen mehr gebe.

Es war im Jahre 1869, als ein Naturforscher nun einen solchen nordamerikanischen Biber im Zoologischen Garten zu Rotterdam auf seine Ungezieferverhältnisse untersuchte und dabei auf ein kleines Insekt stieß, das er als eine „Federlaus" beschrieb. Ein englischer Insektenkenner, der Exemplare erhielt, fand es aber so seltsam gebaut, daß er den Vertreter einer ganz neuen Ordnung der Insekten vor sich zu haben glaubte. Drei Jahre später reihte man das mysteriöse Tier den Käfern an, wo es, obwohl noch immer nicht ganz unbestritten, geblieben ist. Jedenfalls war es ein sehr aparter Käfer, bis 3 Millimeter lang, mit verkümmerten, aber doch noch sehenden Augen, lang bedornt und behaart, ja mit förmlichen Kämmen zum Einheften in das Biberhaar, ganz flugunfähig und nur mit kurzen oberen Flügeldecken. 1884 fanden amerikanische Gelehrte den Platypsyllus, wie man ihn genannt hatte, auch in Amerika selbst auf ihren Bibern wieder. Zugleich aber entdeckte ihn ein Franzose jetzt auf dem echt europäischen Biber. In ganz Frankreich gibt es heute ein paar wilde Biber nur noch am Unterlauf der Rhone, die inzwischen zum Teil auch noch offiziell mit Hilfe von Schußprämien (!) als Deichbeschädiger abgeschossen worden sind. Der Rhonebiber hegte ebenfalls den Platypsyllus in, wie es schien, genau identischer Art. Und diese Studien wurden gekrönt durch Friedrich selbst. Eines Tages erhielt er einen frischgeschossenen alten männlichen Biber, der 59 Pfund wog, er war am Waldersee nahe der Muldemündung in einem Fischottereisen gefangen worden. Dem Biberkenner fielen zum erstenmal flohartige Tierchen auf, die in wilder Hast an den Haaren des erkaltenden Kadavers auf und ab liefen. Es war der Platypsyllus!

So hatte man jetzt sicher die wunderbare Tatsache vor Augen, daß diese ganz außergewöhnliche Anpassung einer Käferart an den Pelz eines Säugetiers sowohl bei dem neuweltlichen wie bei dem altweltlichen Biber sich fand. Diese beiden Biber sind nach dem Urteil bester Kenner selbst heute nicht

mehr völlig identisch, was bei so weit entlegenen Wohnorten auch theoretisch schon höchst unwahrscheinlich wäre — sie bilden zwei gute Arten. Trotzdem beherbergen sie den gleichen Käfer. Selbständig von Europa nach Amerika gelangt kann dieser Käfer nicht sein, denn der Sturm kann ihn, den Flugunfähigen, nicht übers Meer verschlagen haben, und vom freien Schwimmen ist er, wie Friedrich nachwies, nicht einmal im Süßwasser ein Freund. Zweimal in zwei Erdteilen die gleiche Anpassung mit genau gleichem Resultat anzunehmen geht auch unmöglich. So wird man vermuten müssen, daß der Käfer sich schon in Urtagen einem Biber zugesellte, welcher der Stammvater sowohl der heutigen amerikanischen wie der europäischen Biberart ist. Möglicherweise hat er in Nordasien gelebt und ist in Amerika erst später über die Beringsstraße eingewandert wie der große kanadische Wapitihirsch, dessen Urheimat auch sicherlich der asiatisch-europäische Kontinent war. Es gibt heute noch in Sibirien Biber, ob sie aber auch den Käfer haben, ist noch nicht festgestellt. Und so eröffnet dieses unscheinbare Schmarotzertierchen alsbald große Perspektiven auf die nachträgliche Entstehung von Tierarten durch räumliche Trennung und örtlich verschiedene Einflüsse. Am Flohkäfer ihrer Ahnen in ihrem Pelz erkennt man noch die ursprüngliche Zusammengehörigkeit von zwei weit verschlagenen und verunähnlichten Brüdern! Wer dächte nicht an Heines Lied von Krapülinski und Waschlapski, die „eine Laus und eine Seele hatten“! Bloß daß der Forscher hier nicht Spott sucht, sondern den tiefen Ernst großer Fragen über Dauer und Wechsel, Aufstieg und Niedergang in der Natur. Es ist aber Zeit, daß er sucht. Denn der Biber stirbt und sein Käfer sinkt ihm nach.



Albert Bréauté — Die Manikure



Kindergeschichten

Von

Louise Schulze-Brück

I

Er weiß den Grund

Hänschen tritt mit wichtigem Gesicht bei der sehr geliebten Tante ein:

„Schönen Gruß von Mammi, und ob ich heute bei dich kommen könnte?"

Tante weiß schon, um was es sich handelt, und Hänschen wird besonders geliebkost, bekommt das sehr geschätzte „Guti" zugesteckt und begibt sich in seine für ihn besonders in dem kinderlosen Haushalt eingerichtete Spielecke. Aber er hat heute gar keine Lust zum Spielen. Er ist philosophisch aufgelegt und kommt nachdenklich zu Tantes Arbeitsplatz.

„Du, Tante! 'n Storch ist doch 'n zu und zu komischer Vogel!"

„Warum denn, Hänschen?"

„Mammi hat gesagt, der Storch kommt und bringt 'n Brüderchen oder 'n Schwesterchen. Ich hab 'n auch gestern über unser Haus fliegen sehen, Katherine sagt, es war 'n Rabe, aber ich weiß es besser, es war doch 'n Storch, er hat auch so auf unser Haus 'runtergeguckt, als wollte er sagen: ‚Na, wart, nu komme ich bald wieder.'"

Er schweigt einige Augenblicke nachdenklich, dann fängt er wieder an:

„Immer fliegt der Storch über Mammi und Pappis Haus! Nu hat er denen schon vier gebracht, und jetzt bringt er wieder eins. Die hätten doch eigentlich genug Kinder."

Tante hat diesen philosophischen Betrachtungen nichts entgegenzusetzen, sie schweigt also. Hänschen schweigt auch.

Dann fängt er wieder an:

„Nu sag doch, Tante, warum bringt der Storch uns alle Kinder und dir gar keins?"

Tante zuckt die Achseln.

„Das weiß ich nicht, Hänschen, da muß man den Storch selber fragen."

In diesem Augenblick kommt Marie, das langjährige Dienstmädchen des Hauses, herein und verlangt von der Herrin Geld für Einkäufe.

„Ich habe kein Geld," sagt Tante scherzend. Dann steht sie doch auf und geht mit dem Mädchen nach dem Nebenzimmer.

Als sie zurückkommt, sitzt Hänschen auf dem Boden und schaut gedankenvoll vor sich hin. Eine Weile ist er wieder still, dann sagt er plötzlich:

„Tante, jetzt weiß ich aber auch, warum der Storch dir keine Kinder bringt. Er ist ganz gewiß ein sehr kluger Vogel."

„So, Hänschen, und warum denn?"

„Weil du kein Geld hast! Mammi und Pappi sagen immer, Kinder kosten viel Geld!"

II

„Jetzt sieht's niemand"

Liesli, ein fünfjähriges Schwyzer Maidli, lutscht trotz aller Ermahnungen immer noch am Däumchen. Eines Tages wird Mama krank, muß im Bett liegen und hat arge Schmerzen. Klein-Liesli kommt ins Zimmer, schaut Mueti lange an und fragt:

„Bischt du trurig, liebe Mueti?"

„Ja," sagt die Mutter, „mir isch's gar nit guet."

Liesli zögert einen Augenblick, dann hebt es sich auf die Zehenspitzen, schlingt den Arm um die Mutter und flüstert ganz leise:

„Woisch, i will di eppes verrohde: nimm doch e wenig die Fingerli, das hilft glei."

Und als die Mutter lächelt, fügt sie eifrig hinzu:

„Du weisch nit, wie guet des tuet, weil du's nit tuesch, aber lueg, i nimm allewil mi Fingerli, wenn i trurig bin oder mir was weh tuet, und es hilft immer!"

Und sie läuft schnell zur Tür, lugt vorsichtig hinaus und kommt beruhigt wieder:

„Ich hab' die Türe zugemacht — so sieht's ja niemerds."





Christus bei Maria und Martha

Nach einem Gemälde von Josef Köpf





Hauptfront von Schloß Malmaison

Malmaison einst und jetzt

Von

Karl Eugen Schmidt

(Hierzu zehn Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

In Versailles denkt man an den Roi Soleil, im Trianon an Marie Antoinette, in Compiègne und Fontainebleau an Franz I., an Diana von Poitiers und an Napoleon I. Nirgends aber werden wir so intensiv an den Konsul Bonaparte — damals hieß er schon nicht mehr Buonaparte — und an die von der Legende verherrlichte Josephine erinnert wie in Malmaison.

Die Legende hat der ersten Gattin des Kaisers ein günstiges Vorurteil entgegengebracht, und die alten Soldaten schrieben das spätere Unglück dem Umstande zu, daß der Kaiser seiner ersten Liebe untreu geworden war, um die Oesterreicherin zu heiraten. In Wirklichkeit handelte es sich nur in zweiter Linie um Liebe, als der sechs Jahre jüngere General der Witwe des unter der Guillotine geendeten Grafen Beauharnais die Hand zur Ehe reichte. Die Dame hatte im Verein mit ihrer Freundin, der schönen Frau Tallien, in der Revolutionszeit eine erste Rolle gespielt, und das Tout Paris jener Zeit war mit ihren Reizen nicht weniger vertraut als das Tout Paris von heute mit denen irgendeiner heutigen Königin der Halbwelt. Barras, durch dessen Freundschaft der junge korsische Streber die ersten Staffeln auf der Leiter seiner Größe erstieg, war seiner Maitresse überdrüssig, und Bonaparte sah in der Heirat ein gutes Mittel, sich in der Gunst des damals allmächtigen Mitglieds des Direktoriums festzusetzen. Von romantischer Liebe kann also nicht die Rede sein, und Josephine kümmerte sich auch nach der Heirat nur wenig um die neuen ehelichen Pflichten, also daß es zwischen den beiden Ehegatten nicht an heftigen Eifersuchtsszenen mangelte, wozu die Dame reichlich Anlaß gab.

Malmaison ist der Schauplatz dieser ersten Herrlichkeit des Konsuls und seiner Gattin. Josephine hatte das Haus und den dazugehörigen großen Landbesitz gekauft, während der Gatte in Aegypten weilte. Sie hatte den Besitz gekauft, aber nicht bezahlt, denn aus der Zeit ihrer revolutionären Bohème war ihr die Verachtung und Verkennung des Geldes geblieben, und ihre Einkünfte waren ebenso mysteriös und phantastisch wie ihre intimen Liebesgeschichten. Malmaison war kein herrschaftliches Schloß, sondern etwa die Wohnung eines reichen Bürgers, einige zehn Kilometer von Paris an der großen Heerstraße von Paris nach St. Germain gelegen, von einem großen Garten, Weinbergen, Wiesen und Feldern umgeben, das Heim eines Gentleman Farmers, der sich hier nicht nur zu seinem Vergnügen aufhielt, sondern ganz beträchtliche Einkünfte aus der Bewirtschaftung seines Gutes zog.

Le Coulteux, der Besitzer, zählte diese Einkünfte auf, als er in der Gemahlin des jungen Generals eine Käuferin gefunden zu haben hoffte, aber

sicherlich übte das nur die allergeringste Anziehungskraft auf Josephine aus. Es war ein ganz andrer Umstand, der sie zu Malmaison hinzog und ihr den Besitz wünschenswert machte. Das Gut lag am westlichen Abhange des Mont Valérien, den die deutschen Soldaten während der Belagerung von Paris Bullerian tauften, weil seine großen Kanonen den Belagerern die Ohren vollbollerten. Unweit davon fließt die Seine zwischen lachenden Ufern, und gegenüber liegt am rechten Seineufer Croissy, wo Josephine, als sie noch die Gattin des Generals Beauharnais war, ein bescheidenes Landhaus bewohnt hatte. Von den Fenstern dieses Häuschens sah sie hinüber nach Malmaison, und in ihrer damaligen Beschränktheit schien ihr das Gut ein königlicher Besitz und seine Bewohner beneidenswert. Als Beauharnais unter der Guillotine geendet hatte und sie durch die Vermittlung ihres Liebhabers Barras dem gleichen Schicksal und dem Gefängnis entgangen war, kehrte sie nach Croissy zurück, wo ihr Sohn Eugen, der Stammvater der in Rußland florierenden Herzoge von Leuchtenberg, bei dem wackeren Schreinermeister Cochard zum ehrlichen Handwerker ausgebildet werden sollte. Damals hallten die Ufer der Seine wider von dem fröhlichen Lärm, den die ci-devant Vicomtesse und ihre Gesellschaft vollführten, wenn Barras mit seinen Freunden aus Paris kam, um sich bei der Freundin zu amüsieren. Geld hatte man wenig, aber desto mehr Freude am Leben, und da war ein wackerer Nachbar namens Pasquier, der in der Verlegenheit aushalf und den man später für seine Dienste belohnte, indem man ihn zum kaiserlichen Baron und zum Polizeipräfekt von Paris machte.



Ofenschirm, von der Kaiserin gestickt

Als der General Bonaparte nach der Rückkehr von dem italienischen Feldzug seinen Wunsch nach einem Landsitze in der Nähe von Paris aussprach, stieg daher ganz von selbst das Bild von Malmaison vor den Augen Josephinens auf. Aber der Gatte, der den Wert des Geldes kannte, eine Bekanntschaft, die Josephinen bis zu ihrem Ende abging, wollte nichts wissen von den 300000 Franken, die der Besitzer verlangte, und neigte vielmehr zum Ankaufe des Schlößchens Ris.



Waschtischchen der Kaiserin Josephine

Ehe der Handel perfekt geworden war, schiffte er sich nach Aegypten ein und ließ seinem Bruder Geld und Vollmacht. Ohne sich um die brüderliche Einwilligung zu kümmern, wurde Josephine während der Abwesenheit des Eheherrn mit dem Besitzer von Malmaison einig. Was eigentlich dafür bezahlt wurde, weiß man nicht, die Verkaufsakte nennt 225000 Franken und dazu 37516 Franken für die häusliche Einrichtung. Wahrscheinlich aber ist in dem Dokument der Preis niedriger angegeben, als er wirklich war, um die an den Fiskus zu entrichtenden Abgaben herabzusetzen.

Der Fiskus erhielt 9111 Franken und 67 Centimes, die von Josephinen pünktlich bezahlt wurden. Ebenso pünktlich bezahlte sie die 37000 Franken für das Mobiliar. Wo das Geld herkam, ist nicht gewiß. Josephine, die wie andre schöne Frauenzimmer solche Geheimnisse nicht gern aus-



Die Harfe der Kaiserin

Und ohne sich um die 210000 Franken den Kopf zu zerbrechen, die noch zu zahlen waren, machte sich die neue Besitzerin an die Verschönerung und Bearbeitung von Malmaison. Der frühere Besitzer hatte jährlich 120 Stück Wein gemacht, und 12 Kühe und 150 Schafe weideten auf den Wiesen. Josephine ließ die Reben aushauen, schaffte die Tiere ab, schuf einen herrlichen Garten und einen noch großartigeren Park. Hinter dem Hause zog sich ein grüner Rasen hin, der fast einen Kilometer lang war, sonst wurden allenthalben unter der Leitung der Gartenkünstler Lenoir und Berthault Bäume gepflanzt, Blumenbeete angelegt, Bäche, Teiche, Wasserfälle und sonstige Wasserkünste geschaffen, und die seltensten Blumen und Büsche zierten den Park von Malmaison. Eines der bekanntesten Bilder Gérards zeigt die Kaiserin unter schattigen Bäumen auf bemoostem Felsblock am Rand einer Quelle sitzend. Die Landschaft mit ihrer idyllisch-elegischen Stimmung erscheint für unsern Geschmack recht wenig adäquat dem Charakter des nicht auf sinniges Nachdenken angelegten, lebenslustigen Weltkindes, aber sie gibt uns ungefähr einen Begriff, wie es in den „romantischen" Partien des Parkes von Malmaison ausgesehen haben mag; und es hat einen gewissen Reiz, sich vorzustellen, daß in diesen romantischen Parkanlagen, die dem Landsitz des Ueberwinders der Revolution zum Schmuck dienen mußten, ein letzter, völlig ungefährlich gewordener Ausklang jener rousseauschen Ideale fortlebte, die einst die Revolution vorbereiten halfen.

plauderte, gab an, daß sie ihre Diamanten verkauft habe, um bares Geld zu erhalten. Aber dieser böse Le Coulteux war damit nicht zufrieden, er wollte auch eine Anzahlung auf sein Landgut haben. Josephine trieb 15000 Franken auf, die ihr von dem bisherigen Gutsverwalter von Malmaison, einem gewissen Lhuilier, gegen die Versicherung, ihn in seinem Amte zu behalten, geliehen wurden.

Als Napoleon aus Aegypten zurückkam, fand er alles installiert, und die Gläubiger brachten ihm unbezahlte Rechnungen ohne Zahl. Aber gerade soeben lachte ihm das sonnigste Glück, der Staatsstreich des 18. Brumaire war geglückt, Geld spielte hinfort keine Rolle mehr. Nicht wegen der Schulden, sondern um andrer Vorkommnisse willen, die dem Eheherrn wenig gefielen, machte Napoleon seiner Josephine die von den Geschichtschreibern berichtete heftige Szene, dann verzieh er ihr, denn gegen Weibertränen war er nicht mehr gefeit als andre Männer auch, und fröhlich zog man nach Malmaison. Percier und Fontaine, die eigentlichen Schöpfer des sogenannten Empirestils, die Vollender des Louvre und der Tuilerien, die Erbauer des kleinen Triumphbogens, entwarfen die Möbel, die das Land-



Sterbezimmer der Kaiserin Josephine



Bibliothek Napoleons

schlößchen des ersten Konsuls und nachmaligen Kaisers schmücken sollten, und bauten das Haus den neuen Verhältnissen entsprechend aus.

Die Woche über wohnte man in den Tuilerien, die Sonntage verbrachte man in Malmaison, wo der künftige Kaiser sich von den Sorgen und Arbeiten ausruhte. Die nämlichen Leute, die man in der Geschichte des ersten Kaiserreiches findet, begegnen uns zum großen Teil in der Gesellschaft von Malmaison. Madame Bonaparte ist die älteste, aber sie versteht es wie nicht zwei, durch die Künste der Toilette, durch Schminke und künstliche Behaarung zu verbergen, daß sie den vierzig bedenklich nahe und somit schon längst über die Jugend hinaus ist. Auf die Ausgelassenheit der Sitten aus der Glanzzeit, wo sie mit Therese Cabarrus, der späteren Madame Tallien, Toiletten trug, welche die Nacktheit mehr unterstrichen als verbargen, hat sie längst verzichtet, aber auch jetzt noch weiß sie trefflich, was ihr von den Reizen der Jugend erhalten blieb, hervorzuheben und etwaige Mängel zu verbergen. Diese speziell pariserische Kunst der koketten Toilette hat in der ersten Gattin Napoleons eine Meisterin allerersten Ranges besessen, und es ist kein Wunder, daß Josephine ihre verführerischen Künste auch dann noch erfolgreich anwenden konnte, als Marie Luise die rechtmäßige Gattin des Kaisers geworden war.

Neben der Herrin des Hauses zeichnet sich Madame Murat, die Schwester des Konsuls, mehr durch Jugend als durch Schönheit aus. Als schlaue und geschickte Diplomatin versteht es Karoline trefflich, ihre Schwägerin über ihre wahren Gefühle zu täuschen. Ihr wie ihren Brüdern und Schwestern gefällt die Gattin des Bruders keineswegs, aber sie hütet sich, ihr Mißfallen offen auszusprechen. Bei der kommenden günstigen Gelegenheit wird sie mit den andern den Kaiser bearbeiten, um Josephinen fahren zu lassen. Ihr Gatte, der kühne Reitergeneral und spätere König von Italien, ehemaliger Postillon und bis zum Ende seines Lebens Komödiant und Liebhaber, bildet einen auffallenden Kontrast zu seinem nahen Landsmann, dem späteren Marschall Bessières, der von seinem ehemaligen Gewerbe gar nichts behalten hat. Denn Bessières war Friseur, ehe er die militärische Laufbahn ergriff, und von dem geschwätzigen und eiteln Figaro hat der ruhige und bescheiden zurückhaltende Mann weit weniger als der ehemalige Postillon. Noch ein andrer berühmter General verkehrt in Malmaison, der Rotkopf Ney, der die rauhen Manieren des ehemaligen Küfers noch nicht ganz abgestreift hat und der mit fast ehrfürchtiger Liebe an seiner Frau hängt. Denn Madame Ney ist so etwas wie eine ci-devant, ihre Mutter war Kammerfrau der Königin, und

dem früheren Küfer scheint das kolossal. Seine Frau ist es, die ihn in häuslichen wie in politischen Geschäften leitet, sie ist daran schuld, daß er später vom Kaiser abfällt, und als sie in der royalistischen Gesellschaft keineswegs dankbare und ehrenvolle Aufnahme, sondern vielmehr Hohn und Verachtung findet, ist sie es wieder, die ihn zum Anschluß an den von Elba zurückgekehrten Kaiser treibt und dadurch seinen Tod verschuldet.

Auch Soult ist da, dessen Bauernschlauheit ihn vor den Fehlern Neys bewahrt und ihm eine glänzende Stellung unter den Bourbonen sichert, und in der prächtigen Uniform eines Obersten der berittenen Gardejäger erscheint Eugen Beauharnais, der schon etwas zu alt für die ewige Jugend der Mutter wird. Seine Schwester Hortense, spätere Gattin des Bruders des Stiefvaters und Mutter Napoleons III., wird von dem Stiefvater merklich ausgezeichnet, und die bösen Zungen wissen Dinge zu erzählen, die mit den laxen Sitten der Mutter in gutem Einklang stehen.

Aber Josephine will nicht nur Soldaten und Verwandte ihres Gatten bei sich sehen, in ihrem Salon soll man auch den Spitzen der Kunst, der Literatur und der Wissenschaft begegnen. Da ist der ausgezeichnete Maler Isabey, der in jener Zeit, wo es noch keine Photographen gab, mit seinen liebreizenden Miniaturen alle weiblichen Herzen entzückte, so gut verstand er es, alle Mängel wegzulassen, alle Reize zu verstärken, ohne ganz die Aehnlichkeit zu verwischen; da ist Gérard, von dem einige der besten Bildnisse des Kaisers herrühren, der nachher zum Baron ernannt wurde und sich der Diplomatie widmete; da ist Girodet-Trioson, dessen Atala im Louvre auch heute noch die romantischen Herzen rührt. Der Komponist Méhul, der später die kaiserliche Nationalhymne „Veillons au salut de l'Empire" schuf, vertritt Euterpe — die Hymne ist längst verklungen, während sein frommer und so wenig französisch anmutender „Joseph in Aegypten" noch heute nicht vom Opernrepertoire verschwunden ist —, Lacépède, der berühmte Naturforscher, der sich in den Jahren der Republik auch als maßvoller, einsichtiger Politiker bewährte, figuriert als Vertreter des wissenschaftlichen Elementes, Bernardin de St. Pierre, der Verfasser von „Paul und Virginie", Ducis, Legouvé, Lemercier, Alexander Duval und so weiter bringen die literarische Note.

Nicht lange dauerte die Herrlichkeit von Malmaison. Bald verlegte der Kaiser seinen Wohnsitz nach dem Schlosse von St. Cloud, und erst nach der Scheidung kam wieder Leben nach Malmaison. Josephine wohnte hier bis zu ihrem Tode im Jahre 1814. Ihre letzte Freude und vielleicht die Ursache ihres Todes war der Besuch, den ihr hier der Kaiser von Rußland machte. Die schon leidende Frau erhob sich, um den hohen Gast zu empfangen, und zog sich dabei eine Erkältung zu, die ihren Tod zur Folge hatte. Der Sohn und Erbe Eugen Beauharnais, von seinem Schwiegervater, dem König



Salon im Schloß Malmaison


Statue Josephinens im Park Malmaison

von Bayern, zum Herzog von Leuchtenberg und Fürsten von Eichstätt ernannt, verkaufte im Jahre 1826 den Besitz an den schwedischen Bankier Hagermann, der einen Teil des Parkes veräußerte. Sechzehn Jahre später wurde Malmaison von der Königin Christine von Spanien und im Jahre 1861 von Napoleon III. erworben. Im Jahre 1870 lernte das friedliche Malmaison die Schrecken des Krieges aus nächster Nähe kennen: am 21. Oktober stießen hier französische Ausfallstruppen unter General Ducrot auf deutsche Truppenteile und wurden von diesen nach heftigem Kampf zurückgewiesen. Das Schloß selbst überdauerte unversehrt den Krieg, der den glänzenden Rivalen Malmaisons, St. Cloud, in Asche legte; aber nach dem Friedensschluß bemächtigte sich die Spekulation des Landgutes, der immer noch sehr beträchtliche Park wurde parzelliert und verkauft, das Schlößchen teilweise abgerissen und im übrigen vernachlässigt, bis in unsern Tagen ein in Paris ansässiger Börsenmann levantinischer Abstammung seinen gut französischen Patriotismus dadurch betätigte, daß er das jetzt ziemlich wertlose Haus samt den kärglichen Resten des Gartens und des Parkes aufkaufte und der französischen Republik zum Geschenke anbot. Die Regierung zögerte eine ganze Weile, ehe sie das Geschenk, das sie vielleicht für ein Danaergeschenk hielt, annahm. Sie zögerte einmal, weil sie mit dem Schlößchen die Verpflichtung übernahm, es in würdigen Stand zu setzen und darin zu erhalten, was nicht unerhebliche jährliche Ausgaben erheischte; und sie zögerte des ferneren, weil Malmaison schließlich einen nur sehr geringen geschichtlichen oder künstlerischen Wert hat, solange man nicht in Napoleon einen französischen Nationalhelden sieht. Dies tut selbstverständlich die Regierung der Republik nicht, und sie wollte auch den Bonapartisten, die immer noch von der Wiederaufrichtung des Kaiserreichs träumen, kein Wasser auf ihre Mühlen leiten.

Endlich aber nahm sie doch das Geschenk an und verkündete, daß das Schlößchen von Malmaison eine Art von Museum aus der Kaiserzeit werden solle. Herr Osiris, der sich vielleicht wegen seines ägyptischen Namens zu dem Sieger in der Schlacht bei den Pyramiden zugezogen fühlte, hatte bereits den Anfang zu einer solchen Sammlung gemacht, indem er Gegenstände, die der Kaiserin Josephine oder ihrem Gatten gehört haben oder die wenigstens aus ihrer Zeit stammen, aufkaufte oder sich schenken und in Malmaison unterbringen ließ. So wandte er sich an alle Nachkommen Josephinens und erhielt auch in der Tat einige Gegenstände, obschon im allgemeinen nicht gerade allzuviel Entgegenkommen und Großmut geübt wurde. Die Kaiserin Eugenie hatte zuerst große Versprechungen gemacht, mußte aber mehrere Male an diese Zusagen gemahnt werden, ehe sie endlich einen kleinen Teil davon wahr machte und eine Harfe schickte, die dereinst der Gattin des ersten Napoleon gehört hat.

Aus anderm Besitz wurden ein Arbeitstischchen, ein Waschtisch und ein Schreibtischchen erworben, die einst zu der Einrichtung von Malmaison


Ein lauschiger Winkel im Park von Malmaison

gehörten, und das authentischste dieser Andenken an Josephine ist ein gestickter Ofenschirm, den die einstige Kaiserin selber gearbeitet hat. Die meisten andern Möbel, der schöne große Schreibtisch in dem Büchersaal, die Sessel, Tische und Teppiche im Salon, das Bett im Schlafzimmer und andres mehr gehören zwar der Kaiserzeit an, und es ist auch möglich, daß sie von Josephine oder ihrem Gatten benutzt oder wenigstens gesehen worden sind, aber mit Bestimmtheit läßt sich das nicht sagen. Seit der Staat Malmaison übernommen hat, sind aus dem Garde-Meuble allerlei Hausratstücke der Kaiserzeit hierhergebracht worden, und mehrere irgendwo im Staube eines Speichers vermodernde Statuen und Büsten des Kaisers und der Kaiserin haben in dem Schlößchen oder im Garten Platz gefunden.



Sogenanntes Studierhäuschen Napoleons

Trotz der Bemühungen des Stifters und der Beamten des neuen Museums sieht es in Malmaison noch etwas leer und sehr melancholisch aus, und man muß über einige Phantasie verfügen, um sich hier die glanzvolle Zeit des Konsulates vorzustellen. Aber darum ist der Ausflug nach Malmaison doch lohnend — er wäre sogar lohnend, wenn das Schlößchen gar nicht existierte, denn Rueil, Chatou, Croissy und Bougival sind reizend am Seineufer gelegene Orte, die aus der Zeit des zweiten Kaiserreiches, wo der Rudersport der vornehmste Zeitvertreib der Pariser war, zahlreiche gute und einige vortreffliche Restaurants in unsre Zeit herübergerettet haben, wo man auf hoher Terrasse sitzt und schmausend die beiden Seinearme mit ihrem Gewimmel von lustig bewimpelten Booten überschaut und wo, falls man jung und zu zweien ist, die herrlichsten Mondscheinspaziergänge gemacht werden können. Da bedarf es gar nicht des Andenkens an die ci-devant Vicomtesse Beauharnais, um den Ausflug nach Malmaison reizend und lohnend zu finden. Wer also in der schönen Jahreszeit nach Paris kommt und einen Nachmittag frei hat, kann diesen Nachmittag bedeutend schlechter verwenden als zu diesem Ausfluge.

Kleine Fabeln

Von

Hans Reiter

Das Urteil der Welt

„Das Urteil der Welt brauche ich nicht zu fürchten!" sagte der Fuchs zum Raben.

„Allerdings nicht," erwiderte der. „Du verstehst es vortrefflich, sie zu täuschen!"

•

Die Frösche

Ein junger Frosch schimpfte auf die Sonne, die Sterne, den Ozean — überhaupt auf alles Herrliche. „Bravo, bravo!" riefen seine Zuhörer, einige Dutzend alte Frösche. „Und unser Sumpf hat auch Mängel!" fuhr der Redner fort. „Was wagt der Schurke zu behaupten?!" riefen die Zuhörer. „Erwürgt den Frechen!"

•

Das Vorbild

Den Adler befiel neulich eine unbändige Heiterkeit ... Sein Weib erzählte ihm nämlich, daß sich ein junger Spatz ihn zum Vorbild erwählt hätte ...

•

Schmähungen

Ein junger Löwe empfing von seinem Erzeuger folgende Belehrung: „Mein Sohn, mache dir nichts aus Schmähungen — sie verkünden des Hasen Schande, aber des Löwen Ruhm."

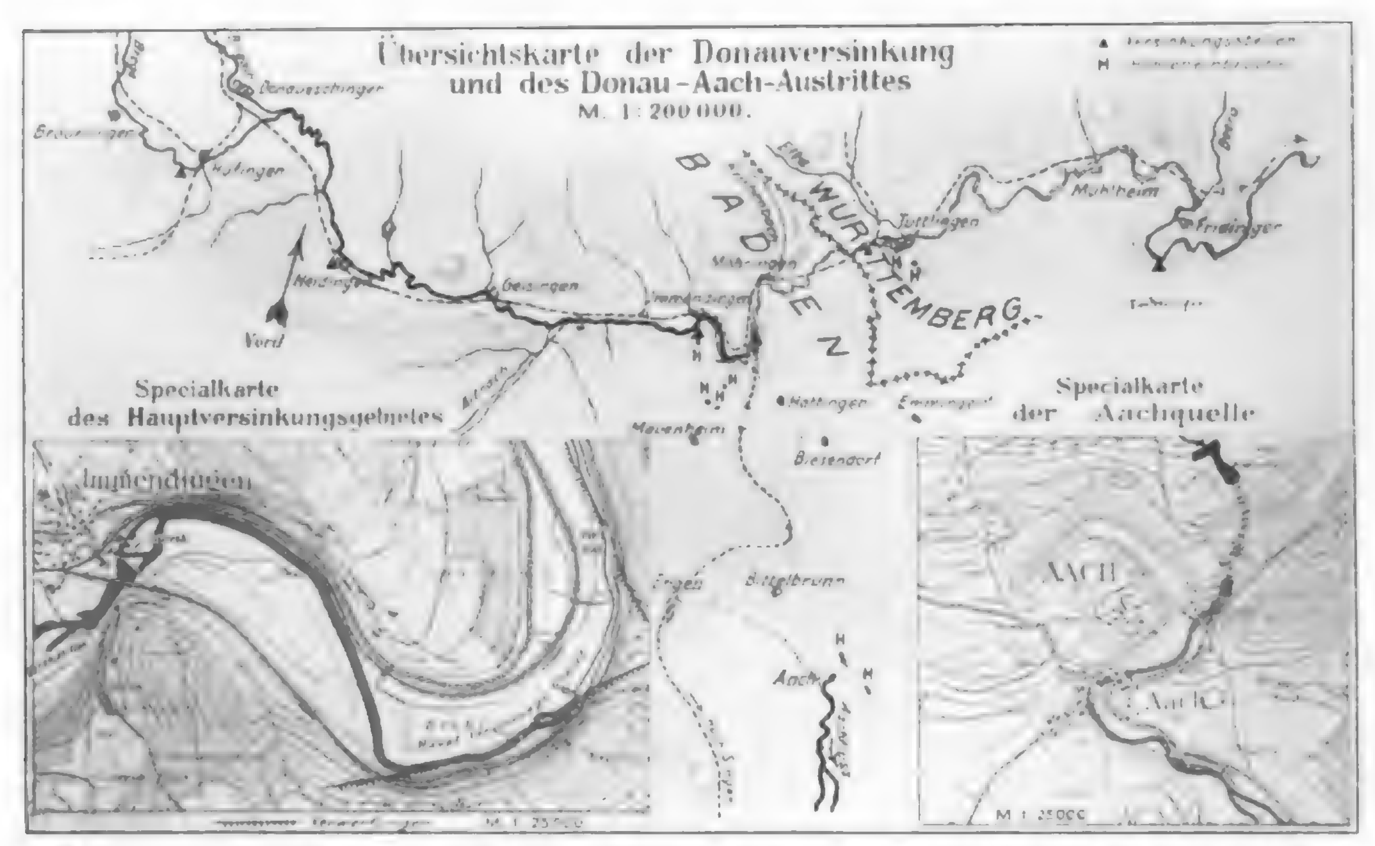


Abb. 1. ——————— = 1 Kilometer der Spezialkärtchen. — = 1 Kilometer der Hauptkarte

Ein Blick auf die Donauversinkung

Von

Professor Dr. Karl Endriß, Stuttgart

(Hierzu ein Kärtchen und zehn Abbildungen nach photographischen Aufnahmen und Zeichnungen)

Wie wir vom Guten und Schönen sagen können, daß es unerkannt und unbesehen oftmals so nahe liegt, während man es in der Ferne sucht, so ist es auch mit dem Wissenswerten, dem Merkwürdigen und Rätselhaften, das uns die Natur bietet. Es ist nun einmal im Menschen, daß er gerne, dem Reize der Neuheit unterliegend, das Altbekannte, ohne näher zu prüfen, geringer achtet als das Neue, Fremde. Und durch diese Schwäche gegenüber dem, was fremd ist, muß dann leider so häufig der Sinn für das Not leiden, was die Heimat betrifft, die Heimat, die doch in erster Linie unsre Sinne beschäftigen und unsern Geist anregen und dienstbar machen sollte zum ausgiebigen geistigen und materiellen Bearbeiten der Scholle, auf der wir stehen.

Zu solchen bisher wenig beachteten merk- und denkwürdigen Naturerscheinungen im eignen deutschen Vaterland gehört auch die Donauversinkung, jener Vorgang, der sich in der Umgebung der badisch-württembergischen Landesgrenze, in den Gegenden von Immendingen und Tuttlingen durch eine Abströmung des Donaugewässers zu der in den Bodensee und damit zum rheinischen Stromgebiet fließenden Hegauer Aach äußert. Erst seit einigen Jahren fängt man an, die interessante Erscheinung auch in den Schulbüchern zu verzeichnen, obwohl der Nachweis über den Zusammenhang von Donau und Aach schon vor nunmehr dreißig Jahren auf Grund von Salzungs- und Färbungsversuchen genau festgestellt worden ist. Es braucht eben immer eine geraume Zeit, bis eine wichtige Sache, namentlich wenn diese im eignen Lande besteht, auch bei weiteren Kreisen Interesse findet. Gerade die Donauversinkung darf aber ein ganz allgemeines Interesse in Anspruch nehmen, denn der merkwürdige Vorgang hat sich in den letzten Jahrzehnten in kulturwirtschaftlich höchst ungünstiger Weise entwickelt, so daß die Regierungen von Württemberg und Baden wiederholt zu Beratungen darüber geschritten sind, wie sich eine Abhilfe ermöglichen ließe, und in den beiden Parlamenten sind des öfteren lebhafte Erörterungen über die Donau-Aach-Wasser geführt worden und die Donauversinkung hat dabei zwischen Württemberg und Baden einen heftigen Widerstreit der Interessen hervorgerufen.

Die im Badener Lande vom Schwarzwald kommende Donau verläßt nämlich in trockener Zeit in ihrer ganzen Wassermenge im sogenannten Brühl bei Möhringen, unweit von der württembergischen Grenze, das Donautal und fließt samt und sonders zu der gleichfalls Baden angehörigen Aach, und kein Tropfen davon kommt etwa nach Tuttlingen

und Ulm, ins Württembergische. Erst aus den kleinen Gewässern des Krähenbachs, des Faulenbachs und der Elta entsteht dann wieder im Donautal eine neue, aber ganz wasserarme, nur einem Bache vergleichbare Donau.

Solche Zustände müssen selbstredend für das württembergische Gebiet bei Tuttlingen schwere Schädigungen bringen durch die Vereitlung einer geordneten Flußwirtschaft, namentlich durch die gänzliche Brachlegung der Donauwasserkräfte, und auf Kosten dieses Schadens kommt während der Trockenzeit die Aach allein in den Genuß der segenspendenden Kraft des Donaustroms.

Derart liegen also heute die Verhältnisse an der oberen Donau, und die an sich schon merkwürdige Donauversinkung verdient darum ein ganz weites Interesse, für das ich hier eine kurze Schilderung und Klarlegung der seltsamen Naturerscheinung mit einem Blick auf die gegenwärtigen, früheren und voraussichtlich zukünftigen Verhältnisse geben will.

Wenn wir in trockener Jahreszeit die Gegend bei Immendingen aufsuchen, so sehen wir dort die Donau als einen stattlichen Fluß mit einer Wassermenge von mindestens etwa 2000 Sekundenlitern das Tal durchziehen. Aber schon in einer Entfernung von einigen Kilometern talabwärts bietet sich uns eine Reihe höchst merkwürdiger Erscheinungen, die bekunden, daß im Laufe der oberen Donau ganz außerordentliche Verhältnisse walten. Es ist dies im Gebiete des sogenannten Brühls. Nahe der die Talaue querenden Markungsgrenze zwischen den badischen Gemeinden Immendingen und Möhringen schmiegt sich die Donau mit ihrem rechten Ufer hart an die mit Wald bestockte steile Berglehne, nachdem sie zuvor, von der linken Talseite kommend, die mehrere hundert Meter breite Aue geradlinig durchflossen hat, und von da an hält sich der Fluß auf einer Strecke von etwa 1200 Metern im wesentlichen in ostnordöstlicher Richtung, bis er sich dann ziemlich rasch nach Norden wendet. Gerade diese Strecke zeigt nun jedem Beschauer die auffällige Tatsache, daß das Donaubett leck ist, daß es rinnt. (Abb. 1.)

An zahlreichen Stellen der rechten Uferseite erblicken wir hier, einmal am tieferen Wasserstand, eine zur Tiefe ziehende wirbelnde Bewegung und außerdem, und zwar je weiter wir abwärts wandern, um so mehr, am weniger tiefen, seichten Wasserlauf ein mächtiges Aufschlucken des Gewässers zur Bergseite, innerhalb des Kiesgrundes. Der Fluß drängt zuletzt mit einem deutlichen Gefälle von links nach rechts ganz auf das dem Steilhang anliegende Ufer hinüber, und sein Abströmen stellt sich somit senkrecht zum Verlauf des Bettes, südwärts, hinweg vom Donautal. Auf der linken Seite ist noch eine ziemliche Höhe des Wasserstandes vorhanden, aber auf der rechten ist schon ein Teil der kiesigen Flußsohle freigelegt, und nur in besonderen Vertiefungen im Kiesgrunde, die offenbar durch die starke Strömung erzeugt worden sind, in Furchen und Rillen und zuletzt in damit zusammenhängenden trichterförmigen Löchern ist noch Donauwasser, das aber mit großer Schnelligkeit hinab in den dunkeln Schoß der Erde strömt. (Abb. 3.)

Ein starkes, anscheinend aus großer Tiefe wirkendes Geräusch, das man am besten dem Rollen eines in weiter Ferne dahinsausenden Eisenbahnzuges vergleichen kann, dringt an unser Ohr. Wir stehen am Ende der sogenannten Hauptversinkung. Einige Schritte noch weiter voran am Donaubett, und dasselbe ist fast ganz ausgetrocknet. Höchstens sehen wir noch einzelne feuchte Stellen, an denen einige Fische ihr Dasein fristen oder auch bereits verendet sind, insbesondere ist dies nach kurz zuvor niedergegangenen stärkeren Regen der Fall, und dann beobachten wir eine neue sonderbare Erscheinung. Da und dort stecken Fische, mit dem Kopf nach unten gerichtet, wie aufgespießt in der Kiespackung und beweisen damit, daß das Wasser bei seinem Abzug einer gewaltigen Strömung zur Tiefe folgen mußte, wobei es die Tiere in die Lücken des Kiesgrundes hineinriß, die nicht geräumig genug waren, sie ganz hindurchzulassen. Nur aber auf kurze Erstreckung sind solche Erscheinungen unterhalb der Hauptversinkung anzutreffen, und weiterhin zeigt sich uns das Bett des Flusses vollkommen trocken (Abb. 4 und 5). Kilometerweit können wir dann dasselbe trockenen Fußes bis gegen Möhringen heran begehen, und erst allmählich stellt sich wieder etwas Wasser im Donaulaufe ein, aber stundenlang müssen wir wandern, bis wieder ein Fluß das Tal durchfließt, der den Namen „Donau" verdient. Eine solche vollkommene Unterbrechung der Donau ist in den letzten drei Jahrzehnten fast jedes Jahr eingetreten, und dieselbe hat in der Regel Monate hindurch, ja einigemal selbst fast ein halbes Jahr gewährt. So äußert sich also in unsrer Zeit die Donauversinkung. Und wenn dann die Trockenlegung beginnt, sterben die Wasserpflanzen und Fische in Unmengen ab, Fäulnis und Verwesung verpesten die Luft. Zentnerweise müssen die Fischleichen verscharrt und so unschädlich gemacht werden. Alle Wasserwirtschaft für Wiesenbestellung hört auf.

Abb. 2. Schematischer Durchschnitt des Gebirges zwischen der Hauptversinkung und der Aachquelle

(Zu beachten das Höhlensystem des Donau-Aachwasser-Weges, das in jedenfalls vielfach gebogenem und zusammengelegtem Verlauf von der Bildfläche mehrmals getroffen wird; im südlichen Teil mit Wasserstau, im nördlichen mit freiem Durchfluß. β, δ und ε wasserdurchlässiges Kalkgebirge, α und γ wasseraufhaltendes Mergelgebirge)

Es ist ein dem Tode zu vergleichender Akt, der das Tal befällt. Verödet liegt das sonst vom lebenspendenden Fluß bespülte Bett da; es gleicht einem frisch aufgeschütteten Straßenkörper, der von der streikenden Mannschaft verlassen ist, und für jeden, der die grünende, lebende Welt liebt, klingt's wie wehmütiges Klagen, wenn die heißen Sommerlüfte durch die Büsche und Sträucher und die verdorrenden Wiesen hindurchstreichen und alles in der brennenden Sonne nach Wasser lechzt.

Ganz anders das Bild, das uns zur selben Zeit die Gegend der die versinkenden Donauwasser wiederbringenden Hegauer Aach zeigt! (Abb. 9.)

In lauschiger Stille tritt hier an bemooster Felswand, im Schatten grünender Bäume und Sträucher eine wunderbar schöne mächtige Quelle zutage. In gemessenen Rhythmen wallen und wogen die Wasser aus der Tiefe auf und übersprudeln an einzelnen Stellen. Zarte Schlieren bildend, verteilt sich das am raschesten geförderte Gewässer an der in immer neuen Formen sich gebenden Wasserfläche, und darunter blickt das Auge in den kristallklaren Fluten tief hinab bis in dunkle Schlünde, die unserm Schauen ein Ziel setzen. Ganz im Banne der merkwürdigen Erscheinung, müssen wir immer und immer wieder das unaufhörliche Emporsteigen der Wassermassen betrachten und uns in das nimmerrastende Schaffen, das hier die ewige Natur vollzieht, versenken.

In breitem Lauf wandern die Wasser der Quelle südwärts, und aus geringer Entfernung schon vernehmen wir das Geräusch einer Mühle, die von dem eben erst der Erde entstiegenen Gewässer bewegt wird. Wir stehen an der Quelle der Hegauer Aach und befinden uns damit 170 Meter tiefer als das Versinkungsgebiet der Donau im Brühl; und 12½ Kilometer müßten wir etwa in der Luftlinie zurücklegen, um dorthin zu gelangen. Von hier, dem Quellorte, zieht die Aach als ein bedeutender, schon bei seinem Beginne die Menge der Immendinger Donau um etwa das Doppelte übertreffender Fluß, an Dorf und Stadt Aach vorüber durch das schöne Hegau, zahlreiche Wasserwerke treibend und so überall eine Quelle reichen Segens für das anliegende Land spendend, bis sie nach einem Lauf von zirka 60 Kilometern den Bodensee bei der Stadt Radolfzell erreicht.

Während die Donau zwischen Immendingen und Tuttlingen auf einer großen Strecke gänzlich fehlt, herrscht im Aachgebiet eine beträchtliche Wasserfülle, die dort emsig genutzt und werktätig verwertet wird, ja die jüngsten Jahrzehnte verzeichnen dadurch eine große Steigerung des ganzen Wirtschaftsgetriebes der Aachtalbevölkerung.

Mehr und mehr hat hier die Industrie Fuß gefaßt, wenn auch sehr auf Kosten der Landwirtschaft. Das Aachwasser stellte sich immer reichlicher ein, und naturnotwendig mußte dann die Wiesenbestellung



Abb. 3. Hauptversinkung im Brühl
(Zu beachten die quer zum Verlauf des Flußbettes gerichtete Abströmung der Donau zu den Versinkungsstellen an der Bergseite links)



Abb. 4. Ende der oberen Donau unterhalb des Brühls: Versinkung am Hattinger Weg
(Stadium nach kurzer Trockenlegung. — Die Donau vom Beschauer hinwegziehend, in der Ferne das ausgetrocknete Bett)

Not leiden infolge der starken Nässung des Bodens bei der nur geringen Eintiefung des Flußbettes. Aber man ist zu einer Aenderung des wirtschaftlichen Erwerbs gekommen, man läßt die Wiesen „versauern", schränkt die Landwirtschaft ein, und dafür wird hauptsächlich industrielle Arbeit verrichtet, und die ganze wirtschaftliche Lage befindet sich dabei in stetig aufsteigender Entwicklung. Welch ein Gegensatz zu der unheilvollen Austrocknung, die das Donaugebiet befällt!

Und doch ist diese Sachlage, die so einseitig ganz zugunsten der Aachgegend und nur zum Nachteil des Donaugebietes gestaltet ist, erst mit den letzten dreißig Jahren gekommen, erst seitdem Baden ein Wasserrecht besitzt, das die Donau als käufliches Privatgewässer behandelt, wie es das Gesetz vom Jahre 1876 zuläßt, nachdem die letzte Wasserkraft der Donau in Baden, mit dem Rechte an der Flußstrecke ab Immendingen, die Stadtmühle in Möhringen von der Aachgegend aus angekauft und nun auch vollkommen gesetzlich geschützt worden war, so daß jede Aenderung am badischen Donaulauf im Interesse der Aach aufs strengste verboten ist. Bis zur Mitte der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts ist aber Jahrhunderte hindurch die Sachlage eine ganz andre gewesen. So oft die Donau im Brühlgebiet zu versiegen drohte, wurde von den Anwohnern, insbesondere von der Bevölkerung in Möhringen, eine Flußpflege an den Versinkungsstellen durch Ausschlag mit Letten und durch Ziehen von Längsgräben vorgenommen, und nur in äußerst seltenen Fällen, in sehr trockenen Jahren, kam es zu empfindlichen Wasserverlusten. Nie sind aber nachweislich solche Verhältnisse eingetreten, wie sie die letzte Zeit durch die großen Austrocknungen aufweist, was wohl am besten daraus hervorgeht, daß die Möhringer Mühle, die seit den siebziger Jahren vollständig brachliegt, in früherer Zeit immer ein ergiebiges, steuerkräftiges Werk darstellte, und dasselbe gilt von den gegenwärtig fast ganz eingegangenen Wasserkräften in Tuttlingen, die ehedem sehr zahlreich und bedeutend waren. Anderseits hat sich in den letzten Jahrzehnten im Aachgebiet eine so große Fülle an Wasser eingestellt, daß eine Versumpfung weiter Wiesenbestände die Folge war. Aus beiden Tatsachen ergibt sich, daß offenbar der gesamte Vorgang der Versinkung seit dem durch das badische Wasserrecht vom Jahre 1876 bewirkten Hinwegfall der Donauwasserpflege zugenommen hat. Wohl motiviert das badische Gesetz sein Verbot jeglichen Eingriffs am Donaubett, also auch selbst eines solchen zum Schutze und zur Erhaltung des Donaulaufs, damit, daß jede Veränderung des bestehenden Zustandes (1876) unstatthaft sei, aber dadurch hat gerade, wie in einzig richtiger Weise das Parlamentsmitglied Freiherr von Palm im württembergischen Landtag 1906 geltend machte, die badische Regierung das herbeigeführt, was sie verbieten wollte!

Nicht auf naturwissenschaftlicher Grundlage beruhen eben die gegenwärtigen badischen Rechtsverhältnisse an der oberen Donau. Von naturwissenschaftlicher Seite aus muß unbedingt eine Pflege

des Donaustroms und zwar namentlich in der trockenen Jahreszeit gefordert werden. Darüber sind alle Fachleute der Gegenwart, die sich mit der Donauversinkung schon näher beschäftigt haben, einig.*) Die Donauversinkung ist wissenschaftlich, geologisch betrachtet, nur eine Phase eines großen Naturvorgangs, der sich im oberen Donaugebiete abspielt, vergleichbar etwa dem Anfang einer Krankheit, die auf ein festes, durch kein Mittel behebbares Ziel hinarbeitet, die aber durch richtige Behandlung in ihrem Verlauf bedeutend verzögert werden kann.

Wir kommen damit zur naturwissenschaftlichen Klarlegung der seltsamen Erscheinung, welche die Aach mit der Donau verbindet.

Da haben wir in erster Linie die Donauversinkung nicht als ein harmloses Schauspiel, sondern im Gegenteil als einen ernsten Vorgang zu betrachten, der auf eine vollkommene Umgestaltung des ganzen zwischen Donau und Aach liegenden Landes hinausläuft, der Berge und Täler versetzen will und der gewiß nicht friedlich und freundlich, sondern von wirtschaftlich schadenbringenden Folgen begleitet, vollführt wird; und das allgemeine Bild dieses Vorganges in seiner ganzen Abwicklung läßt sich etwa dahin charakterisieren:

Die zur Aach wandernden Donauwasser bilden die Werkzeuge einer Ausräumung im Innern des Gebirgskörpers, wobei die leichte Löslichkeit des Kalkgesteins, das vorwiegend das Gebiet zwischen den beiden Flußläufen aufbaut, und das hohe Gefälle von der Donau zur Aach besonders günstige Momente darstellen. Auf der unterirdischen Bahn der Donau-Aach-Wasser müssen somit Höhlenräume zur Bildung gelangen, und sind die so geschaffenen Defekte sehr bedeutend, so werden auch da und dort sich Brüche des Gebirges bis zu Tage einstellen, und wenn damit auch Versperrungen des Abflusses zur Aach entstehen können, so werden dieselben doch nur vorübergehend sein, und mehr und mehr wird sich die Anwesenheit einer Verbindung zwischen Donau und Aach auch obirirdisch in Einbruchsgesenken aussprechen, bis schließlich ein freies Tal schon von der oberen Donau ausgehend mit einer gefällreichen Sohle zur Aach hinüberleitet. Beträchtlich tiefer als das heutige Donautal bei Immendingen wird sich dasselbe etwa im Gebiete des Brühls aus der alten Donautalrichtung heraus zur Aach wenden. Nordostwärts aber von der Stelle dieser südlichen Schwenkung wird auf steiler Höhe eine flache Muldung die einstige Fortsetzung des Donautals andeuten.

Freilich liegt dieses Ziel, worauf die Donauversinkung gerichtet ist, die vollständige Eroberung des oberen Donautals durch die vom Aachgebiet herüber wirkende rheinische Gefällskraft, noch in weiter Ferne. Aber wie wir heute aufs bestimmteste nachweisen können, daß im Laufe der Zeit schon große Gebietsteile des Donaubereichs dem rheinischen Gefälle zum Opfer gefallen sind, so wird aller Voraussicht nach auch in unserm Fall das Ziel, auf das wir die Donau-Aach hinsteuern

Abb. 5. Ende der oberen Donau im Brühl: Hauptversinkung
(Stadium nach langer Trockenlegung. — Die Donau gegen den Beschauer gerichtet, im Vordergrunde das ausgetrocknete Bett)

*) Endriß, Zur Erforschung, Pflege und Bewirtschaftung der Donauversinkung. Nr. 8 in „Für Wirtembergs Scholle“. J. B. Metzlers Verlag. Stuttgart 1906.

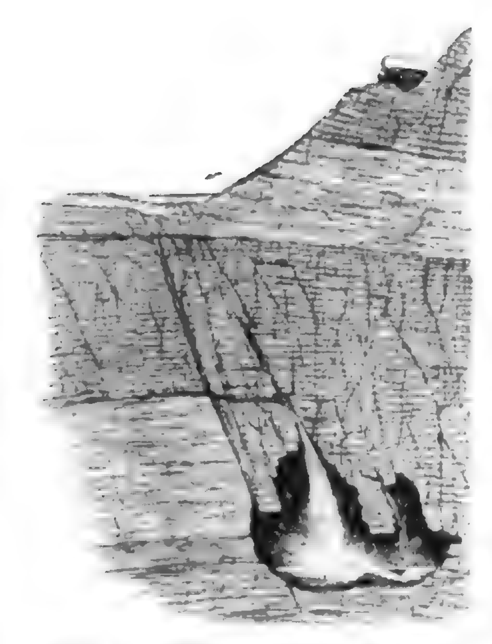


Abb. 6. Mutmaßlicher Bau des Untergrundes im Gebiet der Hauptversinkung (Brühl)

sehen, auch einmal erreicht werden, und das obere Donautal wird ein Seitenstück werden zu den schon längst rheinischen früheren Donaunebentälern, von denen ich nur einige Beispiele hier herausgreifen möchte, um die große Wahrscheinlichkeit für eine solche Zukunft der Donau-Aach-Verbindung zu belegen.*)

170 Meter über dem Wasserspiegel der zum Rheine ziehenden Wutach, bei dem badischen Orte Achdorf lagert in einem zur Donau gerichteten flachen Talgesenke vom Schwarzwald stammendes Flußkies, das aber unter den gegenwärtigen orographischen Verhältnissen unmöglich von seinem Ursprungsort dorthin gelangen konnte, das vielmehr nur durch einen hoch über der heutigen Wutachtalsohle zur Donau ziehenden Wutachfluß gefördert worden sein kann. Vermittelst eines der Aach vergleichbaren rheinischen Zuflusses im Gebiete der heutigen vorderen Wutach muß das früher hochgelegene Wutachtal sozusagen abgezapft und in seinem Oberlaufe ganz zum Rheine unter starker Vertiefung und Einschneidung gewonnen worden sein. — Und ein Beispiel aus Württemberg. In einem etwa 50 Meter über dem zum Neckar ziehenden Eyachtal gelegenen Talgesenke, das gegen Ebingen zur Schmiecha und damit zur Donau gerichtet ist, findet sich Flußgeröll, das aus einem heute zur Eyach gehörigen Gebiete stammt. Und

*) Endriß. Die Versinkung der oberen Donau zu rheinischem Flußgebiet. Mit Abbildungen. A. Zimmers Verlag. Stuttgart 1900.



Abb. 7. Mutmaßlicher Bau des Untergrundes im Gebiet der Hauptversinkung (Brühl)

(Das obere Bild behandelt eine Stelle im ausgetrockneten Bett, das untere einen Punkt etwa 200 Meter talaufwärts kurz vor dem Ende der Donau zur Trockenzeit. Schichtenfolge im Berggebiet von oben nach unten: Quaderkalke [Weißer Jura Delta], Mergelstufe [Weißer Jura Gamma] zirka 80 Meter mächtig, wohlgeschichtete Kalke [Weißer Jura Beta] zirka 90 Meter mächtig, Impressamergel [Weißer Jura Alpha] und so weiter. Zu beachten die Verwerfung mit zirka 40 Metern Sprungbetrag. Richtung der Profile: links Nord, rechts Süd)

auch hier müssen wir infolgedessen mit Sicherheit schließen, daß einst eine ältere Eyach aus dem heutigen Eyachgebiete hoch über dem jetzigen Flußlauf durch jenes Talgesenke ziehend zur Donau floß. Wie hier bei der Eyach, gibt uns aber auch der ganze nördliche Steilabfall der Alb Beweise für Verluste an ursprünglich der Donau zugehörigem Zuflußgebiet. So dürfen wir zum Beispiel sicher annehmen, daß es eine Zeit gab, in der eine Eschach-Prim, eine Schlichem, Starzel,

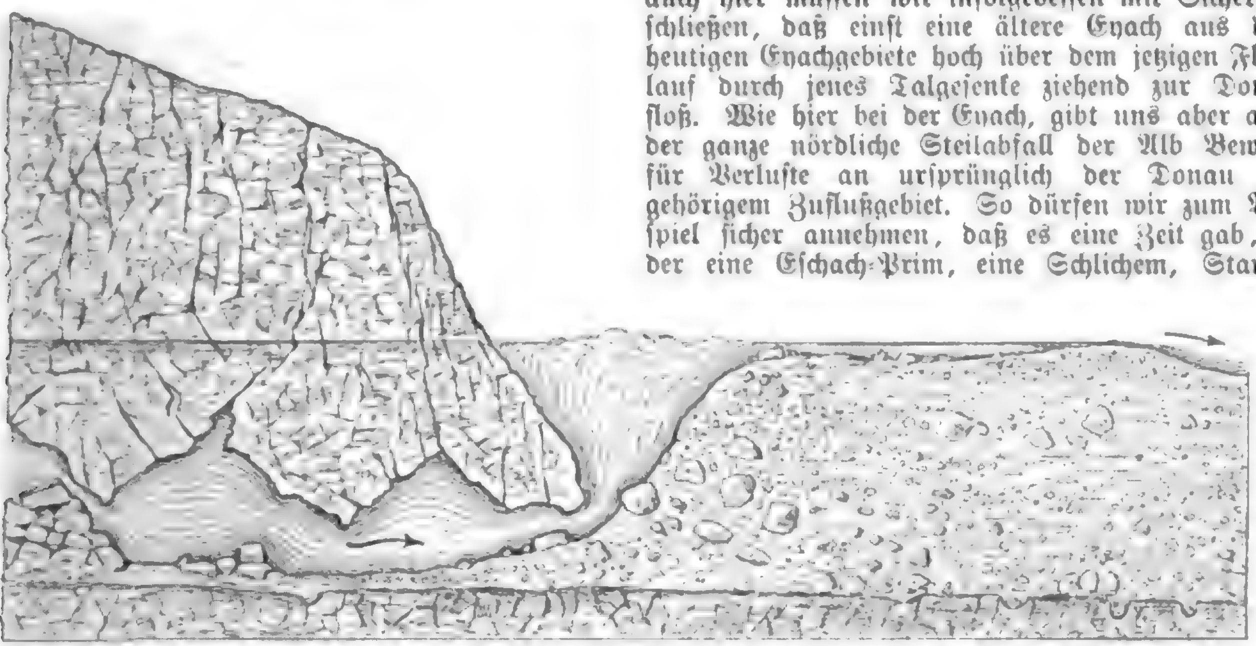


Abb. 8. Mutmaßlicher Bau des Untergrundes der Aachquelle

(Das Gebirge links ist Oberer Weißer Jura. — Zu beachten die Höhle, die am Quellorte durch vorgelagerten Gletscherschutt — Gebirge rechts — versperrt ist)

Fils und ein Kocher durch die den betreffenden heutigen rheinischen Talgebieten gegenüberliegenden flachen Nebentäler der Donau, den Tälern des Faulenbachs, der Beera, der Lauchert, Lone und Brenz zur Donau zogen. Alle diese Erscheinungen sind begründet in der tiefen Lage des gefällsreichen Rheins und damit dem hohen Gefälle zu demselben, gegenüber dem hochliegenden, selbst gefällsarmen Donaustrom, und darin haben wir auch die Grundursache der heutigen Donauversinkung zu erblicken. Die Reste ehemaligen Donauzuflußgebietes im jetzigen Flußbereiche des Rheins illustrieren beredt und überzeugend die letzte Bedeutung der Donauversinkung, aber unser Hauptinteresse gilt selbstredend dem gegenwärtigen Stand des Vorgangs. Wir müssen fragen, wie weit ist bis jetzt die Ausräumung im Gebirge vorangeschritten, sind in demselben schon größere Höhlengänge vorhanden und welches Maß hat die Tätigkeit der zum rheinischen Gebiete strebenden Wasser erreicht, und damit stellt sich auch die sorgende Frage ein, was wird die nächste Zukunft bringen?

Eine Beantwortung dieser Fragen geben nun vor allem die folgenden Tatsachen:

Höherer Wasserstand, Hochwasser im Donautal spricht sich in ein bis zwei Tagen in der Wassermenge der Aachquelle aus, wie eine Reihe von Wassermessungen ergeben hat. Die Flutwirkungen im Donaugebiet äußern sich also verhältnismäßig rasch auch im Aachgebiet. Der Trüblauf der Donau stellt sich dann ebenfalls in der Aachquelle ein, und nach starkem Donauhochgang schüttet die Aachquelle die ungeheure Menge von sekundlich 18 Kubikmetern Trübwasser. Mit mächtigen, fast 2 Dezimeter über den allgemeinen Wasserspiegel sich erhebenden rauschenden Sprudeln „kocht" dann der „Aachtopf", wie sich das Volk ausdrückt.

Das alles weist mit aller Bestimmtheit darauf hin, daß zwischen Donau und Aach ein besonderes ziemlich freies Höhlensystem bestehen muß, durch das die Wasser so rasch gefördert werden. Ist doch, wenn man für den Fließweg etwa die doppelte Länge der Luftlinie annimmt, bei dem Gefälle von 170 Metern die vorliegende Schnelligkeit fast von der Größe wie diejenige eines freien Flußlaufes an der Erdoberfläche unter denselben Gefällsverhältnissen. (Insgesamt zirka 100 Meter Sturzbildung angenommen. [Abb. 2.])

Außer der das Brühlgebiet mit der Aach verbindenden Höhlenstraße müssen aber im Gebirge noch weitere Hohlräume vorhanden sein. Das geht hervor aus dem Umstande, daß die Trockenlegung unterhalb des Brühls erst nach vier bis acht Wochen in der Aachquelle zum Ausdruck gelangt, und zwar stellt sich dies verhältnismäßig rasch ein. Dadurch wird ein mächtiger Wasserspeicher



Abb. 9. Die Aachquelle

(Zu beachten die eigentliche Quellstelle [Aachtopf X—X] im Hintergrunde; nach vorn zu künstliche Seebildung)

bekundet, der von der Straße des Brühlwassers mehr oder weniger unabhängig ist, da er nur in Zeiten des ununterbrochenen Donaulaufs wie ein Reservoir gefüllt wird. Daß die Wasserabgabe aus diesem besonderen Raumbereich plötzlich aufhört, spricht dafür, daß es sich nicht etwa um Entleerung von Gesteinslücken, sondern um einen förmlichen Höhlenstauraum handelt, der durch eine Pforte von bestimmtem Querschnitt nach der die Brühldonau fördernden Straße entwässert wird. Der Gesamtinhalt dieses wasserführenden Raumes läßt sich auch schätzen, und zwar können dafür etwa 7 Millionen Kubikmeter (sechs Wochen, sekundlich mit 2 Kubikmetern) und selbst das Doppelte (acht Wochen mit 3 Kubikmetern in der Sekunde) in Rechnung genommen werden. Auf Grund theoretischer Erwägungen muß also auf mächtige, weitverzweigte Räume im Gebirge zwischen Donau und Aach geschlossen werden. Allerdings hat diese Höhlenbahn bis jetzt keines Menschen Fuß durchwandert, aber wir können dem Höhlensystem zwischen Donau und Aach doch sozusagen sinnfällig unmittelbar nachforschen.

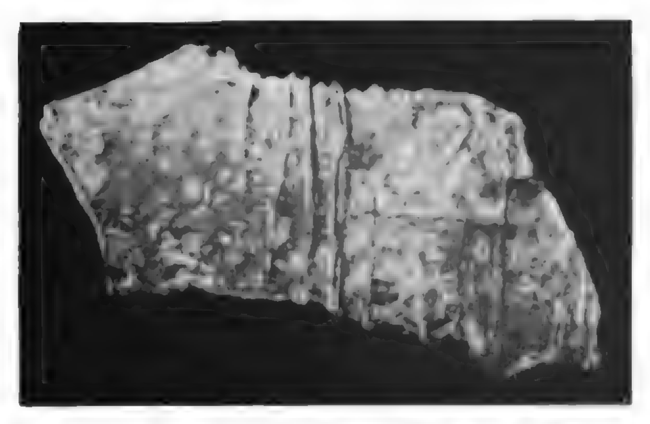


Abb. 10. Durch kohlensäurehaltiges Wasser angeätzter Kalkstein

(Von einer Versinkungsstelle. Die Kohlensäure mutmaßlich durch die Zersetzung der bei jeder Trockenlegung reichlich anfallenden organischen Massen hervorgegangen)

Einmal an der Aachquelle, wo der Austritt so gewaltiger Wassermassen aus einem verhältnismäßig kleinen Quellkanal entschieden bezeugt, daß in der Tiefe verborgen, mindestens 12 Meter tief, so weit wenigstens vermochte einmal ein Taucher hinabzukommen, bis ihn die große Gewalt der Wasserströmung zurückwarf, eine Höhle in das Gebirge hineinziehen muß, denn nur ein langer, beträchtlicher Hohlraum vermag hier das Wasser so gefaßt und in solcher Fülle zutage zu fördern. (Abb. 8.)

Und dasselbe ist auch der Fall im Brühlgebiet. Dort sehen wir in der Trockenzeit eine stattliche Wassermenge, etwa 2 Kubikmeter in der Sekunde, unaufhörlich hinab in die Tiefe fließen, und dieses mächtige Aufschlucken eines ganzen Flusses, wenn auch nicht an einem Punkte, einem Schlunde, sondern im Kiese des Bettes auf eine gewisse

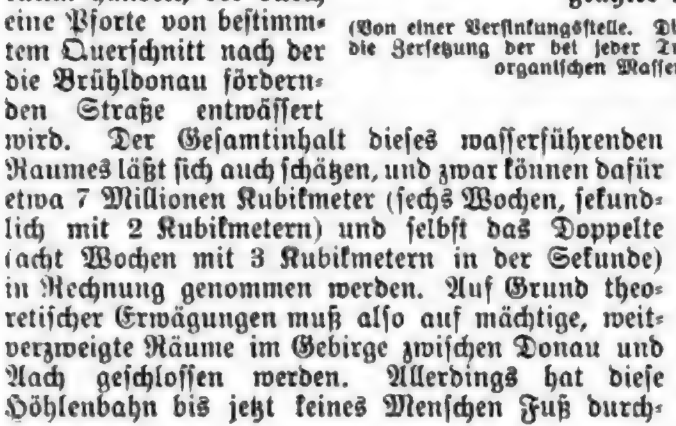


Abb. 11. Versinkungslöcher im Donaubett am Hattinger Weg (Gebiet unterhalb des Brühls)

Strecke verteilt, ist nur verständlich, wenn hier ebenfalls, wie in der Aachquelle, im Grunde des Gebirges ein Hohlraum, in diesem Falle ein freier Abzugsraum, vorausgesetzt wird, der die Wasser so rasch, überall mit der gleichen Stärke wirkend, hinabzieht. Nicht ein Versickern, nein, ein Versinken und Verfallen vollzieht sich also hier nach tieferen freien Räumen, und es ist sozusagen ein unterirdischer Wassersturz dabei im Spiel. Nach dem geologischen Bau der Gegend muß im Brühlgebiet gegen Süden auf ein von zirka 10 bis 100 Meter Tiefe hinabreichendes Kalkgebirge geschlossen werden, wobei noch die Erscheinung besteht, daß gerade im Striche der Versinkungsstellen (Hauptversinkung) eine Gebirgsverschiebung entwickelt ist, an der jene südliche, tiefgründig kalkige Gebirgsmasse mit etwa 40 Meter Absenkung gelagert ist. (Abb. 6 und 7.)

Bei diesen Verhältnissen wäre es nicht unmöglich, daß die Donauwasser erst bei einer Tiefe von 100 Metern wieder Fuß fassen, aber es kann auch sein, daß eine gewisse Stufung der Höhlengänge besteht und die Wasser so mehrere Stürze bilden. Die Donau zieht im Brühl bei ihrer Wanderung zur Tiefe zunächst durch Kies und Blockschutt (zirka einige Meter), und dann wird sie durch die untersten Teile des mergeligen weißen Jura Gamma gelangen. Hier kann aber bei der vorwiegend plastischen Eigenschaft des Gesteins kein größerer freier Schlund entstehen. Erst tiefer, im Kalke (mutmaßlich von etwa 8 bis 10 Metern ab) ist die Anwesenheit „permanent" bestehender größerer Abzugskanäle möglich. Auf einen bedeutenden Sturz des Gewässers in diesem Gebirge, auf ein Zerwühlen der Wasser am Grunde weist dann namentlich die Auflösung der 200 Zentner Kochsalz im September 1877 hin,*) außerdem läßt aber auch der ganze Bau des Gebirges (Verwerfung) und der durch Grabungen (Brunnenschacht) nachgewiesene Mangel an Wasser im Brühluntergrunde bis zu mindestens 9 Meter Teufe, auf tiefes Verfallen der Wasser schließen. Das alles setzt selbstredend große Räume, freie Abzüge in der Tiefe voraus. Nur so weit läßt sich aber der Höhlenstraße zwischen Aach und Donau unmittelbar nachspüren. Wo heute die Wasser im Zwischengebiete ziehen, in welcher Tiefe sie sich befinden und wie groß jeweils die Dimensionen dieser Höhlenbahn sind, wissen wir nicht. Aber das wissen wir, daß bereits Einbrüche der Höhlenbildungen erfolgt sein müssen, daß nicht ein frühes, sondern ein vorgeschrittenes, große Gebiete umfassendes Stadium vorliegt. Wenige hundert Meter nördlich und nordöstlich von der Aachquelle treten uns zwei eigenartige, etwa 30 Meter breite und 200 Meter lange rinnenartige Gesenke entgegen, die wir nach ihrem ganzen Charakter (Kesselform) nur als Einbrüche von unterirdischen Hohlräumen ansehen können, wie solche namentlich im Karstgebirge vorkommen, und es kann keine Frage sein, daß es sich hier um Folgeerscheinungen der ausräumenden Arbeit der Donau-Aach-Wasser handelt, und zwar scheinen diese Bruchbildungen schon vor langer Zeit sich ereignet zu haben, da keine Nachricht über ihre Entstehung auf unsre Tage gekommen ist. (Abb. 1.) Wie hier die Nähe der Aachquelle, so weist aber auch das Donautal Erscheinungen auf, die uns eine vorgeschrittene Arbeit der Donau-Aach-Wasser bezeugen. So stellte sich im Jahre 1904 mitten in dem einige Meter über dem Donauspiegel befindlichen Straßenkörper bei Immendingen ein Einbruch ein, in dessen Tiefe sich ein reichlich verschütteter Höhlengang einerseits unter das anliegende Donaubett, anderseits in den Berg hinein senkte. Nahe dieser Stelle erleidet die Donau an der „Ziegelhütte" stärkere Wasserverluste, und an dem aachwärts liegenden Gelände, nur einige hundert Meter entfernt, sind ältere Einbruchsstellen zu beobachten. (Abb. 1.) Nicht nur im Brühl, sondern auch hier bei Immendingen ist also der Talgrund ausgehöhlt, ja wenn wir genau die Sohle des Donautals untersuchen, so zeigt sich uns die überraschende Tatsache, daß die ganze Strecke von Hüfingen, an der Breg-Donau beginnend, bis Fridingen, das ist auf einem Lauf von etwa 50 Kilometern, an zahlreichen Stellen leck ist, was bewiesen wird durch Versinkungen von Donauwasser (Hüfingen, Neidingen, Immendingen, Gebiet unterhalb des Brühls, Tuttlingen, Fridingen), oder beträchtlich tieferen Stand der Grundwässer gegenüber dem Donaubett (Untergrund Immendingen, Talaue im Brühl, Möhringen, Tuttlingen), oder unter Donauspiegel gelegene begehbare Hohlräume (Immendingen, Tuttlingen) oder gar Einbrüche solcher Bildungen (Immendingen an der Kapelle, Tuttlingen am Lochacker und in der Stadt). Zwar können wir nicht mit Sicherheit behaupten, daß in allen diesen Fällen Wasserbahnen zur Aach vorliegen, aber in der Mehrheit wird dies doch zutreffen,*) denn nur so läßt es sich verstehen, daß die Aachquelle bei niederstem Wasserstand immer noch das Doppelte der Donauwassermenge fördert, die bei Immendingen vorbeizieht. Ein Bezug der nicht aus der Immendinger Gegend stammenden Wassermasse der Aachquelle nur aus dem eignen oberirdisch möglichen Sammelgebiet der Aach ist aber nicht denkbar, auch dann nicht, wenn man den weitesten Zuzugsbereich mit etwa 150 Quadratkilometern zugrunde legt, immer reicht die für das eigne Gebiet durch atmosphärischen Niederschlag und Kondensation der Bodenluft zuführbare Wassermenge lange nicht aus, eine solche Wasserfülle, wie sie tatsächlich die Aachquelle schüttet, zu erklären. Es muß also am Aachursprung außer dem Immendinger Donauwasser noch andres Gewässer aus dem Donaugebiet zum Austritt gelangen; woher dasselbe aber im einzelnen bezogen wird, bleibt vorerst in Frage.

So weit, so ausgedehnt läßt sich die Donauversinkung noch nachweisen, und mit Bestimmtheit können wir heute sagen, daß es sich gewiß nicht nur um eine Verbindung des Brühls mit der Aach, sondern eben um einen weitausgedehnten, große Gebiete des oberen Donautals umfassenden Vorgang handelt, der nicht nur heute schon zahlreiche Höhlengänge geschaffen haben muß, sondern der auch bereits an verschiedenen Stellen Einbrüche des Geländes gezeitigt hat. (Abb. 1 und 2.)

Was wird nun die nächste Zukunft bringen?

*) A. Knop, Neues Jahrbuch für Mineralogie. 1878, Seite 350.

*) Die Versinkungen bei Hüfingen und Neidingen dürften sich wohl zur Wutach beziehen.



Heimatlied

Nach einem Gemälde von Josef Jungwirth



Gewiß ist es unmöglich, hier eine Voraussage zu machen, denn die im Spiele stehenden Geschehnisse und das Maß der Zeit, das zu deren Lösung nötig ist, sind ein Geheimnis, das niemand zu entschleiern vermag, aber das Nächstdenkbare im Werdegang der Donauversinkung, die nach wissenschaftlichem Ermessen sich ergebenden Möglichkeiten von neuen Erscheinungen können und müssen wir in Erwägung ziehen, schon im Interesse der Fürsorge für das Land an der oberen Donau und an der Aach.

Da kann einmal in erster Linie an den Fall gedacht werden, daß sich ein neuer Höhleneinbruch ereignet, und zweierlei kann dann die Wirkung sein, die ein solcher Vorgang im Gefolge hat. Ist die Zubruchlegung des Gebirges eine größere, wird reichlich Gesteinsschutt geliefert, mag nun der Bruch gleich bis zu Tage gehen oder zunächst in der Tiefe versteckt bleiben, so kann dadurch gar leicht der Abfluß des Wassers zur Aach mehr oder weniger gehemmt werden und eine Schwächung im Ertrag der Aachquelle kann die Folge sein. Ist aber der Einbruch örtlich beschränkt, aber bis zu Tage reichend, senkt sich etwa nur ein locker gewordenes Gesteinsprisma in einen größeren Höhlenraum, kommt sozusagen ein Kamin zum Durchschlag, so kann, wenn dies im Donautal selbst erfolgt, etwa im Brühlgebiet eintritt, eine reichlichere Zuströmung zur Aach entstehen, ja es kann zu einer Ueberschwemmungskatastrophe daselbst kommen, entweder sogleich oder erst bei einem stärkeren Hochwasser, durch das dann in dem jedenfalls schuttreichen Höhlenlaufe plötzlich neue Räume ausgefegt werden. Außer an Höhleneinbrüche ist aber überhaupt an das Fortschreiten des Versinkungsprozesses zu denken. Die zur Aach strebenden Gewässer müssen ja auf ihrem Wege in erster Linie eine ausräumende Tätigkeit entfalten. Besonders im Brühl muß das Gewässer in hohem Maße lösend und höhlenbildend wirken. Die Wasser fassen hier in der Tiefe erst wieder Fuß. Durch Ausschlagen werden hier immer größere Aushöhlungen entstehen, und die reichliche Zufuhr an Kohlensäure infolge der Zersetzung organischer Massen beim Beginne jeder Trockenlegung erhöht dabei noch bedeutend die Lösekraft und damit den Grad der Ausräumearbeit, welche die Gewässer in der Tiefe verrichten. Deutlich sehen wir selbst an den Kiesstücken des Donaubettes in einer eigenartigen Rauheit der Oberfläche die Spuren der ätzenden, die Kalksteine auflösenden Tätigkeit der Kohlensäure. (Abb. 10.) Ja selbst Sackungen des Kiesgrundes können wir hier begegnen, die im wesentlichen auf diese Löse- und Spülarbeit des versinkenden Wassers zurückgeführt werden müssen. So bildeten sich wiederholt unterhalb des Brühls, in einem weiteren, örtlich kleineren Versinkungsgebiete, mehrere Quadratmeter umfassende, zum Teil überhängende Bruchgesenke innerhalb des Kiesgrundes. In ein solches konnte man zum Beispiel 1904 in gebückter Haltung hineinstehen, und noch im vorigen Jahre waren in diesem Gebiet solche Wirkungen zu sehen. (Abb. 11.)

Einen besonderen Einblick in die chemische Ausräumearbeit der unterirdischen Donauwasser und des denselben tributären Nebengewässers erhalten wir durch einen Vergleich des Gehaltes an gelöstem Kalkstein, das heißt an doppeltkohlensauerm Kalk, einerseits von der Immendinger Donau, anderseits von der Aachquelle. Zwar liegt bisher keine größere Reihe von Bestimmungen des Kalkgehaltes der in Frage kommenden Wässer vor, wie es zu einer genaueren Beurteilung wünschenswert wäre, wir besitzen nur zwei Feststellungen, die erst in diesem Jahre von Inspektor Bareiß, Stuttgart, ausgeführt worden sind. Nach diesen vor Eintritt der diesjährigen Trockenlegung unternommenen Untersuchungen enthält in je einem Liter die Immendinger Donau 0,082, die Aachquelle 0,124 Gramm doppeltkohlensauern Kalk. Das hieraus sich ergebende Mehr an Kalk in der Aachquelle stellt dann den durch die unterirdischen Wasser aus dem Gebirge zwischen Donau und Aach entnommenen Kalk dar. Unter Zugrundelegung eines Mittelwassers in der Aachquelle von zirka 7 Kubikmetern in der Sekunde läßt sich daraus eine tägliche Ausfuhr von etwa 8,5 Kubikmetern Kalkstein aus der Unterwelt der Aach-Donau berechnen!

Aber nicht nur die Arbeit des in der Tiefe schaffenden Wassers fördert die Versinkung, auch die Verwahrlosung des Flußbettes trägt ganz wesentlich zur Steigerung des Vorgangs bei. Durch Wucherung der Wasserpflanzen entstehen Staubildungen, das Wasser wird sozusagen örtlich zur Versinkung noch besonders herangezogen. In ähnlicher Weise wirken dann auch durch Hochwasser erzeugte querliegende Kiesbänke. Stellen wir uns dazu noch an einzelnen Punkten die ausräumende Arbeit des Hochwassers vor, die immer und immer wieder gerade an den Brühlversinkungen sich besonders stark äußert, da hier bei höherem Wasserstand die Strömung hauptsächlich auf der Außenseite des Brühltalbogens und damit unmittelbar im Versinkungsstriche ihren Verlauf nimmt, so können wir mit Sicherheit unter den obwaltenden Verhältnissen nur eine allgemeine und verhältnismäßig rasche Zunahme der Versinkung erwarten, wie solche ja auch tatsächlich in den letzten Jahrzehnten seit der Aufhebung der Donauflußpflege in Erscheinung getreten ist. Und wenn die Katastrophen von Einbrüchen auch noch zunächst ausbleiben können, früher oder später müssen sie sich einstellen!

Nur dann, wenn der oberen Donau in Baden wieder eine Pflege zuteil wird, wenn man die Wasser nicht mehr wild in der Tiefe ausräumen läßt, sondern sie durch technische Vorkehrungen in ihrem Laufe zügelt, werden schwerere Mißstände, als sie gegenwärtig im oberen Donaugebiete vorliegen, vermieden werden. Greift man aber nicht ein, so wird die Donauversinkung mit Macht weiterschreiten und wird immer mehr in das Kulturleben einschneidende Wirkungen verursachen und wird uns zum Bewußtsein bringen, daß der Mensch nicht nur da eine Pflicht hat einzugreifen, wo das Wasser in seiner Fülle unmittelbar störend unserm wirtschaftlichen Schaffen begegnet, sondern auch da, wo der Verlust des mächtigen Elementes, ohne das es kein Leben auf der Erde gäbe, sich so augenfällig schadenbringend und zudem gefährlich zeigt, wo ein ganzer Strom sein Tal verläßt und hier eine vollkommene Aenderung der Erdoberfläche anstrebt.



Ausg'steckt

Bilder aus dem Wiener Weingebirge

von

Fritz Stüber-Gunther

Vor dem Tor seines kleinen Gehöfts steht in Hemdärmeln der Simmerl Sepp und raucht seine Pfeife und schaut sinnend die krumme, spitzgieblige Dorfstraße hinauf und hinab und schmunzelt behaglich dabei. Und wenn sein Blick ein Haus streift, über dessen weißer Mauer an geschälter Stange ein Föhrenbusch baumelt, dann wird sein Schmunzeln noch stärker, noch bedeutungsvoller.

Der Morigl Andres, der gerade vorbeikommt, weiß, was der Simmerl denkt, und stehenbleibend redet er ihn an: „Guaten Namittag. No, jetzt kommst ja du auch schon bald dran, nit?"

„Ja," sagt der Sepp und wirft sich in die breite Brust. „Jetzt dauert's nimmer lang, Gott sei Dank."

„Alsdann wann steckst denn du eigentlich schon aus?"

„Nächste Wochen, am Montag."

„Bist schon froh, gelt ja?"

„Das wohl. Man braucht ja das Geld, was einkommt, wie ein' Bissen Brot. Die Steuer ist fällig, und ein paar Säu' will man sich doch kaufen für'n Winter, und g'wanden muß man sich auch ..."

„Wieviel Eimer hast im Keller?"

Der Sepp zwickt die Augen ein wenig mißtrauisch zu, kratzt sich hinterm Ohr und sagt dann bedächtig: „Neunzehne halt."

„Nit mehr?" wundert sich der Andres. „No, die bringst leicht an in vierzehn Täg. Die Leut' wissen schon, daß sie bei dir ein' guaten krieg'n."

Der Simmerl Sepp lacht geschmeichelt, daß die blitzblanken Zähne unter seinem dicken Schnauzbart sichtbar werden:

„O mein, das muß sich erst weisen ... Hoffen wir halt das Beste."

„Ich wünsch' dir's, Nachbar, ich schon. B'hüt Gott jetzt."

„B'hüt Gott, Morigl."

Sie schütteln einander die haarigen Hände. Dann geht der Andres pfeifend weiter, der Sepp in seinen Hof hinein.

*

Niederösterreich ist ein weinbautreibendes Land. Ein großer Teil seiner Ebenen und Hügel ist von alters her der Kultur der Rebe geweiht, ein großer Teil seiner Bauern verdient sich mit ihr des Lebens Unterhalt. Vor etlichen hundert Jahren hat der „Niederösterreicher" sogar einmal dem Rheinwein scharfe Konkurrenz gemacht. Heutigestags ist der internationale Geschmack freilich anders, die Ausfuhr darum geringer geworden. Der niederösterreichische Wein wird im Vergleich zu seinen Brüdern vom Rhein und von der Mosel zu sauer, zu herb, zu „resch", sagen die heimischen Kenner, befunden, auch zu wenig haltbar und lagerfähig. Im Lande aber hat er, besonders als „Heuriger", seine begeisterten Verehrer, die seinesgleichen gar nicht gelten lassen wollen.

So einer, seinen Namen wissen wir nicht mehr, hat sogar einmal in Anlehnung an des braven Matthias Claudius berühmtes „Rheinweinlied" eine österreichische Rebenhymne gedichtet, welche die Vorzüge der einzelnen vaterländischen Sorten besingt. Von jenen, die nördlich der Donau wachsen, weiß er freilich nicht viel Lobendes zu sagen. Um so feuriger aber wird er, da er auf die Erzeugnisse des Wiener Weingebirges kommt. „Mild und würzevoll" nennt er die Reben vom Kahlenberg und Nußberg, von Klosterneuburg und Weidling; den Gumpoldskirchner tut er beinahe hoffärtig ab, wenn er meint, er sei „nicht zu verschmähen", ist aber gegen den von Mauer wohl sehr nachsichtig, da er ihn nur „etwas spröde" findet; der Grinzinger ist ihm ein „rechter Ehrenmann" — daß es doch, muß man skeptisch hinzufügen, auch der allemal wäre, der ihn dem gläubigen Volke verzapft —, und dem Brunnerwein verleiht er gar den Titel des „Obervogts von allen diesen Helden".

Den Wein von Perchtoldsdorf, dem ehrwürdigen, malerischen, durch die Türken zerstörten, aber aus Blut und Schutt stattlich wieder emporgeblühten Markte, hat der Sänger merkwürdigerweise vergessen. Und doch steht dieser unter den Säften des Landes nieder der Enns keineswegs an letzter Stelle. Aber freilich, es waltet seit einiger Zeit ein widriges Geschick über ihm. Die Reblaus hat ihm besonders übel mitgespielt. Mißjahre minderten das Erträgnis der neuen amerikanischen Kulturen arg herab. Um halbwegs auf ihre Rechnung zu kommen, mußten die Weinhauer höhere Preise fordern, als die Wiener Wirte, als der Rathauskeller zu zahlen geneigt und imstande waren. So ist der „Petersdorfer", wie er im Volksmunde heißt, mehr denn irgendeine andre Sorte des Wiener Weingebirges, neuestens auf den unmittelbaren Ausschank vom Winzer oder „Hauer" an die durstigen Gäste, auf den Absatz während der Zeit des „Aussteckens", des „Leutgebens" angewiesen. —

Vierzehn Tage im Winter- und ebensoviele im Sommerhalbjahr, vom Montag bis zum übernächsten Sonntag, werden von Gemeinde wegen jedem Hauer zugeteilt, in denen er seinen Eigenbau — nur diesen, wohlgemerkt — im eignen Haus glasweise schenken und „über die Straße" verkaufen darf. Es gab eine Zeit, da sich die Winzer, keck und übermütig werdend, gegen jene gewichtige Vorschrift schwer vergingen, indem sie minderwertige Weine aus allen möglichen Gegenden zusammenkauften, überdies noch wässerten und „pantschten" und um teures Geld als „unverfälschten Eigenbau" verzapften. Friedrich Schlögl, der Wiener Sittenschilderer, hat sich darüber vor dreißig Jahren bissig genug ausgelassen. Eigner Schaden, das allmähliche Verschwinden des besseren Publikums, hat die Hauer heute klüger gemacht; eine strengere Kontrolle, von den amtlichen Organen und freiwillig auch von den eifersüchtigen Gastwirten ausgeübt, sorgt dafür, daß nicht so leicht mehr ein wohlfeiler Ungarwein als edler „Vöslauer", ein saurer „Brünnerstraßler" als Gumpoldskirchner oder Perchtoldsdorfer verkauft werden kann.

Die Sommermonate sind, den Winter weit übertreffend, die Hauptabsatzzeit. Da ist der „Heurige" schon abgeklärter, der Durst gemeiniglich größer und das beschauliche Zechen im Freien angenehmer als in den niedrigen, überheizten Wohnstuben. Im Juli, August und September, da es — theoretisch mindestens — am schönsten und heißesten zu sein pflegt, will jeder „ausstecken". Aber das geht eben nicht, und so muß die hohe Obrigkeit einen Turnus schaffen, dessen Einhaltung von den Hauern streng überwacht wird.

•

Der Simmerl Sepp hat es heuer gut getroffen und wird darum von manchem Standesgenossen, der im kühlen April oder Mai vor leeren Tischen und Bänken trauerte, sehr beneidet.

Der Simmerl Sepp, ein junger Mann mit der Kraft und Ungeschlachtheit eines Bären, aber dem Gemüt eines Lämmchens, hat erst vor ein paar Jahren geheiratet und als Mitgift einen ausgedehnten, doch überständigen und arg vernachlässigten Weingarten erhalten. Sofort ist er mit Freude und Ausdauer darangegangen, ihn zu jäten, zu pflegen, zu veredeln. Seine Mühe ist nicht erfolglos geblieben. Im ersten Jahr war der Ertrag noch sehr gering und nur als „Haustrunk" zu verwenden, im zweiten aber doch schon groß genug, daß der Simmerl ein paar Tage lang ausschenken konnte. Alle, die seinen Wein damals verkosteten, haben ihn recht gelobt und fest versprochen, zur Zeit des nächsten sommerlichen „Aussteckens" wiederzukommen. Und nun ist diese Zeit da, und dem Sepp wird zumute wie einem Schüler vor der entscheidenden Prüfung. Manchmal ist er voll schmunzelnden Frohsinns und Selbstvertrauens, dann wieder überkommt ihn banges Zagen: Werden ihn seine Bekannten zu finden wissen? Werden fremde Gäste sich einstellen? Wird ihnen sein Wein munden? Und, was gar nicht unwichtig ist, wird das Wetter schön bleiben?

Fünfundzwanzig Eimer „Heurigen" — nicht, wie er dem überneugierigen Morigl Andres gesagt hat, neunzehn — liegen im Keller hinterm Hause. Was haben sie ihn für Schweiß und Mühe und Sorge gekostet! Schenkt er sie aus, dann ist er für dies Jahr geborgen, kann seine Schulden zahlen, die längst nötigen Anschaffungen machen und mit frischem Mut der Zukunft entgegensehen. Bleibt auch nur die Hälfte unverkauft, dann wird's wohl ein rechtes Elend . . .

Der große Tag des Simmerl Sepp, der verhängnisvolle Montag, rückt näher und näher. Jetzt ist also nicht mehr Zeit zu grübeln und zu hoffen und zu fürchten, jetzt heißt's an die Arbeit gehen, alles für den Empfang der Kundschaft herrichten.

Der langgestreckte, schmale Hof wird sauber aufgeräumt und gefegt, die niedrigen Mauern, die ihn umgeben, frisch getüncht, die offene Scheune, durch die man aus dem Hof in den Garten tritt, mit grünem Reisig tapeziert, der Garten auch nach Möglichkeit geputzt. Und dann werden die langen glattgescheuerten Bänke und die braungestrichenen schweren Tische, die der Sepp von gefälligen Verwandten und Freunden geborgt und auf dem Schiebkarren heimgeführt hat, in Hof und Schuppen und Garten aufgestellt. Die Frau, die Simmerlin, ist inzwischen vollauf beschäftigt, die staubigen Flaschen und Krüge und Stutzen zu spülen und zu schwenken; auch sie sind nur zum kleinen Teil ihr Eigentum, zum größeren vom Schwiegervater, der Mutter, den Schwägern beigestellt, die, wenn sie selber „ausstecken", auf die gleiche Gefälligkeit rechnen.

Dann wäscht sich der Sepp beim Brunnen die Hände, geht in die Stube und füllt mit schwerer Feder und unter unzähligen Klecksen eine Anzahl vorgedruckter Postkarten aus, mit denen er sich diesem und jenem Gönner anzuzeigen beehrt, daß er in der und der Zeit seinen „echten Eigenbau" ausschenken werde. Dann nimmt er Hut und Feiertagsrock und geht zum Briefkasten und von da zu den verschiedenen Geschäftsleuten, die ihm für sein improvisiertes Wirtshaus Brot und Würste und Sodawasser und Zigarren liefern sollen.

Und so gibt es noch ein Dutzend dringlicher Besorgungen.

Am Montag in aller Frühe aber, während das Weib und der kleine Bub noch schlafen, steht der Sepp leise auf und nimmt den Hammer aus der Werkzeugkiste und begibt sich in den Keller und zapft dort mit feierlich hallenden Schlägen das größte der festverspundeten Fässer an, das noch vom Urgroßvater stammt und nach dem neuen Maße siebenhundert und etliche Liter hält. Und als auch das geschehen ist, holt er aus einem Winkel eine lange Latte hervor und bindet ein Kiefernbüschel daran, das er gestern aus dem Walde geholt hat, und geht wieder zurück durch den Hof und schiebt die geschmückte Stange über den Querbalken des Tores hinaus, an dem er sie mit Klammern und Nägeln befestigt.

Und nun hat er „ausg'steckt".

Nun mag der erste Gast erscheinen.

Aber der kommt vorläufig noch nicht, sondern es kommen zwei rundliche, schnaufende, streng dreinsehende Herren, die Abgeordneten der Gastwirtegenossenschaft, die vom Staate die Verzehrungssteuer für Wein gepachtet hat und sich nun amtlich auch von des Simmerl Sepp Weinvorräten

überzeugt, um danach die Gebühr bemessen zu können.

*

Es ist später Nachmittag. Draußen auf der Gasse brennt mit unverminderter Glut die Sonne herab, als hätte sie sich's vorgenommen, Mensch und Tier bei lebendigem Leibe zu braten. Drinnen im Hof des Simmerlhauses aber, unter den beiden alten Birnbäumen, ist's schattig und kühl. Den Rock über die Banklehne gehängt, die Weste weit geöffnet, sitzt ein behäbiger, glatzköpfiger, rotgesichtiger Bürgersmann an einem Tische und spricht einem knusprigen Gansbügel zu, das er sich, in Papier gewickelt, zur „Jause" mitgebracht hat, und nimmt von Zeit zu Zeit andächtige kleine Schlucke aus dem grünlich schimmernden Glase. Und kauend und schluckend richtet er das Wort an den Simmerl Sepp, der erwartungsvoll bereitsteht:

„Guat is er. Ja, ganz guat. A bisserl resch vielleicht, aber i hab' die Reschen gern. Das is a Zeichen, daß er leicht is, der Heurige, und net pantscht. Naa, naa, Sö brauchen net schwör'n, i waß scho', daß Sö net pritscheln tan. Glaub'n S', sonst wär' i so weit außer g'fahr'n zu Ihnen von Wean? I kenn' meine Leut' ..."

Und ein andrer Gast am Nebentische mischt sich ein:

„Da war i vorgestern bei an Heurigen heraußten — in der Mariazellerstraßen Numero hundertvierazwanzig. Aber was der für a G'wascht ausschenkt, das is schon nimmermehr schön. Der reine Essig, mit Salpetersäure g'mischt. Und für so was trau'n si' die Leut' fufzehn Kreuzer z'verlangen! Es is a wahre Schand'. Aber der Ihnere schmeckt mir, Herr Simmerl, alle Achtung. San Burgunderreben dabei, net? Ja? No so sehg'n S', i versteh' do' ah was von derer Sach'. I bin ja selber vom Land und hab' ah amal a Wirtsg'schäft g'habt. Alsdann geb'n S' m'r halt no' a Viertel."

„Mir ah!"

„Mir ah ans!"

Vor Glückseligkeit strahlend, eilt der Sepp mit den leeren Gläsern davon. Und neue Gäste kommen und nehmen Platz. Das Geschäft läßt sich gut an.

*

Nacht. Durch die Aeste und Zweige des alten, struppigen Bauerngartens rieselt das bleiche Licht des Halbmonds. Die Tische sind so eng aneinander gerückt wie möglich und mit so vielen Bänken und Stühlen umstellt, wie nur Raum finden, und noch immer schleppen der Simmerl, sein Weib und sein Bruder, der zur Aushilfe herbeigeeilt ist, neue Tische, neue Stühle, neue Bänke herbei und können dem Andrang nicht genügen. Gelächter, Geschrei und Gesang erfüllen den Garten. An anderthalb Hundert durstige lustige Menschen scharen sich um den ruhigen gelben Schein der Kerzen, die in gläsernen Glocken auf den Tischen brennen, Männer, Frauen und — leider — auch Kinder. Hier gibt ein Veteran mit schreiender Stimme und eindrucksvollen Gebärden Kriegserlebnisse aus dem Jahre sechsundsechzig zum Besten, obwohl er doch längst merken könnte, daß ihm niemand zuhört; dort ist ein Mann mit seiner Ehehälfte in Streit geraten, die ihm vorwirft, daß sie durch seine Schuld den „letzten Zug" versäumen würden, wogegen er behauptet, daß er noch „tausend Jahr' Zeit" habe; da hat sich ein Häuflein bezechter Jünglinge unter den Armen gefaßt und schwört in unverständlichen Versen sich und dem Vaterland ewige, unverbrüchliche Treue; daneben sucht sich ein älterer Herr vergebens auf die Melodie eines Lannerschen Walzers zu besinnen, unter dessen Klängen er einst, wie er mit schwimmenden Aeuglein erklärt, seine lang verstorbene liebe Frau kennen gelernt hat; eine nicht mehr ganz nüchterne Dame in saloppe Kleidung ist, ohne daß sich jemand an ihrem sonderbaren Tun stieße, eifrig bemüht, mitten auf der klebrigen, feuchten Tischplatte, zwischen vollen, halbvollen und leeren Weingläsern ihren — Säugling trocken zu legen, dessen lautes Wimmern für die Herrlichkeit des Nachtschwärmens beim „Heurigen" so gar kein Verständnis zeigt; zärtliche Liebespaare stehlen sich aus der Menge davon, hinaus auf die einsame, stille, mondbeglänzte Wiese, die sich von den Bäumen des Gartens bis zu den nächtlichen Bergen hinzieht.

Und zu allem dem ertönt unablässig Musik, Musik, Musik ... Eine weiche, schleppende, sirupsüße Musik. Zwei junge Leute mit bleichen, übernächtigen Gesichtern, an einem Tischchen neben dem Eingang sitzend, erzeugen sie mit einem „Blasbalg", wie sie die Ziehharmonika, und einer „Winsel", wie sie die Violine in Wien nennen. Der Harmonikaspieler ist phlegmatisch, verschlafen und wäre offenbar nicht böse, wenn er heimgehen könnte; der Geiger aber hat sein Instrument inbrünstig umklammert und führt den Bogen mit graziösem Schwung und hat verzückt die Augen halb geschlossen und hält sich zweifellos für einen großen, gottbegnadeten Künstler. Und wenn ihm ein Vorübergehender ein Geldstück zuwirft, so dankt er nicht einmal.

Der Simmerl und die Simmerlin und der Simmerl-Bruder sind todmüd vom vielen Weinschleppen und haben noch gar nicht Zeit gefunden, ihr Abendessen einzunehmen.

„Auf Eins geht's schon," sagt der Simmerl zu seinem Weibe. „Und noch allerweil keine Ruh'."

„Ja," seufzt sie. „Ich möcht' längst einmal zum Buben hineinschaun, ob er schlaft, aber ich komm' ja gar nit dazu. Ist das eine Wirtschaft!"

„Schrecklich! Das ganze Haus dreht sie einem um, die b'soffene Metten. Froh wär' ich, meiner Seel' und Gott, wann die ganze G'schicht' schon vorbei sein tät'."

„Und ich erst!"

„Versündigt's euch nit!" warnt der Bruder, der mit einer Tracht Gläser hinzugekommen ist. „Seid's froh, daß ihr's so gut getroffen habt's. Was möchtet's denn sagen, wenn keine Leut' da wären?"

„Ist eh' wahr!" muß ihm der Sepp recht geben. „Das Geld brauchen wir ja. Aber eine Aufgab' ist's schon, eine harte ..."

*

Neun Tage von den vierzehn, einer schöner als der andre, sind um. Und jeder hat der Gäste so viele gebracht, wie sie Garten, Hof und Scheune kaum zu fassen vermochten. Der Simmerl und sein Weib fühlen sich ganz erschöpft, alles tut ihnen weh, Kopf und Augen und Rücken und Füße.



Weinhauer in Niederösterreich. Nach einem Gemälde von Hans Larwin

„Wann's nur schon aus wär'!“ jammern sie einübers andremal.

Das viele Geld, das eingeht, haben sie nicht einmal recht nachgezählt, sondern in eine wohlversteckte Schachtel geworfen, wo es liegen mag, bis man freie Zeit hat. Zwei von drei großen Weinfässern sind beinahe leer.

Die Nachbarn, die im Anfang dem jungen, tüchtigen Hauer sein Glück nicht mißgönnten, werden immer neidischer.

„Wie's bei dem Simmerl zugeht,“ sagen sie, „das ist rein narrisch. Gar so gut wird doch sein Wein nit sein. Der unsre war auch nit schlecht. Aber so was ...“

Der zehnte Tag hat einen Zulauf gebracht wie keiner vorher. Das Gras des Gartens ist zerstampft wie von einer wildgewordenen Rinderherde, der Boden mit Zigarrenresten, Papieren, Speiseabfällen hoch bedeckt. Zwei Fässer sind geleert, das dritte, letzte und kleinste angezapft. Am elften Abend streift der Sepp beim Einschenken hart an die Dauben und vernimmt einen dröhnenden, hohlen Ton.

„Weib,“ ruft er, „komm einmal geschwind her! Das dritte singt auch schon. Hörst?“

Ja, sie hört es:

„Jetzt haben wir keinen Wein mehr!“

Nach einer Stunde kann es auch den Gästen nicht länger geheim bleiben:

„Keinen Wein haben sie mehr!“

Da brechen sie kopfschüttelnd auf und mancher erklärt halb lachend, halb zornig, jetzt hätte er gerade den schönsten Durst gehabt, und das sei eine Niederträchtigkeit, den Menschen erst zum Trinken zu reizen und ihm dann nichts einzuschenken.

Und neue Gäste kommen noch herein und vernehmen die betrübliche Kunde und wollen sie gar nicht glauben, müssen sich aber doch entschließen, ohne Labung umzukehren ...

„No alsdann, jetzt hast es überstanden,“ sagt zum Simmerl sein Bruder. „Bist froh?“

Der Sepp gibt keine Antwort. In einer Weile aber, als er die Stange mit dem Reisigbund einzieht, brummt er bei sich:

„Das Doppelte, wann ich gehabt hätt', hätt' ich's auch ausgeschenkt. Aber nein, jetzt, wo das Geschäft am besten ging', sind die Fasseln leer. Da ist ein schöner Verdienst beim Teuxel! Schad' drum ... Ewig schad' ...“

•

Draußen auf den welligen Hügeln, den weiten Rebengeländen des Weingebirges, die von fernher die dunstverschleierte schlanke Spitze des Stephansturmes grüßt, liegen die letzten warmen Strahlen der scheidenden Abendsonne. Die großen, saftigen Blätter glänzen, die Ranken schaukeln leise, die Beeren im heimlichen Dunkel schwellen, die Trauben reifen heran — ein Segen dem, der sie weise zu genießen versteht, für jeden ein Fluch, der sie töricht mißbraucht. Und der stahlblaue, gelblich umsäumte Heimatshimmel spannt sich heiter und gütig darüber aus. Kann er's auch niemals recht machen, der Himmel, so läßt er sich doch nicht irre machen.

Begräbnisstätte in Smyrna

Von

C. Eysell-Kilburger

Von weitem kündet sich dem Fuß der Pfad:
Ein starrer Wald von dunkelen Zypressen,
Ein Meer von weißen Inseln, ungemessen,
Und eine graue Mauer öd und grad.

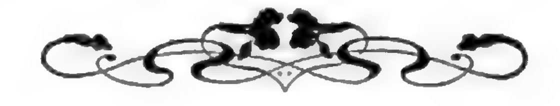
Ein dunkelblauer Himmel spannt sich weit —
Wie traumhaft ist's, daß wir zusammen schreiten
In diesen langgedehnten Gräberbreiten,
Den müden Söhnen Mohammeds geweiht!

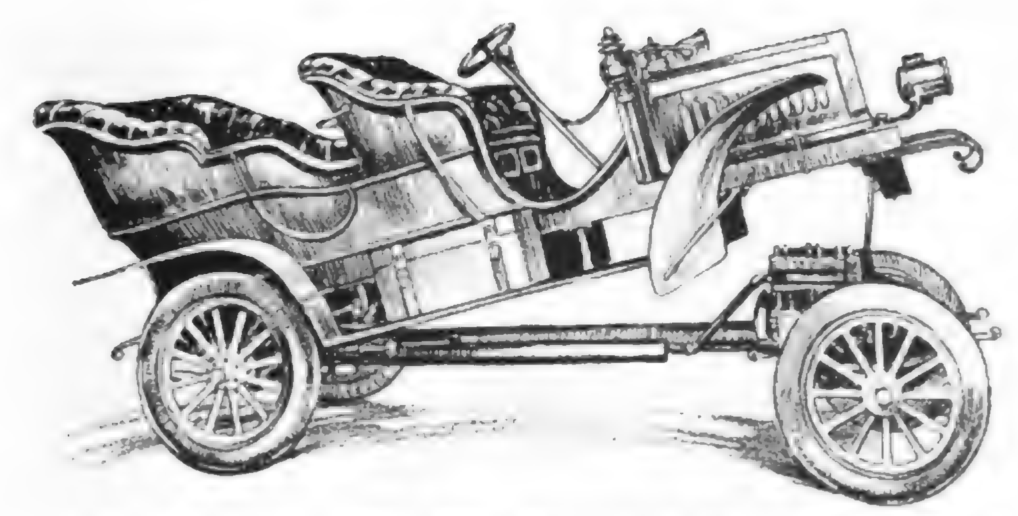
Kein Hügel wölbt sich — flach gedehnt das Land,
Und flach und schmal die weißen Marmorplatten
All dieser Schläfer, dieser lebenssatten,
Bedeckt vom sonnenwarmen gelben Sand.

Und ausgemeißelt mancher Koranspruch.
Der rote Fes krönt hier den Stein, den bleichen,
Der grüne Turban dort, das Ehrenzeichen
Des Pilgers, den sein Fuß gen Mekka trug.

Verstehend findet sich die Hand zur Hand:
Wir sind! Wir atmen! Unser ist das Leben!
Ein staunend Wunder jedes Pulses Beben,
Noch wandeln wir im goldnen Sonnenland!

Du Weg, den meine Sehnsucht mußte ziehn,
Mein Mekka, das die Seele nun gefunden
Nach langer Pilgerschaft — das Haupt umwunden
Trag' ich aufs neu mit junger Hoffnung Grün!





Wagen mit abgehobenem Kasten, deutlich die Zweiteilung des Automobils zeigend

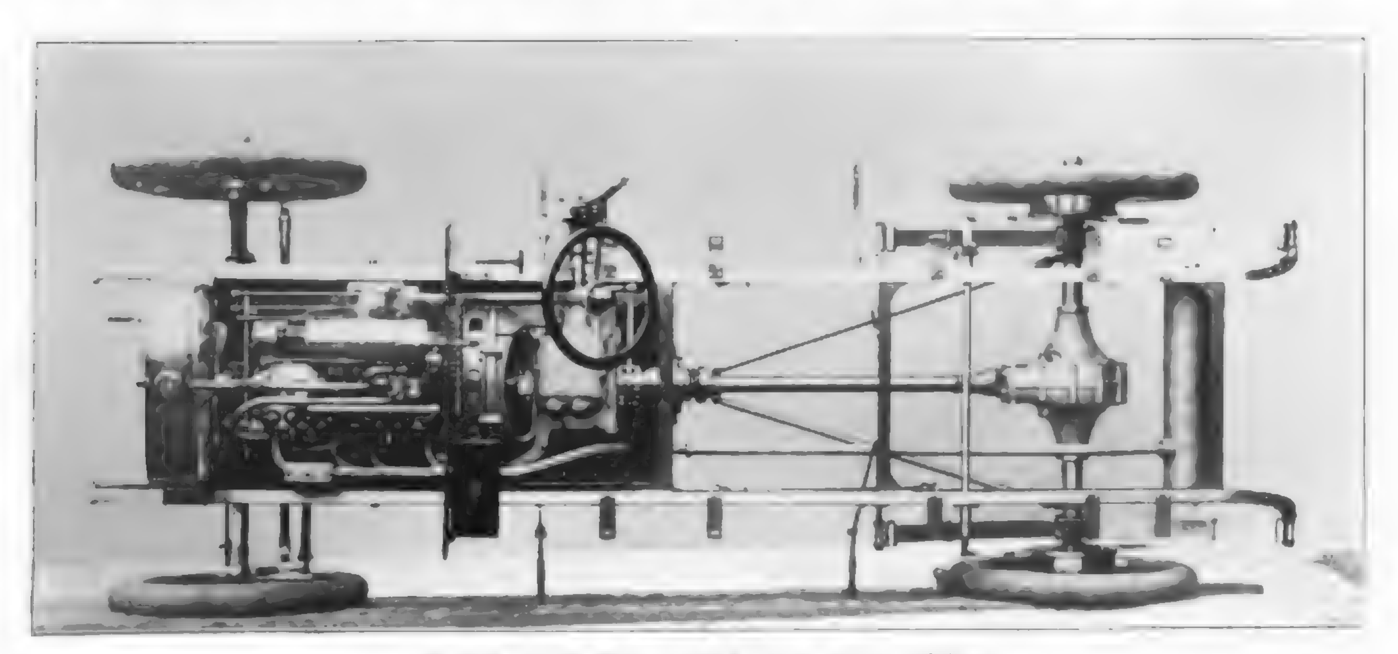
Das Automobil in seinen wesentlichen Teilen

Von

E. T. Wick

(Hierzu neun Abbildungen nach photographischen Aufnahmen und Zeichnungen)

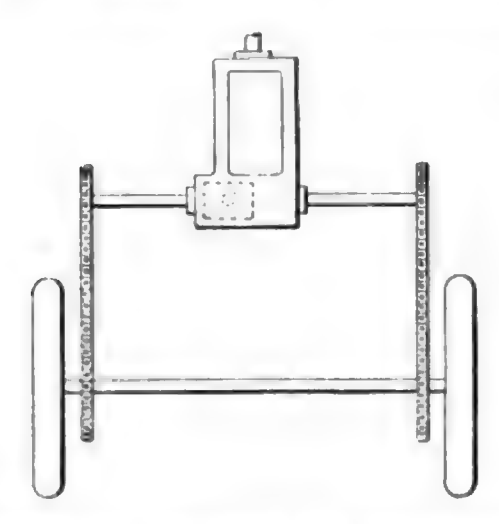
Die meisten großen Erfindungen sind, ehe der grübelnde Verstand sie geschaffen, schon Jahrhunderte, Jahrtausende vorher in der Phantasie der Menschheit aufgetaucht und dort lebendig geblieben. Auf den ersten Blick möchte eine solche Phantasieerfindung als ein recht müßiges Ding erscheinen, allein sobald wir näher zusehen, ist doch die phantastische Form der Anlaß der späteren Verwirklichung gewesen, indem sie die Erfinder zu der Erfindung angeregt hat, nachdem die Technik in ihrem Fortschritte die Mittel für die Verwirklichung geschaffen hatte. So auch der selbstfahrende Wagen. Er hat in den Märchen und Sagen der Völker eine große Rolle gespielt, und die Menschen von einst haben sich an dem Gedanken erfreut, in einem Wagen zu fahren, der nicht von Tieren gezogen werden muß, sondern aus eigner Kraft läuft. Als nun die Dampfmaschine im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts ihre brauchbare Form erhalten hatte, gewann die alte, langgehegte Idee ihre zeugende Kraft und führte die Techniker zu dem Vorhaben, einen Wagen mit einer Dampf-



Gestell eines Automobils, von oben gesehen

(Vorn links der Motor; dahinter die Kuppelung und das Wechselgetriebe im flachen Kasten. Von hier aus geht die Cardanwelle an die Hinterradachse, deren Verdickung in der Mitte das Kegelradgetriebe und Differential enthält)

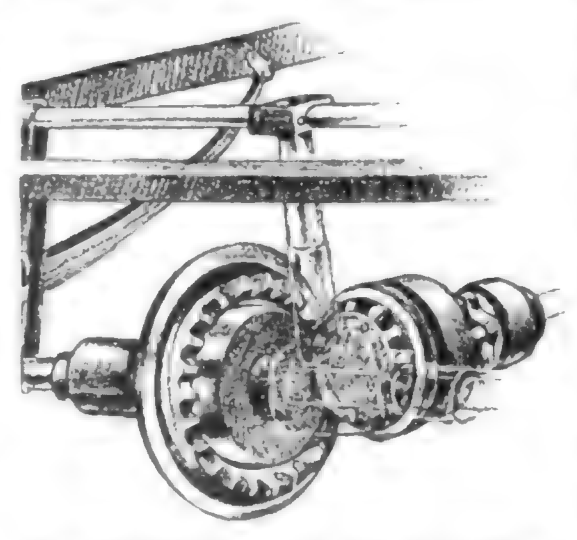
maschine zu betreiben. Man dachte damals zuerst an den Wagen, der sich auf der Straße bewegt, und kam erst im weiteren auf die Zuhilfenahme des Schienenweges. Ganz natürlich; denn der Schienenweg, der uns heute so selbstverständlich erscheint, war damals noch keineswegs ein allgemeiner und gesicherter Besitz der Technik, so daß es einer gewissen geistigen Arbeit bedurfte, Dampfwagen und Schienenweg miteinander zu verbinden. Während nun der Dampfschienenwagen sehr rasch Verwirklichung, Bedeutung und Vervollkommnung empfing, konnte der ältere Bruder, der Dampfstraßenwagen, nicht die notwendige Brauchbarkeit gewinnen. An Versuchen hat es keineswegs gefehlt, und vom Ende des achtzehnten bis Ende des neunzehnten



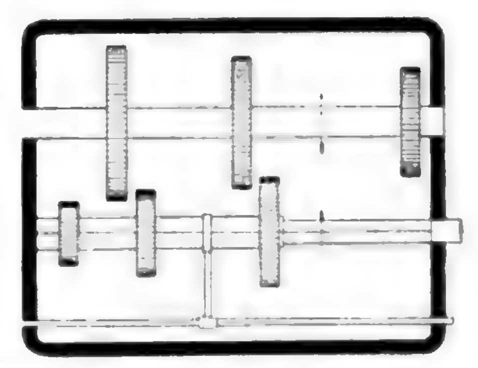
Schematische Darstellung des Kettenantriebes

Jahrhunderts sind immer und immer wieder Anstrengungen gemacht worden, einen brauchbaren Dampfmotorwagen für die Straße zu schaffen.

Der Grund, warum alle diese Versuche zu keinem Erfolge geführt haben, ist heute leicht zu erkennen. Die Dampfmaschine und der mit Kohlen beheizte Kessel waren für den Betrieb eines Wagens viel zu ungefüge, zu schwer, zu gefährlich und wegen Rauch und Ruß auch für die Fahrgäste zu unangenehm, als daß solche Wagen Beifall hätten finden können. Heute, wo wir die Dampfmaschinentechnik durch die Verfeinerung der Konstruktion, durch die Verwendung erheblich widerstandsfähigerer Materialien gewaltig verbessert haben und wo wir statt der Kohle die flüssigen Brennstoffe verwenden können, so daß wir Dampfmaschinen zu bauen vermögen, die an Gewicht und Rauminanspruchnahme einen Bruchteil der älteren von gleicher Leistung erfordern, heute können wir auch Wagen mit Dampfmaschinen betreiben, die im Aeußeren und in der Leistung unsern



Kegelradgetriebe, durch das eine drehende Bewegung im Winkel umgelenkt wird



Schematische Darstellung des Wechselgetriebes

modernen Automobilen gleichkommen. Wenn nichtsdestoweniger die Dampfmaschine nur einen sehr bescheidenen Platz im Automobilismus hat erobern können, so liegt dies daran, daß sie in der gedachten Verwendung vom Benzinmotor übertroffen wird. Und darum hat dieser die Herrschaft im Automobilismus erlangt.

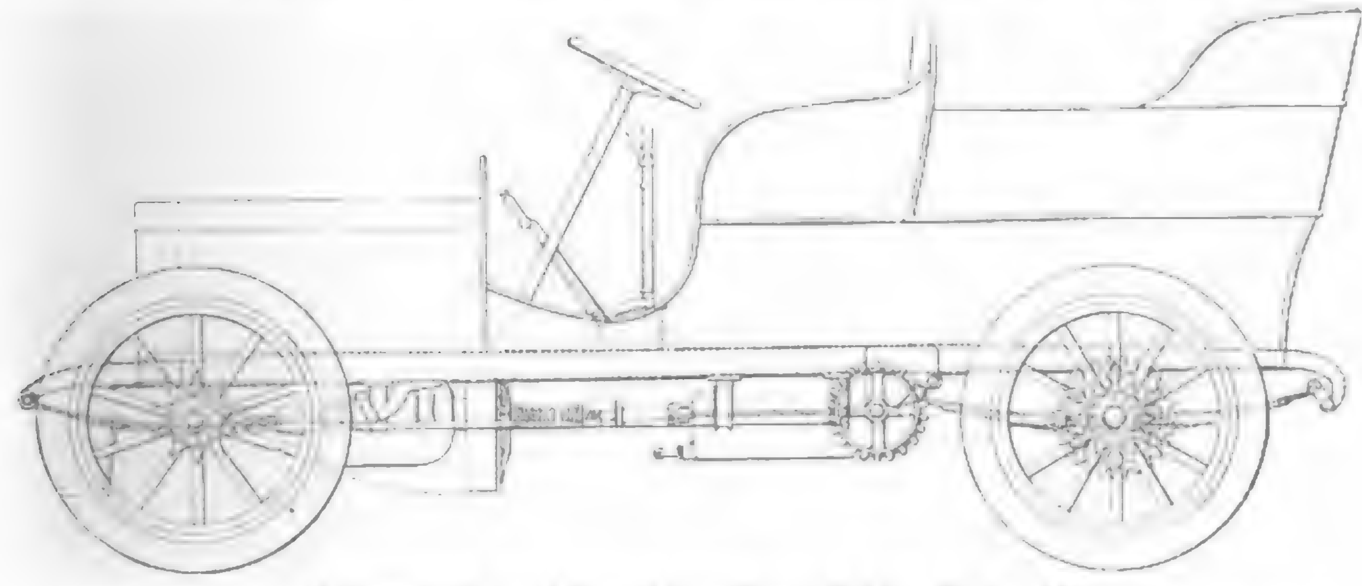
Der Benzinmotor ist der Sohn des Gasmotors, der nach einer längeren Vorgeschichte von dem Franzosen Lenoir eine erste verwendbare und dann von dem Deutschen Otto seine heutige vollkommene Form erhalten hat. Dieser Motor unterscheidet sich in einigen wesentlichen Punkten von der Dampfmaschine, und dies wollen wir an einem allbekannten Instrumente, an der Spritze, erläutern. Die Spritze ist ein Rohr, technisch Zylinder genannt, in dem ein anschließender Pfropfen, technisch der Kolben, an einer Stange, der Schubstange, hin und her geschoben werden kann. Blasen wir nun mit der erforderlichen Lungenkraft in das Spritzende, so bewegt sich der Kolben nach dem andern Ende. Wäre hier ein Röhrchen eingesetzt und die Schubstange mit guter Abdichtung im Deckel nach außen geführt, so könnten wir den Kolben durch das Röhrchen nach dem Spritzende zurückblasen. So macht es die Dampfmaschine. Der aus dem Kessel unter starkem Druck herankommende Dampf drückt den Kolben nach dem einen Ende, um dann an diesem eingeleitet zu werden und den Kolben zurückzuschieben. Dann tritt er wieder an dem ersteren Ende ein, und indem das Spiel so weitergeht, schiebt er den Kolben und mit ihm die Schubstange hin und her. Am Ende der Schubstange sitzt mit einem Gelenke eine zweite Stange, die auf die Kurbel des Schwungrades wirkt und, wie die drehende Hand den Schleifstein, das Schwungrad umlaufen macht. Damit ist die geradlinige Bewegung des Kolbens in die drehende der Schwungradwelle verwandelt.

Der Zylinder des Gasmotors erhält nun keinen Druck von außen zugeführt; der Vorgang ist hier ein andrer. Denken wir uns

unsre Spritze am Spritzende mit einer Gasleitung verbunden, jedoch derart, daß mit dem Gas durch eine Nebenöffnung auch Luft angesaugt werden kann. Wir ziehen nun die Schubstange halb heraus und der Zylinder füllt sich mit einem Gemisch von Gas und Luft. Wir wissen aus manchen beklagenswerten Unfällen, daß ein solches Gemisch explosiv ist und, entzündet, eine starke treibende Kraft entwickelt. Wenn wir nun das Gasgemisch in dem Zylinder durch einen elektrischen Funken entzünden, so wird der Kolben mit großer Gewalt gegen das andre Ende geschleudert. Durch seine Verbindung mit dem Schwungrade bringt er dieses in Bewegung, und diese Bewegung wirkt fort, so daß der Kolben zum Spritzende zurückgeschoben wird, wobei er die verbrannten Gase durch einen eigens geöffneten Auslaß ausstoßen soll, und dann wieder im neuen Hingang vom Spritzende zurückweicht, wobei er in eben geschilderter Weise explosives Gemisch ansaugt. So geht das Spiel weiter und der Kolben gibt für den vierten Teil eines Hinundherganges Kraft an das Schwungrad.

Aus technischen Gründen ist dieses ältere Verfahren mangelhaft, und Otto verbesserte es in seiner Viertaktmaschine, deren Vorgänge wir ganz kurz schildern wollen. Der Kolben saugt für einen ganzen Hingang explosives Gemisch an. Bei dem ihm vom Schwungrad aufgezwungenen darauffolgenden Rückgang preßt er das Gasgemisch zusammen. Ist er am oberen Ende angelangt, so entzündet der Funke das komprimierte explosive Gasgemisch und der Kolben wird nach dem andern Ende geschleudert, gibt also für diesen zweiten Hingang Kraft an das Schwungrad. Nunmehr muß er, von der Kraft des Schwungrads getrieben, zurück, und hierbei stößt er das verbrannte Gas aus, um jetzt beim dritten Hingang neues Gasgemisch anzusaugen; dieser dritte Hingang ist also gleich dem ersten, und so erneuert sich der Vorgang, den wir eben geschildert haben. Die vier Gänge mit ihren vier Tätigkeiten heißt man Takte, die also die folgenden sind: Ansaugung, Kompression, Explosion, Ausstoßung. Drei davon, der erste, zweite und vierte, müssen aus der Kraft des Schwungrades bestritten werden, das seinerseits im dritten Takte den erforderlichen Antrieb sowohl für die drei andern Takte als auch für die nach außen abgegebene Leistung des Motors erhält.

Mit dieser Maschine würden wir aber noch keinen Wagen betreiben können, wenn wir auf das Gas angewiesen wären. Denn auf der Fahrt können wir nicht an eine Gasleitung angeschlossen bleiben und einen Gasbehälter mitzunehmen wäre zwecklos, weil ein solcher bei zulässiger Größe und Schwere nicht die genügende Menge Gas für eine längere Fahrt fassen kann. Da bietet sich nun das Benzin an, das sozusagen Gas in flüssiger Form ist.



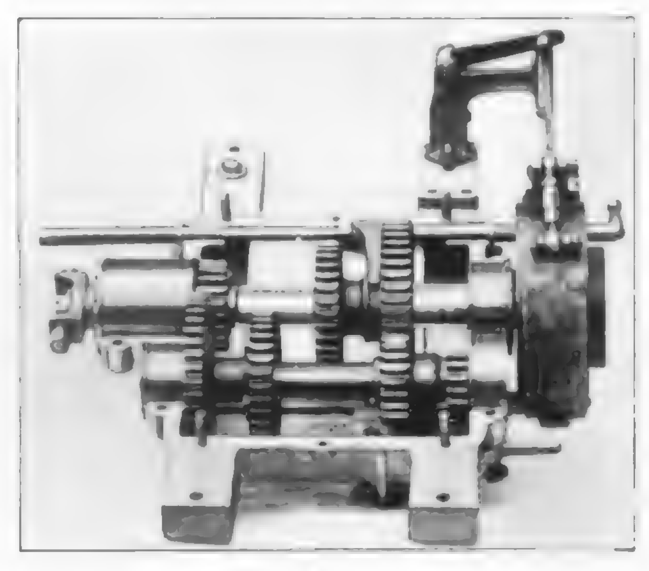
Kettenantrieb der beiden Hinterräder auf fester Hinterachse

(Von dem unter dem Spritzbrett hervorragenden Schwungrade führt eine Welle nach dem Getriebekasten, aus dem die Zwischenwelle mit den kleinen Kettenrädern hervorragt. Jedes Hinterrad trägt ein größeres Kettenrad. Die zugehörigen Ketten sind fortgelassen)

Das Benzin ist eine Verbindung von Kohle und Wasserstoff und findet sich reichlich im Rohpetroleum, das selber ein Gemisch von vielen verschiedenen Kohlenwasserstoffen ist. Dieses Rohpetroleum muß nun durch Destillation von solchen Kohlenwasserstoffen befreit werden, die entweder zu flüchtig oder zu wenig flüchtig sind. Die ersteren machen es nämlich explosiv, was man sehr bald in den ersten Jahren der Petroleumbeleuchtung durch die Explosion mancher Lampen erfahren hat. Zu den flüchtigeren Bestandteilen des Rohpetroleums gehört nun auch das Benzin, das sich schon in der Berührung mit Luft bei gewöhnlicher Temperatur verflüchtigt. Ein solches Gemisch von Luft und Benzindampf verhält sich nun ganz ähnlich wie ein Gemisch von Luft und Leuchtgas, das auch ein Kohlenwasserstoff ist. Benzinierte Luft ist bei richtigem Mischungsverhältnis nämlich ebenfalls explosiv, und auf diese Eigenschaft gründet sich der Benzinmotor, der ein Gasmotor ist, nur daß er statt mit Gas mit Benzindampf betrieben wird.

Wir wollen annehmen, der Zylinder unsers

Gasmotors sei statt mit der Gasleitung mit einem geschlossenen flachen Kasten verbunden, dessen Boden mit einer Schicht Benzin bedeckt ist. Gegenüber der Stelle, wo das Ansaugerohr des Zylinders in den Kasten mündet, ist ein Loch angebracht, durch das Luft in den Kasten treten kann. Das Spiel geht nun wie vorhin. Der Kolben saugt an; dabei wird Luft aus dem Benzinkasten angesaugt und durch das Luftloch tritt Luft in den Kasten, die also über die Benzinschicht hinstreicht. In dieser Berührung der Luft mit dem Benzin verdampft die oberste Schicht des letzteren und benziniert also die im Kasten befindliche, vom Zylinder angesaugte Luft; der Zylinder füllt sich demnach mit explosivem Gasgemisch. Das Weitere haben wir schon dargestellt, denn nun vollziehen sich die Vorgänge wie beim Gasmotor. Wir haben nur noch anzufügen, daß Ventile vorhanden sind, die beim ersten Takt den Zylinder mit der Luftzuführung in Verbindung setzen, beim zweiten (Kompression) und dem dritten (Explosion) verschlossen halten und beim vierten (Auspuff) den verbrannten Gasen einen Ausweg gewähren. Wir wollen auch weiter bemerken, daß die Vorrichtung, die heute für die Benzinierung der Luft benutzt wird, der Vergaser, etwas anders eingerichtet ist als der hier geschilderte Oberflächenvergaser, der aber geraume Zeit Anwendung gefunden hat.



Wechselgetriebe

(Die obere Welle besteht aus zwei unabhängigen Teilen, die dicht vor dem linksstehenden Zahnrad getrennt sind. Das rechtsstehende Zahnrad der oberen Welle treibt das darunter liegende, dieses die untere Welle, letztere wiederum das linke untere Zahnrad, das seinerseits das linke obere und dadurch die Cárdanwelle in Bewegung setzt. Durch Verschiebung können die beiden mittleren Räder in Eingriff gebracht werden [Verminderung der Geschwindigkeit]. Bei einer dritten Schaltung werden die unteren Zahnräder ausgeschaltet und die beiden Teile der oberen Welle gekuppelt)

Für die Entzündung dient, wie gesagt, der elektrische Funke. Denken wir uns oben im Zylinder zwei isolierte Leitungen eingeführt, deren Enden von der Isolierung entblößt sind und sich mit einem Abstande von 1 bis 2 Millimetern gegenüberstehen. Diese beiden Leitungen sind mit einem sogenannten Induktionsapparat verbunden, der bei Anschaltung an eine elektrische Batterie in der genannten Unterbrechungsstelle einen Funken erzeugt. Durch einen Einschalter, der mit der Motorradwelle verbunden ist, wird der Induktionsapparat in dem Augenblick mit der Batterie verbunden, in dem am Ende des zweiten Taktes der Kolben seinen höchsten Stand erreicht hat. Nun entzündet der elektrische Funke das komprimierte Gas und es erfolgt die Explosion.

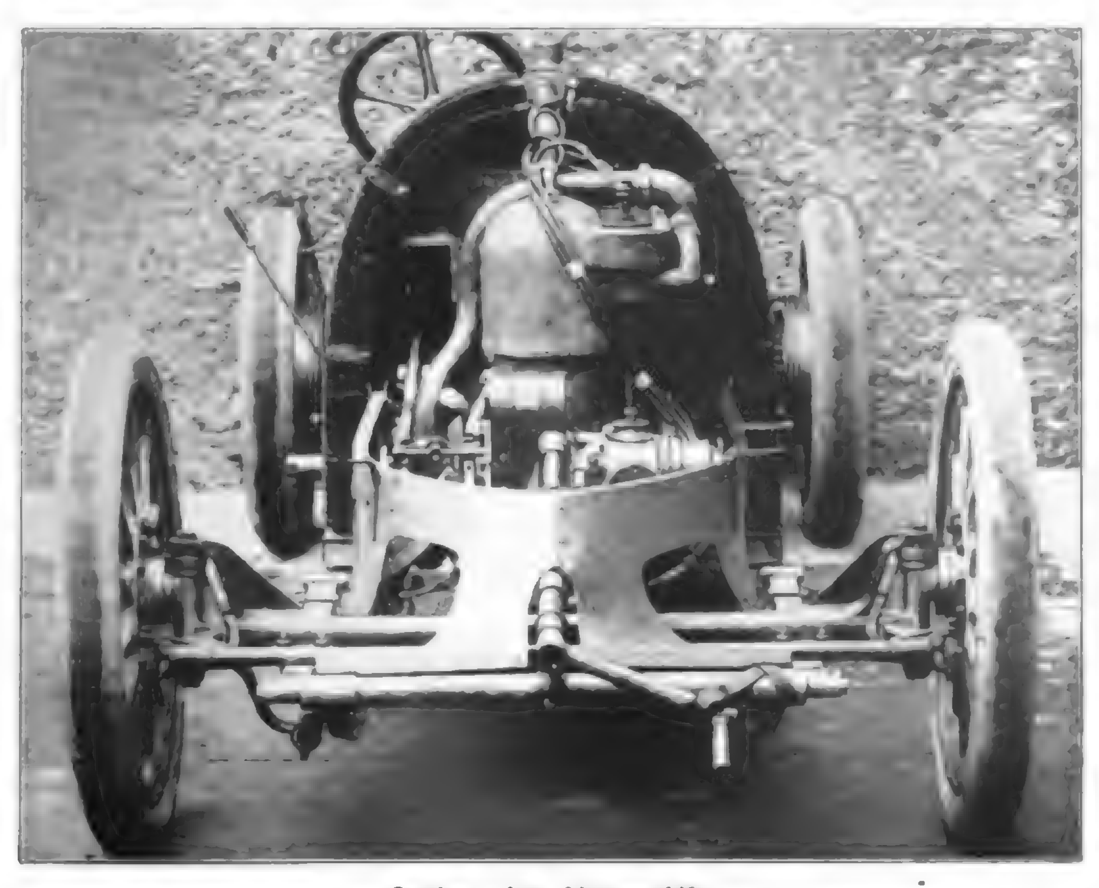
Das im Zylinder explodierende Gas erhält bei seiner Verbrennung eine sehr hohe Temperatur und würde den Zylinder rasch bis zu einem vernichtenden Grade erhitzen, wenn nicht für Abkühlung Sorge getragen wäre. Bei den Automobilmotoren ist deswegen der Zylinder mit einer zweiten Wand umgeben, die von der Zylinderwand um ein Stück absteht und also einen Hohlraum freiläßt. Dieser ist mit Wasser angefüllt, das den Zylinder angemessen



Gestell eines Automobils, von der Seite gesehen

kühl hält. Allein bei der starken Wärmeentwicklung müßte sich das Wasser bald auf den Siedepunkt erhitzen und verdampfen, wenn nicht auch beim Wasser für stete Abkühlung gesorgt wäre. Zu diesem Zwecke ist eine Pumpe vorgesehen, die das Wasser aus dem Kühlmantel des Zylinders in den sogenannten Kühler pumpt und von dort, nachdem es sich abgekühlt, nach dem Zylinder zurückdrückt. Es ist hierdurch dafür gesorgt, daß dem Zylinder andauernd kühles Wasser zugeführt und das erhitzte Wasser zum Kühler geleitet wird, so daß also das Kühlwasser beständig durch den Kühlmantel und den Kühler kreist. Den Kühler können wir uns als eine Anzahl dünnwandiger Röhrchen vorstellen, die wie Orgelpfeifen nebeneinander gestellt sind. Sie sind oben und unten je durch einen Kasten verbunden, und das heiße Wasser wird vom Zylinder in den oberen Kasten gedrückt. Von hier läuft es dann durch die senkrechten Röhrchen zum unteren Kasten und wird von dort aus nach dem Zylinder zurückgeführt. Das Orgelpfeifensystem steht vorn am Wagen, es wird also bei der Fahrt von der Luft getroffen, die an den Röhrchen vorbeistreicht und ihnen die Wärme des durchfließenden heißen Wassers abnimmt. Zur Verstärkung des Luftzuges ist meistens noch hinter der Reihe der Röhrchen ein Ventilator angebracht, der von der Motorwelle aus betrieben wird und die Luft ansaugt. Ueber den Motor ist dann noch ein Dach gelegt, Haube genannt, deren Vorderwand der Kühler und deren Rückwand das sogenannte Spritzbrett bildet, das den Führersitz nach vorn abschließt.

Soweit nun vom Motor, der, wie wir sehen, schon ein recht vielgliedriges Organ ist; und dabei haben wir nur auf die wichtigsten Teile eingehen können. Man mag daraus entnehmen, daß das Automobil eine sehr verwickelte Maschine ist, und wir wollen hier anfügen, daß ein großes Automobil nicht weniger als 8000 Einzelteile zählt, die alle hergestellt und zusammengefügt sein wollen.



Lenkung des Automobils

(Wir sehen die Vorderradachse vor uns, die sich rechts und links in eine Gabel teilt. In dieser drehen sich kurze senkrechte Bolzen, an denen horizontale Zapfen befestigt sind; auf diesen letzteren laufen die Vorderräder. Jeder Bolzen trägt noch weiter einen Gelenkansatz, und diese beiden Ansätze sind mit Gelenken durch eine Stange verbunden. Die Lenkwelle wirkt auf diese Stange und schiebt die Ansätze gleichzeitig nach rechts oder links, wodurch die Räder verstellt werden)

Betrachten wir nun den Aufbau des Wagens. Er besteht aus einem viereckigen horizontalen Stahlrahmen, der unter Zwischenschaltung starker Wagenfedern auf der Vorderrad- und Hinterradachse ruht. Wie unser Draufsichtbild erkennen läßt, ist der Motor nun derart auf den vorderen Teil des Wagens gesetzt, daß seine Welle in der Längsrichtung des Wagens steht. Die Achse, um die sich die Räder drehen, steht aber quer zu dieser Längsrichtung. Folglich muß die Drehbewegung des Motors im rechten Winkel umgeleitet werden. Eine solche Verwandlung der Drehrichtung bietet keine Schwierigkeit und wird durch ein Kegelradgetriebe vermittelt. Unter Einschaltung eines solchen Getriebes können wir nun die Motorwelle unmittelbar auf die Hinterradachse wirken lassen, die in Lagern

läuft und auf der die Räder befestigt sind, also auf diese Weise vom Motor angetrieben werden.

Da die Hinterradachse nicht fest mit dem Rahmen und mit dem Motor, sondern durch Federn verbunden ist, bewegt sie sich beim Fahren gegen den Rahmen. Eine starre Verbindung der Motorwelle mit der Achse ist also untunlich, weil sie bei der Fahrt die Federung aufheben oder selber brechen würde. Man verbindet deswegen Motor und Achse durch eine Welle, die mit dem Motor durch ein Gelenk verbunden ist und deshalb der Hinterachse ihre Beweglichkeit bewahrt. Dieses besonders geformte Gelenk ist von dem Philosophen, Mathematiker, Arzt und Okkultisten Cardano, der im sechzehnten Jahrhundert gelebt hat, erfunden und nach ihm benannt worden. Wir nennen deswegen diese Uebertragung ein Cardangetriebe und die Gelenkwelle, die Motor und Achse verbindet, eine Cardanwelle oder kurz Cardan. Diese einfache und heute häufigste Uebertragungsart ist nicht die einzige und auch nicht die erste. Im Beginn wendete man nämlich den Riemen und dann die Gelenkkette an. Bei dieser liegt zwischen Motor und Hinterradachse, am Rahmen drehbar befestigt, eine Querwelle, die zu der Hinterradachse parallel ist und durch ein Kegelgetriebe von der Motorwelle angetrieben wird. Entweder ist hier nun die Hinterradachse wie vorhin drehbar gelagert und mit den Rädern fest verbunden oder sie ist unbeweglich, und die Räder laufen auf ihren Endzapfen. Im ersteren Falle werden wir die Hinterradachse durch eine Riemen- oder heute so ziemlich ausschließlich durch eine Kettenübertragung von der Zwischenwelle aus antreiben. Im zweiten Falle erhält die Zwischenwelle an jedem ihrer beiden Enden ein Kettenzahnrad aufgesteckt und ebenso jedes Rad eine solche Scheibe oder ein solches Zahnrad. Nun wird das rechte Rad mit dem rechten Zahnrade der Zwischenwelle verbunden und ebenso das linke mit dem linken, so daß wir also hier zwei Ketten haben. Die Gelenkkette mit ihren Zahnrädern wird der Leser vom Fahrrad her kennen; selbstverständlich sind diese Teile beim Automobil entsprechend stärker gehalten.

Wenn das Automobil eine Kurve durchfährt, so muß das Außenrad rascher laufen als das Rad auf der Innenseite der Kurve. Wären nun die Räder durch die laufende Achse oder bei der festen Achse durch ihren Zusammenhang mit der Zwischenwelle in ihrer Bewegung aneinander gebunden, so daß sie stets die gleiche Zahl Umläufe machen müßten, so würde in der Kurve das eine Rad schneller oder langsamer laufen, als es seiner Fortbewegung über den Weg entspricht. Es würde also schleifen, und dies bekäme den Gummireifen außerordentlich schlecht. Die Gummireifen sind aber teure Stücke, und man wird sie nicht mit einer solchen Rücksichtslosigkeit behandeln. Es ist deswegen in die laufende Achse oder bei der festen Achse in die Zwischenwelle ein Mechanismus eingeschaltet, das Differential, das die Räder in ihrer Drehung umeinander unabhängig macht, so daß sie sich so bewegen können, wie es ihrem Laufe über den Weg entspricht.

Der Betrieb des Automobils macht es erforderlich, daß man jederzeit den Antrieb der Räder durch den Motor unterbrechen kann, ohne darum den Motor abstellen zu müssen. Im Gewühl der Straßen kommt es oft vor, daß man die Fahrt zu verlangsamen oder den Wagen zu stoppen hat. Wollte man hierfür den Motor abstellen, so müßte man ihn jedesmal nachher wieder andrehen, was immer eine lästige Arbeit ist. Das ist aber auch nicht nötig, denn es ist eine Vorrichtung vorgesehen, durch die man die Motorwelle von der Uebertragung abschalten und so also die Kraftzufuhr zu den Rädern unterbrechen kann. Dazu dient die Kuppelung, die vom Führer durch einen Tritt auf einen Fußhebel betätigt wird, wodurch die beiden Wellen, die treibende und die getriebene, voneinander getrennt werden, und sich nach Aufhebung der Pedalwirkung von selber einrückt, das heißt die Verbindung der beiden Wellen wiederherstellt.

Der Benzinmotor hat den Mangel, daß er kein „elastischer" Motor ist. Man kann seine Umlaufszahl nicht unter Erhaltung seiner vollen Leistung beliebig verändern. Wenn man nun zum Beispiel einen Berg hinauffahren will, so ist erforderlich, daß der Motor eine große Leistung und eine kleine Umdrehungszahl entwickelt. Denn eine solche Bergfahrt verlangt einen viel größeren Kraftaufwand als die Fahrt in der Ebene, und dies sucht man dadurch zu erreichen, daß man bei gleicher Motorleistung den Gang des Wagens verlangsamt. Damit der Motor aber seine Leistung behält, muß er auch bei seiner hohen Umlaufszahl bleiben, und somit stimmen diese und die verminderte Umlaufszahl der Räder nicht mehr zusammen. Hier hilft nun das Wechselgetriebe, das es ermöglicht, die unverändert hohe Umlaufszahl des Motors in eine verminderte der Räder zu übersetzen. Das Prinzip dieses Wechselgetriebes ist ein sehr einfaches. Die Motorwelle wirkt nämlich nach dem Gesagten zunächst auf die mit der Kuppelung verbundene Welle, diese aber nicht ohne weiteres auf die Welle des erwähnten Kegelradgetriebes, sondern unter Zwischenschaltung von Zahnrädern. Denken wir uns auf die erstere Welle ein Zahnrad mit zehn Zähnen gesetzt, auf die zweite ein solches von vierzig Zähnen und diese beiden Räder ineinander greifend. Der Erfolg ist, daß die Umdrehungszahl der Motorwelle bei der Kegelradwelle auf ein Viertel vermindert wird. Nun sind mehrere solcher Räderpaare vorgesehen, die durch einen Hebelmechanismus miteinander vertauscht werden können. Bei dem zweiten Paare soll das Verhältnis der Zahlen der Zähne 20:30 sein; dann wird die Umlaufszahl nur auf das anderhalbfache vermindert. Beim dritten Paare seien sie gleich, so daß also keine Verminderung eintritt. Beim vierten soll das Verhältnis wie 40:20 sein; hier wird demnach die Umlaufszahl nicht vermindert, sondern erhöht, und zwar auf das Doppelte. Mit Hilfe dieses Wechselgetriebes kann also bei gleichbleibender Geschwindigkeit und Leistung des Motors die Geschwindigkeit der Räder in vier Stufen verändert werden. Eine fünfte Zahnradverbindung gestattet dann noch, daß die Bewegung des Motors, der seine Drehrichtung nicht ändern kann, im entgegengesetzten Sinne auf die Räder übertragen wird, also der Wagen nach rückwärts fährt.

Nun haben wir noch die Lenkung des Wagens zu besprechen. Man beachte, daß das Automobil nicht von einem vorgespannten Motor gezogen,

sondern von den angetriebenen Hinterrädern geschoben wird. Um nun unsre Fahrrichtung zu ändern, müssen wir die Vorderräder in die neue Richtung lenken, damit sie in diese laufen, das Vorderteil des Wagens herumziehen und somit den ganzen Wagen in die neue Richtung schwenken. Anfangs hatte man dies derart eingerichtet, daß die Vorderachse mit ihren Rädern einen kleinen zweirädrigen Wagen bildete, mit dem der andre Teil des Wagens drehbar verbunden war. Vom Führersitz aus konnte man nun den Vorderwagen nach rechts und links drehen, worauf er in die neue Richtung lief und den Hinterwagen in diese hineinzog.*) Jetzt macht man es aber anders. Die Vorderachse ist mit dem Rahmen fest verbunden, aber nicht mit den Zapfen, auf denen die Vorderräder laufen. Diese können vielmehr in wagerechter Richtung um ein Stück hin und her geschwenkt werden, was der Leser am besten aus dem beigegebenen Bilde erkennt. Auf diese Weise können die Vorderräder schräg zur Fahrrichtung gestellt werden, und durch eine Verbindung ist dafür gesorgt, daß diese Verstellung bei beiden Rädern gleichzeitig geschieht. Es dient hierzu das Lenk- oder Steuerrad, das bei Linksdrehung die Räder nach links, bei Rechtsdrehung nach rechts verstellt.

Werden nun die Vorderräder in dieser Weise zum Beispiel nach rechts verstellt, so laufen sie, von den Hinterrädern geschoben, in die neue, nach rechts abgehende Fahrrichtung und schwenken dabei den Wagen. Ist dieser in die neue Fahrrichtung gelenkt worden, so wird das Lenkrad zurückgedreht und der Wagen läuft nun mit der neuen Fahrrichtung geradeaus.

Nun bleibt noch der Luftreifen zu erwähnen, der dem Wagen die angenehme, stoßfreie, sanfte Fahrt gibt. Indes, bis auf die größere Abmessung gleicht er im Prinzip dem bekannten Luftreifen der Fahrräder, und da dieser schon bekannt genug ist, so erübrigt es sich, auf ihn hier näher einzugehen, obwohl die Autler von ihm sehr viel zu sagen haben, Gutes und Böses. Denn zu allen seinen guten Eigenschaften, die er hat und die ihn unentbehrlich machen, ist ihm leider nicht auch das Geschenk der Haltbarkeit und Unverwundbarkeit des Eisens gegeben worden. Und darum kann ihn der ruppigste Nagel auf der Straße oder der elendeste Glasscherben unfähig zur Arbeit machen, kann es nicht nur, sondern tut es auch leider, und so ist der Luftreifen die Achillesferse des sonst so wunderbar ausgebildeten und trotz seiner verwickelten Maschinerie leistungsfähigen Motorwagens.

*) Bei dreirädrigen Fahrzeugen, wo ein Rad vorn und zwei hinten laufen, vereinfacht sich dies dahin, daß das Vorderrad wie beim Fahrrad in einer drehbaren Gabel läuft und durch diese verstellt werden kann.



Auf der Hochzeitsreise. Nach einer Zeichnung von Franz V. Doubek



Pastell

Von

Felix Hübel

„Kunst!" sagte der junge Mann, indem er die Arme verschränkte und etwas träumerisch über das Meer blickte; „Kunst! Wie viele Definitionen dieses Wortes gibt es schon? Ganze Bücher hat man geschrieben über diesen einen Begriff oder vielmehr um den Begriff herum. Das gräßlichste dieser Bücher ist von Tolstoi und heißt: ‚Was ist Kunst?' Ich habe nie etwas Barbarischeres gelesen. Kennen Sie es?"

„Nein!" sagte die junge Dame, die lang ausgestreckt und halb vergraben in dem weißen Meeressande lag.

„Dann lesen Sie es auch nicht! Sie würden sich zu sehr darüber ärgern."

Darauf schwieg der junge Mann eine kleine Weile, bis die junge Dame sich auf einen Ellbogen emporrichtete, ihn prüfend betrachtete und fragte: „Und?"

Der junge Mann blickte ihr in das emporgewandte Gesicht, wunderte sich wie immer über die Größe der schwarzen Pupille in ihren hellblauen Augen und erwiderte endlich, nicht sehr geistreich:

„Ja — und?"

„Nun, Sie wollten doch noch etwas sagen, nicht?"

„Allerdings; eigentlich wollte ich Ihnen m e i n e Definition der Kunst anbieten, aber —"

„O bitte, kein aber! Beginnen Sie!"

Und der junge Mann sagte:

„Kunst ist ein ewiges Sichverlieben! Wissen Sie, wie ich das meine? ‚Verlieben' ist nicht das richtige Wort, aber wir haben kein andres. Das englische ‚fall in love' ist viel besser. Verlieben klingt so tändelnd, so oberflächlich. Gut also: der Künstler verliebt sich — oder ‚falls in love' — mehr oder weniger leidenschaftlich in eine Person oder eine Sache — gewiß, oder eine Sache!" Er betonte diese Worte sehr energisch. „Und ein Kunstwerk ist dann das dieser Verbindung entsprossene Kind. Erscheint Ihnen das plausibel?"

„Ja," sagte die junge Dame und ließ den feinen Sand zwischen den Fingern rinnen, „ja, aber —"

„Aber?"

„Wenn man liebt," fuhr die junge Dame fort, „wenn man liebt, braucht man doch nicht notwendigerweise wiedergeliebt zu werden. Selbst von Gegenständen nicht, in Ihrem Sinne!"

„Richtig!" versetzte der junge Mann fast triumphierend, „das ist der Einwurf, den ich erwartete. Aber das ist eben das Wunderbare, daß der Künstler als Liebhaber des Wiedergeliebtwerdens gar nicht bedarf. Aus der Schönheit des geliebten Gegenstandes heraus zeugt er das Kunstwerk in Sehnsucht und Begeisterung. Eigentlich ist hier der Künstler Weib und Mutter, der geliebte Gegenstand — Vater. Der Anbeter und der angebetete Gegenstand müssen eben hier unbedingt in ein gewisses Verhältnis zueinander kommen."

Die junge Dame sah wieder aufs Meer hinaus und antwortete nichts. Der junge Mann aber bemerkte etwas unvermittelt: „Sehen Sie, darum muß ein Künstler eben immer ‚verliebt' sein."

Sie wandte sich wieder und sah ihm voll ins Gesicht. Nur ihre Augen lachten: „In einen Gegenstand oder —"

„In eine Person!" fuhr der junge Mann fort, ehe sie weiterreden konnte; „vorzugsweise das letztere."

Die junge Dame wühlte sich aus dem Sande heraus, wobei sie es vermied, den jungen Mann anzusehen. Vielleicht waren ihre Wangen etwas röter als sonst. Als sie sich völlig aufgerichtet hatte, sagte sie und legte einen feinen weißen Finger auf die Stirn: „Da fällt mir ein: ‚Wenn ich dich liebe, was geht's dich an!' Sollte auch Goethe die Kunst oder die Entstehung des Kunstwerkes ähnlich wie Sie definiert haben, Herr Höfert?"

„Wohl möglich," lächelte Herr Woldemar Höfert, „daß auch Goethe meiner Ansicht war oder, richtiger, daß ich seiner Ansicht bin. Jedenfalls war er ein großer Bewunderer und Anbeter schöner Dinge."

„Und Personen!" neckte die junge Dame und lachte.

„Feminini generis besonders!" sagte Herr Höfert und lachte ebenfalls.

Eine Weile schritten die beiden am Strande entlang, bis die junge Dame, die ein Skizzenbuch unter dem Arm trug, sagte: „Nun wollen wir ein wenig arbeiten, nicht wahr?"

„Tun Sie das immerhin, gnädiges Fräulein, aber ich habe heute keine Lust," erwiderte Herr Höfert und entnahm seiner Tasche ein umfangreiches Zigarrenetui.

„Fräulein! Bitte, nennen Sie mich nicht Fräulein," sagte die junge Dame und versuchte ein böses Gesicht zu machen. „Ich heiße Miß Angerstein!"

Herr Höfert tat sehr erschrocken: „Miß Angerstein! Ganz wie Sie wünschen. Uebrigens klingt der Name überaus englisch."

„Spotten Sie immerhin," erwiderte die junge Dame; „ich bin doch Engländerin, wenn auch mein Vater ein Deutscher war."

„Dies erwähnten Sie schon einmal," sprach Herr Höfert und zündete gemächlich seine Zigarre an.

„Sie scheinen es fortwährend zu vergessen, und deshalb —"

„Ich werde es nicht wieder vergessen, nie wieder!" Und Woldemar Höfert reckt die Hand feierlich wie zum Schwure empor.

Miß Edith Angerstein machte ein zufriedenes Gesicht und setzte energisch hinzu: „Und nun an die Arbeit!"

„Ich gestattete mir bereits zu bemerken, daß ich heute keine Lust zur Arbeit habe. Ich werde Ihnen aber mit Vergnügen zusehen und es auch an guten Ratschlägen nicht fehlen lassen. Uebrigens ist dies hier ein günstiger Platz. Sie werden sich auf jenem Vorsprunge niederlassen und das Stück Wasser malen, das zwischen Ihnen und der nächsten scharf vorspringenden Klippe liegt. Ich bleibe einstweilen hier, lasse mich von der Sonne bescheinen und sehe Ihnen zu." Und Herr Woldemar Höfert ließ sich lang in den weichen Sand fallen.

„Sie wissen doch," sagte das Mädchen schmollend, „daß ich nicht arbeiten kann, wenn Sie mich immerfort betrachten!"

„Ich werde Sie nur ab und zu betrachten," begütigte sie Herr Höfert.

Miß Edith machte einen letzten Versuch: „Wie kann man nur so faul sein! Seit Sie hier sind, haben Sie noch nichts getan!"

„Ich kam nicht hierher, um zu arbeiten," entgegnete Herr Höfert; „man sandte mich auf Ferien."

„Man sandte Sie? W e r sandte Sie?"

„Meine —" begann Herr Höfert, brach aber schnell ab und fuhr dann fort: „Ich skizziere überhaupt sehr wenig, und um wirkliche Arbeit zu tun, bin ich hier viel zu gesund."

„Zu —?" Die junge Dame starrte ihn verwundert an.

„Gesund!" nickte Herr Höfert und streckte sich noch länger. Und als sie ihn noch immer mit verwunderten Augen ansah, fuhr er fort, diesmal ganz ernst: „Da muß ich noch ein Stückchen Theorie zum besten geben: Ich habe von jeher geglaubt, daß der Zustand völliger körperlicher Gesundheit für den Künstler gar nicht der naturgemäße oder wenigstens nicht der wünschenswerte sei. Der ganz gesunde Körper ist sich weder seiner selbst noch auch der Seele bewußt, die in ihm wohnt, und so denke ich, daß eine gewisse Mattigkeit, eine gewisse Erschlaffung — die der Rekonvaleszenz etwa — der geeignetste Zustand sei, sich gewisser psychischer Fähigkeiten bewußt zu werden und sie zu benutzen. Es ist, als wenn in jenem kränklichen Zustande die Bewußtseinsschwelle schmäler würde und die zehnfach geschärften Sinne Fühler ausstrecken könnten nach jenen Gebieten, von denen der robuste Körper nichts ahnt."

Die junge Dame hatte sehr aufmerksam zugehört, dann sagte sie: „Ich glaube, ich habe Sie verstanden. Dann bin ich aber absolut keine Künstlerin. Wenn mir nur das Geringste fehlt, bin ich unfähig, etwas zu schaffen."

„Ich will durchaus nicht verallgemeinern," versicherte Herr Höfert; „vielleicht paßt jene Theorie nur auf mich selbst."

Miß Edith, die inzwischen einen geeigneten Platz gesucht und gefunden hatte, wandte den Kopf und sagte mit einem ungewissen Lächeln: „Vielleicht auch glauben Sie nur, daß — daß —" Sie stockte.

„Vielleicht!" erwiderte Herr Höfert gleichmütig.

Dann schwiegen beide. Die Sonne stand schon im Westen, hatte aber noch die volle Glut des Tages. Die Wellen gluckten und verzischten schläfrig im Sande, als verlösche ein Stückchen Lichtes mit jeder von ihnen. Aber immer kamen neue Ströme Lichtes herangerollt, ein blaues, grünes und goldenes Funkeln, ein schneeweißes, schimmerndes Leuchten, das im Sande starb.

Herr Woldemar Höfert aber betrachtete — ganz entgegen seinem Versprechen — nur die junge Dame, die, über den Skizzenblock gebeugt, ganz in ihre Arbeit vertieft schien. Ihr Gesicht war halb von ihm abgewandt, doch sah er deutlich, wie es ernster und ernster wurde, und er konnte nicht umhin, zu lächeln. Endlich unterbrach er das Schweigen: „Sehen Sie, Fräulein — Pardon! — Miß Angerstein, m e i n Bild ist fertig, obgleich Sie denken, ich sei schrecklich faul; aber Sie haben noch gar nichts getan, ich kann es in Ihrem Gesicht lesen."

„In der Tat, Sie haben recht," sagte sie und riß mit einer allerliebsten Gebärde des Zornes ein Blatt von ihrem Block. „Es ist ganz unmöglich, dieses Wasser zu malen."

„Es ist allerdings unmöglich — nach Ihrer Methode!" versetzte Herr Woldemar; „Sie arbeiten zu viel — mit den Händen."

„Daß Sie mir nicht übermäßig viel Geist zutrauen," sprach die junge Dame etwas pikiert, „glaube ich schon einige Male bemerkt zu haben! Und —"

„Aber bitte!" fiel ihr Herr Höfert ins Wort, „das ist ein großer Irrtum Ihrerseits! Sie hatten einst die Gewogenheit, mir zu sagen, daß Sie mich für einen sehr bedeutenden Maler hielten. Wissen Sie noch, wie dieses Kompliment mich freute? Nun wohl: wenn i c h dieses Stück Wasser malen wollte, müßte ich wenigstens sechs Stunden lang sitzen und nichts weiter tun, als das Wasser beobachten."

Das Mädchen öffnete die Augen weit: „O, ist das es?"

„Ja, das ist alles!" nickte Herr Höfert; „wie können Sie denn glauben, ein ewig Bewegtes ohne weiteres auf das Papier bannen zu können, und zwar so, daß es den Eindruck des ewig Bewegten macht? Müssen Sie nicht vielmehr erst die Grundgesetze jener Bewegung studieren, ihren Rhythmus herausfinden, durch langes, leidenschaftliches Sehen die charakteristischen Linien — oder Flächenabgrenzungen vielmehr — entdecken, durch deren Festlegen auf Ihrem Bilde Sie den Eindruck des Bewegten erwecken können?"

Die junge Dame machte ein sehr betrübtes Gesicht und sagte endlich: „Ja, Sie haben recht. Ich war furchtbar dumm!"

„Dagegen protestiere ich!" lächelte Herr Höfert; „aber Sie waren zu kühn. Wollen Sie mir versprechen, in Zukunft etwas weniger fleißig zu sein?

Vertiefung in die Natur ist mehr wert als hundert Skizzen."

Die junge Dame saß eine Weile lang nachdenklich. Dann sagte sie, und ihre Augen blitzten wieder lustig: „Eigentlich sind Sie doch ein recht guter Lehrer!"

„Finden Sie das in der Tat? Ich gelte im allgemeinen als viel zu ungeduldig."

Die junge Dame zog das Näschen etwas in die Höhe und runzelte nachdenklich die Brauen: „Ungeduldig? Ja, das glaube ich! Aber trotzdem!"

„Ich danke Ihnen!" sagte Herr Höfert.

„Und nun müssen Sie mir noch das Bild beschreiben, das Sie inzwischen ‚fertig' gemacht haben."

Herr Höfert lächelte: „Ein zartes, feines Pastell! Eine junge Dame in einer Flut von Licht. Ein Bild in Weiß und Blau und Gold."

Das Mädchen seufzte, aber plötzlich ging wieder ein Lächeln über ihr Gesicht. „Und," fragte sie, „sind Sie denn auch genügend verliebt in Ihren Gegenstand, um —"

Mit einem Satze war er auf und hatte ihr den Weg abgeschnitten. Er breitete die Arme aus: „Soll ich den Beweis antreten?"

Eine helle Röte war in ihr Gesicht geschossen. Sie war sehr verlegen und wußte nicht, was sie erwidern sollte. Endlich stammelte sie: „Ich glaube — es ist Zeit, nach Hause zu gehen!"

Er ließ die Arme sinken und sagte ruhig: „Gehen wir!" Und dann fügte er hinzu: „Aber noch nicht nach Hause."

„Zu einem kleinen Bummel ist wohl noch Zeit," erwiderte Miß Angerstein und sah ihn von der Seite an.

„In der Richtung auf den Leuchtturm," sagte Herr Höfert.

„Nein! Es wird dunkel und — es ist ein bißchen einsam in der Gegend."

„Fürchten Sie sich?"

Sie lachte: „Vor wem denn?"

Er runzelte die Brauen: „Nun — vor mir zum Beispiel!"

„Nein, gar nicht. Aber ich finde die Stadt interessanter. Besonders wenn es dunkelt; und dann sieht man auch die Sonne hinter dem Pier versinken."

„Gott, wie poetisch!"

„Malerisch, meinten Sie, Herr Höfert!"

„Meinetwegen — also!"

Sie klommen die mit ziemlich abgetretenem, glattem Gras bestandene Düne hinauf und schlugen den Weg nach der Stadt ein. Noch waren sie auf der Höhe und die Stadt lag unter ihnen, eine graue, verworrene Masse, von den Lichtern, die schon hier und da aufblitzten, gleichsam in Bezirke geteilt. Die beiden standen eine Weile stumm, ehe sie ihren Weg fortsetzten.

„Hier, genau an dieser Stelle habe ich Sie zum ersten Male gesehen," sagte Herr Höfert endlich.

„Genau vor vierzehn Tagen," erwiderte Miß Angerstein.

„Die Kunst hat uns zusammengeführt," fuhr Herr Höfert fort. „Sie saßen hier und skizzierten —"

„Und ich brachte ebensowenig fertig wie heute. Sie blieben hinter mir stehen und betrachteten meine Skizze. Ich fand das unglaublich impertinent."

„In der Tat?"

„Ich hielt Sie für einen außergewöhnlich aufdringlichen Menschen —"

„Das taten Sie?"

„Ja, und hätte ich Sie nicht, als Sie sich die Freiheit nahmen —"

„Nun ja, wir sind ja im Lande der Freiheit," unterbrach sie Woldemar.

„— sich vorzustellen," fuhr Miß Angerstein fort, „hätte ich Sie nicht bereits gekannt, so —"

„Sie kannten mich?" Herrn Höferts Augen wurden groß vor Erstaunen.

„Wundert Sie das? Wir sind doch Nachbarn. Mein Schlafzimmerfenster geht auf Ihren Hof — oder Garten sollte ich wohl sagen — hinaus, und da sah ich Sie am Morgen nach Ihrer Ankunft Ihre Malgeräte reinigen. Uebrigens sahen Sie wie ein Fleischer aus: die Hemdärmel emporgestreift —"

„Sie hätten nicht hinsehen sollen!"

„Ich konnte nicht umhin. Mittags berichtete mir Mrs. Hatchkiß, Ihre Logiswirtin, schon, daß sie einen neuen Gast habe, Mr. Höfert, Maler aus Deutschland, einen riesig netten Menschen."

„Wie gut von Mrs. Hatchkiß!"

„Seien Sie ihr dankbar!"

Hinter dem Pier tauchte die Sonne ins Meer. Gerade über dem Wasser stand eine dunkle Wolkenbank, die von der Glut in flammende Streifen zerrissen wurde. Und von der kostbaren Pracht des Lichtes gesättigt, schienen die leise verebbenden Wellen sich höher zu wölben. Dann wurden Meer und Himmel eins: ein Raunen und Seufzen zitterte durch die Stille, dann ein langgehaltener, leise klingender Ton, als wäre die Saite einer großen Harfe ganz zart berührt worden. Eine ungeheure Glut lohte im Westen. Das Meer brannte. Wie ein riesiges dunkles Gespenst stand der Pier gegen die flammende Röte. Ueber den Himmel gen Osten lief eine lange, lange Reihe rosa und zart violett angehauchter Wölkchen.

Herr Höfert hatte die Augen beschattet und starrte verloren in all den Glanz.

„Tod und Verklärung!" flüsterte er endlich.

„Ich dachte an Turner," sagte Miß Angerstein etwas trocken.

„Können Sie nicht ein einziges Mal die Natur betrachten, ohne an Malerei zu denken?" fragte Herr Höfert etwas scharf.

„Ich will's versuchen, demnächst, wenn ich allein bin," erwiderte Miß Angerstein pikiert.

„Nichts für ungut," sagte Herr Höfert im Weiterschreiten. „Aber dieses ewige Bildersehen und Anbilderdenken ist ein sicheres Zeichen des Dilettantismus. Geben Sie sich einmal völlig der Natur hin. Gehen Sie auf in ihr. Ihr Gedächtnis arbeitet auch unbewußt. Köstliche Früchte reifen so heran."

Miß Angerstein schwieg. In den stillen Straßen lag der bläuliche Hauch des Sommerabends und eine ganz leise Ahnung von Mondenschein.

Plötzlich faßte Herr Höfert ihre Hand ganz behutsam.

„Sind Sie mir böse, Miß — Miß Edith?"

„Böse? Weshalb denn?" Sachte zog sie ihre Hand aus der seinen.

„Ich dachte nur — und — ich wollte Sie so gern etwas fragen — etwas —"



Der alte Marquis

Nach einem Gemälde von Franz Skarbina



„Da sind wir zu Hause," sagte Miß Angerstein und lächelte, „oder ich wenigstens. Und Sie — next door!"

Der Abendwind brachte einen Duft von Rosen und Honigklee. Miß Angerstein strich sich die blonden Locken aus der Stirn und atmete tief. „Wie himmlisch!"

Herr Höfert faßte ihre Hand aufs neue. „Dann also: good bye für heute. Ich hätte gern — aber wir sehen uns ja morgen, nicht wahr? Und inzwischen werde ich träumen —"

„Morgen?" Miß Edith legte die Hand auf das niedrige Eisentor, um es zu öffnen. „Morgen? Wohl kaum! Morgen kommt nämlich mein Bräutigam!"

„Ihr —?!" Herr Höfert starrte sie an. Er sah in diesem Augenblicke nicht sehr geistreich aus.

„Ja, aber was haben Sie denn?" Jetzt stand Miß Angerstein hinter dem Gitter und lächelte. „Sie haben wohl nicht gewußt, daß —"

„Nein," sagte Herr Höfert und richtete sich mit etwas übertriebener Energie in die Höhe. „In der Tat nicht. Und es lag doch auch gar kein Grund vor, mich darüber —"

„Nicht wahr?" unterbrach ihn Miß Angerstein.

„Denn," fuhr Herr Höfert unbeirrt fort, „ich habe Ihnen ja schließlich auch nicht gesagt, daß ich eine Frau habe und — zwei Kinder."

Er war ganz nahe an das Gitter herangetreten, so daß er fast in Miß Angersteins Ohr sprach. Ihr Gesicht blieb unbeweglich, während er sanft lächelte.

„Zwei?" sagte sie nach einem kleinen Stillschweigen. „Mrs. Hatchliß sprach gar von drei! Aber — sie hat sich wohl geirrt. — Good night, Mr. Höfert!"

Ihre Schritte verhallten auf dem gepflasterten Gange, der zum Hause führte. Dann wurde eine Tür sacht ins Schloß gedrückt. Herr Höfert ging langsam weiter. Der Abendwind brachte einen Duft von Rosen und Honigklee.

Aphorismen

Von

Otto Weiß

Lieben heißt — einander bedürfen; einander bedürfen — heißt noch nicht lieben.

•

Jüngst gab's wieder ein sehr kostspieliges Wohltätigkeitsfest — zugunsten jener, die sich dabei unterhielten.

•

Ein Greis sagte: „Ich habe lange genug gelebt, um zu wissen, daß das Leben kurz ist."

•

Viele sind so lange klug — bis sie handeln.

•

Mancher Redner bittet ums Wort; er sollte lieber um den Sinn bitten.

•

Ich sehe überall mehr Streben nach Besitz, der imponiert, als nach Besitz, der unabhängig macht.

•

Manchem Mißbrauch wird schon seit Jahrhunderten ein Ende gemacht.

•

Eine Mutter klagte: „Man glaubt gar nicht, wie alt eine jüngste Tochter sein kann."

•

Ein Dramaturg sagte: „Es gibt Dramen, die sich durch ganz besondere Vorzüge — zur Aufführung für eine Hofbühne nicht eignen."

•

Es gibt Leute, die in ihrer Jugend so vernünftig waren — daß sie's bereuen, damals so unvernünftig gewesen zu sein.

Es ist so leicht, die Vorzüge seiner Feinde zu leugnen; wär's nur ebenso leicht — ihre Erfolge zu leugnen!

•

Wie rührend das ist: wenn jemand über die Gemeinheit der Welt klagt, weil die seinige nicht erfolgreich genug ist.

•

Jemand seufzte: „Wie schön war's doch in meiner Jugend! Damals machte mir's noch Vergnügen, Pessimist zu sein!"

•

Jemand sagte: „Ich finde, daß man eher einen Teil seines Glücks, als einen Teil seines Unglücks wegphilosophieren kann."

•

Jüngst seufzte ein Berühmter: „Ach, hätte der Mensch nur keine Privatverhältnisse."

•

Jemand sagte: „Nicht in jedem Menschen schlummert eine Bestie, denn bei vielen ist sie wach."

•

Jemand machte die Beobachtung, daß Städte und Gegenden an Schönheit abnehmen — wenn man älter wird.

•

Bei einem Tausch freuen sich manchmal „beide". Warum? Weil beide die Gefoppten sind.

•

Ein Weiser sagte: „Wenn man die Nichtigkeit des Daseins völlig erkannt hat, dann — will man dennoch da sein."



Burmesin, Frau aus dem Volke

Unsre Schwestern in Indien

Von

Katharina Zitelmann

(Hierzu zwölf Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Während wir Frauen Europas als tätige Mitarbeiter an dem großen Kulturwerk unsrer Zeit teilnehmen und auf dem besten Wege sind, die völlige Gleichberechtigung mit dem Manne zu erringen, leben unsre Schwestern in Indien noch in einem Zustande der Unterdrückung und Erniedrigung, von dem wir uns schwer eine Vorstellung machen können. Es ist ein noch recht unerforschtes Gebiet, in das ich hier dem Leser einen Einblick eröffnen möchte. Die anständige Frau der besseren Stände lebt so abgeschlossen von der Welt, daß es für europäische Männer unmöglich ist, sich aus eigner Anschauung ein Urteil über ihre Stellung in Haus und Familie zu bilden. Nur daß die schönere Menschheitshälfte im öffentlichen Leben vollkommen unsichtbar bleibt, bemerken sie und ziehen daraus ihre Schlüsse. Für die arme Frau der niedersten Volksklassen, die verdienen muß, ist freilich die Abgeschlossenheit unmöglich. Sie lebt so ziemlich auf der ganzen Erde unter denselben Bedingungen. Da es aber in Indien sehr wenige Fabriken gibt, so beschränkt sich die Arbeit der Frauen außerhalb ihres Hauses auf Garten, Feld und den Kleinhandel. Auf den Märkten und vor Grünkramauslagen habe ich alte Weiber sitzen sehen. In den Geschäften aber verkaufen Männer, und sie auch sind es, nicht die Frauen, die wir in den offenen Werkstätten jene Wunderwerke der Stickerei verfertigen sehen, die in Europa Staunen und Bewunderung erregen. Nur die Frau kann zu der Frau des Ostens dringen, und so sind es vor allem die Missionärinnen, die Zuverlässiges erfahren. Durch sie ist es mir gelungen, Einlaß in die Zenana, das Frauengemach, und einen Einblick in die Verhältnisse zu gewinnen.

Im alten Reich arischer Kultur war die Stellung der Frau eine weit höhere als jetzt. Das beweisen schon die erhabenen und lieblichen Gestalten, die Sage und Dichtkunst uns übermittelt haben. Ich erinnere nur an Savitri, Damajanti und Sakuntala.

Heute wird die Frau in Indien als ein ganz minderwertiges Geschöpf betrachtet, das nur als Geschlechtswesen, ja eigentlich nur als Mutter von Söhnen Bedeutung hat. Der Mann ist ihr Herr, ihr Schicksal. Sie wird zu unbedingter Unterwürfigkeit erzogen und hält das Gehorchen für so selbstverständlich, daß sie noch nichts Besseres verlangt. Die Mohammedaner sind es, die ihre Haremsgewohnheiten den unterjochten Völkern aufzwangen. Vom Jahre 1000 nach Christo ab ungefähr waren sie die Herren Indiens. Sie bilden noch jetzt den fünften Teil der Bevölkerung. Die Frau, die sich Männern zeigte, galt ihnen für vogelfrei und so sahen sich die Inder genötigt, ihre Frauen

zu deren Schutz unter strengen Verschluß zu nehmen. Daran hat sich bis heute nichts geändert. Indes ist ihre Gefangenschaft doch nicht so streng wie die der Mohammedanerinnen. Diese verlassen, wenn sie den höheren Ständen angehören, das Haus nur in geschlossener Sänfte, während die Hindufrau unverschleiert ist und in Begleitung ihres Gatten auch einmal die Tempel oder ein Fest besucht. Die Mohammedanerinnen des Volks sind auf der Straße in weite faltige Mäntel gehüllt, die Kopf und Gesicht mit einer Kapuze bedecken. Nicht einmal die Augen bleiben frei wie bei den Türkinnen. Eine Stickerei mit kleinen Löchern ist eingefügt, die nur das allernotwendigste Sehen ermöglicht. Nie darf der Blick eines Mannes, der nicht ihr Gatte, Vater oder Bruder ist, sie treffen, selbst im Bilde nicht. Aus dem Grunde ward mir nicht gestattet, die Damen zu photographieren.

In Indien gibt es kein Recht der Persönlichkeit. Auf die Familie allein kommt es an, der sich der einzelne unterzuordnen hat. Der Sohn aber ist der Fortpflanzer und Erhalter der Familie, während die Tochter, die mit der Heirat aus der Familie austritt, nur geringe Bedeutung hat. Der Sohn ist es auch, der dem Vater die Totenopfer zu bringen hat, ohne die dessen Seele bis zur nächsten Verkörperung unerlöst auf Erden herumirren muß. Darum ist es Pflicht jedes Mannes, zu heiraten, und sein dringender Wunsch, Söhne zu haben. Ist seine Ehe kinderlos, so ist der Mann berechtigt, eine zweite Ehe einzugehen; indes behält die erste Gattin immer den Vorrang vor der zweiten. Scheidung gibt es nicht. Nebenfrauen kann der Gatte halten, so viele er mag. Die Großen des Landes haben vielfach die polygamischen Sitten der Mohammedaner angenommen, doch dürfen sie nur fünf Frauen haben.



Frau aus dem Himalajagebiet



Pariamädchen

Die kleinen Mädchen werden als Kinder unter neun Jahren verheiratet. Es ist die Pflicht der Eltern, einen Gatten für sie zu suchen, und da nur innerhalb der Kaste geheiratet werden darf, so ist es oft sehr schwer für den Vater, eine passende Partie für die Töchter zu finden. Man ahmt in den Städten bereits Europa nach, indem man sich zu dem Zwecke der Zeitung bedient! So erscheinen denn Töchter oft als recht unwillkommene Gäste auf dieser Erde, und noch heute ist die barbarische Sitte, die Neugebornen als unnützen Ballast beiseitezuschaffen, nicht völlig erloschen. Eine alte englische Dame, die schon in Indien aufgewachsen ist, erzählte mir, daß ihr bei der Geburt eines ihrer Kinder eine Frau geholfen habe, die eben aus einem reichen Hinduhause gekommen sei. Dort war das sechste Mädchen geboren und wie die andern getötet worden. Umsonst hatte sie versucht, dies letzte der armen Mutter zu retten. Der Vater war unerbittlich geblieben. Man weiß, wie das Verbrechen zu geschehen hat. Das Kind wird unter das Bett geschoben und bleibt dort, bis es gestorben ist. Der Vater verläßt das Haus, in das er erst zurückkehrt, wenn alles vorüber und das Haus gereinigt ist. Die Kinderleiche wird, in ein Tuch eingebunden, ins Wasser geworfen. Die hohen Strafen, mit denen die britische Regierung das Verbrechen belegt hat, helfen nicht viel, weil es selten zu beweisen ist. Die Außenwelt erfährt nichts davon — und wenn sie es erführe, wer kann feststellen, daß das Kind nicht natürlichen Todes gestorben ist?

Da mir diese Erzählung fast unglaubwürdig erschien, erkundigte ich mich bei einem hohen britischen

Beamten, ob dies möglich sei. Er berichtete mir darauf, daß er auf einer Dienstreise behufs einer Zählung in ein Dorf gekommen wäre, wo er 150 Knaben unter sieben Jahren, aber kein einziges kleines Mädchen gefunden hätte. „Können Sie mir das anders erklären?“ fragte er.

Die Hochzeiten werden mit zahllosen Opfern unter Beistand von Priestern, mit Zeremonien und Gastmählern gefeiert und dauern 5 bis 14 Tage lang. Sie verschlingen oft alle Ersparnisse armer Familien, ja stürzen diese in lebenslängliche Schuld. In den armen Volkskreisen ist der Verkauf der Frau noch üblich. Der Vater läßt sich eine kleine Summe für die Tochter bezahlen, die alsbald für die möglichst glänzende Hochzeit wieder verausgabt wird. Das macht die junge Frau zur Sklavin. Wird sie auch noch so sehr mißhandelt, sie kann die neue Familie nicht verlassen, bevor die Summe erstattet ist. Das ist bei der Armut der Bevölkerung fast unmöglich. Wünschen Vater oder Bruder aber dringend die Gepeinigte zu befreien, so borgen sie das Geld, und aus diesen Schulden entstehen die tragischsten Konflikte. Der Verleiher nutzt seine Macht aus. Er betrachtet die Frau als sein, und oft dient sie ihr Leben lang solcher Schuld wegen.

Bis zur Reife bleibt die Tochter im Vaterhause; dann folgt die zweite Hochzeit und die



Bajadere



Tracht der Jainfrauen

Ueberführung der jungen Frau in das schwiegerelterliche Haus. Die Familien leben zusammen, und die Schwiegermutter, die sich in Europa gewöhnlich bei den Ehemännern keiner besonderen Beliebtheit erfreut, ist im Osten die gefürchtetste Tyrannin der Ehefrauen. Sie hält sich für berechtigt, die Schwiegertochter wie eine Dienerin, ja wie ihre Sklavin zu behandeln. Die Frau des Sohnes schuldet ihr die größte Ehrerbietung und blinden Gehorsam, und der Gatte schützt die Gattin nie. Die Mutter ist Herrin des Hauses; sein Weib, das er kaum kennt, betrachtet er als eine Untergebene, die sich alles gefallen lassen muß, als ein Wesen niederer Gattung, das Rechte nicht besitzt.

Ist die Stellung der Frau im Hause, wenigstens solange die Schwiegereltern leben, eine sehr schlechte, so steht im Gegensatz dazu die Achtung, die jedem weiblichen Wesen auf der Straße gezollt wird, wenn es genötigt ist, sich dort sehen zu lassen. Niemals wird eine Frau angeredet oder belästigt werden. Selbst dem Gatten wird es nie einfallen, sich eine Vertraulichkeit gegen sie zu erlauben. Sie aber geht stets einige Schritte hinter ihrem Herrn und Gebieter, redet ihn nie mit seinem Namen an oder spricht so von ihm zu andern, sondern sie nennt ihn wie Käthchen von Heilbronn „mein hoher Herr“. Wenn eine Europäerin, der Landessitten unkundig, sie harmlos nach ihrem Gatten fragte, so würde sie, über solche Taktlosigkeit errötend, den Sari (Schleier) über das Gesicht ziehen

und ſich abwenden. Von der Familie ſpricht man in Indien nicht.

Die Frau ſteht der Kaſte nach ſtets eine Stufe tiefer als der Mann. Selbſtändig zu opfern oder an den Opfern der Männer teilzunehmen iſt ihr nicht erlaubt. Sie bereitet das Mahl für den Gatten; doch würde er es nicht berühren, wenn ſie nicht vor dem Kochen gebadet hätte. In verſchiedenen Gegenden Indiens muß ſie ihre Kleider bei dieſer Beſchäftigung ablegen. Eine Mauer von Lehm oder Steinen ſchützt ſie vor neugierigen Blicken. Sie ißt niemals mit ihrem Manne, ſondern bedient ihn und begnügt ſich mit den Ueberreſten.

Eine untreue Frau wird in Mittelindien von ihrem Gatten durch Abſchneiden der Naſe beſtraft. Noch als ich dort war, ereignete ſich ein ſolcher Fall. Der Mann wurde zur Deportation verurteilt, blieb aber dabei, daß er nur ſein Recht ausgeübt hätte und im gleichen Falle wieder ſo handeln würde. Es ſoll aber auch vorkommen, daß der Gatte aus blinder Eiferſucht die Exekution an einer Unſchuldigen vollzieht!

Das traurigſte Los iſt indeſſen das der Witwen. Seit 1830 iſt ihre Verbrennung zwar verboten; es iſt aber fraglich, ob das Daſein, das die unglücklichen Geſchöpfe jetzt führen, nicht ſchlimmer iſt, als der Feuertod es war. Verwitwete Kinder mußten früher das zwölfte Jahr abwarten, ehe ſie den Scheiterhaufen beſtiegen. Sie wurden indes ſtets als Ausgeſtoßene betrachtet, und darin hat



Vornehme Bhutiafrau (Nordindien)

ſich noch nichts geändert. Sie dürfen nie an den Spielen andrer Kinder, und wären es die eignen Geſchwiſter, teilnehmen, ſie müſſen in irgendeinem Winkel des Hauſes oder eines Stalles, fern von der Familie, wohnen; die ſchwerſten Bußübungen und Faſten werden ihnen auferlegt. Die erwachſenen Witwen werden zu den niedrigſten Dienſten verwandt. Sie legen Schmuck und feine Kleider ab und laſſen ihr Haar ſcheren. Wenn ihre Töchter heiraten, müſſen ſie den Feſten fern bleiben. Ihre Blicke allein würden Unglück über das junge Paar bringen. Die Witwe empfindet ſelbſt ihr Daſein als eine Schmach. Erſt kürzlich wieder hat ſich eine vornehme Hindufrau vergiftet, weil der Feuertod ihr verſagt war. Das Feuer reinigt und würde die Unglückliche befreit haben von den Sünden, die ſie in ihrer letzten Verkörperung auf ſich geladen. Das eherne Geſetz der Seelenwanderung iſt es, das dieſe Anſchauung beſtimmt. Das Leiden dieſes Lebens iſt ja nur die Folge der Taten des vorigen. Das Schickſal der Witwe ereilt nur eine ſchwer Schuldige, der es als gerechte Strafe und Buße auferlegt iſt. Soll der Menſch eigenmächtig in die göttlichen Beſtimmungen eingreifen? Das Chriſtentum mit Liebe und Barmherzigkeit erſcheint dem Inder ganz unlogiſch.



Burmeſiſches Mädchen

Sehr erfreulich iſt die Reformbewegung, die in neuerer Zeit einen Teil der gebildeten Inder ergriffen hat. Sie wendet ſich beſonders gegen die Kinderheiraten und tritt für die Wiederverheiratung der Witwen ein.

Bisher kann von tauſend Frauen in Indien nur eine ſchreiben und leſen. Das wird ſich indes bald ändern. Die Regierung nimmt ſich jetzt ernſtlich des Mädchenunterrichts an. Es gibt bereits öffentliche Schulen, in denen Inderinnen und Mohammedanerinnen nebeneinander ſitzen und die trotzdem ſtark beſucht werden. Das bedeutet einen ungeheuern Fortſchritt. Leider müſſen die Mädchen der frühen Heirat wegen die Schule ſehr jung verlaſſen. Die Männer, die durch höhere Schulen gegangen ſind, wünſchen jetzt auch vielfach beſſer erzogene Frauen zu haben. Da ſetzt denn die Zenanamiſſion ein. Die Miſſionärinnen ſind es,

die in die Häuser gehen und weiter unterrichten. Die Berührung mit abendländischer Kultur pflegt einen großen Eindruck auf die intelligenten Inderinnen zu machen, und ein starker Lerneifer soll sich ihrer bemächtigen.

Die Tracht der Frauen ist in dem sehr großen Lande verschieden. Die Frau des Volkes freilich macht nicht viel Umstände mit ihrer Toilette. Sie begnügt sich mit dem Lendentuch und einem 6 Meter langen und einen guten Meter breiten Stück Zeug, dem Sari, der um die Hüften geschlungen und ohne Nadel geknotet wird. Die andre Hälfte des Stoffes wird dann über den Kopf gezogen und unter dem Arm befestigt. In vielen Teilen des Landes wird ein die Brust verhüllendes Jäckchen hinzugefügt, wie wir es auf einigen Illustrationen zeigen. In Südindien gürten die Damen den Sari. Im Punjab tragen sie Beinkleider, die, eng um das Fußgelenk schließend, nach der Hüfte sich bauschen. Der kürzere Sari, dort Chaddar genannt, der über den Kopf gezogen wird, darf niemals fehlen. Allen indischen Frauen gemeinsam ist die Vorliebe für Schmuck. Das ärmste Kind trägt Ringe und Spangen — wenn das Geld für silberne fehlt, messingene. An den Fußgelenken schleppen die arbeitenden Weiber wahre Lasten mit sich. Hals, Ohren, Nase, Oberarme, Hand- und Fußgelenke, Finger und Zehen werden mit mehr oder minder kostbaren Ringen behängt. Der Ring im linken Nasenflügel ist der Ehering. In den reicheren Familien setzt man einen Stolz darein, die Töchter mit Kleinodien auszustatten. In dem Hause eines mohammedanischen Rechtsanwalts zeigte mir die Tochter ihren Besitz, der mich staunen machte. Das sei nur der kleinste Teil, sagte sie mir dann. Noch viel wertvollere Gegenstände wären auf der Bank verwahrt. Und als ich fragte, wozu dieser Schatz ihr diene, meinte sie, sie mache sich gar nichts aus diesen Sachen und trage sie höchst selten. Aber die Sitte erfordere sie. Der Schmuck bilde ihr Heiratsgut. Ich dachte bei mir, der Vater müßte recht viele Prozesse zu führen haben und recht hohe Honorare nehmen, um diese Juwelen erstehen zu können. — Hüte kennt die Inderin nicht, und Schuhe trägt sie nur in den ausnahmsweise begüterten und durch englisches Beispiel beeinflußten Kreisen.



Palungfrau



Brahmanendame

Die Tänzerin, die unsre Illustration zeigt, ist bereits ganz europäisch chaussiert. Aber sie nimmt eine Sonderstellung ein. Ist sie doch eine Paria, eine kastenlose Ausgestoßene. Keine Inderin, die einer Kaste angehört, sei es auch der niedrigsten, würde tanzen. Das tun nur Kurtisanen. Anständige Frauen singen zuweilen zu Hause oder bei Hochzeitsfeiern, doch niemals vor Gästen oder gar öffentlich. Das Wort „Bajadere“ stammt von den ersten Europäern, die nach Indien kamen, den Portugiesen, und ist von den Franzosen übernommen worden. In Indien selbst kennt man diese Bezeichnung der Tänzerin nicht. Dort heißen sie Nautshmädchen, und so nennt sie auch der Engländer. Als ich mit meinem Hindudiener auf der Straße Nautshmädchen sah, wollte er mir vorreden, das seien alles Mohammedanerinnen. Hindumädchen würden niemals Tänzerinnen. Er schämte sich seiner Landsmänninnen! In den Tempeln besonders Südindiens gibt es viele Tänzerinnen, die bei Festen ihre Künste zeigen. Die Feste aber nehmen oft einen orgienhaften Charakter an. Diese Nautshgirls werden nicht ganz so sehr ver-



Burmesische Prinzessin

achtet, weil sie als Gattinnen der Götter gelten. Sehr viele der unglücklichen Witwen retten sich in diesen Beruf. Freilich ist ihr Los nach unsern Anschauungen schimpflich und traurig genug. Läßt sich doch der Gott scheiden, wenn sie alt und unschön werden und den Priestern nicht mehr gefallen. Ein Zeichen wird ihnen eingebrannt und ein Papier eingehändigt, daß sie dem Gott als legitime Frauen gedient haben. Dann gehen sie betteln, und jeder gibt ihnen ein Almosen. Aber heimatlos ziehen sie durch die Dörfer, bis sie irgendwo wie Tiere am Wege verenden.

Einen völlig andern Frauentypus finden wir, wenn wir die Mauer des Himalaja ersteigen. Es gibt zwar im Nordwesten Stämme, die noch von keiner Kultur berührt sind und einem rohen Naturdienst huldigen; im allgemeinen sind aber die Bergvölker Buddhisten wie die Tibetaner, und diese weitherzige und milde Religion hat ihren sänftigenden Einfluß ausgeübt. Während der Brahmanismus, die Religion Vorderindiens und Trägerin der arischen Kultur, streng national war und sich abschloß, gewann der Buddhismus alle die verachteten mongolischen Völkerschaften. Er leugnet auch noch, daß Frauen eine Seele hätten, und fürchtet sie als die großen Versucherinnen „mit dem Angesicht eines Engels und dem Herzen eines Teufels“ — aber Buddha gestattete doch auf vieles Bitten die Gründung eines Nonnenklosters und öffnete den Frauen dadurch den Weg zur selbständigen Existenz und zur Verfolgung höherer Ziele. Das war ein gewaltiger Fortschritt, und so sehen wir im Himalaja und in Burma die Frauen sich stark an Handel und Wandel beteiligen. Zum erstenmal auch treffen wir sie ohne den Nasenring, wenigstens einige Stämme. Die Weiblichkeit aus Sultanpur, die vielfache Berührung mit Simla hat, zeigt überhaupt sehr angenehme Gesichtszüge und einen verfeinerten Typus, während die Frauen aus dem nahen Kutpur Wilden ähnlich sehen.

Aus dem Südosten des Gebirges stammt die edle Bhutiafrau, die wir im Bilde bringen. In nächster Nachbarschaft des berühmten Luftkurorts Darjeeling ziehen sich westlich die Grenzen Nepals, östlich die Bhutias hin, und die Einwohner strömen in den englischen Ort, um Verdienst zu suchen und ihre Neugier zu befriedigen. Da mag denn die europäische Kultur einigen Einfluß auf ihre Sitten ausüben. Das Land ist reich an Türkisen, die den Schmuck der Damen unsers Bildes bilden. Die Amulette und der Rosenkranz zeigen, daß sie eine gute Buddhistin ist.

Einer überaus sympathischen Frauenwelt begegnen wir in Burma. Land und Himmel und Menschen lachen dort. Schon die Tracht ist reizend. Das meist weiße, lose Jäckchen, das den Oberkörper umschließt und über dem ein seidener, hellfarbiger Schal hängt, der seidene Rock, der eng gespannt auf die Füße niederfällt, die Blumen im Haar — das gibt ein gar liebliches Bild. Erheiternd wirkt auf uns Europäerinnen die lange dicke Zigarre, die jede Dame bei sich hat und von



Frauen aus Sultanpur

der sie sich selbst nachts nicht trennt. Die Burmesin ist fleißig und nimmt dem Gatten so gern die Arbeit ab, daß er träge und lässig geworden ist. Das reiche Land befördert ohnehin das Nichtstun, da es eine Not dort kaum gibt. Täglich besucht der Burmese die Tempel. Um fünf Uhr nachmittags schließen die Basare, die Mädchen schmücken sich und ziehen scharenweise hinauf zu den Pagoden, um ihre Andacht zu verrichten. Da knien sie denn, eine kleine Opferschale und eine Kerze vor sich, drei Lotosblüten in den Händen haltend — und die Sonne wirft durch die Bogenhallen schräge goldene Lichter auf die lieblichen Gestalten. Es gibt kein reizenderes Bild, und wer es gesehen, wird es nimmer vergessen.

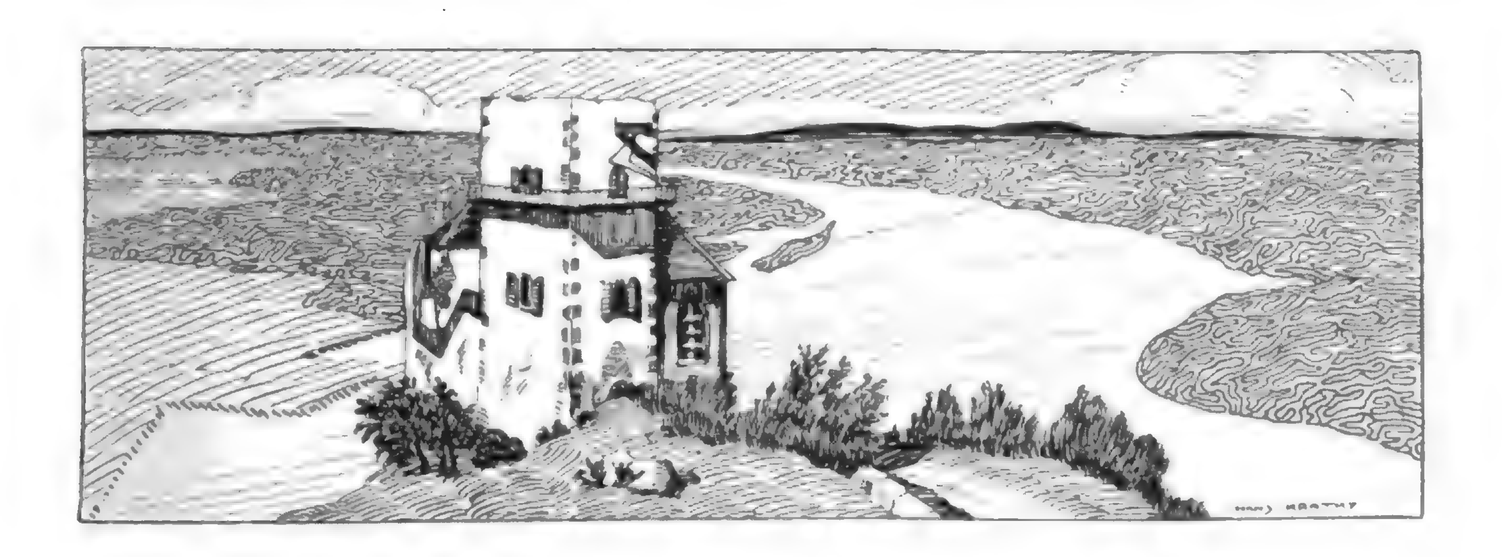
Wunderlich scheint es uns, daß diese gutgekleideten Burmesinnen, die immer aussehen, als ob sie zu einem Feste gingen, auf Schuhe kein Gewicht legen, wie die Prinzessin auf unserm Bilde zeigt. Ihr unschätzbar wertvoller Schmuck wird gewiß das Interesse unsrer Leserinnen erregen, ebenso wie die ganze aristokratische Erscheinung.

Im Norden Burmas, in den unwegsamen Gebirgen an der Grenze Südchinas, liegen die noch sehr wenig erforschten Schanstaaten, deren buddhistische Bewohner aus ihrer Einsamkeit herniedersteigen, um an den berühmten Pagoden Burmas zu beten. In ihren bunten Trachten bilden sie eine herrliche Staffage des phantastischen Bildes, das sich dem Fremden bietet. Ihre Kleidung aus starken Wollengeweben, die denen Norwegens außerordentlich gleichen, zeigen, daß sie aus kalten Zonen kommen. Sie sind zum Teil von edeln Gesichtszügen und großer Schönheit, aber sehr scheu, und halten nur ungern dem Kodak des Photographen stand.

Während wir dringend wünschen müssen, daß unsre Schwestern in Vorderindien bald aus ihrem tausendjährigen Schlaf erwachen möchten, um ein menschenwürdiges Dasein zu führen und ihrem Lande zu einer neuen Blüte zu verhelfen, drängt sich uns in Burma der Gedanke auf, daß es ein Unrecht wäre, die Frauen, diese glücklichen Kinder, mit europäischer Kultur beglücken zu wollen. Da die Engländer Herren des Landes sind, wird sich der Prozeß nicht aufhalten lassen. Ob aber die Burmesen dabei nicht sehr verlieren werden statt zu gewinnen, scheint mir fraglich.



Burmesisches Mädchen beim Wasserschöpfen



Der Mensch in den Hochalpen

Von

Dr. Ernst Frohmann, Berlin

Nachdem viele Jahrhunderte lang die Gebirge der Erde für die Menschen nichts weiter gewesen waren als unbequeme Verkehrshindernisse, als schauerliche Wüsteneien, in denen wilde Tiere, Geister und Dämonen ihr Unwesen trieben, hat sich erst vor wenigen Jahrhunderten ganz leise ein Umschwung geltend gemacht. Einige freie Geister fingen an, ein Auge für die gewaltigen Schönheiten des Hochgebirges zu bekommen. Immerhin blieb der Besuch ein sehr vereinzelter. Erst mit Rousseau und Goethe, vor allem aber im neunzehnten Jahrhundert ändert sich das langsam. Man fing an, sich mehr für die Berge zu interessieren, man machte allmählich Versuche, sie zu besteigen, teils indem man sportliche Freuden davon erhoffte, teils aus wissenschaftlichem Interesse. Es ist ja bekannt, daß der Montblanc schon am Ende des achtzehnten Jahrhunderts bestiegen wurde, daß Großglockner, Ortler, Jungfrau bald nachfolgten. In den vierziger Jahren beginnen dann die Engländer die Alpen zu überschwemmen, und wenige Jahrzehnte später sind alle wichtigen Gebirgsgegenden erschlossen, alle Hauptgipfel erstiegen. Neben diesen Sportbestrebungen begann man nun aber auch auf die Heilwirkungen des Höhenklimas aufmerksam zu werden. Am Fuße der Riesen entstanden überall Luftkurorte, und bald schien es den Praktikern unter den Aerzten klar, daß wir es hier wirklich mit gewichtigen Heilfaktoren zu tun haben, die sehr viel Segen bringen können. Im Gegensatz dazu lernte man auch die eigentümlichen Schädigungen näher kennen, die der Aufenthalt in großen Höhen mit sich bringt, die Erscheinungen der Bergkrankheit. So mußte denn allmählich sich auch die exakte Wissenschaft mit den Wirkungen der großen Höhen auf den Menschen befassen, es entstand als neuer Zweig der Physiologie die Lehre vom Menschen in den Hochalpen. Es ist bekannt, daß diese Fragen seit längerer Zeit besonders von Mosso in Turin und von Zuntz in Berlin untersucht worden sind. Beide haben ihre Arbeiten in einer Reihe von wissenschaftlichen Einzelabhandlungen wie auch zusammenfassenden Werken niedergelegt. Außer ihnen und ihren Schülern haben sich noch eine Reihe von andern Gelehrten, Kronecker, Bürgi, Jacquet und andre, mit den Problemen des Hochgebirges in seiner Einwirkung auf den Menschen beschäftigt. In letzter Zeit hat sich dann auch der Wiener Physiologe Durig, der in dieser Beziehung Schüler von Zuntz ist, mit sehr wichtigen Arbeiten an der Diskussion beteiligt, die außer der Frage nach dem Energieverbrauch bei der Arbeit in größeren Höhen auch vor allem den Einfluß des Alkoholgenusses auf die Leistungsfähigkeit behandeln. Durch alle diese Arbeiten beginnt man jetzt über die wichtigsten Punkte Klarheit zu bekommen, wenn auch noch zahlreiche Einzelprobleme der Erforschung harren, die denn auch unermüdlich fortgesetzt wird. Auch im letzten Sommer haben wieder verschiedene Gelehrte, unter andern Durig in Gemeinschaft mit Caspari, einem Teilnehmer der großen Expedition von Zuntz im Jahre 1901, auf dem Monte-Rosa-Gipfel und auf dem Col d'Olen geweilt, um gewisse Probleme weiter zu bearbeiten.

Wir können es jetzt also versuchen, auf Grund der so in den letzten Jahren neu gewonnenen Kenntnisse ein Bild von dem Verhalten des Menschen im Hochgebirge zu geben, wobei hier allerdings nur auf die allerwichtigsten Punkte hingewiesen werden kann.

Ein für die Praxis sehr wesentliches Ergebnis der Untersuchungen ist der Nachweis, daß tatsächlich schon der bloße Aufenthalt in größeren Höhen einen Einfluß auf den Organismus hat. Damit finden wir die exakte Grundlage für die Wirkung der Luftkurorte, die wir bisher nur rein empirisch als Heilmittel angewendet haben. Die Resultate, die vor allem die große Zuntzsche Expedition in vier verschiedenen Höhen, nämlich in Brienz, 500 Meter, auf dem Brienzer Rothorn, 2200 Meter, auf dem Col d'Olen, 3000 Meter, und in der Capanna Regina Margherita bei 4560 Metern

erzielte und welche die Ergebnisse andrer Autoren ergänzen, erstrecken sich auf die verschiedensten Gebiete des Stoffwechsels.

Zunächst wurde durch sehr exakte, auf neuen Methoden aufgebaute Untersuchungen die alte Streitfrage entschieden, ob das Höhenklima an sich einen Einfluß auf die Zusammensetzung des Blutes hat. Es fand sich unzweifelhaft, daß unter dem Einfluß der Höhe eine wesentliche Vermehrung des roten Blutfarbstoffes, des Hämoglobins, eintritt. Wenn man bedenkt, von welcher Wichtigkeit für den Ablauf aller Lebensprozesse die reichliche Anwesenheit dieses wichtigen, den Körper mit Sauerstoff versorgenden Stoffes ist, so wird man diese Feststellung als eine sehr bedeutende ansehen müssen, die an sich schon Licht auf den Grund der stählenden Wirkung des Höhenklimas werfen kann.

Dies war indessen nicht die einzige objektive Feststellung. Es stellte sich ferner die sehr wichtige Tatsache heraus, daß in größeren Höhen eine Vermehrung der gesamten Energieumsetzungen des Körpers zu konstatieren ist. Schon in mittleren Höhen wächst bei einigen Personen der Verbrauch des ruhenden Körpers an Sauerstoff. Diese Größe ist aber, wie wir gerade durch Zuntz wissen, ein direktes Maß für den Umfang der Energieumsetzungen im Körper. Wir können damit also die anregende, belebende Wirkung größerer Höhen direkt zahlenmäßig verfolgen. Diese scheint allerdings nur bei großen Höhen (über 3000 Meter) allgemein, sonst aber individuell verschieden zu sein. Durig fand an sich selbst und an seiner Gattin in einer Höhe von zirka 1300 Metern keine Steigerung des Ruheverbrauches, ebensowenig eine Steigerung des Verbrauches bei horizontaler Fortbewegung gegenüber den Werten in Wien. Dabei ist bemerkenswert, daß Durig ein Kind der Berge und von ganz besonderem Training für den Aufenthalt in den Höhen begünstigt ist. Dieser Punkt muß also noch an größerem Material weiter untersucht werden.

Dagegen steigt der Energieverbrauch für die Arbeitseinheit mit der Höhe und nimmt in großen Höhen sehr erhebliche Werte an, besonders wenn dann noch Terrainschwierigkeiten, wie Gehen auf Schnee, und klimatische Verhältnisse, Wind und so weiter, dazukommen. Diese Zunahme fand sowohl die Zuntzsche Expedition von 1901 wie auch Durig und Zuntz bei ihrem dreiwöchigen Aufenthalt auf dem Monte Rosa in 4500 Metern Höhe.

Durig hat dann in seiner letzten Versuchsreihe den Verbrauch bei einer stundenlangen gleichförmigen Steigung an sich selbst als einer ausgezeichnet trainierten Person festgestellt und auch gefunden, daß der Sauerstoffverbrauch und damit der Energieverbrauch für die gleiche Arbeitsleistung mit zunehmender Höhe wächst.

Es tritt also die anregende Wirkung des Gebirges besonders dann deutlich in die Erscheinung, wenn die sekundären Hilfsmittel der Luftkuren, Bewegung respektive Sport, ihren Einfluß entfalten. Es wird also durch körperliche Arbeit in größeren Höhen der Körper in höchst energischer Weise angeregt, es wird sozusagen mit Volldampf gearbeitet, und daß dadurch der an sich gesunde, nur etwas schlaff gewordene Organismus sehr erheblich in günstigem Sinne beeinflußt werden muß, liegt auf der Hand. Natürlich hat das seine Grenzen. Mit steigender Höhe wachsen die Anforderungen an den Organismus kolossal, so daß dann leicht der Nutzen in Schaden sich verwandeln kann.

Von großem Interesse ist es, daß alle diese Versuche die zahlenmäßigen Beweise für die praktisch längst erkannte Bedeutung der Uebung, des „Training", für die Leistungsfähigkeit ergeben haben. Besonders in der letzten Arbeit von Durig findet sich dafür erschöpfendes Material bei seinen zahlreichen, immer auf derselben Strecke unter denselben Bedingungen ausgeführten Steigmärschen.

Wenn wir den arbeitenden Menschen als eine Maschine ansehen, so nennen wir wie dort die Arbeitsleistung in der Zeiteinheit den „Effekt", den wir in Pferdekräften ausdrücken, und das Verhältnis zwischen geleisteter Arbeit und verbrauchter Energie den „Wirkungsgrad". Beides nimmt mit steigender Uebung zu: die Maschine arbeitet also mehr, leistet in der Zeiteinheit größere Arbeit und arbeitet ökonomischer, verbraucht zu derselben Leistung weniger Energie. Bei Durig stieg so in zirka acht Wochen der Effekt von 0,185 Pferdekraft bis auf 0,28, der Wirkungsgrad von 25,6 bis auf 29,7 Prozent.

Für diese vorteilhafte Wirkung der Uebung gibt es aber eine individuell verschiedene Höhe, in der alle diese Anpassungen versagen, in denen also die Höhe unter allen Umständen schädlich wirkt. Die untere Grenze dafür ist aber außerordentlich verschieden. Den Grund, warum solche übergroßen Höhen schädlich wirken können, fand Zuntz in einer Störung des Stoffwechsels, die zu einer Anhäufung von ungenügend verbrannten, giftig wirkenden Stoffen im Blute führt.

Im Anschluß an seine erwähnten Steigversuche konnte Durig auch dem vielerörterten Problem nähertreten, ob der Alkohol als Nährstoff dient und ob sein Genuß der Leistungsfähigkeit zuträglich oder schädlich ist. Er machte zu diesem Zweck seine Versuche ganz genau so, nur daß er etwa zwei Stunden vor Beginn der eigentlichen Steigung eine Alkoholmenge zu sich nahm, die etwa einem Viertelliter Wein entspricht. Er fand dabei, daß der Alkohol zweifellos als Nährstoff benutzt wird, daß er für die Maschine ein Heizstoff ist. Aber ein sehr schlechter, denn er verringert die Leistungsfähigkeit ganz erheblich. Die Maschine leistet in der Zeiteinheit weniger Arbeit, und zwar um zirka 20 Prozent. Aber damit nicht genug, die Maschine arbeitet nicht nur weniger, sondern auch schlechter. Der Wirkungsgrad sinkt um 13 Prozent. Aus diesen Gründen ist der Alkohol als Kraftnahrungsmittel bei Anstrengungen zu verdammen. Dieses Resultat entspricht völlig den jetzt geltenden Anschauungen aller Sportsleute. Von den Wirkungen des Alkohols kommt praktisch nur noch die belebende, also die Reizwirkung in Betracht, so daß er gelegentlich einmal als momentanes Anregungsmittel bei kurzen großen Anstrengungen von Nutzen sein kann.

Als weiterer objektiver Befund für die direkte Wirkung des Klimas auch schon geringerer Höhen sei genannt ein deutlicher Ansatz von Eiweiß gegenüber der Ebene bei gleicher Ernährung, also auch

eine direkt segensreiche Beeinflussung des Stoffwechsels. Auch hier fand sich, daß große Höhen diesen wohltätigen Einfluß in sein Gegenteil verkehren, indem allerdings wieder in einer individuell verschiedenen Höhe ein Zerfall von Körpereiweiß eintreten kann, der unter Umständen recht bedenkliche Folgen haben kann. Auch das Herz wird schon in geringen Höhen zu einer stärkeren Tätigkeit angeregt. Schon bei 500 Metern fand sich eine Steigerung der Pulszahl; in größeren Höhen werden an das Herz, besonders bei Arbeit, sehr erhebliche Anforderungen gestellt, so daß zwar der Einfluß ein für das gesunde Herz sehr wertvoller ist, immerhin aber große Vorsicht vonnöten ist, um übermäßige Inanspruchnahme zu verhüten.

Die wichtigsten Feststellungen in wissenschaftlicher Beziehung betreffen die Sauerstoffversorgung des Menschen in höheren Regionen. Da hier die Luft dünner ist, so bringt jeder Atemzug weniger Sauerstoff in die Lungen, und ebenso, da die Gase des Blutes sich mit denen der Außenluft ausgleichen müssen, so enthält das Blut weniger Sauerstoff. In der Tat ergab die Untersuchung der Blutgase, daß der Sauerstoffgehalt sich vermindert hatte. Dabei traten sehr große individuelle Verschiedenheiten hervor, die wahrscheinlich eine Folge einer mehr oder weniger rationellen Atmungstechnik sind. Immerhin aber ergab die Untersuchung auch noch des venösen, zum Herzen zurückströmenden Blutes einen an sich zur Erhaltung der Lebensfunktionen noch ausreichenden Gehalt an diesem Gase. Trotzdem ist dies kein Gegengrund gegen die Annahme, daß die schädlichen Wirkungen der sehr großen Höhen doch auf einen Sauerstoffmangel zu beziehen sind. Die Verteilung des Blutes und die Ansprüche, welche die einzelnen Organe an seinen Sauerstoffgehalt stellen, sind ja nicht gleichmäßig. Es kann also leicht der Fall eintreten, daß der Durchschnittsgehalt des Blutes an dem lebenswichtigen Gase noch genügend hoch ist, aber trotzdem gerade sehr empfindliche Organe, wie zum Beispiel das Gehirn, unter Sauerstoffmangel zu leiden haben. Zuntz ist denn in der Tat auch sehr geneigt, die Erscheinungen der Bergkrankheit auf solchen partiellen Sauerstoffmangel zurückzuführen, der dann seinerseits wieder die Bildung giftiger, ungenügend oxydierter Stoffe bedingt.

Die Bergkrankheit ist ein vielerörtertes Problem. Sie tritt in sehr verschiedenen Höhen bei verschiedenen Menschen auf. Während besonders disponierte schon bei 3000 Metern erkranken können, haben andre noch bei 6000 Metern nichts davon gespürt. Zuntz konnte nachweisen, daß sich diese Verschiedenheiten zum großen Teil auf die Ausbildung der Atmungstechnik zurückführen lassen. Die Atmungstechnik wirkt direkt auf die Versorgung der Lunge mit Sauerstoff ein, wie sich aus der Bestimmung des Sauerstoffgehaltes der Lungenluft ergibt. Bei diesen Untersuchungen ließ sich nun feststellen, daß ein gut Atmender sich noch bei 4000 Metern so reichlich mit Sauerstoff versorgt, wie ein schlecht Atmender bei 2400. Der Sauerstoffmangel ist aber, wie oben schon angedeutet, die wesentlichste Ursache der Bergkrankheit, und zwar genügt es schon, wenn nur einige besonders empfindliche Organe, vor allem das Großhirn, ungenügend versorgt werden. Dann treten die bekannten Erscheinungen der Bergkrankheit, Schwindel, Kopfschmerzen, unbesiegliche Schwäche und so weiter, ein. Die gute Atmungstechnik steht nun aber wieder in engstem Zusammenhange einerseits mit der Gewöhnung an das alpine Klima überhaupt, vor allem aber wieder mit dem Training, das neben der Ausbildung der Muskulatur und des Herzens ganz von selbst zum rationellen Atmen führt. So ist denn also der Sauerstoffmangel innerhalb gewisser Höhengrenzen für den einen vorhanden, für den andern nicht, der eine wird bergkrank, der andre nicht. Es ist die Zone der sogenannten „relativen Anoxyhämie", die Zone, wo des einen Blut noch genügend Sauerstoff enthält, das des andern nicht. Darüber hinaus aber gibt es eine Höhenlage, bei der diese Anpassungen nicht mehr ausreichen, in der das Blut unter allen Umständen nicht mehr genug Sauerstoff führen kann, um größere Anstrengungen zu ermöglichen, dies ist die Höhe, wo jeder bergkrank wird, der sich in ihr bewegt, die Zone der „absoluten Anoxyhämie". Neben diesen wichtigsten Gründen für das Zustandekommen der Bergkrankheit scheint es aber doch noch sekundäre zu geben, die noch nicht sicher aufgeklärt sind, die aber dazu beitragen müssen, daß die Bergkrankheit bei verschiedenen Wetterverhältnissen sehr verschieden häufig auftritt und daß gewissen Stellen mit Recht der Ruf zugeschrieben wird, daß an ihnen die Erscheinungen besonders leicht und besonders heftig sich einstellen.

Die zahlreichen Arbeiten der letzten Jahre haben noch einige andre Fragen aus der Physiologie des Menschen in größeren Höhen zur Klärung gebracht, auf die ich hier nicht näher eingehen kann. Mit Ausnahme einiger Punkte, die noch weiter bearbeitet werden müssen, können wir aber wohl sagen, daß wir jetzt im allgemeinen wissen, wie das Hochgebirge auf den Menschen wirkt, daß wir seine segensreichen Einflüsse exakt messen können, daß wir aber auch eindringliche Hinweise darauf erhalten haben, wie gefährlich die großen Höhen dem Ungeübten oder Schwachen werden können. Die praktische Quintessenz dieser Lehren ist die, daß jeder, der das Hochgebirge noch nicht erprobt hat, erst in geringeren Höhen sich bei leichter Arbeit akklimatisieren soll, ehe er sich in großen Höhen bei schwerer körperlicher Anstrengung versucht. Herz und Atmung müssen sich erst auf die neuen Bedingungen einstellen, will der Mensch den großen Segen, den ihm das Höhenklima und der Höhensport verspricht, wirklich ausnutzen. Daß er außerdem sich des regelmäßigen Alkoholgenusses bei Anstrengungen enthalten und nur im äußersten Notfall ganz kleine Mengen als Reizmittel konsumieren soll, ist eine weitere wichtige Konsequenz unsrer gewonnenen Kenntnisse.





Der Vogelhändler

Nach einem Pastell von Rudolf Schiestl



Trauben gefällig?

Eine Jugenderinnerung

von

L. van Endeers

Draußen schimmert ein klarer Herbsttag. Weiche Luft täuscht über das Vergehen und das Welken hinweg und schmeichelt noch einmal schöne Sommerträume wach.

In dem großen Warenhause scheint es um so dumpfer und stickiger. Ein „billiger Tag“ hat die Menschen scharenweise hereingelockt und die Atmosphäre wird schwer und schwerer. Sie legt sich körperlich fühlbar auf die Nerven, man schluckt sie, man kann ihr nicht entgehen.

Da, mitten in dem Brodem, kommt ein Duft herüber — ein köstlicher Duft nach frischem Obst. Junge, hübsche Verkäuferinnen stehen vor den Kistchen und Kisten, aus denen bräunlich-goldige Trauben so verlockend herausgucken, daß kaum jemand an ihnen ohne Erleichterung seiner Börse vorbeigehen kann —

„Trauben gefällig?“

Welch eine Kraft solch ein Duft hat! Auf seinen Wellen trägt er alte Erinnerungen, Bilder aus längst versunkenen Zeiten erweckt er —

Eine alte Stadt — hohe Häuser sehen auf das bunte Gewimmel des engen Marktplatzes, auf die Körbe mit Obst und Gemüse. Auf die behäbigen feilschenden Frauen mit schweren Körben an jedem Arm, auf die vergnügten Töchter in hellen Kattunkleidern, die mit zierlichen Obstkörbchen ein wenig „Marktgehen“ spielen und sich Rendezvous mit ihren Freundinnen auf dem Markt geben. Ueber dem all liegt ein Summen und Schwirren von all den begrüßenden, lachenden, handelnden und scheltenden Stimmen, unentwirrbar wie der eigentümliche Geruch aus all den Körben. Ueber den Markt und die Häuser sieht ernsthaft die altersschwärzliche Stadtkirche, die schon vor tausend Jahren auf das Getriebe zu ihren Füßen niedergeschaut hat.

Die Gebäude am Markt sind hoch und nicht mehr neu, aber häßlich und stillos. Nur ein Haus zeigt noch einen prächtigen alten Erker; unter einem Rosenbaum stehen die Worte:

„Dies Haus, es steht in Gottes Hand,
Zum Rosenbaum ist es genannt,
Gott schütze es vor Feuer und Brand.“

Gerade vor dem Erker, unten auf dem schmalen Trottoir, sind Körbe voll des herrlichsten Obstes aufgestapelt — blaue und gelbe Trauben, Aepfel und Birnen duften da. Und hinter den Körben sitzt Traubengrittchen.

Wie eine geradlinige, ernsthafte Nürnberger Holzfigur erscheint sie unter dem mittelalterlichen Ausbau. Ihr Kleid ist von Wind und Wetter verblichen, fahlbraun wie die Erdschichten oder wie bräunlicher Baumschwamm. Braun ist auch das Gesicht — von ausgeblaßtem Braun die Augen in den tiefen Höhlen; sie zeigen schon den weißlichen Altersbogen.

Als Wahrzeichen steht das Traubengrittchen an jedem Markttage vor dem alten Hause, Winter wie Sommer. Den Kundinnen heißt sie, je nachdem, Aeppelgrittchen, Traubengrittchen, Kirschengrittchen. Ihren Vornamen aber kennt jede. Immer düster wiegt oder zählt das Grittchen ab; nie sieht oder hört man sie lachen wie die andern Höferinnen.

Ich kenne das Haus und den Erker und das Traubengrittchen wohl — denn ich habe unzähligemal aus den Fenstern des zweiten Stockwerks über den Erker weg auf das Grittchen und das ganze Gewimmel des Marktes gesehen. Wenn die alte Turmuhr mit ihren dumpfen Schlägen Zwölf verkündigt und hell die Mittagsglocke einsetzt, so kommt eine Aufregung da unten hin, als ob man mit einem Stock in die friedliche und gesetzmäßige Tätigkeit eines Ameisenhaufens hineinstöberte. Alles setzt sich in Bewegung, Menschen, Körbe, Karren. Eine halbe Stunde später verkünden nur noch Blätter und Gemüsereste, was gewesen, und alte Frauen mit Besen treten das Regiment an. Der Marktplatz liegt dann zwei Tage lang in idyllischer Ruhe da, und die Kinderscharen aus den Häusern finden einen sicheren Spielplatz für ihr Lärmen und Tummeln.

Die Obstfrauen siedeln mit ihrem Kram nach einer andern Seite über. Wenn die Sonne gar zu arg scheint, sperren sie wohl einmal den Regenschirm auf, der sie auch bei schlechtem Wetter schützt, regnet's, so decken sie Wachstücher über die Körbe. Und ist es kalt, so ziehen sie ein Tuch über das andre bis an die Nasenspitze, stellen die Füße in einen Korb und holen sich öfter wie sonst ihr Kaffeetöpfchen, das irgendwo in der Nachbarschaft auf dem Herde brodelt.

Traubengrittchen ist die Aristokratin des Platzes. Sie ißt des Mittags in dem Hause, dessen Wahrzeichen sie vorstellt, sie trägt des Abends ihre Körbe in das „Magazin“ dorthin. Da unten ist ein lebhafter Geschäftsbetrieb, und es kommt nicht darauf an, ob noch eine Person mehr des Mittags da ißt.

So geht Traubengrittchen in der Küche an dem weiten, offenen, steingeplätteten Flur, aus dem die Wendeltreppe mit dem schön geschnitzten Löwenpfosten in dämmerige Höhe führt, aus und ein, als ob sie dahin gehöre. Als Erkenntlichkeit bringt sie dann stolz zu jedem Namenstage eine Schüssel voll auserlesenen Obstes ...

Des Abends verschwindet sie nach dem Abendessen sang- und klanglos in ihre Höhle. Die ist in einer ziemlich obskuren Gasse; niemand durfte sie da aufsuchen. Keiner aus dem alten Erkerhause hat je Grittchens Behausung von innen gesehen.

Da sollte sie wie ein alter Geizdrachen hausen und Schätze aufsparen für einen Großneffen. Das war ihr einziger Verwandter, ein leichtsinniges Huhn, das sehr wohl wußte, wie es die Spargroschen des Grittchens vergnüglich anwenden sollte.

Die schwor auf ihn ... Erst hatte er studieren sollen, geistlich werden. Aber dann hatte angeblich seine Gesundheit es nicht aushalten können, und er brachte es nicht weiter als zum Schreiber bei einem Rechtsanwalt.

Das Grittchen selbst sprach niemals von seinen Familienverhältnissen. Wortkarg stand sie hinter ihren Körben und brummte ein unverständliches „mm — m —", wenn ihre Kundinnen die Ware zu teuer fanden und ihr vorhielten, daß ihre Konkurrentinnen, das Vronchen mit den fidelen Schnapsäuglein und die dicke Frau Henning mit den frechen Rangen, mehr Zwetschen und Birnen geben als das Grittchen.

Sie lächelte dann höhnisch. Und alles, was recht ist, ihre Ware war auch immer am besten, da konnte sie schon die teure Zeit sein. Wer einmal bei ihr kaufte, kam doch immer wieder.

So stand sie einen Tag wie alle Tage am Hause und auf dem Platze, blickte strafend herüber, wenn wir gar zu sehr beim Spielen tobten oder uns zankten, und schien uns Kindern unveränderlich wie das Haus und der Erker und der Markt selber und das ganze Leben. Es war gar nicht auszudenken, daß sie eines Tages nicht dastehen könnte.

Aber eines Tages fehlte Traubengrittchen. Als sie auch des Nachmittags nicht erschien, wurde die Hausfrau unruhig und entschloß sich, selbst einmal nach dem Rechten zu sehen.

In der engen Gasse herrschte helle Aufregung. Nachbarsfrauen hatten ein Stöhnen gehört und waren nach etlichem Zögern — denn das Grittchen war auch hier ebenso abweisend und ungesellig wie auf dem Markt — in die ärmliche, kahle Stube gedrungen und fanden da die Bewohnerin halbtot. Gefesselt und geknebelt lag sie im Bette. Kommode und Schrank war umgewühlt, kein Heller mehr zurückgeblieben.

Das konnte nur jemand getan haben, der mit den Verhältnissen vollkommen vertraut war. Aber es kam nie heraus, wer sich so an Grittchens Schätzen versündigt hatte. Sie wollte vor Schrecken nichts gesehen und gehört haben, nicht erkannt haben, ob der Täter jung oder alt war. Auch das Gericht konnte nicht mehr aus ihr herausbekommen.

Das war einmal ein glorreicher Tag für die Weißfrauengasse ... Was da nicht alles beredet und erzählt und vermutet wurde! Wie der saftige Bissen gewendet und beschnattert wurde!

Noch wochenlang redete man von nichts anderm. Zuletzt kam dann Traubengrittchen aus dem Hospital, wohin man sie gebracht hatte, packte ihre Siebensachen zusammen, ließ sie auf eine Karre aufladen und verschwand in ein Revier, wo sie noch nicht der Mittelpunkt des Interesses war.

Niemand half ihr dabei, denn ihr Neffe hatte sich unsichtbar gemacht, ungefähr um die Zeit, als sich das Attentat auf Grittchens Ersparnisse abspielte!

Am Tage nach dem Umzuge saß das Traubengrittchen wieder auf dem Markte, trotz Wind und Wetter, trotz ihrem Alter, trotz allen Abmahnungen und Anerbieten. Sie maß noch knapper, zählte noch geiziger, als wolle sie das Verlorene so schnell wie möglich wieder einbringen.

Aber lange dauerte das doch nicht mehr. Ihre Hände zitterten, daß sie Wage und Obst oft zurück in den Korb fallen ließ. Beim Herausgeben des Geldes irrte sie sich — sogar zu ihrem Nachteil —, und die Gassenjungen des Marktes, die sich früher niemals in die Nähe von Grittchen gewagt hatten, dehnten jetzt ihre Schalksstreiche auch auf sie aus, wenn sie am hellen, lichten Tage hinter ihren Körben einschlief.

So konnte es nicht mehr weitergehen. Das Grittchen wehrte sich noch.

Eines schönen Tages aber mußte sie sich doch ergeben und siedelte als Pfründnerin ins Hospital über. Da hat sie noch zehn Jahre lang gelebt, eigensinnig und einsiedlerisch, eine braune Nürnberger Holzfigur zwischen all den behaglichen, schwatzhaften alten Weibchen, die da die Nöte des Lebens im sicheren Hafen vergessen ...

Als ich wiederkam, nach langen Jahren, und die Stadt besuchte und auf dem Markt nach den Erinnerungen aus alter Zeit suchte, kannte ich das Haus mit dem Rosenbaum am Erker kaum mehr wieder. Moderne Schaufenster hatten sich in ihm eingenistet mit häßlicher Zementverzierung, die schon wieder bröckelte. Denn der ganze alte Markt hatte viel von seinem früheren Nimbus verloren. Wenn die neue Markthalle fertig ist, wird er eine ganz vergessene Größe sein.

Große Schirme spannten sich in einer Ecke noch über ein paar Obsthändlerinnen — nicht mehr viele waren's, denn die Trauben kauft man jetzt auch schon im Warenhause. Alles schien großstädtischer geworden, eleganter, nichtssagender.

Ob diese Kinder der Großstadt später auch einmal Erinnerungen haben? Ob ihnen auf den Wellen eines Duftes Märchen aus alten Zeiten zufliegen?



Lied

Von

Karl Ettlinger

Meine Sehnsucht ist ein Schmetterling
Im bunten Weltgetriebe.
Umflattert dich das lose Ding,
So denke an meine Liebe.

Meine Sehnsucht ist einer Glocke Klang,
Der schwebt durch die Himmelsbläue.
Hörst du sie läuten, fern und bang,
So denke an meine Treue.

Meine Sehnsucht ist ein Stern in der Nacht,
Den einsame Wolken begleiten.
Siehst du ihn schimmern in schweigender Pracht,
So denke an meine Leiden.

Gedächtnis

Von

Hugo Salus

Wenn der Lenz die ersten Blumen streut,
Muß ich dein in stiller Wehmut denken:
Ach, wie oft, beim Frühlingsblumenwelken
Hat sich mir dein Frühlingsreiz erneut!

Mit gesenkter Wimper, rot vor Scham,
Im Beglücken frei, scheu im Empfangen,
Botest du mir deine keuschen Wangen —
Bis ein neid'scher Lenz dich zu sich nahm.

Drum so macht der erste Frühlingsgruß,
Erste Blumengruß mich tief beklommen,
Weil beim Frühlingsblumenwiederkommen
Ich der Frühverwelkten denken muß:

Bis ich unter Tränen lächeln kann;
Frühlingskinder, Tröster meiner Leiden,
So vertraut, so rein, so hold bescheiden
Schaun mich eure lieben Augen an . . .

Der Leser

Von

Felix Braun

Sag: ist das nicht ein wundersames Leid?
Um fremde Menschen trauern, die nicht leben,
Und über Dinge, die sich nie begeben,
Voll Sehnsucht träumen in der Einsamkeit.

Geheimnis: dessen Sinn ich nie verstand:
Sich über Worte atemlos zu neigen
Und zu vernehmen in gespanntem Schweigen,
Was einer dachte, träumte und empfand.

Wenn dann die letzte Zeile still verrinnt,
Sich weit zurück im weichen Sessel lehnen,
Die Arme breiten, lächeln unter Tränen
Und wieder müßig blättern wie ein Kind.

Und stundenlang wie tief im Nebel gehn
Und Verse summen, die wie Glocken läuten,
Die tiefstes Glück und tiefstes Leid bedeuten
Und dennoch langsam in den Wind verwehn . . .

Literatur

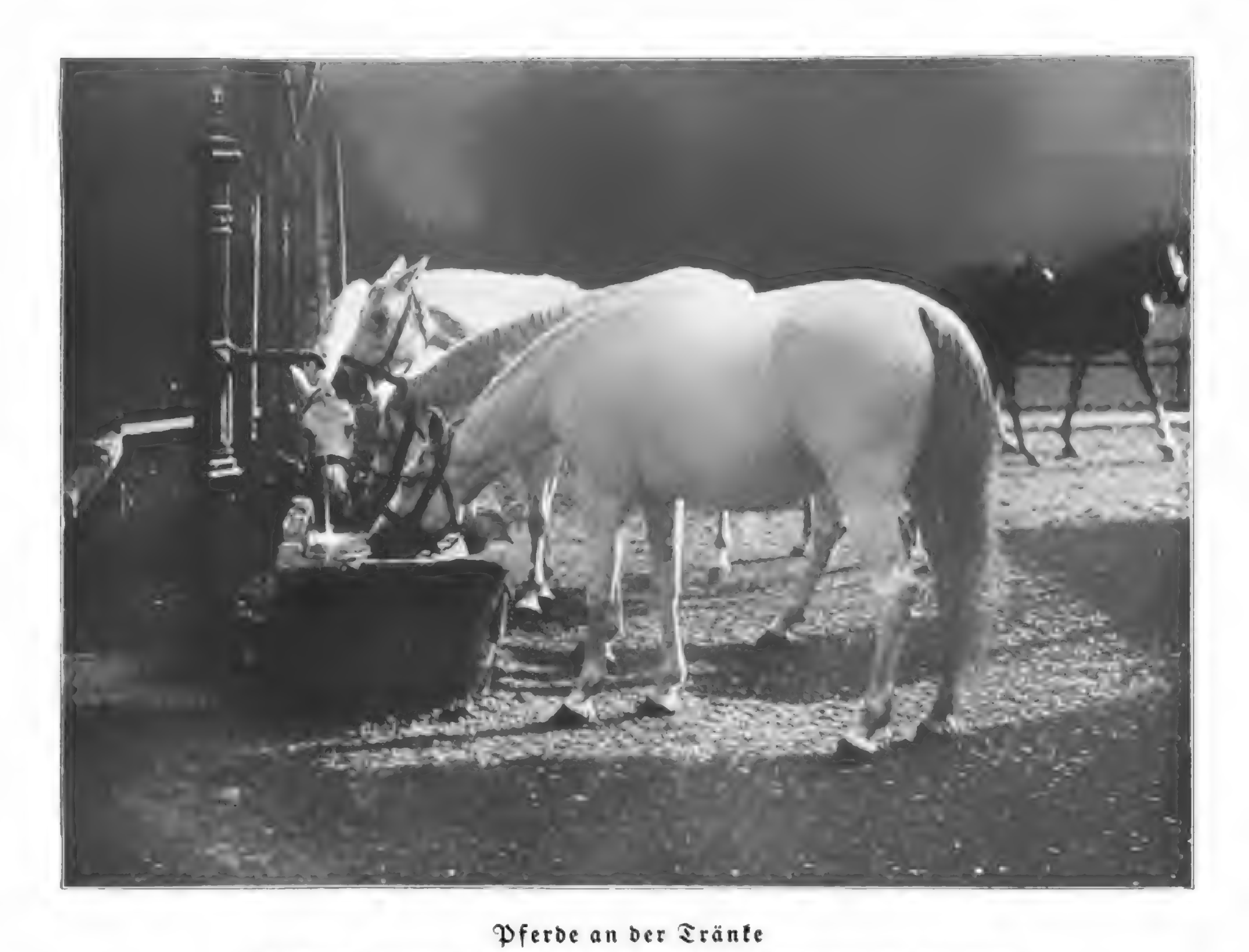
Am 19. August dieses Jahres vollendete **Heinrich Hansjakob**, der kernige alemannische Erzähler und Kulturschilderer, sein siebzigstes Lebensjahr, und die größere literarische Gemeinde, die sich der wackere Stadtpfarrer an St. Martin zu Freiburg i. B. neben seiner kleineren kirchlichen durch seine prächtigen Schwarzwaldgeschichten, seine lebensvollen Reiseschilderungen und historischen Studien geschaffen hat, hat den Tag mit Freuden zum Anlaß genommen, dem Dichter von neuem den Tribut ihrer Verehrung und Dankbarkeit darzubringen. Die suggestive Kraft ihrer Kundgebungen wird dem trefflichen Menschen und Schriftsteller gewiß manchen neuen Freund gewinnen, und so möchten wir unsre Leser neuerdings auf die seit kurzem im Verlage von A. Bonz & Co. in Stuttgart in wohlfeiler Ausgabe erscheinenden „**Ausgewählten Erzählungen**“ **Hansjakobs** aufmerksam machen, die jetzt in fünf Bänden vollständig vorliegt. Band 2 enthält vier Erzählungen aus dem Schwarzwald, die, unter dem mehrsinnigen Titel „Erzbauern“ zusammengefaßt, Großbauern, bergbautreibende Bauern und einen Ideal- und Musterbauern schildern; Band 3 eine längere historische Erzählung „Der steinerne Mann von Hasle“; Band 4 „Meine Madonna“; Band 5 „Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin“ und drei „kleine Geschichten“.

— Eine neue Generation schwäbischer Dichter ist in den letzten Jahren für die Oeffentlichkeit herangereift. Sie gibt auf die oft und zeitweise mit einer gewissen Berechtigung wiederholte Frage: „Ist denn im Schwabenlande verschollen jeder Sang?“ eine positive, erfreuliche Antwort. Ganz verschollen war ja natürlich der Sang im Schwabenlande auch in den etwas unergiebigen letzten Dezennien des neunzehnten Jahrhunderts nicht, aber er war ein wenig epigonenhaft geworden; die starke Prägung individueller Eigenart, die doch zu den eigentlichen Kennzeichen und Ruhmestiteln dieses süddeutschen Stammes gehört, erschien bei den Dichterprofilen jener Zeit etwas verwischt. Damit ist es nun wieder besser geworden, und wenn die jungen schwäbischen Dichter von heute noch nicht als ganz ausgereifte, abgeschlossene Persönlichkeiten vor uns stehen, so ist doch fast jeder von ihnen heute schon „selber aner“ und „auch Einer“. Solch eine noch im Werden begriffene, aber in ihren Grundzügen schon festgelegte und markant wirkende Physiognomie blickt uns entgegen aus einem kleinen Buch, das soeben bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschienen ist und das den Titel trägt: „**Vinzenz Faulhaber. Ein Schelmenroman von Wilhelm Schussen.**“ (Preis geh. 2.50 M., geb. 3.50 M.) Ein neues und ganz eigenartiges Talent ist der Verfasser dieses „Schelmenromans“; ein Talent, das nicht nur das Leben und die Menschen auf seine ganz besondere Art sieht, sondern auch den Leser zu zwingen versteht, daß er dieser Art glaubt und willig den Intentionen des Verfassers folgt. Wie schon die Bezeichnung „Schelmenroman“ ausdrückt, handelt es sich bei der Geschichte des viel umhergetriebenen Vinzenz Faulhaber um ein abenteuerlich bewegtes Leben, das den Helden aus einfachen Verhältnissen bald aufwärts in geistig bewegte Sphären der Gesellschaft, bald in ihre untersten Schichten führt, ihn „zwischen Welt und Einsamkeit“ in oft jäh überraschendem Wechsel tauschen läßt. All diese Abenteuer sind aber in jener scheinbar sachlich trockenen Art erzählt, die den alten Schelmenromanen, vor allem ihrem klassischen Ahnen, dem Lazarillo von Tormes, eigen ist, und die Kunst Schussens besteht zum großen Teil darin, wie er in dieser Darstellungsweise einen ebenso frischen wie nachdenklichen Humor, ein tiefes Empfinden für die innersten Freuden und Schmerzen des Daseins hineinbannt. Wer den „Vinzenz Faulhaber“ kennen gelernt hat, wird begierig sein, mehr von seinem Autor zu erfahren, und der künftigen Entwicklung, die diese kräftige und originelle Begabung verspricht, mit warmem Interesse entgegensehen.

— Einen wertvollen Beitrag zur Burgenkunde und zur Geschichte des Hohenzollernlandes wie der hohenzollerschen Dynastie bildet das kürzlich erschienene Werk „**Zollerische Schlösser, Burgen und Burgruinen in Schwaben**“, bearbeitet von Dr. K. Th. **Zingeler**, Fürstlich hohenzollerischem Archivdirektor, und **Georg Buck**, Fürstlich hohenzollerischem Hofkammer- und Baurat. (Broschiert 4 Mark; Verlag von Franz Ebhardt & Co., Berlin.) Das Werk enthält eine ausführliche, von zahlreichen Abbildungen begleitete Schilderung von 43 zollerischen Schlössern und Burgen, von denen die meisten, an ihrer Spitze der Hohenzoller und die Schlösser Sigmaringen, Haigerloch, Achberg und Krauchenwies, sowohl wegen ihrer meisterlichen Architektur wie wegen ihrer schönen Lage zu den hervorragendsten Sehenswürdigkeiten des Schwabenlandes gehören. Auf Grund eingehender Forschungen wird die baugeschichtliche Vergangenheit der Burgen und Schlösser geschildert, und an der Hand vieler Grundrisse und Abbildungen wird dem Leser der Zustand der Bauten in früherer und in jetziger Zeit vor Augen geführt. Daneben finden geschichtliche Angaben über die Besitzer der Burgen und ihre Schicksale gebührenden Raum. Die seltsame Behauptung, daß wir erst aus neuerer Zeit „künstlerische Darstellungen der Natur in landschaftlichen Gemälden“ besitzen und daß der erste Maler, der Bilder von ihnen schuf — Segantini gewesen sei, werden die Verfasser bei näherer Ueberlegung wohl nicht lange aufrechterhalten.

— Es ist von einsichtigen Männern schon oft mit Recht darüber geklagt worden, daß der Deutsche im Vergleich mit andern Nationen durchschnittlich wenig Interesse für die staatlichen Einrichtungen zeigt, auf denen unser öffentliches Leben beruht. Die Schule hat sich der Aufgabe, dem heranwachsenden Staatsbürger die ihm so nötige Kenntnis dieser Einrichtungen zu vermitteln, bis jetzt fast durchweg verschlossen; nur in einer kleinen Anzahl unsrer Lehranstalten ist die „Bürgerkunde“ Unterrichtsgegenstand. An Lehrbüchern für dieses Gebiet fehlt es nicht; eines der besten und brauchbarsten ist die von Reichsgerichtsrat **G. Hoffmann** und Professor Dr. **E. Groth** verfaßte **Deutsche Bürgerkunde**, die vor kurzem in vierter, vermehrter Auflage erschienen ist (Leipzig, F. W. Grunow). Das Buch schildert die öffentlichen Einrichtungen in unserm Vaterlande kurz, gemeinverständlich und anschaulich; wie es in der Natur der Sache liegt, nehmen die Verhältnisse des Reiches den größten Raum ein, aber auch die der Einzelstaaten sind mit möglichster Ausführlichkeit behandelt. Die Verfasser haben in der neuen Auflage sich darauf beschränkt, die zahlreichen Neuerungen, welche die letzten Jahre in der deutschen Gesetzgebung gebracht haben, zu berücksichtigen. Neu ist eine ausführlichere Darstellung der Verwaltungsorganisation der einzelnen Bundesstaaten, namentlich Preußens. Die Zitate der wichtigeren einzelstaatlichen Gesetze unter dem Text sind beibehalten und vervollständigt. Sie werden manchem, der genauere Auskunft sucht, namentlich manchem Berufs- und Selbstverwaltungsbeamten, als Wegweiser im Labyrinth der modernen Gesetzgebung nicht unwillkommen sein.

— In einem handlichen, schön ausgestatteten Bande ist soeben die erste Hälfte einer vom Bibliographischen Institut in Leipzig veranstalteten **Kleinen Ausgabe** der von Professor **Wilhelm Sievers** herausgegebenen „**Allgemeinen Länderkunde**“ erschienen. (10 M.) Der Text des Werkes, das in gedrängter Kürze den gegenwärtigen Stand unsrer Kenntnis von den Landmassen der Erdoberfläche darstellen soll, ist nach vorheriger Vereinbarung mit den übrigen an der Großen sechsbändigen Ausgabe beteiligten Gelehrten von dem Herausgeber allein bearbeitet, das heißt völlig neu geschrieben worden, wodurch die denkbar größte Einheitlichkeit der Darstellung erzielt worden ist. Auf Bilderschmuck im Text ist im Interesse des Umfanges des Werkes verzichtet worden. Als Ersatz dafür sind einzelne charakteristische Abbildungen zu je vier in Tafeln vereinigt worden. Außerdem begleitet die einzelnen Abschnitte je eine farbige Tafel. Die Grundidee der Kleinen Ausgabe ist dieselbe wie die der Großen: die Länderräume der Erde sind im Gegensatz zu der sonst üblichen Einteilung nach Staatsgebieten in Naturgebiete, die so festgesetzten Einzelländer in Einzellandschaften geschieden. Innerhalb dieser Abschnitte konnten die Beziehungen zwischen Natur und Mensch ohne Zwang herausgearbeitet werden, so daß die geographischen Landschaften mit ihren Völkern, deren Siedlungen, Verkehrswegen und wirtschaftlichen Verhältnissen als organische Einheiten erscheinen. Der erste Band (mit 19 Textkarten, 16 Profilen im Text, 12 Kartenbeilagen und 15 Tafeln) umfaßt Süd-, Mittel- und Nordamerika, die Nordpolarländer und Europa, offensichtlich die behandelten Länderräume äußerlich ebenso aneinanderreihend, wie innerhalb der großen Erdteilkapitel eine ununterbrochene Kette der besprochenen Gebiete hergestellt ist. Schon nach Erscheinen dieses Bandes darf als feststehend gelten, daß der vornehmste Zweck dieser Ausgabe, Lehrern und Studierenden eine ebenso gedrängte wie wissenschaftlich einwandfrei fundierte Basis für ihr Studium zu bieten, in bester Weise erreicht wird. Da aber den wirtschaftlichen Verhältnissen besondere Aufmerksamkeit zugewandt wurde, kann auch dem Kaufmann kein besserer Wegweiser zur intimeren Kenntnis der verschiedensten Weltgegenden empfohlen werden, zumal ein vorzügliches Kartenmaterial auch die Kleine Länderkunde begleitet.



Pferde an der Tränke

Nach einer Naturaufnahme von Hans Hildenbrand, Hofphotograph in Stuttgart







Phot. Th. Jürgensen

Von der Kaiserbegegnung bei Swinemünde: Die beiden Monarchen begeben sich zur Besichtigung der Flotte

Die Kaiserzusammenkunft bei Swinemünde

Als willkommener Gast des Deutschen Kaisers hat der Zar in den ersten Tagen des August in den Gewässern von Swinemünde den Besuch erwidert, den ihm vor zwei Jahren Kaiser Wilhelm in den finnischen Schären bei Björkö abgestattet hatte. Daß dieser Besuch nicht nur die herzlichen persönlichen Beziehungen zwischen den beiden Monarchen bekundet, sondern auch von hoher politischer Bedeutung ist, liegt für jeden, der die Ereignisse der letzten Jahre kennt, auf der Hand. Diese Bedeutung wurde auch durch den imposanten Hintergrund der Begegnung illustriert. Die ganze deutsche Hochseeflotte hatte sich vor Swinemünde versammelt und nahm am Morgen des 3. August Paradeaufstellung. Unmittelbar nach der Flaggenparade fuhr Kaiser Wilhelm mit seinem Gefolge auf der „Hohenzollern", begleitet von „Königsberg" und „Sleipner", dem Zaren entgegen. Um 9½ Uhr kam die russische Kaiserjacht „Standart", begleitet von vier Torpedobootszerstörern, in Sicht. Die Begegnung der beiden Jachten erfolgte um 10 Uhr südlich von Oderbank-Süd-Boje. Sobald der „Standart" die „Hohenzollern" erreicht hatte, brachten die Mannschaften der letzteren drei Hurras aus und die Musik spielte die russische Hymne. Kaiser Wilhelm begab sich, begleitet vom Reichskanzler und dem Gefolge, an Bord des „Standart". Hier empfing Zar Nikolaus den Kaiser aufs herzlichste. Die Besatzung erwies die Honneurs und die Musik spielte „Heil dir im Siegerkranz". Hierauf fuhren die russischen und die deutschen Schiffe auf die vor Swinemünde ankernde deutsche Hochseeflotte zu. Diese feuerte Salut, und der „Standart" durchfuhr langsam die Flotte zwischen dem ersten und zweiten



Phot. Th. Jürgensen

Von der Kaiserbegegnung bei Swinemünde: Kaiser Wilhelm II. und der Zar auf der „Hohenzollern"



Der Zar verabschiedet sich auf dem Linienschiff „Deutschland“

Geschwader. Sodann gingen der „Standart“ und die „Hohenzollern“ vor Anker. Die deutschen Admirale und Kommandanten, als erster der Flottenchef Prinz Heinrich, begaben sich an Bord des „Standart“, um sich beim Zaren zu melden. Bald darauf kam der Kaiser von Rußland an Bord der „Hohenzollern“ zum Gegenbesuch. Mittags fand auf der „Hohenzollern“ eine Frühstückstafel statt, abends ein Diner, an dem auch Fürst Bülow und der russische Minister Iswolski teilnahmen.

Die Monarchenzusammenkunft auf Wilhelmshöhe

Der Besuch, den König Eduard von England am 14. August dem Kaiserpaar in Schloß Wilhelmshöhe gemacht, hat einen höchst befriedigenden Verlauf genommen und vor aller Welt dokumentiert, daß sowohl die offiziellen Beziehungen zwischen Deutschland und Großbritannien wie die persönlichen zwischen den beiden Herrschern wieder die denkbar besten sind. Die Ankunft des Königs verzögerte sich, da die Ueberfahrt nach Vlissingen infolge widriger See mehr Zeit als vorgesehen war in Anspruch nahm, um fast 2½ Stunden. Um 1 Uhr 15 Minuten lief der Zug des Königs von England auf dem Bahnhof Wilhelmshöhe ein, wo Kaiser Wilhelm in der Uniform eines englischen Feldmarschalls den hohen Gast erwartete. Die Musik der Ehrenkompagnie spielte die englische Hymne. König Eduard von England in der Uniform des 1. Gardedragonerregiments Königin Viktoria von England entstieg dem Wagen und die Monarchen begrüßten sich aufs allerherzlichste. Nach der Vorstellung der Gefolge begaben sich die beiden Monarchen nach Schloß Wilhelmshöhe in offenem vierspännigem Wagen mit Spitzenreitern und einer Eskorte von Husaren. Die spalierbildenden Truppen präsentierten; das Publikum begrüßte beide Herrscher andauernd mit Hochrufen. Bei seiner Ankunft in Wilhelmshöhe wurde der König von der Kaiserin aufs herzlichste begrüßt, worauf die Majestäten vor der Terrasse des Schlosses auf der Gartenseite den Vorbeimarsch der Truppen entgegennahmen. Hierauf wurde das Frühstück eingenommen. Um 4½ Uhr machten die Majestäten und das Gefolge im Automobil einen Ausflug nach Schloß Wilhelmstal. Im ersten Automobil hatten Platz genommen der Kaiser, der König und der Reichskanzler. Nach dem Tee im Schloß Wilhelmstal besuchten die Majestäten das Gestüt in Beberbeck und fuhren gegen 8 Uhr wieder in Schloß Wilhelmshöhe ein. Um 9 Uhr fand eine Tafel statt, bei welcher der König von England links neben der Kaiserin, gegenüber der Kaiser saß, links vom Kaiser Unterstaatssekretär Sir Charles Hardinge, links vom König von England Reichskanzler Fürst Bülow. Beide Monarchen hatten die Uniform des 1. Gardedragonerregiments angelegt. Die Kapelle des 167. Infanterieregiments konzertierte. Im Verlaufe des Mahles brachten Kaiser Wilhelm und König Eduard Trinksprüche aus; nach der Tafel hielten beide Majestäten Cercle ab. Die Abreise des Königs nach Ischl erfolgte um 11½ Uhr.

König Eduard in Ischl

Die Begegnung, die König Eduard von England mit Kaiser Franz Joseph in Ischl hatte, ehe er seine Kur in Marienbad begann, ist ebensosehr durch politische Gründe wie durch die hohe persönliche Verehrung veranlaßt worden, die der britische Monarch für den greisen Herrscher des österreichisch-ungarischen Kaiserreichs hegt. König Eduard traf am 15. August vormittags 11 Uhr von Wilhelmshöhe in Gmunden ein, wohin ihm Kaiser Franz Joseph entgegengefahren war. Die Monarchen begrüßten einander aufs herzlichste und setzten nach gegenseitiger Vorstellung ihrer Gefolge gemeinsam die Fahrt nach Ischl fort. Bald nach der Ankunft stattete der



Phot. T. H. Voigt, Homburg

Von der Monarchenzusammenkunft auf Wilhelmshöhe: König Eduard auf der Schloßterrasse

Von den Kämpfen um Casablanca

Die Beschießung von Casablanca hat sich als ein in mehrfacher Hinsicht verhängnisvoller Fehler der Franzosen erwiesen. Durch ihr gewaltsames Vorgehen haben sie sich die Sympathien in Marokko vollends verscherzt und den Fanatismus der Bevölkerung zu hellen Flammen geschürt, so daß die Gefahr einer allgemeinen Erhebung der Eingeborenen gegen die fremden Eindringlinge bedenklich nahe gerückt erscheint, und wenn wirklich der „heilige Krieg" entbrennt, so wird Frankreich der Aufrechterhaltung seines Prestiges ungeheure Opfer zu bringen haben. Aber auch die unmittelbaren Folgen der Beschießung von Casablanca sind schwer genug. Weit entfernt, durch ihr Einschreiten die Europäer in Casablanca zu schützen, haben die **französischen Truppen und Kriegsschiffe mit ihren eignen Granaten** die furchtbarsten Verwüstungen in den Gebäuden der europäischen Kolonie angerichtet — wobei noch zu bemerken ist, daß die Plünderung des Besitztums der Geschädigten keineswegs bloß den Marokkanern zur Last fällt, sondern zuverlässigen Berichten zufolge nach der Eroberung der Stadt von Soldaten der Grande nation fortgesetzt worden ist —, und der im erfreulichsten Aufblühen begriffene Handel von Casablanca ist durch die Zerstörung der Stadt auf lange Zeit hinaus unterbunden, das Geschäftsnetz, das sich von Casablanca aus über das reiche Binnenland spannte, völlig zerrissen. Die Lage in Marokko hat sich inzwischen neuerdings kompliziert, da in Marakesch Muley Hafid, ein Halbbruder des Sultans Muley Abdel Aziz, zum Sultan **ausgerufen worden ist und großen Anhang findet, so daß die inneren Verhältnisse des Landes verworrener als je erscheinen.**

Empfang des Königs von England durch Kaiser Franz Joseph in Gmunden

König dem Kaiser in der kaiserlichen Villa seinen offiziellen Besuch ab und wurde später vom Kaiser zum Familiendiner abgeholt. **Nach dem Diner unternahmen die Monarchen** eine Spazierfahrt nach Lauffen. Abends fand zu Ehren des Königs eine Theaterfestvorstellung statt, an die sich eine Hoftafel in der kaiserlichen Villa schloß.



Phot. B. Gribayédoff

Das Fort von Casablanca nach der Beschießung durch die Franzosen



Phot. B. Gribayédoff

Von dem Aufstand in Marokko: Der Hafen von Casablanca



Hofrat Dr. Theobald Kerner (×) mit seinem Freunde Christian Hildt vor dem Kernerhause in Weinsberg

Theobald Kerner †

Theobald Kerner, der Sohn Justinus Kerners, ist am 11. August, über neunzig Jahre alt, zu Weinsberg gestorben. Mit ihm verschwindet eine patriarchalische Gestalt, in der sich für die gegenwärtige Generation die denkwürdige Zeit der schwäbischen Romantik ehrfurchtgebietend verkörperte. Am 14. Juni 1817 zu Gaildorf geboren, verlebte Theobald Kerner den größten Teil seiner Jugend in Weinsberg, wo sich Justinus Kerner im Jahre 1822 am Fuße der Weibertreu das Haus erbaute, das bald zum Mittelpunkt der literarischen Welt von Schwaben werden sollte. Wie sein Vater wurde auch Theobald Arzt. Wegen seiner Teilnahme an der Bewegung von 1848 mußte er nach Straßburg fliehen und wurde, als er 1850 zurückkehrte, zu 10 Monaten Festungshaft verurteilt. Seit 1863 lebte er als Arzt im väterlichen Hause zu Weinsberg, bis ihn körperliche Leiden zwangen, seinen Beruf aufzugeben. Die ererbte poetische Begabung bekundete er in einer Reihe sinniger dichterischer Schöpfungen („Gedichte“, „Prinzessin Klatschrose“, „Aus dem Kinderleben“ und so weiter), noch wertvoller sind aber die literarischen Gaben, die er zum Gedächtnis seines Vaters gespendet hat, nämlich „Das Kernerhaus und seine Gäste“ und der von ihm herausgegebene „Briefwechsel Justinus Kerners mit seinen Freunden“. Dem väterlichen Hause ist er ein treuer Hüter und Pfleger gewesen; er hat es zu einem reichen Museum von Kernererinnerungen, Kunstschätzen, Antiquitäten und Raritäten ausgestaltet.

Vom Internationalen Sozialistenkongress

Der Internationale Sozialistenkongreß, der am 18. August in Stuttgart im Festsaal der Liederhalle eröffnet wurde, führte außer den hervorragendsten Vertretern der deutschen Sozialdemokratie, an ihrer Spitze der greise Bebel, auch zahlreiche Delegierte aus dem Ausland auf deutschen Boden. Wohl das meiste Interesse unter diesen erregte der bekannte französische Sozialistenführer Jean Jaurès, der schon vor zwei Jahren eingeladen worden war, in Deutschland zu sprechen, aber auf Wunsch des deutschen Reichskanzlers nicht gekommen war. Am Nachmittag des 18. August fand auf dem Cannstatter „Wasen“ am Neckar ein großes Meeting statt, bei dem die hervorragendsten Führer der internationalen Sozialdemokratie, darunter auch Jaurès, zu einer nach vielen Tausenden zählenden Volksmenge über die Ziele des Sozialismus und über den allgemeinen Völkerfrieden sprachen.

Das lenkbare Luftschiff in Deutschland und Frankreich

Frankreich hat sich des Vorsprungs, den es auf dem Gebiet der Luftschiffahrt seit dem vorigen Jahre gewonnen hatte, nicht lange zu erfreuen gehabt; auch in Deutschland ist das Problem des lenkbaren Luftschiffs jetzt als definitiv gelöst anzusehen. Nachdem bereits Graf Zeppelin und Major von Parseval es der Lösung nahegeführt hatten, ist jetzt aus den in aller Stille betriebenen, vom Major Groß geleiteten Arbeiten bei der Berliner Militärluftschifferabteilung ein Motorluftschiff hervorgegangen, das in mehreren Versuchsfahrten glänzende Proben seiner Leistungsfähigkeit abgelegt hat. Seine denkwürdige erste größere Fahrt, die es am 23. Juli unternahm, dauerte fast $3^1/_2$ Stunden, länger als die längste Fahrt des Lebaudyschen Ballons. Das Luftschiff nahm seinen Weg von der Jungfernheide aus zunächst nach Tegel und flog dann nach Charlottenburg, dessen Rathausturm es umkreiste. Dann nahm das Fahrzeug wieder seinen Kurs nach Tegel. Unterwegs manövrierte es nach den verschiedensten Richtungen und machte Bogen und Schleifen, so daß man den Eindruck gewann, daß der Ballon dem Steuer absolut gehorchte. Die in den nächsten Tagen unternommenen Fahrten, von denen eine bis ins Herz der Reichshauptstadt



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft

Vom Internationalen Sozialistenkongreß in Stuttgart: Ansprache von Jean Jaurès



Phot. B. Grohs-dorff

Der französische Ministerpräsident Clemenceau und Kriegsminister Picquart in dem lenkbaren Luftschiff „Patrie"

führte, waren von demselben vollkommenen Erfolg gekrönt. — Einen Tag vor dem ersten Aufstieg des deutschen Ballons unternahmen der französische Ministerpräsident Clemenceau und Kriegsminister Picquart von Meudon aus mit dem lenkbaren Luftschiff „Patrie" eine Fahrt nach Paris. Das Luftschiff kreuzte einige Zeit über dem Kammerpalais und dem Kriegsministerium und kehrte gegen fünf Uhr nach dem Luftschifferpark zurück. Während der Fahrt ereignete sich ein Bruch im Röhrensystem, Clemenceau wurde ein wenig mit heißem Wasser bespritzt. Die Reparatur dauerte ungefähr zwanzig Minuten und wurde ausgeführt, während der Ballon über den Invalidenplatz hinflog.



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft

Der erste erfolgreiche Aufstieg des deutschen lenkbaren Luftschiffes bei Berlin

Heinrich Hansjakob

Pfarrer Heinrich Hansjakob, der treffliche katholische Volksschriftsteller, vollendete — worauf wir schon an andrer Stelle dieses Heftes (S. 200) hingewiesen haben — am 19. August sein siebzigstes Lebensjahr. Die Wiege des Dichters stand in dem badischen Städtchen Haslach. Im Jahre 1863 wurde er zum Priester geweiht und machte das philologische Staatsexamen, worauf er zunächst als Gymnasiallehrer in Donaueschingen, seit 1865 als Realschuldirektor in Waldshut tätig war. Aus politischen Gründen nahm er im Jahre 1869 seine Entlassung und wurde noch in demselben Jahre als Pfarrer in Hagnau am Bodensee angestellt. Seit 1885 ist er Stadtpfarrer in Freiburg i. B. Unter seinen Novellen und Erzählungen, die mit ungesuchter Originalität und markiger Kraft das Volk seiner badischen Heimat schildern, sind vor allem „Wilde Kirschen", „Dürre Blätter", „Schneeballen", „Der Leutnant von Hasle", „Der steinerne Mann von Hasle", „Waldleute", „Erzbauer" und „Meine Madonna" hervorzuheben, neben ihnen seine lebensvollen Reiseschilderungen aus Frankreich, Italien und den Niederlanden sowie seine Lebenserinnerungen.

Josef Joachim †

Die ganze musikalische Welt ist durch den am 15. August erfolgten Hingang Josef Joachims in tiefe Trauer versetzt worden. Als Geiger und Geigenpädagoge, als Dirigent und Komponist genoß der Verstorbene seit Jahrzehnten den Ruf eines vollendeten Meisters und gehörte zu den gefeiertsten Musikern seiner Zeit. Joachim war am 28. Juni 1831 zu Kittsee bei Preßburg in Ungarn geboren. Als achtjähriges „Wunderkind" trat er zum ersten Male vor die Oeffentlichkeit. Auf dem Wiener Konservatorium wurde er von 1839 bis 1843 von Josef Böhm auf der Geige ausgebildet. 1843



Stadtpfarrer Hansjakob
Bronzestatuette von Fr. Dietsche



Phot. Otto Strub, Mainz

Josef Joachim †

siedelte er nach Leipzig über, wo er in Mendelssohn und Schumann verständnisvolle Gönner fand. 1850 wurde er Konzertmeister in Weimar und ging 1854 in gleicher Eigenschaft nach Hannover. 1868 ließ er sich in Berlin nieder. 1869 wurde er mit dem Titel Professor zum Direktor der neugegründeten Hochschule für Musik und zum Mitglied der Akademie der Künste ernannt. Als Interpret der klassischen Meister, vor allem Bachs und Beethovens, hat Joachim kaum seinesgleichen gehabt. Seine Gattin Amalie, geborene Schneeweiß, eine bekannte Altistin, ist dem Unvergeßlichen bereits im Jahre 1899 im Tode voraufgegangen.

Der Brand in Darmsheim

Abermals ist in Württemberg, wo das Andenken an die Brände in Ilsfeld und Binsdorf noch lebendig ist, ein schweres Brandunglück zu verzeichnen. In dem etwa 850 Einwohner zählenden Pfarrdorf Darmsheim (Oberamt Böblingen) brach am 20. August nachmittags gegen 2½ Uhr im sogenannten „Krabbennest", einem alten Hause nahe beim Pfarrhaus, aus unbekannter Ursache Feuer aus. Die Pfarrfrau sah das Feuer und ließ sofort Sturm läuten. Allein die ganze Bevölkerung war bei den Erntearbeiten, und als sie eilends zur Löschung herbeikam, standen bereits dreißig Häuser und Scheunen, voll mit jungen Garben, in hellen Flammen. Zum Unglücke erhob sich auch noch ein starker Südwest, der ein paarmal in West und Nordwest umsprang und die Flammen bald dahin bald dorthin trieb. Die Bauern mußten, ehe die Feuerwehren eintrafen, müßig ihre Häuser niederbrennen sehen. Aber auch die Feuerwehr vermochte später wenig auszurichten, da nicht genügend Wasser herangeschafft werden konnte. Erst nach längerer Zeit gelang es den Wasserzufluß zu steigern, indem man die Schleusen des Sees bei Böblingen öffnete. Inzwischen war aber schon der gesamte innere Teil von Darmsheim in Brand geraten und völlig verloren. Sicher wäre noch das ganze Dorf samt Kirche, Rathaus und Schule den Flammen zum Opfer gefallen, wenn nicht die Stuttgarter Feuerwehr unter Leitung des Branddirektors Jacobi herbeigeeilt wäre. Diese langte gegen



Phot. Philipp Sporrer, Stuttgart

Die Brandstätte in Darmsheim (Württemberg)

6 Uhr mit einer Dampffeuerspritze in Darmsheim an. Sie vermochte die Feuersbrunst auf den inneren Teil des Dorfes zu beschränken. 58 Wohnhäuser waren niedergebrannt. Das Pfarrhaus und das Haus des Bürgermeisters liegen in Trümmern. Mit den Nebengebäuden, den Scheunen und so weiter sind 70 Gebäude verloren. Eine größere Anzahl armer Leute war schlecht oder gar nicht versichert. Der an den Gebäuden angerichtete Schaden wird auf eine Viertelmillion Mark berechnet und ebenso der Wert der vernichteten Ernte. Eine Hilfsaktion ist eingeleitet worden, um die Not unter den unglücklichen Abgebrannten zu lindern und die Erschütterung ihrer Existenz einigermaßen wieder gutzumachen.

Von den Schillerfestspielen in Vindonissa

Im Amphitheater der alten Römerkolonie Vindonissa bei Brugg (Kanton Aargau) begannen am 18. August die Schweizer Schillerfestspiele mit einer Aufführung von Schillers „Braut von Messina". Berufsschauspieler hatten die Regie und die Darstellung der Hauptrollen übernommen, während die Chöre sich aus Brugger Bürgern und Bürgerinnen und aus Züricher Studenten zusammensetzten. Vom prachtvollsten Wetter begünstigt, nahm die Aufführung einen erhebenden Verlauf: es waren 3000 Besucher anwesend. Mächtige Zypressen umstanden die Freilichtbühne und boten einen stimmungsvollen Hintergrund für die antikisierende Handlung. Der Schauplatz derselben ist bald unten auf breitem Plan, bald am Hange auf Rasenplätzen, unter einem Baldachin, oder auf den Höhen, von denen die Rufe des Massenchores in mächtigen Akkorden herniederhallen. Die terrassenförmige Anlage der Bühne ermöglichte in der Handlung den Auftritt und Abgang der Massenchöre in reizvollsten Gruppierungen. Die Auflösung der Chöre in ganze, halbe und kleinere Männer- und Frauenchöre in vielgestaltigen Abstufungen erzielte ergreifende Wirkungen.



Phot. A. Krenn

Aufführung der „Braut von Messina" im Amphitheater in Vindonissa bei Brugg
Erster Akt: Auftritt der Isabella mit ihren beiden Söhnen

Für müßige Stunden

Reifenproblem



Welchen Text ergeben die Buchstaben der obigen Figur, nach Maßgabe der Zeichnung richtig verbunden? H. B.

Homonym

Der Schäfer ist dazu bestellt,
Der Lehrer gleichermaßen.
In der zivilisierten Welt
Trägt's jeder auf den Straßen.
Und birgt Gefahr dein Lebenslauf,
Sagt dir ein guter Freund: „Sei drauf!" G.P.P.

Wechselrätsel

Mit B war es ein finstres Haus,
Drin Willkür herrschte, Schreck und Graus.

Mit P dagegen, weiß und klein,
Soll's manchem Kranken nützlich sein.

Wird dann statt a ein o gesetzt,
Ward's einst als frommes Buch geschätzt. F. M.-S.

Silbenrätsel

Die Luft weht täglich weicher und gelinder,
Und auf den Straßen bieten feil die Kinder
Das Ganze schon. Wie mag es kommen nur,
Wenn ich es seh', denk' ich der Heimatflur
Und an den Lenz in frohen Kindertagen.
Des kleinen Törfchens Kirchtum seh' ich ragen,
Ringsum die Gräber, über die im Schweigen
Der Eins-Zwei Bogen sich herniederneigen,
Wo um die Fenster rankt der wilde Wein.
Dort winkt das Vaterhaus, ich trete ein,
Begrüßt vom Spitz mit freudigem Gebelle,
Drei-Vier empfängt wie einst mich auf der Schwelle.
Wie ist's so lang doch her, daß ich war jung.
Doch nie Eins-Vier will die Erinnerung,
Erloschnem Glück sie wieder Glanz verleiht,
Wenn ich das Ganze seh' zur Frühlingszeit. A. R.

Logogriph

Das Mägdlein blickt vergrämt und das Wort
Hinauf zum Gefunkel der Sterne.
Ihr Herz ist beklommen, der Liebste zog fort,
Ihn lockten die Wunder der Ferne.

Doch die Zeit, die eilende, schnell verrinnt,
Heim kehrt er im Lauf im Jahre.
Das Wort ohne „w" die beiden sind,
Sie schlossen den Bund am Altare. A. R.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 1

Des Homonyms: Prozeß.
Der Scharade: Aufgeschnitten.
Des Palindroms: Sie, Eis.
Des Logogriphs: Strumpf, Trumpf, Rumpf.
Des Silbenrätsels: Rippespeer.
Des Rätsels: Pharao, Pharus.

Schach (Bearbeitet von G. Schallopp)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, welche die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, diese stets mit der römischen Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

Aufgabe II

Von Dr. F. Binder in Weimar. (Neu.)

Schwarz (9 Steine)



Weiß (9 Steine)

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe I

W. 1. De1—h1
S. 1. Lc1—b2
W. 2. Sb4—c2†
S. 2. Ka1×a2
W. 3. Dh1—d5 matt.

A.

S. 1. Lb1 beliebig
W. 2. Dh1×e1†
S. 2. L—b1
W. 3. De1—e3 matt.

B.

S. 1. Lc1 anders (Ka1—b2)
W. 2. Dh1-h8†(bezw. matt)
S. 2. L zieht zwischen
W. 3. D×L matt.



Verfehlte Pädagogik

Professor: „Wählen Sie nun zwischen 3 Stunden Karzer und meiner gänzlichen Verachtung!"
Schüler: „Wenn ich dann um die gänzliche Verachtung bitten dürfte, Herr Professor!"

Das Geheimnis, jung und schön zu sein

von **Frau Baronin Annie Dirkens.**

Für uns Frauen dürfte es wohl kaum eine andere Frage geben, deren Lösung mit grösserem Interesse erwartet wird, als die, welche ich jetzt erörtern will. Wohl könnte ich in Verdacht kommen, so geschmacklos zu sein, von mir selbst behaupten zu wollen, dass ich jung und schön sei. Dies liegt aber durchaus nicht in meiner Absicht. Es genügt mir vollkommen, wenn die „anderen" es von mir behaupten. Damit bin ich eben zufrieden, und nur darin liegt eigentlich der volle Wert. So sollte jede Dame denken und stets danach streben, dass die „anderen" sagen: Sie sind jung und schön!

Wie einfach ist dies zu erreichen und wie verkehrt wird diese Kunst gehandhabt.

Puder, Schminken, Fette und Salben werden gewöhnlich in schrecklicher Quantität auf die Haut gelegt und das Gesicht auf diese Weise fürchterlich entstellt. Ich sage Ihnen aber, Sie machen sich dadurch geradezu lächerlich.

Fort mit allen Quacksalbereien! Herunter mit der grässlichen Auflage! Reinigen Sie Ihren Teint mit unschädlichen Mitteln!

Vor allem waschen Sie sich täglich zweimal mit lauwarmem Wasser. Nehmen Sie anstatt jeder anderen Seife ein wenig Ojaseife und waschen Sie sich damit. Wenn Sie nachher in den Spiegel schauen — ist übrigens gar nicht nötig — denn wenn Sie nachher jemand ansieht, sei es mit liebe- oder neidvollen Blicken, der wird sagen müssen: Heute sind Sie schöner als je! Begreifen Sie diese einfache Kunst? Sie sollen Ihre Haut *reinigen* von Fett, Staub etc. etc., aber nicht darüber eine Farbenschicht ziehen. Es ist vorteilhafter, warmes Wasser zu verwenden, damit das Blut in Zirkulation gerät. Sie sollen sich mit Ojaseife waschen, damit die Poren der Haut gereinigt werden und damit die Haut erfrischt und belebt wird.

Wenn Sie dieses, mein Prinzip, befolgen, so werden Sie mit vierzig Jahren noch immer keine Spur eines Fältchens in Ihrem Antlitz finden.

Merken Sie jedoch jetzt schon, dass Ihr Teint durch feine Furchen gestört wird, so nehmen Sie des Morgens auf den Daumen etwas Crême und kneten Sie die betreffenden Stellen tüchtig durch. Dieses Verfahren nennt man Massage. Es ist gar nicht notwendig, bei dieser Massage besondere Regeln zu beobachten, denn es handelt sich nur darum, den Gesichtsmuskel in seiner Schlaffheit zu stören. Wenn die Massage zirka 10 Minuten angewendet wurde, vermischen Sie ein wenig Rioret (peruvianische Seifenwurzel) mit ein paar Tropfen Wasser, und frottieren Sie gelinde die zu Runzelbildung neigenden Stellen, indem Sie fortwährend etwas Wasser dazu geben, bis ein leichter Schaum entsteht. Mit diesem Schaume waschen Sie sich das ganze Gesicht und wischen es dann mit einem weichen Handtuche ab. Durch das Waschen mit Rioret wird die Haut sehr zart und weich, so dass der durch die Massage angeregte Muskel die Haut voll ausfüllt und somit auch glättet. Vor dem Schlafengehen können Sie, um die vielleicht zu trockene Haut zu erweichen, etwas OJA-Crême*) in dieselbe verreiben.

*) Prospekte etc. durch Parfümerie „Oja", Hamburg, Grosse Bleichen 31.

Diese zwei Behandlungsmethoden des Gesichtes werden jeder Dame den gewünschten Erfolg in geradezu überraschender Weise bringen und den Teint stets blütenrein, glatt und rosig frisch erhalten.

Was die Pflege der Hände anbelangt, empfehle ich, die Haut derselben jeden Abend mit Crême einzureiben und gewöhnliche leichte Zwirnhandschuhe anzuziehen. Des Morgens waschen Sie die Hände mit OJA-Seife und verreiben Sie, solange die Haut noch nass ist, ein haselnussgrosses Stück Crême auf derselben, dann erst wischen Sie diese mit einem weichen Handtuch ab.

Die Nagelhaut ist täglich mit einem Holz- oder Beininstrument leicht zurückzuschieben. Einen wunderbaren Glanz der Nägel erzielt man durch Abreiben derselben mit echtem amerikanischen Nagelglanz (Oja) und mittelst eines Leinenlappens. Dieser Nagelglanz hat den Vorteil, dass er im Gegensatze zu anderen Präparaten den Nagel niemals spröde und brüchig macht und dass der damit erzielte Glanz tatsächlich wochenlang unverändert anhält.

Von grosser Wichtigkeit zur Erzielung einer harmonischen Schönheit ist selbstredend die vernünftige Pflege des Haares. Für die jetzt so modernen hohen Frisuren ist es mir gelungen, eine geradezu ideale Methode zu finden. Dieselbe ist einfach anzuwenden, billig und von ausgezeichnetem Erfolge. Ich bereite mir mein Haarwasser seit Jahren selbst.

Ich nehme ein Paket Ipe-Knolle (kalifornische Haarwuchsknolle) und giesse darüber einen Liter Wasser und einen Liter Weingeist. Schon nach 24 Stunden nehme ich ein Wasserglas voll davon herunter, schütte einen Teil auf das Haar und lasse es gut verreiben, bis ein kolossaler Schaum entsteht. Dieser Schaum wird abgestreift und mit dem Rest des Haarwassers, welches im Glas zurückgeblieben ist, diese Prozedur wiederholt. Nun werden die Haare abgewischt und trocknen gelassen. Wenn man sich jetzt frisiert, so ist das Haar noch einmal so voll und so duftig, dass man die prachtvollste Frisur arrangieren kann, ohne eine falsche Unterlage benutzen zu müssen. Abgesehen von diesen Vorteilen wird der Haarboden gereinigt und das Ausfallen der Haare sofort behoben.

Zum Schlusse möchte ich noch bemerken, dass ich diese Methode von einer Freundin während meines Aufenthaltes in Nordamerika kennen gelernt habe, und dass es mir tatsächlich ein aufrichtiges Vergnügen bereiten würde, wenn sich dieselbe auch hier in weiteren Kreisen einbürgern würde. Die Vorteile dieser Methode sind so bedeutend, die Kosten bei rationeller Anwendung so gering, dass die Befolgung derselben in jeder Beziehung zu empfehlen ist. Nur meine feste Ueberzeugung von der absolut sicheren, wohltätigen Wirkung, sowie zum grossen Teile auch meine Erkenntlichkeit haben mich veranlasst, meine gemachte Erfahrung öffentlich mitzuteilen.

Kennen Sie jetzt das Geheimnis, jung und schön zu sein? „Oja"!

Annie Dirkens

Briefmappe

F. X. in M. Gegen den Opiumgenuß geht China jetzt sehr energisch vor. Es hat sich kürzlich in Angelegenheit des Opiumverbotes mit einer Note an die Mächte gewendet, worin es an alle Länder, die Settlements in China haben, die Bitte richtet, in diesen hinsichtlich des Opiumverkaufs und -gebrauchs dieselben einschränkenden Bestimmungen einzuführen, welche die chinesische Regierung für die Chinesen erlassen hat. Das größte Verdienst um die Bekämpfung des Opiumgenusses in China hat sich Yuanschikai, der Vizekönig von Petschili, erworben, der überaus strenge Maßregeln gegen das Nationallaster ergriffen und besonders den Würdenträgern und Beamten eingeschärft hat, der Bevölkerung ein gutes Beispiel zu geben.

Aus Industrie und Gewerbe

(Aus dem Publikum)

Schweizer Chocoladen-Export. Für viele Millionen Franken Chocolade werden jährlich aus der Schweiz nach allen Ländern der Erde exportiert. Wenn daran die Chocoladenfabrik „Lucerna" in Hochdorf-Luzern einen nicht unwesentlichen Anteil hat und sich nach dieser Richtung hin einen Weltruf zu sichern wußte, so erreichte die Fabrik ihr heutiges Renommée in der Hauptsache durch die erstklassigen Qualitäten in Rohmaterialien, welche zur Verwendung kommen — die herrliche Schweizer Milch — und nicht zuletzt durch die hervorragenden Mischungen, welche die Fabrik in den Stand setzen, auch dem verwöhntesten Geschmack Rechnung zu tragen.

Wenn es warm ist, dann verlangt der menschliche Organismus kalte Speisen, erfrischende alkoholfreie Getränke. Die Nahrung muß aber trotzdem die Hauptnährstoffe in rationellen Mengen enthalten. Es sei hier auf Puddings aufmerksam gemacht, bereitet von Dr. Oetker's Backpulverfabrik in Bielefeld, die in Millionen Päckchen überallhin versandt werden. Diese Pudding-Pulver, hergestellt aus bestem Reispuder, ergeben mit Milch, Zucker und etwas Butter ein ideales Nährmittel für jung und alt. Sie sind nebst 11 anderen Spezialitäten dieser durch ihr Backpulver weit und breit bekannten Nährmittelfabrik in fast allen Geschäften zu haben. Der Versand von mehreren hunderttausend Päckchen täglich legt Zeugnis ab von der Beliebtheit, deren sich alle diese Fabrikate erfreuen.

Verantwortlicher Redakteur:
Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart
In Oesterreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich:
Robert Mohr in Wien I.

Verlag und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württbg.















Mädchen aus der Bretagne

Nach einem Gemälde von Franz Ondrúšek


Timm Kröger

Du sollst nicht begehren!

Eine Erzählung

von

Timm Kröger

Motto: Ich sag' es dir: Ein Kerl, der spekuliert,
Ist wie ein Tier, auf dürrer Heide
Von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt,
Und rings umher liegt schöne grüne Weide.

Goethe (Mephisto).

I

Ganz vom Ural her bis zur Cimbrischen Halbinsel hin, nach Skagens kühnem Finger hinauf, mitten durch die sarmatischen und deutschen Tiefebenen, streift ein langer milder Höhenzug von runden Hügeln, worin selten das Knochengerüst der Erde als Fels aufgespießt worden ist. Ursprünglich mag er ganz in Wald vergraben gewesen sein, jetzt trägt er Baumkronen nur noch zum Schmuck; der ackergierige Pflug hat große Flächen Landes blank und kahl gemacht. Aber die Seen, die den Fuß der Berge baden und das Landschaftsbild verklären, sind dieselben, die sie von Anbeginn gewesen sind; als lange Schleppe wahllos hingestreuter blauer Gewässer streifen sie dem eilenden Zug des kleinen Gebirges durch die Lande nach.

Wo Wald und Wasser und Berg und Tal zusammenkommen, da ist es allerorten schön, mögen es nun holsteinische Buchen und Eichen, mögen es masurische Tannen sein. Aber die Schönheit der Buchenlandschaft ist satter, voller, drückender. Immer ein schwerer Duft, die Natur immer wie in elektrischer Spannung gebunden. Sie läßt des Wanderers Nerven nicht; immer erwartet man aus den hohen Baumwipfeln eine Stimme, wie die des alten Jehova, der den Schäferknecht Moses aus brennendem Busch heraus zu seinem Rüstzeug kürte. — Dagegen redet der über warmem Sandboden webende feine masurische Tannenduft eher von fauler Rast nach schwerer Müh als von Jehovas Sendung. Da tragen die Fichten, die Kiefern tragen auf Armen (die sind braun, zuweilen aber erscheinen sie gar rot), auf solchen Armen tragen sie Kronen empor. Und diese Kronen, düster und abenteuerlich geformt, klagen dem blauen Himmel die Beschwerde ihrer Mühsal vor.

Masuren ist ein rauhes Land, ein Zug von rauher Größe liegt darauf. Und das Klima ist von kalter Entschlossenheit.

Spätestens schneit es Anfang November ein, doch geht eine Woche klaren harten Frostes vorauf, damit der Masure das Schlittschuhlaufen auf den blanken Seen nicht verlernt. Dann aber kommt der Schnee, und dann — ade! — für dieses Jahr, dunkle Erdenmutter, ade! blanker See und blanker Stahlschuh! — bis zum April deckt die weiße Winterdecke alles zu.

Bei mildem Wetter fängt es an, es schneit den weißen Schmetterlings- und Federdaunenschnee. Allmählich setzt die Kälte ein, der Wind kommt auf, und rasselnd fällt ein harter Graupelschnee mit schräger Kraft auf Dach und Fach. An den Stubenfenstern schottert er mit rundem Klang herab. Am dritten Tag, da schneit es wild in wagerechten, zornig hingeschmissenen Streifen. Zwei Tage wirbelt es noch von Busch und Baum und Strauch und Dach.

Und dann — ja! — dann wird es still.

Abends mochte man noch keinen Hund vor die Tür lassen, die halbe Nacht redete das Wetter in der Menschen Traum hinein, gegen Morgen

verstummte der grimme Mann vor den Fensterluken, am andern Tag, da geht die Sonne mit großem Gepränge auf. — Weiße, stille, helle Felder liegen vor den Fenstern. Und nun her mit dem Pelz und mit den Pelzhandschuhen, her mit den großen ostpreußischen Gummischuhen! — Bis April wird es so bleiben.

Fünfzehn bis zwanzig Grad Reaumur bei stiller Luft. Das ist die Regel. — Der Bauer packt die Wagen ein und holt die Kufen seiner Schlitten her und das andre, was dazu gehört, und stellt alles zusammen. Seine Frau kramt die Felle her, die Lammfellmützen und die Schaffellröcke, die rauhe Wolle nach innen gekehrt, die Handschuhe von ungegerbtem Leder. So fühlt der Masure sich dem Winter gewachsen, und just so fühlt er sich im Winter wohl.

Masuren ist ein rauhes Land, deshalb hat es auch so gute Oefen. Ein Sprichwort sagt, erst jenseits der Weichsel verstehe man sie zu bauen. — Zwei Meter tief an der Zimmerwand, und die großen Klufthölzer unzerkleinert hineingeschoben (Steinkohlen sind noch nicht in Gebrauch), so geben sie eine reinliche und angenehme Wärme.

*

Der junge Pastor stand am Pult und schrieb.

Die Fenster seiner Stube gingen nach der Straße und über die Straße hinweg nach Buchsteiners Garten. In Buchsteiners Garten saßen zwei Krähen im Schnee, und mißmutige schwarze Krähenflüge sah man auch hinter Buchsteiners Garten über der weißen Ebene. Durch die weiße kahle Ebene lief, wie von Pastors Fenster ausgehend, ein ausgefahrener Schlittenkufenweg von unheimlicher Geradheit. Er war nicht mehr geschwungen, als es jeder nicht an der Leine abgesteckte Weg ist. — Weshalb sollte er sich auch mehr winden? Er braucht keinem Busch und keinem Strauch aus dem Wege zu gehen. — Die Ebene ist der große, tiefe, jetzt unter fester Eisdecke schlafende See.

Kling—ling — meldete ein Schlitten von der Straße her.

Der junge Mann am Pult schrieb weiter . . . Er achtete nicht auf die Schlitten, sah auch nicht nach den Krähen und nach der Ebene . . . Er schrieb.

„Du sollst nicht begehren!" — schrieb er, hielt aber einen Augenblick inne, rieb sich das Kinn, nahm die lange Pfeife, die am Stuhl stand, an die Lippen, tat einige Züge, lief ein paarmal rund um das Pult herum, das mitten in dem geräumigen Zimmer stand, und fing dann gleich wieder an zu schreiben.

„Du sollst nicht begehren!" — das war der Vorwurf, zu dem es ihn immer wieder zurückzog.

Der junge Pastor war schon in der Gemeindeschule seines Dorfs ein Tugendpfadfinder gewesen. Wie Eingebung war es in seiner Seele haften geblieben, wenn der Lehrer in der Begierde die Wurzel alles Uebels bloßgelegt hatte. Später, als eignes Denken anfing, ihn zu tragen, befestigte es sich noch mehr, nun sah er sogar das Wachsen und Großwerden schlechter Taten. Erst das Chaos dumpfer Wünsche, das Unbefriedigtsein, dann die sich daraus lösende Vorstellung eines Zustandes, der die ersehnte Befriedigung verheißt — die auf die Herbeiführung gerichtete Absicht, immer noch dumpf und ungeklärt, das Herumtasten und -stoßen unter den verschiedenen Mitteln und Wegen der Ausführung, die Wahl der Tat — der Entschluß und endlich die Ausführung, die böse Handlung selbst — Stamm und Aeste, Zweige und Blätter und Knospen, Blüten und Früchte — ein ganzer Giftbaum ist aus dem Begehren herausgewachsen.

Morgen wollte er es seiner Gemeinde wieder sagen. Es gelang ihm, wie ihm schien, immer mehr, sich dem Gedankengang und dem Ausdruck seiner Pfarrkinder anzupassen. Freilich das Feinste und Schönste konnte er ihnen nicht mitteilen, aus dem Gleichnisartigen, aus den Beispielen, aus dem Spruchartigen durfte er nicht heraustreten — die Freude, das Entzücken, wovon er so gern abgegeben hätte, weil es ihn um so reicher machte — das aus rein künstlerischem Gefallen aufquellende Entzücken . . . der Aufbau der zehn Gebote — das mußte er wie ein unfreiwilliger Geizhals in seiner Seele aufspeichern. Bei den zehn Geboten — wie fein die Einleitung, der Fortgang, der Schluß! Scheinbar berechnet, aber im Grunde durch nichts als die Natur des Gegenstandes, durch die Zweckmäßigkeit getragen.

Vor allen Dingen die Bereitung des Ackers, Einsenkung der guten Gesinnung. Das dritte und vierte Gebot rechnete er noch dazu. Und nun die strafende Gotteshand auf die übeln Taten gelegt: Leib und Leben, die keusche Sitte, das Eigentum, die Ehre. Das ist der Kreis, worin die verletzbaren inneren und äußeren Güter beschlossen sind. Und noch einmal legt Gott-Jehova den Finger auf die Wurzel aller Uebel: „Du sollst nicht begehren!" — „Laß dich nicht gelüsten!" —

Wie er es morgen am besten sage, das war die Arbeit seiner Feder und seiner Gänge um das Pult. ‚Die, die zu meinen Füßen sitzen, sind Unmündige und Waisen im Geiste. Wie soll ich's künden, daß sie es mit nach Hause nehmen? Wie verschieden wird der Acker sein, auf den ich mein Samenkorn streue! Junge Leute — Augenblicke der Rührung sind ihnen nicht fremd, aber sie sind die Gefäße brausender Begierden. Da sind silberhaarige Alte mit Fehlern und Mängeln, aber sie sind wunschloser als die Jugend, daher vor bösen Entschlüssen gesicherter.

‚Wie soll ich's sagen?‘

Wenn er beim Arbeiten Pausen machte, dann lief er immer rauchend um sein Pult. Erst lief er vor Wochenbettsfreuden über den letzten glücklich ausgegorenen und zu Papier gebrachten Gedanken, und gleich darauf lief er in Geburtswehen der kommenden.

‚Wie soll ich's sagen?‘

Zwei Kilometer, drei Pfeifen — da hatte er es.

„Ich werde ein guter Arbeiter im Weinberg sein," murmelte er. „Ich werde den Pflug auf tiefe Brache stellen. Mag auch wilde braune Erde aufgeworfen werden — die freie Gottesluft wandelt alles in fruchtbaren Humus."

II

„Grita!" rief er. Er wollte seiner Aufwartung den Ofen empfehlen, seinen Spaziergang machen und dann im Gasthof das Mittagessen einnehmen.

Grita kam. Grita war eine bewegliche, runde, schwarzäugige Litauerin mittleren Alters — sie kam mit dem Seehundspelz, mit den warmen Handschuhen, mit Hut und Stock und den Gummischuhen, die nach östlicher Mode mit brauner Wolle ausgeschlagen waren und bis über die Knöchel gingen.

In die Gummischuhe trat der Pastor gleich hinein, den Pelz hatte Grita ihm über den rechten Arm gezogen und machte Anstalten, es links ebenso zu machen — da sagte sie: „Herr Pastor, denken Sie, Tante strickt wieder."

Tante war eine alte Frau, neunzig Jahre alt, ein halbes Jahr hatte sie zu Bett gelegen, man hatte geglaubt, ihr Leben werde verlöschen, wie ein Lampendocht tut, dem es an Oel fehlt. Nun aber war Tante aufgestanden und strickte wieder.

Tante hatte ein kleines Vermögen — wenn sie mal die Augen schließt, wird Grita Tribukeit ihre einzige Erbin sein.

Aber Tante strickte wieder.

Der Pastor war ganz angezogen, er stand in Pelz und Hut vor Grita Tribukeit.

„Das ist ja schön," antwortete er.

Grita seufzte leise vor sich hin.

„Grita, freut es Sie denn nicht?"

„Ja, Herr Pastor, freuen wollt' ich mich ja ganz gern, aber Tante kann nicht mehr sehen und nicht mehr hören und ist sich selbst und andern zur Last, und vom Leben hat sie rein gar nichts und mag auch nicht mehr darüber sein, und jeden Tag sagt sie: ‚Wenn unser Herrgott mich doch zu sich nähme.‘ Und denn August, was mein Sohn und gelernter Kaufmann ist, will einen kleinen Handel anfangen und muß Geld haben, und wir wissen nicht woher nehmen, und bei Lebzeiten gibt Tante nichts ab, da ist sie viel zu geizig zu."

„Und da haben Sie gedacht: ‚Für August und für mich wäre es ganz gut gewesen, wenn es dem lieben Gott gefallen hätte, der guten Tante für immer die Augen zuzumachen.‘"

Der Geistliche sah hart drein.

„Ach Gott, Herr Pastor! — Ja, das hab' ich gedacht," erwiderte die ehrliche Grita und sah ihrem Herrn mit unschuldigem Tigerblick in die Augen. „Ist das Sünde?"

„Wie heißt das neunte Gebot, Frau Tribukeit?"

Die Litauerin wußte das neunte Gebot nicht mehr. Sie stammelte was von „Du sollst nicht stehlen!" Sie war zu lange aus der Schule. Der Pastor half ihr, er renkte ihr Gedächtnis ein, da besann sie sich. Und unter seinem Beistand dämmerte auch noch etwas vom zehnten Gebot. Und als sie sich besonnen hatte, da hatte der geistliche Herr Veranlassung zu einer kleinen Vorübung für die Predigt, die morgen für die Gemeinde bestimmt war. „Du sollst nicht begehren! Laß dich nicht gelüsten!" — Im Grunde freute sich der Seelsorger über diesen handgreiflichen Fall eines sündhaften Gelüstens. ‚Das werde ich morgen, wenn auch nur andeutungsweise, verwenden,‘ dachte er. — Grita Tribukeit erfuhr, daß sie gefehlt habe, daß sie Gedanken, wie die verratenen, gar nicht aufkommen lassen dürfe, ihnen nicht Raum geben, ihnen nicht nachhängen, daß es ihre Pflicht sei, diese Bilder und Vorstellungen zu unterdrücken, und daß sie vor Gott dem Herrn schuldig sei, da sie es getan habe.

Grita Tribukeit küßte dem Prediger den Rocksaum: „Dank' auch vielmal für die schönen Worte, und daß Sie's mir gesagt haben. Ich wußte ja gar nicht, wie tief ich in Sünden war. Und ich will den lieben Gott auch bitten, daß er's mir vergibt, und soll auch gewiß nicht wieder geschehen, es war auch ja nur wegen des Jungen. Er hat ja eine Braut und möchte Hochzeit machen und ein Geschäft anfangen. Wenn es Sünde ist, so zu denken, dann wollen wir es nicht tun, und meinetwegen und seinetwegen soll Tante noch lange stricken."

*

Unser junger Pastor, der gegen die erste Herzensgier so unerbittlichen Krieg führte und jetzt spazieren ging, hieß Heinrich Bruhn.

Die Luft war zwar kalt, aber bekömmlich; in seinem Pelz blieb Heinrich auch warm. Der Gasthofbesitzer, bei dem er nachher das Mittagessen einnehmen wird (da aß alles, was gebildet und halbwegs gebildet und nicht verheiratet war, vom Gerichtsaktuar bis zum Kreisgerichtsdirektor und Landrat), war zugleich der größte Landwirt. Seine Scheunen lagen im Weichbild der Stadt. Bei Keils Scheunen begegneten dem Pastor zwei Bauernschlitten. Die darin saßen, grüßten ihn,

sie kannten ihn, er kannte sie auch, es waren ja seine Kirchspielskinder.

Sie kamen vom Dorf Ogonken her; im vorderen Schlitten saß der Bauer Czychowski und im zweiten der Bauer Böttcher, die Frauen neben ihnen. In beiden Schlitten — man kannte es bei den zur Stadt fahrenden Landleuten nicht anders — lag hinter dem Sitzbrett ein leeres, leicht hin und her rollendes Schnapstönnchen. Das Tönnchen war bei dem Kaufmann Gerlach aufzufüllen, und das war nicht der letzte Zweck der Reise. Wenn sie heut abend nach Hause fahren, wird es schwer und voll und vorsichtig verstaut sein, und die Bauern werden toben und lärmen und jagen.

Die Straße verlief am Seeufer. Krachend und rollend brach das Eis unter seiner Schwere. Erst war es dumpf wie Donnerschlag, dann aber verklangen die Risse wie in feinem schneidendem Weh in der Richtung nach der Insel, deren beschneite Baumwolke man westwärts in der Ferne sah. Ein feiner blauer Ton lag dort geheimnisvoll auf der Schneedecke.

Drei Viertelstunden Wegs bis zum nächsten Dorf, das war sein Tagesmarsch. Und mit rüstigem Atem schritt er von dannen. Alle dreißig Schritte saß ein Krähenehepaar begehrlich am Weg, verflossene Roßäpfel zerkrümelnd, auf neue wartend. Der Mann im Pelz erhielt aus schiefem Kopf einen ihn als harmlos einschätzenden Blick. Wenn er vorüberging, hüpften Mann und Frau fünf bis sechs Schritte in den kalten Schnee.

„Ob es wirklich," brummte Heinrich Bruhn, „so weit bis Sibirien ist, wie die Karte sagt? Ich denke zuweilen, es müßte gleich hinter unserm Stadtwald liegen. Jedenfalls geht's bis zum Ural immer geradeaus. — Ein undeutsches Klima, ein undeutsches Land — noch immer Kolonie. In den Städten bißchen westeuropäischer Firnis — setzt man aber den Fuß ins freie Land, so setzt man ihn ins Polen- und Mittelalterland."

Heinrich Bruhn war an der Nordsee zu Hause, er war an Sturm und Nebel, an rechtschaffenen Nebel und an rechtschaffenen Schmutz gewöhnt.

Er war ein Holsteiner, nicht weit von der Wasserkante auf dem flachen Lande geboren und mit geringen Mitteln zum Studieren gekommen. Als er das Amtsexamen bestanden, bot sich nicht gleich eine Anstellung. Aus Gründen der Notdurft des Leibes und der Nahrung (damals waren ihm noch nicht die zehntausend Mark so unverhofft von seinem Ohm zugefallen) trat er in den Dienst einer fremden Landeskirche über, das Konsistorium sagte aber wohlwollende Berücksichtigung zu, falls später mal seine Rückkehr in Frage komme.

Daran dachte er. Er litt im kalten Osten an einer Art Weh nach der heimischen Provinz.

Emil Paulsen, ein Sohn des heimischen Konsistorialpräsidenten, war sein Freund. Als dessen Alter noch einfacher Richter gewesen war, hatten sie die Schule zusammen besucht, jetzt war der Sohn Amtsrichter in Hodorf, wie es sein Vater gewesen war.

„Ich habe ein gutes Wort für Dich beim Konsistorium eingelegt," hatte er vor etwa einem Jahre an Heinrich Bruhn geschrieben. „Wenn Du willst, so ist Dir die nächste Stelle sicher. Und lange kann es nicht mehr währen. Wie Du weißt, verkündet hier neben dem alten Propsten der wilde Wilhelm Frahm das Wort Gottes. Und Wilhelm Frahm kennst Du! Und weil Du ihn kennst, so weißt Du auch, daß er als Priester auf einer Mine sitzt, die zu jeder Zeit losgehen kann.

„Als Mensch noch immer der alte prächtige Naturbursche, ein herrliches — wie pflegt doch der Deutsche zu sagen? — ein herrliches Gemüt, aber Pastor? Ganz unmöglich! Du kennst ihn ja!

„Nun hör! Schifferball durch seine Gegenwart verherrlicht habend, tüchtig gezecht . . . Tanzordner gewesen, einen stämmigen Schifferknecht eigenhändig hinausbefördert. Wozu auch hat der liebe Gott unserm Wilhelm die Gestalt, die Arme, die Muskeln gegeben? Sicherlich nicht, Kanzelgesten zu machen, die Bibel zu heben und damit die Gemeinde zu bedrohen.

„Er ist ja kein schlechter Redner, und wenn er auf der Kanzel steht und die tiefen, ihm gut stehenden Herzenstöne anschlägt, dann geht es jungen höheren Töchtern zuweilen tief, würde vielleicht auch bei uns Eindruck machen, wenn... wenn wir nicht unsern Willem in der Joppe, ihn und seine Fröhlichkeit, die so gar nichts Pastorenhaftes an sich hat, seine Direktionslosigkeit, wenn wir das alles nicht so oft vor Augen hätten. Dem Reinen ist alles rein — denkt Willem Frahm. Nein, er denkt es nicht, das tut bei ihm auch gar nicht nötig, denn er ist naiv. Aber wenn er es auch nicht ausdrücklich denkt, so ist er doch ein lebendiges Exempel jener Wahrheit.

„Wegen der Schifferballgeschichte ist er vom Konsistorium arg hineingelegt worden. Im Vertrauen! — sein Maß ist voll. Wenn wieder was kommt und, wie Willem nun mal ist, kann es nicht lange dauern, dann — fliegt er. Und wenn er fliegt, dann kommst Du dran, dann wirst Du Pastor in Hodorf."

Das hatte der Amtsrichter Emil Paulsen an Heinrich Bruhn geschrieben. Bei dem Empfänger war der Gedanke aufgetaucht: ‚Wenn doch!' —

Aber da war seine Pastorenseele aufgefahren und mit ihm ins Gericht gegangen: ‚Schäm dich! Du predigst Sonntag für Sonntag als Diener

seines Worts: ‚Laß dich nicht gelüsten!‘ — Du führst es Tag für Tag im Mund: ‚Du sollst nicht begehren!‘ — Und nun begehrst du selbst?‘

Seine gescholtene Seele hatte sich verteidigen wollen, aber sie hatte kein Gehör gefunden und war schließlich weinend von Pastor Heinrich Bruhn weggegangen.

III

Im Keilschen Gasthof hatte er nach Tisch mit dem Seminardirektor zusammen Steine geklopft — so bezeichnete man in Ostpreußen malerischtönend das Dominospiel — und Kaffee getrunken; die sinkende Sonne malte schon den Westrand des Horizonts mit farbigen Tinten, als er in sein Zimmer zurückkehrte. Der Postbote war dagewesen, ein paar Briefe lagen auf seinem Pult — Drucksachen, Lotterielose und ein versiegelter Brief — Poststempel von Hodorf, Emil Paulsens Handschrift.

„Hurra!“ (das Wort dreimal unterstrichen). „Hurra,“ schrieb Emil Paulsen, „es wird. Willem Frahm hat dumme Streiche gemacht. Das Gerücht ist an der Arbeit, aber schon das, was vor einem Dutzend Zeugen verübt worden ist, reicht aus. Auf dem Schweinemarkt mit Schweinemännern gewettet, ein — ich weiß nicht, wie schweres — Ferkel am geölten Schwanz einen Fuß vom Boden zu heben. Er soll die Wette gewonnen, das Schwein aber arg geschrien haben. — Mit Wilhelms Pastorenlaufbahn ist es jedenfalls vorbei, im Volksmund heißt er nun auch schon — Schweinepriester. Ich besuchte kürzlich den Alten und sah zufällig einen tüchtigen Aktenschwanz mit verdächtigem Rubrum.

„Wilhelm Frahm soll gesagt haben, wenn es ihm an den Kragen gehe, wolle er Viehhändler werden. Vernünftigeres kann er gar nicht tun. Vater und Großväter und Voreltern haben nichts getan als Ochsen geweidet und Schweine fett gemacht, sie waren Ochsen- und Schweinegenies. Zum Schweine- und Ochsenhandel bringt Wilhelm viel ererbtes Talent mit. Ja, ich sage Dir: Paß auf! Ist Wilhelm erst in das richtige Geleise gekommen, dann wird noch mal was Großes aus ihm. Hat einen Humor — einfach großartig!“

‚Der Brief verdient, daß ich eine Pfeife rauche,‘ dachte Heinrich Bruhn, steckte sich den Sorgenbrecher an, setzte sich in seinen Sessel und dachte an Hodorf.

Früher ist die Hodorfer Turmuhr immer auf dreiviertel stehen geblieben. Daran waren die Dohlen schuld, deren besondere Liebe der Turm hatte; war er doch das erste ragende Ding, wenn man als ehrliche Krähe vom Meer her über die Marsch hinflog. Sie setzten sich auf den Langzeiger der Kirchenuhr, wenn er sich zur Wagerechten auf fünfundvierzig Minuten heraufgearbeitet hatte. Mit Gewalt war nichts zu machen; da ließ der Kirchenvorstand eine runde Stange, worauf sich's für Dohlenleute noch gemütlicher saß als auf dem scharfen Zeiger, um den Turm ziehen. Da ging die Uhr denn wieder ruhig ihren Gang.

Die Kirche, Dom genannt, erhebt sich als eindrucksvolle Masse auf dem Markt, hoch über die Häuser hinweg, ihr Turm ist langgereckt und hoch, und in gewissem Sinn zwingt er sogar die Landschaft.

Der Marktplatz ist weit und ruhig, ein großes Viereck, das von einer üppig und grün aufrauschenden Lindenallee eingerahmt ist. Als Heinrich die Klasse besuchte, sahen gute, schnurgerade, wie Schildwachen aufgerichtete Häuser mit klugen Fenstern und gleichmütigen Ziegeldächern darüber hinweg. Wenn ein paar Wagen von Posthalter Nissen über den Straßendamm fuhren und die „Herren“, die was zu sagen haben, der Landrat, der Bürgermeister, der Deichgraf und Deichgeschworene darin saßen, dann war Deichschau. Wenn dreißig hohe Hüte hinter einem schwarzverhangenen Wagen hergingen, dann war einer gestorben. Wenn der Markt von Menschen wimmelte und an allen vier Ecken gefeilscht und gehandelt wurde, dann war Wochenmarkt. Wenn Verkaufszelte aufgeschlagen waren, wenn es nach Kuchen roch, wenn die „Ringmaschine“ sich drehte und die Drehorgel lärmte, dann war Jahrmarkt. — Dicht bei der Kirche ist der Ausspann von Hans Hanssen; quer über die Schmalseite des Marktes hinweg wohnt „Droppenonkel“ Gustav Brandt. Der Weinwirt „Droppenonkel“ war mit Heinrich Bruhns Mutter weitläufig verwandt, bei ihm wohnte Heinrich, als er die Primanermütze trug. „Droppenonkel“ nannte man Gustav Brandt in der ganzen Stadt. Was er schenkte, war ihm viel zu viel wert, um die Uebersetzung ins Hochdeutsche zu vertragen. „Ich schenke einen ‚guten Droppen‘,“ sagte er, und dabei blieb er.

Primaner waren in Hodorf angesehene Herren, sie und die Junker der Marschhöfe vom Lande lieferten den Bällen der Feinen die Tanzbeine. Freilich, wenn, was nicht selten geschah, Studenten, frühere Schüler der Gelehrtenschule, von der Universitätsstadt herüberkamen, dann stellten sie den Nachwuchs, den unfreien Schüler, der nur mit des Direktors Erlaubnis bis Mitternacht bleiben durfte, in den Schatten.

Auf den Bürgervereinsbällen ging auch ein Paar schwarzer Augen um, die es vielen, unserm Primaner Heinrich nicht zum wenigsten, antaten.

Leider blieb die Eignerin nie lange. Wenn die Uhr auf elf ging, kam ein Wagen, worin eine alte Frau — ein sogenanntes Faktotum — saß, die Bergstraße herauf ... trab! ... trab! ... angefahren. Friech, ein alter Knecht, auf

dem Bock ... br! ... br! ... jäh! ... vor dem Bürgerverein hielt er. Der alte von Leesen, ein Marschhofbesitzer, schickte seine Kutsche, die Tochter abzuholen.

Nun ging das Betteln der Herren los — noch einen Tanz — nur noch ein Viertelstündchen! Aber die Schwarzäugige ließ sich nur karg darauf ein. In koketter, zärtlicher Kapuze glitt sie die Treppe hinunter — ein summender Schwarm Verehrer hinterdrein.

Wenn das Faktotum seinen Schützling in den Wagen verpackte, standen die Bürgervereinslöwen am Tritt und machten Komplimente. Als Heinrich die rote Mütze trug, waren Wilhelm Frahm und Emil Paulsen schon Studenten und doch fast immer da. Sie waren selbstverständlich Löwen erster Klasse. Marschhofsjunker, ländliche Streber, wie Georg Engelbrecht und Emil Gosch, wollten das eigentlich nicht gelten lassen — sie waren dem Wagentritt nicht viel ferner als die Gelehrten. Heinrich aber startete nicht mit, er stand weit hinten und verhielt sich still. Das war aber nur äußerlich, denn sein Herz bestritt den Löwen erster und zweiter Klasse den Platz, bestritt ihnen sogar das Recht, Witze zu machen und so unverschämt zu plaudern und zu lachen. Denn so wie er sie liebte, so — das wußte er ganz gewiß —, so liebte sie keiner von allen, die am Wagenschlag standen.

Und nun das letztemal, wo er ihr nah gewesen.

„Gute Nacht, Fräulein Leesen!" — Bis zum „gnädigen Fräulein" hatte man es (damals!) im Hodorfer Bürgerverein noch nicht gebracht. — „Gute Nacht! gute Nacht!" — „Daß Friech nur nicht einschläft und ins Watt hineinfährt!" scherzt der zukünftige Priester Wilhelm Frahm. Das will der Alte auf dem Bock nicht ruhig hinnehmen. — „Wenn man all so nöchtern weern as ick!" erwiderte er ein bißchen anzüglich. Noch hält der Wagen, die Schwarzen scharren und tun, als hegten sie selbstmörderische Gedanken und wollten direkt nach „Ol Büsum" in die Flut hinein.

„Gute Nacht! gute Nacht!" Alle versuchen die Hand zu reichen, des Bürgervereins Johann kann kaum den Schlag zumachen.

Friech will fahren, aber er darf noch nicht. Denn „Sieh, ist das nicht Heinrich?" fragt die Gute. Heinrich muß mitten durch die Löwen hindurch an den Wagenschlag heran und der Gefeierten zum Wagenschlag hinein die Hand geben. Er hätte ihre Hand nur küssen sollen, der dumme Junge!

„So, Friech, nun man los!" Die dickbäuchigen Gäule stellen sich an, als ginge es direkt in die Himmelsluke hinein, und schäumen und scharren und werfen sich die Flocken auf den Bug und ziehen an ... „Glückliche Reise und angenehme Ruh, und Fräulein möge sich gut nach dem Fest befinden!" Weg ist der Wagen, und weg sind die Verehrer, die stürzen die Saaltreppen zu neuen Tanztaten hinauf. Nur Heinrich bleibt. Wie selig atmete er die nachklingende Freude mit dem Geräusch ein, als die Kutsche über den Markt hinweg die Bergstraße hinunterfuhr.

Bei Hans Hanssens Gasthof sprühte Funkenfeuer vom Pflaster auf. Heinrich kannte die runden Steinköpfe — da muß jeder rasche Wagen seine Sätze machen. Der Holzkasten stieß hart auf das Gestell auf. Er hörte es noch weit aus der Bergstraße her. Heinrich war unbesorgt, er kannte die Kutsche, die hatte starke Federn.

Mit der Löwenschaft von Emil Paulsen hatte es so gar viel nicht auf sich. Er mochte sich gern in schönen Mädchenaugen spiegeln, ließ sich daran aber auch genügen und strebte über ein Marschmädchen hinaus. Er war was man „Geheimratsgöre" nennt.

Von Marie Leesen sprach er mit Achtung, aber kühl. „Ist ein nettes Mädchen," pflegte er zu sagen, „und hübsch ist sie auch."

„Heinrich!" rief er seinen Schützling eines Tages an, „Junge, du bist in sie bis über die Ohren verliebt! Und das ist Unsinn — ich meine das Verliebtsein —, sonst allerlei Achtung! Aber tun, als ob es keine andern Frauenzimmer auf der Welt gäbe als nur das Fräulein von Leesen, das sehe ich nicht ein.

„Sieh, mein Lieber," fuhr er fort, „ich will nicht abraten, du mußt selbst wissen; aber erstens bist du nicht viel älter als sie, daher als zukünftiger Gottesgelahrtheitsbeflissener reichlich jung, und dann ist es geraten, bevor du dich festlegst, ein kleines Rechenexempel zu machen. Zwei Töchter, eine verheiratet, Marie unverheiratet, ein Sohn, der den Hof bekommt. Der Hof ist ein schöner Hof. Der Alte hat ihn aber nicht schuldenfrei; unter solchen Umständen pflegen die Mädchen ihren Männern nicht viel mitzubringen. Hast du mal von der berühmten Schwester- und Brüdertaxe gehört, wonach man den Söhnen die Stelle zumißt?"

*

Und dann vergingen Jahre. — Emil Paulsen wurde Amtsrichter in Hodorf und Wilhelm Frahm pfarramtlicher Adjunkt allda, Heinrich stand vor dem theologischen Amtsexamen.

Wilhelm Frahm war einmal mit hohem Besuchshut nach der Kanzlei hinausgewandert; als er zurückkam, lief er Heinrich Bruhn und Emil Paulsen in den Weg.

„Willem," fragte der, „was wolltest du eigentlich bei Leesens?"

„Hm!"

„Warst du eingeladen?"

„Hm!"

„Also nichts als Sehnsucht nach dem alten Leesen?"

„Emil," antwortete Wilhelm Frahm, „du hast ein schlechtes Herz und bist ein guter Kerl, und Mitleid wohnt nicht in deiner Brust. — Ich will dir eine Freude machen und dir sagen, was ich ausrichten wollte ... Wollte ..." betonte der große, stattliche schwarzgekleidete Herr. „Ich wollte Fräulein Marie sprechen."

„Und hast du sie gesprochen?"

Wilhelm Frahm hatte so weiche Lippen, es spann sich ein Netz von Falten darum her.

„Ich habe sie gesehen, sie hat mir auch was mitgegeben ... was Geflochtenes. Sieh! ... nun weißt du, was ich bei Leesens wollte."

„Heinrich!" wandte sich Wilhelm Frahm an unsern Freund ... „Ich glaube, dich wird's am meisten interessieren. Ich wollte dir auch was sagen ... Marie Leesen ist trotz des Korbes, den sie mir so nett und liebenswürdig gegeben, ein herrliches Mädchen, und den schätze ich glücklich ein, der sie mal kriegt. Heinrich ... lieber Heinrich, wenn du Lust hast, komm mal auf meine Bude! Ich zeig' dir mal was."

*

Die Mär von einem großen Unglück ging durch die Landschaft. Die beiden dicken Schwarzen waren wild geworden und mit dem jungen Erben über den Deich gejagt. Julius Leesen hatte das Genick gebrochen, die Schwarzen waren im Wattenmeer ertrunken.

Nun war Marie die Erbin, und da entdeckte Georg Engelbrecht sein Herz.

Er war ein dunkler, schlanker, hübscher Mensch, jüngerer Sohn eines Hofbesitzers, als solcher darauf angewiesen, „einen Hof zu befreien". Sein Wesen hatte unserm Heinrich Bruhn niemals zugesagt, er war ein großtuender, über den kleinen von der Geest herkommenden Landmannssohn hinwegsehender Obenhinaus; in den letzten Jahren sagte man ihm auch allerlei wilde Streiche nach.

Es war bald offenes Geheimnis, daß Georg Engelbrecht sich um Marie Leesen bemühe. — Wenn das Trauerjahr vorbei sei, solle die Verlobung bekanntgemacht werden, sagten die Leute.

Heinrich Bruhn war gerade im Amtsexamen, er watete in einem Meer von Qual, er wußte sich nicht zu helfen, da beging er einen Streich, den er nicht lassen konnte und doch für einen dummen einschätzte. — Ohne Unterschrift, ohne Andeutung des Urhebers schrieb er an Marie: „Nimm Georg Engelbrecht nicht! Ich liebe dich, warte auf mich, Marie!"

Es glückte dem Junker Georg nicht. Er brach den Verkehr mit der Kanzlei ab; nun redeten die Leute: der Alte will wohl, aber Marie will nicht.

Da starb auch der Vater, und — wenige Monate später war die Verlobung und nicht lange nachher die Heirat fertig. Der Alte hat ihr — berichtete die Fama — auf dem Sterbebett das Versprechen abgenommen, Georg zu nehmen.

*

Verflatternden, vom Sturm zerrissenen Tönen einer Fanfare gleich, daraus der Widerhall eines Trauerspiels, das drang zu Heinrich Bruhn nach Masuren hinüber.

Georg Engelbrecht wurde ein Schwelger, ein Trinker, Verschwender und Spieler. Er verpraßte sein Hab und Gut und einen großen Teil von dem Vermögen seiner Frau, fiel Wucherern in die Hände, zeichnete Wechsel, fälschte Wechsel und ... verschwand. — Haftbefehl, Steckbrief ... Die letzte Spur ging nach Tönning, man nahm an, daß er mit der „Berta", einem kleinen nach England bestimmten Viehdampfer, in See gegangen sei. — Die „Berta" ist niemals angekommen, Schiffspapiere, Schiffstrümmer und Viehleichen sind an Jütlands Strand gespült worden, man muß annehmen, daß das Schiff mit Mann und Maus untergegangen ist.

Ueber den verschollenen Georg Engelbrecht wurde die gerichtliche Pflegschaft eingeleitet.

*

So schummerte der junge Pastor in Masuren, bis Grita Tribukeit das Abendbrot brachte. — Nach dem Abendessen machte Heinrich noch einen Spaziergang auf der am See verlaufenden Chaussee.

Es war kalt, windstill, klar — wundervoller Himmelsbogen; — der Schnee knirschte unter Heinrichs Schritten.

Heinrich sah die Sterne an und dachte an seine Liebe. Wie glichen die Sterne den Augen, nach denen er sich sehnte, und wie waren sie unerreichbar wie sie! „In Masuren ist die Luft so viel reiner als bei uns,' sprach er für sich. ‚Man sollte hier noch mehr Mondschein- und Sternenliebeslieder erwarten als im Reich. Aber die Liebe der Masuren ... ich weiß von keinen Sternenliedern — ihre Liebe scheint stumm.'

Zwei Schlitten, worin betrunkene Bauern saßen, nötigten ihn in den Schnee zu treten. Das waren die Eheleute Czychowski und Böttcher, die ihr Fäßchen aufgefüllt hatten. — In dem vorderen Gefährt hatte Frau Böttcher die Zügel, lärmte und schlug auf die Pferde, während der Mann lallend in der Ruheecke lag; im hinteren war es umgekehrt, — da fuhr der Mann und lallte die Frau.

IV

„Junge, du siehst gut aus und weißt es nicht einmal," sagte Emil Paulsen zu Heinrich Bruhn.

Ein paar Monate waren vergangen, und Heinrich Bruhn war dicht bei seiner Heimat an der Wasserkante — er war in Hamburg. Auf dem Stadtwall grünte es im Untergebüsch, die Sonne fing an heller und wärmer zu scheinen, aber in die Gruft des Weinkellers, wo Emil Paulsen und

Heinrich Bruhn saßen, da brach sie nur durch gemalte Scheiben.

Emil und Heinrich waren beide auf Reisen. Emil Paulsen hatte einen Ruf nach Berlin erhalten, man sah auf seiner Stirn die Gloriole eines zukünftigen vortragenden Geheimen Ministerialrats, Heinrich Bruhn hatte die Bestallung als Pastor in Hodorf in der Tasche.

Emil Paulsen hatte nicht unrecht, Heinrich Bruhn sah gut und gesund aus. Er war auch glücklich, — das heißt, so weit glücklich, wie man mit einem liebeskranken Herzen sein kann. Er war in Reisestimmung, hatte einen lustigen Freund bei sich, sie saßen in einer tempelartigen Halle, eine Nische gehörte ihnen ganz allein, Emil Paulsen wollte durchaus alles allein bezahlen und konnte es auch gern tun, vor allen Dingen . . . ein neuer Lebensabschnitt begann, er war jung, er konnte noch viel Glück erfahren. Ihm schien, das Paradies sei nebenan, es war so einfach, die Tür aufzuschließen. Im Menschengewühl einer großen Stadt unterzutauchen gab ihm ein Gefühl, als sei er ein Wal und schwimme im Ozean und wisse von keiner Harpune.

Und was waren Wirt und Aufwärter für prächtige Leute! Ihm war, als trügen sie nur zu seiner Ehre das Festgewand des schwarzen Rockes. Was sie auf die Platte setzten und der Wein, den sie kredenzten, waren Früchte goldener Herzen. Freilich — Emil Paulsen zahlte ihnen Geld. Das hatte aber mehr die Bedeutung eines feierlichen Symbols als die der schnöden Vergeltung.

Wenn ein Eiskübel vor uns steht, dann klingt das Rasseln ganz gut. — Emil Paulsen hatte den Sekt bestellt, er verstand auch das Rasseln ganz ausgezeichnet. Beim Trinken, wenn noch was im Glase ist, ein kleiner Stoß, wie aus Versehen, am Flaschenhals; — wenn ausgetrunken ist, der volle Griff und die volle, von satter Zuversicht kommender Herrlichkeit erfüllte, aus dem Kübel steigende Musik.

„Du weißt nicht einmal, was für eine Figur du machst . . .“ wiederholte Emil. „Wie jungfräulich dich die ostpreußische Frische macht, du hast keine Ahnung.“

‚Immer der Alte, in Tadel und Lob immer nach dem Höchsten greifend,‘ dachte Heinrich, sagte es aber nicht. Er ließ dem redelustigen Freunde gern das Wort.

„Du bist noch mehr,“ fing dieser wieder an, „mehr, als ich gesagt habe. Du bist ein einfältiger, im guten Sinne einfältiger Mann und hast gar keine Ahnung, wie hoch dich diese Einfalt über das Mittelmaß hinaushebt.“

Da fiel Heinrich ein: „Nun ist's genug! — Emil, sag mir, wie kommst du zu der Annahme, daß ich meinen Wert gering einschätze?“

„Das will ich dir sagen: — dein Halskragen ist um einen Zoll zu niedrig, deine Haare sind um zwei Zoll zu lang und viel zu dicht, zu voll; du hast dir in Ostpreußen das Schnupfen angewöhnt und trägst blaue Taschentücher, wie es für einen Schnupfer paßt. Dein Gesicht sieht gesund aus, es fehlt darin der Zug, den wir uns im Westen zulegen, um je nach Gefallen hochmütig oder herablassend, stolz oder bescheiden, immer aber verschlossen und angekränkelt auszusehen.

„Daß das was für sich hat, ist freilich keine Frage. Natürlicher, frischer aber ist es, zu machen wie du. Du gehst mit deinem Gesicht“ — der Geheime in spe schlug seinem Freund aufs Knie —, „mit deiner Seele läufst du umher als der, der du nun einmal bist, sagst auch zu jedem: so bin ich nun mal. — Du hast, wie Edgar Poe in einer seiner Novellen sagt, Fensterglas vor der Brust, jedermann kann und mag deine Gedanken lesen. Wir dagegen haben immer eine Tarnkappe bei uns, die wir unsrer Seele über den Kopf ziehn, wenn sie verschwinden soll. Und sie verschwindet öfter als gut ist.

„Ich bin eine Art Peter Schlemihl, ein Mann, dessen Seele keinen Schatten wirft — ich beneide jeden, der noch mit seiner Gesinnung Staat machen, mit ihr in der Sonne gehen und überall zeigen kann, daß sie kein Wahn ist.“

„Erlaube . . .“ fiel Heinrich ein. Aber Emil erlaubte noch nicht.

„Wollte dir nur noch empfehlen, in Haar und Taschentüchern dich dem Westen anzubequemen, deine Seele soll bleiben, wie sie ist. In Hodorf bei Nordhorst kann man die schönsten Taschentücher bekommen, und der Barbier Eggert schert alles über einen Kamm. Nach einem Jahre wird auch dir das Haar auf dem ‚Pull‘ dünn werden. Und dann . . . Ich habe gesehen, daß du auf der Straße gehst, den Stock durch die Arme gezogen, — das ist bei uns nicht Mode, das darfst du nicht tun.“

„Es ist gesünder,“ warf Heinrich ein . . .

„Was bist du für ein Engel, Heinrich! — Was fragt Schicklichkeit nach Gesundheit und Krankheit? Bist vielleicht ein Sisyphusnarr, willst wohl gar gegen das Korsett kämpfen? Die Allgemeinheit . . . vor allen die jungen Korsettträger erklären: Stock durch die Arme gezogen ist nicht fein, ein Pastor muß fein sein . . . hörst du! . . . fein muß er vor allen Dingen sein . . . also Stock weg! Hör, Heinrich, blaue Taschentücher und Stock weg, Haare geschnitten! — Sonst kriegst du in Hodorf nicht die Frau, die du haben mußt.“

Emil Paulsen rasselte und schenkte ein.

Sie stießen an.

„Es wird immer besser,“ bemerkte Heinrich. „Nun bist du bei der Heiratsfrage.“

„Bin ich, mein Freund . . . und das ist ein Kapitel, das gründlich genommen werden will. Wenn ich Sekt trinke, dann denke ich, wie Kant



Rückkehr von der Parforcejagd

Nach einem Gemälde von Gustav Marx

sagt, ‚intuitiv, nicht diskursiv‘. Dann habe ich die Gabe, die logischen, zur Wahrheit führenden Mittelglieder und Sprossen der Jakobsleiter nicht nötig zu haben, dann kann ich in den Himmel der Wahrheit hineinfliegen — mit einem Wort: dann kann ich prophezeien. Und so prophezeie ich denn: Bevor noch unsre Erde zweimal die Reise um die Sonne gemacht hat, bist du an irgendeine Korsettträgerin aus Hodorf und Umgegend gebunden und ein halbes Jahr schwelgst du in dem Wahn, nun erst die Gedanken des großen Meisters, der die Welt machte, zu verstehen."

Heinrich Bruhn gedachte ihrer, an die er alleine denken konnte, wenn von Heiraten die Rede war. Und weiter dachte er, Emil Paulsen könnte es erraten, und er selbst könnte rot werden, und indem er das dachte, errötete er wirklich und sah sich ertappt.

Emil Paulsen bemerkte es, lächelte, Emil Paulsen wußte — diskursiv? intuitiv? —, was in Heinrich vorging. Entweder trug Heinrich wirklich Fensterglas vor der Brust oder Emil Paulsen war das, wofür er sich ausgab.

Erst hatte der Geheime gelächelt, dann flog ein Wölkchen freundschaftlicher Sorge über sein Gesicht.

„Das ist Unsinn," sagte er, „das mußt du nicht tun. Nichts Altes träumen! Wenn du träumen willst, dann Neues!"

Er stockte. Heinrich Bruhn hatte ihn, halb erzürnt, halb verlegen, angesehen.

„Ihre Person, ihren Charakter," fuhr er fort, „Hut ab! Aber sie hat nicht das, was deine Frau haben muß. Sie hat kein ‚Moos‘. Der Hof ist verschuldet (der müßte doch verpachtet werden), würde nicht die Hypothekenzinsen tragen, Georg Engelbrecht hat seine Sache gründlich gemacht. Zu allem: sie ist kaum jünger als du, und vor dem Gesetz ist sie noch immer Georgs Frau.

„Du hast Ideen, Ideen darf der Mensch erst haben, wenn er satt ist. Und es gibt junge Mädchen, die das, was zu Ideen und Gedanken nötig ist, dir zu geben bereit sind, wenn man ihnen dafür die Ehre antut, sie bei Kaffeegesellschaften der Frauen als ‚Fru Pastorn‘ ins Sofa zu nötigen — die sich auch noch herausnehmen, hübsch zu sein, und einen Sack voll Güte und Sanftmut mitbringen."

Es wurde eine neue Flasche gebracht.

„Ich schreib' dir eine Liste, ich schreib' dir eine Liste . . ." murmelte Emil Paulsen, während die Flasche mit dem silbernen, von Metallbändern verschnürten Kopf geöffnet wurde und der Wein in die Stangen schäumte.

Und Heinrich mußte auf die Zukünftige, deren Namen die noch nicht entworfene Liste verschwieg, anstoßen.

„Und dann . . ." weissagte der Prophet weiter, „du schätzest dich zu gering ein, du kennst deine Bedeutung als Hodorfer Pastor nicht. Du weißt nicht, welch ein Glanz sich über Hodorf ergießt, wenn der neue Pastor kommt. Deine Morgenröte liegt schon seit ein paar Wochen über den Wommelsdorfer Höhen. Der neue Pastor kommt, er ist da, er ist mit der Post gekommen (die Eisenbahn ist ja noch nicht fertig) — nein! er ist mit eignem Wagen gefahren. — So wird man sprechen. — Er ist ein großer, schlanker Mann, graue, ausdrucksvolle Augen hat er und dunkelblondes Haar. Erst war's ein bißchen lang. Aber gestern ist er bei Eggert gewesen. Wenn er draußen spazieren geht, zieht er den Stock durch die Arme; das sieht komisch aus, in der Stadt geht er aber ganz ordentlich. Er tut's, damit er besser atmet. Er wohnt bei dem Droppenonkel, da hat er früher schon mal gewohnt. So hat er zu seiner Aufwartefrau gesagt und das zum Droppenonkel. So schneuzt er sich und so räuspert er sich, seine Taschentücher kauft er bei Nordhorst. Als er kam, hatte er große, blaue, das ist in Ostpreußen so Sitte. In Ostpreußen schnupfen die Pastoren noch. Das hat er sich schon abgewöhnt. Wenn er ausgeht, raucht er eine Zigarre, sonst nicht. Vermögen hat er nicht viel, aber er ist solide und lebt in geordneten Verhältnissen.

„So wird man raunen, so wird man tuscheln. So raunt und tuschelt man schon jetzt. — Siehst du, begreifst du nun, was und wer du bist? — Schweig still, Heinrich, ich weiß, was du sagen willst, du willst sagen, du willst nicht heiraten. Ich weiß aber auch, daß das schon zu dieser Stunde nicht deine eigentliche Meinung ist."

Und der Redestrom floß weiter — Emil Paulsen nahm davon und vom Wein den Löwenanteil.

„Macht er schon Besuche? wird es heißen. Bei Landrats und bei Propstens ist er gewesen, bei den Herren vom Gericht, den Aerzten, den Lehrern von der Gelehrtenschule und bei dem Apotheker. Hält er nur die Studierten für Menschen? Stehen wir Katasterleute, wir Brandvögte, wir Hausvögte, wir Kontrolleure, wir Volkslehrer gar nicht auf der Liste? Das, Heinrich, ist ein Etikettepunkt, woran manch einer gescheitert ist. Ich will dir eine Liste geben. Hast du dich da richtig benommen, nicht zu viel, nicht zu wenig getan, dann bist du ein gemachter Mann. Bist du in dem Punkt ein Unschuldslamm, dann tritt das Gespräch von dem neuen Pastor aus den Ufern und ergießt sich in die Marsch. Mütter und Töchter stürzen die Väter in Unkosten, denn es gilt eine große Sache. Kaufmann Voß und Kaufmann Schmidt haben gute Tage. Es wird ehrbares schwarzes Zeug gemacht, man reißt sich um die Schneiderinnen, in den Gartenzimmern klappern die Maschinen. Buchbinder Schütt verkauft zwanzig neue Gesangbücher, sie haben goldenen Schnitt und auf dem Deckel ein Kreuz.

„Du stehst auf der Kanzel. Du hast so 'ne Art — nun, ich will dich nicht rot machen —, eine

Art, die angreift. — Alles ist entzückt. Es kommt eine Frömmigkeitsepidemie auf, die grassiert bis zur Küste hin. Wenn der Propst predigt, dann sitzen ein paar Pflichtkunden — hauptsächlich alte Weiber — in den dämmernden Hallen, die meisten haben Abhaltung, man kann just nicht hin, der eine hat ein Kind gekriegt, der andre hat die bekannten fünf Joch Ochsen gekauft. Aber wenn deine Predigt in den Anzeigen steht, dann läßt man Kinder und Ochsen, dann ist die Kirche voll. — O der neue Pastor! Was er für ein Wort hat! Wie der einem das Evangelium auslegen, wie der einen rühren kann! In den Klingbeutel, in die Sammelbüchsen der Vorhallen springen die Groschen. Junge Mädchen in dunkeln Kleidern — schwarze Farben machen andächtiger, würdiger, frömmer, auch wird der Teint gehoben — junge Mädchen streben schwarzbehandschuht über den Markt der Kirche zu. Die Linke hält die neuen Goldschnittgesangbücher, ein Spitzentaschentüchlein sauber darübergefaltet — über dem Deckel. In der rechten Hand tragen sie neue seidene Regenschirme mit silbernem Griff. — Die Betglocken läuten, es ist ein rührendes, ein erhebendes Bild. Wären die Regenschirme Lilien und küßten sich die Begegnenden fromm auf die Stirn, und wäre es tief am Meeresgrund der Nordsee, es könnte Heinrich Heinesch sein.

„Ja, Heinrich, — da nimm deine Seele in acht, daß sie sich nicht zu leicht und zu früh vergreift, wenn so hübsche, junge, fromme Augen zu dem frommen Kanzelmann aufschauen. Ich sag' dir: die Dinger in Hodorf haben verflucht hübsche Augen.

„Liebster, du trinkst ja gar nicht! — Du sagst? Ganz recht, es ist nichts mehr drin, Wirtchen, Herr Müller wollte ich sagen, noch eine mit silberner Haube!"

*

Als sie aus dem Keller heraufstiegen, kam ihnen das Straßengewühl wie Zukost zum Wein vor. In der Gegend des Holstentors gingen sie über einen freien Platz, worauf Vieh feilgehalten wurde. Da sah man in kuhfarbene Anzüge gekleidete, immer wohlgenährte, meistens auch hochgewachsene Männer, kurze Pfeifen unter der Nase, Krummstäbe über dem Arm — lebhafte, handelnde, feilschende, lärmende Leute.

„Ich geb' dir hundert. — Nicht unter hundertzehn." — Das und ähnliches hörte man. — Die, um die gehandelt wurde, standen geduldig am Reck und dufteten auf ihre Art. Den Abschluß eines Geschäfts bezeichnete ein Händedruck, — der war auf Tod und Leben. Die Hände holten hoch aus, stürzten aufeinander, umarmten sich wie Liebende.

Ein starker, noch junger Mann mit feinrasiertem, weichem Gesicht schrie: „Sechshundert alle fünf! Her mit der Hand!"

Emil zog seinen Freund beiseite. „Das ist er," sagte er leise.

„Wer soll das sein?"

„Nun, das ist der starke Mann."

„Der starke Mann?"

„Ja, kennst du ihn nicht mehr?"

„Das ist der Mann, der ein Schwein am geölten Schwanz heben kann. Das ist ‚Schweinepriester'. Hat er nicht großartige Marktmanieren, ist er nicht ein Ochsengenie? Steh mal 'nen Augenblick still und hör zu! Er kann es nicht verantworten, aber sechshundert will er doch daran wenden, die fünf zu erwerben. Dieser Umarmungsklang. — Sieh! der andre, der Alte nimmt an! Wie sie sich in die Hände schlagen! Und nun soll der Weinkauf folgen. Horch! — Der zärtliche Bruderton in seiner Stimme. Und guck! wie wohl und stark er ist! Wie ihn das Bewußtsein, am richtigen Platz zu sein, so frei und glücklich macht. Ja, sag' ich: Wilhelm Frahm ist ein klassischer Handelsmann."

Die Freunde gingen weiter, aber auf einmal stand Emil wieder still und sah Heinrich Bruhn komisch ernsthaft in die Augen:

„Du, Heinrich, ich bin bißchen angesäuselt, ich habe Sekt getrunken, ich hab' einen kleinen Schwips; ich glaube, ich sagte schon, daß ich dann wahrsagen kann. — Heinrich, wenn deine Liebe so gar groß ist, wenn du sie heiraten mußt — ja, auch das lese ich —, wenn du glauben solltest, als einfacher Landmann dem Herrn noch mehr zu dienen als auf der Kanzel, wenn du also mit einem Wort den Leesenschen Hof übernehmen solltest — dann, du bist ein so guter Heinrich, dann empfehle ich dir deinen Amtsbruder, den Schweinepriester — den empfehle ich dir als Verkaufs- und Einkaufskommissionär. Der versteht sein Geschäft, und ehrlich ist er auch."

V

— — — — — — — — — — —
Das euch grimmig mißgehandelt,
Wog' auf Woge schäumend wild,
Seht als Garten ihr behandelt,
Seht ein paradiesisch Bild.
— — — — — — — — — — —
Kluger Herren kühne Knechte,
Gruben Gräben, dämmten ein,
Schmälerten des Meeres Rechte,
Herrn an seiner Statt zu sein.

Heinrich Bruhn dachte, als er quer durch die Marsch seinem Bestimmungsorte zufuhr, an die Goetheschen Verse.

Faust diente der Menschheit nicht als Prediger der Moral und Sitte, nicht von der Kanzel herab, er wurde Wasserbauinspektor und Mehrer der Erde und Bebauer des Landes.

„Ich lese in deiner Seele," — so ungefähr hatte der Menschenkünder der Sektstimmung gesagt, „du wirst sie nicht allein heiraten. Du wirst den Hof auch in eigene Wirtschaft übernehmen." Heinrich sah sich darauf schon jetzt den Marschboden an,

denn wer wußte ... schließlich war Emil doch vielleicht ein Prophet. In Masuren hatte Heinrich zwar kein rechtes Verhältnis zum Erdboden gewinnen können, aber in der Heimat, in der von hohen Knickwällen durchzogenen Geest, da hatte er es immer gehabt. Nun galt es, die Marsch genauer in Augenschein zu nehmen.

Man pflügte zur Frühlingssaat — ihm schien, man pflüge zu tief, mache die Furchen zu breit. Auch die Art der Pflüge war eine andre als die, die er gewohnt gewesen war. Rundeggen schien man gar nicht zu kennen und doch bedeckten gerade sie die hineingestreute Saat am besten. Einmal ließ er halten und besprach sich mit den Arbeitsleuten, die eine Fenne mit Hafer besäten. Nach seiner Meinung war das Land zu frisch, es hätte schon im Herbst gebrochen werden sollen. Das meiste Land war mit Weizen und Raps bestanden, man legte wenig in Weide. Warum legte man so wenig in Weide? Im Eiderstedtschen weidete man seit Jahrhunderten mit Vorteil, und die Verhältnisse waren doch so verschieden nicht. Hier wie dort fördert die feuchte Luft die Bildung der Grasnarbe.

Der Knecht, der ihn fuhr, plagte seinen Herrn mit keiner Unterhaltung, er hatte seine Zigarre erhalten — nun ließ er den Blick nicht von den Pferden. Der Pastor Heinrich rollte ruhig dahin, die Augen hatte er überall, die Deichsel war seinem Pfarrort zugewendet.

Eine lange dunkle Zeile zog sich durch die Ebene, das war die neue Eisenbahn, die noch im Herbst eröffnet werden sollte und bestimmt war, endlich — endlich auch diesen gesegneten Landstrich mit der großen Welt zu verbinden. Als man über den Damm fuhr, gab es einen Ruck, die Eisenschienen lagen schon auf den Schwellen.

Von der Landwirtschaft kehrten die Gedanken zu dem Behagen zurück, worin Heinrich Bruhn still für sich schwelgte und jubelte. Heinrich Bruhn Pastor in Hodorf — ein Wetter, wie dies — und da sollte seine Seele nicht jubeln?

Es war warm und sommerlich geworden — Klänge der Liebe und Freude schwirrten in der Luft, die Lerchen gaben die Zusage, daß alle Not und Pein ein Ende habe.

Am Horizont erschien die Spitze des Turms von Hodorf. Erst war er ein hoffnungsfreudig in die Wolken weisender Finger gewesen, nun stand er wie eine Hand, die den Zeigefinger emporstreckt, am Rande. Und allmählich wuchs auch ein bißchen Kirchendach mit herauf. Und Kirche und Hand hatten Vertrauen von ihrem kommenden Pastor geheischt und ihm Vertrauen zugesagt. Von hohem Geestrücken sahen sie nach *ihm* aus.

Der Pastor fuhr rasch und leicht — — stattliche Höfe — — kaum ein geschlossenes Dorf. Die Höfe auf Werften und Wurten, umhegt von Pappeln und Eschen, seltener von Eichen, immer umgeben von blank, kühl und düster aussehenden Gräben. Meistens blinkten sie schwarz und ernst aus tief verhangenem Laub. In den hochragenden Bäumen das Aufrauschen alter, zu einer Art Weltgeschichte gewordener Geschichten, und klipp, klapp — Aufschlagen von acht flinken Hufen.

Die fruchtbare Kleie war in der Sonnenwärme zu Pulver zerfallen, aber noch grobkörnig schwer. So frisch auch der Wind über die Fennen blies, trieb er doch kein Pünktchen Staub über den Weg. In hohem Bogen ging die Sonne, und weiße Wolkengebirge, solche, die ihren Weg mit uns zu wandern scheinen, schmückten den Himmel, zu zeigen, wie hoch und blau er sei.

„Dat is de Buntewisch — dor sönd wiß hunnert Demat Marschland bi —" sagte plötzlich der Kutscher.

Heinrich Bruhn wußte es: das war die Buntewisch. — Fünf Minuten lang ging es in einer Ebereschenallee hin, ein Kranz von Ställen und Scheunen heischte Achtung, die hohen Torbogen wölbten sich wie Brauen herrschgewohnter Augen.

Auf der Buntewisch war sie die Herrin.

Die jagenden Hufe führten Heinrich Bruhn rasch vorbei. Ein Mädchen, eine Dame — vielleicht eine Frau — sie war groß und schlank — das Haupt leicht vornübergeneigt (war es unter der Schwere der reichen dunkeln Haare, war es unter der Wucht eines harten Geschicks?), dies schöne Weib stand an der tiefen Wettern und fütterte quakende Enten aus ihrer Schürze. Als der Wagen vorüberjagte, blieb sie eine Weile stehen, die rechte Hand im Schoß.

Er erkannte sie nicht gleich und nicht sicher, sie sah anders aus, als er erwartet hatte. Er fühlte aber, er wußte, daß sie es sei und daß sein Schicksal in der Hand ruhe, die so erstaunt im Schoße gebannt blieb. — Er hatte kaum Zeit zur Besinnung, ob es schicklicher sei, als Unbekannter vorüberzufahren oder den Hut zu lüften. Er zog zwar den Hut, aber da war er schon zwischen den Fennen.

*

Die Pferde hatten lange getrabt, nun ließ der Knecht, der den Pastor fuhr, sie im Schritt gehen, drehte sich nach dem Hintersitz um und sagte: „Herr Pastor, ik glöw, wi kennt uns ok."

„J, das wäre! — Wer sünd Sei denn?"

Er hieß Fritz Jevens, war in Alsfleth zu Hause und mit seinem Fahrgast zusammen konfirmiert worden. Heinrich Bruhn erinnerte sich.

„Dat is ja schön — nu vertelln S' mi mal, wo't geit un steit un sönst wat." — Bevor Fritz erzählte, mußte er sich noch eine Zigarre ins Gesicht stecken. — Fritzens Schicksale waren nicht bedeutend. Der Pastor lenkte die Unterhaltung daher auf die Buntewisch, und Fritz erzählte, was sein Hörer schon wußte.

„De Fru, de dor stünn, dat wer se je woll?"

„Dat wer se."

Nach dieser Antwort tat der Seelsorger eine hinterlistige Frage:

„Het se denn na keen Mann wa? Dor mot je 'n Mann hen! Worüm nimmt de keen Mann?"

„Ja — — — a — a — — —" antwortete Fritz langgedehnt, lächelte und schlug ganz sacht mit der Peitsche nach einem Chausseebock — „de Hof is jo temli verschülldt — — un denn, — het se je na 'n Mann."

„Is de eerst Mann denn ni dot, or is se ni scheed't?"

„Ja, ik weet ni, dat is jo woll ni trech. Ob dor wat in'n Wegn is, ik weet ni — — — Un denn — — —"

„Un denn?"

„Ja, ik weet ni."

„Wat weetst du ni?"

Aber Fritz Jevens blieb dabei: „ik weet ni," drehte sich wieder ganz den Pferden zu und ließ die Peitsche spielen.

Da trabten die Pferde wieder. Turm und Kirche waren näher gekommen, Heinrich sah die bunt hingestreuten Dächer. Die meisten hatten große Gärten hinter den Häusern, da nahmen sich die grünen Gartenbäume frisch bei den roten Dachpfannen aus. Der Turm sah jetzt hoch und steif nach seinem Pastor hin.

Dicht vor der Stadt erhob sich vom Weg ein Dohlenpaar und flog nach der sich noch immer allen Dohlengewohnheiten preisgegebenen, rund um die Zifferblätter gezogenen Dohlenstange. Gleich darauf fuhr Heinrich Bruhn die Bergstraße hinauf in den Ort hinein. Die Bergstraße mündet auf den Marktplatz, dort bog Fritz Jevens scharf links und hielt unter den Linden bei Hans Hanssen.

In der Gaststube saß der Bürger Hermann Kruse allein vor seinem Portwein. Beim Wagengerassel sah er auf, und sein Gesicht belebte sich.

„Süh, dor kummt de nie Paster," sagte er zu dem am Schenkbord stehenden Wirt.

„Du lewe Gott, wat du segst," erwiderte Hans Hanssen, sah aus dem Fenster und lief dann hinaus.

Heinrich Bruhn stand noch am Wagenschlag, da schob sich ein dicker Mann quer über den Markt nach ihm hin. Der dicke Mann arbeitete stark mit den Armen und mit den Händen und sein freundliches Gesicht leuchtete weit über den Platz. In der Höhe von Peter Meiers Haus glättete er sich das Haar, bei Sattler Schönwandt fuhr er mit seiner runden Hand über das runde Gesicht.

Der lachende Mann war der Droppenonkel, der Weinwirt Gustav Brandt, bei dem der Pastor wohnen wird.

VI

Heinrich Bruhn stand auf der Kanzel. „Laß dich nicht gelüsten!" predigte er. Nun konnten sich all die Wunder ereignen, die der Prophet vorausgesagt hatte.

Heinrich predigte kräftig und gewaltig, die Natur hatte ihn mit den äußeren Mitteln versehen, die dazu nötig sind — und langsam rollte sein ernstes, sein sonores Organ durch die Gewölbe des Gotteshauses.

Darin hatte sein Freund recht: die Augen, die aus jungen frommen Mädchenköpfen zu ihm aufschauten, wenn er auf der Kanzel stand, waren so übel nicht. Heinrich Bruhn aber ließ sich nicht gelüsten, die am geheiligten Ort gehegten Gedanken mit irdischen Gelüsten zu beschweren. Wenn er auf der Kanzel stand, war er mehr denn je des Geistes voll.

Er bog alles auf die eine Wurzel alles Bösen zurück: Du sollst nicht begehren! Und einen solchen Gottesstreiter sollten ein paar Dutzend Mädchenaugen besiegen?

Er predigte einmal, er predigte zweimal und blieb fest. Aber er träumte sich in keine Siegesstimmung hinein. — Noch war sie nicht dagewesen. ‚Wie wird dir sein,' fragte er sich, ‚wenn ihre Augen an deinem Munde hangen?'

Im Glockengeläute, im Glockenruf der Kirche, im melodischen Zusammenklang schwingender Metallmäntel summte für ihn immer etwas von dem einen, die Begierde beschwörenden Gebot.

Und als er am dritten oder vierten Sonntag wieder als Diener des Wortes in der Kirche stand, da kam der große, der entscheidungsvolle Tag.

Vom Altar her verlas er die heilige Epistel, da sah er sie noch nicht. Aber als er auf der Kanzel stand, da blickten ihre großen schwarzen Augen — sie saß unmittelbar zu seinen Füßen —, da blickten die ersehnten und doch gefürchteten Augen zu ihm auf.

Sie hatte ein Gesicht, dessen Einzelzüge man nicht mehr aufzählen kann, wenn es aus den Augen ist. Man nimmt nur das Abbild des Eindrucks mit hinweg, der liegt aber auch um so sicherer im Sinn. Wenn man solche Gesichter wiedersieht, wundert man sich, daß sie so sind, wie sie sind, bekennt aber bei aller Verwunderung: es ist das alte, das liebe Gesicht. So war sie. Und ruhig und aufmerksam und kirchlich gefaßt sah das liebe Gesicht zu ihm auf.

Mädchen gab es da unten, denen hatte Natur mehr Reize (was man so Reize nennt) gegeben als ihr — schönere gab es (was man so schön nennt), aber kein Gesicht, dessen Linien so demütig von dem Sieg über die Lust und über den Schmerz des Lebens sprachen. Lag es im Schwung der Brauen, in den Augen, lag es um den Mund, in dem fließenden Lied der Linien? Wo steckte der Zauber? Er wußte es nicht; wohl aber wußte er, daß in allem dem sein Schicksal beschlossen war.

Was er in das Kirchenschiff hinuntersagte,

kam zu ihm zurück — zurück mit einem Bündel von Fragen. Alles, was er zu ihr hinunterpredigte, predigten die schwarzen Augen und was zu den Augen gehörte, wieder hinauf und überpredigten den, der auf der Kanzel stand.

‚Bist du noch ehrlich,‘ fragte er sich, ‚bei deinem: Du sollst nicht begehren!? Ich will sie sehen,‘ redete er weiter mit seiner Seele, ‚ich will sie sehen, ich will sie hören und will dabei genau aufmerken, was die Stimme meines Gewissens sagt. Ja, das will ich.‘

Aber als er den Priesterrock ausgezogen hatte, da änderte er seinen Entschluß, er wollte sich nicht gelüsten lassen, er wollte vor dem Altar nicht beten: Führ uns nicht in Versuchung! und doch die schwerste Prüfung heraufbeschwören. Sie war das Weib eines andern, wahrscheinlich eines toten, vor dem Gesetz aber noch lebenden Mannes. Er wollte sich nicht in Versuchung führen.

Er vermied es, auf den Glockenturm zu steigen; denn vom Schalloch aus übersah man die Marsch, von dort aus sah man die Buntewisch hell liegen. Er mied bald den Spaziergang in die Marsch hinaus; denn dort raunte und lockte es überall, da verriet ihm jede im Wind schwatzende Schilfstaude, wie nahe er der sei, an die er nicht mehr denken wollte.

So wählte er den Weg nach Osten in die von Knicken und Wällen durchzogene Geest. Seine Liebe wurde er zwar nicht los, und es gab keinen Augenblick mehr, wo er sein Herz und die Liebe, die dies Herz trug, nicht fühlte, aber ein gewisses Gegengewicht gegen den Zauber der schwarzen Augen, die er daheim in der Buntewisch wußte, gab die altgewohnte Landschaft immerhin. Denn zwischen Knickhagen, in den Sorgen und Nöten der bäuerlichen Landwirtschaft der Geest, war er aufgewachsen. Was immer er rechts und links auf den Feldern sah, das alles ging ihn an. Als er noch Knabe gewesen war, da hatten die Bauern noch manche Grundsätze geübt, die sie jetzt als irrig erkannten. Wo gab es jetzt wohl noch einen Landmann, der sich von der Wiederholung einer Mergelung Erfolg versprach? Und dann der künstliche Dünger! Damals ein paar schüchterne Versuche mit Guano — das war alles. Nun verdreifachte man die Ernten durch Thomasschlacke und Superphosphat. Auch die Fruchtfolge war geändert worden. Früher hatte man die mannigfachsten Abweichungen beobachtet, nun war drei Jahre Korn, drei Jahre Weide fast ausnahmslose Regel. Der Einzelbetrieb der Milchwirtschaft war in Auflösung begriffen, jetzt arbeitete man in der Form der Genossenschaft im Großbetrieb mit maschineller Entrahmung. Freilich der ewige Schmerz der Landleute — die „Leutenot“ — war auch dadurch nicht geheilt.

Heinrich Bruhn unterhielt sich mit Bauern und Arbeitern. Nun erst sah er, wie tief er im Heimatsboden wurzelte.

Bei Hinrich Matthies in Wommelsdorf diente ein alter Knecht, der Asmus hieß. Bei dem suchte er seine Uebung im Pflügen aufzufrischen. Das Wenden der wie eine lange weiche Raupe von der blanken Pflugschar aufgeworfenen Furche hatte ihm immer so wunderbares Vergnügen gemacht. Er kam aber nicht mit den neumodischen Pflügen, die eigentlich nur noch ein von Pferden gezogenes Messer ohne Gestell waren und jedem Ruck der Rosse nachgaben, zurecht.

Es war ein wunderbarer Frühlingsmorgen, als er Asmus verließ und mitten im Duft frischgebrochener Aecker in der Richtung nach Hodorf ging. Es stieg Dampf auf „wie ein Rauch vom Ofen“, der Atem der immer jugendfrischen, immer zu neuen Schöpfungstaten bereiten Erde. Die Knickhagen liefen fröhlich vom Wommelsdorfer Höhenrücken nach den Wiesen hinab, wie jauchzende Kinder alle Biegungen und Beugungen der Fläche mitmachend. Unten, wo die Wiesen vom Bach getränkt wurden, deckte der Nebel noch alles zu, aber morgenfrische Kuhherden brüllten aus den Wolken heraus. Der Pastor von Hodorf erkannte in allem die Sprache der Natur und des Einzigen, des Allseienden und Alleinseienden, der hinter ihr stand. Er fühlte sich stark ergriffen und gerührt. Dem Allmächtigen, den anzurufen seines Amtes war, glaubte er selbst in dem ihm zu Ehren erbauten Hause nicht so nahe gewesen zu sein wie hier. Und kahl und karg und schal und geschwollen erschienen ihm jetzt die Gefühle, denen er Worte gab, wenn er auf der Kanzel stand.

Er dachte an Wilhelm Schweinepriester und hatte Lust, ihn um seine Freiheit zu beneiden.

VII

Am folgenden Sonntag waren die vielgeliebten schwarzen Augen wieder in der Kirche und redeten zu dem Kanzelmann hinauf. Da sprach seine Seele: Nun ist's genug!

Und am Montag stand Heinrich Bruhn auf dem Hofplatz der Buntewisch neben den Ställen, den Scheunen und vor dem Dielentor, das so hochmütige Brauen hatte, und sprach zu sich selbst: ‚Den Dächern und Mauern sieht man nichts von der Sorgenlast an, die, wie man sagt, auf ihnen ruht. Die Luft ist voll von Lerchengesang — und Hahnengeschrei und Entengeschnatter fliegt um den Hof. Bei Sonnenschein und Lerchengesang habe ich immer viel Zuversicht gehabt.‘

So sprach und dachte er und ging durch das stolz verwunderte Tor in die große Hausdiele der Buntewisch.

*

Die junge Hofbäuerin war im Gemüsegarten. Sie trug ein gelbes, leuchtendes, wie die Sonne (die sah über die Dächer und fand das auch), ein wie die Sonne strahlendes Kattunkleid. Wie liebevoll lagen die schwarzen Flechten um den schönen Scheitel! Wie gefällig und zart war der gelbe Kattunstoff gegen die hohe, die biegsame Gestalt gesinnt! An ihrer Taille hing eine große blaue Hausschürze, man sah es am Gurt, die Schürze hing dort gern. Die Trägerin hatte sie aufgesteckt, in den Schürzenschoß pflückte sie junge Erbsen hinein.

Im Nachbarbeet rupfte auch jemand —

„Lisbeth," rief die Herrin hinüber, „pflück noch paar Hände voll und dann komm nach der Küche nach!"

Sie ging, Erbsenschoten in der Schürze (die Linke hielt sie), ein Küchenmesser in der Rechten, so ging sie unter den Apfelbäumen hin und ließ die Schattenbilder der Kronen über sich hinlaufen. An den Apfel- und Gemüsegarten stieß ein kühler laubüberwölbter Steig. In seinem Schatten stand Heinrich Bruhn, den Hut in der Hand, sah sie kommen und freute sich ihres Ganges.

Sie war etwas kurzsichtig, sie erkannte nicht gleich, wer ihr entgegentrat — faltete und schärfte die Augen.

„Um Vergebung! — Heinrich Bruhn heiße ich. — Heinrich Bruhn erlaubt sich die Frage, ob die Herrin von Buntewisch sich eines gewissen dummen Jungen, der auf den Bürgervereinsbällen tanzte, erinnert?"

Es kam Leben in ihre Züge. Sie lachte.

Die Oberlippe war vielleicht bißchen kurz, man sah ihre Zähne (und sie hatte so weiße Zähne und so schwarze Augen) — sie konnte so wundervoll lachen.

Das Küchenmesser legte sie zu den Erbsen in den Schoß, fuhr mit den Fingerspitzen erst zweimal über das Mieder und reichte ihm dann die Hand.

„War er wirklich dumm? Das hörte ich nie. Ich weiß nur, was aus ihm geworden ist. — Es ist hübsch von Ihnen," fuhr sie mit herzlicher Betonung fort, „wunderhübsch, Herr Pastor, daß Sie Buntewisch nicht vergessen haben."

Heinrich Bruhn hielt lange die ihm gereichte Hand und führte sie an seine Lippen.

„Wie mögen Sie es tun," schalt sie. „Das schmeckt nach grünen Erbsen."

„Mögen Sie grüne Erbsen?" setzte sie rasch hinzu, jede Entgegnung abschneidend. „Mögen Sie das Erbsengericht, so wie man es auf dem Lande ißt? Und wenn Sie es auch nicht mögen, Sie kriegen es heute mittag doch. Daß Sie zu Tisch bleiben, danach frage ich gar nicht."

Pastor Bruhn wollte bleiben, mochte auch grüne Erbsen.

„Wie wird Ohm Matthias sich freuen! Sie kennen meiner Mutter Bruder doch, er hinkt ein bißchen, ist in der Jugend mit seinem Knie zu Schaden gekommen. Die Leute nennen ihn ‚Matthies mit'n Swung'. Er verwaltet," sagte sie mit leichter Wolke im Gesicht, „die Buntewisch."

So redend führte sie ihn nach der Küche („Sie sollen gleich alles sehen") und schüttete die Erbsen in einen Messingkessel. Die Schürze löste sie von den Nadeln, ließ sie fallen und klopfte versprengte Erbsenspuren ab.

„So," sagte sie, „nun wollen wir in die Stube gehen. Und dann zu Onkel Matthies schicken; derweilen aber, bis er kommt, will ich auch was von Ihnen haben. Sie müssen mir viel erzählen."

In der Stube ließ sie ihn eine Weile allein. Er hörte sie auf der Diele nach Onkel senden, dann war es fünf Minuten ganz still. Nur in der Nebenstube war ein Geräusch, wie wenn jemand bald einen Kamm niederlegt und dann eine Bürste. Dann öffnete sich die Verbindungstür, sie stand in froherinstem dunkelm Hauskleid auf der Schwelle. „Ich mußte mich doch bißchen zurechtmachen," sagte sie heiter und lachte mit ihrer kurzen Oberlippe.

Er rühmte die Ruhe, die Stille ihrer Umgebung.

„Ja," erwiderte sie, „es ist alles im Feld, wir haben ruhige, friedliche Leute — das teilt sich gleich den Wänden mit."

Sie wollte ihn in einen Lehnstuhl zwingen, er aber blieb auf seinem einfachen Stuhl.

„Wie Sie wollen! — Nun gehöre ich Ihnen den ganzen Tag, nun sollen Sie mir vom Polenland erzählen, das Sie so lange hielt."

Unbefangen überließ sie ihm den Gegenstand seiner Sehnsucht, ihre schwarzen, lieben, tiefen ... abgrundtiefen Augen.

*

Erst in den Abendstunden ging er nach Hodorf zurück. „Onkel Matthies mit'n Swung" hatte anspannen wollen, das hatte Heinrich Bruhn abgelehnt, nun begleitete der Alte, auf die Handkrücke gestützt, rüstig seinen Gast. Er sprach viel über den Hof und noch mehr über die unselige Heirat seiner Nichte. Ihm war wie einstmals Martha Schwerdtlein um Georg Engelbrechts Totenschein zu tun, wollte es im Wochenblättchen lesen, daß seine Nichte frei sei. „Die Buntewisch ist ein guter Hof und leicht zu halten" — war sein drittes Wort. „Aber es muß," sagte er, „ein tüchtiger, ein strebiger Mann hin, einer, der in den besten Jahren steht. Mit mir? ... Nun, es geht ja auch, aber besser ist besser. Und ich bin alt und werde immer älter ... da will man doch auch seine Ruhe haben."

Eine Weile stakte er mit seinem Stock schweigend neben Heinrich her.

Sie überholten mehrere breitgeladene Strohfuhren. Heinrich hielt es für zweckmäßig, das

Gespräch einen Augenblick von dem Thema, das ihm so sehr zu Herzen ging, abzulenken.

„Ich begreife nicht," sagte er, „daß die Marschhöfe immer noch ihr überflüssiges Stroh nach der Geest verkaufen. Stroh ist Dünger und Dünger ist Gold — so hab' ich in meiner Jugend gelernt. Nun weiß ich zwar, daß der Marschbauer dafür hält, die Kraft seines Kleibodens sei unerschöpflich wie die Kohlenlager ... eine bedenkliche Annahme, wie ich meine."

„Was meinen Sie?"

Heinrich mußte es nochmals sagen. Onkel Matthies konnte sich auch jetzt noch nicht gegen den Strohverkauf erwärmen. Er sagte so halb kalt, halb warm: „Ganz meine Meinung," hielt Heinrich dann am Rockknopf fest, brachte ihn zum Stehen und rief: „Ja, meinen Sie nicht auch, Herr Pastor, Marie ist jung und — das müssen Sie sagen, wenn Sie auch Pastor sind — sie ist ein ansehnliches Frauenzimmer, die kriegt leicht einen Mann, und der sie bekommt, ist nicht betrogen. Nun, man weiß auch ja (da züngelte Familienstolz um des Alten Lippen), da lecken sich ja schon eine ganze Menge junger Leute die Finger nach."

„Matthies mit'n Swung" setzte Stock und Fuß auf die harten Klinker der Fahrstraße, stand still und nötigte Heinrich wieder, stillzustehen. Dem Pastor sah er voll ins Gesicht und bekräftigte: „Ich sag', viel mehr Freier, als die Leute ahnen. Man merkt nur nicht viel davon, Marie hat eine Art, so was an sich abgleiten zu lassen."

Matthies hielt seinen Begleiter noch immer fest.

„Ich kann's mir ganz gut denken," erwiderte dieser.

„Sie meinen wohl, Herr Pastor, ich rede von dem bißchen Schönheit? Jawohl, sie sieht gut aus. Das weiß der liebe Gott. Aber Schönheit vergeht. Und Marie hat das, was nicht vergeht, was fort und fort besteht. Niemals macht sie sich gemein mit dem gemeinen Mann, sie steht immer darüber und hat doch ein Herz. Pastor, Sie glauben gar nicht, was das Mädchen, was die Frau — wollt' ich sagen — für ein Herz hat! Denken Sie doch mal an, was sie durchgemacht hat mit dem Mann! Aber immer sanft und ruhig mit ihm. Und selbst jetzt, wo er ihr Gut vertan hat und als ein offenbarer Dieb davongelaufen ist. Es ist kein Fluch und kein Schimpf gegen ihn über ihre Lippen gekommen. Sie hat immer nur geweint und geseufzt: ‚Der arme, arme Mann! Er war nicht schlecht, er war nur schwach.'"

Das alles mußte der arme Heinrich mit anhören. Es hätte nur noch gefehlt, daß „Matthies mit'n Swung" ihn als „Freiwerber" angenommen hätte. Aber der Mann mit dem Fensterglas vor der Brust machte eine gelassene Miene und freute sich über sein staatsmännisches Gebaren.

„Und die Ehe," fragte er, „besteht die denn noch immer zu Recht?"

„Vor Gott nicht — denn Georg Engelbrecht ist sicher längst bei ihm. Der möge ihm ein gnädiger Richter sein," sagte der Alte fromm. „Vor Gott nicht, aber vor den Menschen."

Er machte eine Pause, als erwarte er, daß Heinrich Bruhn etwas sagen werde, der aber blieb stumm.

„Sehen Sie, Herr Pastor," fuhr Onkel Matthias fort. „Unser Afkat versucht es auf zweierlei Weise. Erstens: Ehescheidung wegen böslicher Verlassung. Ja, da muß aber nach den hier geltenden Gesetzen eine Reihe von Jahren ins Land gehen, ehe das angefaßt werden kann. Dann: Gerichtliche Todeserklärung. Das hat auch seine Schwierigkeiten. Wenn Georg siebzig Jahre alt geworden und dann keine Kunde von ihm gekommen, dann, sagt Afkat Claussen, dann geht es. Es geht auch früher, sagt er, da soll was mit den Seefahrern sein. Aber da gehört auch noch was dazu. Aber unser Afkat meint, gleich zu Ende zu kommen. Ach, wenn er sich nur nicht täuscht! Wenn es nämlich, sagt Claussen, ganz sicher ist oder die Beweise doch so liegen, daß man ihn obrigkeitlich für tot erklären und einen Schein ausstellen kann, dann kann er gleich aufgerufen werden."

VIII

Heinrich war gebeten worden, seinen Besuch zu wiederholen. Aber was sagte jetzt sein Gewissen? Sein Gewissen redete nicht nach seinen Wünschen. Es warf Zweifel und Fragen auf und widerriet, der Einladung zu folgen.

War er nicht ohnehin in schwerer Schuld, gelüstete ihn nicht seines Nächsten Weibes? Wäre es nicht seine Pflicht gewesen, die Leidenschaft, die Sehnsucht, die Liebe, die sein Herz, da er sie wiedergesehen hatte, jetzt so ganz unterjochten, auszureuten? Freilich — seine Seele wird in ihrer Qual aufschreien. Aber was tut das, wenn Gott befiehlt? Er schalt sich schwach, er war zu ihr gegangen. Der Liebe Wellen schlugen über ihm zusammen, sie drohten seinen Willen aufzuheben. Er hatte geahnt, daß es so kommen würde, und er war doch gegangen.

Nun hielt er sich zu Hause, er ging wenig aus und den Weg nach der Bunlewisch nie. Er wollte des Platzes würdig bleiben, auf dem er stand. Oft genug hatte er es andern gepredigt: „Du sollst, also kannst du." Nun wollte er an sich selbst zeigen, daß er die Wahrheit gesagt hatte. Es kamen Augenblicke, wo er zu erliegen fürchtete, da mußte er sich mit der ganzen Kraft seines Priestertums aufrütteln. Er wurde ernst und düster — er ging mit zusammengebissenen Priesterlippen einher.

Mehreremal sah er Marie zu seinen Füßen in der Kirche, sie nahm an dem heiligen Abendmahl zum Gedächtnis des Heilands teil und war, wie immer, Sanftmut und Gelassenheit. Aber von seinen Lippen kamen die Formeln tönern und eingefroren, als er ihr den Kelch, als er ihr das heilige Brot reichte.

Onkel Matthies begegnete ihm auf der Straße und verwickelte ihn in ein Gespräch. In seiner einfachen Offenheit verwunderte er sich, daß der Pastor auf der Buntewisch noch gar nicht wiedergesehen worden sei. — Was sollte er sagen, wenn er die Wahrheit nicht verletzen und auch das Geheimnis seiner Kämpfe behüten wollte? Es habe sich noch nicht machen wollen — antwortete er. — Weshalb, so viel Geschäfte? — Das nicht. — Krankheit? — Auch nicht. — „Onkel Matthies mit'n Swung" wußte nicht, was daraus zu machen sei. — „Hat's Ihnen bei uns nicht gefallen?" — Aus der Antwort schien dem Alten ein Licht aufzugehen. — „Herr Pastor, ich will Sie jetzt nicht drängen, aber ich weiß, Sie kommen noch mal zu uns." Wie schlau und anzüglich schmunzelte der Alte! „Adieu, Herr Pastor! Und meine Marie will ich von Ihnen grüßen." Heinrich wollte was sagen, aber der noch immer schmunzelnde Alte fiel ein: „Schweigen Sie rein still, Herr Pastor! ich weiß, daß ich grüßen soll."

So verging längere Zeit. Heinrich hütete seine Seele. — Einmal bekam er mit der Post einen Zettel ohne Namenszeichnung von unbeholfener Manneshand. Darin stand: „Herr Pastor, lesen Sie doch mal den ‚Staatsanzeiger'!" Der Empfänger schüttelte den Kopf. Was sollte er mit dem Staatsanzeiger? Und wo war der Staatsanzeiger zu finden? Er hatte ihn noch niemals irgendwo aufliegen sehen. Er hielt es für eine Fopperei. In weltlichen Dingen war er unbeholfen. Er wußte nichts daraus zu machen.

Der Nachfolger von Emil Paulsen war ein älterer Herr, der sich wegen seiner Kinder nach der kleinen Gymnasialstadt hatte versetzen lassen. Der sagte eines Tages zu ihm: „Sie kennen ja die Familie von der Buntewisch und interessieren sich für sie. Wissen Sie schon? Nun haben wir Georg Engelbrecht für tot erklären lassen. Ich kann es gern sagen, es ist ja öffentlich bekannt gemacht, es steht auch schon in den nichtamtlichen Blättern. Heute abend können Sie es auch in unserm Wochenblättchen lesen," fügte er hinzu.

Dabei lächelte der alte Herr so schlau, als kenne er Heinrichs Verwandtschaft mit Martha Schwerdtlein.

Es gab dem Pastor einen tüchtigen Stoß, einen Freudenstoß. Aber er durfte es nicht äußern. Man vermutete, wie er sah, bei ihm ohnehin eine Neigung für die vielgerühmte Herrin der Buntewisch. Er mußte wohl ein Fenster haben. Das ging im Fluge durch seine Seele. Da galt es ruhige Mienen zeigen. Und es gelang ihm nach seiner Ansicht vorzüglich — er wurde immer mehr Diplomat.

„Das freut mich", sagte er. „Da sind Gesetz und Wirklichkeit wieder im Einklang. Denn nach allem, was ich höre, ist ja kein Zweifel, daß Georg tot ist."

„Ich denke auch," entgegnete der Gerichtsrat. „Wir wären auch schon lange mit der Sache fertig gewesen, wenn nicht sonderbarerweise ein Kommissionär, der Vieh nach England vertreibt, mit der Behauptung aufgetreten wäre, Georg Engelbrecht vor jetzt etwa achtzehn Monaten in London gesehen zu haben. Nachforschungen haben das aber nicht bestätigt. So ganz sicher war der Mann seiner Sache auch nicht. Der Aufruf ist in allen möglichen Blättern, auf besonderes Ansuchen der Frau Engelbrecht auch in drei großen englischen Zeitungen veröffentlicht worden. Es hat sich niemand gemeldet, es ist kein Einspruch erhoben; da haben wir Georg für das erklären müssen, was er ganz sicher ist — für einen toten Mann."

Das Gespräch fand im Richterzimmer statt — eine Gelegenheitsunterhaltung, der Pastor war gegangen, im Interesse einer armen Witwe etwas zu erfragen. Er rollte den Knopf seines Handstocks.

Wie wäre es nun aber," warf er ein — und es gelang ihm, etwas Spaßhaftes in den Ton zu legen — „wie, wenn Georg sich unterstände, nicht tot zu sein, wenn er noch lebte —?"

„Und," fiel der Richter ein, „. . . wiederkäme und sich bei Frau von Leesen auf der Buntewisch einfände?"

„Ja — — einfände."

„Nun ja, nehmen wir's an."

„Wie wäre es dann?"

„Ja, Herr Pastor — ich muß vorausschicken, daß in dem Recht unsrer Landschaft viel mehr ungewiß und streitig ist als in andern Gebieten. Sie kennen auch die Gründe, die politischen Verhältnisse, die eine lange, lange Stockung der Gesetzgebungsmaschine zur Folge gehabt haben. Bei Georg Engelbrecht würde die Sache indessen, was die vermögensrechtliche Seite anbetrifft, ziemlich einfach sein, da er nichts als Schulden hinterlassen hat. Den Bestand der Ehe anlangend? Da ist zu sagen: Wenn bis zu seiner Rückkehr die Ehe noch nicht rechtskräftig geschieden sein sollte, würde die bösliche Verlassung dazu nicht mehr ausreichen. Da müßte man nach andern Gründen forschen."

Pastor Bruhn wog sinnend das Haupt — und stand auf.

„Ich will nicht länger aufhalten, Herr Rat." Er schüttelte dem alten Herrn die Hand. „Ich



Poststraße im Donautale

Nach einem Gemälde von Stefan Simony



bin Ihnen dankbar für die Güte, womit Sie die Sache, die mich herführte, erledigten. Und ich danke Ihnen für die Augenblicke, die Sie mir schenkten."

„Ganz auf meiner Seite," erwiderte der alte Herr artig.

„Aber" — und nun erschien wieder das Lächeln — „eigentlich war unser Gesprächsthema noch nicht erschöpft. Nicht wahr, Herr Pastor? Wir wollen uns den Fall einmal ausdenken: Der rechtlich für tot erklärte Georg Engelbrecht kommt wieder und findet seine Frau — kennen Sie diese genauer?" unterbrach er sich. „Nun ja, natürlich ... Ist das eine prächtige Frau ... Nicht wahr? ... Nehmen wir also an, Georg kommt wieder und findet einen andern im Besitz der ehelichen Gewalt ... Was dann?"

Heinrich Bruhn fühlte sich durchschaut und grämte sich nicht darum.

„Ja, was dann?" wiederholte er.

„Das ist so 'ne Sache." Der alte Herr schüttelte sein graues Haupt. „Wenn ich erkläre: Ganz bestimmt weiß unser Recht nicht, wer der wirkliche, der gültige Ehemann ist, so haben Sie natürlich Neigung zu sagen: Unglaublich! Nach gewöhnlichem Menschenverstand ist es wirklich unglaublich, daß die Gesetze uns bei solcher Frage im Stich lassen. Aber was ist unser Recht? Gesetze — das, was man gemeiniglich unter Gesetz versteht — haben wir wenige, das meiste ist Gewohnheitsrecht, im wesentlichen aufgebaut auf der Theorie römischer Rechtsgelehrter."

Die Herren rauchten, in der Mitte der Zimmerhöhe schwebte der Zigarrendampf als Wolke. Der Rat fing an, auf und ab zu gehen und zerstörte die fein gelagerten Schichten.

„Wie not tut uns ein allgemeines deutsches bürgerliches Gesetzbuch!" klagte er. „Freilich die Gorgonenköpfe der Streitfragen werden auch diesem Zukunftswerk nicht fehlen.

„Auf unsre Frage zurückzukommen. Da müssen Sie eine kleine Auseinandersetzung entschuldigen. Aber es hilft nicht, ich muß es sagen. Denn unsre Professoren liegen sich darüber in den Haaren, ob die Todeserklärung eine rechtsbegründete Wirkung habe oder nur eine Vermutung schaffe. Hat die Schule, die letzteres behauptet, recht, und ist auch nicht, wie einige ihrer Anhänger behaupten, für die Frage der Ehe eine Ausnahme gegeben, dann besteht nach wie vor die erste Ehe, und die zweite ist nichtig, ist niemals gültig gewesen. Die Gutgläubigkeit hat nur mildernde Wirkungen hinsichtlich der Ehegüter und der Kinder.

„Glücklicherweise, lieber Freund, ist es für die Welt nichts als ein Schulstreit. In Wirklichkeit sind die für tot Erklärten immer so gehorsam, das Wiederkommen zu vergessen. Hierzulande wenigstens ist es meines Wissens noch niemals vorgekommen, daß jemand ein Leben fortsetzte, das wir ihm abgesprochen hatten."

„Ja ... aber ... der Zeuge, der ihn in London ... gesehen haben will ..."

„Ja ... mit diesem Beweismittel ist es schwach bestellt. Einmal ... na ... es ist Ihr verflossener Amtsbruder, Wilhelm Frahm, der sogenannte Schweinepriester ... Auf seine Glaubwürdigkeit will ich nichts sagen, aber im Grunde weiß auch er nichts. Er hat ein Gesicht gesehen, ganz flüchtig, im Londoner Nebel, bei trüber Gasbeleuchtung. Es ist ihm bekannt vorgekommen, nachher ist ihm eingefallen: Das war er, das war Georg. Die Sache ist die: Wilhelm Frahm dampft mit einer Ladung Schweine (Schweinehandel ist jetzt ja seine Spezialität) nach Englands Hauptstadt, vergnügt sich dort, auch noch an dem Abend, wo sein Schiff um Mitternacht die Anker lichtet. Er läuft eilfertig am Kai längs, denn es wird Zeit, der Dampfer fängt schon an zu rumoren und Abfahrtsignale zu geben. Aus einer Kellerwirtschaft steigt ein langer, schwarzer, bärtiger Mensch herauf und ruft ihm zu ... plattdeutsch ruft er ihm zu: ‚Wo is dat Füer?' und verschwindet darauf in einer Seitengasse. Der Mensch kommt unserm Zeugen bekannt vor, er steht still, er denkt, wer war das? Er ruft: ‚Hör mal, wat böst du vörn Jung?' — Keine Antwort ... der Lange ist nicht mehr sichtbar. Später hat er sich auf das Gesicht besonnen. ‚Es muß Georg Engelbrecht gewesen sein,' sagt er. Damals hat er gleich an Bord müssen und ist abgedampft.

„Was sagt das? Im Halbdunkel spielen Lichter und Schatten. Plattdeutsch — ja, wie viele Plattdeutsche gibt es nicht an den Wasserkanten der Erde und in London zumal!

„Indessen, die Aussage mochte so wenig beweisen, wie sie wollte, es war daraus ein Bedenken erwachsen, das zu beseitigen war. Durch das deutsche Generalkonsulat und durch die Londoner Polizei sind die eingehendsten Nachforschungen nach Georg Engelbrecht angestellt worden. Das Ergebnis ist — null. Es konnte nicht anders sein; denn Georg hat ganz sicher in der wilden Nordsee sein Grab gefunden."

*

Seinem Amtsbruder, dem alten Propst schüttete Heinrich Bruhn noch an demselben Tage sein Herz aus.

Der Alte lachte, er konnte so väterlich, so milde, so beruhigend lachen.

„Ich will Ihnen ein Märchen erzählen," sagte er, „eine alte, sicher auch Ihnen in der Kindheit erzählte oder von Ihnen gelesene Geschichte. Hören Sie:

„Es war mal eine Braut, die ging vom Hochzeitstisch weg, um Bier zu holen. Und kam nicht wieder zurück. Und als der Bräutigam

nachging, fand er sie im Keller — bitterlich weinend. ‚Was sitzest du hier und weinst?‘ fragte er. ‚Komm zu Tisch, die Gäste warten.‘ — ‚Ach Heinrich‘ (ja, der Glückliche hieß auch Heinrich, es gibt so viele Glückliche dieses Namens — lächelte der Erzähler), ‚ach Heinrich,‘ antwortete sie, ‚ich kann nicht, ich muß weinen. Guck mal!‘ So sprechend zeigt sie an die Bodendecke. ‚Sieh, lieber Heinrich, da ist ein Stück Eisen eingemauert. Es sieht so aus, als ob es gar nicht herunterfallen könnte, aber wer weiß, das ist vielleicht nur Schein. Es könnte doch mal fallen. Und nun denk mal, Heinrich, wenn wir ein Kind bekämen (es ist ein kleines Mädchen), und wir schickten es nach dem Keller, Bier zu holen. Und wenn dann das Eisen herunterfiele und erschlüge unser Kind. Daran muß ich denken und muß weinen.‘"

Der Alte packte den jungen Amtsbruder an der Weste.

„Sie sind die Braut! Sie sitzen im Keller und weinen. Aber ich sage: Heraus aus dem Keller! Warten Sie ab, ob Sie ein Kind bekommen, ob es ein Mädchen wird, ob es in den Keller geht, Bier zu holen, ob dann das Eisen herunterfällt und, wenn es fällt, ob es Ihr Töchterchen erschlägt oder danebenfällt. Ja, junger Freund, treten Sie Ihre Bedenken mit Füßen, die taugen nichts, die sind nichts Besseres wert, als getreten zu werden, tun Sie es! Sie werden sonst noch ein Opfer Ihrer Tugenden."

IX

Einen Tag später.

An schnatternden Enten vorüber zur Buntewisch hinein bog der feierlich und festlich gekleidete Heinrich Bruhn.

Einen Zug von Entschlossenheit und Liebe trug alles, was Heinrich sah. Am Hofgraben strebten Pappeln und Eschen energisch in die Höhe, wiegten dann aber in weichen zarten Gedanken ihr Haupt. Die Landschaft, grün und flach und fruchtbar, zerfloß in Liebe. Und von der Buntewisch gingen Linien aus, zogen durch Weiden und Felder, und zur Buntewisch kehrten sie zurück. Das waren die Linien der Liebe.

Vor der hohen, selbstbewußten Wölbung des Dielentors stand der Pastor Heinrich Bruhn und reckte seine Figur und wiegte sein Haupt, wissend, welche Pläne es barg. Den Gruß der Landschaft nahm er gern entgegen. Er ahnte oder wußte: Es war sein eignes Herz, das die Linien zog und mit der Welt Liebe um Liebe tauschte.

*

An die Tür des Wohnzimmers klopfte was.

„Herein!"

Sie tränkte eben die Blumen.

Als sie sah, wer da so feierlich schwarz gekleidet, den Seidenhut in der Hand, den Türrahmen füllte, da setzte sie die Blumengießkanne aufs Fensterbrett, nahm ihm den Hut ab und reichte ihm beide Hände.

„Da kommt ein lieber Freund," sagte sie, „der uns lange floh."

„Weshalb kamen Sie nicht wieder?" unterbrach sie sich. „Hat's Ihnen so schlecht bei uns gefallen?"

Wenn Heinrich Bruhn badete, dann stürzte er sich immer ohne Vorbereitung vom Sprungbrett in die Flut. Ihm war, als müsse er kopfüber in den Brautstand.

„Ich war bange," antwortete er.

„Und sind Sie nicht bange?"

„Nicht ein bißchen."

„Und weshalb fürchteten Sie sich?"

„Weil ich glaubte, nicht offen, nicht aufrichtig sein zu dürfen. Nun aber weiß ich, daß ich's sein darf. Ich habe Ihnen etwas zu sagen. Darf ich reden?"

Maries Lippen zitterten ein wenig und wurden bleich. „Reden Sie," sagte sie tonlos.

Heinrich sah es und hörte es. Er war ein schlechter Deuter, er wußte nicht, wie seine Sache stand. Aber er stürzte vom Sprungbrett.

„Ich bringe mich selbst, ich bringe ein Herz voll Liebe, ich bringe, wenn Sie mich wollen, Ihren zukünftigen Gatten."

Als er das alles gesagt hatte, griff sie nach ihrem Herzen.

„Ach Gott, Herr Pastor!" — rief sie. Weiter konnte sie nichts herausbringen, sie glitt in einen Sessel und weinte.

Sie beweinte die langen Leidensjahre, worin die Blüte ihres Wesens vergangen war, und weinte vor Freuden über die Verheißung für des Lebens Scheitelpunkt.

So saß sie lange Zeit, die Hände über das Gesicht geschlagen. Heinrich Bruhn stand dabei, er verstand sie nicht. Seine Natur, sein Gang hatte sich immer in geraden Linien bewegt, er wußte nicht, daß die Frau ein bißchen Arabeske nicht entbehren kann. Er schätzte sich — nicht ganz unrecht — für einen Bären ein, er hielt sich und seine Partie — ganz mit Unrecht — für verloren. Erst wollte er warten, bis sie ausgeweint habe; aber dann ertrug er es nicht mehr, er wollte fort.

Da stand er und streichelte die Seide seines neuen Hutes.

„Marie," fing er an, — „Frau Engelbrecht, wollte ich sagen — verzeihen Sie, wenn ich Sie erschreckt habe, wenn ich Sie verletzt habe. Es war nicht meine Absicht, Ihnen weh zu tun. Aber ich weiß nicht, mir scheint . . . es kommt mir so vor . . . daß ich's doch getan habe . . . daß ich ganz verkehrt gekommen bin . . . Ich bin

ein Mann, ein Mann muß alles tragen können. Ich werde mein Leben lang daran zu tragen haben, Sie nicht zu gewinnen, aber es wird ausgehalten werden. Eine Minute nur, eine halbe noch, und die Tür, die Ihr Heim umfriedet, wird sich hinter mir schließen, um sich mir nie mehr zu öffnen. Ich geh' . . . ich hab' nur noch die eine, die große Bitte: Vergeben Sie mir (ich hab's gut gemeint) und gedenken Sie meiner ohne Groll."

Er übertrug alle von der Buntewisch abgelehnte Liebe auf seinen Hut. Er wurde nicht müde, ihn mit dem Rockärmel zu liebkosen.

Er stand und wartete auf Antwort. Als sie nicht erfolgte, seufzte er auf und hob den Fuß, nach der Tür zu gehen, den Hut in der Hand.

Was ist das? — Es ist ein ganz neuer Hut und nun wirft sich einer sonder Scheu dagegen? Heinrich Bruhn hat kaum Zeit, ihn auf den Tisch zu setzen. — Es ist ein so schöner Hut!

Was ist das? — Marie schlägt die Arme um seinen Nacken? So ist es, die Welt ist verkehrt — Marie von Leesen lacht und weint — „Du Lieber," ruft sie, „verstehst du die Weiber und ihre Tränen so schlecht? Du wolltest gehen? Wolltest mich allein lassen?"

„Marie," stammelte er. „Ist es wahr, liebst du mich?"

„Und ob ich dich liebe, Heinrich, du!"

Sie schlug die Augen zu ihm auf und lachte. Wie dankte er der Natur, daß ihre Oberlippe so kurz war. Wie lachten ihn die weißen Zähne an! Und die Augen. Wie waren sie dunkel und braun — oder waren sie schwarz? — er wußte es nicht, er konnte es nicht feststellen, er empfand nur: sie waren schön!

„Heinrich," lachte sie. — „Und der fragt mich, ob ich ihn liebe! — Es ist zum Weinen und zum Jauchzen ist es. Ob ich ihn liebe! Kann ich's sagen, wie sehr! Ich kann's nicht, ich will's auch nicht. Du sollst mir's glauben, Heinrich, das verlange ich von dir!"

„Ich bin ein Priester des Herrn," sagte er, „und sollte nach dem Himmelreich trachten, und nach nichts anderm. Aber ich bin auch ein Mensch. O, Marie, wie habe ich so lange Zeit nach deiner Liebe gedürstet!"

„Trink!" sagte sie und küßte ihn auf den Mund.

X

Ein Jahr verging und die Eisenbahn wurde fertig. Und als die neue Eisenbahn endlich fertig und dem Verkehr übergeben worden war, hatten alle Einwohner das Gefühl, als ob ihnen was geschenkt sei, als ob es jetzt erst lohne zu leben. Es wurden billige Rundreisen durch den Westen der Provinz eingerichtet, und die Freude, durch die Fenster des Abteils wie aus einer Glasstube, Feld und Anger und Wiesen, Geest und Marsch vorbeifliegen zu sehen, im Raum eines Tages mit eignen Augen feststellen zu können, daß der Raps in der benachbarten Marsch nicht besser sei als daheim und daß man dort umfangreiche Versuche mit Fettgräserei anstelle, diese Freude verjüngte förmlich. Man bedauerte nur, daß man nicht Zeit habe, die rotbunten glatten runden Dinger auf den Talgansatz zu befühlen. Aber das war mal mit der Eisenbahn vermacht; bevor noch ein ordentlicher Streit darüber, ob sich's lohne, zwischen Klaus Matthies und Krischan Heinrich in Gang gekommen war, zeigte der Guckkasten schon ein andres Bild, und man fuhr langsam zwischen grauem Eisenwerk hohl, rollend, unheimlich über eine große Flußbrücke.

Aber wie die Zeit verging, so verging auch die Lust an den Eisenbahnrundfahrten, das für die Geschäftswelt praktische Interesse erwies sich schließlich langatmiger als die naive Reiselust. Durch die Eisenbahn war Hodorf dem allgemeinen Verkehr angegliedert. Neue Geschäftsschilder, neue Waren und neue Leute. Unternehmende, freundliche, beredte Männer, mit Nasen wie Ziffern, boten ihre Dienste und forderten ihren Tribut. Die Landesprodukte, die sonst, wie in allen stagnierenden Plätzen, zu etwas angefaulten Preisen abgesetzt worden waren, wurden den großen Handelsplätzen rascher und vorteilhafter zugeführt, an dem Bahnhof entstanden kleinere und größere Stapelplätze und Lagerhäuser. Die große Exportschlächterei von Wittmaack & Sohn in Hamburg bot den Landleuten so günstige Bedingungen, daß der Schweinehandel fast ganz durch ihre Hände ging.

Und wie der Stadt Kleid und Nähte eng wurden, so erging es auch Hans Hanssens Gasthof mit dem Beinamen „tom leewen Gott". So hieß er, weil sein Eigentümer des Höchsten Namen oft im Munde führte, unnütz zwar, jedoch bewußterweise niemals mißbräuchlich. Er tat's bei jeder Gelegenheit. — Wenn er klangvoll mit dem Holzschlägel ein Faß aufschlug, es geschah in Gottes Namen — er sagte wenigstens dreimal dabei: „Du leewer Gott!" Wenn ein einfacher Mann bat: „Schell'k 'n lütten Köm un Beer?" — „Du leewer Gott, dat schaft hem," war die Antwort. — „Hans, scholl sick dat Wedder holn?" — „Du leewer Gott, Klas, dat glöw ik." — „Hans, is dat Beer got?" — „Ja, leewer Gott, dat weet de leewe Gott." — So „leewegottete" er sich durchs Leben und schenkte Bier und Schnaps und Portwein.

In der Rektorschule hatte der Lehrer einmal von dem Glück gesprochen, wonach alle Welt renne, und es mit den Bildern der Luftspiegelung verglichen, die uns in der Marsch oft ferne selige Inseln vortäusche. — Das alles sei Schein und Augentrug. Und geradeso sei es mit dem Glück, dem die Welt im Fiebertraume nachjage. Ein wirkliches und wahres Glück gewähre nur ein Leben in Gott, ja — Leben und Weben im lieben Gott.

Nun saß in der Klasse ein kleiner Knabe, der hieß Hinnerk Suhr. Er träumte viel für sich hin. — „Hinnerk!" ruft der Lehrer, „du bist wieder nicht hier, du paßt nicht auf. Was habe ich gesagt, wo ist das Glück?" Hinnerk Suhr stand auf, wie das vorgeschrieben war, und antwortete, die Frage (gleichfalls nach Vorschrift) in der Antwort wiederholend: „Glück ist das Leben von Kassen Weber im lieben Gott."

Die Klasse lachte und der Rektor lachte mit. Sie hatten Grund. Denn es war stadtbekannt, daß der unverheiratete und vermögliche Kassen Weber, nachdem er lange Stammgast bei Hans Hanssen gewesen war, nun mit seinem Webebaum in einem nach dem Hof gehenden Zimmer wohnte und nunmehr im lieben Gott bei Hans Hanssen lebte, das heißt in den Wirtszimmern aß und trank, vor allen Dingen auch „trank" – im Hinterzimmer aber webte, seine Webeschifflein spielen ließ.

„Wo is Kassen?" — „Kassen Weber lebt und webt im lieben Gott."

Mit solchen Witzen half man sich in Hodorf über das Dasein hinweg.

Beim „lieben Gott" war aus dem Wirtszimmer eine Art Terrasse herausgebaut, die sich bis an den großen Lindensteig vorschob. Es war ein angenehmer Platz. In den Linden räsonierten — zumal im Herbst — eine ganze Menge Sperlinge, eine freche lustige Gesellschaft. Sie waren, wie alles in der Marsch — fett, jedenfalls wohlgenährt, zumal zur Erntezeit, wenn das Korn in allen Furchen lag und Hans Hanssen seinen Weizen einbrachte.

Eines Tages — — —

In den Linden war es laut, die Kronen waren Tanz- und Bethaus der Spatzen, noch strotzten sie in sattem Sommergrün. — Vielleicht, daß im Innern hier ein leiser, dort ein leiser Farbenton des Vergehens anklang. Aber wer will zur Zeit der vollen Ernte nach Sterben und Vergehen fragen?

Die Sonne stand über Hodorfs Dächern und fuhr im Triumph zur Höhe. Das war die Zeit, wo die Leute, die sich's bequem machten, und die, die gar nichts zu tun hatten, ein Glas Portwein tranken.

Wir finden drei Männer auf der Terrasse, oder eigentlich zwei, denn Hermann Kruse, der Krämer, der jeden Morgen fünf Portweine in fünf verschiedenen Wirtschaften trinkt („dat is blots wegen de Kundschaft," sagt er), der immer raucht und, wenn er steht, die Hände in die Taschen steckt, stieg eben mit sanftem, weingerötetem Gesicht die Treppenstufen hinab, um Mutter Körnern nicht vorbeizugehen. Wir finden also zwei Männer am Tisch; der eine ist Kassen Weber, der in diesem Augenblick im lieben Gott gar nicht webte, sondern nur „lebte", und noch einen, der überhaupt nicht webte. Er hatte es nicht nötig. Peter Busch gehörte zu der Spezies der Fetthammel. — In Hodorf bedeutet das Leute, die ihre Höfe oder Geschäfte abgegeben haben, Wirtshäuser besuchen und in Ruhe ihre Renten verzehren. Für Hodorfs wirtschaftliche Entwicklung sind sie nicht ohne Bedeutung, denn ihretwegen haben Hamburger Banken wie Wolf, Hirsch und Blumenthal ihre Tochteranstalten in Hodorf begründet.

Hermann Kruse, der eben wegging, war zwar kein Fetthammel, er führte aber ein Leben, als sei er einer. Er sah, namentlich in der Gegend der Nase, gesund aus, und Kassen Weber und Peter Busch sahen auch gesund aus. Eines Tages hatte die Sonne ihre Strahlen in die vor Kruse, Kassen und Busch stehenden Portweingläser geworfen, war portwein-erdbeerfarben von dem bebenden Spiegel zurückgeworfen worden und den drei Gästen ins Gesicht auf die Nase gesprungen. Dieser portwein-erdbeerfarbige Sonnengruß liegt den wackern Männern seitdem auf der Nase und auf den Abdachungen der Nase.

Es war Wochenmarkt. In drei Ecken: Butter, Ferkel, Fleischbuden — in der vierten der gemischte Markt: Geflügel, Gemüse, Fische. — In der Mitte um die Pumpe herum alte schicksalsreiche, unter dem Zwang heißer Bügeleisen zu neuem Lebensmute gestraffte Hosen. — Von der Straße herauf, die nach Westen geht, der melancholische Gesang der Krautfrauen: Kraut, Kraut! — Dicht beim Pumpenschwengel der öffentlichen Wohlfahrt Hüter — die hohe Polizei; — da steht der Polizist Karl Dose.

Im großen Steig der Allee sickert und fließt ein Strom gutgekleideter und weniger gut gekleideter Menschen. Lasten und Körbe, die andre Leute belästigen, Kinderwagen, Schubkarren sind im Promenadensteig verboten, Reiten und Fahren ist auch nicht erlaubt.

Durch die Blätter fällt keine Sonne, aber eine Menge Streulicht liegt an der Erde. Das ist mal einem kleinen nackten Gott aus dem Füllhorn gefallen, als Karlchen Dose ihn aus dem Promenadensteig jagte.

Es liegt am Boden, aber wenn der Leutestrom darüber hinfließt, dann rieselt es wie Goldblätter über Glieder und Haupt.

▪

Kassen Weber sprach davon, wie Matthies Ohm von der Buntewisch her drei Wagen Fettschweine für Wittmaack & Sohn an den Bahnhof liefere und wie sein Amt auf dem Hof nun bald zu Ende gehe, da Pastor Bruhn — wie man ihn noch immer nannte — mit der Frau Leesen Hochzeit gemacht habe. Auf vier Wochen seien sie nach dem Harz gereist, nach ihrer Rückkehr werde der junge Ehemann selbst wirtschaften. Die Theologie habe er aufgegeben und ein Jahr lang einem Onkel seiner Frau als Lehrling gedient. Peter Busch und Kassen Weber waren beide der

Ansicht, daß Heinrich Bruhn den Hof leicht halten könne und daß er ein tüchtiger Landwirt sei. — Ob Matthies mit'n Swung wohl in die Stadt ziehen werde? fragte Peter Busch.

Kassen Weber glaubte nicht, daß Matthies Ohm das tun wolle. Dann kam die Rede auf den neuen Pastor, der noch gar nicht so recht gefalle, und daß Hodorf gar nicht so recht Glück mit seinen Seelsorgern habe. Da sei mal einer gewesen wie Bruhn, der allen recht geschienen, und „da mußte es so kommen", sagte Kassen Weber.

Peter Busch hatte früher im Nachbarstädtchen gewohnt, zur Kirche ging er gar nicht, weil er sich für einen Freigeist hielt — er hatte die Geschichte des Hodorfer Pastorats nicht gleich im Kopf beisammen. Er fragte:

„Wokeen weer na vör Paster Bruhn?"

Kassen Weber wies auf den Markt: „De dor," antwortete er.

Ein großer, breitangelegter Mensch, angetan mit einem langen braungelben Rock, ging langsam durch den Lindensteig.

„Ja, ja," sagte Peter, „da fällt mir ein. — Da fällt mir's bei. Das war ja Schweinepriester. Ja, der war es."

Peter Busch und Kassen sprachen, wie alle Hodorfer und alle Fetthammel taten, bald hoch, bald platt, zuweilen beides durcheinander. Kam es mehr auf Behaglichkeit an, dann platt — — so „plattweg" wie möglich, kam es auf Bildung und Würde an, dann hoch. Aber das Hoch schmeckte immer nach einer plattdeutschen Zunge.

Der Schweinepriester bog aus der Promenade heraus und ging quer über den Markt.

„He geit na'n Bahnhof, verladt tein Waggon," erklärte Kassen Weber.

„Is sin Fru ni'n Dochder von Krischan Wittmaack ut Hamborg?"

„Ja."

„Grot Geschäft?!"

„Heel grot."

Kassen Weber und Peter Busch versanken in Schweigen und in ihr Glas. Peter trank aus, Kassen Weber auch. Kassen überlegte, ob er sich ein zweites Glas erlauben wolle. Peter Busch aber rief auf Hans Hanssen . . . „Leewer Gott, ja geern — glik!" Nun spendierte auch Kassen sich ein zweites.

Peter Busch nippte am neuen Glas, strich sich den Bart, sah auf den Markt und machte eine verwunderte Miene:

„Wat is dat vör een?" fragte er.

„Wokeen?"

„Den Groten, den Lump. Sühst du?"

„Ja."

Ein großer, schlanker, dunkler Mensch, zerrissen, Vagabund, stand im Steig und sah erst nach der Apotheke hinauf und nach der Kirche hinunter und dann über den Markt hinweg. Nun starrte er nach der Terrasse hin, nickte, lachte und nahm — „wat wäll de Kerl?" rief Peter, als er es sah —, der Kerl nahm den Hut ab und grüßte. Es war ein alter breitkrempiger Hut — halb Künstlerhut, halb pensionierter Maurergesellenhut.

Kassen Weber sah der Erscheinung nach. Sie schlenderte langsam den Steig hinab der Apotheke zu.

„Ja, wat scholl hei woll ween? — So'n Art Rümdriewer!" erwiderte Kassen Weber.

Der Polizeidiener stand noch immer am Pumpenschwengel.

„Dat möß garni verlöst wesen," sagte Peter Busch. — „Dor möß Karl vör oppassen. — Awer Korl — dor henstellen, or'n Plünnkerl — Vagels bang to maken; dat is all eendohnt."

„Süh! — dar kommt Matthies mit'n Swung," bemerkte Kassen Weber.

Matthies mit'n Swung bewirtschaftete noch immer die Buntewisch. Er hatte heute Lieferungen an den Schweinepriester, hatte bei Hans Hanssen ausgespannt, hatte in der Gaststube ein Glas Bier getrunken und kam nun über die Terrasse.

„Morg'n, Matthies!"

„Süh dor, Kassen un Peter — Oemmer in'n leewen Gott — dat glöw ik, wer't so hem kann."

Sie sprachen über Ernte und Weide und Speckpreise. Und die Erinnerung an Speckpreise trieb Matthies mit'n Swung die Treppe hinab, die nach dem Markt führte. Er wollte nach dem Bahnhof, bei der Verladung zugegen sein.

„De jungn Lüd von'e Reis trügg?" rief Kassen Weber ihm nach.

„Durt na ach Dag," antwortete er und hinkte eilfertig über den Weg.

XI

Nach einer Stunde war alles fertig und Onkel Matthies kam mit seinem Abnehmer, dem Schweinepriester Wilhelm Frahm, zurück, ging mit ihm zusammen wieder über den Marktplatz nach dem westlichen Stadtteil. In der Königstraße bei Gählers Platz trennten sie sich, Matthies schritt seinem Wirtshaus zu, Wilhelm Frahm wollte bei sich zu Mittag essen.

Schweinepriester lebte in guten Verhältnissen. Er hatte sich wohlhabend verheiratet mit der Tochter von Wittmaack & Sohn in Hamburg, genau gesprochen mit der Tochter des früheren Fleischergesellen, jetzigen reichen Speck- und Wurstfabrikanten Peter Sönnichsen, alleinigen Trägers des kaufmännischen Namens Wittmaack & Sohn. Das war ein tüchtiger Schwiegervater. Die meisten Kunden sprachen ihn Wittmaack an, was er sich gern gefallen ließ, andre erkundigten sich nach dem Befinden seines Sohnes. Da er nun gar keinen Sohn hatte, Frau Frahm überhaupt sein einziges

Kind war, so schob er alles auf seinen Schwiegersohn, auf dessen Schweineverstand und Pastorentitel er stolz war. „Sie sprechen von meinem Schwiegersohn, dem Pastor Frahm," erwiderte er auf solche Fragen, „der ist wohlauf." — Dem alten Jürn Heinemann entfuhr mal das Wort: „Ach, das hab' ich gar nicht gewußt, Schweinepriester ist Ihr Schwiegersohn? Da hat Ihre Tochter einen tüchtigen Geschäftsmann."

Das war dem alten Wurstmann denn doch zu viel. — „Borstenvieh und Schweinespeck war zwar sein und seines Sohnes Lebenszweck." — Aber den Spottnamen des Eidams so ins Gesicht! — Er fletschte seine kleinen Schweinszähne und antwortete: „Nein, Sie verfluchter Schweinekerl — — ah, entschuldigen Sie! — wie heißen Sie doch noch, Herr Schweinemann — entschuldigen Sie, lieber Heinemann, wollte ich sagen — — einen Schweinepriester hab' ich nicht zum Schwiegersohn."

Der Schweinepriester Wilhelm Frahm hatte, seitdem er aus der Geistlichkeit entlassen war, sich so günstig entwickelt, wie man nach seinen Anlagen nur hoffen konnte. Er war nicht nur ein guter Geschäftsmann, er konnte jetzt auch nach den Begriffen seines neuen Standes für solid gelten. Er handelte mit Vorteil für sich und seinen Schwiegervater, den er als Kommissionär in der Marsch vertrat, und war ehrlich. Als er unter die Händler ging, stand in seinem Vaterlande mancher Prophet auf, voraussagend, das werde nicht gehen, er sei zu wild. Aber es ging ganz vortrefflich. In der ersten Zeit zeigte er wohl noch ab und zu seine Kunststücke, hob hier und da ein Schwein am Schwanz; im Wirtshaus ließ er wohl mal gefüllte Achtelbiere bei steifem Arm auf breiter Hand balancieren. Wenn die Schweineknechte lärmend und singend auf den fünf Chausseen, die die Stadt ausstrahlte, mit den leeren Schweinewagen in ihre Dörfer zurückkehrten, dann wußte man, Schweinepriester hatte sie in Behandlung gehabt.

Aber mit der Heirat hatte das ein Ende. Als Wilhelm Frahm bei Wittmaack & Sohn das Jawort erhalten hatte, da wurde die steifleinene Würde einer alten Firma für seine Seele zur Korsettstange und gab ihr Haltung. Und als die Ehe geschlossen worden war, tat der eheliche Beistand seiner Frau das übrige.

Wilhelm Frahm strebte also quer über Gählers Platz seiner Wohnung zu — ein glattrasierter Mann mit wohlgenährtem Gesicht und weichen, bedeutungsvollen, in Faltungen und Pressungen bewanderten Priesterlippen. Das Echo aller Biedermannsgesinnungen seiner Brust lag darüber her. Mit welcher Verachtung sah er jetzt auf alles herab, was ihm auf der Schule, wo er eine Zeitlang Banknachbar von Georg Engelbrecht gewesen, widerfahren war. Georg Engelbrecht! — Ja, wo war Georg? — Sicher am Grund der Nordsee. Er glaubte ihn einmal gesehen zu haben oder vielmehr: er hatte es geglaubt. Je länger es her war, desto mehr zweifelte er.

Frahm wohnte in Panjes Allee, von Gählers Platz ging man durch die Johannisstraße, dann war man da. Wie er in die Johannisstraße einbog — — ganz plötzlich — — er hatte keinen Menschen kommen sehen — ganz plötzlich sagte einer zu ihm: „Godn Dag, Willem, wa geit?"

Schweinepriester sah auf, der dunkle Landstreicher mit dem abgesetzten Maurergesellenhut stand vor ihm und hielt ihm die Hand hin und wiederholte: „Godn Dag, Willem, wa geit?"

Wilhelm Frahm ergriff die Hand nicht, sondern steckte, ohne es selbst zu wissen, seine eignen in die Tasche.

Der andre schwieg eine Minute und fing dann an: „Wilhelm, kennst du mich nicht, oder willst du mich nicht kennen. Ich bin — —"

Des Schweinepriesters Hand legte sich rasch auf des Sprechers Mund.

„Sprich leise! — Ich sehe, wer du bist. Und damit genug. Wir wollen Namen und Person nicht sagen, das braucht niemand zu wissen, nicht einmal die Kinder, die überall umherstehen."

Er zeigte auf einen kleinen Jungen, der in der Johannisstraße mit zwei Fingern im Mund stand und genau hinsah.

„Uebrigens gu'n Dag!" fuhr er gedämpft fort. „Da bist du also — hier hast du meine Hand. Niemand soll sagen, daß ich einem alten Bekannten den Händedruck versagt habe."

Er schüttelte des Fremden Rechte. Der sah groß und schwarz aus. Man entnahm seinem Auge und dem lang auf die Brust herabhängenden Haare, daß seine Moral und sein Bart gleich wirr geworden waren.

„Armer Kerl," fuhr Wilhelm Frahm fort und schüttelte auch seinen Kopf. „Wir glaubten alle, du seiest auf See geblieben. — Ist die ‚Bertha' nicht untergegangen?"

„Das stimmt, mich aber hat das Meer ausgeworfen," erwiderte Georg Engelbrecht. — „Es war — —"

Er wollte erzählen.

„Das will ich nachher von dir hören, auch was du getrieben. — Hier bist du für tot erklärt worden."

„Das weiß ich."

„Und Steckbriefe sind hinter dir her."

„Das weiß ich auch."

„Deine Frau hat nun einen andern."

„Ich weiß es, ich weiß alles."

„Du kommst vielleicht grade deshalb?"

„So ist es, Wilhelm."

„Was hast du vor? Was gedenkst du zu tun?"

„Ich wollte meine Frau und wollte Pastor Bruhn bitten, mir was zu geben."

„Geld?"

„Ja."

„Und wenn sie nicht wollen? Was willst du dann machen?"

Der Fremde lächelte. Er hatte tadellose Zähne, er lächelte das Lächeln, das in Strafanstalten und in Kaffeeklappen gelernt wird.

„Dann will ich wieder lebendig werden," sagte er.

„Und wenn sie geben?"

„Dann will ich das sein, was das Gericht sagt, daß ich bin — will mir dann einen schönen Namen bedenken und nach Amerika gehen."

Das sagte er und lauerte mit seinen tiefliegenden, lächelnden Augen.

Schweinepriester sah süßsauer aus und kniff die Lider ein.

„Und wie groß müßte die Summe sein, wenn du einwilligtest zu sterben?"

„Ja, Wilhelm — das wollt' ich dich fragen. Wie viel meinst du?"

Wilhelm Frahms Priesterlippen falteten sich streng.

„Weißt du auch, wie man das, was du willst, nennt?"

Er machte, ohne es zu wissen, eine alte Kanzelgeste, erhob strafend die rechte Hand und den Zeigefinger davon und schüttelte sie hin und her.

„Junge, Junge!" rief er drohend.

„Was, Wilhelm?"

„Erpressung nennt man's."

Dann senkte er die Hand, drückte die Achse seiner Pfeife fest und sagte ruhiger:

„Es ist kein guter Streich."

„Ein Streich, den viele tun. Alle täten ihn in meiner Lage. — Du, Wilhelm, auch."

Der Sprecher zog spöttisch die Mundwinkel herab und markierte ein strammes Gesicht, als er höhnisch hinzufügte: „Bei dir schlägt das Schweinefett wohl auf die Frömmigkeit."

Schweinepriester antwortete nicht. Was Georg Beleidigendes gesagt hatte, wollte er nicht verstehen. Er musterte die vor ihm stehende Elendsgestalt. „Ich weiß nicht," sagte er nach einer Weile, „was andre tun, und kenne mich nicht so genau, zu wissen, was ich täte. Das Mitsteinenschmeißen habe ich immer andern überlassen. So will ich es auch jetzt verhalten."

Beide schwiegen.

„Wilhelm," fing Georg Engelbrecht wieder an, „ich habe lange nichts gegessen."

„Ich glaub's, Junge." Wilhelm Frahm dachte: ‚Was ihr den Geringsten unter meinen Brüdern getan habt, das habt ihr mir getan!'

„Selbstverständlich lass' ich dich nicht hungrig und lass' dich nicht durstig. Ich überleg' nur, wie und wo. Es darf nicht bekannt werden, Junge, wer du bist. Ganz abgesehen von dem Steckbrief. Ich will dir nachher auch sagen, warum. — Ich hatte an den lieben Gott gedacht," fuhr er fort, „aber das geht nicht. Wir müssen nach meinem Haus. — Es trifft sich gut," setzte er hinzu, „daß meine Frau nicht da ist."

Und wieder sah er auf seinen Jugendfreund und dachte an das Wort der Schrift: ‚Wer zwei Röcke hat, gebe dem, der keinen hat, und wer zwei Mäntel hat, tue desgleichen.'

„Kann dein Magen noch eine Stunde aushalten?" fragte er. „Wenn, dann gehe ich mit dir zu Josef Meier und kaufe einen heilen Anzug und heile Wäsche und einen Hut, alles, wie einfache, anständige Leute tragen. Wir sagen, daß du bei Wittmaack in Hamburg in Diensten kommst. Dann wird bei Eggers ein Bad genommen und dann gehen wir zusammen nach meinem Hause."

Wilhelm Frahm und Georg Engelbrecht waren noch immer an der Ecke der Johannisstraße auf Gählers Platz, und noch immer war der kleine Kerl mit dem Finger im Mund bei ihnen.

Den winkte Wilhelm Frahm heran.

„Hein, min Jung, wullt mi'n Gefallen dohn, schast ok'n Groschen hem."

„Jau," antwortete Hein.

„Loop flink na Hans Hanssen to'n leewen Gott un gröt vun mi, ob Matthies vun 'e Buntewisch na dor weer. Denn möch he so good sien un na min Hus kam un op mi lurn, wenn'k na ni to Hus weer. Ik moß notwenni — hörst du! — gans notwenni mit em spreken. Hest verstahn?"

„Jau," antwortete Hein.

„Un wenn du dat dahn hest, denn loop flink na min Hus un segg, ik keem erst na'n gode Stunn to'n Eten, broch ok na een mit. Onkel Matthies kem ok. — Hest verstahn, min Jung?"

„Jau!"

„Un hier hest twee Groschen. För den een kannst di Sönndag, för den annern tokam Sönndag Bontjers köpen. Schast din Schwester Greln awer wat afgewen. — Wullt dat? Ik kom un frag na."

„Jau!" antwortete Hein, nahm die Pantoffeln in die Hand und lief barfuß über Gählers Platz den Weg entlang nach Hans Hanssen.

‚Da gehn ein paar Schweine drauf,' dachte der Schweinepriester. ‚Aber das macht nichts, das muß sich helfen. Es wird noch mehr drauf gehen, Matthies mit'n Swung und ich, wir werden bluten müssen — es wird nicht anders gehen. Das muß hingenommen werden. Heinrich Bruhn und Marie dürfen nichts wissen. Soviel kenn' ich meinen Amtsbruder: der würde, und sollte auch sein und seiner Frau Herz darüber brechen, die Partie aufgeben. Laß dich nicht gelüsten! Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib! Junge, Junge, Hein, was bist du eigentlich für ein Teepot!'

Er und der Vagabund gingen nach dem Markt, wo Josef Meier seinen Laden hatte.

‚Den Anzug will ich ihm schenken,' dachte er, als sie über die Schwelle gingen, ‚das andre noch überlegen. Was geht den Schweinepriester Pastor

Heinrichs Liebe an?' — Aber nach zwei Zügen Rauch war er andern Sinnes. ‚Ich will's doch tun. Es wird freilich nicht nur paar Schweine, es wird paar Waggon kosten. Aber das soll nichts machen.'

Er steckte die Pfeife in die Tasche und preßte die weichen Lippen fest aufeinander. Ja, fest — und doch stahl sich ein Lächeln in die Ecken. Er verlud Woche für Woche ein paar tausend Schweine für das Schlachthaus, aber der Name Marie von Leesen schürzte noch immer den ein bißchen speckig aussehenden Mund.

Wilhelm Frahm ging mit dem Landstreicher von dannen, kaufte ihm Wäsche, kaufte ihm Kleider, ging mit ihm nach dem Bad. Und als der Wiedergefundene im Bade saß, besorgte Wilhelm Frahm einen Teller Butterbrot und ein Glas Portwein. „Er ist flau," sprach er für sich, „er muß gleich einen Imbiß haben."

XII

Gleich nach der Verlobung hatte das Brautpaar abgewogen: — hie Predigtamt — hie Buntewisch! — und hatte sich für die Buntewisch entschieden. Heinrich schätzte seine Begabung für das Lehramt nicht mehr so hoch ein, die Buntewisch war seit Jahrhunderten im Besitze derer vom Geschlechte Leesen gewesen — Priester gab es viele, die Buntewisch gab es nicht wieder.

Und den dem Meere abgewonnenen trügerischen Boden hatte er immer lieber gewonnen. Alles, was den Hof umgab, wurde doppelt leuchtend, und alles war schöner, weicher, reicher als anderswo. Die Furchen lagen schwarz und schwer nebeneinander — hoffnungsreicher als anderswo, ja selbst der Himmel schickte selbstbewußtere, vollere Wolken darüber her.

Und alle waren lustige Wolken, nur eine düstere stand an seinem Himmel. Zurzeit war sie nur klein, nicht größer als eines Mannes Hand, aber sie konnte rasch den ganzen Horizont bedecken. Es war noch immer ungewiß, ob Marie nicht doch das Weib eines andern sei — die Rechtsordnung gestattete zwar, daß er sie heiratete, aber streng genommen war es ja nur eine Ehe auf Probe, deren Ungültigkeit sofort klar werden müsse, wenn Georg Engelbrecht doch noch am Leben war. Wie stand er vor seinem Gewissen und vor Gott? Gelüstete ihn nicht doch eines fremden Weibes?

Heinrich Bruhn war in Gefahr, von seinen Grundsätzen auf unfruchtbares Geröll geführt zu werden.

„Lassen Sie sich nicht irre machen," sagte der Gerichtsrat, mit dem er darüber sprach. „In den formalen Satzungen hat das Recht ja nicht sein letztes Wort gesprochen. Oft sind sie ja nichts mehr und nichts weniger als Kulissen, hinter denen das höhere Recht verborgen ist."

Der Geheime Emil Paulsen schrieb:

„Sollte die Sache rechtlich wirklich so liegen, wie Dir gesagt worden ist? Nun — ich bin keine Autorität, es gehört nicht mehr zu meinem Metier. Aber — bester Freund — was haben die Privathypothesen unsrer Privatdozenten mit Deinem Brautstand zu tun? Halte Dich an das Recht, was Deine Liebe Dir zuspricht! Buridans Esel verhungerte zwischen zwei Heubündeln, weil er zu kurz angebunden war. Nimm Dich in acht, daß Du Deine Seele nicht zu kurz zwischen den sittlichen und weltlichen Gesetzen anbindest."

Und ein andres Mal:

„Wenn der Nordwind an Eurer Küste herunterweht, oder der Südwind heraufkommt, dann laß Dir von ihnen erzählen, durch wie viele Rechtsgebiete sie gebraust haben, nicht mehr als zehn Meilen hinauf und zehn Meilen hinunter. Und dann sieh die Wolken an, wie stolz sie darüber hinwegschweben!"

Als Heinrich Hochzeit machte, geschah es noch immer in dem Zweifel, ob er nicht vielleicht doch vor dem Herrn ein Ehebrecher sei. Daß er, wenn Georg auftauchte, Marie verlassen müsse, und sollten auch ihre Herzen darüber brechen, erschien ihm selbstverständlich. — So dachte er. — Noch wußte er nicht, was die Liebe tut, wenn man sie köstlich erfüllt im Arm hält.

Vier Wochen war er erst mit seiner jungen Frau auf Reisen . . . und nun . . . nun dachte er ganz anders. Nun dachte er wie Emil Paulsen. Nun hatte er Marie auf Nimmerwiederherausgeben in Beschlag genommen, und klein und pedantisch erschien ihm die Denkungsweise Heinrich Bruhns vor der Hochzeit.

Seine Frau wußte nichts von den Sorgen, die auf ihm gelastet hatten. Von ihm hatte sie nichts erfahren, und was weiß eine Frau, wie sie, von den Gesetzen? Wie konnte sie auf den Gedanken kommen, daß das Recht einen Menschen für tot erklären und doch mit der Möglichkeit rechnen könne, er lebe noch? Eine Ehe zulassen und doch unter Umständen für ungültig erklären? Sie war ein Weib, ein ehrlich liebend Weib und kam auf kein Geröll.

Heinrich hatte zu lange unter der Sorge geseufzt, um nicht jetzt, da er sich frei . . . innerlich ganz frei fühlte, in eine übermütige Stimmung zu geraten. Seines Glückes sicher, fing er an, sein Geschick herauszufordern. — ‚Wenn Georg Engelbrecht plötzlich vor uns auftauchte!' Um die Probe auf die Sicherheit seines Glücksgefühls zu machen, hätte er es fast gewünscht. ‚Geld wird's kosten,' dachte er weiter, ‚man müßte ihn übers große Wasser schaffen.' Weiter sorgte er nicht, denn die Grundfesten seiner Seele standen sicher.

Und immer hatte er das Gefühl, als ob Georg Engelbrecht ihm in fremder Maske entgegentreten werde. Sein Herz freute sich darauf. Jeden Türsteher oder Kellner, jeden Angestellten



Aus der Biedermeierzeit
Nach einem Gemälde von Alex. v. Goltz



eines Gasthofes, jeden Hausknecht und jeden Eisenbahnschaffner sah er darauf an und forschte in den Linien seines Gesichts. Aber kein Hauswart, kein Hausknecht und kein Kellner tat ihm den Gefallen, Georg Engelbrecht zu sein.

Der Name Georg Engelbrecht war zwischen ihm und Marie wohl niemals erwähnt worden. Jetzt aber kitzelte es ihn, zur Sprache zu bringen, was er dachte.

„Marie," fing er an, „darf ich mal was fragen?"

„Frag, Lieber."

„Du darfst aber nicht bange werden — es ist nichts Schlimmes."

„Wenn's nichts Schlimmes ist, werd' ich sicher nicht bange."

„Du darfst mir aber auch nichts übelnehmen."

„Heinrich, wie sollte ich dir was übelnehmen?"

Sie wendeten acht Tage früher, als in ihrem Plan gelegen hatte, die Deichsel ihres Gefährtes der Heimat zu. Sie hatten Sehnsucht, ihr Glück zu Hause auf dem alten schicksalsreichen Hof in Sorgen und Schaffen um ihre Zukunft auszukosten. Hamburg lag hinter ihnen im Süden, der Boden ihrer Heimatprovinz lief an dem Eisenbahnzug hin. Bisher waren sie in den Knickdörfern der Geest hingefahren, nun kam die grüne flache Marsch. Rund um sie her mahlten fleißige Mühlen, das Regenwasser in die Gräben zu heben.

„Heinrich, hab' ich dir je was übelgenommen?" hatte Marie gesagt.

„Ich dachte nur, du könntest es für eine Wunderlichkeit oder für unnötig halten."

„Frag, mein lieber Mann ... frag!"

„Marie! ... Wenn Georg das gar nicht wäre, wofür das Gericht ihn ausgibt, nämlich ... tot. Wenn er noch lebte!"

Seine Frau sah ihn mit ernsten, fragenden Augen an.

„Wie kommst du darauf, Heinrich? Ist er da?"

„Nein, Geliebte, er ist nicht da. Vergib, es war ein törichter Einfall."

Ein paar Minuten versank sie in Sinnen, dann lachte sie leise: „Töricht? Erst dacht' ich's auch, aber am Ende ist's ganz gut, daß wir darauf kommen. Wenn er nun wirklich dahergestiefelt käme, der lange Georg mit seinem großen schwarzen Bart, und ich säße dann da als eine Frau, die zwei Männern zugehört. Ich muß doch wissen, wen ich wählen will. Und das" — da lachte sie laut — „ich bin eine vernünftige Frau, die zu Ende denkt, wenn sie was beschließt. Ich überlege mir beizeiten, wen ich nehme."

Sie waren allein im Eisenbahnabteil, Marie rückte dicht an ihn heran.

„Der eine hat große dunkle, der andre graublaue Augen. Der hat einen schwarzen Bart, der andre einen blonden Schnurrbart. Eigentlich bin ich mehr für die großen dunkeln Männer, aber der blonde mit dem Schnurrbart ist Pastor gewesen... Ich glaube, ich behalte meinen Pastor."

„Närrin — — —!"

„Nein, Heinrich ... im Ernst! Ich habe dich, und ich lasse dich nicht mehr ..."

Heinrich Bruhn küßte seiner Frau die Hand.

„Ja, Heinrich... Und wenn er wirklich käme?"

„Er wird nicht kommen, Marie. — Ich bleib' dabei, es schickte sich nicht, daß ich auf die Sache kam. Laß uns von andern Sachen reden."

„Das wollen wir gleich, wir wollen nur noch flink bereden, wo wir mit ihm bleiben, wenn er kommt, und da denke ich ..."

„Du denkst, mein Lieb?"

„Ich meine, wenn er an unsre Tür klopft (es könnte natürlich nur als Bettler sein), dann müssen wir ihm drüben — ich meine, in Amerika — oder sonstwo ein Heim verschaffen. — Was meint mein Mann dazu?"

„Der Himmel will uns lange zusammen sehen, Herz ... Du redest meine eignen Gedanken. Wozu hab' ich auch all mein Geld von Peter Ohm auf — der Sparkasse? Ja, dann müssen wir ihn über das große Wasser schicken."

Auf dem Bahnhof trafen sie den Hofbesitzer Peter Karstens aus Alsfleth. Der sagte ihnen, daß Matthies Ohm anwesend und eben nach Wilhelm Frahms Haus gerufen worden sei. Da beschlossen sie, bei Hans Hanssen zu essen und dann auch hinzugehen.

XIII

Panjes-Allee ist eine aus Eigenhäusern bestehende Gartenstraße, Vorgängerin der Villenstraßen, die wir jetzt auch in Landstädten antreffen. Wilhelm Frahms Haus war einstöckig und enthielt zu ebener Erde eine Reihe Zimmer, links das Wohnzimmer, rechts die Schlafstube, geradevor einen größeren Raum, wo das Essen aufgetragen wurde. Und sie waren mit dem geräumigen Hausflur durch Türen verbunden, während die beiden Eckstuben, wovon die eine als beste Stube, die andre als Ankleideraum benutzt wurde, nur Türen nach den anstoßenden Räumen hatten.

Als der Schweinepriester mit dem neugekleideten Georg Engelbrecht nach Hause kam, saß Matthies mit'n Swung schon im Wohnzimmer... Wilhelm führte seinen Begleiter nach dem rechten Eckzimmer und holte Matthies dann herbei.

„Kennst du den?" fragte er ihn, Georg Engelbrecht vorstellend. Der Befragte musterte den Fremden lange und umständlich und sagte nach der Musterung — nichts, aus seinen Mienen aber erkannte Frahm, daß Matthies Ohm recht sah.

„Komm mal mit," wendete er sich an den Alten, „ich muß mit dir reden."

Georg Engelbrecht blieb in dem Eckzimmer zurück, Wilhelm Frahm und Matthies gingen durch das Eßzimmer in die beste Stube.

‚Da kann uns niemand hören,‘ dachte er.

Und als sie in der besten Stube waren, wiederholte er seine Frage: „Kennst du den?“

„Die Toten stehen auf, Wilhelm.“

„So ist es, Ohm.“

Matthies mit'n Swung wurde durch die halbe Marsch hindurch „geohmt“.

„Was ist da zu machen?“ fragte er.

„Die Toten müssen übers große Wasser, Ohm — und wir beide müssen Geld in unsern Beutel tun.“

Und als der Alte nicht gleich antwortete, fuhr er fort: „Du kennst ja meinen lieben Amtsbruder Heinrich Bruhn mit seinem emphatischen ‚Laß dich nicht gelüsten!‘ — ‚Du sollst nicht begehren!‘“

Heinrich Bruhn und seine Frau fanden, als sie vor das Haus kamen, die Tür offen und im Hausflur niemand. Auch die Tür nach der Wohnstube war an die Wand gelehnt und das Zimmer leer. Sie gingen hinein. Der den ganzen Raum ausfüllende Teppich sog das Geräusch ihrer Tritte auf. Sie hörten noch das emphatische „Laß dich nicht gelüsten!“, blieben stehen und merkten, daß Wilhelm Frahm Heinrichs Kanzelton nachahme: „Laß dich nicht gelüsten!“ — „Du sollst nicht begehren!“ Es kam gut heraus, genau mit dem Tonfall eines Redners, der wie Johannes der Täufer sein „Kehret um!“ in die Wüste hinaus predigt. Was der große dicke Schweinehändler für Gesten dazu machte, brauchte Heinrich nicht zu sehen, das lag fein abgewogen im Ton. Heinrich sah ordentlich die fette und runde Hand gegen die Zimmerdecke gestreckt und den bedeutungsvoll erhobenen Zeigefinger hin und her geschüttelt.

„Marie,“ sagte Heinrich leise zu seiner Frau, „hör mal!“

„Ich höre —“

Sie setzten sich in den Sessel, entschlossen, das Stück zu Ende zu hören.

Und wieder erhob sich Schweinepriesters Stimme: „‚Laß dich nicht gelüsten!‘ Hörst du deinen lieben Neffen? Ist ja ein prächtiger Mensch und ein verständiger dazu, aber in dem Punkt rappelt's. Die ganze Gesetzgebung lastet auf seiner Seele —“

Als Schweinepriester das sagte, sah Heinrich Bruhn seine Frau mit sieghaftem Lächeln an.

„Wenn er wüßte,“ redete des Schweinepriesters kräftige Stimme wieder, „wenn Pastor Bruhn wüßte, daß Georg Engelbrecht noch lebt, dann sähe er in sich selbst nichts mehr und nichts weniger als einen Ehebrecher. Die Juristen sollen sich, wie ich höre, darüber streiten, welche Ehe dann eigentlich die gültige sei.“

Heinrich Bruhn sah zaghaft auf seine Frau, wurde aber am Anblick ihres ernsten Lächelns ganz getrost.

„Heinrich Bruhn,“ redete Schweinepriester weiter, „ist nun ein korrekter Mann: Zwischen ihm und seinem Weibe soll alles klar sein. Ich bin nicht sicher, ob er sich nicht verpflichtet fühlt, seine Frau zu verlassen, wenn er weiß, daß der Tote springend lebendig im Zimmer meiner Frau sitzt und sich nach einer heißen Suppe sehnt ... Nun, du weißt ja das alles besser als ich.“

Matthies Ohm hatte sein „Ja“ und „Jawohl“ schon paarmal in die Rede hineingeworfen — nun sagte er: „Ich kenne Heinrich. Er ist so, wie du sagst.“

„Ja,“ fuhr Wilhelm Frahm fort. „Wir müssen Sorge tragen, daß er und vor allen Dingen auch Frau Marie nichts erfährt. Georg muß verschwunden sein, bevor sie von der Reise zurückkehren.“

„Er muß vorher weg,“ bestätigte der Alte.

„Aber wie fangen wir es an?“

„Ja, wie ist es zu machen?“

„Ich meine,“ fing Wilhelm Frahm wieder an, „wir beide, du, der Ohm von Marie von Leesen, und ich, der Schweinepriester Wilhelm Frahm, wir müssen Geld in unsern Beutel tun.“

„Es wird wohl nicht anders,“ erwiderte der Alte.

„Tüchtig viel, Ohm. Nordamerika ist zu nahe bei, das ist 'n Katzensprung. Da laufen auch zu viele Leute aus unsrer Gegend herum, die auf Gesichter seines Schlages kundig sind; das genügt nicht. Er muß nach Australien. Was meinst du zu Australien, Ohm?“

„Willem, ich mein', da gehört er hin, unser Mann.“

„Und bißchen müssen wir ihm auch nach Australien an die Hand geben, daß er was anfangen kann und ordentlich sein und seinen Weg machen, wenn er will. Ich muß mich an Wittmaack & Sohn wenden. Wir müssen ihm einen kleinen Bankkredit mitgeben.“

„Du hast recht, Willem.“

„Was sagst du zu: die Reise frei und dreitausend?“

„Ich sag', was du sagst.“

„Aber der Mann soll uns einen Schein ausstellen, worin er verspricht, nach unsern Weisungen übers Meer zu gehen.“

„Du denkst an alles, Willem. Aber wenn er nun den Schein ausstellt und doch nicht danach tut, gar nicht weggeht, oder wenn er wiederkommt?“

„Daran hab' ich auch gedacht. Und hab' gedacht, ich muß ihn sicher an Bord bringen. Erst habe ich gedacht, ich wollte mich bei Cuxhaven ausbooten lassen, aber ich will bis England mitfahren, Geld und Kreditbrief bekommt er, wenn das Schiff dort zum letztenmal die Anker lichtet.“

„Und wenn er nicht will, wenn er zurückkommt und mehr verlangt? Was dann?“

„Dann ist er ein ehrloser Schuft.“

„Und wenn er ein ehrloser Schuft ist?“

„Dann dreh' ich ihm das Genick um, so wahr ich der Schweinepriester bin, und übergebe ihn darauf der Polizei.“

„Mit dem umgedrehten Genick?" warf Ohm ein.

Matthies Ohm lachte über seinen Witz.

„Ja, mit umgedrehtem Genick," versicherte Wilhelm Frahm.

Der starke Schweinehändler mochte wohl groß und ernst und entschlossen sein, denn Ohm sagte: „Willem, du siehst ja ganz gefährlich aus!"

„Ja, Ohm, dann stehe ich für nichts. Ich will's ihm auch sagen. Und er kennt mich, er weiß, daß ich tu', was ich verspreche. Ich will nicht Pastor gewesen sein und nicht Schweinepriester heißen, wenn ich mein Wort breche.

„Bevor ich Geld in seine Hände lege, schelte ich seine sündige Seele aus, daß er sich schämen muß, wenn er es noch kann!"

Heinrich und seine Frau hörten, wie die Köchin vom Eßzimmer her anklopfte und zum Essen mahnte.

„Also gehen wir," sagte Wilhelm Frahm.

Indessen Ohms Stimme hielt ihn noch zurück. „Willem," sagte er, „ich möchte es in die Marsch hinausschreien, ich möchte mich auf den Markt hinstellen und ausrufen, was du eigentlich für ein goldguter, prächtiger Kerl bist. Sieh! ... von mir ist ja nicht zu reden ... ich bin ihr Ohm, und sie ist mir immer lieb gewesen wie eine Tochter. Aber du!... Wie kommst du dazu, so viel Geld an den Menschen zu verkosten?"

Eine Minute lang war es still. Aber Heinrich, der den Schweinepriester inwendig und auswendig kannte, der jeden Zug um seine feinen, glattrasierten Komödiantenlippen und jede von ihm in sein Händlerleben hinübergerettete Geste auswendig wußte, sah, als wenn die Wand zwischen Wohnzimmer und bester Stube von Glas gewesen wäre, alles genau. Schweinepriester machte mit der Rechten einen Bogen. Es konnte eine Kanzelgeste, es konnte aber auch ein Handschlag werden, wie er auf den Viehmärkten üblich ist. Es wurde aber nichts als ein Handauflegen auf die Schulter des alten Mannes, der vor ihm stand und zu ihm aufsah. Und was die eine Hand vorgemacht hatte, das tat die andre nach.

Lächeln auf den Priesterlippen und weiche Bewegung in dem breiten, sonnverbrannten Gesicht, so kannte Heinrich Bruhn seinen Viehkommissionär. Und so sah er ihn jetzt vor Matthies Ohm mit'n Swung.

„Ohm," begann Wilhelm Frahm endlich, „du weißt wohl nicht, wie ich einstmals zu deiner Nichte gestanden habe?"

„Nein!" erwiderte Ohm, und Verwunderung lag in diesem Nein.

„Sie hat mir einen Korb gegeben."

„I was!"

„Sie hatte kein Zutrauen zu meinem Seelsorgertum. Nun, es war ihr nicht zu verdenken. Und lieben tat sie mich auch nicht. Wie sollte sie auch dazu kommen!" setzte Schweinepriester wie im Selbstgespräch dazu.

„Und du trägst es ihr nicht nach?"

Auf diese Frage antwortete Schweinepriester nicht, er lachte nur — lachte sein prächtiges, gutmütiges, ihn beim Schweinehandel so unwiderstehlich machendes Lachen.

„Und liebst du sie noch immer?" fragte Matthies Ohm weiter.

„Lieben, Ohm? Nein, ich habe eine Frau, eine gute, verständige Frau, und weiß, was sich gehört. Nein, lieben, so, wie man eine Frau liebt, die man haben möchte, das nicht. Aber ich habe Marie noch immer gern."

„Ich versteh' —"

„Sieh, Ohm — ich bin ins Geschäft hineingekommen und fühle mich wohl dabei. Aber die Jugend — meine Ideale (auch ein Schweinepriester mag sie nicht missen), die wollen ein Symbol, die wollen einen Hausaltar. Und zu diesem Symbol, zu diesem Hausaltar, habe ich Marie von Leesen, verheiratet mit Heinrich Bruhn, der früher Pastor in Hodorf war, dessen Frau habe ich dazu erkoren."

„Du bist ja ein Staatswillem!"

„Und du ein Schmeichler, Ohm! Es ist schade, daß ich, daß du, daß vor allen Dingen der arme Kerl, der im Ankleidezimmer meiner Frau sitzt, daß wir alle zusammen so hungrig sind, ich hätte Lust, dir was zu zeigen. Ich habe mal Gedichte auf sie gemacht, und die, die sich reimen sollen, reimen sich auch mehr oder weniger. Aber nun wollen wir Suppe essen."

*

Die Tür nach dem Eßzimmer bewegte sich in den Angeln, die beiden Männer gingen hinein.

Heinrich Bruhn und seine Frau saßen noch immer im Wohnzimmer auf ihren Stühlen und sahen sich fragend an. — Marie fand sich zuerst in die Wirklichkeit zurück. Sie stand auf und sagte leise: „Sie essen, wir wollen nach Tisch wiederkommen."

„Das heißt," antwortete Heinrich ebenso leise, „ich komm' allein."

Geräuschlos erhoben sie sich und gingen sachte hinaus. Die Haustür war zwar zugemacht worden, Heinrich aber hielt die altmodische Klingel abseits, daß der am Türflügel angebrachte Eisenstab sie nicht traf.

XIV

Die Suppenterrine war schon da, der Hausherr füllte seinen Gästen auf und bat, anzufangen. Das Tischgebet vergaß er, das war bei Schweinepriester aus der Mode gekommen.

Aber Onkel Matthies stand mit einem gewissen Swung auf, streckte die Hand über die Suppenterrine und sagte: „Holt stopp — Erst en poor Wör an den lewen Gott!"

Er faltete die Hände, Schweinepriester tat es auch, Georg sah höhnisch drein, machte es aber ebenso wie die andern.

Und Matthies Ohm betete:

„Herrgott, hilf uns aus aller Not, gib uns allen Armen so getreue Freunde, wie der ist, an dessen Tisch wir heute unsre Hände falten.

„Hilf uns aus aller Not! Du bist der große Gott. Gib Tag für Tag den Armen selbst ein ehrlich und ein gutes Brot! Gib du es auch dem armen Mann, der heute in der Heimat weilt und doch der Heimat ledig ist. Gib ihm ein Plätzchen, wo Ruhe kommt in seinen Sinn und milde Reue in sein Herz.

„— Wo gutes Korn in Ehren wächst, das er mit eigner Hand gesät. Das hilf! Amen!“

„Matthies mit'n Swung“ setzte sich nieder und reichte, als er wieder saß, über den Tisch hinweg seine Hand dem, dem seine Fürbitte gegolten hatte.

„God'n Dag, Georg,“ sagte er. — Es war das erste Wort, das er an ihn richtete.

Drei Minuten lang löffelten die drei Männer schweigend ihre Suppe. Nur Ohm äußerte einmal: „Na de Sopp to reken, heft du 'n gode Kökſch, Willem!“

Auch der Braten sah danach aus, daß die Küche sich in guten Händen befinde. Er schmeckte vortrefflich. Als abgegessen war und die Köchin abgeräumt und den Nachtisch vorgelegt hatte, da bemerkte Ohm: „Willem, mi dünkt, naher lat de Kökſch man but'n, denn kön wi jo mal darvon anfangen, wat wi met em (er wies mit der Gabelzinke auf Georg Engelbrecht) maken schöllt.“

Aber wieder klopfte die Köchin und kam mit Entschuldigungen an: Pastor Heinrich Bruhn sei da und bitte eintreten zu dürfen.

Aber da stand der Unglücksmensch, da stand Heinrich Bruhn schon im Zimmer, ging auf den schwarzhaarigen Menschen, welcher der Tür gegenüber an der Fensterwand saß, zu, reichte ihm die Hand und sagte: „Guten Tag, Georg — nun, auch mal bißchen hier?“ —

*

Wenige Tage darauf war Georg Engelbrecht nach Australien abgeschoben.

Und dann lief eine lange Zeit; auf Buntewisch jubelten nach Jahren Kinder hinter schnatternden Enten her, das gab ihr und ihrem Strom einen so intimen Ton. Auf Buntewisch sah der Mann seiner Frau oft in die Augen und lobte die in den Eschenwipfeln dahinrauschende Zeit. Auf Buntewisch ging die Wirtschaft vortrefflich, der hochgestiefelte Pastor war rüstig auf den Feldern, er machte sogar günstige Ankäufe benachbarter Fennen.

Eines Tages ging er zu dem alten Gerichtsrat, um den Auflassungstermin für eine angekaufte Marschfenne zu vereinbaren.

„Sie kommen mir gerade recht,“ sagte er und schlug mit der Hand auf ein Buch. „Hier habe ich was für Sie! Jetzt endlich ist von unserm höchsten Gericht festgestellt, daß unter allen Umständen mit dem Abschluß der neuen Ehe die alte Ehe eines irrtümlich für tot Erklärten aufgelöst wird. Sie hatten früher ja Bedenken, nun, sehen Sie, ist der letzte Grund weggefallen.“

Bisher war das Geheimnis über Georgs Wiederauftauchen bewahrt geblieben, nun erzählte er es dem Rat. Der Rat machte erst eine etwas gepeinigte Miene, wurde aber allmählich heller, und als Heinrich zu Ende war, rief er: „Wissen Sie auch, daß Sie mir da eine Sache, eine ganz verfluchte Sache erzählen, die Ihnen und Ihrer Familie Ungelegenheiten hätte bringen können?“

„Wieso?“

„Bei dem Staatsanwalt —“

„Nun wird's gut!“

Und dann folgte eine Auseinandersetzung. Wahrscheinlich sei die Strafverfolgung gegen Georg, als er wieder auftauchte, bereits verjährt gewesen. Es komme darauf an, ob einfache oder schwere Urkundenfälschung, der Tatbestand von § 267 oder von § 268 des Strafgesetzbuches, vorgelegen habe und ob der Steckbrief gerichtlich, was er nicht glaube, erneuert worden sei. Wenn Georg Engelbrechts Sache nicht verjährt gewesen sei, und wenn er, Heinrich Bruhn, und Schweinepriester und Matthies Ohm sich klargemacht hätten, daß sie einen Schuldigen der Bestrafung entzögen, dann hätten sie sich des Vergehens der Begünstigung nach § 257 des Strafgesetzbuches schuldig gemacht. Heinrich Bruhn mußte noch etwas von dem gesetzlichen Begriff der „Angehörigen“, die straflos bleiben, über sich ergehen lassen, um endlich zu vernehmen, daß der Staatsanwalt jetzt jedenfalls nichts mehr machen könne, da auch die Begünstigung verjährt sei.

Heinrich Bruhn lächelte.

„Sie glauben wohl, ich scherze? Ich red' im Ernst. Sie hätten wirklich Unangenehmes erfahren können.“

„Bewahre, Herr Rat!“ erwiderte Heinrich Bruhn. „Sie mißverstanden mein Lächeln; ich wußte, wie Ihre Meinung war. Ich kann es mir jetzt auch ganz gut denken, und wenn ich darüber nachsinne, leuchtet's mir mehr und mehr ein. ... Und unwillkürlich erinnerte ich mich der langen dürren Zeit, wo ich — nach Mephistos Worten — dem Tier auf dürrer Heide glich, von einem bösen Geist im Kreis geführt, und ringsumher lag schöne grüne Weide ... So geht's dem Kerl, der spekuliert. — Ihre Gesetze, lieber Freund, spielten bei meinem Spekulieren auch eine Rolle. Ich will niemals wieder spekulieren.“



Käthe Kollwitz mit ihren beiden Söhnen

Deutsche Radiererinnen

Von

Jarno Jessen

(Hierzu zweiundzwanzig Abbildungen)

Vieles ist über die Frau in der Kunst geschrieben worden. Selbst die schwer zu erobernde Macht, das große Publikum, weiß heute bereits einiges von unsern besten Malerinnen und Bildhauerinnen. Als Wesen im Schatten werden immer noch die Graphikerinnen behandelt. Man ist ihnen gegenüber aus Unkenntnis interesselos. Aber gerade sie leisten, vor allem auf dem Gebiete der Radierung, Hervorragendes, und diese schwergereifte Ernte verdient ihre Würdigung. Es ist eine Tatsache, daß selbst Kunstfreunde sich um die feine, geistreiche Radierung kaum bekümmern. Man fährt fort, die bescheidenen Schwarzweißblätter neben farbenprangenden Oelgemälden wie wahre Aschenputtel zu behandeln, und selbst die Gebildeten erstreben kaum den Besitz eines solchen Kunstwerkes. Trotzdem ist es nicht unbekannt, wie gern auch ein Goethe unter die Radierer ging und daß Malerklassiker wie Rembrandt und Goya, wie die prachtvollen Niederländer und neuerdings Klinger, Liebermann und Herkomer mit leidenschaftlicher Liebe radierten. Heute gerade hat die Radierung besonders schwer um ihre Existenz zu ringen, weil die meisterhaften Reproduktionsverfahren aller Art ihr den Markt verstellen. Mit welcher Magie diese Form der künstlerischen Ausdrucksweise trotzdem fortfährt, schöpferische Geister zu locken, beweist auf diesem Felde der Kunst das frühlingsmäßige Regen.

Mit der stolzen Schar der Künstler ringt eine Anzahl kunstbegnadeter Frauen um die Palme der Meisterschaft. Wenn auch technische Schwierigkeiten hier der freien Inspiration einen gewissen Hemmschuh anlegen, ist dem reichen Gefühlsleben und jedem Verlangen nach Wiedergabe des Realen voller Spielraum zur Entfaltung gelassen. Stilleben, Porträt, Landschaft, Architektur, auch aller Art Genreszenen sind häufig Themen des Radierkünstlers. Es gibt auch für das Nachschaffen malerischer



Käthe Kollwitz — Studienkopf



Margarete Hoenerbach

wie Naturen, die mit ernstem Blick der Schicksalssphinx ins Antlitz schauen, fordern innerhalb dieses Kreises Beachtung.

Käthe Kollwitz ist unter den Radiererinnen die einzige Frau, deren Werk in jedem Zuge aus der Hand des Mannes hervorgegangen scheint. Nichts erinnert in ihrer Arbeit an Zaghaftigkeit und dilettierendes Tasten. Frei von dem hemmenden Gewissensruf „soyons toujours femmes“ ist sie geraden Schrittes in die Wirklichkeit gegangen, dahin, wo sie am krassesten und abstoßendsten ist. Sie sieht die Schönheit der Häßlichkeit, die Pathetik des Elends, aber ihr Genie und ihre Ehrlichkeit adeln das Brutale der Vorwürfe, so daß Unästhetik durch sie Aesthetik wird. Wenn Freunde eines gemäßigteren Dogmas sich durch ihren Verismus verletzt fühlen, muß ihnen der Entwicklungsgang dieser Frau einen interessanten Aufschluß über den Zusammenhang von Menschenschicksal und Kunstwerk geben. Wie der psychologische Satz gilt, daß bedeutende Männer meist begabte Mütter hatten, so scheinen talentreichen Töchtern häufig hervorragende Väter beschieden. Käthe Kollwitz' Vater, den die Tochter mit besonderer Innigkeit liebte, war ein Selfmademan in des Wortes kühnster Bedeutung. Er hatte seine Laufbahn als Jurastudent begonnen und als Prediger der freireligiösen Gemeinde geendet. Auf seinen Wunsch wurde die begabte Tochter Künstlerin. Sie genoß eine ernste Schulung vorerst in der Vaterstadt Königsberg i. Pr. bei dem Kupferstecher Maurer, dann bei Stauffer-Bern in Berlin, bei Neide in Königsberg und schließlich in Paris und München. Alle Stadien des echten Genietums, Gottähnlichkeitsgefühle wie Verzweiflungszustände, hat sie durchkostet, bis ihr zwei strahlende Sterne, Klinger und Zola, den Weg in die Klarheit wiesen. Klingers Radierzyklus „Eine

Meisterwerke keine anschmiegsamere Kunst als die der jeder leisesten Nuancierung auf das feinste nachgehenden Radiernadel.

Unsre deutschen Radiererinnen sind keineswegs nur mit einer summierenden Formel abzutun. Wie bei den Malerinnen und Bildhauerinnen interessiert die Mannigfaltigkeit der Künstlerphysiognomien, und bunt wie das Wandelspiel in den Menschenseelen wechseln auch hier die Eindrücke. Wenn im Verhältnis zur Malerei nur wenig Schaffende am Werk sind, erklärt sich dies, wie bei der Bildhauerei, durch die Umständlichkeit der Erzeugungsbedingungen. Es gibt auch verhältnismäßig wenig Radierer unter den Männern. Trotzdem sind es keineswegs die mehr pedantischen Naturen, die diese Form des künstlerischen Ausdrucks wählen. Gerade unter der Frauengruppe, die wir hier zu besprechen gedenken, wird potenziertes Temperament hervortreten. Wir werden herrischer Phantasie begegnen und einem Naturalismus, der wie mit der Gewalt des Faustrechts begehrten Besitz an sich reißt, aber auch dem Träumersinn und der Seeleninnigkeit. Kühne Künderinnen von Frauenliebe und Leben,



Margarete Hoenerbach — Adagio



Margarete Hoenerbach Frau mit Stirnband

Liebe" mit der Tragödie des lasterverfallenen Weibes, das als Menschheitskehricht im Morast des Elends versinkt, und der „Germinal" mit seiner unerbittlichen Analyse des Arbeiterlebens wurden für Käthe Schmidt, wie sie mit ihrem Mädchennamen hieß, die Erwecker ihres Selbst. Die Ehe mit dem Armenarzt Dr. Kollwitz in Berlin und die Mutterschaft ließen sie dann Einblicke in den tiefsten Erfahrungsreichtum des Weibes tun. Im Norden der Großstadt, im Herzen des Proletarierviertels, haben die starken Wurzeln ihres Seins den rechten Nährboden gefunden. Auch die Zeit bereitete ihr wie keiner andern Künstlerin die Atmosphäre, deren sie als Lebenselement bedurfte. Der Odem der naturalistischen und sozialistischen Kunstbewegung stählte ihre Energien, und in Gerhart Hauptmann erstand ihr ein Zola in der Heimat. Entscheidend für das Erblühen ihres Künstlertums als Radiererin und Lithographin wurde das Drama „Die Weber". Hier hatte Käthe Kollwitz den Stoff gefunden, der ihren seelischen Forderungen Genüge tat. Sechs Schwarzweißblätter entstanden 1898, die in der Verhaltenheit wie in dem tobenden Ausbruch ihres Schmerzensinhaltes als lyrische oder dramatische Meisterdarstellungen der Graphik dem Namen ihrer Schöpferin mit einem Schlage Berühmtheit eintrugen. Neben dem Dichter schritt die Graphikerin selbst als Dichterin, der auch die Göttin des Mitleids den Herzschlag diktierte. Wie bei Hauptmann begehrt auch in dem Naturalismus der Käthe Kollwitz zuweilen eine seltsame Phantastik nach Ausdruck. Sie erscheint auf dem Blatt „Bauernkrieg" jedoch mehr wie ein von außen hereingetragener Fremdstoff, während das packende Blatt „Zertretene" die Doppelseitigkeit glücklicher ausgleicht. Diese Radierung ist ein in Triptychonform konzipiertes, höchst originelles Werk, das für die Enterbten des Schicksals mit feurigen Zungen redet. Sind diese Eltern, die aus vertierender Not ihr Kind erdrosseln, diese gefallenen Mädchen am Schandpfahl Schuldige, die den Verdammungsspruch verdienen? Die Gerechtigkeit im Mittelbilde legt ihre Finger in des toten Christi Wundenmale, denn der Gott der Liebe litt auch für solche Sünder. Ein Anklang an den Leichnam des Heilands bei Holbein wie an Sascha Schneiders scharflinig orientalische Typen raubt dieser Arbeit nichts von ihrer Eigenwüchsigkeit. Immer ist Käthe Kollwitz männlich-kraftvoll in ihren Vorwürfen. Der Tanz der Carmagnole, den betrunkene Weiber um die Guillotine aufführen, Szenen im Kabarett, aus dem Proletarierleben, aus dem Bauernkrieg bieten ihr erwünschte Themen, durch die sie wie mit Keulenschlägen sozialer Gleichgültigkeit zu Leibe geht. Nichts wird unter ihrer sicheren Radiernadel verschönert, sie porträtiert die Wirklichkeit mit konsequentem Naturalismus. Ihre Kenntnis der verschiedenen Radiertechniken benutzt sie, um durch die kühnsten Kombinationen starke Wirkungen zu erzielen. Willig teilt die Linie unter ihrer zeichnerischen Eingebung intensives Fühlen und jeden Ausdruck der Leidenschaft mit. „So etwas habe ich nie von Frauenhand gesehen," hat Meunier angesichts einer ihrer Zeichnungen ausgerufen. An den Zimmerwänden im Heim dieser Künstlerin finden sich Michelangelo und Rembrandt, Böcklin und Thoma, das heißt, daß sie auch als Kultgläubige im Reich der reinen Schönheit zu weilen liebt. Aber in ihrem eignen Werk will sie nichts als wahr sein, wahr gegen die vom Schicksal Enterbten, denen der Daseinskampf jede Anmut raubte, die er häßlich machte am Leib, ohne die unsterbliche Schönheit der Seele zerstören zu können.



Margarete Hoenerbach Frauenkopf

Cornelia Paczka Wagner, die im Aufmarsch unsrer Radiererinnen auch als Flügelmännin schreitet, stellt ein Gegenporträt zu Käthe Kollwitz dar, etwa wie sich unter unsern Dichterinnen Marie von Ebner neben Clara Viebig stellt. Auch Cornelia Paczka Wagner wurzelt stark im Boden der Wirklichkeit. Nichts ist aus ihrer schöpferischen Hand hervorgegangen, das nicht dem eingehendsten Studium naturalistischer Modelle entstammte. Auch sie war bereits in manchen ihrer Mädchenarbeiten und ist noch heute bis zur Unerschrockenheit veristisch. Aber das gesamte Schaffen dieser Künstlerin wird von den Schwingen einer lichtdurstigen Phantasie getragen, und jedes Blatt ihrer Hand strebt zum Höchsten, was die Kunst zu erreichen vermag, zum Stil. Auch sie kennt das große Mitleid, aber sie widmet diesen Schatz vor allem der künstlerischen Frauenseele. Ihr abgeschlossenes Lebenswerk, für das sie all ihre gemalten und plastischen Schöpfungen als Bruchstücke einer großen Konfession auffaßt, wird das Thema bildlich fassen, wie die Künstlerseele nach allem Drang der Innen- und Außengewalten zur Herrschaft über das Leben durch Philosophie gelangt. Während Käthe Kollwitz vor allem der Radierung ihre Kräfte widmet, verlangte



Cornelia Paczka Wagner

Cornelia Paczka Wagners Individualität nach verschiedenen Ausdrucksformen. Sie hat sich überwiegend als Malerin, aber auch als Graphikerin und Bildhauerin Künstlerruhm erworben. Auf ihre Jugend war es wie ein Reif in der Frühlingsnacht gefallen, als ihr der Tod früh eine feinsinnige, kunstbegabte Mutter entriß. Als dieses lieberfüllte Herz zu schlagen aufgehört hatte, blieb sie als älteste der Geschwister im Hause des bedeutenden Vaters, des berühmten Nationalökonomen Adolf Wagner. Aber diese vom Genius auserwählte Seele vermochte nicht in hausmütterlichen Pflichten aufzugehen. Sie hatte den Kopf so voll chaotischer Phantasien, daß ihr die Wirklichkeit wie mit dichten Schleiern verhangen war. In der Zeichenschule der Berliner Künstlerinnen wie im Atelier Stauffer-Berns wurde sich ihr dunkler Drang ein wenig mehr des rechten Wegs bewußt. Er leitete sie auch nach dem Sehnsuchtsziel aller deutschen Kunstjünger, nach Rom. Hier warb vorerst die graphische Muse um ihre Liebe. Sie zeichnete mit solcher Passion, daß der Wunsch nur natürlich schien, diesen Zeichnungen Vielfältigkeit und Dauer zu sichern. An der Hand des Buches von Lalaune „Traité sur la Gravure à l'eau forte" ließ sie sich die technischen



Cornelia Paczka Wagner — Flehende Frauen



Aenni Loewenstein

Mysterien des Radierverfahrens aufklären. Eine Heirat mit dem vortrefflichen ungarischen Maler Franz Paczka klärte und vertiefte ihre reichen künstlerischen Anlagen. Schon ihre ersten Arbeiten trugen unverkennbar den Stempel des Genies. Ein Blatt wie die „Mater consolatrix" ragt als Gipfelwerk deutscher Graphikerinnenkunst. Hier offenbarte sich ein freischöpferisches Können von hervorragender Kompositionskraft und zugleich äußerster Detailsorgfalt. Hier war ein bedeutungsvoller Stoff aus der Tiefe überquellend reicher Gemütsschätze geschöpft.

Vor allem erstaunlich war die Kenntnis des schwierigsten und zugleich höchsten aller Kunstmotive — des menschlichen Körpers. Fast ein halbes Hundert weiblicher Wesen trat in dem feierlichen Halbrund einer hochgewölbten Altarnische auf. Nicht nur die Intensität des Gefühlsausdrucks bewegte mächtig den Betrachter, sondern unbewußt steigerten wallende und hingebende Bewegungsrhythmen wie die Mystik der feinen Lichtführung die Wirkung. Das Hohelied der Barmherzigkeit tönte hier ergreifend aus der Seele einer blutjungen Künstlerin. Diese Mater consolatrix mit den ausgebreiteten Armen ruft all den trostsuchenden, irregegangenen Frauen ihr: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid" zu. Sie weist auf das reine nackte Weib zu ihrer Linken, das ihr der Typ ist, an den sie trotz all der Gestrauchelten glaubt. Cornelia Paczka Wagner hat sich mit diesem Stoff so innig verwachsen gefühlt, daß sie in ihrer ferneren Laufbahn immer aufs neue auf ihn zurückgriff. Sie führte ihn subtiler und charakteristischer in der Einzelgestalt durch, wiederholte ihn in verschiedenen Fassungen als Oelgemälde und heut als Skulptur, und hob einzelne Frauengruppen zur Sonderbehandlung heraus, variierte und besserte, ohne den tiefen Seelengrundton je leiser anklingen zu lassen. Als Vorwurf der Radierung war ihr Thema jedenfalls besonders kühn gewählt, aber mit den zahllosen feinen und energischen Strichen des metallenen Zeichenstiftes erreichte sie bereits, was ihr später die reiche Farbenskala des Pinsels vollbringen half. Immer hat sie die reine Strichradierung bevorzugt. Sie mochte die komplizierten Methoden nicht, um den rein zeichnerischen Genuß ungetrübt zu erhalten und weil meist Phantasus sein buntes Wesen in ihr trieb. Ein hoher Genuß ist das Studium der innerhalb ihres Lebenswerkes verhältnismäßig geringen Anzahl von radierten Blättern. Sie hat einige ausgezeichnete Porträtköpfe geschaffen von hohem Reiz, individualisierender Vertiefung und zeichnerischer Vollendung. Sie hat auch Symbolistisches in dieser Form festgehalten. Unser Bild „Flehende Frauen" trägt das Gepräge hohen Ernstes und seelischer Intensivität, das meist dieser Künstlerin Werke stempelt. Es zeugt von einem schmerzgeborenen Willen, und es interessiert durch die Beredtheit der geätzten Linie. Wir kennen diese Reihe tragisch erschütterter junger Weiber, die sich an verschiedenen Stellen im Werk der Künstlerin finden. Wir empfinden, daß sie porträtierte und doch zugleich auch dem Typ zustrebte. Wir sehen Leidenschaft dargestellt, aber die beherrschte, die ein Jenseits der Grenze des Schönen meidet. In den letzten Jahren ist die Radierung etwas stiefmütterlich von Frau Paczka Wagner behandelt worden. Der Pinsel, der Meißel und der Zeichenstift forderten ihre ganze Arbeitsenergie, und die umständlichere Ausdrucksweise des Aetzverfahrens schien ihren kühnen Visionen einen Hemmschuh anzulegen. Dennoch schätzt sie diese Kunstgattung so hoch ein



Aenni Loewenstein — Bretonische Nonne

daß wir keinen Treubruch gegen diese ihre erste Liebe befürchten brauchen.

Margarete Hoenerbach hätte unter den deutschen Radiererinnen der Gegenwart als Schulbildnerin den ersten Platz einnehmen müssen. Sie ganz besonders hat in rastlosem stillem Fleiß eine hohe Vollendung methodischen Könnens erreicht, und sie hat es verstanden, aus dieser Fülle den Lernenden von ihrem Besten zu spenden. In ihrer Berufstätigkeit, die sie bis zur Leiterin der größten Zeichen- und Malschule für Frauen in Berlin emportrug, haben sich Verdienst und Glück als Kettenglieder erwiesen. Sie lernte in seltener Trefflichkeit, indem sie lehrte, wie der echte Künstler „sich vollendet, wenn er sein eignes Gut verschwendet“. In diesem beständigen selbstlosen Geben hat ihr Künstlertum neben der Lehrtätigkeit ein wenig die Rolle eines Wesens im Schatten spielen müssen. Auch Margarete Hoenerbach mußte sich sicherlich oft genug an dem kategorischen Imperativ des großen Künstlerpädagogen Goethe stählen:

„Wer andre wohl zu leiten strebt,
Muß fähig sein, viel zu entbehren.“


Doris Raab

Sie ist jedoch so ganz von ihrer innersten Begabung aus zur Künstlerin vorbestimmt, daß diese Seite ihrer Natur wie Aetnasgluten trotz aller aufgetürmten Lasten ans Licht gedrängt hat. Ein Einblick in die Arbeitsstätte dieser Frau offenbart sie als eine echte, ganz besonders vielseitig begabte, tiefernste Künstlerindividualität. Nach schweren Lehrmühen hat ihr stets die Muse den Erfrischungstrank schöpferischer Begeisterung gereicht. Es wird eine Pflicht der Dankbarkeit sein, aus ihren Künstlerarbeiten einst einen Ruhmeskranz zu flechten. Margarete Hoenerbach, eine Düsseldorferin, hat sich nach wohlumfriedeten, kunstverschönerten Jugendjahren sehr jäh als eine ganz Vereinsamte vor dem kalten Sphinxantlitz des Schicksals befunden. Sie ist nicht in zwecklosem Fragen vor ihm zusammengebrochen, sondern hat das Wort wahr gemacht, daß sich ein Weg findet, wo ein Wille ist. In ihr lebte der Wille zur Arbeit, der um so intensiver ist, je mehr er aus dem Verlangen eines Sichselbstvergessens entspringt. So hat sie in reichem Maß das Vertrauen gewonnen, das ihr bis zu ihrer verantwortlichen Stellung und selbst zu dem Amt einer Lehrerin am Kaiserhofe half. Aus eignem Reichtum schöpfend, vermochte sie um so besser der Verschiedenartigkeit der Individualitäten die sich ihrer Leitung anvertrauten gerecht zu werden. Wir erkennen die Weite ihrer Auffassung und ihrer Pflichttreue am sichersten aus dem Schülerinnenkreis, der als ihres Wesens Spur für sie zeugt. Ein Genuß an der Arbeit um der Arbeit willen, Verachtung jedes Reklamewesens sind die goldenen Lehren, die sie einzuprägen verstand. Auf allen Feldern der bildenden Künste, besonders als Bildhauerin und Schwarzweißkünstlerin, hat Margarete Hoenerbach schöpferisch gewirkt. Sie liebt es nicht, mit Beweisen ihres Könnens zu prunken, zieht sich gern von dem lauten Treiben des Ausstellungs-


Aenni Loewenstein — Mutter und Sohn

wesens zurück. Dem Verständnisvollen gewährt sie zuweilen gern einen Einblick in ihre Arbeitsstätte mit den wohlbehüteten Schätzen und erstaunt immer aufs neue durch ihre Vielseitigkeit. Ihren Arbeiten als Bildhauerin und Malerin, als Radiererin, Lithographin und Zeichnerin ist ein starker Seelengehalt und ein meist bis zur Tragik gesteigertes Fühlen wie die äußerste Zuverlässigkeit der Methode gemeinsam. Nichts Spielerisches hat Raum in ihrer Welt des Ernstes. Sie strebt auf den Grund der Dinge, hat sich in echt altruistischem Fühlen mit den Problemen des Werdens und Vergehens abgefunden. Gleichviel ob es die Künstlerin zwingt, ein Menschenantlitz, einen Naturausschnitt oder einen symbolischen Gedanken zum Ausdruck zu bringen, immer weht ein Ewigkeitshauch durch ihre Gebilde. So erscheinen sie nicht als Zufälligkeiten, die aus der Erscheinungen Flucht herausgegriffen wurden, sondern als Typen. Mann und Weib werden durch das Medium ihrer Seele zu besonderen Kündern besonderer Gemütszustände, die Landschaft redet voller Stimmungspathos. Zur Radierung ist Margarete Hoenerbach erst verhältnismäßig spät gekommen. Sie suchte diese feine Kunst vorerst als Nachbildnerin eigner Oelgemälde, als Vermittlerin zwischen Bild und Zeichnung auf, bis sie sie als ein eignes Genre herzlich lieben lernte. Mit Meisterschaft beherrscht sie heut alle Möglichkeiten der Technik, hat sie erfinderisch noch selbst bereichert.



Doris Raab Studienkopf

Die Klassiker des Faches hat sie gründlich studiert und viel von einer graphischen Autorität, wie Professor Eilers, gelernt. „Es kommt alles auf den Vorwurf an," sagt sie, „er allein kann die Technik kommandieren." Und sie weist als mustergültiges Vorbild auf den großen Spanier Goya, der einen seiner Zyklen in reiner Strichätzung, den andern in Aquatinta schuf. Ihrer energischen Natur erschien die Abhängigkeit vom Drucker als ein peinlicher Zwang. Sie druckt heut ihre Blätter selbst auf eigner Maschine. Wie Hubert von Herkomer, der große Maler-Radierer, nennt sie das Handwerk den goldenen Boden der Künste. Bereits ihre ersten Radierblätter, Stilleben im Genre niederländischer Kleinmeister wie Weenix und de Heem, zeigen die zarte und adrette Strichelmanier dieser Vorbilder. Das Blatt „Adagio" teilt sein Thema sehr ausdrucksvoll in dem leis-schmerzlichen Versunkensein des violinspielenden Mädchenengels wie in seiner gesamten Formenfügung mit. Wir empfinden, daß hier die künstlerisch gestaltende Phantasie einen Natureindruck transzendental emporsteigerte, die Realistin zur Visionärin machte. Wie bei den Umbroflorentiner Meistern der Frührenaissance wird hier jedoch kein Kultgedanke auf Kosten der Naturtreue veranschaulicht, so daß der reine Schönheitsbegriff durch das naturalistische Prinzip einen gewissen Abbruch erleidet. Die verschiedenen „Frauenköpfe" der Künstlerin bezeugen alle ihre Stärke als Charakteristikerin. Sie interessieren den Kenner als Glanzstücke der Aetztechnik,

Doris Raab Castello di Gragnano



Marie Stein

weil sie mit wenigen Mitteln individuellen Ausdruck und volle Plastik erreichen, und liefern dem Psychologen Dokumente einer seelendeutenden Kunst. Sie alle erscheinen gutgetroffene Porträte und, schon in der Wahl der Modelle, Schöpfungen einer durchaus modern denkenden Frauennatur, die nicht gewillt ist, das Weib nur als liebliche Zierde aufzufassen. So wirkt unser „Frauenkopf mit Stirnband", dieses edel geschnittene, fast märtyrerhaft ernste Antlitz mit dem nach Quattrocentomode scharf aus der Stirn emporgestrichenen Haar. Eine der letzten bedeutsamsten graphischen Schöpfungen der Künstlerin, „Die Brücke des Todes", erscheint als symbolische Komposition ein besonders interessantes Schlüsselwerk zum Allerheiligsten der Künstlernatur — zu ihrer Lebensauffassung. Leise wallt der Zug der Menschheit, den wenige Typen charakteristisch zusammenfassen, über die große Brücke in das unentdeckte Land. Aber auch jetzt noch hegt jeder sorglich das Idol seines Lebens, den eingeborenen Trieb, der jeden als Führer zum Wohl oder Wehe geleitete. Auch hier noch schreitet das junge Weib, welches die Liebe liebte, mit einem Menschenherzen in der Hand. Margarete Hoenerbach begreift diese Treue im Lieben, auch ihrer Lebensbahn hat ein einziger Stern geleuchtet: die Sehnsucht nach künstlerischer Vollendung.

Die Münchnerin Cäcilie Graf-Pfaff ist erst seit wenigen Jahren Radiererin, aber ihr gebührt schon heute innerhalb dieser Künstlerinnengruppe ein besonderes Piedestal. Die Vorteile einer ganz ausgezeichneten Schulung als Malerin hat sie als Ausrüstung in die neue Tätigkeit hinübergenommen. Sie hat ihr geholfen, die Aetztechnik mit reichen Werten auszuschmücken. Jedes Blatt von ihrer Hand bringt die köstlichste Zutat aller künstlerischen Leistung — einen tiefen Stimmungsgehalt, der immer als ein Ausfluß der echten Poetennatur dem Kunstwerk die seelische Ambiente bereitet. Innerhalb des Jahrzehnts, das Cäcilie Graf-Pfaff der Platte ihre Radierschöpfungen mitteilen sah, hat sie zuweilen mit einem lachenden, meist mit ernstem, etwas schwermutsvollem Blick Kunstoffenbarungen gespendet. Oft genug hat sie mit dem kerndeutschen Realismus der Schongauer und Dürer Winkel der Wirklichkeit photographisch treu wiedergegeben; aber in der Wahl der Stoffe wie der Radiermanier kennzeichnet sich immer ihr malerisches Sehen und ihr poetischer Instinkt. Ein Lyrismus voll weicher und doch auch kernhafter Akzente, voll pantheistischer Kultgefühle wie die Poesien der Inder oder zuweilen auch wie die verträumte Romantik der Eichendorff und Lenau stempelt viele ihrer Werke. Anderseits zeigen Blätter wie der „Prophet", der „David", der „Moses" die epische Natur der Künstlerin und ihre Kraft als Charakteristikerin. „In den Räumen, die sich ein Zeitalter schafft, sagt es, was es sein möchte, wo es Wert und Bedeutung suche," sagt Heinrich Wölflin. Cäcilie Graf-Pfaff bedarf der freien Gottesnatur als Folie ihrer Bildgestalten, eine gewisse Perspektive sub specie aeternitatis. Diese Sehnsucht nach Meer und Berg, nach Wald und freier Talebene, diese Raumpoesie teilt ihren Menschen besondere Weihe mit. Als Landschafterin kann sie intime Reize entfalten, wie unser Bild „Mondschein", eine Mischung von Vernis-mou und Aquatinta beweist, das Schumanns „Nachtstück" als Begleitmusik fordert. Wir empfinden das junge Mädchen in der Radierung „Am Taufstein" als Typus gläubiger Hingabe, der durch das rundwangige, lockenumwallte Saskiagesicht der Jungfrau,



Marie Stein Frauenkopf



Anna Costenoble

ihre Renaissancegewandung und den romanischen Architekturstil des Taufbeckens etwas Zeitloses, Christlich-Heidnisches erhielt. Die Aquatintaradierung „Gottesdienst" setzt Mensch und Natur in innige Beziehung. Diese junge Adorantin, die den Wald anbetet, spricht den gleichen pantheistischen Gedanken wie Klingers verwandte Schöpfung aus. Ein Blick auf die chronologische Liste der Werke Cäcilie Graf-Pfaffs lehrt, daß es ihr stets Bedürfnis gewesen ist, mit ihren Bildmotiven im bunten Reigen Landschaftsausschnitte, Städtebilder und stimmungsreiche Genres abwechseln zu lassen. Sie mußte einem naturalistischen wie einem rein phantasiegeborenen Drang gehorchen. Die Muse hatte dieser Künstlerin, einer Erlanger Professorentochter, schon früh die Stirn geküßt. Während still verträumter Kinderjahre im elterlichen Landhaus, während eifriger Lernjahre, die ihr in gediegenem Privatunterricht die Geisteswelt der griechischen Klassiker, altindische Dichtung und Philosophie wie altdeutsche Poesie erschlossen, drängte die eine Sehnsucht, Malerin zu werden, intensiv nach Betätigung. Bei Gabriel Max durfte sie als einzige Schülerin des Meisters zeichnen und malen, dann wurden Liezen-Mayer und Gysis ihre Führer. Eine unglückliche Ehe hemmte sieben lange Jahre jede künstlerische Regung, bis sie die Kraft fand, mit einem Kinde auf sich selbst gestellt, den Kampf um ihr Künstlertum aufzunehmen. Nach harter Fronarbeit wurde ihr durch eine zweite Heirat Seelenruhe. Von ihrem jetzigen Gatten, dem Radierer Okar Graf, dem Kenner in der Aquatintamanier nur den Pariser Louis Legrand an die Seite stellen, hat die Künstlerin vieles gelernt. Ihr echtes Talent hat sie ihm jedoch schnell zur ebenbürtigen Mitarbeiterin erhoben. Mit ihm gemeinsam durchstreift sie ihr malerisches Heimatland, hat auch schon Exkurse in die Mark ausgeführt. Sie notiert ihre farbigen und zeichnerischen Skizzen mit sicherer Hand und meistert heute verschiedene Radiertechniken. Als malerisch vertiefte Stimmungszeichnung, welche die Gedanken oft unmittelbarer wiedergibt als die Malerei und die eine reiche Skala der Ausdrucksfähigkeit besitzt, schätzt sie die Radierung ein. „Mein Ziel wäre es," sagt sie, „die menschliche Gestalt als Träger einer Empfindung, als Ausdruck einer tiefen, inneren Stimmung darzustellen — diese Stimmung noch erhöht durch die Umgebung der Landschaft." Cäcilie Graf-Pfaff schreitet jetzt sicheren Schrittes den parnassischen Pfad aufwärts. Sie hat die Schule der Weisheit, das Leid, gründlich durchgemacht; aber die geistvolle, originelle Frau hat ihren Idealismus unbeschadet erhalten.



A. Costenoble Porträtradierung des Kunstschriftstellers R. Klein



Cäcilie Graf-Pfaff

Sie kennt die Härte der Alltagswirklichkeit, aber sie findet, daß „die Schönheitsträume der Seele wie ein letzter tröstender Schimmer des verlorenen Paradieses“ bestehen bleiben.

Das beredteste Zeugnis für Margarete Hoenerbach als Pädagogin legt das Werk der jungen Radiererin Aenni Loewenstein ab. Sie betont mit besonderem Stolz, daß sie ihrer Lehrerin ihr ganzes Wissen danke. Zuverlässigkeit, Innerlichkeit und eine gewisse niederländische Sauberkeit der Technik scheint sie als beste Stützen ernsten Schaffens durch ihre Schulung in sich aufgenommen zu haben. Ihr Werk offenbart zugleich auch einen so ausgesprochenen Individualismus, daß eine Führerschaft, die sicher leitete, ohne der vollen Entwicklungsfreiheit der Persönlichkeit des Lernenden im mindesten Zwang aufzuerlegen, als besonders weise gerühmt werden muß. Die Radierungen Aenni Loewensteins lassen immer das Eigne ihres Wesens hervortreten. Sie hat nichts von dem dramatischen Forte Käthe Kollwitz', nichts von dem fessellosen Phantasieflug Cornelia Paczka Wagners, auch die männliche Energie Margarete Hoenerbachs ist ihr nicht gegeben. Der goldene Kern ihres Künstlertums ist ein tief weibliches Fühlen. Dieser typische Geschlechtszug läßt sie aber niemals weichlich werden. Er schmückt nur ihr Werk durch die Hingabe an das Kleinste mit all den feinen Reizen still beglückender Weiblichkeit. Aenni Loewenstein weicht keineswegs zaghaft den ernsten Problemen der Zeit aus, um ein sinniges Frauentum unberührt zu hegen. Sie ist als Künstlerin vielmehr tapfer den wuchtigen Fußstapfen der energischen Bahnbrecher des Naturalismus und Sozialismus gefolgt. Zu den Enterbten des Schicksals, den Obdachlosen, den stillen Duldern, den hart in das Joch der Arbeit Gespannten, den Verwaisten, hat es sie mitfühlend gezogen. All die Bildmotive, die ihr aus solchem Born quollen, sind von seelischem Ergriffensein gestempelt. Wir empfinden den bewegten Puls, wie er in den Poesien der Miriam Eck und Dorothea Goebeler pocht. Es drängt Aenni Loewenstein nicht zu rebellischen Anklagen, sondern zu tiefem Anteilnehmen. Einzelne ihrer Blätter, wie die „Obdachlosen“, „Fabrikschluß“, „Waisenhaus“, scheinen ganz im Zeichen des Realismus Max Liebermanns zu stehen, so daß der Künstler auf einer der Berliner Sezessionsausstellungen wünschte, das verwandte Werk möge neben eigne Schöpfungen gehängt werden. „Jede naturalistische Kunst ist demokratische Kunst,“ hat Courbet gesagt, und wir müssen das naturalistische Schaffen dieser Frau dankbar begrüßen, weil es ein Scherflein zum Ausgleich der oft so bitter empfundenen Klassengegensätze beiträgt. Charakteristisch für die Herzensanteilnahme als Vorbedingung ihrer künstlerischen Produktion ist die Entstehungsgeschichte des Aquatintablattes „Mutter und Sohn“, das wir als Illustration zeigen. Auf einer ihrer Radierstudien durch ein kleines Städtchen hielt das verhärmte Frauengesicht an einem Fensterchen Aenni Loewenstein plötzlich mit magnetischer Anziehungskraft fest. Sie eilte in das Haus hinauf, fand einen Sohn auch zufällig in der Stube, und in ihrer lebhaften Phantasie gestaltete der traurige Ausdruck der Mutter sofort die Bildsituation. Das Thema des Fräulein Mutter lag der auf moderne Themen geschulten Großstädterin nahe und ließ sie nicht mehr los. Sie mußte den pathetischen Moment gestalten, der dem vor der Mutter zusammengebrochenen Kinde soeben die schmerzliche



Cäcilie Graf-Pfaff Gottesdienst

Enthüllung des Geheimnisses seiner Geburt brachte. Während auf einem solchen Blatt eine stark dramatische Situation veranschaulicht wurde, zeigt Aenni Loewenstein ihre elegische Ausdrucksfähigkeit auf dem Bilde „Lebensabend“. Das stille Mütterlein am Ofen, die jenseits von Wünschen und Hoffnungen vor sich hinsinnt, wirkt wie ein schmerzlich-inniges Adagio Mendelssohns. Dieser feine Sinn für das Seelische läßt auch die Landschaft unter der Hand der Künstlerin mit beredter Stimme zu uns sprechen, gleichviel, ob ein heimisch märkisches Motiv oder ein von weiten Reisen heimgebrachter Naturausschnitt auf der Platte festgehalten wurde. Die Radierarbeit, die für all diese Arbeiten eingesetzt wird, ist ein besonders interessantes Studium, weil sie alle Varianten der Aetztechnik umfaßt. Niemals bindet sich Aenni Loewenstein an die Schablone, für jeden Vorwurf wird die künstlerische Wirkung des einzelnen Teils und der Gesamtheit wie ein klug überlegtes Schachspiel im voraus berechnet. Aenni Loewensteins ganzes Sein ist mit ihrem Künstlertum von früher Jugend ab verwachsen. Ihr Vater, ein vielbeschäftigter, kunstbegabter Arzt, spottete schon über die vielen „Engel mit englischen Krankheiten“, die das Kind unermüdlich zeichnete. Dem Zeichenstift hat sie die Treue bewahrt. Trotz der Liebe für ihre Lehrtätigkeit und trotz ihres offenen Herzens für die Menschen gilt ihr die Radierarbeit als höchstes Lebensglück. Sie vermochte die Stoffe zur Gestaltung zu zwingen, weil sie mit der Drangabe ihres besten Selbst dem Genius würdig dient.

Auf dem Wege der Malerei hat die Berliner Künstlerin Anna Costenoble ihr Talent für die Radierung entdeckt. Sie hatte durch ihren Gemäldezyklus „Die Tragödie des Weibes“ die Aufmerksamkeit der Kritik und des Publikums so stark auf sich gelenkt, daß ihr der Wunsch entstand, diese Arbeiten durch künstlerische Reproduktionen selbst zu vervielfältigen. So begann sie ein Studium der Radiertechnik und meisterte schnell ihre mannigfachen Sonderverfahren. Wie sie die Gebilde der eignen Phantasie aus symbolischem Farbenleben durch feine Radierarbeit in Schwarzweißwirkung übersetzte, begann sich auch bald ein freischöpferischer Drang in ihr auf der Kupferplatte auszuleben. Mit der Souveränität einer starken Begabung erfüllte sie den Mahnruf des kühnen Poeten Robert Browning zum Individualismus: „Macht euern Einsatz so hoch als möglich.“ Sie schritt zur Wiedergabe von Natureindrücken, und auf einigen ihrer höchst malerischen Bilder gelang es ihr, selbst Ausschnitte aus der Meeresbrandung festzuhalten, auf denen die weiße Gischt leuchtet und Möwen mit weitgespannten Schwingen kreisen. Sehr bald begann das Wunder des durch die Physiognomie geoffenbarten Geheimnisses der Menschennatur magisch auf sie einzuwirken. Nun betrat Anna Costenoble entschlossen das schwere Gebiet der Porträtdarstellung. Dies empfindet sie als den wesentlichen Teil ihrer Radierkunst. Sie fühlt sich besonders von dem Charakterkopf des Mannes angezogen. Obgleich sie selbst eine ernstwollende Frau ist, sieht sie im Weibe mehr das schwache Geschlecht, und dieser Optik entsprechend bevorzugt sie das Männerbildnis. Wie geschickt sie mit wenigen Mitteln eine Persönlichkeit in ihrer Wesensanlage und ihrem Berufscharakter zu schildern weiß, zeigt das Bildnis des Kunstschriftstellers Rudolf Klein. Trotz einer gewissen Unfreiheit des physiognomischen Ausdrucks kommt das Gepräge des Gentleman in seiner vornehmen Lässigkeit fein zum Vorschein. Wir sehen ihn beim Studium seines englischen Lieblingskünstlers, des originellen Illustrators Aubrey Beardsley. Die Beine sind übereinander geschlagen, der Kopf auf die linke Hand gestützt, und das gesamte Liniengefüge der Erscheinung wirkt in harmonischer Plastik. In der gesamten Kunst Anna Costenobles sehen wir beständig die beiden



Cäcilie Graf-Pfaff Am Taufstein

Seelen, den Symbolismus und den Naturalismus, einander den Vorrang streitig machen. Es sind ihr in beiden Richtungen Werke geglückt, und noch heut ist ihr Herz ein geteiltes. Von den Problemen, die das Zeitalter der Frauenemanzipation so stark bewegten, ist auch die Seele dieser Künstlerin tief ergriffen worden. Ihre Bilderserie „Die Tragödie des Weibes“ entschleiert das Liebesmysterium wie ein Saisbild. In sechs Einzeldarstellungen von intensivem Seelenausdruck und kühner Konzeption wird die Erkenntnis anschaulich gemacht, daß die Mutterschaft dem Künstlertum der Frau den Tod bedeutet.

In der Münchner Kupferstecherin und Radiererin Doris Raab verehren die deutschen Graphikerinnen eine der würdigsten Vertreterinnen ihrer Kunst. Vererbung und natürliche Begabung sind in ihr zusammengetroffen, um Werke zu schaffen, die längst den Besten des Faches genug taten. An Doris



Cäcilie Graf-Pfaff Mondschein

Raab hat sich der Segen eines väterlichen Vorbildes erprobt, denn sie ist die Tochter eines der Klassiker unter den Kupferstechern unsrer Zeit. Als Backfisch in der Geburtsstadt Nürnberg arbeitete sie bereits unter dieser sicheren und strengen Leitung, aber sie dokumentierte sich früh als echtes Talent. Eifrig strebte sie weiter in München, wohin der Vater als Professor der Kunstakademie berufen worden war. Hier strömte die Fülle großer Kunsteindrücke in den herrlichen Sammlungen bald so überwältigend auf sie ein, daß ihre echt weibliche Natur nichts begehrte als ein volles Sichhingeben an die Größe der andern. Sie suchte und fand ihren Ruhm als Nachschöpferin. Wie sie vorerst als Kupferstecherin Rubens und Piloty in Schwarzweiß spiegelte, kam ihr vor dem sonnendurchleuchteten Realismus des Dordrechter Cuyp der Wunsch, seinen prächtigen „Kopf einer alten Frau" durch Aetztechnik auf der Platte nachzuschaffen. Die Magie der Radierung war ihr aufgegangen, um fortan ihre Verzauberungsmacht auf sie nur zu steigern. In ihrer Liebe zum künstlerisch Wertvollen gab es keine dogmatische Einschränkung. Gleichviel, ob alte oder neue, italienische, deutsche oder niederländische Meister, ob religiöse Weihe, strahlende Lebensfrische oder sinnender Ernst, ob die Landschaft oder ein Menschenantlitz reproduzierend inspirierten, Doris Raab folgte mit ihrer sicher festhaltenden Nadel, auf das innigste nachspürend, den erkorenen Vorbildern. Die tiefsten und subtilsten Reize farbiger Tonwerte wie jeden zeichnerischen Linienausdruck verstand sie in Radierkunst umzuwerten. Ihr selbst erscheint ihr Gipfelwerk Rembrandts „Junge Frau" aus der Liechtensteingalerie. Doris Raab zählt zu den wenigen Künstlerinnen, denen die Wertschätzung männlicher Kollegen uneingeschränkt gezeigt wurde. Sie erhielt einen Ruf der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst nach Wien, um hier einen Stich nach der Darmstädter Madonna Holbeins zu vollenden. In Berlin, Paris, Spanien und Amerika verfügten die Ausstellungskomitees Auszeichnungen für sie, und ein künstlerisches Forum wie München bestimmte ihr die Goldene Medaille. Der Verlust ihres Vaters und Freundes wie schwere Krankheit drohten ihre Schaffenskraft zu lähmen. Aber ein längerer Aufenthalt in Italien mit seinen Schönheitsoffenbarungen verlieh der Seele aufs neue Schwungkraft. Hier drängten Natureindrücke zu direkter Wiedergabe. Die größere Muße der Lebensweise gestattete eine freischöpferische Tätigkeit, und dankerfüllt begrüßt die Künstlerin ihre Ernte an Originalradierungen. Sie wacht wie ein Lynkeus mit entzückten Augen über den unerwartet starken Zustrom künstlerischer Weggenossinnen auf diesem wenig betretenen Boden, und mit selbstloser Bewunderung erfüllen sie die Leistungen einer Käthe Kollwitz und Cornelia Paczka Wagners. Als eine Künstlerindividualität sans phrase, als eine Kollegin mit männlicher Energie hat Doris Raab an der Höhereinschätzung weiblichen Kunstschaffens ihren vollen Anteil.

Aus dem Norden Deutschlands, aus Oldenburg, stammt eine junge Radiererin, deren langsam wachsender Ruhm bald die breitere Masse zum Studium ihrer Werke nötigen wird. Vorerst wird **Marie Stein** nur von einigen Autoritäten des Faches und von einem engeren Kreise als Talent ersten Ranges beurteilt. Dieser Auffassung kann sich niemand verschließen, der sich auch nur in einzelne ihrer Blätter vertiefen durfte. Es ist ein hoher Genuß, ihre sichere Linienführung und die Schärfe ihres seelenlesenden Blickes an ihren Porträtradierungen zu prüfen. Gleichviel, ob sie das rein zeichnerische Radierverfahren oder mehr malerisch wirkende Radiermethoden zu Ausdrucksmitteln wählt, sie überzeugt stets als Menschenkennerin und Künstlerin. Ihr „Frauenkopf" wurde von einem Preisrichterkollegium, dem Meisterradierer wie Klinger, Liebermann, Unger und Koepping angehörten, als Glanzleistung der Graphikerkunst ausgezeichnet. Mit welchen sparsamen Mitteln hatte sie hier ein ernstes Mädchenantlitz nachgeschaffen. Es erschien mit seinen ahnungsvollen dunkeln Augen und dem köstlich gegebenen Schwarzhaar ein treffliches Porträt und zugleich etwas weit darüber Hinausgehendes, eine tiefgründige Menschenseele. Es ist mit Recht gesagt worden, daß alle Bildniskunst mit der Psychologie der Sitzer zugleich die Charakteristik der Künstler darlegt. An diesem Maßstab gemessen, ist die Individualität Marie Steins von seltenem Reichtum, geistreich beweglich, ernst bis zur Herbheit und voll zarter Trauminnigkeit. „Mir selber eine ganze Welt", darf sie kühn behaupten und ihrer Radiernadel jede Probe menschenschöpferischer Kunst abverlangen. Auch sie hat als Malerin begonnen und das Schwergewicht ihres Talentes in der Radierung erkannt. Eine ganze Porträtgalerie seiner Radierarbeiten zeugt für die Genialität ihrer schöpferischen Begabung. Zuweilen hat auch Phantasus mit seiner bunten Bilderschau Eingang in ihre Gedankenwelt begehrt, aber nur hin und wieder, nur für ein Intermezzo war er der Künstlerin willkommen. Immer blieb das Versenken in die Rätsel des Menschengesichts und die Mitteilungen aus diesem Erlebnisreichtum ihre große Sehnsucht. Marie Stein sieht nicht nur mit photographischer Schärfe jedes Teilchen eines Kopfes, sie grübelt sich als Psychologin in das Wesen ihrer Sitzer. Um sie wahr darzustellen, fühlt sie sich ganz eins mit ihnen. Sie verschönert nicht, strebt kein geistreiches Aperçu anzubringen, sie versucht ganz wahr zu sein, das heißt den wirklichen Menschen in der Eigenart seines Ichs zu spiegeln. Wilhelm von Busch, der Oldenburger Kunstkenner, der ihr Werk am eingehendsten kennt, sagt: „Sie vermittelt zwischen innen und außen. Ihre Phantasie stellt den Ausgleich her. Sie schaut das Unmeßbare in die körperliche Hülle hinein. Oft hellseherisch, oft gewaltsam zwingend, Unterschiede mit Eignem überbrückend, Hindernisse mit der Glut ihres künstlerischen Empfindens hinwegschmelzend, aber immer ganz Nerv, ganz der feinsten Eingebung gehorsames Werkzeug." In Düsseldorf unter Walter Petersen hat die Künstlerin drei Jahre gründlich zeichnerisch studiert und bei Friedrich Fehr in München das Malen erlernt. Aus der Souveränität einer starken Begabung heraus ist sie zur Radierung übergegangen und hat sich neue Impulse aus der Zentrale künstlerischen Geschmacks, aus Paris, geholt. Marie Stein hat durch die Radiernadel schon so vieles sagen können, daß ihr Talent sich weiterentwickeln muß wie eine lebendig wirkende Naturkraft.



Der Pfarrer von Monti

Erzählung

von

Luise Westkirch

Im Tal des Corréibaches, zwei Stunden, bevor sein steingefülltes Bett ins Meer ausläuft, schmiegt sich der Flecken Monti tief in einen Einschnitt der Seealpen. Aus dem Grün seiner Vignen und Oliveten schimmern seine weißen Häuschen vom Hintergrund der rötlich in den Himmel steigenden Bergschroffen bis Mentone hinüber. Einige Male im Lauf des Winters saust wohl ein Wagen durch seine engen Gäßchen nach den Wasserfällen, nach Castiglione oder Sospello, und der Kutscher ruft, während er die Pferde antreibt, den fremden Gästen den Namen des Ortes zu: „Ecco Monti!" Er hält nicht an, und fast niemals verirrt eines Spaziergängers Fuß sich in das Dorf. Während ein Fremdenstrom aus fünf Weltteilen sich durch das benachbarte Mentone wälzt, liegt Monti einsam wie irgendein abgelegenes Felsennest im Gebirge. Seine Bewohner, halb italienischen, halb französischen Blutes, wie die ganze Bevölkerung des Küstenstriches, sprechen ein aus Französisch und Italienisch seltsam gemischtes Patois, pflegen ihre steinigen Aecker, ernten ihre Zitronen und Oliven, Sohn wie Vater. Ab und zu packt einen der jungen Leute die Lockung der See, die wie ein leuchtender Metallstreifen zu Monti herüberglänzt, und er geht zur Küste und verheuert sich auf ein Schiff. Die meisten aber arbeiten im Taglohn, bauen die Wege durch die Klüfte ihrer Heimatberge, schleppen die Steine hinauf zu den Zitadellen, welche die höchsten Berggipfel krönen und zu denen kein Pfad emporführt.

Ein Kirchlein ragt weiß aus der Herde von weißen Häuschen, am schönsten Aussichtspunkt erbaut, wie das den katholischen Gotteshäusern eigen ist. Ein wenig unterhalb wohnt der „prêtre". Der wechselt oft und ist immer ein sehr alter Herr. Denn sobald ein Pfarrer den hastigen Städtern und den verwöhnten Fremden in den Kurorten der Riviera die Messe nicht mehr rasch genug zu lesen vermag, wird er nach dem stillen Monti versetzt. Seine Bauern haben Zeit und sein Friedhof ist geräumig. Es ruhen schon viele hochwürdige Herren dort. Monti hat den Ruf einer Sterbestation für ausgemusterte Geistliche.

Wieder lag einer der alten Herren unter seinem Kreuz am Bergeshang und ein neuer wurde erwartet. Weil sich aber dieser Wechsel allzu häufig wiederholte, nahm die Gemeinde kein sonderliches Interesse mehr daran. Weit lebhafter beschäftigte sie die Kraftleistung, die Antonio Gasparone, der italienische Gesell des Schmiedes Voiron, zum besten gab. Der reiche Mathieu, der Besitzer des großen Olivengartens oberhalb von Monti, ließ seinen Maulesel beschlagen, und er hatte dem Gasparone ein silbernes Fünffrankstück zugesagt, wenn es ihm gelänge, eines der Hufeisen seines Meisters zwischen den Händen entzweizubrechen. Die Wette hatte sich rasch herumgesprochen, und aus allen Häusern und aus allen Weingärten kamen die Leute von Monti gelaufen.

Gasparone hielt das Eisen in der Hand. Er reichte es bald diesem, bald jenem, daß er seine Kraft erprobe. Er war keiner, der sein Bestes gab ohne eine Einleitung, die es ins rechte Licht setzte — ein Bursch übrigens wie vom Meißel eines Bildhauers in die Welt gestellt. Aus dem kurzärmeligen weißen Hemd hervor leuchteten bronzefarbig muskelstarke Arme, der Nacken eines jungen Merkurs. Die nackten Füße steckten in sandalenartigen Holzschlappen. Ein roter Gurt hielt das Beinkleid um die Hüften fest. In die Stirn fiel ein samtschwarzer Haarschopf und gab den tiefliegenden Augen etwas Wildes.

„Man wird das Eisen zerbrechen, Vater Mathieu," sagte er. „Gelingt's, bekomm' ich fünf Franken von Euch, das steht fest. Und als Draufgabe" — er wandte sich und heftete den Blick scharf auf ein junges Mädchen mit einem stillen, länglichen Gesicht — „deine Blumen, Angèle Phalange."

Unwillkürlich zuckte das Mädchen zurück, drückte die Rosen, die es in der Hand hielt, wie schützend an seine Brust.

Aber Mathieu sagte einfach: „Warum nicht? Warum nicht? Nicht wahr, Angèle, du gibst ihm schon die Blumen, wenn er Gefallen daran findet? Vater Phalange, sagt doch Eurer Tochter, daß sie sie ihm gibt. Ja, die Jugend! Die Jugend! — Wir würden nichts nach solchem Unkraut fragen, wie, Alter, wie? Ha, ha, ha."

Vater Phalange, ein trockenes Bäuerlein mit verschrunzeltem Gesicht und spärlichem weißem Haar, runzelte die Stirn und sagte nicht ja noch nein, während Angèle mit scheuem Blick die Straße hinunterspähte, wo vor einer Haustür ein junger Bursch aufmerksam Tomaten in einen Korb zählte, ohne sich um das Schauspiel vor der Schmiede zu kümmern.

Antonio war dem Blick gefolgt. Er beugte sich zu Angèle, zischelte ihr ins Ohr:

„André Raboche kriegt die Rosen nicht. Hüte dich! Oder er wird's bereuen — und du auch. Du kennst mich."

Nur das Mädchen verstand die Worte.

Dann hob Antonio noch einmal das Eisen in die Höhe, daß alle es sehen konnten, und mit einem einzigen Ruck seiner nervigen Fäuste brach er es in zwei Stücke.

Er kam aber um die Hälfte des Beifalls, den er erwartete. Denn in demselben Augenblick, da er sein Kraftstück vollbrachte, tönte über die Köpfe der gespannt Aufmerkenden hinweg eine leise Stimme: „Gelobt sei Jesus Christus in Ewigkeit. Ich grüße dich, meine liebe Gemeinde von Monti."

Ein hagerer Herr in der Soutane eines Geistlichen war aus der Nebengasse getreten. Weiß wie die Häuser von Monti leuchtete das Haar unter seinem breiten Hut hervor. Aus einem faltigen Gesicht schauten verblaßte blaue Augen mild und traurig gleichsam über die Dinge vor ihm weg in unmeßbare Weiten.

Die Bauern hatten die Köpfe von Antonio abgewandt. Stumm und finster starrten sie ihren neuen Seelsorger an. Kaum ein paar alte Weiblein hatten die Fassung, „In Ewigkeit, Amen" zu murmeln. Wie alt das Gesicht! Wie klang- und atemlos die Stimme! Die Augen gar nicht mehr von dieser Welt. Ja, das war schon der richtige. So sahen die Pfarrer in Monti immer aus. Eine Schande, daß Seine Hochwürden, der Herr Bischof, keinen Besseren für sie übrighatte.

Neben dem Pfarrer trottete ein mageres Weiblein, kaum viel jünger, aber mit den scharfen, munteren Augen und dem wachsamen Behaben eines Hirtenhundes. Also blieb nicht einmal für die alte Anna, die Pfarrersköchin des vorigen hochwürdigen Herrn, ein Platz.

„Allons, Vater Mathieu, soll ich meine fünfzig Sous haben oder nicht? Worauf wartet Ihr?" fragte Antonios harte Stimme in das Schweigen.

Mathieu machte eine abwehrende Bewegung. „Du siehst doch."

„Den Spitalbruder?" fragte der Bursch, wandte sich und sah mit dreisten Augen dem Greis ins Gesicht. „Wenn wir in Monti von unsern Pfarrern nichts haben sollen als die Mühe, sie zu begraben, so sollen sie uns wenigstens nicht in unsern Geschäften stören wollen." Und er streckte die Hand aus. „Deine Blumen, Angèle."

Aber Angèles Augen hatten in Ehrfurcht und Mitleid an dem welken Greisengesicht gehangen. Der Empfang, den die Gemeinde ihrem Geistlichen bereitete, tat ihrem weichen Herzen weh. Und sie preßte die Blumen fest an sich vor Antonios Griff, trat zu dem Geistlichen und bot ihm knixend den Strauß.

„Herzlich willkommen, Hochwürden. Und Hochwürden muß nicht glauben, daß wir alle hier denken wie der Antonio Gasparone. Der kommt von auswärts, gehört eigentlich gar nicht nach Monti."

Pfarrer Clémens nahm mit den Blumen zugleich die Hand des Mädchens.

„Ich danke dir, meine Tochter, ich danke dir. Der junge Bursch dort aber hat mich nicht gekränkt. Es ist wahr, ich komme zu euch, um zu sterben. Um zu sterben, kommen wir alle in die Welt. Und es ist nützlich, uns das täglich ins Gedächtnis zu rufen. Wie heißest du, mein Kind?"

„Angèle Phalange, Hochwürden. Meinem Vater gehört der erste Weinberg am Eingang von Monti."

„Du trägst deinen Namen mit Recht, Angèle. Gottes Engel haben dich bei deiner Geburt gesegnet. Gottes Engel mögen über dir wachen. Du hast einem alten Mann wohlgetan, und ein Größerer als dein Pfarrer wird dir's vergelten." Er raffte sich auf. Er sprach zu den übrigen. Schlichte Würde lag in seinem Ton. „Männer und Frauen meiner Gemeinde, nochmals, ich grüße euch, vertraut mir. So viel Gott mir altem Mann Kraft gibt, will ich wirken für euer Heil in dieser und jener Welt."

Als er sich nun zum Gehen wandte, hielt es Vater Mathieu für angemessen, an seine Seite zu treten, ihm das Geleit zu geben zum Pfarrhaus. Es fiel ihm dabei auf die Seele, daß das eigentlich recht baufällig war. Die Gemeinde hatte immer daran gespart. Für die paar Monate, die solch ein geistlicher Herr drin zu hausen pflegte, lohnte es wirklich nicht, sich Unkosten zu machen.

„Unsre Gemeinde ist arm," sagte er. „Aber unsre Schuldigkeit werden wir tun. Sollten Hochwürden oder das Fräulein Haushälterin Wünsche haben —"

„Ich bin die Schwester von Hochwürden," sagte das kleine Fräulein mit scharfer Stimme, „und ich muß sagen, eine so unverschämte und verwahrloste Gemeinde, ein so unmögliches Pfarrhaus sind mir in meinem Leben —"

„Laß, Rosalie." Der Pfarrer hob abwehrend die Hand. „Meine Ansprüche sind bescheiden, Herr Mathieu."

Fräulein Rosalie riß inzwischen die winzigen Fensterchen auf, um wenigstens Luft einzulassen in den Stall, wie sie das Gebäude nannte. Sie wundere sich nicht mehr, versicherte sie, über den Empfang, den ihr Bruder gefunden habe. An dem Hause sehe sie die Hochschätzung, welche die Gemeinde von Monti ihrem Pfarrherrn schenke. Und was die Ausbesserungen anlange, da wisse sie wirklich nicht, wo sie anfangen solle mit Wünschen. Am besten sei es schon, das ganze Haus niederzureißen.

Vater Mathieus Gesicht wurde lang. Das war eine, die Haare auf den Zähnen hatte. Er aber als Bürgermeister der Gemeinde hatte die Pflicht, nach Kräften herunterzuhandeln.

Wieder dämmte Pfarrer Clémens mit aufgehobener Hand den Redestrom seiner Schwester.

„Ich werde Ihnen nach reiflicher Ueberlegung die Uebelstände mitteilen, denen abgeholfen werden muß, Herr Mathieu. Seien Sie überzeugt, daß ich meiner Gemeinde nur die allernotwendigsten Kosten verursachen werde."

Als Mathieu fortgegangen war, fiel Rosalie mit gerungenen Händen auf einen von Pfarrer Clémens' Vorgänger zurückgelassenen Strohstuhl. Sie begriff den lieben Gott und seine Heiligen nicht. Ein Mann wie ihr Bruder, ein Heiliger, ein Mann, dem, wenn es nach Gerechtigkeit ginge, ein Bischofsstuhl gebührte —

Pfarrer Clémens schüttelte den Kopf. „Aus Ehrgeiz bin ich nicht geistlich geworden."

„— verbannt in diese Einöde! zu diesen Heiden! diesen Indianern!"

„Um so mehr brauchen sie einen Pfarrer, der ein Christ ist, Rosalie."

„Ich hoffe, solch ein Pfarrhaus wirst du dir wenigstens nicht gefallen lassen."

„Unser Heiland hatte nicht, da er sein Haupt hinlegen konnte, Rosalie. Ich, sein letzter Diener, bin noch immer reicher als er."

„Diesen Schmutz an den Wänden wolltest du dulden?"

„Man kann sie ein wenig weiß tünchen."

„Und die Wassertraufe da an der Wand herunter?"

„Man wird ein paar neue Schindeln auf das Dach legen."

„Zwei Stuben hat diese muffige Höhle nur, zwei Stuben und eine Küche!"

„Eine für dich, eine für mich. Zum Sterben, Rosalie, ist das Raum genug."

„O, der Schändliche!" Rosaliens Augen füllten sich mit Tränen. „Aber er log. Du wirst dich erholen. Du siehst schon viel besser aus, mein lieber Bruder Jean." Ihre Stimme bebte. Sie legte den Arm um seinen Nacken in einem wunderlichen Gemisch von Hochachtung und Zärtlichkeit. „Du wirst leben viele Jahre. Gott braucht solche wie du noch in seiner Welt. Und zum Leben, siehst du, ist nicht Raum in diesem Haus. Sag selbst, wo sollen wir deine Möbel unterbringen? deine Bücher, deinen Schreibtisch, dein Sofa, deine Bilder?"

„Du bringst mich auf einen guten Gedanken, Rosalie. Wir werden verkaufen, was uns hier zur Last ist, und von dem Erlös die Ausbesserungen in diesem Hause bestreiten. So kosten wir der Gemeinde kein Geld."

Rosalie schrie auf bei dem Vorschlag.

Aber Pfarrer Clémens deutete auf Angèles Rosen, die er noch in der Hand hielt. „Sieh doch zu, liebe Rosalie, ob in der Küche noch ein Glas sich findet, und fülle es mir mit Wasser."

Und als sie damit hereinkam, ordnete er sorgfältig die Blumen und stellte sie auf die Fensterbank.

„Sieh, wie diese Rosen den kahlen Raum mit Schönheit und Duft füllen. So strahlt ein wenig Güte in der Nacht der kalten Welt."

Ein Peitschenknallen und Rufen meldete, daß der Wagen mit den Habseligkeiten des Geistlichen vor der Tür stand.

Rosalie lief die steile Treppe hinunter.

Aber Pfarrer Clémens, der gern dem Lärm und der Unruhe des Einrichtens aus dem Weg ging, setzte den Hut wieder auf, den er vom Kopf genommen hatte. Durch das winzige Fenster schimmerten am Bergeshang die Kreuze und Zypressen des kleinen Friedhofs herüber. Es lockte ihn, die Gräber seiner Vorgänger zu besuchen, die Stätte zu schauen, wo man ihn selbst hinbetten würde. Langsam ging er an den möbelschleppenden Leuten vorüber dem Friedhof zu.

Im Lauf weniger Wochen lernte Pfarrer Clémens seine Gemeinde kennen, las in der Seele jedes einzelnen wie in einem Buch. Weil aber seine guten matten Augen verzeihend über die Fehler und Mängel wegsahen, die seine stillgewordene Seele nicht mehr entrüsteten, urteilten die Leute von Monti, ihr Pfarrer sei ein braver alter Mann, und fürchteten Fräulein Rosaliens Zorn viel mehr als den Seiner Hochwürden.

Fast jeden Abend nahm der Pfarrer sein Brevier und ging auf den kleinen Kirchhof zu den Gräbern seiner Amtsvorgänger. Nur Monate trennten die einzelnen Sterbetage. Er verweilte sich stundenlang, den leeren Fleck zu betrachten, der auf ihn wartete.

Eines Abends, als die Sonne schon hinter den Bergrand gesunken war und die hellen Rosen an der Hecke wie durchsichtig leuchteten, hörte er im Hohlweg, den der mannshohe Busch ihm verdeckte, ein Flüstern und Kosen, im weichen Klang junger Stimmen das alte, ewig gleiche Hohelied der Liebe. Vorsichtig bog Pfarrer Clémens das Dorngerank zur Seite, und ein Lächeln trat auf sein faltiges Gesicht, als er das Paar erkannte — Angèle Phalange, die der junge André Raboche in den Armen hielt.

‚Brav, Angèle,' dachte Pfarrer Clémens. ‚Wohl ist's wahr, daß gute Engel dich behüten.'

Er hatte gefürchtet, daß der wilde Antonio, der Schmied, sie im Bann seiner schwarzen Funkelaugen hielte, denn der warb eifrig, zornig, mit herrischem Heischen um das Mädchen — keine gute Paarung. Zu derb der Mann, zu sehr noch der Adam von staubiger Erde. Und die Jungfrau zu zart, zu viel Seele, die ahnend schon in eine geistigere Welt sich tastet. Der feinere Stoff pflegt zu zerbrechen bei solchem Zusammenlöten. Aber André Raboche war ein sinniger Mensch, der mit Verständnis seiner Oel- und Zitronenbäume wartete, der auch Verständnis haben würde für die feine Menschenblüte, die er in seinen Garten pflanzen wollte.

Während er solches erwog, lauschte Pfarrer Clémens dem Gespräch der beiden. Angèle schien unruhig bei Andrés Küssen. Jäh entwand sie sich ihm.

„Still! — Hörtest du nichts? — Schnell! Flieh! — Nicht dort hinauf! Die Gasse drunten."

„Mein liebes Herz, da ist niemand."

„Doch. Jemand. Ich fühl's."

„Nun, so laß doch ganz Monti uns belauschen. Wenn dein Vater einwilligt, bist du noch heute abend meine Braut. Und warum sollte er sich weigern? Mein Vater gibt uns, was wir brauchen."

„Du sollst nicht zu ihm sprechen — nicht zu deinem Vater, nicht zu meinem. Hörst du, André! Ich will's nicht."

„Angèle — warum?"

„Weil ich dich liebe, du Tor."

„Weil du mich liebst?"

„Weil ich will, daß du lebst! — Und wenn wir nie zusammenkommen könnten, du sollst leben! — leben, André! — wenigstens leben! — Ich bitte dich, geh. Wir dürfen uns nie wieder treffen."

„Mein Herz, ich verstehe dich nicht. Du sagst, daß du mich liebhast. Wenn ich dir nicht jedes Wort glaubte, weil d u es sprichst — ich könnte irre an dir werden."

„Kränke mich nicht, André. Und gehorche. Siehst du nicht, daß ich vergehe vor Furcht?"

Er hielt sie, die ihm entweichen wollte, fest. Er preßte sie an sich.

„Furcht? Wovor? Antworte. Was fürchtest du?"

„Ich wollt' es nicht aussprechen. Aber da es um dein Leben geht und du mir nicht glaubst —" Sie sah scheu um sich. Der lauschende Pfarrer stand regungslos hinter dem unbewegten Busch, und kein Laut verlor sich von den kleinen weißen Häusern des Dorfes hinauf zu dem Gottesacker am Bergeshang. Da sagte sie leise flüsternd: „Antonio Gasparone hat beim Vater um mich geworben."

„Und du? — Und du?"

„Ich hab' mich ihm geweigert. Wie konnt' ich anders? Und mein Vater hatte Erbarmen. Er drang nicht in mich. Wenn aber Antonio jemals erführe, daß ich um deinetwillen ihn ausschlug —" Sie brach in Tränen aus.

„Niemand hat ein Recht auf dich als der, dem du selbst es gibst, Angèle."

„Fragt Antonio nach Recht? Er wird dich töten, André!"

„Er ist der stärkste Mann in Monti," sagte André ruhig. „Aber auch ich bin kein Schwächling. Ich wehre mich um mein Leben, das dir gehört, Angèle. Und der liebe Gott ist über uns beiden."

„Nein, nein. Du mußt mich meiden. Du mußt schweigen. Versprich mir, daß du schweigen willst. — Und — hab Geduld, André. Warte ein wenig. Ich, das schwöre ich dir, warte auf dich, solange ich lebe."

„Und da sollen wir die schönen Tage unsrer Jugend mit Warten verlieren? Uns nacheinander sehnen und uns nicht zueinander wagen aus Furcht? Aber siehst du nicht, Angèle, Liebling, daß es Unwürdiges ist, was du verlangst?"

„Warte, André! Ich flehe dich an, warte."

„Und auf was?"

„Ich weiß nicht. Auf die Barmherzigkeit Gottes, André. Vielleicht — Antonio ist unstet — er ist von auswärts in unsern Ort gekommen. Vielleicht gibt Gott ihm ein, daß er fortgeht von Monti, wenn er sieht, daß ich fest bleibe. — Warte, André."

„Ich verspreche nichts."

„Still! Hörtest du nichts? Jetzt wieder!"

Der alte Geistliche war leise von dem Busch zurückgetreten, lächelnd über die Lebensklugheit der sanften Angèle.

„Wenn du nicht willst, daß ich krank werde vor Angst, laß mich, André! — Flieh! Laß mich."

„Dir zuliebe denn heut und diesmal. — Aber ich verspreche nichts."

„Geh. — Geh. — Und sieh um dich. Sei vorsichtig. Geh nicht aus im Dunkeln."

Mit kleinen Schritten verließ Pfarrer Clémens den Friedhof. Im Gehen erwog er, wie er den beiden Liebesleutchen nutzen könne. Aber als ein erfahrener Mann begriff er, daß sein Wort und seine Mahnung als Geistlicher und als Mensch nicht schwerer als eine Flaumfeder auf Antonio Gasparones Gemüt wogen. Er wußte auch, daß brutale Kraft, die weder Gott noch Menschen fürchtet, in dieser Welt noch immer über jedes Recht gewaltig triumphiert. Tiefbekümmert betrat er sein Haus.

Rosalie sah ihm mit Ungeduld entgegen. Die gute Mahlzeit, mit der sie ihn pflegte, verdarb vom langen Stehen. Er vergaß auch immer wieder, wie schädlich die Kühle bei Sonnenuntergang seiner kranken Brust war. Aber als sie ihn die Straße herunterkommen sah, erstarb ihr der Vorwurf in stiller Freude. Seine Gesichtsfarbe war entschieden besser geworden in den wenigen Wochen, weit kräftiger sein Gang. Das öde Bergnest, das sie verwünscht hatte, war durch die Muße, die es dem Ueberarbeiteten gewährte, vielleicht doch der rechte Lebensverlängerer für den geliebten Bruder. Ein heißes, stummes Gebet sandte sie für ihn empor zu der Gebenedeiten, die, über der schlichten Bettstatt hängend, mit gütigem Lächeln den welterlösenden Knaben dem Beschauer entgegenhielt. Neben dem geweihten Buchsbaumreis zu ihren Füßen steckten verwelkt die drei Rosen Angèles.

„Ich habe mich versäumt," sagte Clémens.

„Du hast wieder dich und mich vergessen und einem dieser Taugenichtse geholfen. Ich denk's mir schon nach."

„Nein, Rosalie, nein," antwortete Clémens beschämt, „geholfen nicht. Gern helfen wollen und nicht helfen können. Das ist mein großer Kummer, daß ich, der Hirt dieser Herde, sie nicht zu lenken weiß."

Rosalie hatte zum Nachtisch Kartäuserklöße gebacken und eine Weinsauce dazu gerührt, die ihrer Ansicht nach eines Bischofs würdig gewesen wäre. Gespannt wartete sie auf ein Lob. Aber während Clémens mit der Gabel die Klöße zerkleinerte und in den Mund schob, dachte er nur an das Liebespaar und Antonio und seufzte in demütiger Selbsterkenntnis: „Nein, über diese Seele werde ich nie Gewalt gewinnen."

Angèle war unterdessen durch die obere Pforte auf den kleinen Kirchhof getreten, am Grab ihrer Mutter niedergekniet, hatte mit heißen Tränen und Bitten der Toten ihre Sache ans Herz gelegt und sie um ihre Fürsprache bei den Heiligen angefleht. Die kurze Dämmerung ging in Nacht über, als sie zum Ausgang schritt, hastig, denn sie hatte sich versäumt und fürchtete sich.

Als sie die Pforte erreichte, erschrak sie so heftig, daß sie wankte. Quer auf dem schmalen Pfad, der zwischen den Felsen zum Dorf führte, stand wartend Antonio. Ganz ruhig stand er mit untergeschlagenen Armen. Durch die Dämmerung sah sie das Glühen seiner schwarzen Augen, die sie nicht losließen.

„Guten Abend, Angèle."

„Guten Abend."

„Du hattest viel zu beten an deiner Mutter Grab. Warum hast du geweint?"

„Mir war das Herz schwer," antwortete sie leise. „Laß mich vorüber, nach Hause, Antonio."

Er rührte sich nicht.

„Weißt du's, daß ich dich liebe?"

„Ich bitte dich, quäle mich nicht."

„Weißt du, daß ich dich liebe, Angèle?"

„Ich habe dir meine Antwort gesagt, Antonio."

„Vor deinem Vater. Hier allein mit dir, endlich einmal allein, Aug' in Auge will ich deine Antwort hören."

Sie senkte den Kopf, sie schwieg.

„Vielleicht weißt du's nicht, *wie* ich dich liebe."

„Antonio," bat sie, „demütige nicht dich und mich, indem du's mir sagst. Ich kann dir doch keine andre Antwort geben, als die ich dir gegeben habe."

„Du willst meine Frau nicht werden, weil ich zu hart bin, zu wild, zu herrisch. Wie? Aber weißt du, Mädchen, all das bin ich nur geworden, weil sie mich herumgestoßen haben in der Welt, geknufft, gepufft, bis mir endlich die Kräfte wuchsen und ich Knüffe und Püffe zurückzahlte. Immer bin ich ohne Heimat gewesen, ohne Eltern, ohne einen Menschen, der nach mir fragte. Ich würde sanft sein, wenn du mich liebtest, Angèle. Mit einem Wort könntest du mich leiten. Du brauchtest dich nicht zu fürchten, Angèle. — Angèle! Du mußt mich lieben um meiner Seele willen, die sonst verloren ist. — Du bist fromm, Angèle. Hör, um meiner Seele willen mußt du mich lieben! um Gottes willen."

„Gott hat mir die Liebe zu dir nicht ins Herz gelegt, Antonio."

„Aber die zu einem andern."

„Antonio!"

Er faßte ihr Handgelenk. Er preßte es, daß es sie schmerzte.

„Gesteh! Gesteh! wer ist's? — Das Bübchen von Honig und Zucker? Der André? Ja?"

„Ob ich einen andern liebe oder nicht, Antonio, es ändert nichts für dich. Bei der Mutter Gottes schwöre ich dir's, niemand und nichts trägt die Schuld, daß ich nicht deine Frau werden kann, als mein Herz, das nicht Zutrauen fassen kann zu deinem Herzen."

„Angèle, wenn du nicht mein wirst, so wirst du nie eines Mannes Frau. Erwäg's."

„Antonio, laß mich heim."

„Einen Augenblick. Einen Augenblick noch. Wenn du mir dein ganzes Leben nimmst, wirst du mir doch einen Augenblick noch schenken können. — Angèle — versuch's mich liebzuhaben. Bestimme eine Probezeit."

Ihre Augen wurden feucht vor Mitleid mit seinem Kummer.

„Antonio, es tut mir weh, daß ich dir sagen muß, was dich schmerzt. Aber ich darf dich nicht belügen, dich nicht mit falscher Hoffnung täuschen. Von ganzem Herzen wünsche ich, daß bald ein besseres Mädchen, als ich bin, dir all die Liebe gibt, nach der du dich sehnst, und dich glücklich und gut macht. Ich will täglich die Mutter Gottes bitten für dich —"

„Mit deinem Pfaffen, dem Clémens?!" — Er lachte wild auf, riß sie an sich vorüber und stieß sie vorwärts. „Geh zum Teufel, Mädchen! Nach deinen Lippen verlangt es mich, nicht nach deinen Gebeten."

Und als sie von Grauen erstarrt stehenblieb, wiederholte er:

„Geh! geh! — Mich bist du los. — Aber hüte sich, wer dich freit!" — —

Von der Stunde an zeigte Antonio Gasparone ein unstetes Wesen. Alle Tage nach Feierabend lief er nach Mentone, trieb sich halbe Nächte lang in den Kneipen des Hafenviertels herum. Am Morgen war er dann verdrossen und jähzornig. Und eines Abends kam er überhaupt nicht wieder. Im Hafen von Mentone lag die Lustjacht des reichen Amerikaners Vanderbilt. Ihr Kapitän hatte Gefallen an dem starken, schönen und geschickten Menschen gefunden. Und der alte Pierre Moulin, der einige Male in der Woche seine Apfelsinen auf den Markt in Mentone brachte, berichtete, er habe den Antonio Gasparone in der Uniform, die von der Mannschaft der Jacht getragen wurde, in einem Boot an Bord rudern sehen. Die Jacht hatte gleich darauf die Anker gelichtet — nach Tunis, behaupteten die Leute in Mentone. Seinen halben Quartalslohn hatte Antonio dem Schmied zurückgelassen. Aber Voiron hätte auch ohnedies nicht mit Polizeigewalt den weggelaufenen Gesellen wiedergeholt. Er bekannte nachträglich, es sei ihm immer ungemütlich gewesen, wenn der Antonio eine dicke Eisenstange im Feuer gehabt hätte. Zu trauen sei dem nie gewesen. Und das war die Meinung aller Bürger von Monti. Jetzt erst, nachdem Antonio fern war, wagte jeder sich hervor mit der Erzählung der Roheit, die er von ihm gesehen hatte oder fürchtete. Und es ging wie ein Aufatmen durch die kleine Gemeinde. Gern warteten alle mit dem Beschlagen ihrer Esel, dem Ausbessern ihrer Pflüge, bis Voiron einen neuen Gesellen fände.

Freudestrahlend trug André die Botschaft zu Angèle. Aber obgleich Angèle auf diese Flucht gehofft hatte, wollte sie zunächst nicht an ihre Wirklichkeit glauben. Tagelang spähte sie ängstlich hinter sich, ob Antonio nicht den ganzen Ort betrogen habe, heimlich ihr auflauere, wollte auch nichts davon wissen, daß André ihre Verlobung öffentlich mache. Aber der gab nicht länger Ruhe. Und als die Zeit hinging und kein Antonio sich in Monti zeigte, begann auch in Angèles Herzen die Hoffnung zaghaft aufzukeimen. Ihre Augen redeten davon, ihre Wangen, die sich mit leuchtenderem Rot schmückten.

Eine Woche, nachdem der wilde Schmiedegesell verschwunden war, kamen Vater Phalange und Vater Raboche in Sonntagsröcken ins Pfarrhaus, brachten ihre Kinder und baten, daß der Pfarrer sie zusammengeben möchte. Wenn die Trauben reif wären, sollte die Hochzeit sein. Es war nur kurze Frist, und die Festvorbereitungen nahmen sie ganz in Anspruch. Denn Vater Raboche, sehr zufrieden damit, daß sein Sohn die schönste und sittsamste Jungfrau des Ortes, die am Marienfeste immer das Bild der Heiligen tragen durfte, ihm als Schwiegertochter zuführte, gab seinem Einzigen den größten Teil seiner Weinberge und Olivetten mit, und Vater Phalange knauserte auch nicht und richtete eine Hochzeit aus, zu der nicht bloß die von Monti, sondern alle Vettern aus Sospello, Castellar, Castiglione und den andern Ortschaften im Gebirge geladen wurden. Sein kleines Haus in Monti hätte sie nicht fassen können. Darum ließ er ein Sonnendach auf seinem Weinberg vor dem Ort aufschlagen und Tische und Stühle darunter setzen. Dieser Weinberg, der größte in der Gegend, war ein breiter, schroffer Hang, der in durch Treppen verbundenen Terrassen steil abfiel zur Landstraße, die von Mentone über die Berge nach Sospello führt. Des vielen fremden Gesindels wegen, das die Wegbauten ins Land zogen, hatte Vater Phalange eine hohe Steinmauer um seinen Weingarten bauen lassen. Ein schweres eisernes Gittertor, vor das von innen als Riegel ein zäher Pinienast geschoben wurde, bildete den unteren Zugang. Der obere

führte durch das kleine viereckige Häuschen am Berge, in dem die Körbe und Bottiche zur Weinlese standen und in dem zur Zeit der Taubenreife Vater Phalange wachehaltend schlief. Jetzt war es frisch getüncht worden und sollte als Vorratskammer für die Speisen und Getränke zum Hochzeitsschmaus dienen.

So oft der alte Pierre mit seinen Früchten nach Mentone zu Markte zog, beauftragte Angèle ihn, nachzuschauen, ob die Vanderbiltsche Jacht im Hafen liege. Pierre verschwor sich, von Bordighera bis Nizza habe kein Auge mehr die Flagge des Amerikaners gesehen. Und der alte Mathieu, der Bürgermeister, brachte gar die Nachricht, das Schiff sei auf der Heimreise nach Amerika. Trotzdem stieg in Angèles Seele die Unruhe in dem Maß, wie der Hochzeitstag näherrückte. Pfarrer Clémens sah ihr wechselndes Wesen, ihr Erblassen und Erröten, den trüben Schimmer ihrer Augen. Aber nicht einmal in der Beichte gestand sie, daß ihre Seele Tag und Nacht in Angst sich beschäftigte mit dem Mann, den Monti zu vergessen im Begriff war.

Einmal traf der Pfarrer sie in Tränen aufgelöst am Grabe ihrer Mutter. Er trat zu ihr.

„Solch tiefer Schmerz ist nicht glücklicher Bräute Art,“ sprach er. „Wenn ein Kummer dich drückt, Angèle, du weißt, ich stehe hier an der Stelle dessen, der alle Tränen trocknen kann.“

Sein Herz brannte, daß sich die Seele seines liebsten Beichtkindes in Vertrauen ihm öffnen möge.

Angèle stand von den Knien auf, sah, während die Tränen in ihren Augen stockten, prüfend in das Gesicht ihres geistlichen Hirten. Ein Verlangen war auch in ihr, sich endlich auszusprechen, die Sorge, die sie erdrückte, abzuladen auf eines Stärkeren Schulter. Schon öffneten sich ihre Lippen zum Geständnis, aber sie schlossen sich wieder. Zu weich waren diese Züge, zu weltfremd diese matten Augen. Sie konnte sich zu dem Glauben nicht durchringen, daß der geistliche Herr ihr ein Helfer zu sein vermöge in ihrer irdischen Not.

„Hochwürden,“ erwiderte sie ausweichend, „sollte die nicht ernsten Sinnes sein, die aus dem Vaterhaus ausscheidet?“

„Ist dieser Abschied die einzige Last, die deine Seele drückt, Angèle?“

Sie senkte die Augen. Sie konnte nicht lügen.

„Warum vertraust du mir nicht?“ fragte der Pfarrer traurig.

Einen Augenblick zögerte das Mädchen, dann hob es den Kopf.

„Wenn unter dem vielen, das in dieser Zeit mir durch den Sinn geht, etwas mich mit besonderer Sorge erfüllt — eine Sünde, ein Unrecht ist es nicht, Hochwürden. Das schwöre ich.“

„Und du kannst mir nicht sagen, was es ist? Meine Erfahrenheit würde vielleicht imstande sein, deiner Jugend zu nützen.“

Angèle sah auf die hohe Rosenhecke, die den Friedhof umschloß, angstvoll, als laure hinter der undurchsichtigen Blätterwand das Schicksal.

„Zürnen Hochwürden mir nicht,“ bat sie leise. „Mir ist, als würde ich das Unglück, das ich fürchte, herbeiziehen, indem ich es ausspreche. Und helfen kann mir doch nur der liebe Gott und seine Heiligen.“

„So wollen wir gemeinsam sie um ihren Schutz bitten,“ erwiderte der Pfarrer. Und ohne weiter in sie zu dringen, duldete er Angèles Handkuß. Aber sein Herz war traurig.

‚Kein Vertrauen — kein Vertrauen,‘ dachte er, während er heimschritt. ‚Wenn die zartesten und weichsten dieser Seelen nicht einmal ihre irdischen Nöte in meine Hände legen mögen, wie sollen sie sich meiner Führung überlassen auf ihrem Weg zum Himmel?‘

Es kam ihm einen Augenblick die Erwägung, ob er heimlich dem Polizeipräfekten von Mentone von Antonios Eifersucht und wildem Wesen Mitteilung machen und ihn um eine Polizeiwache für den Hochzeitstag bitten solle. Aber er verwarf den Plan. Zuletzt handelte es sich um die grundlose Furcht eines liebenden Mädchens. Aller Wahrscheinlichkeit nach war Antonio auf der andern Seite der Weltkugel. Es wäre nicht klug gewesen für einen Seelsorger, dem man schon kein Vertrauen entgegenbrachte, sich durch Altweiberängstlichkeit vor seiner Gemeinde lächerlich zu machen. Er selbst aber nahm zu Fräulein Rosaliens Erstaunen die Einladung zum Hochzeitsmahl an. In der Stunde der Gefahr — wenn wirklich Gefahr war — wollte er an der Seite des lieben Mädchens weilen, wachen über ihrem Glück. —

Der Hochzeitstag kam. In tiefem, sattem Blau wölbte sich der Himmel über den von Trauben schweren Reben. Die Trauung hatte am Nachmittag stattgefunden. Nun saß die Hochzeitsgesellschaft unter dem Zeltdach, auf das die schon tiefstehende Sonne gemilderte Glut warf — oben am Tisch Angèle, eine holde Braut, hoheitsvoll in ihrer Schweigsamkeit. Wenn sie die Augen zu André hob, lag außer der seligen Hingabe des liebenden Weibes noch etwas andres, süß Rätselvolles in ihrem Blick, das die dunkeln Sterne noch dunkler färbte und dem Glanz der Freude darin ein geheimnisvolles Weh mischte. André konnte die Augen nicht von dem lieben Gesicht wenden.

Aber wenn das junge Paar meist stumm sich bei den Händen hielt, waren die Gäste um so lauter und lustiger. Die unter dem Leinwanddach keinen Platz fanden, lagerten im Schatten der Weinstöcke. Bis zur letzten Terrasse hinunter schimmerten zwischen den grünen Zeilen die bunten Röcke und Mieder der Geladenen. Mandolinenspieler und Sänger waren von Mentone herübergekommen, Tarantellatänzer. Zum Klang der Zithern und Castagnetten drehte sich das junge Volk auf dem engen Platz vor dem Hause.

Aber abseits, wo die Alten saßen, saß Pfarrer Clémens. Seine matten Augen hingen an der lieblichen Braut. Durch seine Seele zogen Gebete für ihr Heil. Umsonst kam Fräulein Rosalie, den Bruder Pfarrer aus der Abendkühle, dem Qualm der Zigaretten und Lichter, dem von den Tänzern aufgewirbelten Staub zu retten. Unvermittelt nach ihrem Brauch in diesen Breiten war die Sonne gesunken. Am Himmel funkelten große Sterne auf, unter dem Zeltdach leuchteten Fackeln. Noch immer saß der alte Pfarrer schweigsam in seinem Winkel. Beim Anblick Angèles stieg die eigne Jugend vor ihm auf, das Bild der einen, die dieser Jugend und seines Lebens Schicksal gewesen war. Jung,

schön, gut, wie Angèle — wie sie eines jungen, reinen Herzens höchstes Gut. Der stürzende Balken eines Neubaus hatte sie getroffen zwei Tage vor der Hochzeit. Eine zermalmte, blutige Masse hatte man sie dem Bräutigam ins Haus gebracht. Da wollte der lustige Jean Clémens nichts mehr wissen von einer Welt, die so grausam der Menschen Hoffnungen täuscht, und war geistlich geworden.

Lang war das her, fast wie aus einem andern Leben. Aber heute wurde es lebendig, Lächeln und Gang der Toten, ihr Blick, der Laut ihrer Stimme mischte sich dem Wesen Angèles, so daß Pfarrer Clémens fast nicht mehr unterschied, wer sprach, Angèle oder die tote Marie. Wunderbar war dies Ineinanderfließen. Oder hatte gar der Schlummer ihn, den Alternden, übermannt? Hatte er geträumt?

Er richtete sich auf. Er rieb sich die Augen. Alles, wie es gewesen war. Die Alten neben ihm sprachen noch immer von den Gemeindewahlen, ereiferten sich. Nur auf der Landstraße war ein Trappeln von Pferdehufen und unter den jungen Leuten auf den Terrassen eine Bewegung. Die am weitesten wohnten, schirrten die Gäule zur Fahrt. Es ging ans Abschiednehmen. Die Vettern aus Sospello saßen schon auf dem Wagen, knallten mit der Peitsche, um eine Base zur Eile zu treiben, die sich bei dem jungen Volk versäumte. Die Schwiegerväter und der Bräutigam gaben das Geleite. In dichten Scharen drängten die Gäste die Terrassen hinunter auf die Straße zum letzten Gruß. Auch Pfarrer Clémens stand auf, folgte ihnen.

Aber Angèle entschlüpfte dem Kreis der jungen Dirnen, deren Lustigkeit sie beklemmte. Aufatmend trat sie in das leere Gartenhaus.

Flaschen und Fässer lagen darin durcheinander geworfen. Auf den Seitentischen standen die Reste des Mahles, die Mandoline des fahrenden Künstlers lag inmitten neben dem Kopftuch der Tarantellatänzerin. Sich Kühlung zufächelnd setzte Angèle sich auf einen Schemel. Sie suchte Ruhe nach der Aufregung, der verzehrenden Angst des Tages.

Aber mit einem gellenden Schrei sprang sie auf ihre Füße. Die Außentür des Häuschens war rasch aufgeworfen worden. Rascher noch drückte der Eintretende sie hinter sich ins Schloß. Im matten Schimmer des Oellämpchens, das an der Wand brannte, erkannte Angèle Antonio Gasparone.

Blaß unter dem Bronzeton seiner Haut, mit geballten Fäusten stand er vor ihr. Weiß blitzten die Zähne zwischen seinen zuckenden Lippen.

„Hab' ich dich? — Hab' ich dich endlich?"

„Du? Du? — Bist du denn nicht in Amerika?"

„Hast du das geglaubt? — Warst du dumm genug, das glauben zu können?"

Angèle hatte sich gefaßt.

„Nein. Ich hab's gefühlt, du bist hier."

„Heut versteckst du mir den Mann nicht mehr, den du mehr liebst als mich."

„Ich brauch' ihn nicht zu verstecken. Du hast kein Recht —"

Aber das Wort erstarb ihr auf den Lippen. Antonio war langsam näher getreten, starrte sie an mit seinen blutunterlaufenen Augen.

„Seit dem Morgen lieg' ich hier im Versteck. Ich bin meinem Bas davongelaufen, als der Jean Michelon mir von deinem Verspruch geschrieben hat. In Neapel war's, ist eine hübsche Strecke von hier. Durchgebettelt hab' ich mich, als mein Geld zu Ende ging. Und gelaufen bin ich, gelaufen, daß ich zurechtkomme zu deinem Ehrentag. Und dann hab' ich droben an den Felsen gelegen im Sonnenbrand, hab' den feinen Zug zur Kirche wandern sehen, hab' euch tafeln sehen, singen, tanzen. Ihr habt euern Spaß gehabt — und gründlich. Hölle und Teufel! Es fehlte nichts dran. Jetzt will ich meinen haben."

„Antonio, was hast du vor?" Dem Mädchen versagte die Stimme vor Grauen.

„Wo ist dein Mann von Honig und Zucker?"

„Antonio —!"

Es war ein Aufschrei.

„Wo ist er?"

Langsam streckte er die Hand aus nach ihr. Da wich der Bann, der sie umfangen hielt wie den Vogel unter dem Blick der Schlange. Mit einer jähen Bewegung gewann sie die Tür hinter sich, die Tür zum Weinberg, und im Fliehen den Schemel umwerfend, stürzte sie hilfeschreiend hinaus.

Er hatte eine rasche Bewegung gemacht, sie im letzten Augenblick zu haschen. Aber ungeschickt durch diese Flucht, die ihn überraschte, stolperte er über den am Boden liegenden Schemel, stürzte. Das gab Angèle Vorsprung. Die Terrassen, die sie hinabfloh, lagen einsam unter dem Licht des Mondes und der Sterne. Niemand sah ihre Not. Die Hochzeitsgesellschaft umstand den Wagen auf der Landstraße. Nein! Einer stieg jetzt die Treppe herauf. Allmächtiger Gott! Von allen gerade der! André suchte Angèle. Und schon raste von oben mit vom Aufschlagen auf den Steinboden des Gartenhauses blutrünstiger Stirn, brüllend in der durch den körperlichen Schmerz verdoppelten Wut, Antonio Gasparone auf ihn zu.

„Zurück!" schrie Angèle dem Geliebten entgegen, und sie faßte seine Hand, riß ihn mit sich die Treppe hinunter, im Instinkt der Todesfurcht der unteren Ausgangspforte zu. Auf der letzten Terrasse stand eine Gruppe von Burschen.

„Mörder! — Haltet den Mörder!" schrie sie im Vorbeiflüchten ihnen zu.

Aber die Fröhlichen begriffen nicht sogleich, und als sie den ferngeglaubten Antonio Gasparone erblickten mit wutentstellten Zügen, in der Faust ein blitzendes Messer, erstarb ihnen das Lachen auf den Lippen und die Herzhaftigkeit in der Brust. Es waren tapfere Burschen, jeder einzelne, aber das unerwartete Grauen inmitten ausgelassenster Lust lähmte ihnen Gedanken und Glieder. Entsetzt wichen sie zurück.

Das Gittertor erreichte Angèle noch, den Geliebten an der Hand, warf es zu zwischen sich und dem Verfolger. Ein schwacher Schutz. Und schon griff Antonios Hand danach. Da schob sich, wie aus dem Boden gewachsen, eine Gestalt zwischen ihn und die Pforte.

„Im Namen Gottes! Steh!"

Gegen die Eisenstäbe gepreßt, stand Pfarrer Clémens. Sein alter Rücken richtete sich gerade auf unter der abgetragenen Soutane. Das weiße Haar, von dem bei der raschen Bewegung der Hut geglitten war, fiel in leuchtenden Strähnen um sein gelbliches Gesicht, und auf diesem stillen,



Schwäbischer Bauer

Nach einem Gemälde von Theodor Laurmann

eingefallenen Gesicht lag eine Herrscherwürde, die von einer andern Welt zu stammen schien.

Einen Augenblick verblüffte den Rasenden die Erscheinung. Was der wildesten Kraft und Energie sich entgegenzustellen wagt, kann doch nicht die äußerste Schwäche und Hilflosigkeit sein.

Als er den alten Pfarrer erkannte, sah, daß die zittrigen Hände weder Dolch noch Pistole hielten, erhoben sich Zorn und Verachtung in ihm.

„Lebst du noch? Du Mumie! Du Nichts! Weg!"

„Antonio Gasparone, du wirst durch dieses Tor nicht gehen."

„Wenn dir dein Leben lieb ist — weg!"

„Nicht zum Leben — zum Sterben bin ich nach Monti gekommen. Du weißt es, Antonio Gasparone."

Die drunten hatten den Wagen fast erreicht. Mit gewaltigem Griff faßte Antonio den ersten Eisenstab der Pforte, um, sie aufreißend, mit ihrem Gewicht den Greis zur Seite zu schleudern.

Da schob Pfarrer Clémens statt des Pinienastes seinen hageren Arm durch die Haspen.

„Du wirst durch dieses Tor nicht gehen, Antonio."

Die knochigen Finger klammerten sich in das Eisengerank. Es war in dem engen Raum unmöglich, den Arm herauszureißen, selbst für Antonios Kraft. Die drunten kletterten auf den Wagen. Der Vetter aus Sospello hieb auf die Pferde ein. Mit einem Wutgebrüll rüttelte, zerrte Antonio am verriegelten Gitter. Der Knochen des alten Mannes brach. Aber auch gelähmt löste sich der eingeklemmte Arm nicht aus dem Verschluß. Und Pfarrer Clémens stand in diesem Martyrium hochaufgerichtet, ohne Schmerzenslaut, und aus seinen matten Augen leuchtete ein Feuer, das den brutalen Kraftmenschen vor ihm mit abergläubischem Schauder erfüllte. Woher kamen diesem Halbtoten eine Standhaftigkeit, ein Mut, wie er sie noch an keinem der Lebendigsten gesehen hatte? Gab es wirklich etwas, das stärker war als alle Körperkraft? Als der trotzigste Wille? Zum erstenmal im Leben durchzuckte ihn blitzgleich die Ahnung, goß Furcht in seine reu- und ruchlose Seele.

„Du machst mich zum Mörder," stöhnte er. „Weg."

Pfarrer Clémens hielt seine flammenden Augen fest auf seinen Gegner gerichtet, Seheraugen, die Vergangenheit und Zukunft zu durchdringen schienen, und laut wie die eines Propheten hallte seine Stimme:

„Mache ich dich zum Mörder, Antonio Gasparone? Bist du's nicht schon seit lange?"

Da wurde Antonios Gesicht grün. Der Schaum trat ihm auf die Lippen.

„Wer hat dir gesagt? — Falscher Spürhund, fahr zur Hölle!"

Rasend vor Furcht, Wut und Grauen, hob er die Hand mit dem Messer hochauf zu wuchtigem Stoß.

In diesem Augenblick traf ihn, wie ein Lasso geschleudert, die Schlinge eines Seiles, warf ihn rückwärts zu Boden. Die jungen Bursche hatten die Taue gefunden, mit denen die Weinschläuche auf den Rücken der Maultiere befestigt gewesen waren, und zur Besinnung gekommen, eilten sie ihrem Pfarrer zu Hilfe. Im Augenblick war Antonio entwaffnet, gefesselt. Mit Geschrei und Verwünschungen wurde er dem herbeieilenden Gendarmen übergeben und noch in der Nacht nach Mentone ins Gefängnis gebracht.

Pfarrer Clémens lehnte zusammengebrochen über der Gitterpforte. Nachdem die Gefahr vorüber war, die seine versagenden Kräfte zu letzter Entfaltung aufgestachelt hatte, war eine Ohnmacht über ihn gekommen. Mühsam hielt er sich an den Stäben. Als barmherzige Hände vorsichtig den Arm aus den Eisenklammern lösten, fiel er wie ein lebloses Gewicht herab. Die Lider waren über die strahlenden Augen gesunken, die Lippen fanden kein Wort, die Ohren hörten nicht die Danksagungen und Lobpreisungen.

Auf einer Tragbahre brachten sie den stillen Greis in sein Haus. Der schnell aus Mentone herbeigerufene Arzt bezweifelte, daß in dem Kranken Kraft genug sei zur Heilung des gebrochenen Knochens. Es tat aber auch nicht not. Die ungeheure Aufregung war zu viel für das schwache Herz gewesen, das Leben verflackerte.

Nur noch einmal schlug Pfarrer Clémens die Augen auf, nur noch einmal sprach er. Das war, als die bald zurückgekehrte Angèle vor seinem Lager kniete und seine gesunde Hand mit Küssen und Tränen bedeckte. Da erwachte der alte Herr aus dem Halbschlummer, der seine Sinne bis zur Bewußtlosigkeit dämpfte. Mühsam schob er seine Hand segnend auf das Haupt mit dem jungfräulichen Kranz.

„Ich kam nach Monti, um zu sterben. Lobe Gott mit mir, daß ich in meiner Pflicht sterben darf." —

Die Leute von Monti haben zusammengelegt und ihrem Pfarrer den Spruch auf den Grabstein meißeln lassen. Und so oft wieder ein alter Herr seinen Feierabend in Monti antritt, begegnen sie ihm mit Achtung. Sie haben gesehen, daß in der Stunde der Not ein Greis die Jüngsten beschämen kann.

Angèle lebt glücklich mit ihrem André. Denn Antonio Gasparone ist unschädlich gemacht. Auf lange Jahre hinaus büßt er im Zuchthaus von Marseille alte und neue Blutschuld.

Um des toten Pfarrers Grab in der Reihe seiner Amtsbrüder spinnt der Efeu seinen dichten Vorhang. Die Leute von Monti fangen an, seine Geschichte zu vergessen. Und nur selten schiebt ein Fremder die bergenden Ranken zurück und liest die rätselhafte Inschrift:

„Zum Sterben kam ich nach Monti. Lobe Gott mit mir, daß ich in meiner Pflicht sterben durfte."





Das Tal des Todes, vom Abhang des Begräbnisgebirges gesehen

Im Tal des Todes

Von

Walter V. Woehlke,

San Bernardino, Kalifornien

(Hierzu vierzehn Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

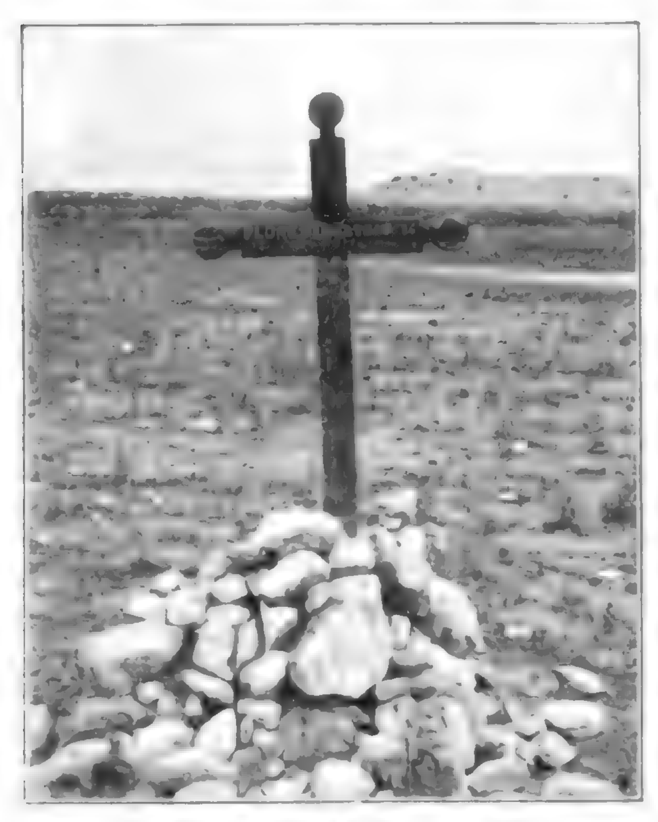
Unsre Kavalkade zog sich langsam an einer Felswand entlang, welche die glühenden Strahlen der Sonne mit verdoppelter Kraft zurückwarf. Das Thermometer an der Schattenseite des Wagens zeigte eine Temperatur von 45 ° C an. Der feine alkalihaltige Staub, den die vierundzwanzig schaumbedeckten keuchenden Maultiere aufwirbelten, hatte sich in gelben Schichten überall abgelagert, die Kleidung durchdrungen, sich in Nase und Mund festgesetzt, und sein Beißen verschärfte den brennenden Durst, den das lauwarme, zwei Tage alte Wasser nicht mehr zu löschen vermochte. Schattenlos, wasserlos, pflanzenlos, leblos, trostlos streckte sich die gelbweiße Ebene zwischen den graublauen Bergketten dahin. Hoch über den Gipfeln, ein dunkler Punkt gegen den harten, stählernen Himmel, schwebte ein Aasgeier in weiten Kreisen. Nur der Knall der Peitsche, die dann und wann den Maultieren um die Ohren flog, unterbrach die Stille. Dem Kutscher, der seit fünf Jahren Borax aus dieser Höllengegend geholt hatte, schienen weder Hitze noch Alkalistaub etwas anzuhaben. Ohne eine Miene seines lederartigen, typisch amerikanischen Gesichtes zu verziehen, meinte er: „Ausgezeichnete Lage hier. Die Luft ist fein, die Aussicht wunderbar, die Nachbarn anständig, keine Heizung nötig, und der Steuerkollekteur kommt nicht oft nach hier. Habe schon gedacht, mich hier in meinen alten Tagen niederzulassen." Mit dem Mundstück seiner Pfeife auf eine Bodenschwellung deutend, fuhr er nach einer Pause fort: „Schöner, ruhiger Platz, der da. Nicht mal 'ne Klapperschlange würde einen da beim Mittagsschläfchen stören. Das dachten auch die beiden, die ich dort vor zwei Jahren fand. Denen hat's so gut gefallen, daß sie noch immer dort sind, wenigstens teilweise. Bei meinem letzten Picknick in dieser Gegend sah ich den Schenkelknochen des einen spazieren gehen. Das Fell des Koyoten, der ihm sozusagen auf die Beine half, liegt jetzt unterm Sitz. Nur schade, daß der Brauereitrust noch nicht so weit nach dem Westen vorgedrungen ist."

In den drei Tagen, seitdem der Wagen die kleine Station Daggett in der Wüste an der Santa-Fe-Bahn verlassen hatte, hatte Borax-Jack, der Kutscher, uns in demselben Ton wie ein Führer, der die Touristen auf besonders schöne Punkte der Landschaft aufmerksam macht, ein Dutzend ähnliche Geschichten erzählt. Sie hatten alle dasselbe Thema: hier ein Grab, dort ein Grab, da ein kleines Kreuz, dort einige weiße Knochen, neben denen ein leerer Wasserbehälter lag, und über allen die Sonne, die unbarmherzige, grauenhafte Sonne, vor deren sengenden Strahlen weder der glühende Sand noch die heißen Felsen Schutz gewährten.

„In einer halben Stunde sind wir am Eingang," sagte Jack grinsend, als er die abermals aus dem Behälter hinter dem Wagen gefüllte Wasserflasche sah. „Habe schon telephonisch ein heißes Champagnerbad und mein Lieblingsgericht,

Klapperschlangenragout à la Maryland mit gebratenen Eidechsenzungen und Tafelmusik im Hotel Waldorf Astoria bestellt. Nur Geduld, es wird schon warm werden."

Es wurde warm! Aus dem engen Paß zwischen den beiden Hügelketten, in den der Wagen vordrang, blies ein Wind, der aus einem Schmelzofen zu kommen schien. „Windy Gap" heißt der Paß, und durch ihn gelangt der Wanderer vom Süden in das Tal des Todes, Death Valley, in die niedrigste Senkung des amerikanischen Kontinentes, deren Temperatur im Sommer fast täglich auf 55 bis 60 ° C steigt, und deren östliche Wand von der Sierra Nevada, dem höchsten Gebirge innerhalb der Vereinigten Staaten, gebildet wird. Das Tal,



Das Grab eines Opfers der Wüste

das am Rande der großen Wüste im Südwesten Amerikas liegt, hat den bezeichnenden unheildrohenden Namen seit seiner Entdeckung durch die ersten weißen Ansiedler geführt. Im Jahre 1850 verirrte sich eine aus siebzig Mann bestehende Mormonenschar, die von Brigham Young aus Utah auf eine Forschungsreise nach dem Süden geschickt war, in die lechzende Einöde. Nur zwei der siebzig entrannen. Die andern erlagen den flammenden Pfeilen, welche die Sonne auf die nackten Felsen und Sandstriche herabsendet, die das Blut der unglücklichen Opfer aus den Adern zu saugen scheinen und sie heulend auf die Jagd nach den blauen Seen treibt, deren Ufer das Opfer des Durstes in diesem Leben nie erreicht. Seitdem das Tal des Todes die achtundsechzig Mormonen verschlang, ist sein Anspruch auf den Namen nur zu sehr berechtigt. Im Sommer 1906 verschwanden in seinem Reich fünfzehn Abenteurer, deren Knochen im Winter gefunden und begraben wurden, und die Kupferfunde in seiner Nähe werden in diesem Sommer noch weitere Waghalsige in das Gebiet führen. Das Tal des Todes ist eine Mulde, 160 Kilometer lang und 20 bis 40 Kilometer breit, die sich 100 Meter unter dem Meeresspiegel zwischen zwei hohen Gebirgen auf der Grenze von Kalifornien und Nevada erstreckt. Tagsüber brennt die Sonne von dem wolkenlosen Himmel in diese Fels- und Sandhöhlung hinab, bis die flimmernde Luft wie aus einem Backofen emporsteigt; des Nachts weht ein scharfer, kalter Wind von den 5000 Meter hohen Schneegipfeln der Sierra herab. Auf den tiefsten Stellen der Mulde dehnen sich meilenlange weiße Felder wie Schneewehen aus. Sie bestehen aus Salz, dem Ueberbleibsel des Ozeans, der einst den ganzen Südwesten Amerikas bedeckte, bis vulkanische Kräfte das Land und die Gebirge aus dem Wasser hoben. In der Mulde selbst fällt fast nie ein Tropfen Regen, so daß Pflanzen- und Tierleben unmöglich ist, doch hat Mutter Natur für diesen Mangel Ersatz geliefert. Das Tal des Todes ist ein ungeheures chemisches Laboratorium, dessen Materialien überall zutage treten. Mit diesen Materialien auf ihrer Palette hat die Natur die Felsen und Wände des Tales wundersam belegt. In grünen und blauen Streifen schimmern die Adern des Gesteins, in dem das Kupfer sich verbirgt; rote, zinnoberhaltige Felsen erheben sich turmhoch; gelb leuchtend glänzen schwefelbedeckte Abhänge; grau breiten sich die Granitmassen aus, und tiefschwarz heben sich die Lavafelder von den weißen Salzwehen ab. An andern Stellen hat die Meisterhand die Farben gemischt und herrliche Schattierungen hervorgezaubert, die aller Beschreibung spotten. Doch überall in dieser Farbenpracht lauert der Tod. Die wenigen Quellen, die aus den erloschenen Miniaturkratern hervorsprudeln, enthalten Vitriol und Arsenik oder, falls ihr Wasser nicht direkt tödlich ist, wird es durch seinen Salz- oder Petroleumgehalt ungenießbar gemacht. Die größte dieser Quellen, die aus einer ehemaligen Krateröffnung am Abhang des Begräbnisgebirges auf der Ostseite des Tales entspringt, bildet einen kleinen Bach, dessen Bett aus dem Asphaltniederschlag des Wassers gebildet ist. Seiner Temperatur wegen erhielt das Wässerchen den Namen Glühofenbach. Neben der Quelle errichtete eine Vermessungsexpedition der Bundesregierung den folgenden Wegweiser:

„Tal des Todes, 366 Fuß unter dem Meeresspiegel.
Das Betreten des Rasens ist streng verboten!
Blumenpflücken wird gesetzlich verfolgt!
106 Meilen von Randsburg.
85 Meilen von Taggett.
60 Meilen von Holz.
20 Meilen von Wasser.
40 Fuß von der Hölle.
Gott segne unser Heim.

Bailey Vermessungsexpedition, Weihnachten 1900."

Trotz seiner Mineralschätze hat das Tal des Todes bis jetzt keine großen Reichtümer geliefert. Der einzige, der ihm ein Vermögen abgerungen hat, ist Frank J. Smith, „Borax-Smith", wie er in Kalifornien genannt wird. Als Smith vor zwanzig Jahren die Boraxlager des Tales in Augenschein nahm, wurde Borax und Soda für ein Dollar pro Pfund in den Vereinigten Staaten

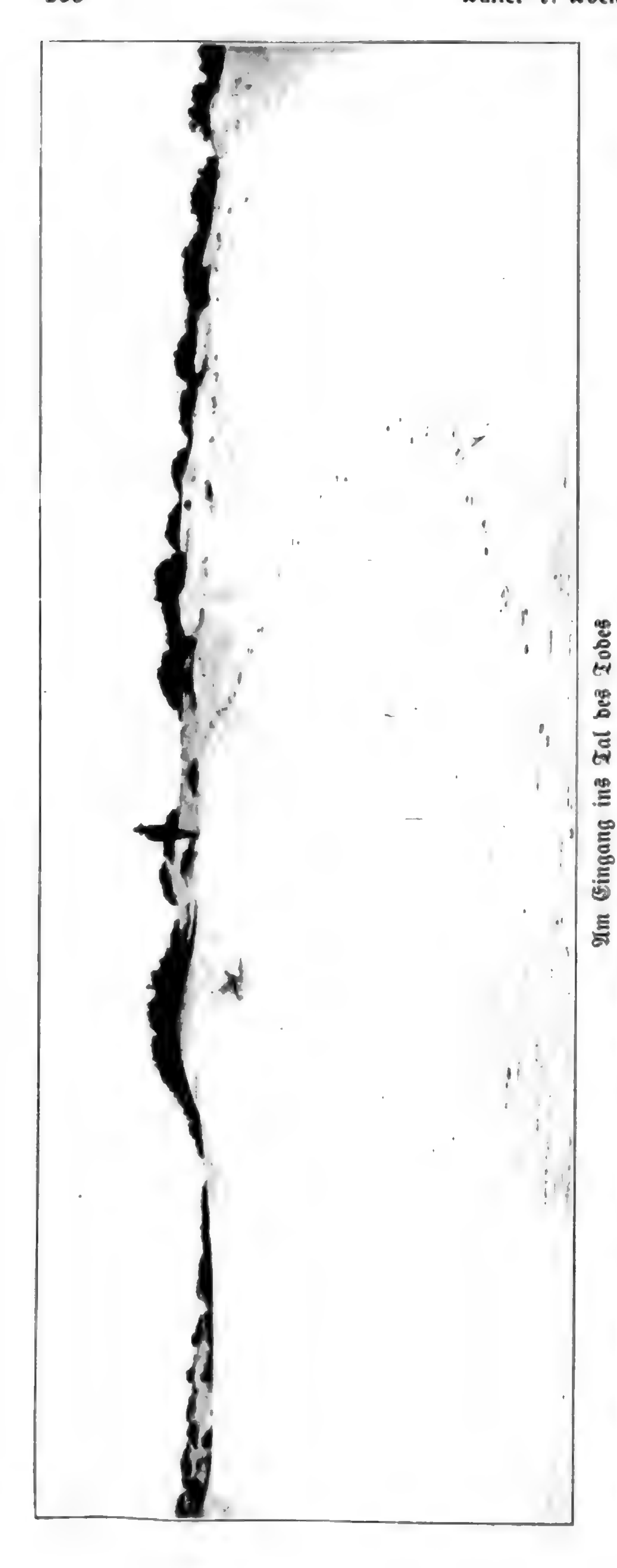


Boraxgespann im Tal des Todes

verkauft. Die Minen, in denen die Mineralien in fast reinem Zustande gefunden werden, haben Smith zum Millionär gemacht und den Preis der Produkte auf 10 Cents pro Pfund vermindert. Heute sind nur wenige Arbeiter in den Bergwerken oder vielmehr Löchern im Tal des Todes beschäftigt. Anfangs lockten die hohen Löhne, die bezahlt wurden, Hunderte an, und die Ausbeute wie auch der Profit waren groß. Als aber die Arbeiter zu Dutzenden der Hitze, dem schlechten Wasser, den giftigen Gasen und den Strapazen erlagen, wurde es unmöglich, den Betrieb in dem großen Maße fortzusetzen. Im umliegenden Teil der Wüste wurden andre, wenn auch nicht so ergiebige Lager entdeckt, und heutzutage machen die großen Boraxwagen, die 40000 Pfund fassen und außerdem noch einen Behälter mit Wasser für die zwei Dutzend Maultiere und die Mannschaft mit sich führen, nur wenige Rundreisen im Jahr. Das aus dem Tal kommende Rohprodukt wird in den Werken nahe Daggett an der Santa-Fe-Bahn verarbeitet. Daß Daggett kein Paradies ist, beweist die Tatsache, daß die Werke von Mitte Mai bis Anfang Oktober geschlossen werden, da in der Wüstenhitze selbst die Indianer und Mexikaner nicht neben den Kesseln arbeiten können.

Zweitausend Meter über dem Boden des Tales, in dem der König der Schatten herrscht, liegt das Minenstädtchen Greenwater auf dem Plateau am Abhang der Panamintberge. „Grünwasser“ scheint daher seinen Namen bekommen zu haben, daß in seinem Gebiete weder grüne Pflanzen noch Wasser zu haben sind. Statt dieser Luxusartikel — für Wasser wird noch immer 30 Mark pro Faß bezahlt — gibt es Kupfer in Unmenge, falls den Berichten zu glauben ist. Obwohl Greenwater erst im Oktober 1906 ins Dasein sprang und im März dieses Jahres an einen andern Platz verlegt wurde, posaunen schon zwei wöchentliche Zeitungen und eine Monatsschrift ihren Ruhm in die Welt. Den Ehrenplatz als die jüngste Stadt der Vereinigten Staaten am Rande des Tals des Todes hat sie aber schon verloren; jüngst kam mir eine Zeitung zur Hand, die in Skidoo, dem allerneuesten Wunderstädtchen, 1000 Meter höher als Greenwater im Panamintgebirge, gedruckt und herausgegeben wird. In der Skiddooer Zeitung, wie in allen andern der Minenblätter, bieten ein Dutzend neue Aktiengesellschaften, die alle die reichsten Minen in dem Bezirk haben und unfehlbar mindestens 100 Prozent Dividenden das Jahr bezahlen werden, sobald die Erzförderung anfängt, ihre Aktien zu außergewöhnlich billigen Preisen zum Verkauf an. Da die Dummen bekanntlich nie aussterben, werden sie auch Käufer finden.

Das Tal des Todes ist nicht die einzige Region, die alljährlich wie Moloch ihren Tribut an Menschenleben verlangt. Das Reich der Sonne und des Durstes erstreckt sich über den ganzen Südwesten der Vereinigten Staaten, von den Felsengebirgen im Osten fast nach dem Stillen Ozean, und nach Süden tief in Mexiko hinein. Ueberall in diesem großen Gebiet finden sich Steinhaufen und hier und da verwitterte Holzkreuze, unter


Am Eingang ins Tal des Todes

denen die Opfer des Durstes ruhen. Außer im Hochgebirge und an den größeren Flüssen, die von ihren Gletschern herabströmen, ist Wasser nur in großen Abständen zu finden. Dem Reisenden, der in dem Schlafwagen eines Schnellzuges zwei Tage lang durch die heiße, staubige Einöde fährt, fällt dieser Wassermangel nicht auf; er hat keine Ahnung, daß das Glas Eiswasser, das ihm von dem schwarzen Porter gebracht wird, vielleicht ein Menschenleben erhalten könnte, das nur wenige Meilen von den Schienen ein qualvolles Ende findet. Wie leicht es ist, der Wüste zum Opfer zu fallen, kann ich aus eigner Erfahrung berichten. Im Juni letzten Jahres machten sich unsrer drei von Mecca, einer kleinen Wüstenstation an der Southern Pacificbahn, mit einem Maultiergespann auf die Reise nach Los Palmos, einem kleinen Goldsucherlager 70 Kilometer von der Eisenbahn, um dort einige neuentdeckte Fossilienlager in Augenschein zu nehmen. Das erste auf der Karte verzeichnete Wasserloch erreichten wir zur richtigen Zeit, doch hatten uns die brennende Sonne und der beißende Salzstaub so gepeinigt, daß wir unbedachterweise beschlossen, den Marsch die Nacht hindurch fortzusetzen und am Tage am nächsten Wasserloch auszuruhen. In der Dunkelheit und im Halbschlaf wichen wir vom rechten Wege ab, und die ersten Strahlen der Sonne fanden uns weit ab von unserm Ziel. Der letzte Tropfen Wasser war um sechs Uhr morgens erschöpft. Um Mittag erhob sich ein scharfer Wind, dessen glühender Hauch die Adern zu trocknen schien, während der bittere Staub sich in den Schleimhäuten von Nase und Mund festsetzte und die Qualen des Durstes zehnfach erhöhte. Von jeder Bodenschwellung aus wurde Umschau nach Wasser gehalten, doch immer bot sich dasselbe Bild: kahler graugelber Sand, graue Kaktuspflanzen, unbarmherzige Felswände und die flimmernden Sonnenstrahlen, unter deren Einfluß die unbeschützte Haut zusammenschrumpfte wie die Rinde eines Apfels, der langsam an der Luft getrocknet ist. In den Ohren sauste und brauste das fieberheiße Blut, und vor den Augen führten rote Sonnen einen tollen Tanz, während die angeschwollene Zunge fast den Dienst versagte.

Fred, der jüngste der Gesellschaft, gab gegen zwei Uhr den Kampf mit dem Durst auf. Mit krächzender Stimme versuchte er einen Gassenhauer zu singen, riß sich die Kleidung vom Leibe und eilte, sein Hemd über dem Kopfe wirbelnd, dem Fuß der weit entfernten Gebirge zu, vor denen die Fata Morgana einen blauen Trugsee hervorgezaubert hatte. Der Wüstendurst hatte ihn in den Krallen, und nur Gewaltmaßregeln konnten ihn retten. Ohne Zögern schlug mein Gefährte den Rasenden mit dem Revolverkolben nieder, und zusammen trugen wir ihn nach dem Wagen, den

die ermatteten Tiere kaum durch den tiefen Sand zu schleppen vermochten. Unsre ganze Willenskraft mußten wir in den folgenden Stunden aufbieten, um nicht dem Beispiel des Jünglings zu folgen. Immer wirrer wurden die Gedanken, immer stärker lockte die Fata Morgana, immer deutlicher winkten die kühlen Wasser in dem brennenden Sande. Die Lippen sprangen auf und bluteten bei jedem Versuch, über den Weg zu ratschlagen. Die Runzeln und Falten in dem gelben, staubbedeckten Antlitz meines Gefährten vertieften sich und die Augen zogen sich weit in die Höhlen zurück, so daß er in den wenigen Stunden um zwanzig Jahre gealtert schien. Im Wagen kicherte und heulte Fred abwechselnd im Fieberwahn. Nur das Gebaren der Maultiere, die ohne Unterlaß und ohne Führung vorwärtsstrebten, hielt uns ab, den Kampf aufzugeben. Um Mitternacht endlich erreichten wir das Wasserloch. Zunge und Kehle waren so angeschwollen, daß an Trinken nicht zu denken. Mit nassen Tüchern wuschen wir den blutigen Mund des jungen Mannes, träufelten Wasser über seinen Körper, und erst nach vier Stunden war es möglich, ihm einige Tropfen der kostbaren Flüssigkeit beizubringen. Glücklicherweise hatten wir Verstand genug übrig, nur äußerst wenig zu trinken, bis wir uns einigermaßen erholt hatten. Drei Tage blieben wir an der Quelle, bis wir uns in der Gesellschaft einiger Wüstenkundiger weiterwagten. Nach der Rückkehr mußte der junge Mann zwei Wochen im Krankenhause zubringen, ehe er sich vollständig wiedererholt hatte. — Wir waren nur ungefähr zwanzig Stunden in der Wüste ohne Wasser gewesen, und in dieser Zeit waren wir dem Durste beinahe erlegen. Der salzhaltige Staub und der Wind, der den Körper wie in einem Backofen austrocknet, sind die Ursachen, die in der amerikanischen Wüste die Durstortur so unsäglich quälend machen und den Tod schnell herbeiführen. Oft tritt das Ende schon nach 36 Stunden ein und in vielen Fällen noch schleuniger, da fast jedes Opfer der Wüste sich in der Raserei die Kleidung vom Körper streift und die ungeschützte Haut den Sonnenstrahlen darbietet. Die meisten verschwinden spurlos; eine kurze Trennung von den Gefährten genügt, ihren Pfad im Sande auszulöschen und den Rückweg unmöglich zu machen. Im letzten Jahr machten sich zwei Männer, Henry Russell und Tom Clover, von San Bernardino in die Wüste, um eine sagenhafte Mine von fabelhaftem Reichtum zu suchen, die schon vielen andern Leichtgläubigen das Leben gekostet hat. Am Fuße eines Hügelzuges trennten sie sich, da Clover von der Höhe aus, auf welche die Packtiere nicht folgen konnten, Beobachtungen anstellen wollte. Russell erreichte die andre Seite des Hügels, doch Clover war verschwunden. Im Winter wurde ein Skelett in der Nähe gefunden, und die in der Umgebung verstreuten Ausrüstungsgegenstände zeigten, daß es das des Verschollenen war.

Einen besonders furchtbaren Ruf hat eine Wasserstelle im südlichen Arizona, die von 38 Gräbern



Die Wüste am Fuße des San-Jacinto-Gebirges

umgeben ist. Das kostbare Naß sammelt sich während der Regenzeit hinter einer Felswand an, die sich quer durch den weichen Boden eines kleinen Cañons zieht. Es sickert in den Boden, und die Felswand verhindert den Abfluß, während der Sand, in dem das Wasser sich ansammelt, es gegen Verdunstung schützt. Auf 60 Kilometer in der Runde ist diese Stelle die einzige, die Wasser enthält, doch tritt es nicht offen zutage, sondern muß durch das Aufwerfen einiger Fuß Sand hinter der Felswand bloßgelegt werden, und so konnten über drei Dutzend Personen direkt über dem Wasser verdursten, ohne seine Nähe zu ahnen.

So unentbehrlich das Wasser neun Monate lang im großen Südwesten Amerikas ist, während der andern drei Monate, von Dezember bis März, bildet es in der Wüste das größte Problem, mit dem die Eisenbahnen zu kämpfen haben. Im Sommer müssen viele der Stationen an den Linien ihr Wasser in Waggons Hunderte von Kilometern weit herbeischaffen lassen, doch in der Regenzeit richtet das Wasser solchen Schaden an, daß der Verkehr an einigen der Bahnen oft tage-, ja wochenlang eingestellt werden muß. Der jährliche Durchschnittsniederschlag für das gesamte Gebiet übersteigt kaum 22 bis 27 Zentimeter, die aber in vielleicht nur drei oder vier Wolkenbrüchen herabströmen. Von den nackten Hügelzügen, den kahlen Felswänden und vegetationslosen Bodenwellen schießt das Wasser wie von einem Schieferdach in die tiefsten Senkungen und bildet reißende Wildbäche, die alle einem Hauptbett zueilen. Der Wucht dieser Wassermassen kann nichts widerstehen. Mehrere Tonnen schwere Felsen werden weite Strecken fortgeschwemmt; selbst der Grislybär, der von ihnen überrascht wird, ist verloren, und die Bahnbetten schmelzen vor ihnen, als ob sie aus Pappe gebaut wären. In den zwei Jahren seit ihrer Vollendung hat die neue Bahn, die von Salt Lake City durch die Utaher und Nevadaer Wüste nach dem südlichen Kalifornien führt, durch Wolkenbrüche einen Schaden erlitten, der sich auf 15 Millionen Mark beläuft. Im Februar 1906 war der Verkehr auf der Bahn drei Wochen lang wegen Ueberschwemmung in der Wüste eingestellt, und in diesem Jahre rissen die Wolkenbrüche zweimal hintereinander eine 145 Kilometer lange Strecke des Bahnbettes fort, so daß sechs Wochen lang keine Durchgangszüge in Dienst gestellt werden konnten. Um die gefährliche Strecke zu vermeiden, hat die Direktion beschlossen, mit einem Kostenaufwande von 13 Millionen Mark eine neue Linie um das Ueberschwemmungsgebiet zu bauen.

Merkwürdigerweise ereignete sich in dieser wasserarmen Einöde der stärkste Regenfall, der je innerhalb 24 Stunden in den Vereinigten Staaten beobachtet wurde. In der Nähe von Campo in den San-Jacinto-Bergen ereignete sich am 3. Februar 1895 ein Wolkenbruch, während dessen innerhalb weniger Stunden eine Regenmenge von 54 Zentimetern fiel. Durch die engen Gebirgstäler brausten 8 bis 10 Meter hohe Wassermauern mit Eilzugsgeschwindigkeit der Wüste zu, doch nach kaum zwei Tagen war jede Spur der Feuchtigkeit verschwunden. Derartige, wenn auch nicht so heftige Wolkenbrüche ereignen sich in der Wüste fortwährend in der



Ein Wasserloch in Arizona



Ein Goldsucher mit zwei „Schiffen der amerikanischen Sahara"

Regenzeit, so daß manch ein Wanderer, der sein Lager in einer der vielen Schluchten und Cañons aufschlug, von den Wassermassen überrascht wurde und an einer Stelle ertrank, an der er nach wenigen Wochen hätte verdursten können. Erfahrene Wüstenpilger suchen sich für ihr Nachtlager immer einen Platz aus, der nicht von einer plötzlichen Flut erreicht werden kann.

In dieser Region der schreienden Widersprüche fristen die einzigen von den Stiefkindern des Weißen Vaters in Washington, die nicht von seinen milden Gaben leben, die einzigen unabhängigen Indianer der Vereinigten Staaten, ihr Leben. Ueber den ganzen durstigen Südwesten verstreut, inmitten der fast unzugänglichen Einöde ringen diese Rothäute dem glühenden Sand und den kahlen Felsen ihren Lebensunterhalt ab, ohne des großen Beutels ihres reichen Onkels zu bedürfen. Von den habgierigen weißen Ansiedlern aus den Küstenstrichen, von den Flußufern und aus den Oasen verdrängt, haben sie sich in die eigentliche Wüste zurückgezogen, wo ihrer Tausende jahraus, jahrein am Hungertuche nagen und langsam der Vernichtung entgegengehen. Nur die Stämme, die vor der Ankunft der Weißen in der amerikanischen Sahara wohnten, sind imstande, ihre Zahl einigermaßen aufrechtzuerhalten. Merkwürdigerweise hat sich die Regierung gerade der blutdürstigen Apachen, deren grausame Raubzüge eines der dunkelsten Blätter in der Geschichte des Südwestens bilden, am sorgsamsten angenommen und verpflegt ihre Ueberreste aufs beste, während die geduldigen, fleißigen und friedfertigen Missionsindianer, die von den Franziskanervätern belehrt wurden, in der Wüste ohne Beistand fast verhungern und verdursten müssen.

Den Apachen und den Komanchen ist die Ausrottung der hochentwickelten Indianerstämme zuzuschreiben, die in den Felsenwänden der Cañons des Kolorado-, des Gila-, des Salt- und des Rio-Grande-Flusses große Städte errichtet und ausgedehnte Bewässerungswerke angelegt hatten. Die Ruinen dieser alten Kolonien mit ihren Schätzen an Töpfereien, ihren Schmuckgegenständen, Waffen und Utensilien



Der Becherkaktus, der Brunnen der Wüste


Greenwater, das Goldsucherlager am Rande des Tals des Todes, im Oktober 1906

sind bis jetzt verhältnismäßig wenig erforscht, obwohl sie besseren Aufschluß über die Kulturgeschichte der Indianer liefern als die Ruinen irgendeiner andern Gegend.

Wohl die auf der niedrigsten Stufe stehenden Ureinwohner der Vereinigten Staaten sind die Panamintindianer, die sich in den schwer zugänglichen Schluchten eines Gebirgszuges am östlichen Rande des Tals des Todes aufhalten. Ihre kleine Statur, die außerordentlich niedrige Stirn und die hohen Backenknochen nebst ihrer Lebensweise heben die Mitglieder dieses Stammes scharf von ihren roten Nachbarn ab. Obwohl alle Wüstenindianer das Fleisch der Klapperschlange und des Salamanders nicht verschmähen, sind die Panamintindianer die einzigen, welche die Larve einer Schmeißfliege (Ephryda Californica) gierig verzehren. Zu gewissen Jahreszeiten begibt sich der gesamte Stamm an die Ufer des Owenssees, dessen salzhaltiges Wasser von dem Owensfluß geliefert wird, und sammelt dort eine große Anzahl Körbe voll der weißen Larven, die von den Wellen in langen Schichten am Ufer abgelagert werden. Diese Larven werden an der Sonne getrocknet, zerstampft und roh gegessen.

Wo der Weiße in der Wüste verhungern und verdursten müßte, liefert sie dem Indianer Wasser, Nahrung, Kleidung, Baumaterial, ja selbst Seife und berauschende Getränke. Besonders wertvoll für den Indianer sind die Kaktuspflanzen, deren Arten sich im Südwesten auf über dreihundert belaufen. Im Einklang mit dem seltsamen, drohenden Charakter der Einöde bieten diese mit Stacheln und Dornen besäten, blätterlosen, oft giftigen Pflanzenungetüme nur dem Landeskundigen ihre Schätze. Die harten Gefäßbündel, die das Gerippe des Riesenkaktus (Cereus giganteus) bilden, liefern den Indianern Brennholz, Pfosten für den Korral, in dem sie ihre kleinen Viehbestände einschließen, und Leisten für ihre Zweig- oder Lehmhütte. Kahl, abstoßend, säulenartig, erreicht dieser Kaktus oft eine Höhe von fünfzehn Metern, doch bietet kein grünes Blatt dem Wandrer Schutz vor den Sonnenstrahlen. Die Frucht dieses Baumskeletts wird im August eingesammelt und entweder roh gegessen oder getrocknet und zerstampft; auch wird aus ihr ein mildes, berauschendes Getränk hergestellt. Die Dornen dieser und andrer Arten Kaktus werden von den Rothäuten als Kämme benutzt, und die Fasern finden beim Körbeflechten, in welcher Kunst die Wüstenindianer nie übertroffen werden, Verwendung. Wie die meisten der Kaktusarten bringt der Riesenkaktus im Mai an den Spitzen seiner Zweige große weiße, wachsgleiche Blüten hervor, die an Totenblumen erinnern und absolut geruchlos sind.

Kurz nach den Regenstürmen im Frühjahr ragen überall aus dem niedrigen Gestrüpp die

hohen, leuchtend weißen Blütenkerzen der Yuccapalme, die von den Eingebornen das spanische Bajonett genannt wird, in eigenartiger Pracht empor. Aus der stachligen Krone einer Art Zwergpalme erhebt sich dann ein drei bis sechs Meter hoher schlanker Stamm, der von oben bis unten pyramidenförmig mit Tausenden von Blüten bedeckt ist. Die großen, den Datteln ähnlichen Fruchtbündel kommen den Indianern sehr zustatten, da sie auf verschiedene Weise zubereitet werden können, sehr schmackhaft sind und sich lange halten. Die jungen Schosse der Palme werden geröstet und gelten als ein delikates Gemüse.

Nur selten findet sich in der großen Einöde der „bisnaga“ oder Wüstenbrunnen, ein meterhoher runder Kaktus, der seine Wurzeln weit nach allen Richtungen hinausschickt und gierig jeden Tropfen Flüssigkeit aufsaugt. Auf jeden Quadratzentimeter seiner Oberfläche ist er mit langen Stacheln so dicht besetzt, daß weder Mensch noch Tier ihm etwas anhaben kann. Erst wenn die scharfen, trockenen Stacheln abgebrannt sind und der obere Teil mit einer Axt abgetrennt ist, läßt sich der halbflüssige, durstlöschende Brei aus dem Innern der Pflanze gewinnen.

Ein weitverbreitetes Wüstenunkraut ist die Seifenpflanze (Chlorogalum pomeridianum), deren knollenartige Wurzeln ein ausgezeichnetes Reinigungsmittel bieten und außerdem den Haarwuchs fördern.

Die Bohnen der Maguey- oder Mescalpflanze, dem spanischen Bajonett ähnlich, enthalten eine Art Sirup, aus dem das „Mescal“ genannte Teufelsgetränk hergestellt wird, das die Mexikaner und Indianer in eine blutdürstige Raserei versetzt. Aus den Fasern der Blätter weben die Squaws ein grobes Tuch, und die jungen Blätter werden auf heißen Steinen geröstet und mit Vorliebe von den Indianern gegessen.



Blühender Kaktus

Eine der wunderbarsten Pflanzenkreaturen der Wüste ist der Paloverdebaum, der sich nur in der Einöde am Unterlauf des Koloradoflusses findet. Von weitem macht dieser Baum den Eindruck einer jungen Eiche, die statt Blättern nur an den Enden der Zweige ein Bündel Stacheln besitzt. Ein öderes Bild als ein Wald aus Paloverdebäumen bietet selbst ein vom Feuer verheertes Holz nicht.

Die gesamte Wüstenflora ist den in dem Gebiete vorherrschenden Bedingungen angepaßt. Jede Pflanze schützt sich gegen den sengenden Sonnenbrand mit einer harten, undurchdringlichen Rinde; Stacheln und Dornen halten die Tiere fern, und der Mangel an Blättern ermöglicht es den Pflanzen, der Verdunstung und den häufigen Sandstürmen Widerstand zu leisten. Als ob sie die Verbannung in das Reich des Todes fühlten, recken sie melancholisch, unsäglich einsam die verzerrten, anscheinend in Qual sich windenden Arme über Sand und Fels empor; kein gefiederter Sänger naht sich ihnen, und selbst der Aasgeier zieht die Zacken der Gebirge ihren Zweigen vor. Nur im Frühjahr, kurz nach den Wolkenbrüchen, legen sie auf kurze Zeit ihr Galakleid in wachsweißen, scharlachroten, in



Riesenkakteen in der amerikanischen Wüste

schwefelgelben und dunkelblauen Farben an. Dann verwandelt sich die Wüste auf wenige Tage in einen Blumengarten, wie ihn Parzival in Klingsors Zauberreiche sah. Doch auf die wächserne Blütenpracht herab schleudert die Sonne ihre glitzernden Pfeile, unter ihr harrt gierig der salzige, trockene Wüstenboden, und hoch in der Luft zieht der Geier seine Kreise.

Denselben Charakter wie die Flora trägt die armselige Wüstenfauna zur Schau. Gepanzerte Eidechsen und Salamander sonnen sich auf den heißen Felsen; die Klapperschlange ist in dem gesamten Gebiet zu Hause, oft fünfzig Kilometer von dem nächsten Wasserloch entfernt. Im Gebiet des Gilaflusses in Arizona, der zehn Monate im Jahr wasserlos ist, treibt das Gila-Monster, dessen Biß tödlich ist, sein Unwesen. Dem Skorpion und der Tarantula gefällt die Backofenhitze ausgezeichnet, und in einigen der Wasserlöcher befinden sich sogar kleine Schildkröten. Außer der Wüstenratte, die Trank und Nahrung in dem Becherkaktus findet, ist der Präriewolf der einzige Vierfüßler der Wüste.

Das allgemeine Lasttier für die eigentlichen Wüstenreisen, die sich nicht auf die Pfade von einer Niederlassung nach der andern beschränken, ist der geduldige Esel, das Kamel der amerikanischen Sahara. Tag auf Tag trabt das Langohr mit einer Last, die seinem eignen Gewicht gleichkommt, durch Sand und über Felsen, sein Leben mit den kargen Grashalmen, die es hie und da findet, und von den bitteren Blättern der Wüstenvegetation fristend. Oft zwei oder drei Tage kann der phlegmatische Esel es ohne Wasser aushalten, und seinem unfehlbaren Instinkt kann sich der Goldsucher anvertrauen, das nächste Wasserloch auf dem kürzesten Wege zu erreichen.



Die Yuccapalme oder das spanische Bajonett



Der Paloverdebaum in der Wüste des Koloradoflusses

Wie groß auch die Gefahren sein mögen, die sich dem Wandrer in der Wüste bieten, das große Gebiet hat trotz seiner Hitze, trotz seiner Sandstürme und Wolkenbrüche seine guten Seiten. Für jedes Opfer, das die Wüste verschlungen, hat sie hundert vor dem sicheren Tode gerettet. Von allen Teilen der Vereinigten Staaten strömen die Lungenkranken nach Neu-Mexiko, Arizona, ins östliche Texas, nach Nevada, Utah und nach dem südlichen Teile Kaliforniens, wo sie das ganze Jahr hindurch im Freien leben. Die fast absolut trockene, reine Luft der Hochebenen und Gebirgsabhänge, die ununterbrochene Sonnenkur und die Anstrengungen der Märsche und Ritte, die das Blut durch den Körper treiben und Appetit herstellen, haben es Tausenden, die frühzeitig genug nach dem Südwesten kamen, ermöglicht, dem Tod ein Schnippchen zu schlagen und ihre Gesundheit wiederzuerlangen.

Diesen ehemaligen Lungenkranken verdankt das weite Gebiet im Südwesten der Vereinigten Staaten zum größten Teil die Fortschritte, welche die Ausbeutung seiner Hilfsquellen in den letzten beiden Jahrzehnten gemacht hat. Die blühenden Städte El Paso im westlichen Texas, Albuquerque und Santa Fe in Neu-Mexiko, Tucson, Phönix und Prescott in Arizona, die zusammen über 90 000 Einwohner haben, enthalten über 45 000 Personen, die ihrer Gesundheit wegen den Osten verließen. Sanatorien zu Dutzenden sind errichtet worden; die vielen heilkräftigen Sprudel, die sich in der Wüste verstreut finden, werden jährlich von Tausenden besucht, und selbst nahe dem Saltonsee, 100 Meter unter dem Meeresspiegel, in einer der heißesten Gegenden der Welt, ist eine Kolonie für Schwindsüchtige angelegt worden, die gute Resultate aufzuweisen hat. Die eigentümlichen klimatischen Verhältnisse, welche die Besiedlung der Wüste verhindern, sind die besten Waffen im Kampfe gegen die heimtückische Krankheit. Falls die amerikanische Wüste kein Lot Edelmetall enthielte, würde sie als Kurort für Lungenschwindsucht von unschätzbarem Werte für die Bevölkerung der Vereinigten Staaten sein.



Wohnungen der ausgestorbenen Indianer, in die Felsenwände des Großen Cañons gebaut

Aphorismen

Von

Paul Garin

Es ist immer schwer zu entscheiden: Arbeitet man gerne, weil man gesund ist, oder ist man gesund, weil man gerne arbeitet?

•

Lebenskunst ist: Niemand Unmögliches zumuten.

•

Glühstrümpfe sind einträglicher als Geistesblitze.

•

In vollem Wachstum steht der Mensch erst dann, wenn er aus allem nur mehr das Nahrhafte aufnimmt.

Denke, dein Tod kann nichts Wichtiges sein, wenn ein Ziegelstein genügt, der vom Dache fällt.

•

Schlagfertigkeit ist oft nichts als eine mild beurteilte Form von — Unverschämtheit.

•

Alle echte Tugend ist Stolz, aber nicht jeder Stolz ist Tugend.

•

Es gibt tausend Philosophen auf dem Papier, bis es einen im Leben gibt.



Chinas Erwachen

Die Reformpläne Chinas nach authentischen Berichten

Von

Dr. Ernst Erdmannsdörffer

Immer, wenn sich im fernen Asien Umwälzungen ankündigen, die darauf ausgehen, eine verrottete Feudal- und Cliquenherrschaft durch den modernen Rechtsstaat zu ersetzen, wenden sich die Gedanken dem Märchen vom Dornröschen zu, jener lieblichen Märchenprinzessin, die der todesmutige Prinz aus tiefem Schlafe zu neuem Leben erweckt. Nur daß in der Wirklichkeit die Berührung nicht so sanft ist wie der Kuß, dem in dem Kindermärchen die erlösende Rolle zugedacht ist. Damals, als im Februar 1854 eine amerikanische Flotte vor Jokohama erschien, war es im Grunde die nicht mißzuverstehende Drohung, welche die Mündungen der Schiffskanonen aussprachen, die das in innerpolitischen Kämpfen aufgeriebene Japan aus dem vielhundertjährigen Schlafe völliger Abgeschlossenheit emporrüttelte, die ihm die schlaue Politik der Tokugawafürsten aufgezwungen hatte. Und nun — fünfzig Jahre später — geht ein Sichdehnen und -recken durch den Riesenkoloß des 450-Millionen-Reiches. Der Boxeraufstand, zu dessen Niederzwingung die Intervention fremder Staaten erforderlich war, die traurige Rolle, die dem Reiche im russisch-japanischen Kriege beschieden war, und nicht zum mindesten der Hinblick auf die beispiellosen Erfolge der benachbarten neuen Großmacht, die sich im Glücke ihres jungen Ruhms sonnt, haben bei den Machthabern der klaren Erkenntnis zum Durchbruch verholfen, daß allein die vollständige Umgestaltung des Staatswesens auf abendländischer Grundlage das „Reich der Mitte" vor dem Geschick bewahren könne, von den hereinströmenden Fluten der europäischen Zivilisation in den Abgrund gezogen zu werden.

Freilich, schon manches Mal glaubte man die Morgenröte einer neuen Aera für China anbrechen zu sehen. Und immer wieder siegte die Reaktion, der Beharrungstrieb über die fortschrittlichen Tendenzen. Auch diesmal fehlt es nicht an kräftiger Opposition, doch, wenn nicht alle Zeichen trügen, dürften ihre Pläne, zumal einer der ursprünglichen Führer, Tieh-Liang, neuerdings in das Lager der Reformer übergeschwenkt ist, machtlos zerschellen an dem glanzvoll am Himmel aufgegangenen Dreigestirn, das sich in den Namen Tsai, Juan und Tuan verkörpert.

In der richtigen Erwägung, daß die bisherige Dezentralisation der Regierungsgewalt vor allem an der völligen Ohnmacht des Reiches inneren und äußeren Feinden gegenüber schuld sei, haben die Führer der Reformbewegung ihren Reorganisationsplänen als Leitmotiv die Idee zugrunde gelegt, die gesamte Verwaltung des Staates in Peking zu konzentrieren — ein für chinesische Verhältnisse beispiellos kühnes Unternehmen, das seit Jahrhunderten vielleicht das wichtigste Ereignis in der Geschichte Chinas bildet. Der Anfang wurde gemacht durch die Errichtung einer Zentralbehörde für das Heerwesen in dem Armeereformamt, das vor drei Jahren zu Beginn der neuen Reform des Heerwesens, die im Mittelpunkt des Reformwerkes steht, in Peking nach den Vorschlägen des japanischen Militärattachés geschaffen wurde und durchaus unter dem Einfluß der Japaner steht, deren nicht ganz uneigennützige Ratschläge bei der neuen Heeresreform in erster Linie befolgt wurden. In dieser Behörde, deren drei Präsidenten bewundernde Anhänger der japanischen Heeresorganisation sind, war eine feste Grundlage für eine einheitliche Organisation, Ausbildung und Bewaffnung der neuen Truppen gegeben, für welche die alten Truppenverbände nicht viel mehr als Materialwert besaßen. Nichts kennzeichnet den Fortschritt der neuen Heeresreform besser als ein kurzer Rückblick auf die früheren militärischen Verhältnisse Chinas. Das alte China kannte drei verschiedene Arten von Truppen, von denen eine jede gewissermaßen ihren eignen Herrn hatte, die sich nicht selten gegenseitig bekämpften und, zumal sie keinen Gefechtswert hatten, für den Schutz des gesamten Reiches von recht illusorischer Bedeutung waren. Dem Schutze der inneren Ordnung dienten die kaiserlichen Truppen vom grünen Banner, die aus der Zeit vor 1840 stammten und über alle Provinzen verteilt waren gleichwie die Mandschutruppen, Ueberreste der ehemaligen kaiserlichen Armee nach der Eroberung Chinas durch die Mandschu (Mitte des siebzehnten Jahrhunderts), denen die Wahrung des kaiserlichen Prestiges gegenüber den Provinzgouverneuren oblag. Zu ihnen gesellten sich seit 1840 die Provinzialtruppen, die im Dienst und Sold der einzelnen Gouverneure standen und zur Abwehr äußerer Feinde gebildet wurden. Alle drei Heereskörper bestanden zusammenhanglos nebeneinander, über ihre Stärke lassen sich genaue Angaben nur schwer machen.

Die Seele der auf japanischer und somit auch auf preußischer Grundlage beruhenden Heeresreform

ist der Vizekönig von Tschili, Juanshikai, ein Mann von kaum fünfzig Jahren, dem eine unbeugsame Energie, modernes Empfinden sowie starres Festhalten an einmal als richtig erkannten Grundsätzen nachgerühmt wird und dessen Charakterbild dem abendländischen Empfinden in sympathische Nähe gerückt wird durch den Umstand, daß er allen Bestechungsversuchen gegenüber eine bei chinesischen wie bei russischen Staatswürdenträgern gleich seltene Festigkeit bekunden soll. Allem Anscheine nach haben wir in ihm einen jener genialen Menschen zu erblicken, über welche die Natur ihr Füllhorn in verschwenderischer Weise ausgoß, indem es in ihn die Keime legte zu ungewöhnlicher Begabung und starknerviger Charakterfestigkeit, die ihn dazu befähigten, in gleicher Weise auf diplomatischem, staatsmännischem, militärischem und administrativem Gebiete sich hervorragend zu betätigen. Einer alten Soldatenfamilie entstammend, war sein Lebenslauf glänzend, bis hinauf zu der viel beneideten Höhe, die er gegenwärtig als mächtigster und einflußreichster Mann in China einnimmt. Vor dem Ausbruch des Krieges zwischen China und Japan war Juan Gesandter in Korea, befehligte dann eine Brigade in der Nähe von Tientsin und bildete eine Truppe aus, die nach modernen Prinzipien einexerziert, bewaffnet und uniformiert wurde und bald eine Berühmtheit in China erlangte als eine Elitetruppe, auf die man sich zu Zeiten der Gefahr unbedingt verlassen konnte. Als geborener Heerführer überwachte er persönlich den Dienst, an den er bisher unerhörte Anforderungen stellte, und ging gegen Verfehlungen gegen die Disziplin und den soldatischen Geist mit rücksichtslosester, aber gerechter Strenge vor. Im Kriege mit den Boxern war es ihm beschieden, den inneren Feinden als Gouverneur von Schantung mit seinen straff organisierten Truppen auf das erfolgreichste entgegenzutreten. Erst nach dem Tode Li-Hung-Tschangs gelangte Juanshikai durch die Ernennung zum Vizekönig der mächtigen Provinz Tschili zu größerem Einfluß, den er dazu benutzte, sein Heer nach den Regeln der modernen, besonders der deutschen Kriegswissenschaft auszugestalten, eine vorzügliche Polizei zu organisieren, Volksschulen einzurichten und Handel und Gewerbe durch Erschließung neuer Gegenden und Industriezweige angelegentlichst zu fördern. Von Besuchern des chinesischen Reiches wird uns Juan als eine imponierende Erscheinung geschildert, „von großer, kraftvoller Gestalt mit mächtig ausgebildetem Schädel, durchbohrenden Augen und mit einem Auftreten voller Macht und Würde". In seiner äußeren Lebensführung ist er den heimischen Sitten getreu geblieben wie die meisten asiatischen Würdenträger, die, um es bildlich auszudrücken, im Hause gern die landesübliche Tracht zu tragen pflegen, die sie im Dienst und im Verkehr mit den Vertretern der auswärtigen Mächte, wie es zum Beispiel in Japan der Fall ist, mit der europäischen Kleidung vertauschen, die ihnen der Geist der modernen Zivilisation aufdrängt. Doch mit Bezug auf die Einrichtung seines Palastes scheinen moderne Vorbilder maßgebend gewesen zu sein. Wie buddhistische Paradiesesträume muten uns die Schilderungen von Reisenden über die vornehmen Landsitze chinesischer Großwürdenträger an. Doch ganz modern klingt uns entgegen, was ein englischer Journalist über den Hofhalt des Führers der Reformbewegung und zugleich des mächtigsten Mannes in China sagt: „In dem großen Palast an dem Flußufer von Tsingtau," heißt es, „an dessen äußeren Toren schon dämonische Gestalten drohend ankündigen, wie streng die Gerechtigkeit hier waltet, wohnt der Beherrscher so vieler Millionen Menschen, von einem großen Hofstaat umgeben. Der Glanz und die Pracht dieses königlichen Palastes mit seinen von Schmuck starrenden Mauern, seinen glänzenden Verzierungen, seinen Myriaden elektrischer Lampen und seinem Heer von Beamten, die in wundervoll gestickten goldenen, roten und blauen Gewändern prangen, geht über alle Beschreibung hinaus. Alle Eingänge sind von modern gekleideten Soldaten besetzt, und in den Höfen kann man die heiseren Stimmen der Unteroffiziere hören, die ihre Soldaten drillen ... Gleich beim Eintritt fällt auch der hohe Turm für Funkentelegraphie auf, der in der Nähe des Palastes nach dem Marconi-System errichtet ist. Juan hat sich eine eigne Station anlegen lassen, um eine beständige Verbindung mit seinem Heere in Paotingfu und mit seinen Agenten im kaiserlichen Palast zu Peking unterhalten zu können. Von dem Palast geht eine breite, prächtig gepflasterte Straße aus, die jeder europäischen Hauptstadt zur Zierde gereichen würde und die von den prachtvollen, ganz modern ausgestatteten Häusern reicher chinesischer Bankiers und Händler eingefaßt wird."

Doch nun von der Person des Reformators zum Reformwerk selbst übergehend, noch einige Worte über die Umgestaltung des Heerwesens, die im Mittelpunkt der Reformen steht. Ueber das neue Armeereformamt in Peking, die neue Zentrale für die gesamte militärische Verwaltung, haben wir bereits gesprochen. Nach einer grundlegenden Bestimmung soll die neue Armee aus 36 Divisionen bestehen, die man in 15 Jahren durch Anwerbung von Rekruten erreichen will, so daß die Kriegsstärke dann zirka 800 000 Mann betragen dürfte, falls nicht der chronische Geldmangel in den Staatskassen, dem man durch eine scharfe Kontrolle der Zoll- und andern Staatseinnahmen abzuhelfen ernstlich bemüht ist, und der in der Geschichte Chinas ebenfalls fast chronisch gewordene Widerstand der Gouverneure den Plänen hindernd in den Weg treten. Die ganze sonstige Struktur der neuen Militärverfassung atmet durchaus japanischen Geist und japanische Methode und berührt sich damit, da deutsche Taktiker und Feldherren Japans Lehrmeister waren, aufs engste mit dem preußisch-deutschen Militärsystem, was das Wehrgesetz, Mannschaft- und Offiziersersatz, Ausbildung und Bewaffnung der Truppen betrifft. Darin unterscheidet sich das neue chinesische Heerwesen wesentlich von seinen Vorbildern, daß es nicht auf der Grundlage der allgemeinen Wehrpflicht aufgebaut ist. Der Dienst im Heere ist freiwillig, mit Ausnahme der Mandschu, die von alters her eine Kriegerkaste bilden, und beträgt insgesamt 10 Jahre, je 3 Jahre bei der Fahne und in der Reserve und 4 Jahre bei der Landwehr. Die Bestimmungen über Rekrutenerhebung und Kontrollsystem sind

unserm System nahe verwandt, körperliche Tüchtigkeit und untadelhafter Ruf sind für den Eintritt unbedingt erforderlich, die Löhnung ist verhältnismäßig hoch und gewisse Vergünstigungen für die Angehörigen, unter denen sich die teilweise Befreiung von Steuern einer besonderen Schätzung erfreut, tragen dazu bei, den Stand zu heben und die Aufnahme in das Heer der jungen Generation wünschenswert erscheinen zu lassen. Ein wesentliches Erfordernis für die Kriegstüchtigkeit der Armee ist die Hebung des Offizierstandes, der sich bisher nur geringer Achtung erfreute, durch besonders wirksame Mittel, wie eine sorgfältige Ausbildung des Ersatzes, europäische Uniformierung und Gleichstellung der einzelnen Dienstgrade mit den entsprechenden oberen Klassen der Beamtenhierarchie; auch dürfte die Einführung des bereits in Angriff genommenen neuen Militärstrafgesetzbuches nach europäisch-japanischem Vorbild in dieser Hinsicht gute Dienste leisten. Sicher ist, daß von der Ausbildung der Offiziere und der gründlichen Hebung des Offizierstandes die Durchführung der Heeresreform im wesentlichen abhängt, weshalb dem militärischen Schulwesen in den Reformplänen ein weiter Spielraum gewährt ist. Von einem wesentlichen Einflusse der Reform auf das höhere Offizierkorps läßt sich bei dem gegenwärtigen Stand der Dinge noch nichts spüren, vielmehr stimmen die Berichte aller Beobachter darin überein, daß die Leistungen der höheren Offiziere mit wenigen Ausnahmen völlig unzureichend seien. Ein wunder Punkt ist ferner noch die Bewaffnungsfrage, die nicht nach einheitlichen Gesichtspunkten geregelt ist, da jedem Provinzgouverneur bezüglich der Beschaffung des modernen Kriegsmaterials freie Hand gelassen ist und naturgemäß, zumal nicht alle das Prinzip der Rechtlichkeit so hoch halten wie Juanshikai, Bestechung und persönliche Beeinflussung an der Tagesordnung zu sein pflegen. Hier macht sich auch der Einfluß der Japaner in hervorragendem Maße geltend, die eifrig und mit Erfolg bestrebt sind, die europäische Konkurrenz vom chinesischen Markte völlig zu verdrängen und selbst veraltetes und ausgeschossenes Material bei der „befreundeten" Armee an den Mann zu bringen. Da die neuen Truppen noch nicht im Feuer gestanden haben, läßt sich über ihren Gefechtswert um so weniger etwas sagen, als auch die Manöver, denen eine große Anzahl ausländischer Offiziere beiwohnten, bis in die kleinsten Einzelheiten vorher ausgearbeitet waren und unter japanischer Leitung standen.

Neben der Heeresreform plant der zur Einführung von Reformen geschaffene Rat auch eine Umgestaltung des gesamten Verwaltungswesens. Das dem Throne unterbreitete Gutachten vom 17. September empfiehlt: die völlige Trennung des Gerichts- und Verwaltungswesens, die Abschaffung der rein nominellen Funktionäre und die alleinige Verantwortung jedes Staatsdieners im Bereiche seines Ressorts und die Ernennung der Minister durch den Kaiser, der Beamten dritten und vierten Grades durch die Minister, der Beamten fünften bis siebenten Grades durch ihre Chefs u. a. m. Als Leiter des Kabinetts, das aus zehn Ministern gebildet wird, ist Prinz Tsching ausersehen, dem zwei Vizeminister, Tschu Fungtschi und Tschang-Peh-hi, zur Seite stehen. An der Spitze des Finanzministeriums steht der bekannte Tieh-Liang, auch für die Kolonien ist ein besonderes Ministerium unter dem Prinzen Sü gebildet, nur für Post und Flotte scheint zurzeit noch keine endgültige Entscheidung getroffen zu sein. Wie eifrig man in den Kreisen der Reformbewegung bestrebt ist, den Reformgedanken in die Praxis umzusetzen, geht daraus hervor, daß der amtliche Bericht des vor einigen Monaten vom Auslande nach Peking zurückgekehrten Studiumkomitees den jungen Prinzen des weitverzweigten kaiserlichen Hauses dringend anempfiehlt, sich von der Wissenschaft, den staatlichen Einrichtungen sowie den Sitten und Gebräuchen des Auslandes durch Reisen nach den verschiedenen europäischen Ländern ein zutreffendes Bild auf Grund eigner persönlicher Anschauung zu machen.

Manche von den Reformen, die wir vor unserm geistigen Auge Revue passieren ließen, stehen vorerst bloß auf dem Papier. Der energische Wille, der hinter diesen Plänen steht, die machtvolle Persönlichkeit Juanshikais bietet eine gewisse Gewähr dafür, daß diese Pläne auch in die Wirklichkeit umgesetzt werden. Dann aber nimmt die vielgefürchtete „gelbe Gefahr" immer greifbarere Formen an. Man erwäge die Perspektive; das jugendfrische Japan, das soeben seine Kräfte in einem schneidigen Waffengang erprobt hat, ein nach japanisch straffer Schulung organisiertes China und im Hintergrund die weltbeherrschende Flottenmacht Englands, das mit Japan durch Vertrag verbunden ist! Und wenn man erwägt, daß es unsre Methode, unser Drill, unsre Disziplin, unsre Kanonen und unsre gesamte militärische Organisation sind, die der ferne Osten sich zu eigen gemacht hat, um sie im gegebenen Falle an dem Lehrmeister zu erproben, dann tönen einem wohl die Worte des Zauberlehrlings: „Die Geister, die ich rief, die werd' ich nun nicht los" wie ein furchtbares Menetekel ins Ohr. Der deutschen Diplomatie, die viel gutzumachen hat in Asien, erwächst die Aufgabe, der neuen Entwicklung der Dinge in China die gespannteste Aufmerksamkeit zu schenken, wenn anders Deutschland nicht jeden Einfluß in Ostasien verlieren, sondern seinen „Platz an der Sonne" behaupten will. Daß Japans freundnachbarliche Unterstützung des chinesischen Reformwerkes nicht frei ist von egoistischen Nebenabsichten, trotz aller Gegenversicherungen, dafür scheint seine im großen Stil betriebene Expansionspolitik und das neuerliche Vorgehen in der Mandschurei deutlich zu sprechen. Das alles aber sind Gedanken und Perspektiven, die im Rahmen eines kurzen Schlußwortes nicht zu erörtern sind.





Schmuggler und Gendarm

Nach einem Gemälde von Theodor Kleehaas



Erker der Wittelsbacherbrücke

Die neuen Isarbrücken in München

Von

Ernst Kromer

(Hierzu sechs Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Rehse & Co. in München)

Im September 1899 zerstörte das Hochwasser der Isar einen großen Teil ihrer schönen Uferanlagen und zugleich innerhalb zweier Tage die beiden nördlichen Verbindungswege zwischen Stadt und Vorstädten, nämlich die im Eisengitterbau hergestellte Max-Josefs-Brücke, die vom Englischen Garten nach dem damals noch ziemlich dörflichen Teil Bogenhausens führte, und die gleichfalls in Eisen ausgeführte Prinzregentenbrücke, die mit der Friedensdenkmalsanlage zusammen eine monumentale Verbindung zwischen der Stadt und dem neuen, vornehmeren Teil Bogenhausens bildete. Bei der Wiederherstellung der vernichteten Bauwerke mußte die Stadtverwaltung gleicherweise auf verkehrstechnische wie auf ästhetische Fragen Rücksicht nehmen; denn der Verkehr zwischen der auf der westlichen und der auf der östlichen Isarseite gelegenen Stadt hatte sich so gesteigert, daß die alten Brücken — so neu sie verhältnismäßig auch noch waren — ihm nicht mehr lange hätten genügen können und diese veränderten Umstände auf lange Jahre hinaus gebührend in Rechnung gezogen werden mußten. Anderseits begann aber auch das Stadtbild zu beiden Seiten des Flusses sich ganz wesentlich zu verändern; nicht nur, daß — besonders auf dem linken Ufer — große, vornehme Bauten aufgeführt worden und bis zum Englischen Garten hinab geplant waren, es mußte auch rechts und links das Ufer des oft recht gewalttätigen Bergflusses durch hohe und starke Schutzmauern ausgebaut werden, was nun im Verein mit den großen Privatgebäuden ein völlig andres Uferbild ergab, in das sich die zierlichen Eisenbrücken keineswegs mehr harmonisch



Pfeiler der Reichenbachbrücke
Relief von Bildhauer Fridolin Gedon, München

eingefügt hätten; ihre tektonische wie die malerische Wirkung wäre im Gegenteil durch das groß- und weitangelegte Baubild beeinträchtigt oder ganz aufgehoben worden. Dem widersetzte sich der Münchner Künstlergeist, und so wurde die ästhetische Forderung nicht minder tatkräftig aufgestellt als die verkehrstechnische, zu deren guter Lösung am Ende die praktischen Gründe genügend mitgewirkt hätten. Nun war es ein Glück, daß München die Männer besaß, denen solche Aufgaben mit dem vollen Vertrauen auf die richtige Erfüllung zugewiesen werden konnten, und heute, da die Brücken vollendet sind, zeigt es sich, daß die Stadtverwaltung eine glückliche Hand bewies und das schöne Flußbild durch diese Wasserbauten so harmonisch gestaltete, als man es von dem Geiste einer Kunststadt mit Fug erwarten konnte.

Der Bau dieser Verbindungswege wurde der Firma Sager & Woerner in München und Aschaffenburg übertragen, welche die Entwürfe und die ingenieurtechnischen Arbeiten ausführte und für den tektonischen und plastischen Schmuck der Brücken die entsprechenden Männer heranzog. Waren diese nun, was die Pfeilerstärke und -ansicht, die Linienführung der Bogen, kurz die Silhouette der Brücken anbetraf, ziemlich durch die Vorarbeiten der Ingenieure und Techniker festgelegt, so wurde ihnen doch in ihrer künstlerischen Betätigung alle nur mögliche Freiheit gewährt, und es ist anzuerkennen, daß die drei Parteien einmütig zusammengearbeitet haben, die Bauten zu verkehrstechnischer und ästhetischer Vollendung zu führen. Fürs Tektonische wurden Professor Fr. von Thiersch und der jetzt in Stuttgart wirkende Professor Theodor Fischer berufen; den plastischen Schmuck übertrugen Sager & Woerner verschiedenen bewährten Münchner Bildhauern, unter ihnen Professor Georg Wrba, Franz Drexler, Ludwig Dasio und andere, deren Namen weiter unten bei den von ihnen geschaffenen Werken genannt sind.

Einen Neubau der Maximiliansbrücke, welche die schönste Straße Münchens, die Maximiliansstraße, mit Haidhausen und dem davor gelagerten Maximilianeum verbindet, erforderte weniger der Verdacht, daß auch diese Brücke durch das Hochwasser gelitten haben könnte, als vielmehr ihre Unzulänglichkeit gegenüber dem hochgesteigerten Verkehr, ganz abgesehen von ästhetischen Gründen, die auch bedeutend mitsprachen. Aus den gleichen Ursachen mußte auch die auf Pfählen ruhende Reichenbachbrücke aus Holz — eigentlich nur ein provisorischer Notsteg — endlich weichen: die südlichste (also isaraufwärts liegende) neue Münchner Brücke wurde dann — wenn man von dem Talkirchner Holzsteg absehen will — die Wittelsbacherbrücke.



Die Maximiliansbrücke mit der Pallas Athene von Franz Drexler

Im allgemeinen wäre zu sagen, daß diejenigen Bauten, die Theodor Fischer tektonisch geschmückt hat: die Max-Josefs-, die Prinzregenten- und die Wittelsbacherbrücke, einfacher und strenger gehalten erscheinen als die Bauten Thierschs. Sie zeigen vor allem wenig tektonischen und im ganzen auch nur spärlichen, dafür aber immer vorzüglich passend angebrachten plastischen Schmuck. Um mit der Wittelsbacherbrücke zu

beginnen, so ist an ihr besonders die anspruchslose und doch so kräftige Linienführung hervorzuheben. Die Fahrbahn der Brücke läuft über vier ziemlich flach gespannte Bogen, deren beide äußeren aus den schweren Quadern der Uferschutzmauern entspringen und deren Charakter durch den Rustikabau des Brückenkörpers hindurch fortführen. Ueber den sehr ungleichstarken Pfeilern — den stärksten nördlichen abgerechnet — erheben sich aus dem massiven Fahrbahngeländer je zwei sich gegenüberliegende einfache und gefällige Steinerker, von denen aus sich das Landschaftsbild wie in einem weiten Rahmen gesammelt zeigt. Auf der Südseite, am stärksten Pfeiler, erhebt sich ein eigenartiger, mit einer Treppe versehener durchbrochener Unterbau, der ziemlich hoch über die Fahrbahn emporragt und den einzigen bildnerischen Schmuck der Brücke trägt: die monumentale, aus Stein gehauene Reiterstatue Ottos von Wittelsbach, die mit bedeutender Wirkung, fast mehr tektonisch als plastisch, diesen Unterbau krönt. Sie ist ein Werk des bekannten jungen Bildhauers Professor Georg Wrba, der kürzlich an die Stelle Schillings nach Dresden berufen wurde. Der Gesamtanblick der Brücke, besonders vom Flußbett aus, gewinnt sehr durch diese tektonische Ausschmückung, welche die sonst trotz den Steinlauben etwas strenge Linie der Fahrbahn angenehm teilt und unterbricht. Die dort fast ausschließlich mit Wagerechten wirkende Landschaft erheischte für die Horizontale der Brücke diesen Kontrast durch eine Senkrechte.

Das Flußbett weiter nordwärts gestattete wegen seiner geringeren Breite — es fehlen hier die südwärts recht ausgedehnten Geröllinseln — eine einfachere konstruktive Lösung. So spannte denn der Architekt bei der neuen Prinzregentenbrücke einen einzigen kühnen Bogen zwischen den zwei breiten Widerlagern, die sich über die starken, aber weit tiefer liegenden Ufermauern emporheben. Trotz der scheinbaren Leichtigkeit, ja fast Grazie der Brücke, im Verein mit der nicht zu starken Wölbung der Fahrbahn hat man hier den Eindruck elastischer Stärke und hinreichender, ja sicherer Tragfähigkeit. Wie der eingestürzte, so ist auch dieser neue Verbindungsweg ein Geschenk des Prinzregenten. Die Länge der Brücke übertrifft die der früheren; auch erhielt sie statt der ehemals verwendeten Kandelaber Obelisken, an dem freien und erweiterten Eingang zur Fahrbahn je zwei schöne plastische Figuren, allegorische Darstellungen der vier Hauptgaue Bayerns. In Uebereinstimmung mit der Einfachheit der Brücke und ihrer ganzen architektonischen



Gesamtansicht der Max-Josefs-Brücke in München

Anlage ist auch dieser plastische Schmuck einfach gehalten, dabei aber doch in ziemlich bedeutenden Dimensionen, damit er sich auch gegenüber der nahen baulichen Umgebung der Prinzregentenstraße in hinreichender Wirkung hält. Weiteren plastischen Schmuck zeigt die Brücke noch zu beiden Seiten des Bogenscheitels: das bayrische Wappen und den Brückenschutzheiligen Nepomuk, beide Werke nach Modellen von Ernst Pfeifer in Kupfer getrieben. Die Fahrbahnbrüstung ist durchbrochen, um den Eindruck der Leichtigkeit zu erhöhen.

Ebenfalls in einem einzigen Bogen spannt sich die nördlichste, die Max-Josefs-Brücke, über den Fluß, die den Englischen Garten mit dem frei und vornehm gebauten Bogenhausen verbindet. Da sie nicht so hoch wie die Prinzregentenbrücke über dem normalen Wasserspiegel liegt, sind die beiden Enden des Brückenjochs wie auch die Widerlager durchbrochen, um bei Hochwasser dem Fluß keine zu breite Angriffsfläche zu bieten. Die infolge der Durchbrechung der Widerlager entstandenen Pfeiler erheben sich über die Geländerhöhe der Fahrbahn empor und bilden je zu dreien eine unter sich durch eine gegliederte Brüstung verbundene Gruppe, die durch Vertikale eine schmückende Unterbrechung in die lange Horizontale der Fahrbahn bringen. Die beiden äußeren, höheren und durch einen dreimal gebrochenen Rundbogen geschmückten Pfeiler zeigen auf der Innenseite der Brücke Allegorien der vier Elemente in Reliefs, während der mittlere jeweils eine plastische Gruppe aufweist, die in einfach und streng gehaltenen Figuren die Elemente deutlicher versinnbildlicht. Neben der einfachen und treffenden Symbolisierung ist die vorzügliche Raumfüllung der Reliefs und die zusammengehaltene Linienführung der Hauptplastiken zu loben; ihr tektonischer Charakter ist dadurch nach Möglichkeit gewahrt, und doch ragen sie als ein organischer Schmuck aus der schweren und starren Geländermasse heraus. Am Bogenscheitel trägt die Brücke ebenfalls ein in Kupfer getriebenes Schild: das Münchner Kindl in einem Eichenkranz. Das Modell dazu hat Jakob Bradl geschaffen.

Hat Theodor Fischer in den eben geschilderten Bauten die einfachere, vorzugsweise architektonische Zwecke erfüllende Form angestrebt und ihren plastischen Schmuck auch nur als durch die Architektur gerechtfertigt erscheinen lassen, so arbeitete Fr. von Thiersch, zumal in der neuen Maximiliansbrücke, auf einen gewissen Prunk des ganzen Bauwerks hinaus. Die hochgeschwungenen Brückenbogen sind auf der Nordseite durch Halbsäulen geschmückt, die auf vorkragenden Tragsteinen mit seltsamen, immer wechselnden Masken eine reichverzierte und vielfach gegliederte Fahrbahnbrüstung tragen. Die Bildhauerarbeiten an dieser Brücke stammen von Professor Th. von Gosen, Ernst Pfeifer, Schwesinger und Phil. Widener in München. Der Pfeilerkopf trägt ein monogrammisches und ein heraldisches Ornament über dem Kranzgesims, in dem zwischen Pflanzenranken menschliche Figuren geschickt raumfüllend eingefügt sind. Darunter, gleichsam stützend, ist das Münchner Wappen mit der Mauerkrone angebracht, modelliert von Ernst Pfeifer. Um auch das Münchner Kunstgewerbe zur Sprache kommen zu lassen, erhielt die Brücke zum Schmuck die hübschen Beleuchtungsmasten, die oben in einem Ring die großen Bogenlampen tragen. Während die Verzierung der Fahrbahnbrüstung von außen (vom nördlichen



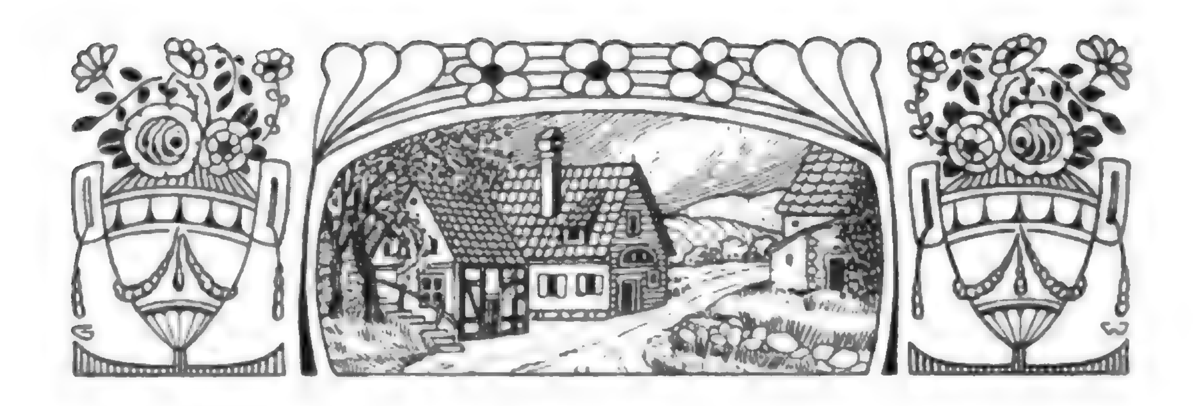
Die Prinzregentenbrücke von Osten gesehen



Westlicher Bogen der Maximiliansbrücke. Pfeilerplastik von Ernst Geiger

Isarufer) gesehen, einem feinen Schmuckband gleicht, fällt sie auf der Brücke selber kaum ins Auge und wird infolge der breiten und flachen plastischen Behandlung nur bei günstiger Beleuchtung besser bemerkbar. Und so erscheint die Fahrbahn denn einfach und schmucklos, und sie konnte als Unterbrechung ihrer etwas massiv anmutenden Brüstung recht wohl einen plastischen Schmuck ertragen, der das Auge anzog. Aus einem engeren Wettbewerb ging der Münchner Bildhauer Franz Drexler mit seiner schönen Pallasstatue als Sieger hervor, die er (in mehreren aufeinandergesetzten Teilen) aus Stein gehauen hat. Diese monumentale Plastik ist in ihrer großen, einfachen und streng-schönen Linienführung wie auch in Geste und Haltung ein Meisterwerk und für den künstlerischen Schmuck Münchens ein Gewinn, nicht geringer als die schon geschilderte Reiterstatue Georg Wrbas auf der Wittelsbacherbrücke.

Ist mit dieser Brücke, was Vereinigung tektonischer und plastischer Schmuckformen anbelangt, eine harmonische Lösung der künstlerischen Aufgabe erreicht, so erscheinen, gegen sie gehalten, sowohl die massige und wulstige Corneliusbrücke wie auch die neue Reichenbachbrücke anspruchslos und schlicht, aber von sehr guter und einheitlicher Wirkung als Zweckgebilde. Die umgebende Natur wie auch die Architektur der Ufer ist dort freilich sehr einfach und durfte nicht durch einen an Schmuckformen reichen Brückenbau beeinträchtigt werden. Das flache Flußbett, daneben die Horizontale seiner weiten Geröllflächen und das sich lang und etwas gleichförmig hinziehende Ufer lassen schon die einfachen Bogen der Reichenbachbrücke als einen wirksamen Kontrast und gleichsam als etwas organisch Durchgebildetes und Belebtes gegenüber Starrem und Totem erscheinen. Aber die Wirkung dieses Baues wird noch erhöht durch die schöne Doppelsenkrechte der beiden Türme der am westlichen Ufer emporragenden Maximilianskirche, für die, von Norden gesehen, die Brücke gleichsam die tragende Grundlage bildet. Dieser Momente scheint der Baumeister besonders eingedenk gewesen zu sein, als er der Brücke dieses bescheidene, aber starke und ehrliche Aeußere gab. Der in einem groben Rustikabau gehaltene Brückenkörper findet eine etwas leichtere, gegliederte Krönung in der als mächtiges Kettenmotiv durchgeführten Fahrbahnbrüstung, die massigen Pfeiler einen bedeutenden, aber unaufdringlichen Schmuck in den groß und breit ins Viereck komponierten Reliefs, die Ludwig Dasio, Ernst Pfeifer und Fridolin Gedon geschaffen haben und die Allegorien des Wassers und der Fischerei vorstellen. So erscheint die Reichenbachbrücke als eine gleichsam vorbereitende Ueberleitung von der wuchtigen Corneliusbrücke zu der struktiv feiner gehaltenen und durch die tektonische und plastische Zier so bedeutend gehobenen Wittelsbacherbrücke. Die alte Brücke gleichen Namens, ein Eisengittersteg, wurde von der Firma Sager & Woerner weiter südwärts verlegt und in ihrer ehemaligen Gestalt wieder aufgeführt. Erwähnt sei hier noch die südlichste der von der erwähnten Firma erbauten Isarbrücken, jene, die Talkirchen mit dem Ostufer des Flusses verbindet, ein einfacher, aber struktiv sehr gefälliger Holzbau, der den geringeren Verkehrsansprüchen jener Gegend genügt und auch ästhetisch eine befriedigende Lösung bedeutet. Die Ludwigsbrücke soll hier, da sie älter ist, nicht genauer in Betrachtung kommen.



Das Kindercoupé

Ein Gespräch

von

Marie Holthausen

„Also du hast von deiner langen Reise unter anderm auch die Ueberzeugung mitgebracht —"

„Daß in dem sonst so vortrefflich eingerichteten Eisenbahnwesen der Neuzeit noch etwas sehr Wesentliches fehlt, jawohl. Es gibt Coupés für Raucher und Nichtraucher (von letzterer Sorte meist nicht genug), es gibt Damencoupés; man hat sogar Coupés für Hochzeitsreisende vorgeschlagen, ohne jedoch mit der Idee durchzudringen. Aber eine Art von Coupés gibt es noch nicht und die wäre dringend notwendig."

„Welche denn? Ich wüßte nicht — —"

„Das Kindercoupé sollte eingeführt werden."

„Kindercoupé? Für allein reisende Kinder etwa?"

„Nein; die sind schon besser unter Erwachsenen. Ein Coupé — oder mehrere — im Zuge für solche, die mit kleinen Kindern, mit Babys reisen."

„Und das hältst du für notwendig?"

„Dringend. Ganz besonders im Sommer, wo die Familien mit Kind und Kegel in die Bäder oder Sommerfrischen reisen. Liebe Gisa, man sieht, du bist recht lange auf einem Fleck gesessen, sonst würdest du nicht so erstaunt fragen. Wenn du einmal dein glückliches Idyll hier verläßt, so geschieht es in Gesellschaft deines Gatten und deines Buben, wenn du ihn in den Ferien zu Hause hast. Als dein Franzl klein war, blieb er stets bei der Großmama, die der sehr vernünftigen Ansicht huldigte, daß kleine Kinder zu Hause am besten behütet sind. Du kennst freilich nichts von all den Schrecken, die ich so reichlich durchkosten mußte."

„Hast du etwa einen Eisenbahnunfall erlebt?"

„Gott sei Dank nein; auch nicht den kleinsten Schiffbruch. Ich bin sogar, was viel mehr sagen will, dem Automobil glücklich entgangen; nur in Rom fuhr mein Wagen einmal beinahe mit einem ‚Schnauferl' zusammen. Aber die Schrecken eines nächtlichen Damencoupés mit Säuglingen —"

„Ja, die kenne ich freilich kaum. Als junges Mädchen bin ich wenig und dann stets mit Papa gereist, späterhin natürlich mit meinem Mann."

„Nun ja, der Narben lacht, wer Wunden nie gefühlt."

„Bitte, ich habe durchaus nicht gelacht."

„Nein, aber auch nicht geweint aus Mitleid mit deiner armen Angela, die ihren Namen mit weit größerem Recht, als es leider der Fall ist, führen müßte, um nicht zu den auf Reisen leicht verlierbaren Gegenständen, als da sind Regenschirme, Handschuhe und so weiter, auch die Geduld zu rechnen. Ich versichere dir, das Kindercoupé ist eine so brennende Frage, wie nur irgendeine von jenen, die ringsumher lodern, nur scheint sie, vielleicht gerade wegen der großen Anzahl, noch von niemand bemerkt worden zu sein. — Ist es denn nicht auch höchst ungerecht, daß wer frei fährt, doppelt so viel Platz einnimmt, als wer für seinen Sitz bezahlt?"

„Freilich; aber wo geschieht denn das? Meines Wissens nirgends."

„Da haben wir wieder die holde Ignoranz, um mit Heine zu reden, punkto Damencoupé. Dort geschieht es, so oft eine glückliche Mama mit ihrem Baby reist und die Zahl der Mitreisenden es nur irgendwie ermöglicht. Kinder unter drei Jahren sind bekanntlich frei, weil die Eisenbahn die irrige Ansicht hegt, daß sie von den Müttern oder sonstigen Begleiterinnen auf dem Schoß gehalten werden. Das fällt diesen aber im tiefsten Traum nicht ein, ganz besonders also nicht in der Nacht. Diese Reisenden führen immer den ganzen Apparat einer Kinderstube mit: Milchflaschen, Windeln, Polster in Menge —"

„Aber ich bitte dich, Angela, das geht doch nicht anders."

„Gewiß; darum eben soll es Kindercoupés geben. Erwachsene Menschen ohne Kinder, also die ungeheure Mehrzahl der Reisenden, brauchen dergleichen nicht, und es ist schrecklich, daß sie gezwungen sind, die Konsequenzen aller jener Gegenstände, deren Liste, wie du bemerkt haben wirst, mit diskreter Unvollständigkeit entworfen wurde, zu tragen. Mit Vorliebe werden die Nachtzüge benutzt, weil da die Kinder schlafen; wenigstens

wird das so angenommen. Daß die übrigen Mitreisenden dies dann ganz gewiß nicht können, ist den zärtlichen Müttern völlig gleichgültig. Dem holden Kleinen wird auf zwei Plätzen des Coupés ein gutes Lager bereitet; da liegt es denn in aller Unschuld und Breite, braucht doppelt so viel Raum wie ein Erwachsener, ohne daß ein Heller dafür bezahlt wird."

„Ein schlafendes Kind ist so reizend."

„Das ist es; aber ein schreiendes durchaus nicht. Auch der enragierteste Babyanbeter wird das eingestehen. Und es gibt wirklich im Menschenleben Augenblicke, in denen man selbst für die liebliche Vorstellung süßen Kinderschlummers unempfänglich ist. So zum Beispiel — Aber laß mich dir, statt aller allgemeinen Bemerkungen, nur die wahrheitsgetreue Geschichte einer einzigen Nachtfahrt erzählen. Die erwähnten Uebelstände sind international."

„Wie die kleinen Kinder."

„Sehr richtig. — Ich wähle aber ein Beispiel aus dem schönen Lande der Höflichkeit und feinen Sitte, denn als solches habe ich Italien kennen gelernt. Ich habe entzückende Italienerinnen als Reisegefährtinnen gehabt; aber in der Verteidigung ihrer Jungen sind bekanntlich die sanftesten Geschöpfe fürchterlich. Laß dir also erzählen. Am Nachmittag fuhr ich von Neapel fort. Es war dort noch heißer als schön, und das ist sehr viel gesagt. Der Zug, den ich benutzte, kommt am nächsten Morgen in Ancona an. Umsteigen muß man nur in Foggia. Es war eine ziemlich lange Tour, die ich vor mir hatte, und da muß man den Himmel um gute Reisegefährten bitten, denn gerade auf größeren Strecken pflegen sie nicht zu wechseln. Mir scheint, das habe ich versäumt. Anfangs ging es sehr gut; das ist ja immer so, wenn es nachher schlecht geht. Dem Vesuv winkte ich mit Wehmut meinen Scheidegruß zu. Er hatte mir ein schönes Spiel mit Lava und Rauch gezeigt; damals ahnte noch niemand, welch furchtbarer Ernst bald daraus werden sollte.

„In Capua, das so lieblich im grünen Tal des Volturno liegt, bekam ich Gesellschaft. Eine Dame mit einem etwa zweijährigen Mädchen stieg ein. Der Zug hielt lange Zeit, und eine große Familienabschiedsszene entwickelte sich auf dem Bahnhof. Die Kleine brüllte fortwährend, wollte zu Großmama, Papa, Großpapa, Tante — was weiß ich. Alle diese lieben Leute blieben, solange der Zug stand, und die gescheite Frau Mama ließ den teuern jüngsten Sprößling fortwährend am Fenster, anstatt ihm den schmerzlichen Anblick zu entziehen und seine Seele dadurch zu beruhigen. Und eine Stimme hatte der Fratz! Nur bei neapolitanischen Ausrufern habe ich Aehnliches an Lungenkraft und gellenden Tönen gehört. Nun, endlich fuhren wir ab; das Kind hörte mit der Zeit auf zu brüllen, entwickelte aber dafür ein quecksilbernes Temperament und eine staunenswerte Munterkeit, obgleich es schon Abend war. ‚Ja,' sagte die Mutter, ‚sie hat eine sehr lange Nachmittagsruhe gehalten, darum ist sie jetzt nicht schläfrig.' Ich konnte die Bemerkung nicht unterdrücken, daß eine umgekehrte Reihenfolge der Ereignisse recht wünschenswert gewesen wäre. Sonderliches Vergnügen fand ich an der Unterhaltung mit der Dame gerade nicht. Sie kam mir ziemlich einfältig vor und sprach mit dem häßlichen neapolitanischen Akzent. Merkwürdig, noch niemand scheint bemerkt zu haben, daß die Neapolitaner das Italienische genau so behandeln wie die Sachsen das Deutsche: singend, ziehend und mit Verwechslung der harten und weichen Konsonanten, z. B. speendo statt spento.

Eine flüchtige Regung des Mitleids ergriff mich, als ich hörte, meine Reisegefährtin fahre nach Ravenna ins Seebad. Um mehr als halb Italien herum mit einem kleinen Kind! Meine guten Wünsche sollten sie gewiß begleiten, sobald ich nur in Foggia umgestiegen war, denn darauf setzte ich große Hoffnungen. Mein neapolitanischer Freund, der mich zum Bahnhof brachte, hatte schon dort mit einem, wie ich vermute, recht kräftigen Händedruck mein Wohlergehen dem mitfahrenden Kondukteur empfohlen; dieser erwartete nicht ohne Grund etwas Aehnliches von mir, sobald er mir beim Umsteigen einen guten Platz verschafft hatte. Foggia kam endlich, spät genug, um mich meiner Reisegefährtin herzlich überdrüssig werden zu lassen. Geschlafen hatte ich, dank dem süßen Kinde, keinen Augenblick. Ich erklärte, in ein Nichtrauchercoupé steigen zu wollen. Aber kaum hatte ich einen Fuß hineingesetzt, wollte meinen Schirm in das Netz legen und näherte mich einem Sitz, da schreit mir eine Stimme aus der andern Ecke zu: ‚C'è la bambina!' (Da ist die Kleine) und ich erblicke vor mir das bekannte, kostenlos reisende weiße Bündel. Ich sehe mich nach einem andern Platz um, mache dabei wieder eine, nach meiner Ansicht für das zarte Leben durchaus nicht bedrohliche Bewegung, da schreit es zum zweiten Male: ‚C'è la bambina!' Dazu drang aus dem Nebencoupé, dessen Tür offen stand, dicker Zigarrenrauch hinein; an ein Schließen der Türe wäre nicht zu denken gewesen, das wußte ich. Rauch und kleine Kinder, beides zusammen war entschieden stärker als ich. Nachdem ich der besorgten Seele, Mutter oder Wärterin, ich weiß nicht, noch in aller Eile die Versicherung gegeben hatte, daß es nicht zu meinen Gewohnheiten gehöre, kleine Kinder zu fressen, suchte ich mit Ergebung das Damencoupé wieder auf. Dort traf ich — meine Gefährtin aus Capua und außerdem stieg eine Dame mit einem noch jüngeren Baby ein. Also aus dem Regen in die Traufe. Die beiden Mütter waren bald in Unterhaltung begriffen, die zwar mit gedämpfter Stimme geführt wurde; denn das laute, ungenierte Reden in der Eisenbahn und auch sonst an öffentlichen Orten ist in Italien nicht üblich, aber schlafen ließ sich doch nicht dabei. Sie war schön und klug, diese zweite Mama; die erste weder dieses noch jenes. Mütter jedoch waren beide, und so schlossen sie sofort stillschweigend einen Bund gegen die drei andern, ohne Babys reisenden Damen. Die Kinder schrien abwechselnd oder gleichzeitig, wurden bald hierhin, bald dorthin gelegt, bekamen zu trinken — na, und so weiter. Du kannst dir ohne sonderliche Anstrengung die übrigen Details dazudenken. Von Schlafen natürlich keine Rede, nicht einmal von einer leidlich bequemen Lage. Ich gab meiner Ungeduld gelegentlich Ausdruck und sagte auch Aehnliches, wie dir vorhin, denn der Gedanke an die

Notwendigkeit eines Kindercoupés kam mir da zum ersten Male. Da sah mich meine zweite Reisegefährtin aus ihren schönen dunkeln Augen an und sagte mit ihrer tiefen Glockenstimme in reinem Italienisch — sie war aus der Romagna —: ‚Signora, Lei sicuramente non ha bambini?‘ (‚Signora, Sie haben gewiß keine kleinen Kinder?‘)

„Aha!“

„Ja, das traf, und ich gestehe es dir, tief und schmerzlich. Die aus Mitleid und Geringschätzung gemischte Empfindung, die eine glückliche Gattin und Mutter stets gegen jene hegt, die einsam geblieben sind — leise klang sie mir auch jetzt aus deinem Ausruf —, lag darin. Sie wollte durchaus wissen, ob sie richtig geraten habe, ich machte ihr jedoch nicht das Vergnügen einer ausdrücklichen Bestätigung. Nur als ich später im Laufe des Gespräches sagte, wer die Freude an den Kindern habe, könne leicht auch die Unannehmlichkeiten hinnehmen, aber nur diese tragen zu müssen, sei ungerecht, wird sie wohl gemerkt haben, daß sie sich nicht geirrt hatte. Gescheit war sie, diese schöne Frau.“

„Alles begreifen heißt alles entschuldigen; man kann den Satz auch umdrehen. — So wird deine Italienerin wohl gedacht haben.“

„Vermutlich, selbst wenn sie den Ausspruch in dieser Form nicht kannte. Ganz im Recht war sie jedoch nicht. Ich kann begreifen und darum entschuldigen. Ich verstand sogar, daß die zwei Mütter nur Augen für ihre Kinder hatten und nicht gleich mir keinen Blick vom Horizont verwandten, als die ersten goldenen Lichter das Herannahen der Sonne verkündigten. Die Bahn liegt dem dort flachen Meeresufer sehr nahe. Es war wunderschön, wie das große Auge des Tages sich leuchtend emporhob aus den blauen Fluten der Adria. Der Anblick tröstete mich über die qualvoll verbrachte Nacht. Ist die Mutter aber nicht doch glücklicher, wenn sie in das Auge ihres Kindes blickt, das sich nach süßem Schlummer öffnet, fragte ich mich unwillkürlich. Vielleicht, ich weiß es nicht. Aber der Morgen schlägt stets sein goldenes Auge auf, und das Auge des geliebten Kindes kann sich für immer schließen; alle Zärtlichkeit und alle Verzweiflung ändern dann nichts mehr. Je süßer das Glück, um so herber die Entbehrung. Auf einsamer Felsenhöhe gedeihen keine zarten Blüten, darum braucht man aber dort auch nicht vor jedem Nachtfrost zu zittern.“

„Liebe Angela, bitte, nur nicht sentimental werden. Außerdem gestatte mir die Bemerkung, daß du trotz deiner Begeisterung für den Sonnenaufgang noch in deinem Leben nicht deswegen aufgestanden bist, denn du warst immer eine Langschläferin. Du sahst ihn höchstens auf Reisen.“

„Eben deswegen entzückt er mich so. Cosa rara, cosa cara, sagen die Italiener.“

„Und dann — warum fährst du denn im Damencoupé, wenn du solche Schrecken darin erlebst?“

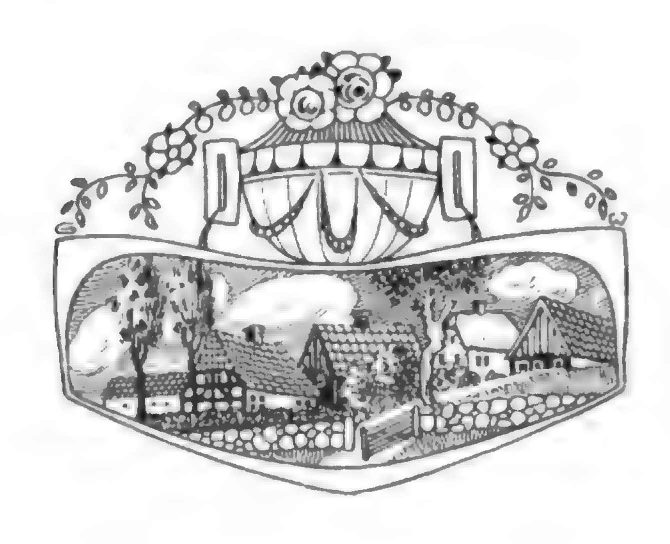
„Daß es fast auffallend ist, wenn eine alleinreisende Dame dies nicht tut, würde mich wenig stören. Der üblichen Hofmacherei, die auf Reisen so ziemlich jedes weibliche Wesen verfolgt, das nicht wegen seiner Häßlichkeit ein Kuriosum ist und noch nicht aussieht wie Methusalems ältere Cousine, entgeht man deshalb doch nicht. Wenn ich alle die Heiratsanträge angenommen hätte, die ich auf Reisen bekam, könnte ich schon mehrmals — geschieden sein. Aber den Rauch kann ich, wie sehr viele, nicht vertragen; und im Nichtrauchercoupé findet man fast nie einen Platz. Da hast du den Grund. Ich teilte meine Idee übrigens kurz nach jener Schreckensnacht einem jungen Bahnbeamten mit, der sie sehr gerecht und praktisch fand. Die kleinen Kinder zahlen nichts und nehmen oft mehr Platz ein als Erwachsene. ‚Das ist wirklich nicht in der Ordnung,‘ meinte dieser Mann von Fach.“

„Der dachte natürlich gleich an Preiserhöhung.“

„Nicht nur für Leute, die ohne, sondern auch gerade für solche, die mit Kindern reisen, wäre mein Vorschlag angenehm. Denn die Empfindung, allen übrigen lästig zu sein, ist doch gewiß für jeden anständig denkenden Menschen höchst peinlich. Wenn die Einrichtung einmal bestände, würde man nicht begreifen, wie man ohne sie fertig geworden ist.“

„Das kann schon sein.“

„Und das wäre dann der Beweis für die Richtigkeit der Sache. Die tollsten Dinge, Modetorheiten und dergleichen, können eine Zeitlang große Verbreitung finden, aber wirklich dauernd bürgert sich nur das zweifellos Gute und Praktische ein.“





Strandszene
Nach einem Gemälde von Wilhelm Simmler





Hannoversches Halbblut

Die deutsche Pferdezucht

Von

Richt. Schoenbeck, Halensee

(Mit neun Abbildungen nach Aufnahmen von Hofphotograph F. A. Schwartz, Berlin)

Daß das Pferd das wichtigste Haustier des Menschen ist, läßt sich aus der Geschichte leicht nachweisen, da ohne die Hilfe des Pferdes die Geschichte des Menschen sich wahrscheinlich ganz anders gestaltet hätte. Die Zucht dieses unentbehrlichen, treuen Hausgenossen ist denn auch — obgleich das im Parteiinteresse heutzutage häufig geleugnet wird — einer der wichtigsten Kulturzweige eines Landes, und nicht mit Unrecht wird seitens der Regierungen zivilisierter Staaten daher der Pferdezucht weitgehende Aufmerksamkeit und Unterstützung geschenkt.

Die Dienste des Pferdes erstrecken sich — von seinem hohen Wert als Volksnahrungsmittel abgesehen, das noch immer Vorurteils wegen nicht allgemein zur Anwendung gelangt — nach dreierlei Richtungen hin: für Militärzwecke, für landwirtschaftliche beziehungsweise Industriezwecke und für Luxuszwecke. Wenn hier, wie mir womöglich vorgeworfen werden könnte, die „Rennzwecke" ausgelassen sind, so möchte ich bemerken, daß die Rennen eigentlich nicht Selbstzweck sind oder sein sollen, sondern nur als Mittel zur Erzeugung von Pferden dienen, die demnächst in der Landespferdezucht zur Veredlung der warmblütigen Rassen dienen sollen. Letzterer Ausdruck bedarf der Erklärung. Wir scheiden unsre Pferderassen oder -schläge in warmblütige und kaltblütige. Natürlich spielt bei diesen Benennungen die Bluttemperatur keine Rolle, wohl aber Bau und Temperament. Zum warmblütigen Pferd zählt man das „Vollblut", dann das „edle Halbblut" und sonstige von diesen „Schnellpferden" abstammende Schläge, während das Pferd, das speziell für den Arbeitsdienst dient und demgemäß auch ein bei weitem ruhigeres Temperament (kaltes Blut!), schwerere Formen und einen massigeren Körper besitzt, mit dem Ausdruck „Kaltblut" bezeichnet wird. Diese kaltblütigen Arbeitspferde müssen zwar in ihren leichten und mittelschweren Schlägen auch eine gewisse Gängigkeit im Trabe zeigen, da sie im Zuge auch traben müssen, während man von dem allerschwersten Arbeitspferde, dem Lastpferde, das ungeheure Lasten zu bewegen hat, meist nur Schrittbewegung verlangt und verlangen kann.

Diese Erklärungen mußten vorausgeschickt werden, um das Nachfolgende verstehen zu können.

Das Vollblutpferd, das in England entstanden ist und in der ganzen Welt vermöge seiner Individualpotenz (Vererbungsfähigkeit der Konstitution,

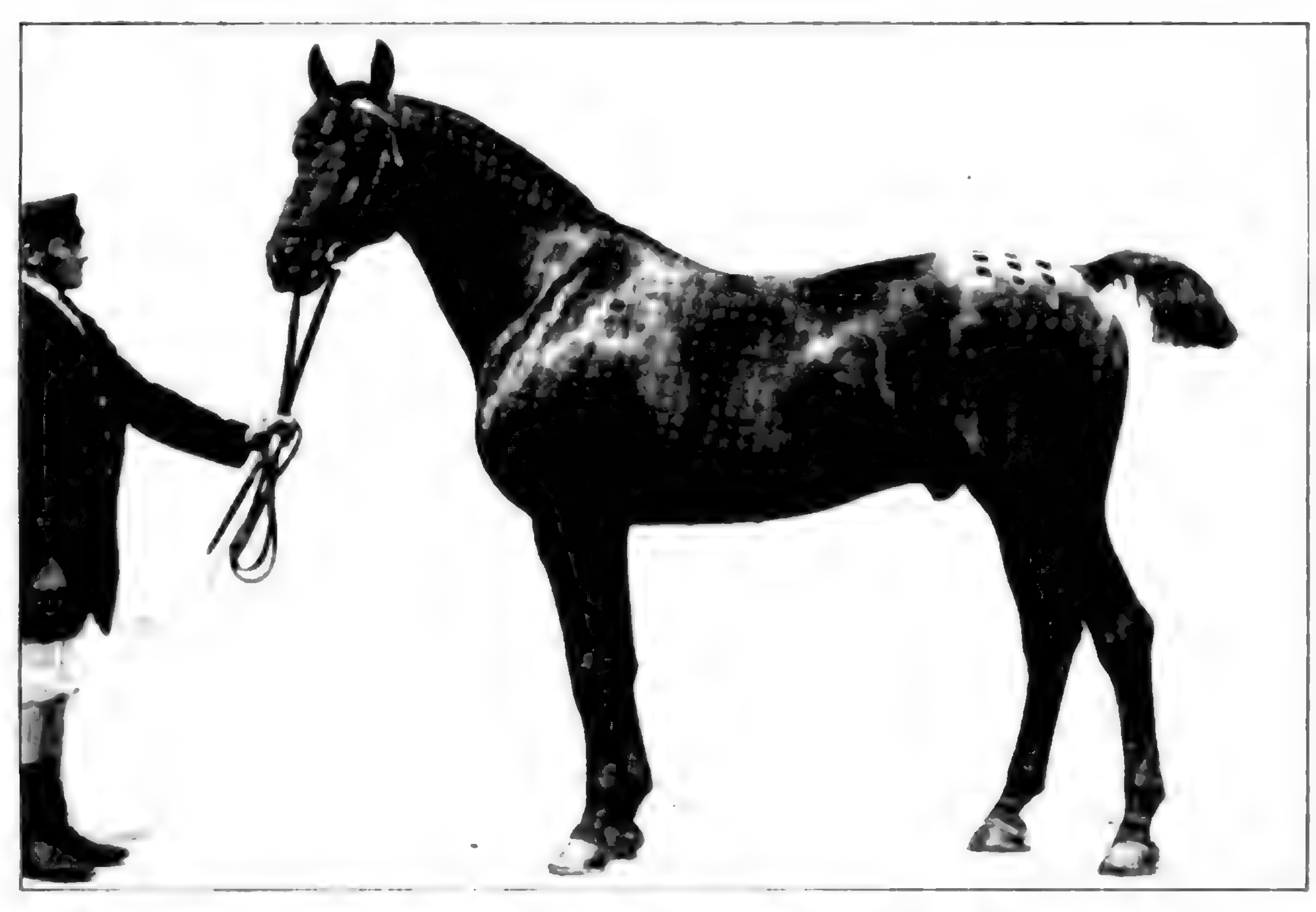
Form, Stärke und so weiter) zur Veredlung der einheimischen Landesrassen verwendet wird, bildet eine ganz besondere Spezies für sich. Von jedem Vollblutpferde muß sich der Nachweis seiner Abstammung väterlicher- und mütterlicherseits bis auf die fernsten Voreltern, die im englischen „Studbook" verzeichnet sind, zurück führen lassen. Die ausgezeichnetsten dieser Pferde, Hengste sowohl wie Stuten, werden, nachdem sie auf der Rennbahn ihren Wert bewiesen haben, als Regeneratoren entweder zur Fortsetzung der Vollblutzucht oder durch Kreuzung mit den Landesrassen zur Veredlung derselben verwendet. Die Produkte der letzteren nennt man Halbblut, und je mehr Vollblut infolge der Blutmischung in ihnen vorhanden ist, edles Halbblut. Diejenigen Vollblutpferde, welche den an sie gestellten Anforderungen auf der Flachrennbahn nicht entsprochen haben, gehen entweder zum Hindernissport — der speziell mehr für die Ausbildung des Reiters bestimmt ist — oder, meist zu Reitzwecken, in Privatbesitz über.

Wer das schnellste Pferd hat, ist zuerst am Feinde. Die Feldzüge des letztvergangenen Jahrhunderts — nicht zuletzt die in Südafrika — haben bewiesen, daß derjenige Herr des Schlachtfeldes ist, der die besten Pferde zur Verfügung hat. Das schließliche Unterliegen der Buren, die unzweifelhaft die besseren Pferde hatten, ist andern Gründen zuzuschreiben. Danach ist es Pflicht jeden Staates, so viel Remontepferde zur Verfügung zu haben, daß er nicht nur die Friedenspräsenzformation des Heeres damit decken kann, sondern auch die Kriegspräsenz, die etwa dreimal so stark ist wie jene. Auf dieser Voraussetzung basiert unsre Warmblutzucht, zu der dann ferner noch die Bedürfnisse an Pferden für Luxuszwecke hinzutreten. Nun ist ja nicht zu leugnen, daß das warmblütige Pferd infolge seines lebhafteren Temperaments und seiner teureren Zucht, auch wegen seiner schwierigeren Aufzucht und späteren Reife der Landwirtschaft und der Industrie — den beiden friedlichen Schwestern — nicht die Dienste leistet wie das schwerere, ruhigere und frühreifere Arbeitspferd leichteren oder schwereren Schlags. Seit der Einführung der durch die Tiefkultur bedingten Kaltblutzucht in deutschen Landen, die etwa vierzig bis fünfzig Jahre zurückdatiert, hat sich demnach ein Gegensatz zwischen den Förderern der Remontezucht und den Züchtern des kaltblütigen Arbeitspferdes gebildet, der immer schärfere Formen annimmt.

Ich muß es mir Raummangels wegen versagen, weiter auf diese für unser Land bedeutungsvolle Frage einzugehen. Bedenklich ist aber unter allen Umständen, daß unser Export an Pferden gegen den Import fast verschwindend ist, daß wir jährlich so viel bares Geld für Pferde — im Jahre 1904 waren es über 105 Millionen —, hauptsächlich schwere Pferde, an das Ausland abgeben müssen. So zum Beispiel hat im Jahre 1903 die Einfuhr gegen 1902 wieder um 13575 Stück zugenommen, bei einer Gesamteinfuhr von 124979 Pferden. Dagegen belief sich die Ausfuhr 1902 nur auf 10955 Pferde. Da sich darunter 4586 nur zu Schlachtzwecken bestimmte Pferde befanden, so verbleibt



Württembergischer Landschlag



Ostpreußisches Halbblut (Trakehner Abstammung)

somit eine Ausfuhr von nur 6369 gebrauchsfähigen Pferden. Da müßte allerdings Wandel geschaffen werden. Nach diesen zurzeit im Vordergrunde des Interesses stehenden hippologischen Zeitfragen wenden wir uns der Betrachtung unsrer deutschen Pferdeschläge zu, die — mit Ausnahme des Kaltblutes — ziemlich abgegrenzte Zuchtgebiete aufzuweisen haben.

Das deutsche Kaltblutpferd ist aus der Vermischung (Kreuzung) inländischer Landschläge mit importiertem Kaltblutmaterial oder direktem Import von kaltblütigen Zugpferden oder durch Aufzucht importierter Kaltblutfohlen entstanden, und zwar haben dazu beigetragen England mit seinen Clydesdale- und Shirerassen, Belgien sehr hervorragend mit seinem Brabanter- und Ardennerpferde und Dänemark mit seinem jütischen Arbeitsschlag, der jedoch nur ein mittelschweres Arbeitspferd, auch für Trabdienst geeignet, repräsentiert. Das rheinische Pferd (einen Vertreter dieser Zucht erblicken wir auf dem ersten Bilde) ist bereits ein konstanter Schlag auf durchaus belgischer Basis geworden. Es wird im ganzen Rheinland und einem Teil von Westfalen, Brandenburg, Pommern, sogar Ostpreußen, ferner in Bayern, Württemberg und im Königreich Sachsen gezogen, während andre Zuchtgebiete, z. B. Provinz Sachsen, Schlesien und so weiter, dem englischen Kaltblüter den Vorzug gegeben haben.

Der rationellen Pferdezucht jeder Rasse dienen die Stutbücher, in welche die angekörten Stuten beziehungsweise deren Nachkommen eingetragen werden. Es läßt sich demnach die Abstammung eines Pferdes bis zum Anfangspunkt verfolgen, was eine höchst wertvolle Basis für die Weiterzucht bildet. Selbstverständlich ist auch das Vaterpferd — meist ein königlicher oder angekörter Hengst — daraus ersichtlich. Taugen nämlich die Eltern — ganz besonders aber die Stute — nichts, so kann man unmöglich von dem Produkt etwas erwarten. Wenn nun auch die Kleinpferdezucht bei den Bauern mit einer oder zwei Zuchtstuten über ganz Deutschland verbreitet ist, so gibt es doch intensive Zuchtgebiete, wo eine spezielle Rasse nach gegebenen Grundsätzen und unter staatlicher Aufsicht gezogen wird. Der Staat gibt die Vaterpferde, Beschäler genannt, die in sogenannten Landgestüten untergebracht sind und zur Deckperiode im Frühling über das ganze Land verteilt werden. Diese Landgestüte enthalten solche Hengste, die nach Ansicht des Staates beziehungsweise des die Landespferdezucht leitenden „Oberlandstallmeisters“ für den Pferdeschlag der betreffenden Gegend passen. Außer diesen Hengsten können auch Privathengste benutzt werden, wenn dieselben — meist einer Hengsthaltungs- oder Zuchtgenossenschaft angehörig — „angekört“, das heißt von einer dazu bestimmten Kommission für passend erachtet worden sind.

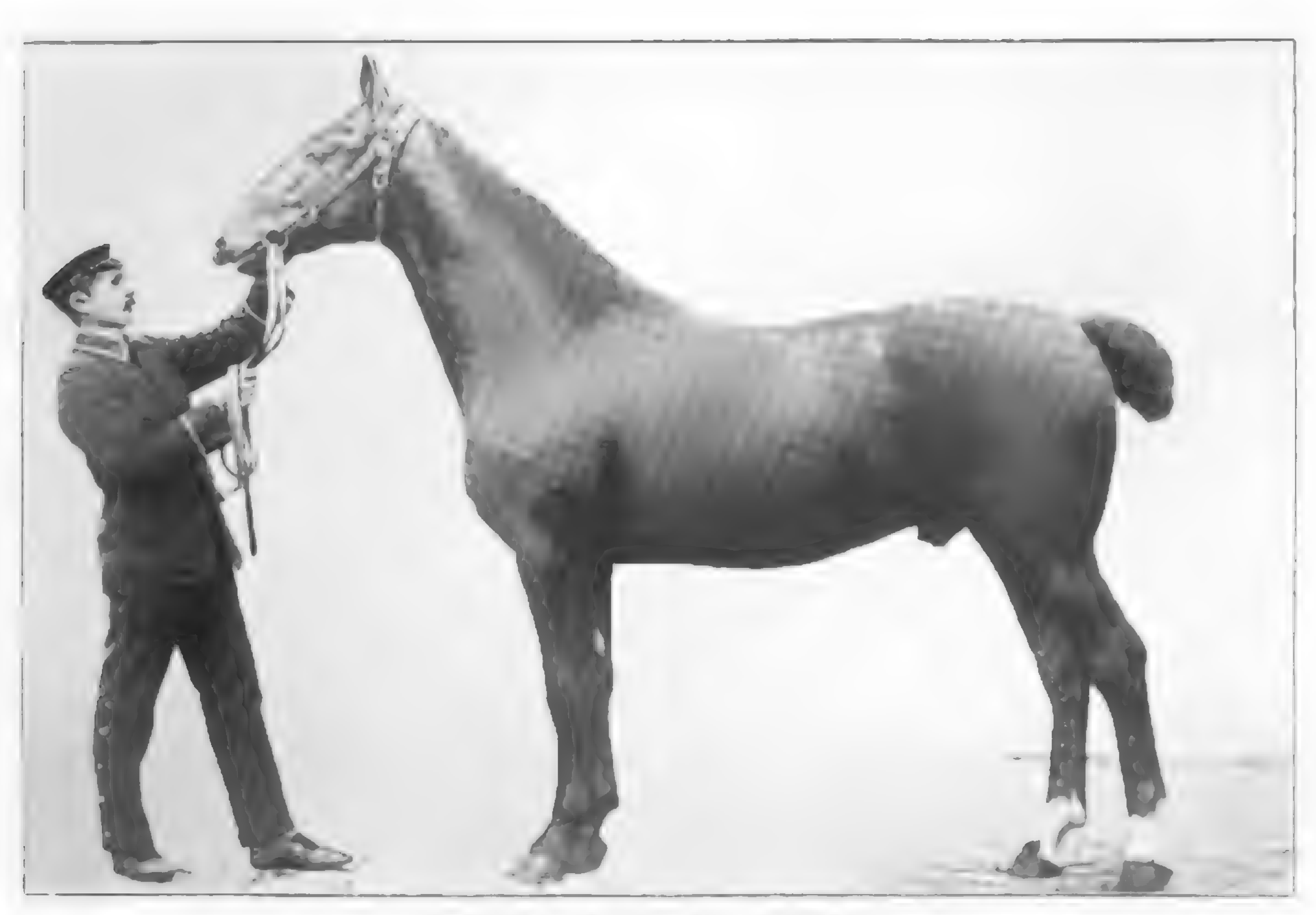
Außer den Landgestüten besitzt Deutschland auch Staatsgestüte, sogenannte Haupt- beziehungsweise Stammgestüte, die zur Zucht der für die Veredlung der Landespferdezucht erforderlichen Hengste dienen. Preußen hat zurzeit deren fünf, Trakehnen, Graditz, Beberbeck, außerdem Neustadt a. D. und

Georgenburg in Ostpreußen, die als Zuchtgestüte bezeichnet werden. Bayern hat Achselschwang und Zweibrücken, Württemberg Marbach und Lippe-Detmold das Sennergestüt Lopshorn. Dazu treten noch einige Hofgestüte: Bergstetten in Bayern, Weil in Württemberg, Harzburg in Braunschweig und Allstedt in Sachsen-Weimar. Es ist folgerichtig, wenn diese Hauptgestüte je nach ihrer Zucht der Umgegend in bezug auf dieselbe einen gewissen Stempel aufdrücken. Am deutlichsten tritt das in Ostpreußen hervor, der am intensivsten die Zucht edeln Warmbluts treibenden Remonteprovinz ganz Deutschlands. Hier ist es das Hauptgestüt Trakehnen, dem die Provinz Ostpreußen, ganz besonders Masuren und Litauen, die Güte ihres Pferdematerials verdankt, so daß sie die Hauptlieferantin sämtlicher Militärremonten Deutschlands geworden ist. Das Trakehner Halbblutpferd, aus Kreuzung von arabischem und englischem Vollblut mit der zähen Landrasse entstanden, ist ein hochedles Pferd von außerordentlich schönen Linien und großer Brauchbarkeit für Reit- und Fahrzwecke, dem das ostpreußische Halbblutpferd aufs innigste verwandt ist. Die starke Zuführung englischen Vollbluts hat hier die mit arabischem Blute begonnene Veredlung vollendet. Das englische Vollblut selber ist ein Zuchtprodukt orientalischer Hengste und englischer Landstuten, und da das Vollblut die Durchschlagskraft der Vererbung von seinen Urvätern her ererbt hat, so verwendet man dieses außerdem in bezug auf seine Leistungsfähigkeit auf der Rennbahn geprüfte Pferd zur Veredlung sämtlicher kulturellen Rassen, die durch Zuchtwahl gezüchtet werden. Das hohe Verständnis der ostpreußischen Groß- und Kleinzüchter hat es verstanden, diese beachtenswerten Resultate zu erreichen, und man ist immer weiter bestrebt, das ostpreußische Pferd so weit zu verbessern, als es eben möglich ist.

Dem ostpreußischen Pferde steht in bezug auf Adel und vornehmes Exterieur das hannöversche Pferd am nächsten. Für Hannover, das im Gegensatz zu Ostpreußen keine größeren Privatgestüte besitzt, sondern seine ganze Pferdezucht auf den Bauernstand stützt, ist das Landgestüt Celle bedeutungsvoll geworden. Der Hannoveraner ist ein hochedles Halbblutpferd mit kräftigem Fundament und von beträchtlicher Größe, das sich für alle Dienstleistungen eignet. Zwar politisch zu Hannover gehörig, produziert Ostfriesland jedoch einen wesentlich andern Pferdeschlag, der dem des Nachbarstaates Oldenburg ähnlich ist. Der Ostfriese ist weniger edel, ein sehr großes, kräftiges Pferd mit viel Aufsatz und schönem Rücken — als Marschpferd, das heißt auf Marschboden aufgewachsen, von etwas lymphatischer Konstruktion —, eignet er sich vorzüglich als stattlicher Karossier, der jedoch auch jede andre Arbeit verrichten kann. Alljährlich im Februar findet in Aurich die Körung beziehungsweise der Verkauf der diesjährigen Hengste statt.



Oldenburger schwerer Kutschschlag (Karossier)



Ostfriesischer starker, edler Kutschschlag



Veredelter leichter bayrischer Landschlag

Dem Ostfriesen am nächsten steht das Oldenburger Pferd. Auch hier ruht die Landespferdezucht gänzlich in bäuerlichen Händen, aber die alte Landesrasse wird hier in sich ohne Auffrischung mit Voll- oder einem andern Blut rein fortgezüchtet. Weniger edel, hat das Oldenburger Pferd den Typus seiner Ahnen beibehalten. Es ist ein sehr kräftiges, hochaufgesetztes und hauptsächlich für den Luxuszug geeignetes Pferd, das allerdings auch die Merkmale der auf der Marsch aufgewachsenen Pferde zeigt. Dieses Pferd aber eignet sich wegen seiner Konstanz gut zur Vermischung mit andern Rassen, wo es die weniger günstigen Merkmale seiner Provenienz verliert und deshalb als Regenerator sehr gesucht ist. Besonders das Königreich Sachsen und Süddeutschland bedienen sich mit Vorliebe des Oldenburger Pferdes zur Auffrischung ihrer Landrassen.



Mecklenburgisches Halbblut

Schleswig-Holstein ist ebenfalls von alters her ein sehr intensiv pferdezüchtendes Land gewesen und nimmt zurzeit unter den preußischen Provinzen mit Bezug auf die Dichtigkeit des Pferdebestandes die vierte Stelle ein. Während die weiter nördlich gelegene Provinz Schleswig hauptsächlich dänisches Kaltblut züchtet, hat Holstein als Zuchtziel ein edles, kräftiges, warmblütiges Wagenpferd mit starken Knochen und hohen räumenden Gängen, das gleichzeitig die Eigenschaften eines schweren Reitpferdes besitzt. Dank der großen Initiative des „Verbandes der Pferdezuchtvereine in den holsteinischen Marschen" ist es gelungen, das Holsteiner Pferd im letzten Dezennium zu immer größerer Bedeutung zu erheben, wobei die von dem Verband gegründete „Reit- und Fahrschule" zu Elmshorn, wo die jungen Remonten dressiert und verkauft werden, von großer Bedeutung geworden ist.

Auch die bayrische Landespferdezucht hat in den letzten Dezennien sehr beachtenswerte Fortschritte zu verzeichnen, insofern dieselbe zwei Landschläge produziert, von denen der eine ein nicht zu schweres Kaltblutpferd, der andre einen warmblütigen Schlag repräsentiert. Besonders letztere Pferde gehen vielfach nach der Schweiz und Italien, wo sie als Postpferde sehr geschätzt sind. Bayern besitzt die beiden Stammgestüte Zweibrücken und Achselschwang, von denen ersteres ein edles, leistungsfähiges für Reit- und Wagenzwecke, letzteres ein leistungsfähiges Halbblutpferd des schweren Wagenschlages — auch für die Landwirtschaft geeignet — züchtet. Unsre Abbildung S. 289 unten zeigt einen Vertreter des warmblütigen Landschlages. Bayern ist der einzige deutsche Staat, der amerikanisches Traberblut in die Landespferdezucht aufgenommen hat, obwohl auch in Preußen bereits einige schüchterne Versuche damit gemacht werden.

In Mecklenburg, dessen einst so hochberühmte Pferdezucht in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts durch die wahllose Benutzung von englischem Vollblut (Anglomanie) fast dem Untergange nahe war, beginnt allmählich durch die Energie seiner Züchter neuerlich wieder eine wirkliche Landesrassenerzeugung zu erstarken, nach-



Holsteiner Marschschlag



Rheinisch-belgischer Schlag (Kaltblut)

dem infolge des Mangels an Mutterstuten jahrzehntelang holsteiner und hannöversche Absatzfohlen aufgezogen worden waren. Der Typus des mecklenburgischen Pferdes, das für Reit- und Wagendienst bestimmt ist, ist deshalb dem der beiden genannten Provinzen ähnlich, wobei hauptsächlich auf Gängigkeit und kräftiges Fundament gesehen wird. Die Pferdezucht in Mecklenburg ruht vornehmlich in den Händen der Großgrundbesitzer.

Wie überall, macht auch Württemberg besondere Anstrengungen zur Zucht eines warmblütigen kräftigen Pferdes, wenn auch der Kaltblutzucht ebenfalls ein breiter Raum gegönnt wird. Die arabische Zucht in dem Hofgestüt Weil ist längst der Vollblutzucht gegenüber zurückgetreten. Privathengste sind dem Körzwang unterworfen, und wenn in Württemberg auch noch keine Stutbuchvereinigung zur Förderung der Warmblutzucht existiert, so wurde doch 1895 ein „Württembergischer Pferdezuchtverein“ in Stuttgart gegründet, dessen Zuchtziel ein mittelschweres, kräftiges, gutgebautes Oekonomiepferd mit genügendem Blut ist, das sich auch zu Artilleriezwecken eignet.

Zum Schluß möchte ich noch erwähnen, daß für die edle Halbblutzucht das edelste Vollblut, dessen man habhaft werden kann, gerade gut genug zur Veredlung ist. Die Vollblutzucht ist nicht, wie die Halbblutzucht, innerhalb Deutschlands an die einzelnen Staaten gebunden, sie ist überhaupt international. Wenn demnach Preußen oder Braunschweig, die beide ein Vollblutgestüt (Graditz und Harzburg) besitzen, einen hervorragenden Vollbluthengst beschaffen, so ist derselbe nicht allein für den betreffenden Staat maßgebend. Es können ihm Stuten aus dem ganzen Lande zugeführt werden, und so pflegt solch ein Pferd nicht nur dem eignen Lande, sondern ganz Deutschland seinen Stempel aufzudrücken — und wenn nicht direkt, so durch seine Nachkommen. In den letzten vierzig Jahren ist die Einführung von hervorragenden Vollbluthengsten englischer und französischer Zucht in die preußische Landespferdezucht nachweisbar bedeutungsvoll gewesen, wenn man sich an die Namen The Palmer, St. Gatien und ganz besonders Chamant erinnert, welch letzterer besonders eine ganz ausgezeichnete Nachkommenschaft hinterlassen hat. Die neuesten Erwerbungen des Grafen Lehndorff, des preußischen Oberlandstallmeisters, auf diesem Gebiete, die Vollbluthengste Ard Patrick und Galtee-More, werden von den Fachmännern als ganz besonders glückliche gepriesen, und selbst die für diese Pferde gezahlten Preise von 420000 beziehungsweise 250000 Mark werden als nicht zu hoch bezeichnet. Mögen diese Hengste denn, die als Nachfolger des unvergeßlichen Chamant dienen sollen, auch die Hoffnungen erfüllen, die auf sie gesetzt sind.



Beim Frühstück. Nach einem Gemälde von Hans Best



Fallendes Laub

Von

R. Francé

Ich habe vor kurzem in meinem Bekanntenkreise eine kleine Rundfrage veranstaltet und wie unversehens im Gespräch die Frage eingemischt, warum wohl das Laub im Herbst abfällt? Ich halte nämlich eine solche Neugierde für höchst nützlich, wenn man darauf ausgeht, den Menschen wertvolle und wirklich bedürfnisgemäße Dinge mitzuteilen. Und das soll ja doch wohl die Aufgabe der Lehrer und Schriftsteller sein.

Da ist es denn ganz erstaunlich, wie wohlverborgen die einfachsten und nächstliegenden Fragen und Antworten für den Menschen sind. Ich will das Ergebnis meiner Rundfrage mitteilen — es ist selbst schon ein Stück merkwürdiger Naturgeschichte.

Warum die Blätter im Herbst abfallen? „Nun, weil das wohl so sein muß," meinten ganz unbefangene Gemüter. „Wir sterben ja doch auch." Und wenn ich sie dann bat, nicht zu vergessen, daß der Tanne Blätter im Herbste fester sitzen denn je, da schwiegen sie verdutzt. Die Kälte tötet sie; erst nach den ersten Nachtfrösten fallen sie zu Tausenden, sagten einige, die viel in der Natur sind. Der Baum ist im Winter doch tot, da könnte er gar keine Blätter ernähren, meinte einer, der zu spintisieren pflegt. Ein Philosoph sagte mit überlegenem Lächeln: „Das ist doch sicher in inneren Lebensgesetzen begründet" — und die meisten wichen der Antwort aus, als Zeichen, daß sie über die Angelegenheit noch nie nachgedacht hatten.

Hätte ich mich also auf die Belehrung durch meine Mitmenschen verlassen müssen, ich stände übel belehrt da. Und so haben wir von fast allen Dingen der Welt eine Nachtansicht, was ich so zu verstehen bitte, daß wir durch die Welt gehen als wie durch ein fremdes Land in tiefer Mitternacht, da man denn einiges tastet, manches ahnt, vieles verzerrt wahrnimmt, sich vor ganz unbegreiflichen Harmlosigkeiten fürchtet, aber an Abgründen und tödlichen Gefahren ahnungslos dahinschreitet und das alles nicht wiedererkennen würde, wenn man es einmal am Tage der Erkenntnis wiedersieht. Wenn man das fallende Laub beim Scheine des Lämpchens betrachtet, das uns in dieser Nacht die Wissenschaft darbietet, findet man, daß es ein sehr betrachtungswürdiger Gegenstand ist.

Die Botanik weiß vor allem, daß der Laubfall nicht erst dann beginnt, wenn das große Sterben durch die Fluren geht, sondern genau dann, wenn die aufschäumende Frühlingslust sich dem wahren Genusse hingibt. Der längste Tag im Jahre ist der Wendepunkt auch im Pflanzenjahr. Professor Wiesner in Wien hat sich die Mühe gegeben, das genau nachzuzählen, und da Statistik, wenn man ihren Sinn weiß, das lebendigste Ding ist, scheue ich mich nicht, hier ein wenig Statistik einzuschalten.

An einem Ahornbaum bei Wien, der 14191 Blätter hatte, fielen davon vom 21. bis 30. Juni schon 7 vergilbte Blätter ab. Im ersten Julidrittel 121; von da ab:

vom 11. bis 20. Juli	167 Blätter
„ 21. „ 30. „	98 „
„ 31. Juli bis 9. August	120 „

vom 10. August bis 20. August . . . . 36 Blätter
" 21. " " 30. " . . . . 128 "
" 31. " " 10. September . . 179 "
" 11. September bis 20. September . 116 "
" 21. " " 30. " . 412 "
" 1. Oktober bis 10. Oktober . . . 3062 "
" 11. " " 20. " . . . 3048 "
" 21. " " 30. " . . . 2343 "
" 31. " " 10. November . . 2749 "
" 11. November bis 20. November . 1293 "
" 21. " " 29. " . . 817 "

Am 30. November stand das Ahornbäumchen ohne Blätter da.

Die kleine Zahlentafel enthält eine Menge Aufklärungen über uns und den Laubfall. Ueber die Menschen gibt sie zu verstehen, daß unsre alltäglichen Urteile nur halbwahr sind. Die Natur ist mitten im Vergehen, und wir Kurzsichtigen jubeln noch über ihr Werden. Ein Fünfundzwanzigstel der Blätter ist dem Baum des Lebens schon entfallen, da wir glauben, erst jetzt sei sein Leben recht erwacht. Aber warum entfallen sie ihm? Sie sind noch jung, und Wärme umschmeichelt sie mehr, als da sie zum Lichte kamen. Die Laubfalltabelle verriet den wahren Grund. Es ist die Abnahme des Lichtes: der kürzer werdende Tag. Und neu ersteht dadurch der tiefe Sinn im Sagaspiel unsrer Altväter, vom Sonnengott Baldur, der im Mittsommer sich bereit macht zum Abschiednehmen. Mit dem Lichte ziehen auch des Lichtes Kinder hinab ins Schattenreich.

Man muß es wissen, warum das Blatt der Pflanze so sehr am Lichte hängt, daß es von ihm seine Kraft bezieht, aus Sonnenstrahlen seines Lebens Kunstwerk webt, weil es nur mit Hilfe des Lichtes die Kohlensäure zersetzen kann. Zu dem Wasser und den vielartigen Stärke- und Zellstoffsubstanzen, die eine Pflanze für Wachstum und Ernährung braucht. Erst dann versteht man den unbedingten Gehorsam, mit dem das Blatt der leisesten Lichtwandlung Folge leistet. Eine Menge der merkwürdigsten Dinge wird durch dieses Gesetz erläutert. Lichtmangel bedingt es, daß bei jedem Baum stets die im innersten Teil der Krone sitzenden Blätter zuerst vergilben, Lichtmangel zwingt oft mitten im Mai bei dichtbelaubten Gewächsen, als da sind: üppige Fliederbüsche und Kastanienbäume, zahlreiche Blätter gleich zum Sterben, nachdem sie sich entfaltet haben. Lichtreichtum aber erhält der Birke lockeres Laub länger am Leben als das grüne Kleid aller andern Waldgenossen. Die Birke kennt gar keinen Sommerlaubfall. Und doch muß auch sie dem Winter kahl entgegensehen. Ueberhaupt, unsre Laubfalltafel verrät es, daß in den Oktoberwochen noch etwas ganz Besonderes mit den Bäumen vor sich gehen muß, denn da schütten sie drei Viertel ihrer sonst sorgsam gehegten „Luftkochmaschinen" von sich. Die Abnahme des Lichtes allein kann nicht die volle Ursache des Laubfalles sein.

Ist es der Herbststurm? Ist es der Frost? Auch im Sommer brausten genug Stürme über den Hag; sie brachen Aeste, aber an denen blieben die Blätter fest haften. Und die Maifröste haben manches Hoffnungsgrün zum dürren Reis gewandelt, aber Blätter schütteln auch sie nicht herab. Wer pflückt die doch? Das tut der Regen — und noch etwas. Der kalte Herbstregen macht auch den Boden kälter, und das benimmt den Wurzeln die Kraft, aus ihm Wasser zu saugen. Dadurch aber entsteht ein ganz veränderter Wasserhaushalt in der Pflanze. Um ihn zu verstehen, muß man wieder einen tiefen Einblick in das Innenleben der Pflanze getan haben und es wissen, daß das Gewächs nicht von der Kohlensäure der Luft allein lebt, sondern auch von mineralischen Stoffen und dem Stickstoff der Erde, die aber in Wasser gelöst werden müssen, um „verdaulich" zu sein, die also mit dem Wasser des Bodens durch die Wurzeln heraufgesogen werden bis zu den Blättern. Die Mineralien werden umgewandelt und bleiben; das Wasser aber kann sich nicht ansammeln. Es muß weg, es wird verdunstet, und wo könnte es besser verdunsten als aus den flachen, ausgebreiteten Blättern? Darum sind sie stets dem Wasserhaushalt angepaßt. Wird aus sumpfigem Boden viel Wasser aufgenommen, sind sie groß, um es rasch loszuwerden; in der Steppe, die mit dem Wasser kargt, sind sie ganz klein; im trockenen Sandboden werden sie zu den Nadeln der Föhre und Tanne, und wenn einem sonst reichlich mit Wasser versehenen Baum auf einmal die Wasserleitung gesperrt wird — da fallen seine Blätter ab. Bei uns zu Beginn des Winters, in den Tropen zu Beginn der Sommerdürre.

Tritt nicht aus allen diesen Erkenntnissen immer klarer die Pflanze selbst als handelndes Wesen hervor? Sie wählt und prüft und entscheidet hier, und Licht, Kälte, Dürre, Regen, die ganze Außenwelt ist ihr nicht mehr als das Hemmnis, das sie überwindet, indem sie sich ihm anpaßt.

Und wenn man erst einmal, ergriffen von diesem neuen Gefühl, das erst unsre neue Zeit in der Natur wiederfindet, durch den herbstkahlen Wald geht und dem letzten fallenden Blättlein mit Gedanken nachhängt, werden diese starren, frostigen Bäume ringsum, wie in einem alten deutschen Märchen, auch seltsam menschlich vertraut. Das „Noch etwas", das vorhin die Wissenschaft mit Rätselmund so sinnend sprach, gewinnt nun Gestalt. Es steht noch etwas in der Pflanze, das man nur mythologisch ausdrücken könnte, wenn kühle Wissenschaft nicht dafür ein klares Wort gefunden hätte. Sie nennt es die Selbststeuerung der Pflanze. Und setzt sie nun überall hin als letzten Grund für das Sinnvolle ihres Lebens.

Selbststeuerung leitet den Baum in der Nahrungsaufnahme durch die Blätter, in der Ernährung durch die Wurzel. Selbststeuerung bringt ihn dazu, seine Blätter in Einklang mit seiner Lebensweise zu setzen; weil er sich selbst steuert, hat er sie als Tannennadel so gefügt, daß sie selbst bei der verminderten Wasserzufuhr des Winters nichts von dem kostbaren Naß verschwenden, weshalb sie auch auf ihrem Platze geduldet bleiben; weil er sich selbst steuert, bereitet er den Laubfall schon wochenlang früher vor, als er wirklich erfolgt, schafft zuerst brennendrote und warme Schutzfarben auf den Blättern, die der lebenshemmenden Nachtkühle ein Weilchen entgegenwirken, bis alles wohlbesorgt und jeder kostbare Stoff aus den Blättern vor dem Abschiednehmen zurückgezogen ist in den

Gewitterregen. Nach einer Radierung von Felix Hollenberg

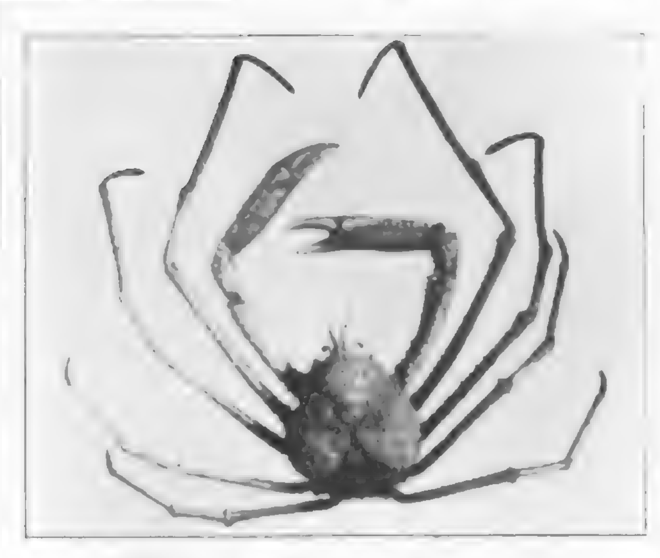
Stamm, und dann gibt er selbst das Zeichen und entläßt seine Diener. Durch innere Wachtumsvorgänge sperrt der Baum den aus dem Dienst entlassenen Blättern die Ernährung, lockert selbst den Zusammenhang ... Und wenn dann heimlich der Todesfrost sich in die Wälder schleicht und mit Hallo der wilde Jagdsturm Odins in den Wipfeln schüttert, da haben die Lebensfeinde nichts mehr zu töten und zu verderben. Sie reinigen nur den Baum von der Last des Ueberflüssigen. Er aber steht gelassen und wirkt im Winter schon wieder auf neue Ziele hin.

Das ist die wahre Geschichte des Laubfalls. Sie ist nicht traurig und hat nichts mit dem Tode zu tun, sondern nur mit dem Leben allein. Und löst mit sicherer Hand den Vorhang von dem Urempfinden unsers Volkes, dem einst der Baum heilig und nahe stand. Denn was uns Wissenschaft da mit hellen Begriffen verständlich machte, es ist nichts andres, als was einst im deutschen Wald der Skalde deutete, da er sang vom Blumenelf, der bei des Lichtes Geburt hinaustritt in die Welt und, da das Licht nun Abschied nahm, zurückkehrt in sein Heiligtum: den Baum.

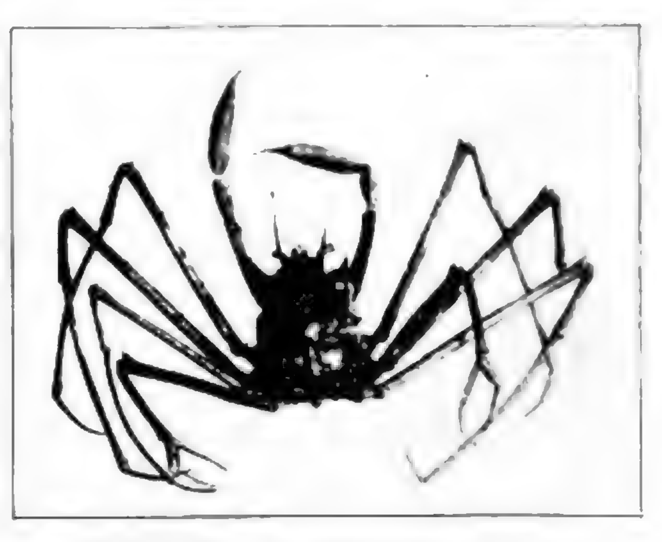


Eine Galathee der Tiefsee (Munidopsis) mit pigmentarmen Augen; natürliche Größe

(Zu dem nachfolgenden Aufsatz „Tiefseekrebse")



Tiefseekrabbe Pleistacantha moseleyi



Tiefseekrabbe Homolochunia valdiviae



Auge eines Tiefseekrebses; stark vergrößert

Tiefseekrebse

Von

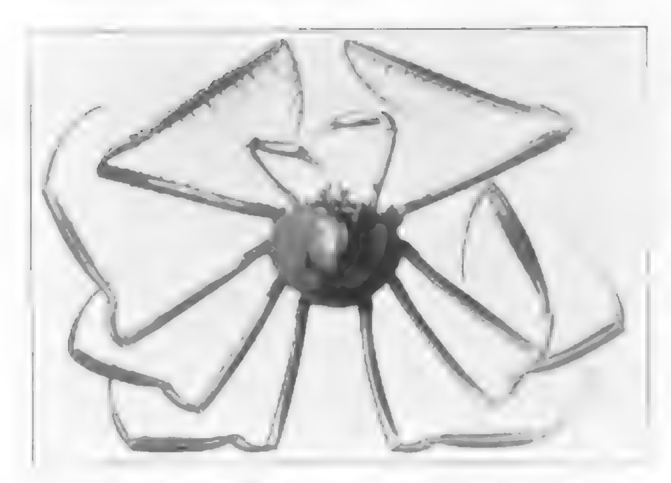
K. Diederichs, Eutin

(Hierzu zehn Abbildungen nach Zeichnungen und Photographien)

Homer besingt in seinen Liedern das Meer als unfruchtbar, und dieser Glaube, der Ozean sei in seinen Tiefen ein einziges großes Grab, herrschte bis weit in unser Jahrhundert hinein. Wohl wußte man, daß an der sonnigen Meeresoberfläche Leben sich tummelte: man sah Fische darin schwimmen, man kannte sowohl den Hering wie das fälschlich „Walfisch" getaufte Seesäugetier, man wußte auch von Muscheln und Krebsen, aber die Tiefen dachte man sich finster und tot. Auch über die Tiefenverhältnisse selbst herrschten höchst vage Anschauungen, und diejenigen Forscher, die annahmen, die größten Meerestiefen entsprächen ungefähr den höchsten Bergen der Erde, hatten so ganz unrecht nicht. Allerdings geht die größte zurzeit gemessene Seetiefe noch gut 800 Meter darüber hinaus, denn die tiefste Meeresstelle, die im Stillen Ozean unweit Japan liegt, beträgt 9644 Meter, während der höchste Berg, der Gaurisankar im Himalajagebirge, nur 8840 Meter mißt. Ueber diese gewaltigen Tiefen hinüber hatte der Mensch auf seinen Schiffen längst die fremden Weltteile erforscht, ehe er sich für dieselben selbst zu interessieren begann. Den eigentlichen Anstoß dazu gaben die Terrainstudien zur Legung der transatlantischen Kabel. Als man dabei hin und wieder ganz zufällig auf tierisches Leben stieß, wurde auch das Interesse für die Tiefseetiere lebendig. Man rüstete Tiefseeexpeditionen aus. Erst bescheiden, dann immer großartiger, und jetzt in ihren Ergebnissen liegt die Reihe dieser Spezialforschungen hinter uns als ein gewaltiges Stück menschlicher Geistestat. Durch sie ist der alte homerische Glaube gründlich zerstört; bis in die tiefsten Tiefen des Ozeans herrscht



Typus eines Tiefseekrebses mit großen Augen (Glyphocrangon spinulosa)



Tiefseekrabbe Platymaia wyville thomsoni

allerorten das regste Leben. Ja, man glaubte sogar eine Zeitlang, die Tiefsee berge Tiere, wie solche in den längst verschollenen Urtagen der Erde lebten. Diese Hoffnung hat sich als trügerisch erwiesen. Ichthyosaurus und Plesiosaurus, die seeschlangenartigen Mosasaurier, die Ganoidfische und die metergroßen Riesenkrebse waren endgültig dahin. Aber anstatt dessen kam eine ganze Märchenwelt neuer toller Tierformen aus der Tiefsee an das Tageslicht. Es liegt auf der Hand, daß diese Organismen, die in ungeheuerlichen Tiefen des Ozeans leben, auch in ihrer äußeren Erscheinung der Anpassung unterworfen sind. Fische und besonders Krebse haben sich denn auch staunenswerte Anpassungskunststücke an die völlig abnormen Bedingungen der schaurigen Tiefen geleistet. Diese seltsamen Styxbewohner sind selbst in ihrer Art ein markantes Beispiel Darwinscher Entwicklungstheorie, nach der alles Lebendige dieser Welt als Spielball entscheidender Anpassungsgesetze erscheint.

Da gibt es Krebse, wie zum Beispiel die Nematocarcinusarten aus Tiefen von 2000 Metern, die so prachtvoll rot aussehen, als kämen sie gleich gekocht von dort unten. Ihre Beine sind monströs verlängert, außerdem befinden sich an den Fußenden noch ganze Büschel feiner Sinnesborsten. Alles deswegen, weil diese Krebse in Tiefen hinabgegangen sind, wo der Meeresboden überall mit weichem Globigerinenschlamm bedeckt ist. Ruht dieser Krebs nun auf seinen langen Spinnenbeinen, so beherrscht er eine große Fläche, auf die seine Last verteilt ist; dadurch läuft das Tier weniger Gefahr, in den Schlamm einzusinken. Neben ihren langen Beinen haben



Tiefseekrabbe Carcinoplax longimanus typicus (Japan)

viele zu der Gattung der Garneelen gehörende Tiefseekrebse, wie auch manche andre Art, z. B. die Sergestieden, von denen die deutsche Tiefseeexpedition Exemplare aus Tiefen von 4000 Metern heraufholte, kolossal entwickelte Fühler. Oft erreichen dieselben das Zehn- bis Zwanzigfache der gesamten Körperlänge. Bei dem Krebs Aristaeopsis von der Somaliküste sind dieselben sogar $1^1/_2$ Meter lang. Mit diesen imposanten Antennen spüren die Krebse in der Tiefseefinsternis die leiseste Erschütterung des Wassers aus weiter Entfernung, somit können sie sich rechtzeitig vor nahenden Feinden in Sicherheit bringen.

In enormen Schwärmen hausen in Tiefen von 1000 bis 2000 Metern die Schizopoden. Als arge Räuber haben sie sich neben langen Fühlern gewaltige in Scheren und Stilette auslaufende Raubfüße zugelegt. Andre Krebsarten haben zwar keine so mächtig entwickelten Beine und Fühler, dafür aber ist ihr ganzer Körper mit den feinsten Tasthärchen überzogen. Einen solchen für die finstere Tiefsee zweckmäßigen Pelz hat zum Beispiel der zur Familie der Astaciden, zu der auch, nebenbei gesagt, unser Flußkrebs gehört, zählende interessante Krebs

Ein völlig blinder Tiefseekrebs (Pentacheles spinosus)

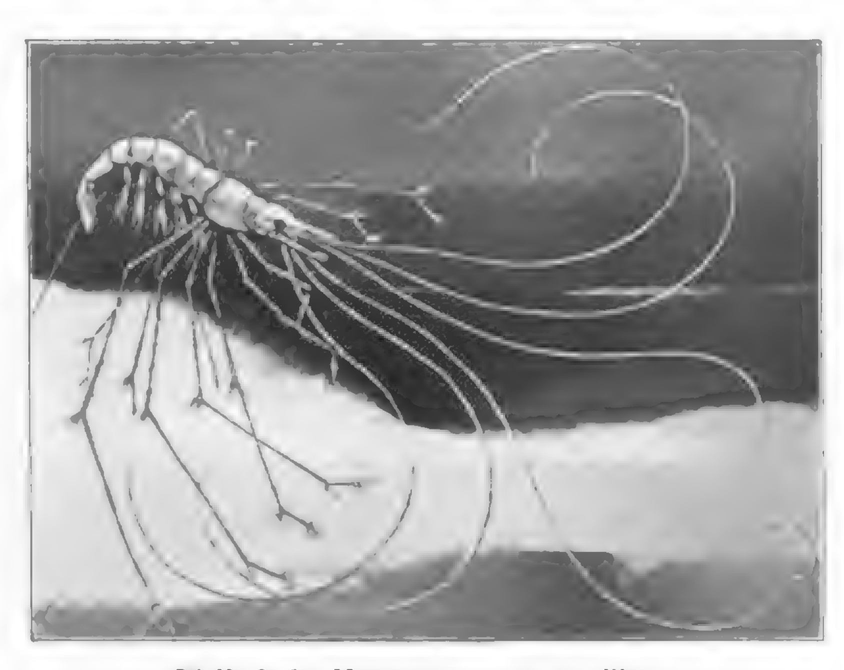


Tiefseekrabbe mit gänzlich verkümmerten Augen

Nephrops aus dem Mentaweibecken. Ebenso der zur gleichen Gattung zu rechnende seltsame Thaumastocheles zaleuca aus den westindischen Gewässern, von dem manche Forscher annehmen, er lebe beständig im Schlamme eingegraben und bloß seine riesigen Scheren ragen beutegierig und greifbereit heraus. Diese besonders ausgebildeten Tastorgane sind den Tiefseekrustern sehr vonnöten, denn eine große Anzahl derselben hat entweder gar keine Augen oder sie sind mindestens derart zurückgebildet und pigmentarm, daß von einem Sehen nicht die Rede sein kann. Völlig erblindete Tiere sind uns längst bekannt. Von den blinden farblosen Molchen, von den blinden Spinnen und Käfern der Adelsberger Grotte und der Mammuthöhle Amerikas wußte man längst, bevor man blinde Tiefseetiere gesehen hatte. In der stygischen Finsternis der Grottenschlünde wie der Tiefsee sind die Sehorgane der Organismen allmählich eingegangen, weil sie nicht mehr gebraucht wurden.

So hat der interessante Tiefseekrebs Thaumastocheles seine Augen vollständig eingebüßt, keine Spur davon ist mehr zu finden. Ebenso der blaßrote Krebs Pentacheles von der ostafrikanischen Küste. Dieser letztere Krebs mit seinem feinen Pelz von Sinneshaaren ist noch insofern höchst interessant, als man seine Gattung, diejenige der Kryoniden, bisher nur aus trefflich erhaltenen Abdrücken im Solnhofener lithographischen Schiefer kannte. Sind aber die Augen der Tiefseekrebse nicht völlig verloren gegangen, so sind sie bei vielen Arten mindestens sehr zurückgebildet. Die Rückbildung des Sehorgans äußert sich in einer gewissen Pigmentarmut oder einer Umformung der Retina, dabei sind diese funktionslosen Augen oftmals äußerlich wohlerhalten, innerlich jedoch bloß mit Bindegewebe ausgefüllt, wie zum Beispiel bei der Gattung Munidopsis. Außer diesen blinden Tiefseekrustern fanden sich auch solche mit ungewöhnlich großen Augen, und ihr Vorkommen in der stygischen Tiefseefinsternis überraschte nicht wenig. Solche monströs entwickelte Augen, die nicht selten purpurrot glühen, haben die Nephropsarten, manche Schizopoden und die zu den langschwänzigen Krebsen gehörende Gattung Glyphocrangon. Bei einigen Krebsarten, den sogenannten Amphipoden, hat diese Augenentwicklung es zu regelrechten Teleskopaugen gebracht. Diese eigentümliche Umbildung ist dadurch zustande gekommen, daß sich ein Teil der Glieder jener großen Facettaugen derart verlängerte, daß eine Zweiteilung in ein Frontauge und in ein Seitenauge daraus wurde.

Warum gab es nun neben völlig blinden Krebsen auch solche mit kolossal großen Augen in den Wassern der Tiefe? Dieses Rätsel löste eine dritte Tierform, die aus der Tiefe heraufgebracht wurde. Viele Tiefseetiere wie Fische, Krebse, Polypen, Seesterne und so weiter besitzen die Gabe, wundervoll zu leuchten. Sie haben Vorrichtungen, die sie ganz willkürlich in phosphorischem Schein erglühen lassen können. Bald sind es leuchtende Sekrete, die abgesondert werden, wie bei dem Gnathophausiakrebs, der eine smaragdgrüne Leuchtflüssigkeit aus sich herausstrudelt. Bald erstrahlt der ganze Tierkörper in magischem Glanze und bald ist das Leuchtvermögen auf bestimmte Organe beschränkt, so bei den meisten abyssischen Schizopoden. Diese Leuchtkrebse bringen ein sanftes Licht in die ewig finsteren Tiefen, sie erhellen sich ihren Weg selbst. Kein Wunder, daß diese Fackelträger ihre Augen nicht verkümmern ließen. Ebenso werden durch diesen hellen Schein in der Meeresnacht auch noch manche andre Styxbewohner, die



Tiefseekrebs Nematocarcinus gracilipes

nicht selbst leuchten, veranlaßt, ihre Sehorgane recht weit aufzutun. Auch das drollige Heer der Krabben hat seine Vertreter in der Tiefsee. Sind schon die Litoralformen dieser Brachyuren höchst sonderbare Gestalten, so steigert sich das bei den abyssischen Krabben ins Fratzenhafte. Solche abenteuerliche Form ist zum Beispiel eine Homolide, welche die Valdiviaforscher an der ostafrikanischen Küste entdeckten. Anstatt an den Vorderbeinen trägt diese dunkelrote Krabbe ihre gewaltigen Scheren an den Hinterbeinen. Nahe Verwandte sind die wie lebende Nadelkissen umherlaufenden Lithodeskrabben, deren ganzer Körper bis auf die Gliedmaßen über und über mit nadelscharfen Dornen besät ist. Sicher sind diese Tiefseegenossen bei der bekannten Rauflust der Krabben furchtbare Gegner. Als eine gleichfalls stark wehrhafte Krabbe ist die große Platymaia wyville thomsoni anzusehen. Diesen Krebs, dessen lange Beine mit mächtigen Dornen bewehrt sind, bezeichnet die deutsche Tiefseeexpedition als einen ihrer interessantesten Funde. Zu den Tiefseekrabben gehört auch der größte aller lebenden Krebse, die in den japanischen Gewässern bei 345 Faden hausende Makrocheirakrabbe, ein Koloß, dessen gewaltige Beine zirka 3 Meter klaftern.

Selbst die Familie der Einsiedlerkrebse bewohnt die Tiefsee. Diese sonderbaren Käuze, die man häufig in unsern Aquarien bewundern kann, lieben es bekanntlich, ihren weichen Hinterleib in ein leeres Schneckenhaus zu stecken und dasselbe huckepack mit sich herumzutragen. Schneckenhäuser aber sind in den abgrundtiefen Wassern selten, der Einsiedler jedoch weiß sich zu helfen, er ändert einfach seine Lebensgewohnheiten. Sein sonst asymmetrisch gekrümmter Hinterleib wird symmetrisch und gerade. Dadurch ist er imstande, hohle Holzstücke, Bambusstengel und dergleichen als Wohnung zu benutzen, wie es beispielsweise der Xylopagurus rectus macht. Genau wie seine Vettern der Oberfläche liebt es auch der Tiefseeeinsiedler, mit Seeanemonen (Aktinien) ein Kompagniegeschäft auf gegenseitigen Vorteil zu schließen. Im allgemeinen sitzt die Anemone auf dem Hause des Krebses. In der Tiefsee aber gibt es Arten wie die Epizoanthus, die den Krebs ganz umgeben. Sie lösen nämlich die Kalksubstanz des Schneckenhauses, auf dem sie anfangs auch saßen, völlig auf und werden dann sehr groß und knorpelhart. So hüllen diese Anemonen zuletzt den weichen Leib des Einsiedlerkrebses ganz ein. Man denke sich, Tier lebt buchstäblich in Tier friedlich miteinander. — Gewiß ein wunderbares Märchen, das uns der Naturforscher aus der Tiefsee erzählt.

Literatur

Städte und Landschaften, herausgegeben von **Leo Greiner** (Stuttgart, Carl Krabbe Verlag, Erich Gußmann; München, Georg Müller). Monographien und kein Ende! Allen tiefsinnigen zeitpsychologischen Forschungen zum Trotz, die in der Monographie den besten, ja den einzigen Ausdruck der modernen Psyche erblicken wollen, darf man wohl zunächst die Bedürfnisfrage aufwerfen. Der Erfolg muß die Antwort geben. Aber kann man außerdem die Psychologie eines Kulturzentrums, das Wachsen und Werden einer vielhundertjährigen Geistes- und Arbeitsgemeinschaft in knapp hundert Seiten darstellen? Ja, selbst die Form, die stark ausgeprägte Subjektivität als das Wesentliche des Essays zugegeben, wird nicht dieses Mißverhältnis zwischen der Größe des Stoffes und der Enge des Raumes den Subjektivismus zur Ueberspannung, das Persönliche zur Bizarrerie, das Urteil leicht zum Verdikt führen? An dieser Klippe ist meines Erachtens **Joseph Ruederer**, dessen „**München**“ die Serie einleitet, gescheitert. Wie bei allen Ruedererschen Werken verblüfft auch hier zunächst die Originalität der Auffassung, die ihm eigne gewaltsame Art, den Stoff anzupacken. Dann aber schleicht sich doch das Gefühl ein, daß der Kraftanstrengung das Resultat eigentlich nicht entspricht, daß der Autor wohl die Backen aufbläst, seine Stimme aber keineswegs einen starken Klang hat. Auch hier kommt die gequälte Ruedererſche Lustigkeit zum Vorschein, diese von jeglichem Humor verlassene Satire, die aber auch den überlegenen Standpunkt völlig vermissen läßt. Dabei ist das Ganze sehr wenig einheitlich: neben gelungener Satire steht trockener Bericht und neben tiefsinniger Analyse ganz gewöhnlicher Klatsch. Man hat das Gefühl, daß eine große schriftstellerische Begabung von einer stärkeren Hemmung in Schach gehalten wird, und daß die Rolle eines bajuvarischen Molière, die Ruederer so gern spielen möchte, ihm im Grunde gar nicht liegt. Man braucht nur das letzte Kapitel zu lesen, wo der Autor gleichsam die verzerrte komische Maske abwirft und in einer prachtvollen Phantasie seine wahre Natur offenbart. Da fühlt man eine starke Natur, eine ganz gewaltige poetische Kraft. Ruederers Zukunft liegt, so meine ich, auf diesem Wege. Hoffen wir, daß er das bald selber erkennt. Die letzten Jahre haben ihm keine Erfolge beschert. Es wäre jammerschade, wenn eine so starke Begabung sich an problematischen Versuchen aufreiben sollte und einem zweifelhaften künstlerischen Ideal eine reiche Persönlichkeit zum Opfer bringen. **Hermann Bahrs** „**Wien**“ ist das zweite Stück der Sammlung. Bahr, als gewandter Essayist mit Politik und Leben vertraut, verzichtet auf eine gewaltsame Originalität, dagegen ruft er aus der Unterwelt einen mächtigen Schatten zum Sukkurs: Ferdinand Kürnberger. Das beste in Bahrs Buch sind unstreitig Kürnbergers Sätze. Aber auch davon abgesehen, ist Bahrs Art zu sehen und zu schildern ungemein einschmeichelnd; es hätte der Reklame durch den Wiener Staatsanwalt nicht bedurft, um dem Büchlein, aus dem stets ein vornehmer Geist spricht, viele Freunde zu gewinnen. Die drei nächsten Hefte fallen unter den Begriff Landschaften. Die im Eingang erwähnten Bedenken kehren hier in verstärktem Maße wieder. Zu eng der Rahmen für so große Bilder! Das fühlt **Wilhelm von Scholz** auch sehr wohl. Darum begnügt er sich in dem Heft „**Der Bodensee**“ eigentlich mit der Schilderung einiger Ausflüge, die ihn von ungefähr von seinem Standquartier in der Nähe von Konstanz hin und her über das Schwäbische Meer führen. Der touristische Anstrich der Kapitel wird durch ein paar sehr ansprechende landschaftliche Stimmungsbilder, die Scholz von seiner besten Seite zeigen, gemildert. Alles in allem steht aber doch der Titel in zu krassem Widerspruch mit dem Inhalt. Historisches, Ethnologisches scheidet fast völlig aus. Wichtige Plätze am See, wie etwa Lindau, werden nur mit ein paar Zeilen erwähnt und eine ganz zufällige Bergtour dafür recht ausführlich beschrieben. **Paul Ernsts** „**Harz**“ beginnt nach Analogie von Cäsars Bellum gallicum: „Es sind vier Gebiete im Harz zu unterscheiden“ und so weiter. Derselbe trockene Ton wird im ganzen Büchlein festgehalten. Man merkt unschwer, diese ganze Art der Darstellung ist der künstlerischen Natur Paul Ernsts durchaus fremd. Nur hier und dort geben allerhand Kindheitserinnerungen dem Bilde etwas frischere Farben. **Wilhelm Schäfers** „**Niederrhein**“ zeichnet sich vor den andern Bänden durch sehr gut gewählten Illustrationsschmuck aus: der Autor steht mit der bildenden Kunst in engster Fühlung. Auch sonst ist das Büchlein zu den am meisten gelungenen zu rechnen. Es schildert nicht nur die Landschaft, sondern auch das Leben, Handel und Wandel, Industrie und so weiter in knappen Skizzen mit scharfem Auge und sicherem Strich.



Hofphotograph Eugen Kugler, Tuttlingen

Großherzog Friedrich von Baden †





Wilhelm Holzamer †

Wilhelm Holzamer †

Als Großherzog Ernst Ludwig von Hessen die Künstlerkolonie in Darmstadt begründete, berief er gleichzeitig mit den sieben bildenden Künstlern, die auf der Mathildenhöhe ein „Dokument deutscher Kultur“ schaffen sollten, auch einen Dichter in seine Residenz, der bis dahin, als Dorfschullehrer in engen Verhältnissen festgehalten, seinem inneren Beruf nur wenig hatte folgen können. Es war der jetzt in Berlin im Alter von erst siebenunddreißig Jahren verschiedene Wilhelm Holzamer. Zu Nieder-Olm bei Mainz 1870 geboren, war er eine Reihe von Jahren als Lehrer in Heppenheim an der Bergstraße tätig, bis der Großherzog ihn, um seinem Talent die Möglichkeit freierer Entfaltung zu geben, als seinen Bibliothekar nach Darmstadt berief. Diese Stellung gab Wilhelm Holzamer nach einigen Jahren wieder auf, um ganz als freier Schriftsteller zu leben, und hielt sich als solcher erst in Paris als Korrespondent deutscher Zeitungen und später in Berlin auf. Holzamer war ein Dichter von nicht sehr starker, aber feiner und sympathischer Eigenart; sein Schaffen bewegte sich in aufsteigender Linie und ist durch seinen frühen Tod in einer schönen, stetigen Entwicklung abgebrochen worden. Lyrik, Novellen und Romane (unter denen „Peter Nockler, Geschichte eines Schneiders“ der bekannteste wurde), aber auch Essays über Gegenstände der Literatur und der bildenden Kunst machen das Lebenswerk des emsig, aber nie oberflächlich Schaffenden aus, der sich auch als Mensch bei allen, die ihm näher traten, herzliche Sympathie erwarb.

Fürst Ferdinand von Bulgarien

Als im Sommer 1887 Prinz Ferdinand von Koburg-Kohary sich bereit erklärte, den bulgarischen Thron zu besteigen, begleitete ganz Europa diesen Schritt mit unverhohlener Skepsis. Der Prinz wurde fast allgemein als indolenter Müßiggänger geschildert, den nur der Ehrgeiz seiner Mutter, der Prinzessin Clementine, auf den lebensgefährlichen Posten gedrängt hätte und dem nur der Reichtum seiner Mutter, der klugen Tochter des ökonomischen Louis Philippe, in dem trinkgelderdurstigen Land festen Rückhalt geben könnte. In den zwanzig Jahren seiner Regierung, deren Jubiläum in der letzten Augusthälfte vom ganzen Fürstentum mit großem Enthusiasmus gefeiert worden ist, hat sich das Urteil über Persönlichkeit und Wirken des Fürsten Ferdinand langsam, aber gründlich gewandelt. Seine zähe, gegebenenfalls wohl auch skrupellose Energie, seine eminente diplomatische Begabung haben im Innern des Fürstentums Ordnung und Wohlstand beträchtlich gefördert, nach außen hin den kleinen Staat zu einem der wichtigsten Faktoren in der vielverschlungenen Balkanpolitik gemacht. Nach dem Tode seines unversöhnlichen Feindes Alexander III. stand der ihm lange versagt gebliebenen Anerkennung seiner Fürstenwürde nichts mehr im Wege, und auch die Erhebung Bulgariens zum Königreich wird Fürst Ferdinand noch erleben, der sich, wie je einer, mit dem Spruch trösten kann: „Es kommen alle Dinge zu dem, der zu warten versteht.“



Phot. Balogh, Budapest

Links: Prinzessin Eudoxie-Augusta, Prinz Boris; rechts: Prinz Kyrill, Prinzessin Nadeschda

Fürst Ferdinand von Bulgarien mit seinen Kindern



Phot. Ch. Trampus, Paris

Prinz Georg von Griechenland



Phot. Ch. Trampus, Paris

Prinzessin Maria Bonaparte

Zur Verlobung des Prinzen Georg von Griechenland

Prinz Georg von Griechenland, der sich kürzlich mit der Prinzessin Maria Bonaparte verlobt hat, ist der am 24. Juni 1869 in Korfu geborene zweite Sohn des Königs Georg I. und der Königin Olga. Er ist in weiten Kreisen als Generalkommissar der Mächte auf Kreta bekannt geworden, ebenso aber als Begleiter des jetzigen Zaren auf seiner im Jahre 1891 unternommenen Weltreise, auf der er ihm in Japan das von einem Fanatiker bedrohte Leben rettete. Gegenwärtig bekleidet er die Charge eines Vizeadmirals. Die Verlobte des Prinzen steht im 25. Lebensjahre. Sie ist die Tochter des Hauptes der älteren Linie des Hauses Bonaparte, Prinzen Roland Bonaparte, der ein hochgebildeter, gelehrter und kunstfreundlicher Mann ist und besonders durch geographische Forschungsreisen einst großes Aufsehen erregt hat. Ihre Mutter, eine Tochter des Spielpächters Blanc in Monte Carlo, starb wenige Wochen nach der Geburt der Prinzessin, die als eine der reichsten Erbinnen in den europäischen Fürstenhäusern gilt. Die Vermählung des Brautpaares wird im Laufe des kommenden Winters stattfinden.



Phot. Wilse, Christiania

Edvard Grieg †

Sully-Prudhomme †

Der am 8. September verstorbene französische Lyriker René François Armand Sully-Prudhomme war in Deutschland nur einem kleinen Teil des literaturfreundlichen Publikums bekannt, als ihm im Jahre 1901 der Dichterpreis der Nobelstiftung zuerkannt wurde. Obwohl diese Verleihung in Anbetracht des internationalen Charakters der Nobelstiftung etwas Ueberraschendes hatte und auch behielt, ist doch nicht zu bestreiten, daß Sully-Prudhomme, der den sogenannten „Parnassiens“ beigezählt wird, unter den Dichtern seines Vaterlandes einen sehr hohen Rang einnimmt, weniger durch die Stärke seines poetischen Empfindens und Ausdrucksvermögens als durch die meisterhafte Beherrschung der lyrischen Kunstform und durch den tiefen Gedankengehalt seiner Dichtungen. Seine Popularität in Frankreich verdankt er insbesondere dem Gedicht „Le vase brisé“ („Die zersprungene Vase“), das auch in Deutschland in mehreren Uebertragungen bekannt geworden ist. Sully-Prudhomme war am 16. März 1839 in Paris geboren. Sein erstes, 1865 erschienenes Buch war die Gedichtsammlung „Stances et Poèmes“.



Phot. Granger, Paris

Sully-Prudhomme †

Edvard Grieg †

Die Nachricht, daß der bedeutendste norwegische Tonsetzer der Gegenwart, Edvard Grieg, am 4. September in Bergen gestorben ist, hat auch in Deutschland tiefe Trauer und Teilnahme geweckt, denn Griegs musikalische Schöpfungen haben durch ihre echt nordische rhythmische und harmonische Eigenart bei uns wie in den andern europäischen Kulturländern von jeher großen Anklang gefunden und dem Meister eine an Zahl und innerer Bedeutung ansehnliche Gemeinde geschaffen. Grieg, der am 15. Juni 1843 in Bergen geboren war, erhielt, kaum fünfzehnjährig, seine erste höhere Ausbildung auf dem Konservatorium in Leipzig unter Reinecke, Hauptmann und Moscheles. Später studierte er in Kopenhagen bei Gade und besuchte Italien, wo Liszt von großem Einfluß auf seine künstlerische Entwicklung wurde. Mit seinen Violinsonaten erregte er zuerst in weiteren Kreisen Aufmerksamkeit. Unter seinen späteren Werken ragen viele originelle Klavierstücke, Suiten für Orchester, Chorwerke und Lieder hervor.



Phot. Ch. Trampus, Paris

Zu den Wirren in Marokko: Französische Fremdenlegionäre in Mers el Kebir vor dem Transport nach Oran

Von den Kämpfen in Marokko

Die Ereignisse in Marokko haben Frankreich dahin geführt, wohin eine verhältnismäßig kleine, aber mächtige Partei skrupelloser Kolonialpolitiker es bringen wollte: zu einem regelrechten Kriege gegen die widerspenstigen Marokkaner, der voraussichtlich trotz der Abmachungen von Algeciras mit der dauernden Okkupation des Landes enden wird. Indessen ist den französischen Machthabern, welche die äußere Verantwortung für das Vorgehen in Marokko tragen, im innersten Herzen kaum völlig wohl, denn sie spielen ein sehr gewagtes Spiel, nicht nur weil stets internationale Verwicklungen drohen, sondern auch weil die erbitterte Tapferkeit der Marokkaner den Franzosen die Besetzung des Landes nicht leicht machen wird. Das zeigte sich aufs deutlichste in den schweren Kämpfen, die das bei Casablanca stehende Expeditionskorps unter General Drude in der ersten Septemberwoche gegen die mit Todesverachtung angreifenden marokkanischen Reitermassen zu bestehen hatte und bei denen es besonders am 3. September zeitweise in der ernstesten Gefahr schwebte.

Der Kaiser in Bielefeld und Münster

Militärische Pflichten waren es in erster Linie, die den Kaiser in der zweiten Hälfte des August in die Provinzen Hannover und Westfalen führten; aber die ganze Bevölkerung begrüßte freudig den obersten Kriegsherrn, und eine Reihe besonderer Festlichkeiten brachten Herrscher und Volk in engere Berührung. So konnten die Bewohner der ehemaligen Grafschaft Tecklenburg die Feier ihrer zweihundertjährigen Zugehörigkeit zur Krone Preußen in Gemeinschaft mit dem heutigen „Grafen von Tecklenburg“ feiern; so wohnte der Enthüllung des Kaiser-Wilhelm-Denkmals in Bielefeld, die am 29. August stattfand, als begeistert willkommen geheißener Ehrengast der Kaiser mit dreien seiner Söhne bei. Die Schöpfer des Bielefelder Kaiserdenkmals, Architekt von Tettau und Bildhauer Albrecht, haben nicht ohne Erfolg den Versuch gemacht, ihr Werk von dem Schablonenhaften, das nur allzuvielen ähnlichen Monumenten anhaftet, frei zu machen; der „Steincharakter“ des Marmorbildwerks ist energisch betont und das Ganze vortrefflich der gutgewählten architektonischen Umgebung angepaßt. — Von Bielefeld begab sich der Kaiser nach Münster, wo er am Abend des 31. August bei einer Tafel für die Provinz Westfalen, die er in den Räumen des Landesmuseums gab, die große Rede hielt, die seitdem so viel Anlaß zu lebhafter Erörterung gegeben hat.



Phot. Baron Wilms, Bielefeld

Das Kaiser-Wilhelm-Denkmal in Bielefeld

Entworfen von Architekt von Tettau und Bildhauer Albrecht



Kronprinzessin Cecilie vor dem Jagdschloß Oels

Schloss Oels

Das Fürstentum Oels in Schlesien, das ehedem ein Thronlehen der Herzoge von Braunschweig war und im Jahre 1884, in dem der letzte Herzog von Braunschweig starb, an die Krone Preußen zurückfiel, wurde damals dem jeweiligen preußischen Kronprinzen als Lehen überwiesen und stellt mit den fünfzehn, im ganzen über 9000 Hektar großen Gütern, die es umfaßt, für den gegenwärtigen Thronerben ein überaus ansehnliches und ertragreiches Besitztum dar. Im Schlosse Oels, das Mitte des sechzehnten Jahrhunderts erbaut und von 1891 bis 1894 prächtig wiederhergestellt worden ist, bringt der Kronprinz mit seiner Gemahlin alljährlich einige Zeit zu. Im vorigen Jahre ist für den Aufenthalt des hohen Paares speziell der sogenannte „Witwenstock", dessen Ausstattung ein Hochzeitsgeschenk der Provinz Schlesien ist, neu hergerichtet worden.

Die Tropfsteinhöhle bei Attendorn

Bei dem sauerländischen Städtchen Attendorn ist vor kurzem zufällig durch einen Sprengschuß der Eingang einer Tropfsteinhöhle offengelegt worden, die durch ihre räumliche Ausdehnung und die Schönheit der in ihr vorgefundenen Gebilde nicht nur die vielen Höhlen des rheinisch-westfälischen Kalkgebirges, unter denen bisher die 1868 entdeckte Dechenhöhle bei Letmathe als die schönste galt, sondern auch die meisten bis jetzt bekannten **Höhlen des übrigen Deutschland übertrifft.** Die Besitzer der „Attahöhle", die Inhaber der Firma Biggetaler Kalkwerke, Rosenthal, Epe & Co., haben es sich angelegen sein lassen, das neuentdeckte Naturdenkmal der Oeffentlichkeit zugänglich zu machen, und gegenwärtig stehen der Besichtigung der Höhle nach Erweiterung einer Anzahl anfänglich sehr enger Felsspalten infolge der zahlreich eingebauten Treppen, Holzbrücken, Plattformen, elektrischer Lichtanlage und so weiter keine Hindernisse mehr entgegen. Stundenlang kann man hier die verschiedensten Höhlensysteme durchwandern, die, einem Irrgarten gleich, sich bald durch enge Kanäle schlauch- oder spaltenartig fortziehen, bald wieder großartig in Kammern, Hallen, Grotten sich erweitern und in der Höhenlage der einzelnen Teile eines und desselben Systems die mannigfachste Abwechslung bieten, da die Hohlräume streckenweise horizontal laufen, in die Höhe steigen, sich wieder senken, zuweilen jähe Abstürze bilden und sich verschiedenartig



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft

Die neuentdeckte Tropfsteinhöhle bei Attendorn

weit ausdehnen. Je weiter man in diesen kühlen Steinhallen vordringt, desto größer wird der Reichtum der verschiedenartigsten Formen und Bilder, die der Phantasie des Beschauers den weitesten Spielraum lassen. Tausende teils armdicker Stalagmiten in Formen, wie sie nur die Flora der Tropen kennt, wachsen aus dem Boden heraus, vereinigen sich an einzelnen Stellen mit den von oben nach unten sich entwickelnden Stalaktiten und bilden so eine Säulenverbindung zwischen Decke und Boden, während an andern Stellen Brücken ihre mächtigen Bogen von Wand zu Wand spannen. Vielfach hängen Vorhanggebilde in außerordentlicher Mannigfaltigkeit, in natürlichem Faltenwurf und zum Teil in herrlicher Gewebsart, die das durchscheinende Licht in den kleinsten Einzelheiten erkennen läßt, zur Erde nieder. Die Attahöhle wurde am 7. September mit einem Festakt, bei dem Landrat Frensberg-Olpe, Herr Jsphording-Hamm, einer der Mitbesitzer, und Regierungspräsident von Schwerin Ansprachen hielten und ein von Johanna Baltz verfaßtes Festspiel vorgeführt wurde, dem Verkehr übergeben.



Phot. Schaul, Hamburg

Von links nach rechts: Legationsrat Schuler, Berlin (als Vertreter des Auswärtigen Amts), Dedjasmatsch Maschascha, Abl Tale, Nagadras Jgala

Die abessinische Gesandtschaft in Hamburg

Eine abessinische Gesandtschaft in Deutschland

Vor zwei Jahren hat eine deutsche Mission dem Negus Menelik von Abessinien einen Besuch abgestattet, der dazu beitragen sollte, die deutschen Handelsbeziehungen zu dem afrikanischen Kaiserstaat reger zu gestalten. Menelik, der nicht nur ein energischer Kriegsmann, sondern auch ein kluger Politiker ist, wie er zum Beispiel gegenüber dem ziemlich ungestümen französisch-englischen Liebeswerben um seine merkantile Gunst bewies, erwiderte jetzt die deutsche Höflichkeit, indem er seinerseits eine Gesandtschaft nach Deutschland schickte, die Ende August in Hamburg eintraf, dann in Berlin vom Kaiser empfangen und zur Teilnahme an der Herbstparade und den sich an diese schließenden Festlichkeiten eingeladen wurde. Auch mit den modernen deutschen Feuerwaffen wurden die Abessinier bekannt gemacht, unser lenkbares Militärluftschiff wurde ihnen vorgeführt und so weiter. Dem Oberhaupt der Gesandtschaft, Dedjasmatsch Maschascha, seinem Range nach General, wird nachgerühmt, daß er ein Mann von besonderer Intelligenz und Zugänglichkeit für die Werte europäischer Kultur ist.

Vom Friedenskongress in München

In München fand sich am 9. September eine Gesellschaft von mehreren hundert den verschiedensten Kulturnationen angehörigen Personen im alten Rathaussaale zur Eröffnung des XVI. internationalen Friedenskongresses zusammen. Ein nicht geringer Teil der Gesellschaft bestand aus Damen, unter denen natürlich Frau Berta von Suttner, die bekannte Vor-



Phot. Jaeger & Goergen

1. Baronin Berta von Suttner, 2. Dr. Ludwig Quidde, 3. Frédéric Passy, 4. Felix Moscheles, 5. Thomas Wright

Hervorragende Mitglieder des Münchner Friedenskongresses

kämpferin der Friedensidee, nicht fehlte. Besondere Aufmerksamkeit und Ehrerbietung erwiesen die Anwesenden dem fünfundachtzigjährigen Senior der Friedensbewegung, dem französischen Nationalökonomen Frédéric Passy, der bekanntlich vor einigen Jahren mit dem Friedenspreise der Nobelstiftung ausgezeichnet wurde. Das bayrische Ministerium, dessen Vorsitzender, Freiherr von Podewils, dem Ehrenpräsidium des Kongresses angehörte, ließ sich durch einige höhere Beamte vertreten.

Die Armeeschwester

Auf Veranlassung des Kaisers haben die in Militärlazaretten wirkenden und im Kriegsfalle zu mobilisierenden Schwestern vom Roten Kreuz — die Armeeschwestern — eine neue, von der früheren wesentlich verschiedene Tracht erhalten. An Stelle des blau-weiß gestreiften Kleides ist ein graues von ziemlich lichter Tönung getreten, dessen weite Aermel am Handgelenk mit einer Manschette zusammengefaßt sind und breite weiße Ueberschlagstulpen tragen. Am Halse bildet ein hoher weißer Stehkragen den Abschluß. Die Brosche der Armeeschwestern trägt das Abzeichen des Roten Kreuzes, ist aber größer und anders verziert als die frühere, die Kopfhülle ist kleidsamer als das sonst getragene steife Häubchen: ein doppeltes spitzenbesäumtes Tuch fällt in weichen Falten herab. Der Mantel gibt der Tracht einen militärischen Zug. Er ist aus dunkelblauem Militärtuch, die Kapuze mit leuchtend roter Seide gefüttert, der Ueberschlagkragen trägt auf seinen vorderen Ecken das in roter Seide gestickte Kreuz auf weißem Grund. Außerdem gehört ein bis an die Ellbogen reichender Schulterkragen zur Tracht, der, ebenfalls aus blauem Tuch, mit einem handbreiten Streifen aus rotem Tuch eingefaßt ist. Der für den Mobilisierungsfall stets bereitstehende Koffer der Armeeschwestern entspricht vollständig den Soldatenkoffern, trägt aber das Abzeichen des Roten Kreuzes.

John Burns in Deutschland

Der englische Sozialpolitiker und gegenwärtige Arbeitsminister John Burns, der bekanntlich aus dem Arbeiterstande hervorgegangen ist und dessen Verhältnisse und Bedürfnisse



Die „Armeeschwester“ in ihrer neuen Tracht



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft

Der englische Minister John Burns in Berlin

aus eigner Anschauung aufs genaueste kennt, hat kürzlich eine Reise durch Deutschland gemacht, um die Arbeiterverhältnisse in unserm Vaterlande kennen zu lernen mit besonderer Berücksichtigung der bei uns bestehenden Einrichtungen für den Arbeitsnachweis. In Berlin fand er für den Zweck seiner Reise sowohl beim Reichsamt des Innern wie bei der Stadtverwaltung das größte Entgegenkommen und hatte Gelegenheit, die einschlägigen Verhältnisse, wie sie bei der Stadtgemeinde Berlin herrschen, zu studieren. Der Oberbürgermeister übergab dem Minister bei seinem Besuche im Rathause am 16. September das statistische Material, das er für ihn hatte sammeln lassen. Burns besichtigte das Rathaus und begab sich dann nach der Zentralstelle für Arbeiternachweis. Ferner nahm er das Arbeitshaus in Rummelsburg in Augenschein und sah sich die Stadt Spandau an. Zu Ehren des englischen Ministers gab Staatssekretär von Bethmann-Hollweg ein Diner, bei dem der Gast seinen in London sprichwörtlichen Humor aufs glänzendste entfaltete. Von einem zweiten Festessen, das ihm im Palast-Hotel gegeben wurde, weiß die Chronik zu melden, daß der englische Minister sich dem Frackzwang unterworfen hatte, dem er sich bisher konsequent widersetzt hatte. Ueber Bielefeld, Essen, Duisburg und Mannheim reiste der Gast wieder nach England zurück.

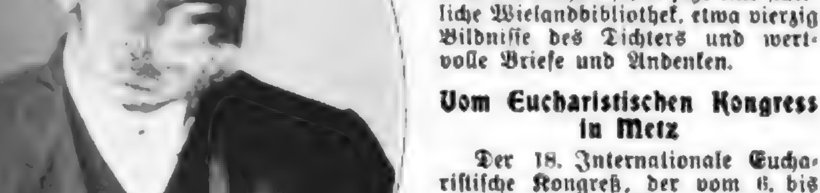
Von der Reise des Staatssekretärs Dernburg

Am 3. August traf Staatssekretär Dernburg auf dem Dampfer „Feldmarschall“ in Daressalam ein und wurde mit Salut empfangen. Er nahm zunächst Meldungen an Bord entgegen und begab sich dann an Land. Dort schritt er mit Oberstleutnant Quade die Front der von der Schutztruppe gestellten Ehrenkompagnie ab und nahm hierauf deren Parademarsch ab, worauf Konferenzen und Meldungen im Gouvernementsgebäude folgten. Der Staatssekretär verweilte mehrere Tage in Daressalam und benutzte sie mit einem unermüdlichen Eifer, der ihm bei den Schwarzen bald den Namen bana ya Kasi, das heißt „Herr der Arbeit“, eintrug, dazu, unter Führung des Gouverneurs Freiherrn von Rechenberg Inspektionen vorzunehmen. Unter anderm wohnte er mit dem Gouverneur, dem Oberstleutnant Quade und den andern Herren seiner Begleitung volle zwei Stunden den Exerzitien der 6. Kompagnie der Schutztruppe bei. Späterhin besuchten die Herren den früheren Wali Seliman bin Nasser, der sie mit einer wohlgelungenen Begrüßungsrede empfing. Staatssekretär Dernburg und Gouverneur von Rechenberg unterhielten sich mit dem klugen und wohlunterrichteten Araber über Eisenbahnpolitik und Handel. Seliman betonte ganz besonders

daß seit etwa einem Jahre das Vertrauen der eingeborenen Bevölkerung zum Gouvernement im Wachsen sei, und stellte den Bahnbau der Linie nach Tabora und nachher bis an die Seen als besonders notwendig für die Entwicklung der Kolonie hin. Von Daressalam begab sich der Staatssekretär am 8. August nach Sansibar und kehrte von dort einige Tage darauf nach Daressalam zurück, um von dort aus die Reise ins Innere der Kolonie anzutreten.

Zum Rücktritt des Ministerialdirektors Althoff

Nach dem kürzlich zurückgetretenen Minister Studt ist nun auch Ministerialdirektor Dr. Althoff, der langjährige Dezernent für das höhere preußische Schulwesen, aus seinem Amte geschieden. Mit ihm verschwindet eine bedeutende und originelle, aber auch viel angefeindete und gehaßte Persönlichkeit aus dem öffentlichen Leben. Die selbstherrliche Art, mit der Ministerialdirektor Althoff sein Amt verwaltete und in die traditionellen Privilegien der Universitäten und ihrer Lehrkörper eingriff, hat weit über die akademischen Kreise hinaus viel böses Blut gemacht und trotz der großen Verdienste, die er sich unleugbar in mancher Hinsicht erworben, im ganzen mehr schädlich als nützlich gewirkt. Wird doch die in jüngster Zeit immer stärker zutage getretene Abneigung vieler Gelehrten ersten Ranges, einem Ruf an eine preußische Universität zu folgen, gewiß nicht mit Unrecht hauptsächlich auf das System Althoff zurückgeführt.

Ministerialdirektor Geheimrat Friedrich Althoff

Von der Wielandfeier in Biberach a. d. Riss

Am 3. September dieses Jahres, dem 174. Geburtstage Christoph Martin Wielands, fand in der freundlichen oberschwäbischen Stadt Biberach in Anwesenheit der noch lebenden Urenkel und zahlreicher Verehrer des berühmten Dichters in dessen noch erhaltenem Gartenhause die feierliche Eröffnung des neubegründeten Wielandmuseums statt. Die Wielandforscher Professor Dr. Bernhard Seuffert an der Universität Graz und Rektor Weizsäcker aus Calw führten in fesselnden, gehaltvollen Vorträgen der lauschenden Zuhörerschaft die Bedeutung Wielands für die deutsche Literatur, für das Aufstreben deutscher Poesie und ihren idealen Aufschwung vor das geistige Auge. Das Wielandmuseum enthält schon jetzt eine stattliche Wielandbibliothek, etwa vierzig Bildnisse des Dichters und wertvolle Briefe und Andenken.

Vom Eucharistischen Kongress in Metz

Der 18. Internationale Eucharistische Kongreß, der vom 6. bis 12. August in Metz abgehalten wurde, war die erste derartige Veranstaltung in Deutschland. Wie seine Vorgänger trug er einen rein religiösen Charakter. Unter den Teilnehmern befanden sich Kardinal Vincenzo Vannutelli als Delegat des Papstes, Kardinalerzbischof Dr. Fischer, Köln, die Erzbischöfe von Besançon, Westminster und Bukarest, die Bischöfe von Metz, Straßburg, Trier, Mainz, Limburg, Rottenburg, Speier, Fulda, Verdun, Birmingham, Saragossa und Schantung; ferner die Weihbischöfe von Köln und Trier, die Aebte von Maria-Laach, Maria-Einsiedeln und Löwen. An weltlichen Mitgliedern waren unter andern General Charette, der Führer der päpstlichen Zuaven, die Zentrumsführer Graf von Hompesch und Dr. Gröber und Prinz Max von Sachsen anwesend. Am 11. August fand eine große Prozession statt, an der sich etwa 30000 Personen beteiligten. In



Phot. Carl Vincent

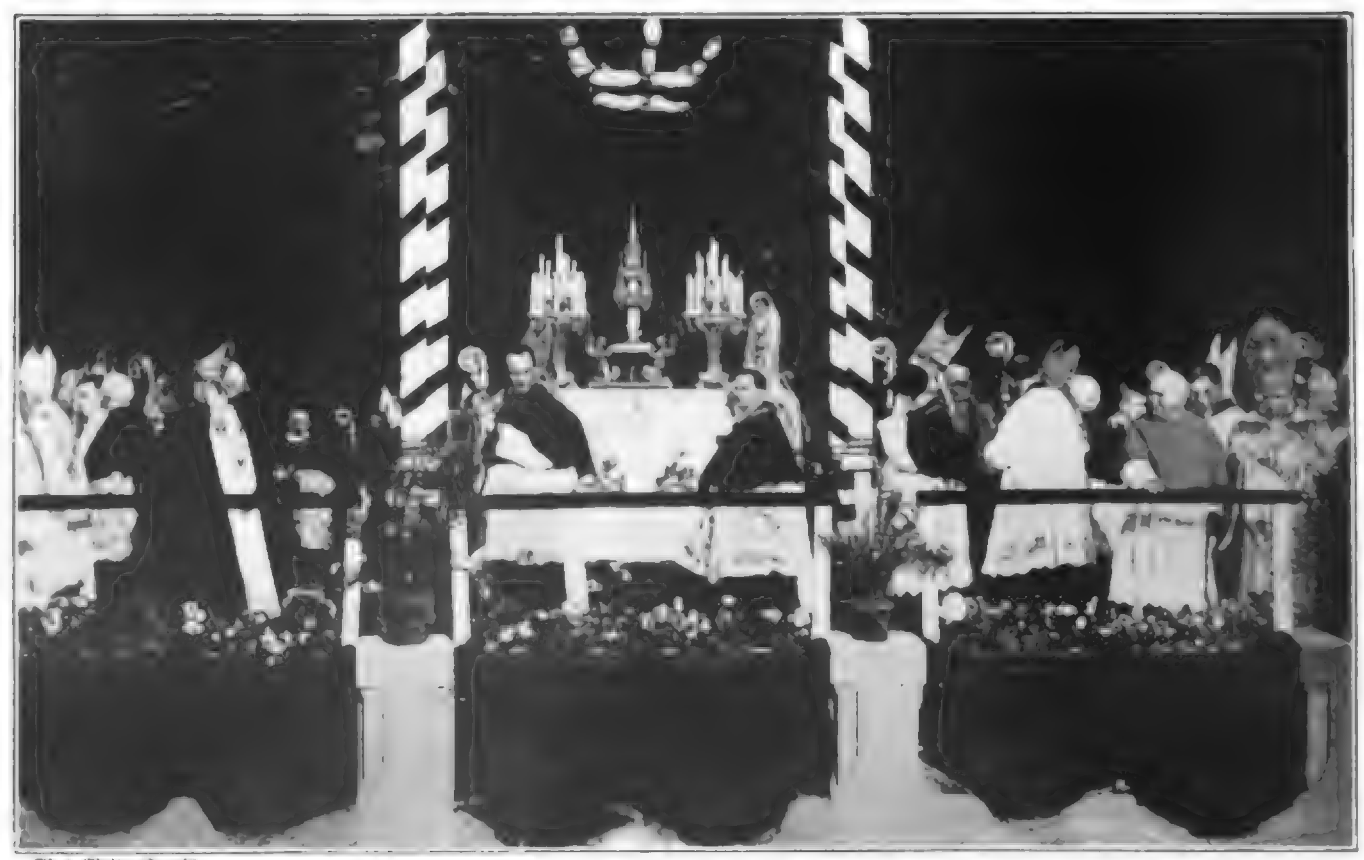
Von links nach rechts: Regierungsrat Boeder, Major Johannes, Gouverneur Freiherr von Rechenberg, Sultan Said Chalid, Staatssekretär Dernburg, Regierungsrat von Winterfeld, Oberstleutnant Quade, Dr. Rathenau, Geh. Baurat Baltzer, Rittmeister Graf Henckel von Donnersmarck, Adjutant Oberleutnant Schulz

Staatssekretär Dernburg in Deutsch-Ostafrika: Ankunft in Daressalam



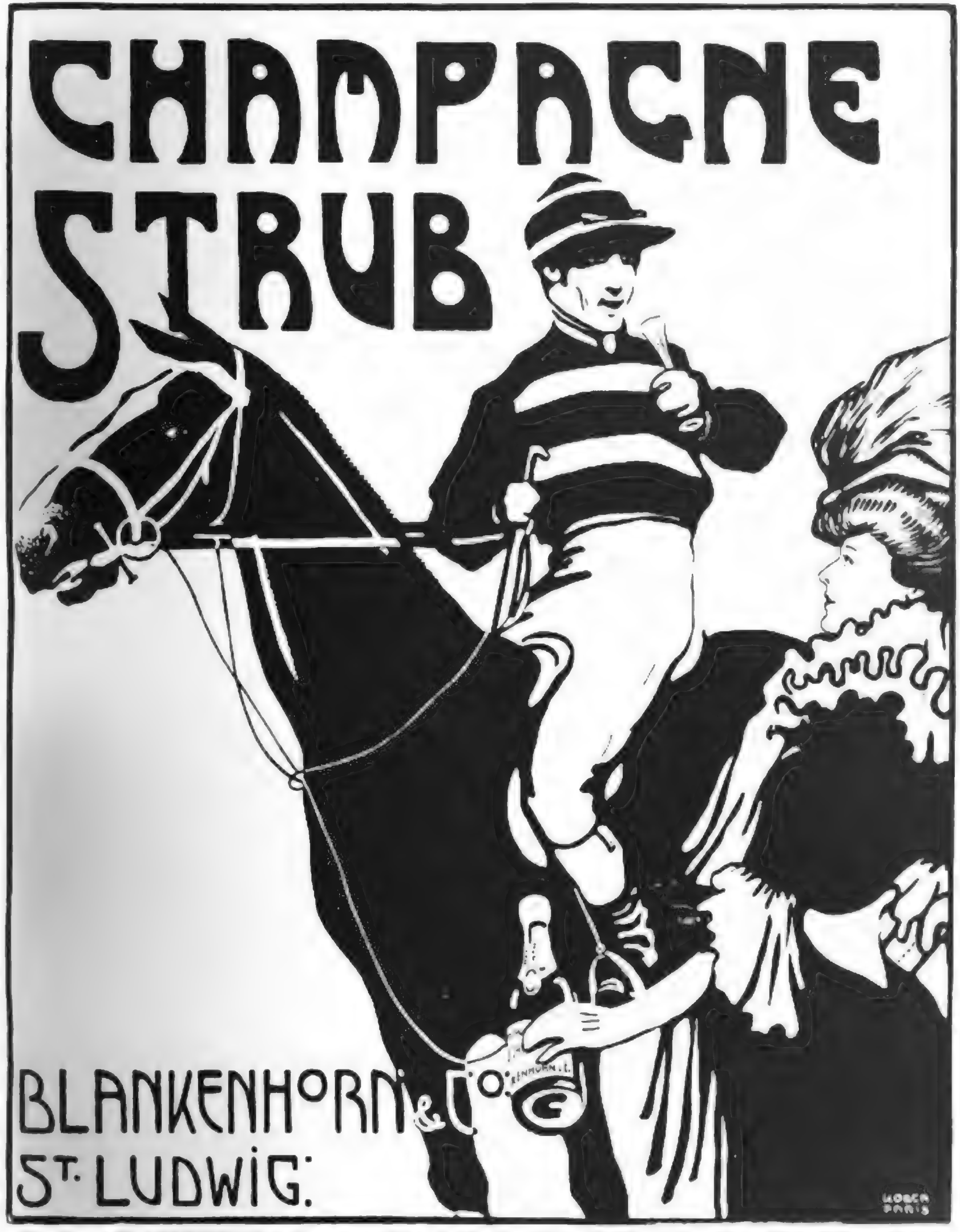
Von der Einweihungsfeier des Wielandmuseums in Biberach

der Generalversammlung des Kongresses hielt Kardinal Dr. Fischer, Köln, eine längere Ansprache, in der er nicht nur seine treue Liebe zum katholischen Glauben, sondern auch seine Vaterlandsliebe betonte. Im nächsten Jahre soll der Eucharistische Kongreß in London, 1909 wieder auf deutschem Boden, in Köln, abgehalten werden.



Phot. Walter Jacobi

Vom Eucharistischen Kongreß in Metz: Die Kirchenfürsten vor dem Altar auf der Esplanade



Die Firma **BLANKENHORN & Co.** verwendet seit Jahrzehnten für die Herstellung ihrer Marke „Champagne Strub" ausschliesslich Edelgewächse der Champagne, die sich wegen ihrer Feinheit, Frische und Eleganz in hervorragender Weise als Rohprodukt für die Herstellung von Schaumwein eignen.

Eigenes Einkaufshaus in Reims: 18 Rue Ruinart de Brimont.

Homonym

Was allgemein als Kunstwerk gilt,
Bringt fertig manch Insekt.
Dem Biere darf's nicht eigen sein,
Weil sonst es sauer schmeckt.

Den Kartenspieler, dem es glückt,
Erfreut es jederzeit.
Wenn ihn Fortuna läßt darin,
Entsteht Verdrossenheit. Dr. F. B.

Silbenrätsel

Rühre Eins brav,
Dann wirst du es nicht;
Zwei selbst im Schlaf
Erfüllt seine Pflicht.
Ganzes mit Eins
An Zwei angelegt,
Hat dermaleinst
Manches erlegt.
Dr. K. K. v. Fr.

Logogriph

Mit z ist es bestimmt zum Schützen,
Mit r es viel versperren muß.
Der Hausfrau muß mit t es nützen,
Mit s es dienet als Verschluß.
J. F.

Buchstabenrätsel

Ein Wort, das man als Nährstoff kennt,
Das einen General auch nennt —
Wenn ihm der Kopf wird abgeschnitten,
Dann liegt es in des Körpers Mitten.
Nimmt nochmals man den Kopf herunter,
So läuft es auf vier Beinen munter,
Und sieht man's nun von hinten an,
Dann preist es jeder brave Mann.
F. M.-S.

Rätsel

Wenn bei Berlin eine kleine Stadt
Den Mittellaut verloren hat,
Verneigen jung und alte Herrn
Vor ihr hochachtungsvoll sich gern.
Dr. K. K. v. Fr.

Rätselscherz

In einen Handel Hinz zu ziehn,
Gelang dem Kunz. Wem kann man traun!
Hinz hatte ihm das Wort geliehn;
Darüber hat ihn Kunz gehaun.

Jüngst setzt' er ihm ein Tier hinein,
Und wollt' darüber ziehn das Fell.
Und hat's dahinter. Aber nein!
Hinz kannt' ihn nun, entwich ihm schnell.
Dr. F. B.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 2

Des Reifenproblems: Die Figur besteht, wie sich bei näherer Betrachtung ergibt, aus zwölf übereinander liegenden Reifen. Reiht man nun die an jedem derselben stehenden Buchstaben, beginnend mit dem zu oberst liegenden Reifen, der Reihe nach stets rechts herum bis zu dem zu unterst liegenden Reifen aneinander, so erhält man:
„Nur wer sich recht des Lebens freut,
Trägt leichter, was es Schlimmes beut."
(Fr. Bodenstedt.)

Des Homonyms: Hut.

Des Wechselrätsels: Bastille, Pastille, Postille.

Des Silbenrätsels: Weidenkätzchen.

Des Logogriphs: verweint — vereint.

Schach (Bearbeitet von E. Schallopp)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, welche die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, diese stets mit der römischen Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

Partie Nr. II

Turnierpartie, gespielt zu Ostende am 25. Mai 1907.

Damengambit

Weiß: F. J. Marshall, New York.
Schwarz: Karl Schlechter, Wien.

Weiß	Schwarz		
1. **d2—d4**	**d7—d5**	11. d4×c5!	Lf8×c5
2. **c2—c4**	**d5×c4**	12. b2—b4	Lc5—d6
3. e2—e3	Sg8—f6	13. Lc1—b2	0—0
4. Lf1×c4	e7—e6	14. Ta1—c1	Dc7—e7
5. Sg1—f3	a7—a6	15. La2—b1	Ta8—c8 [2])
6. 0—0	c7—c5	16. Sc3—e4	Sf6×e4
7. Sb1—c3	Dd8—c7	17. Lb1×e4	f7—f5 [3])
8. Dd1—e2	Sb8—c6	18. Le4—b1	e6—e5
9. a2—a3	b7—b5	19. Tf1—d1	e5—e4 [4])
10. Lc4—a2	Lc8—b7 [1])	20. Lb1—a2†	Kg8—h8
		21. Sf3—g5! [5])	De7×g5 [6])
22. Td1×d6	Tf8—d8	26. Dd6—e7	Lb7—a8
23. h2—h4! [7])	Dg5—g4	27. La2—b3 [8])	f5—f4
24. De2—d2	Td8×d6	28. Tc1×c6	Tc8—f8
25. Dd2×d6	Tc8—d8	29. De7—e7	Aufgegeben.

[1]) c5—c4 käme vielleicht in Betracht; doch gleicht Weiß mit 11. e3—e4 die Beengung seines Damenflügels durch stärkere Besetzung der Mitte aus.

[2]) Die Spiele stehen fast identisch; nur die Königsläufer befinden sich auf verschiedenen Feldern. Weiß ergreift nun die Offensive.

[3]) Der Bauernvormarsch in diesem und den beiden nächsten Zügen lag sehr nahe, erweist sich aber als verfehlt.

[4]) Hier sollte zunächst Ld6—b8, vielleicht auch Tf8—d8 oder f6 geschehen.

[5]) Der Beginn einer hübschen Gewinnkombination.

[6]) Auf h7—h6 führt 22. Sg5—e6 Tf8—g8 23. De2—h5 oder auch 22. De2—h5 De7×g5 23. Dh5×g5 h6×g5 24. Td1×d6 Kh8—h7 25. Td6—d7 zum Gewinn.

[7]) Sehr kräftig! Schlägt Schwarz den Bauern, so entscheidet 24. Lb2×g7† Kh8×g7 25. De2—h2† Kg7—f8 26. Tc1×c6 Lb7×c6 27. Td6—f6† beziehungsweise 26. . . . Tc8×c6 27. Dh2—h8†.

[8]) Nun droht 28. Tc1×c6, wogegen es eine Abwehr nicht mehr gibt.

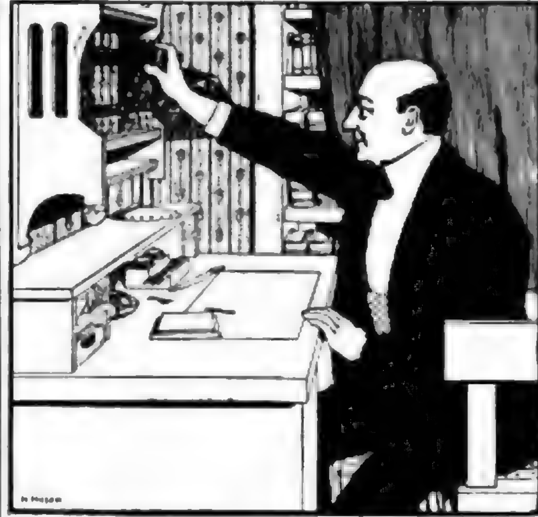
Aus Industrie und Gewerbe

(Aus dem Publikum)

Das Sirolin. In neuester Zeit hat dieses Mittel sich in ärztlichen und Patientenkreisen sehr viele Freunde erworben, weil es nicht nur bei allen katarrhalischen Affektionen sich bewährt, sondern auch weil seine Anwendung bei vielen Krankheitserscheinungen, die mit Eiterungen der Zellengewebe in Verbindung stehen, stetig zunimmt. Man kann sagen, daß es heute schon so verbreitet ist, daß „Sirolin Roche“ in keinem Hause fehlt, wo man vorsichtig allen Erkältungen, allen Krankheiten der Atmungsorgane, der Skrofulose und so weiter vorzubeugen die Absicht hat.

Man kann nicht genug auf die schädlichen Folgen hinweisen, die durch die Vernachlässigung der Zähne, dieser so wichtigen und unentbehrlichen Hilfsmittel der Verdauung, entstehen können. Dr. Elof Förberg aus Stockholm weist darauf hin, daß bei seinen Untersuchungen 73 Prozent der an Caries erkrankten Personen diese so gefürchtete Zahnkrankheit ihrer schlechten Pflege der Zähne verdanken. Eine regelmäßige Reinigung der Zähne nach jeder Mahlzeit und vor dem Schlafengehen mit einem altbewährten und anerkannten Zahnputzmittel, wie es Sarg's Kalodont darstellt, kann daher nicht oft genug empfohlen werden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart. — Verlag und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg.
In Oesterreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr in Wien I.











Ein Nichtraucher

Nach einem Gemälde von Heinrich Sperling



Caspar Hauser

Roman

von

Jakob Wassermann

I. Der fremde Jüngling

In den ersten Sommertagen des Jahres 1882 liefen in Nürnberg sonderbare Gerüchte über einen Menschen, der im Vestnerturm auf der Burg in Gewahrsam gehalten wurde und der sowohl der Behörde wie den ihn beobachtenden Privatpersonen täglich mehr zu staunen gab.

Es war ein Jüngling von ungefähr siebzehn Jahren. Niemand wußte, woher er kam. Er selbst vermochte keine Auskunft darüber zu erteilen, denn er war der Sprache nicht mächtiger als ein zweijähriges Kind; nur wenige Worte konnte er deutlich aussprechen, und diese wiederholte er immer wieder mit lallender Zunge, bald klagend, bald freudig, als wenn kein Sinn dahintersteckte und sie nur unverstandene Zeichen seiner Angst oder seiner Lust wären. Auch sein Gang glich dem eines Kindes, das gerade die ersten Schritte erlernt hat: nicht mit der Ferse berührte er zuerst den Boden, sondern trat schwerfällig und vorsichtig mit dem ganzen Fuße auf.

Die Nürnberger sind ein neugieriges Volk. Jeden Tag wanderten Hunderte den Burgberg hinauf und erklommen die zweiundneunzig Stufen des finstern alten Turmes, um den Fremdling zu sehen. In die halbverdunkelte Kammer zu treten, wo der Gefangene weilte, war untersagt, und so erblickten ihre dichtgedrängten Scharen von der Schwelle aus das wunderliche Menschenwesen, das in der entferntesten Ecke des Raumes kauerte und meist mit einem kleinen weißen Holzpferdchen spielte, das es zufällig bei den Kindern des Wärters gesehen und das man ihm, gerührt von dem unbeholfenen Stammeln seines Verlangens, geschenkt hatte. Seine Augen schienen das Licht nicht erfassen zu können; er hatte offenbar Furcht vor der Bewegung seines eignen Körpers, und wenn er seine Hände zum Tasten erhob, war es, als ob ihm die Luft dabei einen rätselhaften Widerstand entgegensetzte.

Welch ein armseliges Ding, sagten die Leute; viele waren der Ansicht, daß man eine neue Spezies entdeckt habe, eine Art Höhlenmensch etwa, und unter den berichteten Seltsamkeiten war nicht die geringste die, daß der Knabe jede andre Nahrung als Wasser und Brot mit Abscheu zurückwies.

Nach und nach wurden die einzelnen Umstände, unter denen der Fremdling aufgetaucht war, allgemein bekannt. Am Pfingstmontag gegen die fünfte Nachmittagsstunde war er plötzlich auf dem Unschlittplatz, unweit vom neuen Tor, gestanden, hatte eine Weile verstört um sich geschaut und war dann dem zufällig des Weges kommenden Schuster Weikmann geradezu in die Arme getaumelt. Seine bebenden Finger wiesen einen Brief mit der Adresse des Rittmeisters Wessenig vor, und da nun einige andre Personen hinzukamen, schleppte man ihn mit ziemlicher Mühe bis zum Haus des Rittmeisters. Dort fiel er erschöpft auf die Stufen, und durch die zerrissenen Stiefel sickerte Blut.

Der Rittmeister kam erst um die Dämmerungsstunde heim, und seine Frau erzählte ihm, daß ein verhungerter und halbvertierter Bursche auf

der Streu im Stall schlafe; zugleich übergab sie ihm den Brief, den der Rittmeister, nachdem er das Siegel erbrochen, mit größter Verwunderung einige Male durchlas; es war ein Schriftstück, ebenso humoristisch in einigen Punkten wie in andern von grausamer Deutlichkeit. Der Rittmeister begab sich in den Stall und ließ den Fremdling aufwecken, was mit vieler Anstrengung zustande gebracht wurde. Die militärisch gemessenen Fragen des Offiziers wurden von dem Knaben nicht oder nur mit sinnlosen Lauten beantwortet, und Herr von Wessenig entschied sich kurzerhand, den Zuläufer auf die Polizeiwachtstube bringen zu lassen.

Auch dieses Unternehmen war mit Schwierigkeiten verknüpft, denn der Fremdling konnte kaum mehr gehen; Blutspuren bezeichneten seinen Weg, wie ein störrisches Kalb mußte er durch die Straßen gezogen werden, und die von den Feiertagsausflügen heimkehrenden Bürger hatten ihren Spaß an der Sache. „Was gibt's denn?" fragten die, welche den ungewohnten Tumult nur aus der Ferne beobachteten. „Ei, sie führen einen betrunkenen Bauern," lautete der Bescheid.

Auf der Wachtstube bemühte sich der Aktuar umsonst, mit dem Häftling ein Verhör anzustellen; er lallte immer wieder dieselben halb blödsinnigen Worte vor sich hin und Schimpfen und Drohen nutzte nichts. Als einer der Soldaten Licht anzündete, geschah etwas Sonderbares. Der Knabe machte mit dem Oberkörper tanzbärenhaft hüpfende Bewegungen und griff mit den Händen in die Kerzenflamme; aber als er dann die Brandwunde verspürte, fing er so zu weinen an, daß es allen durch Mark und Bein ging.

Endlich hatte der Aktuar den Einfall, ihm ein Stück Papier und einen Bleistift vorzuhalten, danach griff der wunderliche Mensch und malte mit kindisch-großen Buchstaben langsam den Namen Caspar Hauser. Hierauf wankte er in eine Ecke, brach förmlich zusammen und fiel in tiefen Schlaf.

Weil Caspar Hauser — so wurde der Fremdling von nun ab genannt — bei seiner Ankunft in der Stadt bäurisch gekleidet war, nämlich mit einem Frack, von dem die Schöße abgeschnitten waren, einem roten Schlips und großen Schaftstiefeln, glaubte man zuerst, es mit einem Bauernsohn aus der Gegend zu tun zu haben, der auf irgendeine Weise vernachlässigt oder in der Entwicklung verkümmert war. Der erste, der dieser Meinung entschieden widersprach, war der Gefängniswärter auf dem Turm. „So sieht kein Bauer aus," sagte er und deutete auf das wallende, hellbraune Haar seines Häftlings, das etwas nicht ausdrückbar Unberührtes hatte und glänzend war wie das Fell von Tieren, die in Finsternis zu leben gewohnt sind. „Und diese feinen weißen Händchen und diese samtweiche Haut und die dünnen Schläfen und die deutlichen blauen Adern zu beiden Seiten des Halses, wahrhaftig, er gleicht eher einem adligen Fräulein als einem Bauern."

„Nicht übel bemerkt," meinte der Stadtgerichtsarzt, der in seinem zu Protokoll gegebenen Gutachten neben diesen Merkmalen die besondere Bildung der Knie und die hornhautlosen Fußsohlen des Gefangenen hervorhob. „So viel ist klar," hieß es am Schluß, „daß man es hier mit einem Menschen zu tun hat, der nichts von seinesgleichen ahnt, nicht ißt, nicht trinkt, nicht fühlt, nicht spricht wie andre, der nichts von gestern, nichts von morgen weiß, die Zeit nicht begreift, sich selber nicht spürt."

Die hohe Polizeibehörde ließ sich durch ein solches Urteil nicht aus dem vorgesetzten Gang der Untersuchung lenken; es bestand der Verdacht, daß der Stadtgerichtsarzt durch seinen Freund, den Gymnasialprofessor Daumer, beeinflußt und zu diesen Ueberschwenglichkeiten verführt worden sei. Der Gefängniswärter Hill wurde beauftragt, den Fremdling insgeheim zu belauern. Er spähte oft durch das verborgene Loch in der Türe, wenn sich der Knabe allein wähnen mußte; aber es war immer derselbe traurige Ernst in den bald schlaffen und beklommenen, bald wie durch den Anblick eines unsichtbaren Furchtgebildes verzerrten und zerrissenen Zügen. Es war auch vergeblich, nachts, wenn er schlief, an sein Lager zu schleichen, hinzuknien, auf den Atem zu horchen und zu warten, ob er verräterische Worte aus dem Innern auf die Lippen trug; Leute, die Uebles im Schild führen, pflegen nämlich aus dem Schlaf zu reden, auch schlafen sie eher bei Tag als bei Nacht, wo sie ihren Gedanken und Entwürfen nachhängen, aber diesen umfing der Schlummer, sobald die Sonne sank, und er erwachte, wenn sich der erste Morgenstrahl durch die verschlossenen Läden zwängte. Es konnte Argwohn wecken, daß er jedesmal zusammenzuckte, wenn die Tür seines Gefängnisses geöffnet wurde; wahrscheinlich jedoch gab sich darin nicht die Angst eines schuldbewußten Gemüts zu erkennen, sondern vielmehr eine übermäßige Erregbarkeit der Sinne, denen jeder Laut von außen zu qualvoller Nähe kam.

„Unsre Herren auf dem Rathaus werden noch viel Papier beschmieren müssen, wenn sie auf dem Weg weiterkommen wollen," sagte der gute Hill eines Morgens — es war der dritte Tag der Haft Caspar Hausers — zu Professor Daumer, der den Fremdling besuchen wollte; „ich kenne gewiß alle Schliche des Lumpenvolks, aber wenn der Bursche ein Simulante ist, will ich mich hängen lassen."

Hill sperrte auf, und Professor Daumer trat in die Kammer. Wie gewöhnlich erschrak der Gefangene, aber als der Ankömmling einmal im Raum war, schien ihn Caspar Hauser nicht mehr

zu gewahren und schaute, bezaubert im dumpfen Nichtwissen, still vor sich nieder.

Da geschah es, als Hill den Fensterladen geöffnet hatte, daß der Knabe, vielleicht wie nie zuvor in seinem Leben, den gefesselten Blick erhob, ihn von der schweigenden, gleichmäßigen Furcht wegkehrte, die das Innere seiner Brust beherbergen mochte, und ihn durchs Fenster hinausschweifen ließ in das besonnte Freie, wo Ziegeldach an Ziegeldach sich steil und glühendrot auf einem Hintergrund von bläulich dämmernden Wiesen und Wäldern malte. Er streckte seine Hand aus; Ueberraschung und freudloses Staunen verzog seine Lippen, zögernd griff er mit dem Arm in das funkelnde Gemälde, als ob er das bunte Durcheinander draußen mit den Fingern anfassen wolle, und als er sich überzeugt hatte, daß es nichts war, etwas Fernes, Trügerisches, Ungreifbares, da verfinsterte sich sein Gesicht, und er wandte sich unwillig und enttäuscht ab.

Am selben Nachmittag kam der Bürgermeister Binder in Daumers Wohnung und teilte ihm im Verlauf eines Gesprächs über den Findling mit, daß die Mitglieder des Stadtmagistrats eher feindlich und ungläubig als wohlwollend gegen diesen gestimmt seien.

„Ungläubig?" entgegnete Daumer verwundert, „in welcher Beziehung ungläubig?"

„Nun ja, man nimmt an, daß der Bursche sein Gaukelspiel mit uns treibt," versetzte der Bürgermeister.

Daumer schüttelte den Kopf. „Welcher Mensch von Verstand oder Geschicklichkeit wird sich aus purer Heuchelei dazu herbeilassen, von Brot und Wasser zu leben, und alles, was dem Gaumen behagt, mit Ekel von sich weisen?" fragte er. „Um welches Vorteils willen?"

„Gleichviel," antwortete Binder unschlüssig; „es scheint eine verwickelte Geschichte. Da niemand sagen noch vermuten kann, worauf das Spiel hinaus will, ist Vorsicht um so mehr geboten, als man durch leichtsinnige Gutgläubigkeit den gerechten Hohn der Urteilsfähigen herausfordert."

„Das klingt ja beinahe, als ob nur die Zweifler und Neinsager urteilsfähig heißen könnten," bemerkte Daumer stirnrunzelnd. „Von der Gilde haben wir leider genug."

Der Bürgermeister zuckte die Achseln und blickte den jungen Lehrer mit jener milden Ironie an, welche die Waffe der Erfahrenen gegenüber den Enthusiastischen ist. „Wir haben eine neuerliche Untersuchung durch den Gerichtsarzt beschlossen," fuhr er fort. „Der Magistratsrat Behold, der Freiherr von Tucher und Sie, lieber Daumer, sollen dieser Untersuchung kommissarisch beiwohnen. Der aufzunehmende Akt wird dann, zusammen mit den bereits vorhandenen polizeilichen Protokollen, der Kreisregierung überschickt."

„Ich verstehe: Akten, Akten," sagte Daumer spöttisch lächelnd.

Der Bürgermeister legte ihm die Hand auf die Schulter und erwiderte gutmütig: „Seien Sie nicht so überlegen, Verehrter; unsre Welt schmeckt nun einmal nach Tinte, und daran habt ihr Bücherwürmer doch wahrlich nicht die wenigste Schuld. Uebrigens," er griff in die Rockbrust und brachte ein zusammengefaltetes Stück Papier zum Vorschein, „als Mitglied der Kommission werden Sie gebeten, Einblick in ein wichtiges Dokument zu nehmen. Es ist der Brief, den unser Gefangener beim Rittmeister Wessenig abgegeben hat. Lesen Sie."

Das mit keiner Namensunterschrift versehene Schreiben lautete: „Ich schicke Ihnen hier einen Burschen, Herr Rittmeister, der möchte seinem König getreu dienen und will unter die Soldaten. Der Knabe ist mir gelegt worden im Jahre 1815, in einer Winternacht, da lag er an meiner Tür. Hab' selber Kinder, bin arm, kann mich selber kaum durchbringen, er ist ein Findling, und seine Mutter hab' ich nicht erfragen können. Hab' ihn nie einen Schritt aus dem Haus gelassen, kein Mensch weiß von ihm, er weiß nicht, wie mein Haus heißt, und den Ort weiß er auch nicht. Sie dürfen ihn schon fragen, er kann es aber nicht sagen, denn mit der Sprache ist es noch schlecht bei ihm bestellt. Wenn er Eltern hätte, wie er keine hat, wär' was Tüchtiges aus ihm geworden, Sie brauchen ihm nur etwas zu zeigen, da kann er es gleich. Mitten in der Nacht hab' ich ihn fortgeführt, und er hat kein Geld bei sich, und wenn Sie ihn nicht behalten wollen, müssen Sie ihn erschlagen und in den Rauchfang hängen."

Als Daumer gelesen hatte, gab er dem Bürgermeister das Schriftstück zurück und ging mit ernster Miene auf und ab.

„Nun, was halten Sie davon?" forschte Binder; „einige unsrer Herren sind der Ansicht, der Unbekannte selbst könne den Brief geschrieben haben."

Daumer hielt mit einem Ruck in seiner Wanderung inne, schlug die Hände zusammen und rief: „Ach, du himmlische Gnade!"

„Dazu ist natürlich gar kein Grund vorhanden," beeilte sich der Bürgermeister hinzuzufügen. „Daß bei der Abfassung des Schreibens eine zweckvolle Tücke gewaltet hat, daß es dazu bestimmt ist, Nachforschungen zu erschweren und irrezuführen, ist offenbar. Es ist eine schnöde Kaltherzigkeit im Ton, die mir von Anfang an den Verdacht erregt hat, daß der Jüngling das unschuldige Opfer eines Verbrechens ist."

Eine mutige Meinung, in welcher der Bürgermeister durch einen Vorgang sehr bestärkt wurde, der sich ereignete kurz nachdem die Herren von der Kommission am folgenden Morgen das Gefängnis Caspar Hausers betreten hatten. Während

der Wärter damit beschäftigt war, den Knaben zu entkleiden, ließ sich drunten in einer Gasse am Burgberg eine Bauernmusik hören und zog mit klingendem Spiel an der Mauer vorüber. Da lief ein grauenhaft anzuschauendes Zittern über den Körper Hausers, sein Gesicht, ja sogar seine Hände bedeckten sich mit Schweiß, seine Augen verdrehten sich, alle Fibern lauschten dem Schrecken entgegen, dann stieß er einen tierischen Schrei aus, stürzte zu Boden und blieb zuckend und schluchzend liegen.

Die Männer erbleichten und sahen einander ratlos an. Nach einer Weile näherte sich Daumer dem Unglücklichen, legte die Hand auf sein Haupt und sprach ein paar tröstende Worte. Dies wirkte beruhigend auf den Jüngling, und er wurde stille; nichtsdestoweniger schien der ungeheure Eindruck des gehörten Schalls seinen Leib von innen und von außen verwundet zu haben. Tagelang nachher zeigte sein Wesen noch die Spuren der empfundenen Erschütterung; er lag fiebernd auf dem Strohsack, und seine Haut war zitronengelb. Teilnahmsvollen Fragen gegenüber war er allerdings herzlich bewegt, und er suchte nach Worten, um seine Erkenntlichkeit zu beweisen, wobei sein sonst so klarer Blick sich in dunkler Pein trübte; besonders für den Professor Daumer, der zwei- bis dreimal täglich zu ihm kam, legte er eine zärtliche Dankbarkeit, schweigend oder stammelnd, dar.

Bei einem dieser Besuche war Daumer mit dem Knaben ganz allein, und das zum erstenmal; der Wärter hatte auf seine Bitte das untere Tor abgesperrt. Er saß dicht neben dem Gefangenen, er redete, fragte, forschte, alles mit einem vergeblichen Aufwand von Innigkeit, Geduld und List. Zum Schluß beschränkte er sich darauf, das Tun und Lassen des Jünglings voll Spannung zu beobachten. Plötzlich stieß Caspar Hauser seine verworrenen Laute aus: er schien etwas zu fordern und spähte suchend herum. Daumer erriet bald und reichte ihm den gefüllten Wasserkrug, den Hill auf die Ofenbank gestellt hatte. Caspar nahm den Krug, setzte ihn an die Lippen und trank. Er trank in langen Schlücken, mit beseligter Gelöstheit und einem begeisterten Aufleuchten der Augen, wie wenn er für den kurzen Zeitraum des Genusses vergessen hätte, daß das dämonisch Unbekannte auf allen Seiten ihn bedrängte.

Daumer geriet in eine seltsame Aufregung. Als er nach Hause kam, durchmaß er länger als eine halbe Stunde mit großen Schritten sein Studierzimmer. Gegen acht Uhr pochte es an der Tür, seine Schwester trat ein und rief ihn zum Abendessen. „Was glaubst du, Anna," rief er ihr lebhaft und mit beziehungsvollem Ton zu, „zweimal zwei ist vier, wie?"

„Es scheint so," erwiderte das junge Mädchen, verwundert lachend, „alle Leute behaupten es. Hast du denn entdeckt, daß es anders ist? Das sähe dir ähnlich, du Aufwiegler."

„Nicht gerade das hab' ich entdeckt, aber doch etwas der Art," sagte Daumer heiter und legte den Arm um die Schulter der Schwester. „Ich will einmal unsre braven Philister tanzen lassen! Ja, tanzen sollen sie mir und staunen."

„Betrifft es etwa gar den Findling? Hast du was mit ihm vor? Sei nur auf der Hut, Friedrich, und laß dich nicht in Scherereien ein, man ist dir ohnedies nicht grün."

„Gewiß," gab er, rasch verstimmt, zur Antwort, „das Einmaleins könnte Schaden leiden."

„Nun, weiß man noch gar nichts über den Sonderling?" fragte bei Tisch Daumers Mutter, eine sanfte alte Dame.

Daumer schüttelte den Kopf. „Vorläufig kann man nur ahnen, bald wird man wissen," entgegnete er mit starr nach oben gerichtetem Blick.

Am folgenden Tag brachte die „Morgenpost" einen Artikel, der die Ueberschrift trug: Wer ist Caspar Hauser? Wenngleich auf diesen Appell keiner der Leser eine Antwort zu erteilen vermochte, wurde der Zudrang der Neugierigen so groß, daß das Bürgermeisteramt sich genötigt sah, die Besuchsstunden durch eine strenge Vorschrift zu regeln. Bisweilen standen die Leute Kopf an Kopf vor der offenen Tür des Gefängnisses, und in allen Gesichtern war die Frage zu lesen: Was ist es mit ihm? Was ist es für ein Mensch, der die Worte nicht versteht und dennoch sprechen kann, die Dinge nicht erkennt und dennoch sehen kann, der zu lachen vermag, kaum daß sein Weinen zu Ende, der arglos scheint und geheimnisvoll ist und hinter dessen unschuldig leuchtenden Augen vielleicht Uebeltat und Schande verborgen sind?

Sicherlich spürte der Gefangene, spürte es schmerzlich, was die lüstern auf ihn gerichteten Blicke begehrten, und der Wunsch, ihnen zu willfahren, erzeugte möglicherweise die erste erhellende Dämmerung, welche ihm selbst die Vergangenheit langsam begreiflich machte, so daß er in beunruhigter Brust nach dem Gewesenen tastete, ein Gewesenes erst fühlte und die Gegenwart damit verband, im tiefsten schaudernd an der Zeit messen lernte, was sie verändernd mit ihm getan, und was er sah, mit dem verglich, was er ehedem gesehen. Er begriff das Fordernde der Frage und ward des Mittels inne, die verlangenden Mienen zu befriedigen.

Mit durstigen Sinnen suchte er das Wort. Sein flehentlicher Blick grub es heraus aus dem sprechenden Mund der Menschen.

Hier war Daumer in seinem Element. Was keinem andern, dem Arzt nicht, dem Wärter nicht, dem Bürgermeister nicht, den Protokollanten erst recht nicht, gelingen wollte, das vermochte nach und nach seine Behutsamkeit und zweckvolle Ge-

duld. Die Person des Findlings beschäftigte ihn aber auch dermaßen, daß er seiner Studien und privaten Obliegenheiten, ja beinahe seines öffentlichen Amtes darüber vergaß, und er erschien sich wie ein Mann, den das Schicksal vor das ihm allein bestimmte Erlebnis gestellt hat, wodurch sein ganzes Leben und Denken eine glückliche Bestätigung erfährt. Unter seinen Notizen über Caspar Hauser lautete eine der ersten wie folgt: „Diese in einer fremden Welt hilflos schwankende Gestalt, dieser schlafumfangene Blick, diese angstverhaltene Gebärde, diese über einem etwas verkümmerten Untergesicht edel thronende Stirn, auf welcher Frieden und Reinheit strahlen: es sind für mich Zeugen von unbesiegbarer Deutkraft. Wenn sich die Vermutungen bewahrheiten, mit denen sie mich erfüllen, wenn ich die Wurzeln dieses Daseins aufgraben und seine Zweige zum Blühen bringen kann, dann will ich der stumpfgewordenen Welt den Spiegel unbefleckten Menschentums entgegenhalten, und man wird sehen, daß es gültige Beweise gibt für die Existenz der Seele, die von allen Götzendienern der Zeit mit elender Leidenschaft geleugnet wird."

Es war ein schwieriger Weg, den der eifervolle Pädagoge ging. Da wo er zu beginnen hatte, war die menschliche Sprache ein wesenloses Ding, Wort um Wort mußte erst seinem Sinn angeheftet, Erinnerung erst erweckt, Ursache und Folge in ihrer Verkettung erst entschleiert werden. Zwischen einer Frage und der nächsten lagen Welten des Begreifens, ein Ja, ein Nein, oft hilflos hingeworfen, galt noch nichts, wo jeder Begriff erst aus der Dunkelheit erstand und die Verständigung von Vokabel zu Vokabel stockte. Und doch schien ein Licht wie aus weit entfernter Vergangenheit den Geist des Jünglings viel rascher zu beflügeln, als selbst der hoffnungsselige Daumer zu erwarten gewagt hatte. Es war erstaunlich, mit welcher Leichtigkeit und Kraft er einmal Gesagtes festhielt und wie er aus dem Chaos unlebendiger Laute das für ihn Lebendige und Bedeutungsvolle bildvoll hervorzauberte, so daß es Daumer zumute war, als hebe er bloß Schleier von den Augen seines Schützlings, als spiele er die Rolle des Lauschers bei den langsam hervorquellenden Erinnerungen. Er hielt den Körper, indes der Geist des Knaben zurückkehrte in den Bezirk, von wo er kam, und eine Kunde brachte, dergleichen kein Ohr je vernommen.

Bericht Caspar Hausers, von Daumer aufgezeichnet

Soweit Caspar sich entsinnen konnte, war er immer in einem dunkeln Raum gewesen, niemals anderswo, immer in demselben Raum. Niemals den Menschen gesehen, niemals seinen Schritt gehört, niemals seine Stimme, keinen Laut eines Vogels, kein Geschrei eines Tieres, nicht den Strahl der Sonne erblickt, nicht den Schimmer des Mondes. Nichts vernommen als sich selbst, und doch nichts von sich selber wissend, der Einsamkeit nicht inne werdend.

Das Gemach muß von geringer Breite gewesen sein, denn er glaubte, einmal mit ausgestreckten Armen zwei gegenüber liegende Wände berührt zu haben. Vordem aber schien es unermeßlich groß; angekettet an ein Strohlager, ohne die Fessel zu sehen, hatte Caspar niemals den Fleck Erde verlassen, auf dem er traumlos schlief, traumlos wachte. Dämmerung und Finsternis waren unterschieden, so wußte er also um Tag und Nacht; er kannte ihre Namen nicht, allein er sah die Schwärze, wenn er einmal in der Nacht erwachte und die Mauern entschwunden waren.

Er hatte kein Maß für die Zeit. Er konnte nicht sagen, wann die unergründliche Einsamkeit begonnen hatte, er dachte zu keiner Stunde daran, daß sie einmal enden könne. Er spürte keinerlei Verwandlung an seinem Leibe, er wünschte nicht, daß etwas anders sein solle als es war, es schreckte ihn kein Ungefähr, nichts Künftiges lockte ihn, nichts Vergangenes hatte Worte, stumm lief die regelvolle Uhr des kaum empfundenen Lebens, stumm war sein Inneres wie die Luft, die ihn umgab.

Wenn er am Morgen erwachte, fand er frisches Brot neben dem Lager und den Wasserkrug gefüllt. Bisweilen schmeckte das Wasser anders als sonst; wenn er getrunken hatte, verlor er seine Munterkeit und schlief ein. Nach dem Aufwachen mußte er dann das Krüglein sehr oft in die Hand nehmen, er hielt es lange an den Mund, doch floß kein Wasser mehr heraus; er stellte es immer wieder hin und wartete, ob nicht bald Wasser komme, weil er nicht wußte, daß es gebracht wurde; hatte er doch keinen Begriff, daß außer ihm noch jemand sein könne. An solchen Tagen fand er reines Stroh auf seinem Bette ein frisches Hemd am Körper, die Nägel beschnitten, die Haare kürzer, die Haut gereinigt. All das war im Schlaf geschehen, ohne daß er es gemerkt, und kein Nachdenken darüber umflorte seinen Geist.

Ganz allein war Caspar Hauser nicht; er besaß einen Kameraden. Er hatte ein weißes Pferdchen aus Holz, ein namenloses, regungsloses Ding und gleichwohl etwas, in dem sein eignes Dasein sich dunkel spiegelte. Da er die lebendige Gestalt in ihm ahnte, hielt er es für seinesgleichen, und in den matten Glanz seiner künstlichen Augenperlen war alles Licht der äußeren Welt gebannt. Er spielte nicht mit ihm, nicht einmal lautlose Zwiesprach hielt er mit ihm, und obwohl es auf einem Brettchen mit Rädern stand, dachte er nie daran, es hin und her zu schieben. Aber wenn er sein Brot aß, reichte er ihm jeden

Bissen hin, bevor er ihn selbst zum Mund führte, und bevor er einschlief, streichelte er es mit liebkosender Hand.

Das war sein einziges Tun in vielen Tagen, langen Jahren.

Da geschah es einst während der Zeit des Wachens, daß sich die Mauer auftat, und von draußen her, aus dem Niegesehenen, erschien eine ungeheure Gestalt, ein Niegesehener, der erste andre, der das Wörtchen Du sprach und den Caspar deshalb den Du nannte. Die Decke des Raumes ruhte auf seinen Schultern, etwas unverständlich Leichtes und Veränderliches war in der Bewegung seiner Glieder, ein Lärm war um ihn, der das Ohr füllte, Laut um Laut floß rasch von seinen Lippen, zu atemlosem Hören zwang das Leuchten seiner Augen, und an seinen Kleidern hing das Draußen als ein betäubender Geruch.

Von den vielen Worten, die aus dem Munde des Du kamen, verstand Caspar zunächst keines, aber durch tieferregtes Aufmerken begriff er allmählich, daß der Ungeheure ihn fortbringen wolle, daß das Ding, das seine Einsamkeit geteilt, den Namen Roß trug, daß er andre Rosse erhalten werde und daß er lernen solle.

„Lernen," sagte der Du immer wieder, „lernen, lernen." Und wie um klarzumachen, was das heiße, stellte er einen Schemel mit vier runden Füßen vor ihn hin, legte ein Blatt Papier darauf, schrieb zweimal den Namen Caspar Hauser und führte beim Nachschreiben Caspars Hand. Dies gefiel Caspar, weil es schwarz und weiß aussah.

Darauf legte der Du ein Buch auf den Schemel und sprach, auf die winzigen Zeichen deutend, die Worte vor. Caspar konnte sie alle wiederholen, ohne irgend den Sinn erfaßt zu haben. Auch andre Worte und gewisse Redensarten plapperte er nach, die ihm der Mann vorsagte, zum Beispiel: „Ich möcht' ein solcher Reiter werden wie mein Vater."

Der Du schien zufrieden; jedenfalls um ihn zu belohnen, zeigte er ihm, daß man das Holzpferd auf dem Boden hin und her rollen könne, und damit vergnügte sich Caspar, als er am andern Morgen erwachte. Er schob das Rößlein vor seinem Lager auf und ab, wobei ein Geräusch entstand, das den Ohren wehe tat; deshalb ließ er es wieder und begann dafür mit dem Pferd zu reden, indem er die unverständlichen Laute aus dem Munde des Du nachahmte. Es war eine wunderliche Lust für ihn, sich selbst zu hören, er hob die Arme und füllte den Raum mit seinem freudigen Gelall.

Seinen Kerkermeister mochte dies verdrießen und beunruhigen, er wollte ihn zum Schweigen bringen: auf einmal sah Caspar einen Stab über seine Schulter sausen und spürte zugleich einen so heftigen Schmerz auf dem Arm, daß er vor Schrecken nach vorne fiel. Mitten in der Angst machte er die erstaunliche Wahrnehmung, daß er nicht mehr ans Lager angebunden war. Eine Zeitlang verhielt er sich ganz stille, dann versuchte er, vorwärts zu rutschen, aber ihm graute, als er mit seinen bloßen Füßen die kalte Erde berührte. Mit Mühe erreichte er sein Lager und versank sofort in Schlaf.

Es wurde dreimal Nacht und Tag, ehe der Du wiederkam und versuchte, ob Caspar noch seinen Namen schreiben und die Worte aus dem Buch lesen konnte. Er verbarg nicht seine Verwunderung, als der Knabe dies mühelos vermochte. Er wies auf Dinge rings im Raum und nannte ihre Namen; er redete langsam, Aug' in Aug' mit Caspar, und hielt ihn dabei an der Schulter fest; durch seine Blicke, seine Gebärden, das Verzerren seiner Züge hindurch ahnte Caspar, was er sagte, und ihm schauderte, während seine stotternde Zunge dem Mann gehorsam war.

In der folgenden Nacht wurde er aus dem Schlaf gerüttelt. Lange und mit Qual spürte er es und konnte doch nicht ganz erwachen. Als er endlich die Augen aufschlug, war die Mauer geöffnet, und ein purpurroter Schein floß in den Raum. Der Du war über ihn gebeugt und sprach leise, vielleicht um Caspars Furcht zu stillen. Er richtete ihn empor und bekleidete ihn mit Hosen, mit einem Kittel und mit Stiefeln, dann stellte er ihn auf die Füße, lehnte ihn gegen die Wand und kehrte sich mit dem Rücken gegen ihn. Er umfaßte seine Beine, hob ihn auf, Caspar umschlang mit den Armen seinen Hals, und nun ging es hinauf, einen hohen Berg hinauf, so schien es Caspar; in Wirklichkeit war es wahrscheinlich die Treppe des unterirdischen Verlieses. Furchtbar dröhnte der Atem des Mannes, etwas Kühles und Feuchtes schlug Caspar ins Gesicht, setzte sich in seinen Haaren fest, die sich von selbst zu bewegen anfingen, und klammerte sich an seine Haut.

Plötzlich wich die Schwärze, sie rauschte auf den Boden nieder; alles wurde weit, weich und blieb doch dunkel; in der Tiefe, in der Ferne wuchteten fremde große Dinge; von oben brach ein blauer Strahl und verlor sich wieder, das Schlüpfrig-Feuchte blähte die Falten der Kleider, durchdringende Gerüche wogten umher, Caspar begann zu weinen und schlief auf dem Rücken des Mannes ein.

Beim Erwachen lag er auf dem Boden, das Gesicht zur Erde gekehrt, und von unten strömte Kälte in den Leib. Der Du richtete ihn auf. Die Luft brannte sonderbar, und ein unerträglich heller Schein flirrte vor den Augen. Der Du machte ihm begreiflich, daß er gehen lernen müsse; er zeigte ihm, wie er gehen solle, er hielt ihn von hinten unter den Armen und stieß seinen Kopf

gegen die Brust, ihm so befehlend, daß er auf den Boden sehen solle. Caspar gehorchte wankend und zitternd, die Luft und der Schein brannten ihm die Augenlider, die Gerüche machten ihn schwindeln, die Sinne vergingen.

Er schlief wieder; wie lange, das wußte er nicht. Auch wußte er nicht, wie oft er zu gehen probiert hatte, als es wieder dunkel wurde. Vielleicht glaubte er, es sei Nacht geworden, während sie sich nur in einem Wald befanden. Den Weg gewahrte er nicht, er konnte nicht sagen, ob es aufwärts oder abwärts ging. Ob Bäume oder Wiesen oder Häuser da waren, wußte er nicht. Bisweilen schien ihm alles ringsum in rote Glut getaucht, aber wenn das Weiche, Dunkle kam, dehnten sich Luft und Erde bläulich und grün. Ob Menschen vorübergingen, konnte er nicht sagen, er gewahrte nicht den Himmel, er sah nicht einmal das Gesicht des Mannes. Einmal fiel Wasser von der Höhe; er dachte, der Du schütte ihn mit Wasser an, und beklagte sich, doch jener entgegnete, er schütte ihn nicht an, er deutete in die Luft und rief: „Regen! Regen!"

Wie lange er so unterwegs gewesen, wußte er nicht. Ihm dünkte, jedesmal wenn er sich, erschöpft vom Gehen, zur Ruhe niedergelegt, sei ein Tag vergangen. Furcht zog ihn hin und bemeisterte seine Müdigkeit, sie spannte seine Gelenke und riß sein Haupt nach oben, indes die Augen unaufhörlich zur Tiefe starrten. Der Du gab ihm dasselbe Brot zu essen, das er im Kerker genossen, und ließ ihn Wasser aus einer Flasche trinken. Caspars Erschöpfung und seine Angst, wenn der Wind durch die Büsche sauste, oder wenn ein Tier schrie, oder wenn das Gras um seine Füße klirrte, suchte er durch das Versprechen schöner Pferdchen zu besiegen, und als Caspar endlich längere Zeit allein gehen konnte, sagte er, nun seien sie bald da. Er wies mit dem Arm in die Ferne und sagte: „Große Stadt."

Caspar sah nichts, taumelnd tappte er vorwärts; nach einer Weile hielt ihn der Du bei den Armen zum Zeichen, daß er stehenbleiben solle, gab ihm einen Brief und sagte, den Mund nahe an Caspars Ohr: „Laß dich weisen, wo der Brief hingehört."

Caspar machte noch ein paar Schritte, und als er sich dann umsah, war der Du verschwunden. Er spürte plötzlich Steine unter den Füßen, er tastete nach allen Seiten, um sich zu halten, er sah Steinmauern, die im Sonnenlicht feurig lohten, aber Entsetzen packte ihn erst, als er Menschen gewahrte, erst einen, dann zwei, dann viele. Grauenhaft nah kamen sie heran, umstanden ihn, schrien ihm zu, einer ergriff ihn und schleppte ihn vorwärts, alles ringsumher war Lärm und Getöse; er begehrte zu schlafen, sie verstanden ihn nicht; er sprach von seinem Vater, von den Rossen, sie lachten und verstanden ihn nicht; er jammerte über seine wunden Füße, sie verstanden es nicht; er schlief im Stall des Rittmeisters, dann kamen wieder andre Gestalten, um, kaum daß sie sich gezeigt, mit unbegreiflicher Hast wieder zu fliehen, die Luft war schwer und kaum zu atmen, die gewaltigen Dinge, als welche ihm die Häuser erschienen, drängten sich an ihn an, und auf der Wachtstube erschreckten ihn die wilden Mienen und Gebärden der Leute so, daß er zu Tränen seine Zuflucht nahm.

Wiederum schlief er lange, und danach wurde er auf den Turm gebracht. Der Mann, der ihn die große Stiege hinaufführte, sprach mit starker Stimme und öffnete eine Tür, die einen besonderen Hall von sich gab. Kaum hatte er sich auf dem Strohsack niedergelassen, so begann die Turmuhr zu schlagen, worüber Caspar in unermeßliches Erstaunen geriet. Er lauschte angestrengt, aber nach und nach hörte er nichts mehr, seine Aufmerksamkeit verlor sich und er fühlte nur das Brennen seiner Füße. In den Augen hatte er keine Schmerzen, da es dunkel war. Er setzte sich auf und wollte nach dem Krüglein langen, um seinen Durst zu stillen. Er sah kein Wasser und kein Brot, anstatt dessen sah er einen Boden, der ganz anders beschaffen war als dort, wo er früher gewesen. Nun wollte er nach seinem Pferdchen langen und mit ihm spielen, es war aber keines da, und er sagte: „Ich möcht' ein solcher Reiter werden wie mein Vater."

Das sollte heißen: Wo ist das Wasser hin und das Brot und das Pferdchen?

Er bemerkte den Strohsack, auf dem er lag, betrachtete ihn mit Verwunderung und wußte nicht, was es sei; mit dem Finger darauf klopfend, vernahm er dasselbe Geräusch wie von dem Stroh, das sonst sein Lager gewesen. Dies erfüllte ihn mit Beruhigung, so daß er wieder einschlief und erst mitten in der Nacht vom oftmals wiederholten Ton der Glocke erwachte. Er lauschte lang, und als der Schall verklungen war, sah er den Ofen, der eine grüne Farbe hatte und einen Glanz von sich gab (denn Caspar vermochte selbst in tiefer Dunkelheit die Farben zu unterscheiden). Er blickte sehr angespannt hinüber und murmelte wieder: „Ich möcht' ein solcher Reiter werden wie mein Vater."

Das sollte heißen: Was ist denn dieses und wo bin ich denn? Auch drückte er damit sein Verlangen nach dem glänzenden Ding aus.

In der Frühe öffnete der Wärter die Fensterläden, das helle Tageslicht tat Caspars Augen wehe; er fing zu weinen an und sagte: „Hinweisen, wo der Brief hingehört," und damit wollte er sagen: Warum tun mir die Augen weh? Tu es weg, was mich brennt, gib mir das Pferdchen zurück und plag mich nicht so. Denn er sprach im Geiste mit dem Du, von dem er glaubte, daß er Abhilfe schaffen könnte. Er hörte die Uhr

wieder schlagen, das nahm ihm die Hälfte der Schmerzen, und indes er horchte, kam ein Mann und stellte allerhand Fragen, aber Caspar gab keine Antwort, weil seine Aufmerksamkeit auf den verhallenden Klang gerichtet war. Der Mann faßte ihn am Kinn, hob seinen Kopf in die Höhe und redete mit starker Stimme. Jetzt hörte Caspar zu und sagte all seine gelernten Worte her, aber der Mann verstand ihn nicht. Er ließ seinen Kopf los, setzte sich neben Caspar und fragte immerfort; als nun die Uhr wieder tönte, sagte Caspar: „Ich möcht' ein solcher Reiter werden wie mein Vater."

Das sollte bedeuten: Gib mir das Ding, das so schön klingt.

Der Mann verstand ihn nicht und redete weiter, da fing Caspar an zu weinen und sagte: „Roß geben," womit er den Mann bat, er möge ihn nicht so quälen.

Er saß dann lange Zeit allein. Aus weiter Ferne klang ein Trompetenschall aus der Kaiserstallung, und als ein andrer Mann eintrat, sagte Caspar die Redensart mit dem Brief; das sollte heißen: Weißt du nicht, was das ist? Der Mann brachte den Wasserkrug und ließ Caspar trinken, danach ward es ihm leicht zumute und er sagte: „Möcht' ein solcher Reiter werden wie mein Vater." Das bedeutete: Jetzt darfst du nicht mehr fortgehen, Wasser. Bald erklang wieder die Trompete und Caspar lauschte freudig; er dachte, wenn sein Pferdchen käme, würde er ihm erzählen, was er gehört.

An diesem Tag aber begann schon die Peinigung, die er von den vielen Menschen auszustehen hatte.

II. Eine hohe amtliche Person wird Zeuge eines Schattenspiels

Natürlich hatte es wochenlang gedauert, bis Professor Daumer einen so vollständigen Einblick in die Vergangenheit des Jünglings gewonnen hatte. Dies alles ans Licht zu bringen, kündbar, greifbar, hatte Aehnlichkeit gehabt mit der Arbeit eines Brunnengräbers. Was anfangs ein Fiebertraum geschienen, besaß nun die Züge des Lebens.

Daumer verfehlte nicht, der Behörde den Sachverhalt in einer gewissenhaften Niederschrift vorzulegen. Die Folge davon war, daß sich der Magistrat entschloß, die Bahn förmlicher Verhöre zu verlassen und in eine vertrautere Beziehung zu dem Unglücklichen zu treten. Die auffälligen Besonderheiten seines Wesens sollten noch einmal überprüft werden, hieß es in einer der gerichtlichen Noten, deshalb wurden Aerzte, Gelehrte, Polizeibeamte, scharfsinnige Juristen, kurz unzählige Personen, die an seinem Schicksal freien Anteil nahmen, zu ihm auf den Turm geschickt. Es war ein endloses Schnüffeln und Debattieren, Zweifeln und Staunen, doch die verschiedenen Erklärungen liefen alle auf eins hinaus, und die bloße Kraft des Augenscheins mußte den Daumerschen Bericht bestätigen.

Wenige Tage später, gegen Anfang Juli, veröffentlichte der Bürgermeister einen Aufruf, der im ganzen Land Verwunderung und Beunruhigung erregte. Zunächst wurde darin das Erscheinen Caspar Hausers geschildert, und nachdem die eigne Erzählung des Jünglings mit tunlichster Ausführlichkeit wiedergegeben war, beschrieb der Verfasser diesen selbst. Er sprach von der alle Umgebung bezaubernden Sanftmut und Güte des Knaben, in der er anfangs immer nur mit Tränen und nun, im Gefühl der Erlösung, mit Innigkeit seines Unterdrückers gedenke; von seiner rührenden Ergebenheit an diejenigen, die häufig mit ihm umgingen, von seiner unbedingten Willfährigkeit zum Guten, die mit der Ahnung dessen verbunden sei, was böse ist, ferner von seiner außerordentlichen Lernbegierde.

„Alle diese Umstände," fuhr der beredsame Erlaß fort, „geben in demselben Maß, in dem sie die Erinnerungen des Jünglings bekräftigen, die Ueberzeugung, daß er mit herrlichen Anlagen des Geistes und des Herzens ausgestattet ist, und berechtigen zu dem Verdacht, daß sich an seine Kerkergefangenschaft ein schweres Verbrechen knüpft, wodurch er seiner Eltern, seiner Freiheit, seines Vermögens, vielleicht sogar der Vorzüge hoher Geburt, in jedem Fall aber der schönsten Freuden der Kindheit und höchsten Güter des Lebens verlustig geworden ist."

Eine kühne und folgenschwere Vermutung, die eher dem mitleidigen Gemüt und dem romantischen Geist als der behördlichen Vorsicht eines hohen Bürgermeisteramtes zur Ehre gereichte!

„Zudem beweisen mancherlei Anzeichen," hieß es weiter, „daß das Verbrechen zu einer Zeit verübt worden, wo der Jüngling der Sprache schon einmal mächtig gewesen und der Grund zu einer edeln Erziehung gelegt war, die gleich einem Stern in finsterer Nacht aus seinem Wesen hervorleuchtet. Es ergeht daher an die Justiz-, Polizei-, Zivil- und Militärbehörden und an jedermann, der ein menschliches Herz im Busen trägt, die dringende Aufforderung, alle, auch die unbedeutendsten Spuren und Verdachtsgründe bekanntzugeben. Und nicht etwa deswegen, um Caspar Hauser zu entfernen, denn die Gemeinde, die ihn in ihren Schoß aufgenommen, liebt ihn, betrachtet ihn als ein von der Vorsehung ihr zugeführtes Pfand der Liebe, das sie ohne gültigen Beweis der Ansprüche andrer nicht abtreten wird, sondern nur, um die Uebeltat zu entdecken und den Bösewicht samt seinen Gehilfen der gerechten Sühne auszuliefern."

Wahrscheinlich wurden von den Urhebern große Hoffnungen an das Manifest geknüpft,



Die letzten Astern

Nach einem Gemälde von Fritz Erler


Digitized by Google

aber die Sache nahm einen ganz unerwarteten Verlauf und bereitete den Nürnberger Herren mancherlei Verlegenheiten. Zunächst lief eine Menge unsinniger und verleumderischer Bezichtigungen ein, durch welche eine Reihe von adligen Familien und von intimen Vorgängen in aristokratischen Kreisen dem Gerede ausgesetzt wurden: Kindesmord, Kindesraub, Kindesunterschiebung waren nach Ansicht des gemeinen Volks Verbrechen, welche die vornehmen Leute täglich und zum Vergnügen begehen.

Schlimmer war es, daß die magistratische Bekanntmachung dem Appellhof des Rezatkreises auf nichtamtlichem Weg zu Händen kam. Irgendein grimmiger Hofrat am selben Gerichtshof erließ allsogleich ein gepfeffertes Schreiben an die Kreisregierung in Ansbach, worin erstlich die Publikation des Nürnberger Bürgermeisters als vorschriftswidrig, zweitens als abenteuerlich bezeichnet wurde, worin drittens der lebhafte Tadel darüber ausgedrückt war, daß durch das verfrühte Preisgeben wichtiger Umstände eine Kriminaluntersuchung wenn auch nicht vereitelt, so doch sehr erschwert worden sei. Der ergrimmte Hofrat ersuchte daher die Regierung, den Magistrat zu strenger Rechenschaft zu ziehen und zu befehlen, daß die den Fall behandelnden Polizeiakten unverzüglich anher zu senden seien.

Die Regierung ließ sich das nicht zweimal sagen. Sie sendete ein Reskript an den Stadtkommissär von Nürnberg und äußerte sich dahin, daß die erzählte Lebensbeschreibung des Findlings so viele grobe Unwahrscheinlichkeiten enthalte, daß der Gedanke an eine ärgerliche Täuschung nicht abzuweisen sei. Gleichzeitig wurden die noch vorhandenen Exemplare des „Intelligenzblattes“ und des „Friedens- und Kriegskuriers“, in welchen Zeitungen der Aufruf erschienen war, beschlagnahmt. Dies wurde dem Appellhof ordnungsgemäß mitgeteilt und die Erwägung daran geknüpft, ob die strafrechtliche Verfolgung des Häftlings einzuleiten sei oder nicht.

Den Magistratsherren fuhr ein heilloser Schrecken in die Glieder. Schleunigst ließen sie die Aktenfaszikel zusammenpacken und schickten sie mit Eilpost nach Ansbach hinüber. Vielleicht wähnten sie, daß nun alles gut sei, aber der grimme Hofrat dortselbst erhob alsbald wieder seine Stimme. „Die Verhöre mit dem Häftling und die Zeugnisse über ihn sind aktenmäßig nicht einwandfrei,“ zeterte er; „es sind keineswegs alle Personen, die zuerst mit ihm in Berührung getreten sind, polizeilich vernommen worden; ferner hätte der Professor Daumer, um der öffentlichen Bekanntmachung des Magistrats eine rechtliche Basis zu geben, seine Gespräche mit dem Findling zu den Akten legen sollen.“

Die Regierung, um ein übriges zu tun, warnte den Magistrat vor einseitigem Verfahren. Darauf erwiderte der Magistrat in einem Anfall von Trotz und Entrüstung: ja, aber in den Maßregeln, wie ihr sie verlangt, liegt Gefahr, die Entdeckung zu hemmen, welche Anklage die vorgesetzte Behörde mit zorniger Energie zurückwies. Holt eure Versäumnisse nach, diktierte sie, protokolliert Verhöre, schickt Akten, Akten, nichts als Akten.

Mit innerer Wut hatte der Professor Daumer diese Vorgänge verfolgt. Er bezeichnete das Treiben der Ansbacher Behörde als widerwärtige Federfuchserei und hatte allen Ernstes die Absicht, seinem Unmut in einer geharnischten Epistel an die Regierung Luft zu machen. Mit Mühe hielten besonnene Freunde ihn davon zurück. „Aber es muß doch etwas geschehen!“ warf er ihnen voll Empörung entgegen, „man ist ja auf dem besten Weg, einen Justizmord zu begehen, und soll ich dazu die Hände in den Schoß legen?“

„Das ratsamste wäre,“ antwortete der Freiherr von Tucher, der bei diesem Auftritt anwesend war, „sich persönlich an den Staatsrat Feuerbach zu wenden.“

„Das hieße also, nach Ansbach reisen?“

„Gewiß.“

„Aber nehmen Sie denn an, daß er, als Präsident des Appellgerichts, von den Maßnahmen seiner untergebenen Beamten nicht schon unterrichtet ist und sie etwa gar mißbillige?“

„Gleichviel, ich verspreche mir etwas von einer mündlichen Auseinandersetzung; ich kenne Herrn von Feuerbach, er ist der letzte, der einer gerechten Sache sein Ohr verschließt.“

Die Reise wurde beschlossen. Daumer und Herr von Tucher befanden sich am andern Tag schon in Ansbach. Unglücklicherweise war der Präsident Feuerbach gerade auf einer Inspektionsreise durch den Bezirk, sollte erst am fünften Tag zurückkommen, und die beiden Herren, sofern sie das vorgesetzte Ziel erreichen wollten, mußten ihren Aufenthalt in der Kreishauptstadt über Gebühr verlängern.

Mittlerweile hatte der Findling eine gar böse Zeit. Sein Turmgefängnis wurde das Ziel aller Müßiggänger und Neugierlinge der ganzen Stadt. Man lief hin wie zu der Ausstellung einer unterhaltsamen Rarität, denn der magistratische Erlaß hatte ihn zu einem öffentlichen Gegenstand gemacht. Seine bisherigen Beschützer waren ein wenig zurückhaltender geworden, denn man wußte ja nicht, wie die Geschichte enden würde und ob nicht ein hochweises Appellgericht ihn zum gewöhnlichen Schwindler stempeln würde. Der Turmwärter durfte der allgemeinen Volksbelustigung nicht steuern, der Bürgermeister selbst hatte die früheren Befehle aufgehoben, weil es zweckmäßig schien, daß möglichst viele Leute den Fremdling sahen. Oft erbarmte ihn der wehrlose Knabe, doch schmeichelte es anderseits seiner Eitelkeit,

Herr über ein solches Wunderding zu sein, auch spazierte nebenbei mancher Groschen in den Beutel.

Brach der Morgen an und Caspar Hauser erhob sich vom Schlaf, seltsam müde, mit den Augen das Licht meidend; saß er traurig stumm in der Ecke, während Hill den Strohsack aufschüttelte und Wasser und Brot brachte, dann erschienen schon die ersten Besucher, die berufsmäßigen Frühaufsteher: Straßenkehrer, Dienstmägde, Bäckergesellen, Handwerker, die zur Arbeit gingen, auch Knaben, die auf dem Weg zur Schule einen ergötzlichen Abstecher machten, sogar einige höchst unbürgerliche Erscheinungen, zerlumpte Herren, die die Nacht im Stadtgraben oder in einer Scheune verbracht hatten.

Mit dem Verlauf des Tages wurde die Gesellschaft vornehmer; es kamen ganze Familien, der Herr Rendant mit Weib und Kind, der Herr Major a. D., der Schneidermeister Bügelfleiß, Graf Rotstrumpf mit seinen Damen, Herr von Uebel und Herr von Strübel, die ihre Morgenpromenade zum Zweck einer Besichtigung des kuriosen Untiers unterbrachen.

Es war ein heiteres Treiben; man konversierte, wisperte, lachte, spottete und tauschte Meinungen aus. Man war freigebig und brachte dem Jüngling allerlei Geschenke, die er ansah wie ein Hund, der noch nicht apportieren gelernt hat, den fortgeworfenen Spazierstock seines Herrn ansieht. Man legte Eßwaren vor ihn hin, um seinen Appetit zu reizen; so schleppte zum Beispiel die Kanzleirätin Zahnlos einmal eine ganze Schinkenkeule herauf, die allerdings am andern Tag verschwunden war — wohin, das wußte niemand; doch zog man bedeutsame Schlüsse daraus.

Vor allem hieß es: zeigt uns das Wunder, das angepriesene Wunder! Aber da der schweigsame, sanftherzige Knabe nichts von alledem tat, was sie in ihrer lüsternen Erwartung sich eingebildet, so begannen sie entweder zu schimpfen — als ob sie Eintrittsgeld bezahlt hätten und darum betrogen worden wären — oder stellten die erstaunlichsten Torheiten an. Indem sie ihn fortwährend mit Fragen quälten, woher er komme, wie er heiße, wie alt er sei und ähnliches, kamen sie sich sowohl witzig wie überlegen vor. Sein flehentliches Kopfschütteln, sein ungereimtes Nein oder Ja, das wie aus Kindermund froh-bereitwillig und furchtsam zugleich klang, sein Gestotter, sein gläubiges Lauschen, alles das erregte ihr Behagen. Einige brachten ihr Gesicht ganz nah an seines und waren höchst vergnügt, wenn er vor ihren Starrblicken sichtlich bis ins Innerste erschrak. Sie befühlten seine Haare, seine Hände, seine Füße, zwangen ihn, durchs Zimmer zu spazieren, zeigten ihm Bilder, die er erklären sollte, und taten zärtlich mit ihm, während sie einander listig zuwinkerten.

Aber die Harmlosigkeit solcher Versuche ward den unternehmenderen Geistern bald überdrüssig. Man wollte sich doch überzeugen, ob es seine Richtigkeit damit hatte, daß der Gefangene jede Nahrung außer Brot und Wasser verschmähe. Man hielt ihm Fleisch und Wurst, Honig oder Butter, Milch oder Wein vor die Nase und amüsierte sich köstlich, wenn der Knabe vor Ekel förmlich außer sich geriet. „Ei, der Komödiant," kreischten sie dann, „tut, als ob er unsre Leckerbissen verachte! Hat sich wahrscheinlich mal in eines großen Herrn Küche überfressen!"

Einen Hauptspaß gab's, als einmal zwei junge Meister der Goldschlägerinnung Schnaps herbeibrachten und sich verabredeten, dem Hauser das Getränk mit Gewalt aufzunötigen. Der eine hielt ihn, der andre wollte ihm das volle Glas zwischen die Lippen schütten. Doch konnten sie ihren Plan nicht ausführen, weil ihr Opfer durch den bloßen Geruch, der aus dem Gefäß strömte, das Bewußtsein verloren hatte. Sie waren einigermaßen verdutzt und wußten mit dem Ohnmächtigen nichts anzufangen; zum Glück sahen sie ihn atmen und hatten weiter keine Furcht. „Glaubt ihm doch seine Kniffe nicht," meinte ein stutzerhaft gekleidetes Bürschlein, das bisher gelangweilt dabeigestanden, „ich will ihn schon wieder munter kriegen." Sprach's, zog lächelnd die goldene Schnupftabaksdose und steckte eine volle Prise unter die Nase des vermeintlichen Simulanten, dessen Gesicht sogleich von heftigen Zuckungen bewegt wurde, worüber alle drei in Gelächter ausbrachen. Als dann der Wärter kam und sie derb zur Rede stellte, zogen sie schimpfend ab und räumten den Plan einem gravitätischen älteren Herrn, der den langsam zum Leben zurückkehrenden Caspar von vorn und von hinten beschnüffelte, den Finger an die Stirn legte, sich räusperte, den Kopf schüttelte, erst französisch, dann spanisch, dann englisch auf den Jüngling einredete, mit dem Wärter tuschelte, kurz von Wichtigkeit förmlich barst.

Caspar jedoch sah ihn immer nur an und sagte in jämmerlichem Ton: „Heimweisen."

„Warum spielst du nicht mit dem Rößlein?" fragte, als die wichtige Person gegangen war, der Wärter. Man verständigte sich mit Caspar noch immer mehr durch Gesten als durch Worte, und er selbst las, was Worte ihm nicht mitteilen konnten, von den Augen und den Händen der Menschen ab.

Er blickte auch Hill lange an und sagte: „Heimweisen."

„Heimweisen?" antwortete der Wärter, halb verdrießlich, halb mitleidig. „Wohin denn heim? Wo bist du denn daheim, du Unglückswurm? In dem unterirdischen Loch vielleicht? Nennst du das daheim?"

„Der Du soll kommen," sagte Caspar klar, langsam und hell.

„Der wird sich hüten," versetzte Hill, bärbeißig lachend.

„Der Du kommt, bald kommt," beharrte Caspar, und er schaute mit einem Ausdruck feierlicher Inbrunst gegen den abendlichen Himmel, als sei er überzeugt, daß der Du durch die Lüfte schreiten könne. Dann erhob er sich in seiner mühevollen Weise, nahm sein Spielpferdchen und versuchte es zu tragen, denn dies allein wollte er von den Gegenständen, die er geschenkt erhalten, mitnehmen, wenn der Du käme, sonst nichts.

Hill begriff sein Vorhaben. „Nein, Caspar," sagte er, „jetzt mußt du schon in dieser Welt bleiben. Daß sie dir nicht gefallen mag, versteh' ich wohl. Mir gefällt sie auch nicht, aber dableiben mußt du."

Caspar, wenngleich er den Worten nicht ganz folgen konnte, erfaßte doch den unabänderlichen Beschluß, den sie enthielten. Er begann an allen Gliedern zu beben, laut weinend warf er sich zu Boden, aber auch später, als es dem bestürzten Hill gelungen war, ihn zu trösten, schien es, wie wenn er vor Kummer sein Herz verhauche. Die Traurigkeit seines Gemüts überflutete das kindhafte Gesicht wie ein dunkler Schleier, und am Morgen waren seine Lider durch die während des Schlummers vergossenen Tränen verklebt.

Er wollte zum erstenmal nicht mehr mit dem Pferdchen spielen, sondern kauerte stundenlang ohne Regung auf einem Fleck. Bei jedem Krachen der Treppe schüttelte es ihn, und er schauderte, wenn sich wieder und wieder ein neues Gesicht über der Schwelle zeigte. Zitternd sah er die Menschen an, der Geruch ihres Atems war ihm eine Pein und unerträglich, wenn sie ihn berührten. Am meisten Furcht hatte er vor ihren Händen. Zuerst sah er immer die Hände an, merkte sich ihre verschiedene Gestalt und Farbe, und ehe er sie an seiner Haut spürte, erschrak er schon, denn sie erschienen ihm wie selbständige Geschöpfe, kriechende, klebrige, gefährliche Tiere, deren Tun von einem Augenblick zum andern gar nicht abzuschätzen war.

Nur Daumers Hand, die einzige, deren Berührung angenehm war, war verschwunden. Warum? dachte Caspar, warum war dies alles? Warum das seltsame Getöse von früh bis spät? Woher kamen die fremden Gestalten, warum so viele, und warum war ihr Mund und ihr Auge böse?

Das frische Wasser schmeckte ihm nicht mehr, auch hungerte ihn nicht mehr nach dem gewürzten Brot. In seiner Erschöpfung dünkte ihm mitten am Tage, es sei Nacht geworden, und das Heißgleißende, -funkelnde, von dem man ihm gesagt, daß es der Schein der Sonne sei, wurde vor seinen müden Augen zu purpurnem Dunst. Es beängstigte ihn das Geräusch des Windes, denn er verwechselte es mit den Stimmen der Menschen. Er sehnte sich in die Einsamkeit seines Kerkers zurück; heimweisen war sein einziger Gedanke.

Es war ein Sonntag. Spätnachmittags waren Daumer und Herr von Tucher aus Ansbach wieder angelangt, und in ihrer Begleitung befand sich der Staatsrat von Feuerbach, der sich entschlossen hatte, den Findling selbst zu besuchen und womöglich Klarheit in das unfruchtbare Hin- undher von Akten und Erlässen zu bringen. Nachdem er im Gasthof zum Lamm Quartier gemietet hatte, ließ sich der Präsident von den beiden Herren sogleich zur Burg und auf den Turm führen. Es hatte schon neun Uhr geschlagen, als sie dort ankamen. Groß war ihre Ueberraschung, als sie das Zimmer Caspars leer fanden; die Frau des Wärters erklärte verlegen, ihr Mann sei mit Caspar ins Wirtshaus zum Krokodil gegangen. Der Rittmeister von Wessenig habe nämlich einigen seiner von auswärts zugereisten Freunde den Findling zu zeigen gewünscht, habe heraufgeschickt und befohlen, daß man Caspar bringe.

Daumer war erbleicht und schaute, Schlimmes ahnend, finster zu Boden; Herr von Tucher vermochte seinen Unwillen kaum zu bemeistern, und über die bartlosen Lippen des Präsidenten huschte ein halb mokantes, halb verächtliches Lächeln; seine gebietende Haltung erinnerte an einen durch Pflichtversäumnisse vielfach beleidigten Fürsten, als er sich mit der schroffen Aufforderung zu seinen Begleitern wandte: „Führen Sie mich zu diesem Wirtshaus!"

Die Dunkelheit war eingebrochen, über dem Dach des Rathauses stand fahlleuchtend der Mond. Schweigend schritten die drei Männer den Berg hinab, und kaum waren sie, das winklige Gassengewirr verlassend, auf den Weinmarkt getreten, als Daumer stehen blieb und mit erregter Stimme flüsterte: „Da ist er."

In der Tat sahen sie Caspar, der gleich einem zu Tod Erkrankten am Arme Hills aus dem Tor des Krokodilwirtshauses wankte. Der Präsident und Herr von Tucher blieben ebenfalls stehen, und sie bemerkten jetzt, daß der Jüngling plötzlich innehielt, zurückschauderte und, ein maßloses Staunen in den vor Angst weit aufgerissenen Augen, zu Boden starrte. Die drei Männer näherten sich eilig, um zu erfahren, was es sei. Sie sahen nichts weiter als die Mondschatten des Jünglings und seines Begleiters auf dem Pflaster.

Caspar wagte nicht mehr sich zu regen, weil er jede Bewegung seines Körpers nachgeahmt sah von dem unbegreiflichen Ding. Seine Lippen waren wie zum Schrei geöffnet, seine Wangen schneeweiß und die Knie schlotterten ihm. War es doch, als ob alles Grauenhafte und Geheimnisvolle einer Welt, in die ein Ungefähr ihn geschleudert, sich zu dem seltsam zuckenden Gebild am Boden verdichtet habe.

Daumer, Herr von Tucher und der Wärter bemühten sich um ihn, der Präsident stand wortlos

daneben. Als er emporblickte, bemerkte Daumer, der ihn heimlich und gespannt beobachtete, in seinem strengen Gesicht eine unverstellte Erschütterung.

Es fehlte nicht viel, so wäre Hill, den der Zorn des Präsidenten am ersten traf, noch am selben Abend aus seinem Amt gejagt worden; nur die mutige Fürsprache des Herrn von Tucher rettete ihn und lenkte das Gewitter auf schuldigere Personen ab, denn die Vernachlässigung, die der Gefangene erlitten, war allzu offenbar. Seiner ungestümen Art gemäß suchte der Präsident sogleich den Bürgermeister Binder auf, dem er die heftigsten Vorwürfe machte. Herr Binder konnte nicht umhin, dem Präsidenten kleinmütig beizupflichten; die Entschiedenheit, mit der er den Gegenstand behandelt sah, übte tiefen Eindruck auf ihn, und er mußte einen kaum wieder gutzumachenden Fehler vor sich selber eingestehen. Von seiner Seite war nur Lauheit im Spiel gewesen, die Scherereien mit der Regierung hatten ihn verdrossen, jetzt auf einmal, da der mächtige Mann seine Stimme für den Findling erhob, wurde er sich seiner Bereitwilligkeit bewußt, alles Förderndswerte für Caspar Hauser zu tun, und er erklärte sich ohne weiteres einverstanden, als Herr von Feuerbach verlangte, der Knabe müsse seiner bisherigen Lage entrissen werden. „Er soll in eine geordnete Pflege kommen," sagte der Präsident, „Professor Daumer hat sich freiwillig erboten, ihn zu sich ins Haus zu nehmen, und ich wünsche nicht, daß dieser Schritt im geringsten verzögert werde."

Binder verbeugte sich. „Ich werde morgen mit dem Frühesten die nötigen Anstalten treffen", antwortete er.

„Nicht, bevor ich selbst mit dem Knaben gesprochen," versetzte der Präsident hastig; „ich werde um zehn Uhr auf dem Turm sein und bitte, daß man mich eine Stunde lang mit dem Gefangenen allein lasse."

Auch Daumer war ziemlich erregt heimgekommen. Kaum daß er, nach tagelanger Abwesenheit, Mutter und Schwester ordentlich begrüßte. „Die Herrschaften müssen artig gewütet haben," grollte er, indem er unaufhörlich durch das Zimmer wanderte, „der Knabe ist ja ganz verstört. Das heiß' ich menschlich sein, das heiß' ich Einsicht haben! Barbaren sind sie, Schlächter sind sie! Und unter solchem Volk zu leben bin ich gezwungen!"

„Warum sagst du es ihnen nicht selbst?" bemerkte Anna Daumer trocken. „Hinter deinen vier Wänden zu schimpfen fruchtet wenig."

„Sag mal, Friedrich," wandte sich nun die alte Dame an ihren Sohn, „bist du denn wirklich fest davon überzeugt, daß du dein Herz nicht wieder einmal an einen Götzen wegwirfst?"

„Aus deiner Frage erkennt man, daß du ihn noch immer nicht gesehen hast," antwortete Daumer fast mitleidig.

„Das wohl; es war mir ein zu groß Gerenne."

„Also. Wenn man von ihm spricht, kann man nicht übertreiben, weil die Sprache zu ärmlich ist, um sein Wesen auszudrücken. Es ist wie eine uralte Legende, dies Emportauchen eines märchenhaften Geschöpfs aus dem dunkeln Nirgendwo; die reine Stimme der Natur tönt uns plötzlich entgegen, ein Mythos wird zum Ereignis. Seine Seele gleicht einem kostbaren Edelstein, den noch keine habgierige Hand betastet hat; ich aber will danach greifen, mich rechtfertigt ein erhabener Zweck. Oder bin ich nicht würdig? Glaubt ihr, daß ich nicht würdig bin dazu?"

„Du schwärmst," sagte Anna nach einem langen Stillschweigen fast unwillig.

Daumer zuckte lächelnd die Achseln. Dann trat er an den Tisch und sagte in einem Ton, dessen Sanftheit gleichwohl einen gefürchteten Widerstand im voraus zu bekämpfen schien: „Caspar wird morgen in unser Haus ziehen; ich habe Exzellenz Feuerbach darum angegangen und er hat meiner Bitte willfahrt. Ich hoffe, daß du nichts dawider einzuwenden hast, Mutter, und daß du mir glaubst, wenn ich versichere, es ist eine Sache von großer Bedeutung für mich. Ich bin höchst wichtigen Entdeckungen auf der Spur."

Mutter und Tochter sahen erschrocken einander an und schwiegen.

Am nächsten Morgen um zehn fanden sich Daumer, der Bürgermeister, der Stadtkommissär, der Gerichtsarzt und einige andre Personen im Burghof vor dem Gefängnisturm ein und warteten dritthalb Stunden auf den Präsidenten, der bei dem Findling oben war. Daumer, der Gespräche mit andern vermeiden wollte, stand fast ununterbrochen an der Umfassungsmauer und blickte auf das malerische Gassen- und Dächergewirr der Stadt hinunter.

Als der Präsident endlich unter den Wartenden erschien, drängten sich alle mit Eifer heran, um die Meinung des berühmten und gefürchteten Mannes zu hören. Doch das Gesicht Feuerbachs zeigte einen so düsteren Ernst, daß niemand ihn mit einer Anrede zu belästigen wagte; sein machtvolles Auge blickte brennend nach innen, die Lippen waren gleichsam aufeinander geballt, auf der Stirn lag eine von Nachdenken zitternde senkrechte Falte. Das Schweigen wurde vom Bürgermeister mit der Frage unterbrochen, ob Exzellenz nicht geruhen wolle, das Mittagessen in seinem Haus zu nehmen. Feuerbach dankte; dringende Geschäfte nötigten ihn zu sofortiger Rückkehr nach Ansbach, entgegnete er. Darauf wandte er sich an Daumer, reichte ihm die Hand und sagte: „Sorgen Sie sogleich für die Uebersiedlung des Hauser; der arme Mensch braucht dringend Ruhe und Pflege. Sie werden bald von mir hören. Gott befohlen, meine Herren!"

Damit entfernte er sich in raschen, kleinen,

stampfenden Schritten, eilte den Hügel hinab und verschwand alsbald gegen die Sebalderkirche. Die Zurückbleibenden machten etwas enttäuschte Mienen. Da sie alle überzeugt waren, daß der Scharfsinn dieses Mannes ohne Grenzen sei und daß kein andres als sein Auge das Dunkel durchdringen könne, welches über Untat und Verbrechen brütete, waren sie verstimmt über eine Schweigsamkeit, die ihnen beabsichtigt und planvoll erschien.

Am Abend befand sich Caspar in der Wohnung Daumers.

III. Der Spiegel spricht

Das Daumersche Haus lag neben dem sogenannten Annengärtlein auf der Insel Schütt; es war ein altes Gebäude mit vielen Winkeln und halbfinstern Kammern, doch erhielt Caspar ein ziemlich geräumiges und wohleingerichtetes Zimmer gegen den Fluß hinaus.

Er mußte sogleich zu Bett gebracht werden. Es zeigten sich jetzt mit einem Schlag die Folgen der jüngstdurchlebten Zeit. Er war wieder ohne Sprache, ja bisweilen wie ohne Gefühl des Lebens. Auf den ungewohnten Kissen warf er sich fiebernd herum. Wie jammervoll, ihn bei jedem Knacken der Dielen erschaudern zu sehen; auch das Geräusch des Regens an den Fenstern versetzte ihn in aufgewühlte Bangnis. Er hörte die Schritte, die auf dem weiten Platz vor dem Haus verhallten, er vernahm mit Unruhe die metallenen Schläge aus einer fernen Schmiede, jeder Stimmenlärm brachte auf seiner eingeschrumpften Haut ein Zeichen des Schmerzes hervor; und von Moment zu Moment vertauschten seine Züge den Ausdruck der Erschöpfung mit dem gepeinigter Wachsamkeit.

Drei Tage lang wich Daumer kaum von seinem Bett. Diese Opferkraft und Hingebung erregte die Bewunderung der Seinen. „Er muß mir leben," sagte er. Und Caspar fing an zu leben. Vom dritten Tag ab besserte sich sein Zustand stetig und schnell. Als er am Morgen erwachte, lag ein besinnendes Lächeln auf seinen Lippen. Daumer triumphierte.

„Du tust ja, als ob du selbst dem Kerker entronnen wärst," meinte seine Schwester, die nicht umhin konnte, an seiner Freude teilzunehmen.

„Ja, und ich habe eine Welt zum Geschenk erhalten," antwortete er lebhaft; „sieh ihn nur an! Es ist ein Menschenfrühling."

Am andern Tag durfte Caspar das Bett verlassen. Daumer führte ihn in den Garten. Damit das grelle Tageslicht seinen Augen nicht schade, band er ihm einen grünen Papierschirm um die Stirn. Späterhin wurden die Dämmerungszeit oder die Stunden bewölkten Himmels für diese Ausgänge vorgezogen.

Es waren ja Reisen, und nichts geschah, was nicht zum Ereignis wurde. Welche Mühe, ihn sehen, ihn das Gesehene nennen zu lehren. Er mußte erst zu den Dingen Vertrauen gewinnen, und ehe nicht ihre Wirklichkeit ihm selbstverständlich ward, machte ihn ihre unvermutete Nähe bestürzt. Als er endlich die Höhe des Himmels und auf der Erde die Entfernung von Weg zu Weg begriff, wurde sein Gang ein wenig leichter und sein Schritt mutiger. Alles lag am Mut, alles lag daran, den Mut zu kräftigen.

Das ist die Luft, Caspar; du kannst sie nicht greifen, aber sie ist da; wenn sie sich bewegt, wird sie zum Wind, du brauchst den Wind nicht zu fürchten. Was hinter der Nacht liegt, ist gestern; was über der nächsten Nacht liegt, ist morgen. Von gestern bis morgen vergeht Zeit, vergehen Stunden, Stunden sind geteilte Zeit. Dies ist ein Baum, dies ist ein Strauch, hier Gras, hier Steine, dort Sand, da sind Blätter, da Blüten, da Früchte . . .

Aus dem dumpfen Hören heraus erwuchs das Wort. Die Form wurde einleuchtend durch das unvergeßliche Wort. Caspar schmeckt das Wort auf der Zunge, er spürt es bitter oder süß, es sättigt ihn oder läßt ihn unzufrieden. Auch hatten viele Worte Gesichter; oder sie tönten wie Glockenschläge aus der Dunkelheit; oder sie standen wie Flammen in einem Nebel.

Es war ein langer Weg vom Ding bis zum Wort. Das Wort lief davon, man mußte nachlaufen, und hatte man es endlich erwischt, so war es eigentlich gar nichts und machte einen traurig. Gleichwohl führte derselbe Weg auch zu den Menschen; ja, es war, als ob die Menschen hinter einem Gitter von Worten stünden, das ihre Züge fremd und schrecklich machte; wenn man aber das Gitter zerriß oder dahinter kam, waren sie schön.

Hatte es am Morgen neu geklungen, zu sagen: die Blume, am Mittag war es schon vertraut, am Abend war es schon alt. „Dies Herz, dies Hirn, zur Fruchtbarkeit aufbewahrt durch lange Zeiten, treibt wie vertrockneter und endlich befeuchteter Humus Sprößlinge, Blüten und Früchte in einer Nacht," notierte der fleißige Daumer; „was dem matten Blick der Gewohnheit unwahrnehmbar geworden, erscheint diesem Auge frisch wie aus Gottes Hand. Und wo die Welt verschlossen ist und ihre Geheimnisse beginnen, da steht er noch seltsam drängend und fragt sein zuversichtliches Warum. Nach jedem Schall und jedem Schein tappt dies zweifelnde, erstaunte, hungrige, ehrfurchtslose Warum."

Es ist nicht zu leugnen, Daumer war oft erschreckt durch das Gefühl eignen Ungenügens. Heißt das noch lehren? grübelte er, heißt das noch Gärtner sein, wenn das wilde Wachstum sich dem Pfleger entwindet, das maßlos wuchernde Getriebe keine Grenze achtet? Wie soll das enden? Zweifellos bin ich hier einem ungewöhnlichen Phänomen auf der Spur und meine teuern Zeit-

genossen werden sich herbeilassen müssen, ein wenig an Wunder zu glauben.

Noch immer war es die liebste Vorstellung Caspars, einst heimkehren zu dürfen; „erst lernen, dann heim," sagte er mit dem Ausdruck unbesiegbarer Entschiedenheit. „Aber du bist ja zu Hause, hier bei uns bist du zu Hause," wandte Daumer ein. Aber Caspar schüttelte den Kopf.

Bisweilen stand er am Zaun und sah in den Nachbargarten hinüber, wo Kinder spielten, deren Wesen er mit komischem Befremden studierte. „So kleine Menschen," sagte er zu Daumer, der ihn einmal dabei überraschte, „so kleine Menschen." Seine Stimme klang traurig und höchst verwundert.

Daumer unterdrückte ein Lächeln und während sie zusammen ins Haus gingen, suchte er ihm klarzumachen, daß jeder Mensch einmal so klein gewesen, auch Caspar selbst. Caspar wollte das durchaus nicht zugeben. „O nein, o nein," rief er aus, „Caspar nicht, Caspar immer so gewesen wie jetzt, Caspar nie so kurze Arme und Beine gehabt, o nein!"

Dennoch sei dem so, versicherte Daumer; nicht allein, daß er klein gewesen, sondern er wachse ja noch täglich, verändere sich täglich, sei heute ein ganz andrer als der Hauser auf dem Turm, und nach vielen Jahren werde er alt werden, seine Haare würden weiß sein, die Haut voller Runzeln.

Da wurde Caspar blaß vor Furcht; er fing an zu schluchzen und stotterte, das sei nicht möglich, er wolle es nicht, Daumer möge machen, daß es nicht geschehe.

Daumer flüsterte seiner Schwester etwas zu, diese ging in den Garten und brachte nach kurzer Weile eine Rosenknospe, eine aufgeblühte und eine verwelkte Rose mit herauf. Caspar streckte die Hand nach der vollblühenden aus, wandte sich aber gleich mit Ekel ab, denn so sehr er die rote Farbe vor allen andern liebte, der heftige Geruch der Blume war ihm unangenehm. Als ihm Daumer den Unterschied der Lebensalter an Knospe und Blüte erklären wollte, sagte Caspar: „Das hast du doch selbst gemacht, es ist ja tot, es hat keine Augen und keine Beine."

„Ich hab' es nicht gemacht," entgegnete Daumer, „es ist lebendig, es ist gewachsen; alles Lebendige ist gewachsen."

„Alles Lebendige gewachsen," wiederholte Caspar fast atemlos, indem er nach jedem Wort pausierte. Hier drohte Verwirrung. Auch die Bäume im Garten seien lebendig, sagte man ihm, und er getraute sich nicht, den Bäumen zu nahen, das Rauschen ihrer Kronen machte ihn bestürzt. Er fuhr fort zu zweifeln und fragte, wer die vielen Blätter ausgeschnitten habe und warum? warum so viele? Auch sie seien gewachsen, wurde geantwortet.

Aber mitten auf dem Rasen stand eine alte Sandsteinstatue, die sollte tot sein, trotzdem sie aussah wie ein Mensch. Caspar konnte stundenlang die Blicke nicht davon wenden, Verwunderung machte ihn stumm. „Warum hat es denn ein Gesicht?" fragte er endlich, „warum ist es so weiß und so schmutzig? Warum steht es immer und wird nicht müde?"

Als seine Furcht besiegt war, ging er heran und wagte die Figur zu betasten, denn ohne zu tasten, glaubte er nicht dem, was er sah. Er hatte den heftigen Wunsch, das Ding auseinander nehmen zu dürfen, um zu wissen, was innen war. Wie viel war überall innen, wie viel steckte überall dahinter!

Es fiel ein Apfel vom Zweig und rollte ein Stück des abschüssigen Weges entlang. Daumer hob ihn auf, und Caspar fragte, ob der Apfel müde sei, weil er so schnell gelaufen. Mit Grauen wandte er sich ab, als Daumer ein Messer nahm und die Frucht entzweischnitt. Da ward ein Wurm sichtbar und krümmte seinen dünnen Leib gegen das Licht.

„Er war bis jetzt im Finstern gefangen wie du im Kerker," sagte Daumer.

Das Wort machte Caspar nachdenklich; es machte ihn nachdenklich und mißtrauisch. Wie vieles war da im Kerker, wovon er nicht wußte! Alles Innen war ein Kerker. Und in wunderlicher Verworrenheit knüpfte sich an diesen Gedanken die Erinnerung an den Schlag, den er damals erhalten, nachdem ihn der Du gelehrt, wie man das Pferdchen frei bewegen könne. In allen fremden Dingen lauerte der Schlag, in allen unbekannten wohnte Gefahr. Eine gewisse strahlende Heiterkeit, die allmählich Caspars Wesen entströmte und die das Entzücken seiner Umgebung bildete, war daher stets an jene erwartungsvolle, ahnungsvolle Bangigkeit gebunden.

Nach regnerischen Stunden mit Daumer aus dem Tor tretend, gewahrte Caspar einen Regenbogen am Himmel. Er war starr vor Freude. Wer das gemacht habe, stammelte er endlich. Die Sonne. Wie, die Sonne? Die Sonne sei doch kein Mensch. Die natürlichen Erklärungen ließen Daumer im Stich, er mußte sich auf Gott berufen. „Gott ist der Schöpfer der belebten und unbelebten Natur," sagte er.

Caspar schwieg. Der Name Gottes klang ihm seltsam düster. Das Bild, das er dazu suchte, glich dem Du, sah aus wie der Du, als die Decke des Gefängnisses auf seinen Schultern ruhte, war unheimlich verborgen wie der Du, als er den Schlag geführt, weil Caspar zu laut gesprochen.

Wie geheimnisvoll war alles, was zwischen Morgen und Abend geschah! Das Regen und Raunen der Welt, das Fließen des Wassers im Fluß, das Ziehen luftig-dunkler Gegenstände hoch

in der Luft, die man Wolken nannte, das Vorübergehen und Nichtwiederkommen undeutbarer Ereignisse, und vor allem das Flüchten der Menschen, ihre schmerzlichen Gebärden, ihr lautes Reden, ihr sonderbares Gelächter. Wie viel war da zu erfahren und zu lernen!

Es schnürte Daumer das Herz zusammen, wenn er den Jüngling in tiefem Nachdenken sah. Caspar schien dann wie erfroren, er hockte zusammengekauert da, seine Hände waren geballt und er hörte und spürte nicht mehr, was um ihn vorging.

Ja, es war zu solchen Zeiten eine vollständige Dunkelheit um Caspar, und nur, wenn er lange genug versunken war, hüpfte aus der Tiefe etwas wie ein Feuerfunken, und in der Brust begann eine undeutlich murmelnde Stimme zu sprechen. Wenn der Funken wieder verlosch, tat sich die äußere Welt wieder kund, aber eine schwermütige Unzufriedenheit hatte sich Caspars bemächtigt.

„Wir müssen einmal mit ihm hinaus aufs Land," sagte Anna Daumer eines Tages, als der Bruder mit ihr darüber gesprochen. „Er braucht Zerstreuung."

„Er braucht Zerstreuung," gab Daumer lächelnd zu, „er ist zu gesammelt, das ganze Weltall lastet noch auf seinem Gemüt."

„Da es sein erster Spaziergang sein wird, wäre es gut, die Sache möglichst still zu unternehmen, sonst sind wieder alle Neugierigen bei der Hand," meinte die alte Frau Daumer. „Sie schwatzen ohnehin genug über ihn und über uns."

Daumer nickte. Er wünschte nur, daß Herr von Tucher mit von der Partie sei.

Am ersten Feiertag im September fand der Ausflug statt. Es war schon fünf Uhr nachmittags, als sie vom Haus aufbrachen, und da sie auf Caspars langsame Gangart Rücksicht nehmen mußten, gelangten sie erst spät ins Freie. Die begegnenden Leute blieben stehen, um der Gesellschaft nachzuschauen, und oft hörte man die staunenden oder spöttischen Worte: „Das ist ja der Caspar Hauser! Ei, der Findling! Wie fein er's treibt, wie nobel!" Denn Caspar trug ein neues blaues Fräcklein, ein modisches Gilet, seine Beine staken in weißseidenen Strümpfen und die Schuhe hatten silberne Schnallen.

Er ging zwischen den beiden Frauen und hatte sorgsam acht auf den Weg, der nicht mehr wie ehedem vor seinen Blicken auf- und abwärts schwankte. Die Männer schritten in gemessener Entfernung hinterdrein. Plötzlich erhob Daumer den rechten Arm nach vorn, und gleich darauf blieb Caspar stehen und sah sich fragend um.

Erfreut und in liebevollem Ton rief ihm Daumer zu, weiterzugehen. Nach ein paar hundert Schritten hob er wieder den Arm, und abermals blieb Caspar stehen und blickte sich um.

„Was ist das? Was bedeutet das?" fragte Herr von Tucher erstaunt.

„Darüber gibt es keine Erklärung," antwortete Daumer voll stillen Triumphes. „Wenn Sie wollen, kann ich Ihnen noch viel Merkwürdigeres zeigen."

„Hexerei wird doch wohl kaum im Spiele sein," meinte Herr von Tucher ein bißchen ironisch.

„Hexerei? Nein. Aber wie sagt Hamlet: Es gibt mehr Dinge zwischen Himmel und Erde —"

„Also sind Sie schon an den Grenzen der Schulweisheit angelangt?" unterbrach Herr von Tucher noch immer mit Ironie. „Ich für meinen Teil schlage mich zu den Skeptikern. Wir werden ja sehen."

„Wir werden sehen," wiederholte Daumer fröhlich.

Nach oftmaligem kurzem Rasten ward am Rand einer Wiese Halt gemacht, und alle ließen sich im Gras nieder. Caspar schlief sogleich ein; Anna breitete ein Tuch über sein Gesicht und packte sodann einige mitgebrachte Eßwaren aus einem Körbchen. Schweigend begannen alle vier zu essen. Ein natürliches Schweigen war es nicht: der lieblich vergehende Tag, das sommerliche Blühen forderten eher zu heiteren Gesprächen auf, aber um den Schläfer lag ein eigner Bann, jeder spürte die Gegenwart des Jünglings jetzt stärker als vorher, und es hatte bei einigen gleichgültigen Redensarten sein Bewenden, die leiser klangen als selbst die Atemzüge des Schlummernden. Weit und breit war kein Mensch zu sehen, da man absichtlich einen selten begangenen Weg gewählt hatte.

Die Sonne war am Sinken, als Caspar erwachte und, sich aufrichtend, die Freunde der Reihe nach dankbar und etwas beschämt anblickte. „Sieh nur hinüber, Caspar, sieh den roten Feuerball," sagte Daumer; „hast du die Sonne schon einmal so groß gesehen?"

Caspar schaute hin. Es war ein schöner Anblick: die purpurne Scheibe rollte herab, als zerschnitte sie die Erde am Rand des Himmels; ein Meer von Scharlachglut strömte ihr nach, die Lüfte waren entzündet, blutiges Geäder bezeichnete einen Wald und rosige Schatten bauschten langsam über die Ebene. Nur noch wenige Minuten, und schon zuckte die Dämmerung durch den sanften Karmin des Nebels, in den die Ferne getaucht war, einen Augenblick lang bebte das Gelände, und grünkristallene Strahlenbündel schossen über den Westen, der versunkenen Sonne nach.

Ein geisterhaftes Lächeln glitt über die Züge der beiden Männer und der zwei Frauen, als sie Caspar mit einer Gebärde stummer Angst hinübergreifen sahen gegen den Horizont. Daumer näherte sich ihm und ergriff seine Hand, die eiskalt geworden war. Caspars Gesicht wandte sich erzitternd ihm zu, voller Fragen, voller Furcht, und endlich bewegten sich die Lippen und er murmelte

schüchtern: „Wo geht sie hin, die Sonne? Geht sie ganz fort?"

Daumer vermochte nicht gleich zu antworten. So mag Adam vor seiner ersten Nacht im Paradies gezittert haben, dachte er, und es geschah nicht ohne Schauder, nicht ohne seltsame Ungewißheit, daß er den Jüngling tröstete, ihn der Wiederkunft der Sonne versicherte.

„Ist dort Gott?" fragte Caspar hauchend, „ist die Sonne Gott?"

Daumer deutete mit dem Arm weit ringsum und erwiderte: „Alles ist Gott."

Indessen mochte ein solches Diktum pantheistischer Philosophie für die Auffassungsgabe des Jünglings ein wenig zu verwickelt sein. Er schüttelte ungläubig den Kopf, dann sagte er mit dem Ausdruck dumpf-abgöttischer Verehrung: „Caspar liebt die Sonne."

Auf dem Heimweg war er ganz stumm; auch die übrigen, selbst die immer wohlgelaunte Anna, waren in einer wunderlich gedrückten Stimmung, als wären sie nie zuvor durch einen spätsommerlichen Abend gewandert, oder als fühlten sie den Auftritt voraus, der ihnen das Beisammensein dieser Stunden unvergeßlich machen sollte.

Kurz vor dem Stadttor nämlich blieb Anna stehen und deutete mit einem Zuruf an alle in das herrlich gestirnte Firmament. Auch Caspar blickte hinauf, er erstaunte maßlos. Kleine, jähe, wirre Laute eines leidenschaftlichen Entzückens kamen aus seinem Mund. „Sterne, Sterne," stammelte er, das gehörte Wort von Annas Lippen raubend. Er preßte die Hände gegen die Brust, und ein unbeschreiblich seliges Lächeln verschönte seine Züge. Er konnte sich nicht sattsehen; immer wieder kehrte er zum Anschauen des Glanzes zurück, und aus seinen seufzerartig abgebrochenen Worten war vernehmbar, daß er die Sterngruppen und die ausgezeichnet hellen Sterne bemerkte. Er fragte mit einem Ton des Außersichseins, wer die vielen schönen Lichter da hinaufbringe, anzünde und wieder verlösche.

Daumer antwortete ihm, daß sie beständig leuchteten, jedoch nicht immer gesehen würden; da fragte er, wer sie zuerst hinaufgesetzt, daß sie immerfort brennten.

Plötzlich fiel er in tiefe Grübelei. Er blieb eine Weile mit gesenktem Kopf stehen und sah und hörte nichts. Als er wieder zu sich kam, hatte sich seine Freude in Schwermut verwandelt, er ließ sich auf den Rasen nieder und brach in langes, nicht zu stillendes Weinen aus.

Es war weit über neun Uhr, als sie endlich nach Haus gelangten. Während Caspar mit den Frauen hinaufging, nahm Herr von Tucher am Gartentor von Daumer Abschied. „Was mag in ihm vorgegangen sein?" meinte er. Und da Daumer schwieg, fuhr er sinnend fort: „Vielleicht spürt er schon die Unwiederbringlichkeit der Jahre; vielleicht zeigt ihm die Vergangenheit schon ihre wahre Gestalt."

„Ohne Zweifel war es ihm ein Schmerz, das beglänzte Gewölbe zu schauen," antwortete Daumer; „nie zuvor hat er den Blick zum nächtlichen Himmel erheben können. Ihm zeigt die Natur kein freundliches Antlitz, und von ihrer sogenannten Güte hat er wenig erfahren."

Eine Zeitlang schwiegen sie, dann sagte Daumer: „Ich habe für morgen nachmittag einige Freunde und Bekannte zu mir gebeten. Es handelt sich um eine Reihe von höchst interessanten Erfahrungen und Beobachtungen, die ich an Caspar gemacht habe. Ich würde mich freuen, wenn Sie dabei sein wollten."

Herr von Tucher versprach zu kommen. Zu seiner Verwunderung ward er, als er am andern Tag etwas verspätet erschien, in eine vollständig verfinsterte Kammer geführt. Die Produktion hatte schon begonnen. Von irgendeinem Winkel her vernahm man Caspars eintönige Stimme lesend. „Es ist eine Seite aus der Bibel, die der Herr Stadtbibliothekar aufgeschlagen hat," flüsterte Daumer Herrn von Tucher zu. Die Dunkelheit war so groß, daß die Zuhörer einander nicht gewahren konnten, trotzdem las Caspar unbeirrt, als ob seine Augen selbst eine Quelle des Lichtes seien.

Man war erstaunt. Man wurde es noch mehr, als Caspar in der gleichen Dunkelheit die Farben verschiedener Gegenstände unterscheiden konnte, die bald der eine, bald der andre von den Anwesenden — um jeden Verdacht einer Verabredung oder Vorbereitung auszuschließen — ihm auf eine Entfernung von fünf oder sechs Schritten vorhielt.

„Ich will jetzt die Weinprobe machen," sagte Daumer und öffnete die Läden. Caspar preßte die Hände vor die Augen und brauchte lange Zeit, bis er das Licht ertragen konnte. Jemand brachte Wein im undurchsichtigen Glas, und Caspar roch es nicht nur sogleich, sondern es zeigten sich auch die Merkmale einer leichten Trunkenheit: seine Blicke flimmerten, sein Mund verzog sich schief. Konnte das mit rechten Dingen zugehen? War solche Empfindlichkeit denkbar oder möglich? Man wiederholte den Versuch zweimal, dreimal, und siehe, die Wirkung verstärkte sich. Beim viertenmal wurde draußen Wasser ins Glas gegossen, und nun sagte Caspar, er spüre nichts.

Doch viel wunderbarer war zu beobachten, wie er sich gegen Metalle verhielt. Ein Herr versteckte, während Caspar das Zimmer verlassen hatte, ein Stück Kupferblech. Caspar ward hereingerufen, und alle verfolgten mit Spannung, wie er zu dem Versteck förmlich hingezogen wurde; es sah aus, wie wenn ein Hund ein Stück Fleisch erschnuppert. Er fand es, man klatschte Beifall, man achtete nicht darauf, daß er blaß war und mit kühlem Schweiß bedeckt. Nur Herr von Tucher bemerkte es und mißbilligte das Treiben.



Im Moos

Nach einem Gemälde von Hugo Bürgel



Es hatte natürlich nicht bei diesem einen Mal sein Bewenden. Die Sache redete sich schnell herum, und das Haus wurde zum Museum. Alles, was Namen und Ansehen in der Stadt hatte, lief herzu, und Caspar mußte immer bereit sein, immer tun, was man von ihm haben wollte. Wenn er müde war, durfte er schlafen, aber wenn er schlief, untersuchten sie die Festigkeit seines Schlafes, und Daumer schwamm in Glück, wenn der Herr Medizinalrat Rehbein behauptete, eine derartige Versteinerung des Schlummers habe er nie für möglich gehalten.

Selbst gewisse krankhafte Zustände seines Körpers gaben Daumer Anlaß zur Vorführung oder wenigstens zum Studium. Er suchte durch hypnotische Berührungen und mesmeristische Streichungen Einfluß zu nehmen, denn er war ein glühender Verfechter jener damals nagelneuen Theorien, die mit der Seele des Menschen hantierten wie ein Alchimist mit dem wohlbekannten Inhalt einer Retorte. Oder wenn auch dies nichts half, wandte er Heilmittel von einer besonderen Kategorie an, erprobte die Wirkungen von Arnika und Akonitum und Nux vomica; immer beflissen, immer erfüllt von einer Mission, immer mit dem Notizenzettel in der Hand, immer in rührender Obsorge.

Was für seriöse Spiele! Welch ein Eifer, zu beweisen, zu deuten, das Sonnenklare dunkel zu machen, das Einfache zu verwirren! Das Publikum gab sich redliche Mühe im Glauben, nach allen Windrichtungen wurden die anscheinenden Zaubereien ausposaunt — nicht zum Vorteil unsers Caspar, keineswegs zu seinem Heil, wie sich bald herausstellen sollte —, aber leider gibt es überall verwerfliche Kreaturen, die noch zweifeln würden und wenn man ihnen die Skepsis überm Essenfeuer ausräuchern würde. Vielleicht wollten sie jedesmal etwas Neues vorgesetzt bekommen, schraubten ihre Erwartungen zu hoch und fanden, daß der Wundermann nur in seinen eingelernten Paradestückchen exzellierte, in denen er allerdings, so drückten sie sich aus, etwas von der Fertigkeit eines dressierten Aeffchens an den Tag legte.

Mit einem Wort, das Programm wurde ein wenig einförmig, höchstens Neulinge konnten ihm noch Geschmack abgewinnen. Die andern erblickten in Daumer etwas wie einen Zirkusdirektor oder einen Literaten, der seine Freunde mit der beständig wiederholten Vorlesung eines mittelmäßigen Poems langweilt, während über Caspar sich zu amüsieren sie immerhin noch genug Gelegenheit fanden.

Oder war es nicht amüsant, wenn er zum Beispiel einen hohen Offizier tadelte, daß sein Rockkragen bestäubt war, wenn er mit dem Finger das Haupt eines ehrwürdigen Kammerdirektors berührte und mitleidig-verwundert sagte: „Weiße Haare, weiße Haare?" Wenn er während der Anwesenheit einer vornehmen Standesperson nur darauf achtete, wie diese den Stock zwischen den Fingern baumeln ließ und es auch so machen wollte, wenn er seinen Ekel gegen den schwarzen Bart des Magistratsrats Behold äußerte oder sich weigerte, einer Dame die Hand zu küssen, indem er sagte, man müsse ja nicht hineinbeißen?

Durch solche kleine Zwischenfälle hielten sie sich für belohnt. Wenn man lachen konnte, war alles gut. Hingegen Daumer ärgerte sich darüber und suchte ihm die Pflichten der Höflichkeit begreiflich zu machen. „Du vergißt stets, die Ankömmlinge zu begrüßen," sagte Daumer. In der Tat blickte Caspar, in ein Buch oder Spiel versenkt, erst empor, wenn man ihn anrief, bisweilen, wenn er ein bekanntes oder liebgewordenes Gesicht sah, mit einem berückend schelmischen Lächeln, und fing dann ohne Einleitung an zu fragen und zu plaudern. Mochten noch so wichtige Personen zugegen sein, er verließ nie seinen Platz, ohne alle Dinge, mit denen er beschäftigt gewesen, sorgfältig in Ordnung zu bringen und mit einem kleinen Besen den Tisch von Papierschnitzeln oder Brotkrumen zu reinigen. Man mußte warten, bis er fertig war.

Er war ohne Schüchternheit. Alle Menschen schienen ihm gut, fast alle hielt er für schön. Er fand es selbstverständlich, wenn sich irgendein Herr vor ihn hinstellte und ihm aus einem bereitgehaltenen Zettel endlos viele Namen oder endlos viele Zahlen vorlas. Sein Gedächtnis ließ ihn nicht im Stich, er konnte in der gleichen Reihenfolge Namen für Namen, Zahl für Zahl, und waren es hundert, wiederholen. Am Erstaunen der Leute merkte er wohl, daß er Staunenswertes geleistet, aber kein Schimmer von Eitelkeit zog über sein Gesicht, nur ein wenig traurig wurde es, wenn immer dasselbe kam, wenn sie nie zufrieden schienen.

Er konnte es nicht verstehen, daß ihnen wunderbar war, was ihm so natürlich war. Aber was ihm wunderbar war, darum kümmerte sich keiner. Er vermochte es nicht zu sagen, es wurzelte im verborgensten Gefühl. Es war eine kaum gespürte Frage, am Morgen, beim Erwachen etwa, ein hastiges, stummes, verzweifeltes Suchen, wofür es keine Bezeichnung gab. Es lag weit zurück; es war mit ihm verknüpft und er besaß es doch nicht. Es war etwas mit ihm vorgegangen, irgendwo, irgendwann, und er wußte es nicht. Er tastete an sich herum, er fand sich selber kaum. Er sagte ‚Caspar' zu sich selbst, aber das dort in der Ferne hörte nicht auf diesen Namen. So band sich die Erwartung an ein Aeußeres; wenn die Uhr im andern Zimmer tönte, welch sonderbare Erwartung von Schlag zu Schlag! Als ob eine Mauer sich auflösen, zu Luft vergehen müßte. Die eben vergangene Nacht war voll ungreifbarer Vorgänge gewesen. Hatte es am Fenster gepocht? Nein.

War jemand dagewesen, hatte gesprochen, gerufen, gedroht? Nein. Es war etwas geschehen, doch Caspar hatte nichts damit zu tun.

Unergründliche Sorge. Man mußte lernen, vielleicht wurde es dann klar. Lernen, wie alles bestand, lernen, was in der Nacht verborgen war, wenn man nicht lebte und dennoch spürte, das Unbekannte lernen, erhaschen, was so fern, wissen, was so dunkel war, die Menschen fragen lernen. Sein Eifer bei den Büchern wurde glühend. Er begann Ungeduld zu zeigen, wenn er von den fremden Besuchern sich immer wieder empfindlich gestört fand, denn jetzt kamen die Leute schon von auswärts, weil allenthalben im Land über Caspar Hauser geredet und geschrieben wurde. Auch Daumer konnte sich der Ansprüche, die an ihn gestellt wurden, kaum erwehren. Er war oft mißgelaunt und matt, und es gab Stunden, wo er bereute, Caspar der Welt preisgegeben zu haben.

Es gab Stunden, wo er, allein mit dem Jüngling, sich seiner besseren Würde erinnerte und diesem seltsam Leibeigenen, Seeleneigenen sich tiefer anschloß als der anfängliche Zweck gewollt. Es gab eine Stunde, wo Daumer eines paradiesischen Bildes gewahr wurde: Caspar im Garten, auf der Bank sitzend, ein Buch in der Hand; Schwalben ziehen ihre Zickzackkreise um ihn, Tauben picken vor seinen Füßen, ein Schmetterling ruht auf seiner Schulter, die Hauskatze schnurrt an seinem Arm. In ihm ist die Menschheit frei von Sünde, sagte sich Daumer bei diesem Anblick, und was wäre sonst zu leisten, als einen solchen Zustand zu erhalten? Was wäre hier noch zu enträtseln, was zu verkünden?

Eines andern Tages erhob sich im Nachbargarten großer Lärm. Ein bissiger Hund hatte seine Kette zerrissen und raste, Schaum vor dem Maul, in wilden Sprüngen umher, überrannte ein Kind, schlug einem Knecht, der ihn verfolgte, die Zähne ins Fleisch und stürzte gegen den Zaun des Daumerschen Gartens. Eine Latte krachte unter dem Anprall, das Tier schlüpfte herüber und richtete die blutunterlaufenen Augen wild auf die kleine Gesellschaft, die unter der Linde saß: Daumer selbst, dessen Mutter, der Bürgermeister Binder und Caspar. Alle standen ängstlich auf, Binder erhob den Stock, das Tier machte einige Sätze, blieb aber auf einmal stehen, schnupperte, trabte auf Caspar zu, der bleich und stille saß, wedelte mit dem Schweif und leckte die herabhängende Hand des Jünglings. Mit einem lodernden ungewissen Blick sah es ihn an, voll Ergebenheit fast, eine Zärtlichkeit erwartend, und es war, als erbitte es Verzeihung. Denselben ungewissen und ergebenen Ausdruck hatte auch Caspar im Auge; ihn jammerte der Hund, er wußte nicht warum.

Man erzählte sich, daß Daumer nach diesem Auftritt geweint habe.

Zwei Tage später, an einem regnerischen Oktoberabend, war es, daß sich Daumer mit seiner Mutter und Caspar im Wohnzimmer befand. Anna war zu einer Unterhaltung in die Reunion gegangen, die alte Dame saß strickend im Lehnstuhl am offenen Fenster, denn trotz der vorgerückten Jahreszeit war die Luft warm und voll des feuchten Geruchs verwelkender Pflanzen. Da wurde an die Türe geklopft, und der Glasermeister brachte einen großen Wandspiegel, den die Magd in der vergangenen Woche zerbrochen hatte. Frau Daumer hieß ihn den Spiegel gegen die Mauer lehnen, das tat der Mann und entfernte sich wieder.

Kaum war er draußen, so fragte Daumer verwundert, warum sie den Spiegel nicht gleich an seinen Platz habe hängen lassen, man hätte dann doch die Arbeit für morgen erspart. Die alte Dame erwiderte mit verlegenem Lächeln, am Abend dürfe man keinen Spiegel aufhängen, das bedeute Unheil. Daumer besaß nicht genug Humor für derlei halbernste Grillen; er machte der Mutter Vorwürfe wegen ihres Aberglaubens, sie widersprach, und da geriet er in Zorn, das heißt er sprach mit seiner sanftesten Stimme zwischen die geschlossenen Zähne hindurch.

Caspar, der es nicht sehen konnte, wenn Daumers Gesicht unfreundlich wurde, legte den Arm um dessen Schulter und suchte ihn mit kindlicher Schmeichelei zu begütigen. Daumer schlug die Augen nieder, schwieg eine Weile und sagte dann, völlig beschämt: „Geh hin zur Mutter, Caspar, und sag ihr, daß ich im Unrecht bin."

Caspar nickte; ohne recht zu überlegen, trat er vor die Frau hin und sagte: „Ich bin im Unrecht."

Da lachte Daumer. „Nicht du, Caspar! Ich!" rief er und deutete auf seine Brust. „Wenn Caspar im Unrecht ist, darf er sagen: ich. Ich sage zu dir: du, aber du sagst doch zu dir: ich. Verstanden?"

Caspars Augen wurden groß und nachdenklich. Das Wörtchen Ich durchrann ihn plötzlich wie ein fremdartig schmeckender Trank. Es nahten sich ihm viele Hunderte von Gestalten, es nahte sich eine ganze Stadt voll Menschen, Männer, Frauen und Kinder, es nahten sich die Tiere auf dem Boden, die Vögel in der Luft, die Blumen, die Wolken, die Steine, ja die Sonne selbst, und alle miteinander sagten zu ihm: Du. Er aber antwortete mit zaghafter Stimme: Ich.

Er faßte sich mit flachen Händen an die Brust und ließ die Hände heruntergleiten bis über die Hüften: sein Leib, eine Wand zwischen Innen und Außen, eine Mauer zwischen Ich und Du!

In demselben Augenblick tauchte aus dem Spiegel, dem gegenüber er stand, sein eignes Bild empor. Ei, dachte er ein wenig bestürzt, wer ist das?

Natürlich war er schon oft an Spiegeln vorbeigegangen, aber sein von den vielen Dingen der vielgesichtigen Welt geblendeter Blick war

mitvorbeigegangen, ohne zu weilen, ohne zu denken, und er hatte sich daran gewöhnt wie an den Schatten auf der Erde. Ein Ungefähr, das ihn nicht hemmte, konnte nicht zum Erlebnis werden.

Jetzt war sein Auge reif für diese Vision. Er sah hin. „Caspar," lispelte er. Das Drinnen antwortete: Ich. Da waren Caspars Mund und Wangen und die braunen Haare, die über Stirn und Ohren gekräuselt waren. Nähertretend, schaute er in spielerisch-zweifelnder Neugier hinter den Spiegel gegen die Mauer; dort war nichts. Dann stellte er sich wieder davor, und nun schien ihm, als ob hinter seinem Bild im Spiegel sich das Licht zerteile und als ob ein langer, langer Pfad nach rückwärts lief, und dort, in der weiten Ferne stand noch ein Caspar, noch ein Ich, das hatte zugeschlossene Augen und sah aus, als wisse es etwas, was der Caspar hier im Zimmer nicht wußte.

Daumer, gewohnt, das Betragen des Jünglings zu beobachten, lauerte gespannt herüber. Da — ein seltsames Geräusch; es surrte etwas in der Luft und fiel neben dem Tisch zu Boden. Es war ein Stück Papier, das von draußen hereingeflogen war. Frau Daumer hob es auf; es war wie ein Brief zusammengefaltet. Unschlüssig drehte sie es zwischen den Fingern und reichte es dem Sohn.

Der riß es auf und las folgende, mit großer Schrift geschriebene Worte: „Es wird gewarnt das Haus und wird gewarnt der Herr und wird gewarnt der Fremde."

Frau Daumer hatte sich erhoben und las mit; ein Frösteln lief über ihre Schultern. Daumer jedoch, indes er schweigend auf den Zettel starrte, hatte das Gefühl, als sei vor seinen Füßen ein Schwert, die Spitze nach oben, aus der Erde gewachsen.

Caspar hatte von dem Vorgang nicht das mindeste wahrgenommen. Er verließ den Platz vor dem Spiegel und ging wie geistesabwesend an den beiden vorüber zum Fenster. Dort stand er besinnend, beugte sich besinnend vor, immer weiter, völlig selbstvergessen, ganz vom Willen des Suchens erfüllt, bis die Brust auf dem Sims lag und seine Stirn in die Nacht hinaus tauchte.

IV. Caspar träumt

Am andern Morgen übergab Daumer das unheimliche Papier der Polizeibehörde. Es wurden Nachforschungen angestellt, die aber natürlich fruchtlos blieben. Der Vorfall wurde auch amtlich an das Appellationsgericht gemeldet, und nach einiger Zeit schrieb der Regierungsrat Hermann, der mit dem Baron Tucher befreundet war, an diesen einen Privatbrief, in welchem er unter anderm die Meinung vertrat, man solle nicht ablassen, den Hauser scharf zu bewachen und auszuforschen, denn es sei wohl möglich, daß er durch eine tiefeingepflanzte Furcht gezwungen sei, manches ihm bekannte Verhältnis zu verschweigen.

Herr von Tucher suchte Daumer auf und las ihm diese Stelle vor. Daumer konnte ein spöttisches Lächeln nicht unterdrücken. „Ich bin mir wohl bewußt, daß ein Mysterium, von Menschenhand gewoben, hinter allem dem liegt, was mit Caspar zusammenhängt," sagte er mit leisem Widerwillen, „ganz abgesehen davon, daß mir auch der Präsident Feuerbach unlängst darüber geschrieben hat, und zwar in höchst eigentümlichen Wendungen, die auf etwas Besonderes schließen lassen. Aber was heißt das: ihn ausforschen, ihn bewachen? Hat man darin nicht schon das Aeußerste versucht? Aerztliche Vorsicht und menschliches Gefühl befehlen mir jetzt ohnehin die äußerste Behutsamkeit gegen ihn. Ich wage es ja kaum, ihn von der einfachen Kost zu entwöhnen und ihn so zu ernähren, wie es durch die veränderte Lebenslage bedingt ist."

„Warum wagen Sie das nicht?" fragte Herr von Tucher ziemlich erstaunt. „Wir sind doch übereingekommen, ihn endlich zum Genuß von Fleisch oder wenigstens von andern gekochten Speisen zu bringen?"

Daumer zögerte mit der Antwort. „Milchreis und warme Suppe verträgt er schon ganz gut," sagte er dann, „aber zur Fleischkost will ich ihn nicht ermuntern."

„Warum nicht?"

„Ich fürchte Kräfte zu zerstören, die vielleicht gerade an die Reinheit des Blutes gebunden sind."

„Kräfte zerstören? Was für Kräfte vermöchten ihn und uns für die Gesundheit des Leibes und die Frische seines Gemüts zu entschädigen? Wäre es nicht vielmehr ratsam, ihn von der Richtung des Außerordentlichen abzulenken, die ihm früher oder später verhängnisvoll werden muß? Ist es gut, einen andern Maßstab an ihn zu legen als es einer natürlichen Erziehung entspricht? Was wollen Sie überhaupt, was haben Sie mit ihm vor? Caspar ist ein Kind, das dürfen wir nicht vergessen."

„Er ist ein Mirakel," entgegnete Daumer hastig und ergriffen; dann, in einem halb belehrenden, halb bitteren Ton, der für einen Weltmann wie Tucher verletzend klingen mußte, fuhr er fort: „Leider leben wir in einer Zeit, in der man mit jedem Hinweis auf Unerforschliches den plumpen Alltagsverstand beleidigt. Sonst müßte jeder an diesem Menschen sehen und spüren, daß wir rings von geheimnisvollen Mächten der Natur umgeben sind, in denen unser ganzes Wesen ruht."

Herr von Tucher schwieg eine Zeitlang; sein Gesicht hatte den Ausdruck abwehrenden Stolzes, als er sagte: „Es ist besser, eine Wirklichkeit völlig zu ergreifen und ihr völlig genugzutun, als mit fruchtlosem Enthusiasmus im Nebel des Uebersinnlichen zu irren."

„Rechtfertigt mich denn die Wirklichkeit noch nicht, auf die ich mich berufen kann?“ versetzte Daumer, dessen Stimme leiser und schmeichelnder wurde, je mehr das Gespräch ihn erhitzte. „Muß ich Sie an Einzelheiten erinnern? Sind nicht Luft, Erde und Wasser für diesen Menschen noch von Dämonen bevölkert, mit denen er in lebendiger Beziehung steht?“

Baron Tuchers Gesicht wurde düster. „Ich sehe in allem dem nur die Folgen einer verderblichen Ueberreiztheit,“ sagte er kurz und scharf. „Das sind die Quellen nicht, aus denen Leben geboren wird, in solchen Formen kann sich keine Brauchbarkeit bewähren!“

Daumer duckte den Kopf, und in seinen Augen lag Ungeduld und Verachtung, doch antwortete er im Ton nachgiebiger Freundlichkeit: „Wer weiß, Baron. Die Quellen des Lebens sind unergründlich. Meine Hoffnungen wagen sich weit hinauf und ich erwarte Dinge von unserm Caspar, die Ihr Urteil sicherlich verändern werden. Aus diesem Stoff werden Genien gemacht.“

„Man tut einem Menschen stets unrecht, wenn man Erwartungen an seine Zukunft knüpft,“ sagte Herr von Tucher mit trübem Lächeln.

„Mag sein, mag sein, ich aber halte mich an die Zukunft. Mich kümmert nicht, was hinter ihm liegt, und was ich von seiner Vergangenheit weiß, soll mir nur dienen, ihn davon zu lösen. Das ist ja das hoffnungsvoll Wunderbare: daß man hier einmal ein Wesen ohne Vergangenheit hat, die ungebundene, unverpflichtete Kreatur vom ersten Schöpfungstag, ganz Seele, ganz Instinkt, ausgerüstet mit herrlichen Möglichkeiten, noch nicht verführt von der Schlange der Erkenntnis, ein Zeuge für das Walten der geheimnisvollen Kräfte, deren Erforschung die Aufgabe kommender Jahrhunderte ist. Mag sein, daß ich mich täusche, dann aber würde ich mich in der Menschheit getäuscht haben und meine Ideale für Lügen erklären müssen.“

„Der Himmel bewahre Sie davor,“ antwortete Herr von Tucher und nahm eilig Abschied.

Noch am selben Tag wurde Daumer durch seine Mutter aufmerksam gemacht, daß Caspars Schlaf nicht mehr so ruhig sei wie sonst. Als Caspar am andern Morgen ziemlich unerfrischt zum Frühstück kam, fragte ihn Daumer, ob er schlecht geschlafen habe.

„Schlecht geschlafen nicht,“ erwiderte Caspar, „aber ich bin einmal aufgewacht und da war mir angst.“

„Wovor hattest du denn Angst?“ forschte Daumer.

„Vor dem Finstern,“ entgegnete Caspar, und bedächtig fügte er hinzu: „In der Nacht sitzt das Finstere auf der Lampe und brüllt.“

Den nächsten Morgen kam er halbangekleidet aus seinem Schlafgemach in das Zimmer Daumers und erzählte bestürzt, es sei ein Mann bei ihm gewesen. Zuerst erschrak Daumer, dann wurde ihm klar, daß Caspar geträumt habe. Er fragte, was für ein Mann es denn gewesen sei, und Caspar antwortete, es sei ein großer schöner Mann gewesen mit einem weißen Mantel. Ob der Mann mit ihm gesprochen? Caspar verneinte; gesprochen habe er nicht, er habe einen Kranz getragen, den habe er auf den Tisch gelegt, und als Caspar danach gegriffen, habe der Kranz zu leuchten angefangen.

„Du hast geträumt,“ sagte Daumer.

Caspar wollte wissen, was das heiße. „Wenn auch dein Körper ruht,“ erklärte Daumer, „so wacht doch deine Seele, und was du am Tag erlebt oder empfunden, daraus macht sie im Schlummer ein Bild. Dieses Bild nennt man Traum.“

Nun verlangte Caspar zu wissen, was das sei, die Seele. Daumer sagte: „Die Seele gibt deinem Körper das Leben. Leib und Seele sind einander vermischt. Jedes von beiden ist, was es ist, aber sie sind so untrennbar gemischt wie Wasser und Wein, wenn man sie zusammengießt.“

„Wie Wasser und Wein?“ fragte Caspar mißbilligend. „Damit verderbt man aber das Wasser.“

Daumer lachte und meinte, das sei nur ein Gleichnis gewesen. In der Folge nahm er wahr, daß es mit Caspars Träumen eigen beschaffen war. Sonst sind Träume an ein Zufälliges geknüpft, sagte er sich, spielen gesetzlos mit Ahnung, Wunsch und Furcht, bei ihm ähneln sie dem Herumtasten eines Menschen, der sich im finsteren Wald verirrt hat und den Weg sucht; da ist etwas nicht in Ordnung, ich muß der Sache auf den Grund gehen.

Das Auffallende war, daß gewisse Bilder sich allmählich zu einem einzigen Traum sammelten, der von Nacht zu Nacht vollständiger und gestalthafter wurde und mit immer größerer Deutlichkeit regelmäßig wiederkehrte. Im Anfang konnte Caspar nur abgebrochen davon erzählen, so stückhaft wie die Bilder sich ihm zeigten, dann eines Tages, wie der Maler den Vorhang von einem vollendeten Gemälde zieht, vermochte er seinem Pflegeherrn eine ausführliche Beschreibung zu geben.

Er hatte über seine Gewohnheit lange geschlafen, deshalb ging Daumer in sein Zimmer, und kaum war er ans Bett getreten, so schlug Caspar die Augen auf. Sein Gesicht glühte, der Blick ruhte noch im Innern, war aber voll und kräftig und der Mund war zu sprechen ungeduldig. Mit langsamer, ergriffener Stimme erzählte er.

Er ist in einem großen Haus gewesen und hat geschlafen. Eine Frau ist gekommen und hat ihn aufgeweckt. Er bemerkt, daß das Bett so klein ist, daß er nicht begreift, wie er darin

Platz gehabt. Die Frau kleidet ihn an und führt ihn in einen Saal, wo ringsum Spiegel mit goldenem Rande hängen. Hinter gläsernen Wänden blitzen Silberschüsseln und auf einem weißen Tisch stehen seine kleine, zierlich bemalte Porzellantäßchen. Er will bleiben und schauen, die Frau zieht ihn weiter. Da ist ein Saal, wo viele Bücher sind, und von der Mitte der gebogenen Decke hängt ein ungeheurer Kronleuchter herab. Caspar will die Bücher betrachten, da verlöschen langsam die Flammen des Leuchters eine nach der andern und die Frau zieht ihn weiter. Sie führt ihn durch einen langen Flur und eine gewaltige Treppe hinab, sie schreiten im Innern des Hauses den Wandelgang entlang. Er sieht Bilder an den Wänden, Männer im Helm und Frauen mit goldenem Schmuck. Er schaut durch die Mauerbogen der Halle in den Hof, dort plätschert ein Springbrunnen; die Säule des Wassers ist unten silberweiß und oben von der Sonne rot. Sie kommen zu einer zweiten Treppe, deren Stufen wie goldene Wolken aufwärts steigen. Es steht ein eiserner Mann daneben, er hat ein Schwert in der Rechten, doch sein Gesicht ist schwarz, nein, er hat überhaupt kein Gesicht. Caspar fürchtet sich vor ihm, will nicht vorbeigehen, da beugt sich die Frau und flüstert ihm etwas ins Ohr. Er geht vorbei, er geht zu einer ungeheuern Tür und die Frau pocht an. Es wird nicht aufgemacht. Sie ruft und niemand hört. Sie will öffnen, die Tür ist zugeschlossen. Es scheint Caspar, daß sich etwas Wichtiges hinter der Tür ereignet, er selbst beginnt zu rufen, doch in diesem Augenblick erwacht er.

Seltsam, dachte Daumer, da sind Dinge, die er nie zuvor gesehen haben kann, wie den gerüsteten Mann ohne Gesicht. Seltsam! Und sein Wortesuchen, seine hilflosen Umschreibungen bei solcher Klarheit des Geschauten. Seltsam.

„Wer war die Frau?" fragte Caspar.

„Es war eine Traumfrau," entgegnete Daumer beschwichtigend.

„Und die Bücher und der Springbrunnen und die Tür?" drängte Caspar. „Waren's Traumbücher, war's eine Traumtür? Warum ist sie nicht aufgemacht worden, die Traumtür?"

Daumer seufzte und vergaß zu antworten. Was bekam da Gewalt über seinen Caspar, sein Seelenpräparat? Sehr an Welt und Stoff gebunden war dieser Traum.

Caspar kleidete sich langsam an. Plötzlich erhob er den Kopf und fragte, ob alle Menschen eine Mutter hätten? Und als Daumer bejahte, ob alle Menschen einen Vater hätten. Auch dies mußte bejaht werden.

„Wo ist dein Vater?" fragte Caspar.

„Gestorben," antwortete Daumer.

„Gestorben?" flüsterte Caspar nach. Ein Hauch des Schreckens lief über seine Züge. Er grübelte. Dann begann er wieder: „Aber wo ist mein Vater?"

Daumer schwieg.

„Ist es der, bei dem ich gewesen? Der Du?" drängte Caspar.

„Ich weiß es nicht," antwortete Daumer und fühlte sich ungeschickt und ohne Ueberlegenheit.

„Warum nicht? Du weißt doch alles? Und hab' ich auch eine Mutter?"

„Sicherlich."

„Wo ist sie denn? Warum kommt sie nicht?"

„Vielleicht ist sie gleichfalls gestorben."

„So? Können denn die Mütter auch sterben?"

„Ach, Caspar!" rief Daumer schmerzlich.

„Gestorben ist meine Mutter nicht," sagte Caspar mit wunderlicher Entschiedenheit. Plötzlich flammte es über sein Gesicht und er sagte bewegt: „Vielleicht war meine Mutter hinter der Tür?"

„Hinter welcher Tür, Caspar?"

„Dort! im Traum . . ."

„Im Traum? Das ist doch nichts Wirkliches," belehrte Daumer zaghaft.

„Aber du hast doch gesagt, die Seele ist wirklich und macht den Traum —? Ja, sie war hinter der Tür, ich weiß es; das nächste Mal will ich sie aufmachen."

Daumer hoffte, das Traumwesen würde sich verlieren, doch dem war nicht so. Dieser eine Traum, Caspar nannte ihn den Traum vom großen Haus, wuchs immer weiter, umschlang und krönte sich mit allerlei Blüten- und Rankenwerk gleich einer zauberhaften Pflanze. Immer wieder schritt Caspar einen Weg entlang und immer wieder endete der Weg vor der hohen Türe, die nicht geöffnet wurde. Einmal zitterte die Erde von Tritten, die innen waren, die Türe schien sich zu bauschen wie ein Gewand, durch einen Spalt über der Schwelle brach Flammengeloder, da erwachte er, und die nicht zu vergessende Traumnot schlich durch die Stunden des Tages mit.

Die Gestalten wechselten. Manchmal kam statt der Frau ein Mann und führte ihn durch die Bogenhalle. Und wie sie die Treppe hinaufgehen wollten, kam ein andrer Mann und reichte ihm mit strengem Blick etwas Gleißendes, das lang und schmal war und das, als Caspar es fassen wollte, in seiner Hand zerfloß wie Sonnenstrahlen. Er trat nahe an die Gestalt heran, auch sie ward zu Luft, doch sprach sie lautschallend ein Wort, welches Caspar nicht zu deuten verstand.

Daran hingen sich wieder besondere kleine Träume, Träume von unbekannten Worten, die er im Wachen nie gehört und deren er, wenn

der Traum vorüber war, vergebens habhaft zu werden suchte. Sie hatten meist einen sanften Klang, bezogen sich aber, so fühlte er, nie auf ihn selbst, sondern auf das, was hinter der verschlossenen Türe vor sich ging.

Traumboten waren es, Vögeln des Meeres gleich, die in beständiger Wiederkehr Gegenstände eines halbversunkenen Schiffes an die ferne Küste tragen.

In einer Nacht lag Daumer schlaflos und hörte in Caspars Zimmer ein dauerndes Geräusch. Er erhob sich, schlüpfte in den Schlafrock und ging hinüber. Caspar saß im Hemde am Tisch, hatte ein Blatt Papier vor sich, einen Bleistift in der Hand und schien geschrieben zu haben. Ein matter Mondschein schwamm im Zimmer. Verwundert fragte Daumer, was er treibe. Caspar richtete den bis zur Trunkenheit vertieften Blick auf ihn und antwortete leise: „Ich war im großen Haus; die Frau hat mich bis zum Springbrunnen im Hof geführt. Sie hat mich zu einem Fenster hinaufschauen lassen; droben ist der Mann im Mantel gestanden, sehr schön anzuschauen, und hat etwas gesagt. Danach bin ich aufgewacht und hab's geschrieben."

Daumer machte Licht, nahm das Blatt, las, warf es wieder hin, ergriff beide Hände Caspars und rief halb bestürzt, halb erzürnt: „Aber Caspar, das ist ja ganz unverständliches Zeug!"

Caspar starrte auf das Papier, buchstabierte murmelnd und sagte: „Im Traum hab' ich's verstanden."

Unter den sinnlosen Zeichen, die wie aus einer selbsterdachten Sprache waren, stand am Ende das Wort: Dukatus. Caspar deutete auf das Wort und flüsterte: „Davon bin ich aufgewacht, weil es so schön geklungen hat."

Daumer fand sich verpflichtet, den Bürgermeister von den Beunruhigungen Caspars, wie er es nannte, in Kenntnis zu setzen. Was er befürchtet hatte, geschah. Herr Binder legte der Sache eine große Wichtigkeit bei. „Zunächst ist es geboten, dem Präsidenten Feuerbach einen möglichst ausführlichen Bericht zu geben, denn aus diesen Träumen können sicherlich ganz bestimmte Schlüsse gezogen werden," sagte er. „Dann mache ich Ihnen den Vorschlag, mit Caspar einmal in die Burg hinaufzugehen."

„In die Burg? Warum das?"

„Es ist so eine Idee von mir. Da er immer von einem Schlosse träumt, wird ihn der Anblick eines wirklichen Schlosses vielleicht aufrütteln und uns bestimmtere Anhaltspunkte geben."

„Ja, glauben Sie denn an eine reale Bedeutung dieser Träume?"

„Ganz unbedingt. Ich bin davon überzeugt, daß er bis zu seinem dritten oder vierten Lebensjahr in einer derartigen Umgebung gelebt hat und daß mit dem neuen Erwachen zum Leben und zum Selbstbewußtsein die Erinnerungen an die frühere Existenz auf dem Weg der Träume Form und Inhalt gewinnen."

„Eine sehr naheliegende, sehr nüchterne Erklärung," bemerkte Daumer gallig. „Also der Hintergrund dieses Schicksals wäre nichts weiter als eine gewöhnliche Räubergeschichte."

„Eine Räubergeschichte? Mir recht, wenn Sie es so nennen. Ich verstehe nicht, weshalb Sie sich dagegen wehren. Soll der Jüngling aus dem Mond heruntergefallen sein? Wollen Sie irdische Verhältnisse für ihn nicht gelten lassen?"

„O gewiß, gewiß!" Daumer seufzte. Dann fuhr er fort: „Ich schmeichelte mir mit andern Hoffnungen. Das Grübeln und Verlangen nach rückwärts ist eben das, was ich Caspar ersparen wollte. Gerade das Freie, Freischwebende, Schicksallose war es ja, was mich so stark an ihm ergriffen hat. Außerordentliche Umstände haben diesen Menschen mit Gaben bedacht, wie kein andrer Sterblicher sich ihrer rühmen kann; und das soll nun alles verkümmern, abgelenkt werden in das Gleis von Erlebnissen, die ja an sich tragisch genug sein mögen, aber doch nichts Ungemeines an sich haben."

„Ich verstehe, Sie wollen den mystischen Nimbus nicht zerstören," versetzte der Bürgermeister mit etwas pedantischer Geringschätzung. „Aber wir haben größere Pflichten gegen den Mitmenschen als gegen das Unikum Caspar Hauser. Lassen Sie sich das ernstlich gesagt sein, lieber Professor. Es erscheinen heutzutage keine Engel mehr und wo Unrecht geschehen ist, muß Sühne sein."

Daumer zuckte die Achseln. „Glauben Sie denn, daß Sie damit etwas zum Heile Caspars tun?" fragte er mit einem Ton von Fanatismus, der dem Bürgermeister lächerlich erschien. „Nur Erdenschwere und Erdenschmutz heften Sie ihm an. Schon jetzt erhebt sich ja ein Gezänke um ihn, daß mir mein Anteil an seiner Sache verbittert wird. Es werden böse Geschichten zutage kommen."

„Das sollen sie; wenn sie nur zutage kommen," erwiderte Binder lebhaft. „Im übrigen tue jeder, was seines Amtes."

Am nächsten Vormittag stellte sich der Bürgermeister in Daumers Wohnung ein und sie gingen mit Caspar zur Burg hinauf. Herr Binder läutete an der Pförtnerwohnung; der Pförtner kam mit einem großen Schlüsselbund und geleitete sie hinüber.

Als sie vor dem mächtigen zweiflügeligen Tor standen, war es, als ob sich Caspars Gesicht plötzlich entschleiere. Er reckte sich auf, sein Oberleib bog sich nach vorn und er stammelte: „So eine Tür, genau so eine Tür."

„Was meinst du, Caspar, was schwebt dir vor?" fragte der Bürgermeister liebevoll.

Caspar antwortete nicht. Mit gesenktem Auge und nachtwandlerischer Langsamkeit schritt er durch die Halle. Die beiden Männer ließen ihn vorangehen. Immer nach ein paar Schritten blieb er stehen und sann. Seine Erschütterung wuchs zusehends, als er die breite Steintreppe hinaufstieg. Oben blickte er sich seufzend um; sein Gesicht war bleich, die Schultern zuckten. Daumer hatte Mitleid mit ihm und wollte ihn seiner Hingenommenheit entreißen, doch wie er zu sprechen begann, sah ihn Caspar mit einem fernweilenden Blick an, lispelte: „Dukatus, Dukatus" und lauschte dabei, als wolle er dem Wort einen heimlichen Sinn abhorchen.

Er gewahrte die lange Reihe der Burggrafenbildnisse an den Wänden, er schaute durch die Flucht der offenen Säle, er stand in der Galerie und schloß die Augen und endlich, auf eine leise Frage des Bürgermeisters, wandte er sich um und sagte mit erstickter Stimme, es sei ihm so, als habe er einmal ein solches Haus gehabt und er wisse nicht, was er davon denken solle.

Der Bürgermeister sah Daumer schweigend an.

Nachmittags suchten sie Herrn von Tucher auf und entwarfen in Gemeinschaft mit ihm den Bericht an den Präsidenten Feuerbach. Das ausführliche Schreiben wurde noch selbigen Tags zur Post gegeben.

Sonderbarerweise erfolgte darauf weder ein Bescheid noch überhaupt ein Zeichen, daß der Präsident das Schriftstück erhalten habe. Der Brief mußte verloren gegangen oder abhanden gekommen sein. Baron Tucher ließ unter der Hand und auf privatem Weg bei Herrn von Feuerbach anfragen und man erfuhr wirklich, daß dieser von nichts wisse. Unruhe und Bestürzung bemächtigte sich der drei Herren. „Sollte da ein unsichtbarer Arm im Spiel sein wie bei jenem Zettel, den man mir ins Fenster geworfen hat?" meinte Daumer ängstlich. Nachforschungen bei der Post hatten kein Ergebnis, und so ward der Bericht zum zweitenmal abgefaßt und durch einen sicheren Boten dem Präsidenten persönlich eingehändigt.

Feuerbach erwiderte in seiner kategorischen Art, daß er die Sache im Auge behalten wolle und sich aus naheliegenden Gründen einer schriftlichen Meinungsäußerung enthalte. „Ich entnehme aus dem Gesundheitsattest des Amtsarztes, worin bei einem sonst befriedigenden Befund von Caspars bleicher Gesichtsfarbe die Rede ist, daß es dem jungen Menschen an regelmäßiger Bewegung in freier Luft fehlt," schrieb er; „hier ist Abhilfe dringend nötig. Man lasse ihn reiten. Es ist mir der Stallmeister von Rumpler dortselbst empfohlen worden. Hauser soll dreimal wöchentlich eine Reitstunde bei ihm nehmen, die Kosten soll der Stadtkommissär auf Rechnung setzen."

Vielleicht waren es die Träume, die Caspar blaß machten. Fast jede Nacht befand er sich in dem großen Haus. Die gewölbten Hallen waren von silbernem Licht durchflutet. Er stand vor der geschlossenen Tür und wartete, wartete . . .

Endlich eines Nachts, die dämmernden Räume des großen Hauses dehnten sich schweigend und leer, tauchte vom untersten Gang her eine schwebende Gestalt auf. Caspar dachte zuerst, es sei der Mann im weißen Mantel; aber als die Gestalt näherkam, gewahrte er, daß es eine Frau war. Weiße Schleier umhüllten sie und flogen bei den Schultern durch den Hauch eines unhörbaren Windes empor. Caspar blieb wie festgewurzelt stehen; sein Herz tat ihm wehe, als hätte eine Faust danach gegriffen und es gepackt, denn das Antlitz der Frau zeigte einen solchen Ausdruck des Kummers, wie er ihn noch an keinem Menschen bemerkt. Je näher sie kam, je furchtbarer schnürte sein Herz sich zusammen; ernst schritt sie vorbei; ihre Lippen nannten seinen Namen, es war nicht der Name Caspar, und doch wußte er, daß es sein Name war oder daß ihm allein der Name galt. Sie hörte nicht auf, denselben Namen zu nennen, und als sie schon wieder in weiter Ferne war und die Schleier wie weiße Flügel um ihre Schultern flatterten, hörte er immer noch den Namen; da wußte er, daß die Frau seine Mutter war.

Er wachte auf, in Tränen gebadet; und als Daumer kam, stürzte er ihm entgegen und rief: „Ich hab' sie gesehen, ich habe meine Mutter gesehen, sie war es, sie hat mit mir gesprochen!"

Daumer setzte sich an den Tisch und stützte den Kopf in die Hand. „Sieh mal, Caspar," sagte er nach einer Weile, „du darfst dich solchen Wahngebilden nicht gläubig hingeben. Es bedrückt mich aufrichtig und schon lange. Es ist, wie wenn jemand in einem Blumengarten lustwandeln darf und, statt freudigem Genuß sich zu überlassen, die Wurzeln ausgräbt und die Erde durchhöhlt. Versteh mich wohl, Caspar; ich will nicht, daß du auf das Recht verzichtest, alles zu erfahren, was auf deine Vergangenheit Bezug hat und auf das Verbrechen, das an dir verübt wurde. Aber bedenke doch, daß Männer von reicher Erfahrung, wie der Herr Präsident und Herr Binder, dafür am Werke sind. Du, Caspar, solltest vorwärts schauen, dem Lichte leben und nicht der Dunkelheit; im Lichte ruht dein Dasein, dort ist das Glück. Jeder Mensch von Vernunft kann, was er will; tu mir die Liebe und wende dich ab von den Träumen. Nicht umsonst heißt es ja: Träume sind Schäume."

Caspar war bestürzt. Der Gedanke, daß in seinen Träumen keine Wahrheit sein solle, wurde ihm zum erstenmal entgegengehalten, aber zum erstenmal war die eigne Gewißheit von einer Sache fester als die Meinung seines Lehrers. Das zu empfinden, bereitete ihm keine Genugtuung, sondern Bedauern.

V. Religion, Homöopathie, Besuch von allen Seiten

So war es Dezember geworden und eines Morgens fiel der erste Schnee des verspäteten Winters.

Caspar wurde nicht müde, dem lautlosen Herabgleiten der Flocken zuzuschauen; er hielt sie für kleine beflügelte Tierchen, bis er die Hand zum Fenster hinausstreckte und sie auf der warmen Haut zerrannen. Garten und Straße, Dächer und Simse glitzerten, und durch das Flockengewühl kroch lichter Nebeldampf wie Hauch aus einem atmenden Mund.

„Was sagst du dazu, Caspar?" rief Frau Daumer. „Erinnerst du dich, daß du mir nicht glauben wolltest, als ich dir einmal vom Winter erzählte? Siehst du, wie alles weiß ist?"

Caspar nickte, ohne einen Blick von draußen zu wenden. „Weiß ist alt," murmelte er, „weiß ist alt und kalt."

„Um elf Uhr hast du Reitstunde, Caspar, vergiß es nicht," mahnte Daumer, der in seine Schule ging.

Eine überflüssige Sorge; das vergaß Caspar nicht, allzulieb war ihm schon das Reiten geworden seit der kurzen Zeit, wo er damit begonnen.

Er liebte Pferde, war ihm doch ihre Gestalt gar sehr vertraut. Es kam vor, daß abendliche Schatten als schwarze Rosse vorüberstürmten, erst am feurigen Rand des Himmels haltmachten und ihn mit zurückschauendem Blick aufforderten, sie in die unbekannte Ferne zu geleiten. Auch im Wind sausten Rosse, auch die Wolken waren Rosse, in den Rhythmen der Musik hörte er das taktbemessene Traben ihrer Hufe, und wenn er in glücklicher Stimmung an etwas Edles und Vollkommenes dachte, sah er zuerst das Bild eines stolzen Rosses.

Beim Reitunterricht hatte er von Anfang an eine Gewandtheit gezeigt, die das größte Erstaunen des Stallmeisters erregt hatte. „Wie der Bursche sitzt, wie er den Zügel hält, wie er das Tier versteht, das muß man sich anschauen," sagte Herr von Rumpler; „ich will hundert Jahre in der Hölle braten, wenn das mit rechten Dingen zugeht." Und alle, die etwas von der Sache verstanden, redeten ähnlich.

Ei, wie selig war Caspar beim Trab und Galopp! Dies Ziehen und Fliehen, dies leichte Getragensein, hinaus und vorwärts, dies sanfte Auf und Ab, das Lebendigsein auf Lebendigem!

Wenn nur nicht die Leute so lästig gewesen wären. Beim ersten Ausritt mit dem Stallmeister wurden sie von einem ganzen Pöbelhaufen verfolgt und selbst gesetzte Bürger blieben stehen und lachten erbittert vor sich hin. „Der versteht's," höhnten sie, „der hat sich ein Bett gemacht, so muß man's anfangen, damit einem warm wird."

Auch heute war solch ein unbequemes Aufsehen. Der Himmel hatte sich geklärt und die Sonne schien, als sie durch die Engelhardtsgasse ritten. Eine Rotte von Knaben zog hinter ihnen drein und rechts und links wurden die Fenster aufgerissen. Der Stallmeister gab seinem Tier die Sporen und trieb Caspars Pferd mit der Peitsche an. „Man kommt sich ja, parbleu, wie ein Zirkusreiter vor," rief er zornig.

Sie sprengten bis zum Jakobstor. „He! Holla!" rief da eine Stimme, und aus einer Seitengasse kam, ebenfalls zu Pferde, Herr von Wessenig auf sie zu. Rumpler begrüßte den Offizier und der Rittmeister gesellte sich an Caspars Seite.

„Prächtig, lieber Hauser, prächtig!" rief er mit übertriebener Verwunderung, „wir reiten ja wie ein Indianerhäuptling. Und das alles hat man erst bei den braven Nürnbergern gelernt? Nicht zu glauben."

Caspar hörte nicht den verfänglichen Unterton der Rede; er blickte den Rittmeister dankbar und geschmeichelt an.

„Aber denk dir, Hauser, was ich heute bekommen habe," fuhr der Rittmeister fort, den es juckte, mit Caspar einen Spaß zu haben. „Ich hab' etwas bekommen, was dich höchlichst angeht."

Caspar machte ein fragendes Gesicht. Vielleicht war es der edel-ruhige Ausdruck seiner Züge, der den Rittmeister zögern ließ. „Ja, ich hab' etwas bekommen," wiederholte er dann eigensinnig, „ein Brieflein hab' ich bekommen." Er hatte den einfältigen Ton, den die Erwachsenen annehmen, wenn sie mit Kindern scherzen, und der lauernde Blick in seinen Augen besagte etwa: wollen mal sehen, ob er Angst kriegt.

„Ein Brieflein?" entgegnete Caspar, „was steht denn drinnen?"

„Ja," rief der Rittmeister und lachte knallend, „das möchtest du wohl wissen? Wichtige Sachen stehen drin, wichtige Sachen!"

„Von wem ist es denn?" fragte Caspar, dem das Herz erwartungsvoll zu pochen anfing.

Herr von Wessenig zeigte seine Zähne und stellte sich vor Vergnügen in die Steigbügel. „Nun rate mal," sagte er, „wir wollen mal sehen, ob du raten kannst. Von wem kann das Brieflein sein?" Er zwinkerte Herrn von Rumpler verständnisinnig zu, indes Caspar den Kopf senkte.

Es quoll auf einmal Traumluft um Caspars Sinne und eine Hoffnung liebkoste ihn, die den kargen Tag verleugnete. Aus ihren Schleiern erhob sich die kummervolle Traumfrau und schwebte still vor den drei Rossen dahin. Jäh blickte er empor und sagte mit zögernden Lippen: „Ist vielleicht von meiner Mutter der Brief?"

(Fortsetzung folgt)



Der deutsche Reichstag

Von

J. Heckler

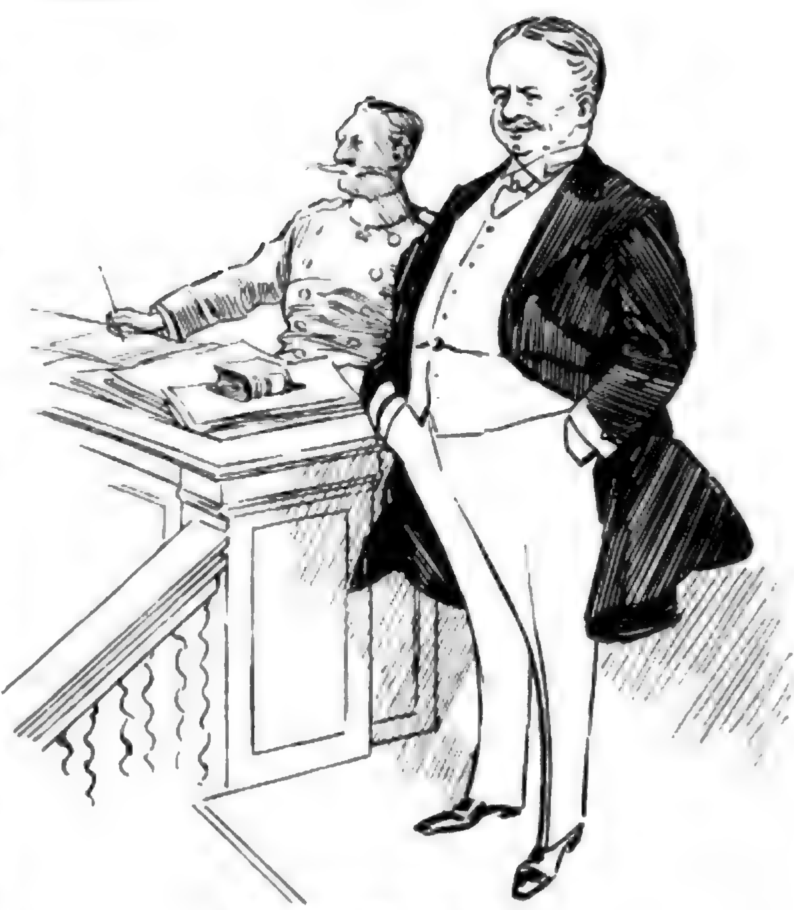
(Hierzu elf Abbildungen nach Spezialzeichnungen für „Ueber Land und Meer“ von G. Brandt)

Der Artikel 5 der Reichsverfassung bestimmt: „Die Reichsgesetzgebung wird ausgeübt durch den Bundesrat und den Reichstag. Die Uebereinstimmung der Mehrheitsbeschlüsse beider Versammlungen ist zu einem Reichsgesetze erforderlich und ausreichend.“ Der Artikel 17 der Reichsverfassung bestimmt: „Dem Kaiser steht die Ausfertigung und Verkündigung der Reichsgesetze und die Ueberwachung der Ausführung derselben zu.“ „Das ist eine republikanische Verfassung,“ rief einmal der Zentrumsführer Freiherr von Schorlemer-Alst aus. In der Tat hat die Reichsverfassung dem Kaiser nicht das Recht der nachträglichen Zustimmung oder des nachträglichen Einspruchs vorbehalten, wie es beispielsweise der König von Preußen in bezug auf die Landesgesetzgebung besitzt, und so wäre theoretisch der Fall nicht nur möglich, daß der Kaiser ein Gesetz vollziehen müßte, das die Zustimmung der preußischen Regierung nicht gefunden; der Fall ist sogar einmal vorgekommen, und zwar bei der Entscheidung der Frage, wo das Reichsgericht errichtet werden solle. Die preußische Regierung hatte Berlin zum Sitz des Reichsgerichts gewünscht, der Bundesrat und der Reichstag beschlossen aber die Verlegung nach Leipzig — und der Kaiser unterzeichnete den Beschluß. Die Reichsverfassung hat dem Kaiser einige genau umgrenzte Vorrechte eingeräumt, so in bezug auf die auswärtigen Angelegenheiten, die Marine, die Ernennung des Reichskanzlers und der übrigen Reichsbeamten; was aber die Gesetzgebung anbetrifft, so steht der preußischen Präsidialmacht im Bundesrat nur ein Einspruchsrecht zu gegen ihr unerwünschte Neuerungen auf dem Gebiete des Heeres- und Marinewesens, der Zoll- und Steuergesetzgebung — sie hat aber gewiß nie Ursache gehabt, sich über derartige umstürzlerische Gelüste des Bundesrats zu beklagen. Ein andres in der Verfassung vorgesehenes Einspruchsrecht kommt aber nicht nur für Preußen in Betracht, sondern für den ganzen Bundesrat, die Bestimmung nämlich, daß die Zahl von vierzehn Stimmen im Bundesrat genügt, um jede Verfassungsänderung unmöglich zu machen. Da die drei Königreiche Bayern, Sachsen und Württemberg im Bundesrat genau über vierzehn Stimmen verfügen, so kann also ohne deren Zustimmung eine Verfassungsänderung nicht vorgenommen werden. Die Reservatrechte der süddeutschen Staaten können ohne deren Zustimmung überhaupt nicht verändert oder aufgehoben werden. Preußen besitzt im Bundesrat mit der waldeckschen Stimme achtzehn



Graf Stolberg, der Präsident des Reichstags

Stimmen und kann also für sich allein jede Verfassungsänderung verhindern. Von der Frankfurter Nationalversammlung nahm Fürst Bismarck das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht und vom Frankfurter Bundestag das Stimmenverhältnis für den Bundesrat in den Norddeutschen Bund beziehungsweise in das neue Deutsche Reich mit herüber, nur Bayern gab er zwei Stimmen mehr als es früher hatte. So besitzt denn Preußen von den achtundfünfzig Stimmen des Bundesrats nur siebzehn beziehungsweise achtzehn, obwohl das preußische Staatsgebiet zwei Drittel des Deutschen Reiches und die preußische Bevölkerung drei Fünftel der deutschen Gesamteinwohnerschaft ausmacht. Allerdings sorgten Fürst Bismarck und seine Nachfolger auf dem Reichskanzlerposten in andrer Weise dafür, daß Preußen nicht zu kurz komme: es gelangt nämlich keine wichtige in den Reichsämtern ausgearbeitete Vorlage an den Bundesrat, die nicht zuvor die Zustimmung des preußischen Staatsministeriums gefunden hätte. Aus diesem Grunde ist es auch für die übrigen deutschen Staaten nicht gleichgültig, wie die Zusammensetzung des preußischen Staatsministeriums beschaffen ist, beziehungsweise wie der preußische Landtag aussieht, der dem Staatsministerium Weisungen für seine Haltung im Bundesrat



Kriegsminister von Einem Fürst Bülow

Am Bundesratstisch



Graf von Kanitz (deutsch-konservativ) Dr. Arendt (Reichspartei)

Abgeordnete der rechten Seite des Hauses

zu geben pflegt, beziehungsweise wie das preußische Wahlrecht aussieht, das über die Zusammensetzung des Abgeordnetenhauses entscheidet.

Also die Reichsverfassung kennt als gesetzgebende Faktoren nur den Bundesrat (die Gesamtheit der deutschen Regierungen) und den Reichstag. Beide stehen sich völlig ebenbürtig gegenüber, der Bundesrat kann ohne Zustimmung des Reichstags keine Gesetze beschließen und umgekehrt, der Reichstag hat außer dem Ausgabenbewilligungsrecht auch ein Einnahmenbewilligungsrecht in der alljährlichen Festsetzung der Höhe der Matrikularbeiträge, womit er auf die Bundesstaaten einen Zwang zur Sparsamkeit ausüben kann. Vorläufig werden allerdings diese Beiträge der Bundesstaaten zu den Kosten des Reichs, soweit sie in den Ueberweisungssteuern keine Deckung finden, den Bundesstaaten gestundet, aber schließlich müssen sie entweder aus Landesmitteln bar bezahlt oder es müssen neue Reichssteuern eingeführt werden. Der Reichstag hat ebensogut das Recht, Gesetzesvorschläge zu machen, wie der Bundesrat; er darf ohne seine Zustimmung über dreißig Tage hinaus nicht vertagt werden, er entscheidet allein über die Gültigkeit der Mandate, ist völlig Herr im eignen Hause und kann seine Geschäftsordnung ändern wie er will, ohne daß ihm jemand von der Regierung in dieses sein

verfassungsmäßiges Recht dreinzureden hat. Zwar hat es an solchen Versuchen im Laufe der Jahre nicht gefehlt, im Jahre 1879 brachte sogar der Bundesrat einen förmlichen Gesetzentwurf ein betreffend die Erweiterung der Strafgewalt des Reichstags gegen seine Mitglieder. Der damalige sozialdemokratische Abgeordnete Hasselmann hatte eine Brandrede gehalten, die dem Bundesrat auf die Nerven fiel. Kein Geringerer als Fürst Bismarck vertrat den Entwurf, der Reichstag wies diesen Eingriff in sein Hausrecht mit großer Entschiedenheit zurück. Wie die wesentlichen Grundlagen der heutigen Reichsverfassung aus dem Jahre 1867 (von dem verfassunggebenden norddeutschen Reichstag) stammen, so stammt auch die heute im wesentlichen noch geltende Geschäftsordnung vom norddeutschen Reichstage aus dem Jahre 1868 her — beide haben also das ansehnliche Alter von vierzig beziehungsweise neununddreißig Jahren aufzuweisen. In den verfassunggebenden norddeutschen Reichstag hatten sich, nebenbei bemerkt, auch die Feldherren von 1866 wählen lassen: Herwarth von Bittenfeld, Vogel von Falckenstein, Steinmetz, Prinz Friedrich Karl von Preußen und der Kriegsminister von Roon. Die Geschäftsordnung trifft Bestimmungen über den Zusammentritt des Reichstags (Wahl des Alterspräsidiums), über die Bildung der Abteilungen, welche die Wahlprüfungen vorzunehmen haben, über die Wahl des Präsidenten der Schriftführer und deren Amtsdauer, Rechte und Pflichten, über die Behandlung der Vorlagen, Anträge und Petitionen sowohl im Plenum wie in den Kommissionen, über die Behandlung der Interpellationen, über die Festsetzung der Tagesordnung, die Redeordnung, über den Schluß der Debatte, die Abstimmung, über die Aufrechterhaltung der Ordnung im Saale und auf den Tribünen, Urlaubsgesuche und so weiter. Entsprechend den Bedürfnissen der Zeit ist die Geschäftsordnung natürlich auch verändert worden, unter anderm geschieht jetzt die namentliche Abstimmung nicht mehr durch den Namensaufruf, sondern durch Abstimmungskarten, die von den Saaldienern in Urnen gesammelt und von den Schriftführern gezählt werden. Während des Zählgeschäfts kann der Reichstag die Verhandlungen fortsetzen. Der Namensaufruf war immer ein interessanter Vorgang; hing bei wichtigen Fragen nach dem ganzen Verlauf der Beratungen die Entscheidung von wenigen Stimmen ab, so erfolgte er jedesmal unter lautloser Stille und Spannung, und wer aufpaßte, wußte nach dem Schluß des Namensaufrufs immer, welche Abgeordneten abweichend von ihren Parteien gestimmt hatten. Bei der öffentlichen Stimmabgabe kam auch das Temperament zu seinem Recht: mit freudiger Genugtuung schrie der eine sein Ja! und mit schneidiger



Dr. Spahn (Zentrum)



von Hertling Gröber Erzberger Schädler

Eine Gruppe von Zentrumsleuten



von Oldenburg-Januschau, Deutsch-Konservativer

Aeußerungen als hinreichend beglaubigt oder „authentisch bekannt" gelten lassen wollen, die im „Reichsanzeiger" ihrem Wortlaut nach veröffentlicht worden sind, aber der Reichstag hat sich auch um diese Einschränkung nicht gekümmert, und der Präsident hat sich damit zufrieden geben müssen. Der Präsident hat ohne Zustimmung des Reichstags gar nicht das Recht, derartige Vorschriften zu geben. Erst recht hält der Reichstag an seiner Befugnis fest, alles zu kritisieren, was verantwortlich gegengezeichnet ist oder sich sonst als Regierungsakt darstellt, dazu gehört auch die Ausübung von Kronrechten, wie Begnadigungen, Ernennung von Reichsbeamten und so weiter. So wird denn der Reichstag demnächst auch über die Entlassung des Grafen Posadowsky das Nötige sagen. Seitdem der Reichstag Anwesenheitsgelder erhält, entspricht auch seine Beschlußfassung regelmäßig den Anforderungen der Verfassung, die im Artikel 28 bestimmt: „Der Reichstag beschließt nach absoluter Stimmenmehrheit. Zur Gültigkeit der Beschlußfassung ist die Anwesenheit der Mehrheit der gesetzlichen Anzahl der Mitglieder erforderlich." Von den insgesamt 397 Mitgliedern des Reichstags waren bisher aber nur selten 199 zur Stelle, gleichwohl wurden und werden auch noch die von einer ungenügenden Zahl gefaßten Beschlüsse als gültig betrachtet. Auf den nachträglichen Einwurf eines unzufriedenen Mitgliedes, der Reichstag sei nicht beschlußfähig gewesen, erwiderte einmal der Präsident Graf Ballestrem mit gutem Humor: „Wenn der Reichstag Beschlüsse

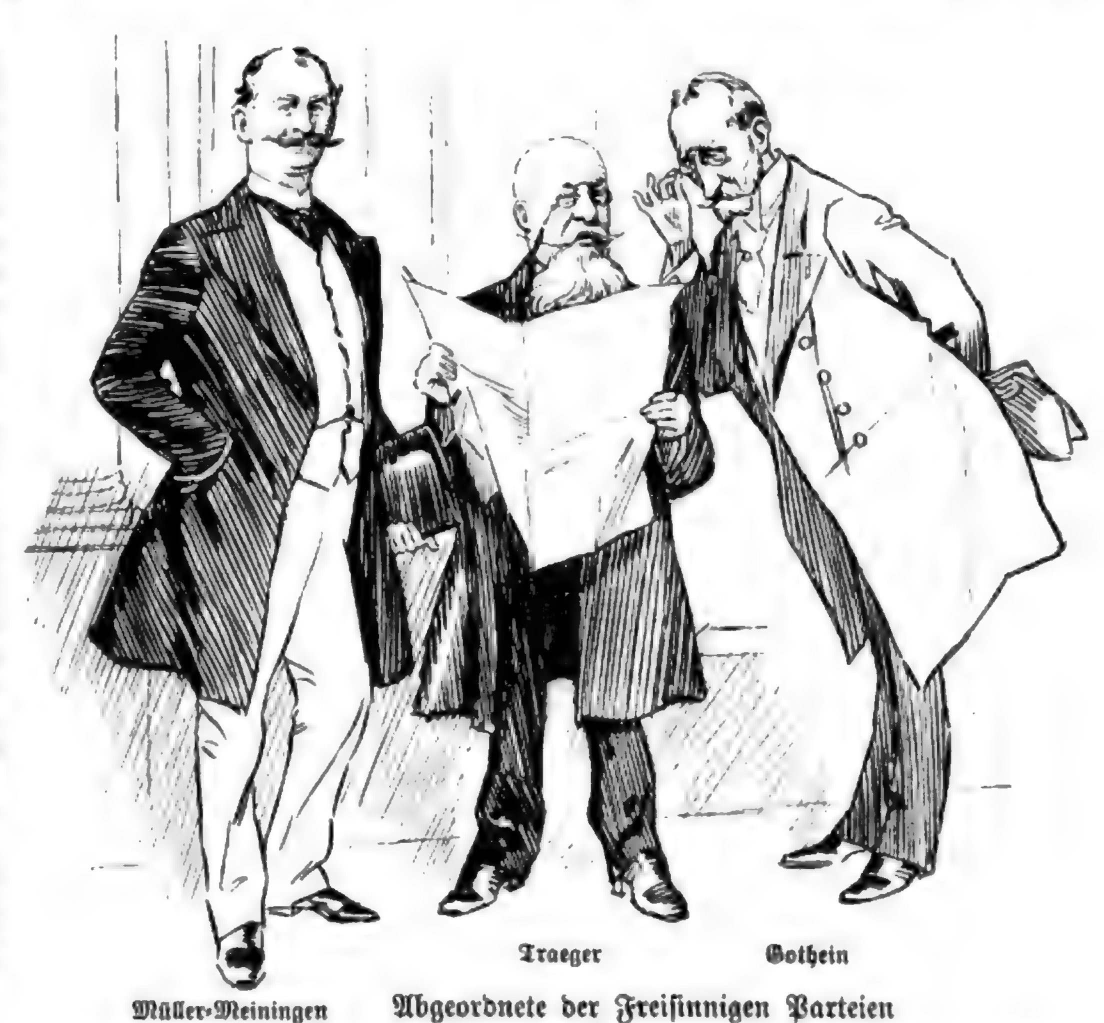
Entrüstung schmetterte der andre sein Nein! in den Saal hinein — zur Erheiterung des Hauses und der Tribünen. Das Einsammeln der Abstimmungskarten geht natürlich viel schneller, aber man erfährt heute erst sehr viel später aus den den stenographischen Berichten beigegebenen Listen, ob und wie der einzelne Abgeordnete gestimmt hat. Der Reichstag sah sich zu dieser Aenderung der Geschäftsordnung genötigt durch die Obstruktion der Sozialdemokraten, die durch unzählige von ihnen beantragte namentliche Abstimmungen das Zustandekommen des neuen Zolltarifs verhindern wollten. Daneben haben sich im Reichstage viele Einrichtungen und Bräuche herausgebildet, die in der Verfassung und in der Geschäftsordnung keine gesetzliche Unterlage finden, beispielsweise steht vom Seniorenkonvent (der Versammlung der Vertrauensmänner aller Parteien), der gelegentlich vom Präsidenten zur Beratung der Geschäftslage und so weiter berufen wird, weder in der Verfassung noch in der Geschäftsordnung etwas. Wenn ein Redner, sei er Abgeordneter oder Bundesratsbevollmächtigter, ein Schriftstück verlesen will, so ersucht er regelmäßig zuvor um die Genehmigung des Präsidenten dazu, der Präsident hat aber gar nicht das Recht, das Lesen zu gestatten oder zu verbieten, weil in der Geschäftsordnung ein solches Recht nicht vorgesehen ist. Es ist parlamentarischer Brauch, die Person des Kaisers oder eines andern Bundesfürsten nicht in die Erörterung zu ziehen, aber es steht nirgends ein Paragraph, der dies untersagte; tatsächlich hat sich denn auch der Reichstag bei gegebenen Anlässen um diesen sonst löblichen Brauch nicht gekümmert und Kritik geübt an kaiserlichen und bundesfürstlichen Aeußerungen, soweit diese hinreichend beglaubigt erschienen. Der vormalige Präsident Graf Ballestrem hat außer Thronreden und andern Kundgebungen des Kaisers ähnlicher Art nur solche kaiserliche



Bassermann, der Führer der Nationalliberalen

faßt, ist er immer beschlußfähig." Etwas andres ist es, wenn ein Mitglied vor der Abstimmung die Beschlußfähigkeit mit Erfolg bezweifelt oder wenn durch die Abstimmung selbst die Beschlußunfähigkeit des Hauses zahlenmäßig festgestellt wird — dann ist eben eine Beschlußfassung nicht zustande gekommen. Heute kommt es nur noch ausnahmsweise vor, daß Beschlüsse von einem beschlußunfähigen Hause gefaßt werden. Vor den Mitgliedern des Bundesrates haben die Mitglieder des Reichstags mancherlei Vorrechte, beispielsweise kann ein Mitglied oder Kommissar des Bundesrats wegen seiner Aeußerungen im Reichstage gerichtlich belangt werden, ein Abgeordneter nicht. „Seitdem ich mir das vergegenwärtigt habe," scherzte einmal Fürst Bismarck, „bin ich viel vorsichtiger in meinen Aeußerungen geworden." Dagegen hat der Bundesrat das Vorrecht, daß er den Reichstag mit Zustimmung des Kaisers auflösen kann, während der Reichstag den Bundesrat nicht auflösen kann, was eigentlich sehr schade ist — vielleicht käme dann auch einmal in den andern gesetzgebenden Faktor frisches Blut.

Der Reichstag hält fast täglich Sitzungen von fünf- bis sechsstündiger Dauer ab, und zwar regelmäßig von 1 Uhr nachmittags ab. Die Kommissionssitzungen beginnen regelmäßig um 9 oder 10 Uhr morgens und dauern bis zur Hauptsitzung. Es gibt Tage, an denen sechs und mehr Kommissionen sitzen; die Mitglieder des Reichstags und des Bundesrats, die diesen Kommissionen angehören und dann noch den fünf- bis sechsstündigen Hauptsitzungen beiwohnen müssen, erfreuen sich also eines neun- bis zehnstündigen Arbeitstages und hätten alle Ursache, den achtstündigen sozialdemokratischen Normalarbeitstag herbeizuwünschen. Dazu kommen noch Fraktionssitzungen am Abend, die sich oft bis in die späte Nacht hinziehen. Der Reichstag ist aber an seiner Ueberlastung selbst schuld, weil er viel zu wenig das Evangelium Matthäi 12. Kapitel 36. Vers beherzigt, der lautet: „Ich sage Euch aber, daß die Menschen müssen Rechenschaft geben am Jüngsten Gericht von einem jeglichen unnützen Wort, das sie geredet haben." Vielleicht trifft auch auf manche heutige Kommissionssitzung noch das derbe Wort eines gemütlichen süddeutschen Abgeordneten aus den achtziger Jahren zu, den ich als Zeitungsberichterstatter um Auskunft über den Verlauf der Beratungen in „seiner" Kommission gebeten hatte. Er lachte mich an und sprach: „Wissen S', was wir in dera Kommissio mache, dös kommt scho glei hinterm Flohfange." Das konnte ich nun freilich an „meine" Zeitung nicht gut telegraphieren.



Müller-Meiningen Traeger Gothein
Abgeordnete der Freisinnigen Parteien

Nach dem am 3. April dieses Jahres abgeschlossenen Handbuch für den Reichstag zählte die Fraktion der Deutsch-Konservativen 62 Mitglieder, die Reichspartei 24, die Deutsche Reformpartei 6, die Wirtschaftliche Vereinigung 19, das Zentrum 105, die Fraktion der Polen 20, die nationalliberale Fraktion 55, die Freisinnige Vereinigung 14, die Deutsche Freisinnige Volkspartei 27, die Deutsche (süddeutsche) Volkspartei 7, die Fraktion der Sozialdemokraten 43 Mitglieder, bei keiner Fraktion befanden sich 15 Mitglieder, darunter die Elsaß-Lothringer, die es abgelehnt haben, dem Zentrum beizutreten, und der Präsident Graf Udo zu Stolberg-Wernigerode, der dem Herkommen gemäß nach seiner Wahl zum Präsidenten aus der konservativen Fraktion ausscheiden mußte.

Am 19. November tritt der Reichstag wieder nach der langen Vertagung zusammen, und dann tritt auch der Präsident sein schweres Amt wieder an. Graf Udo Stolberg hat bis jetzt ausgezeichnet präsidiert, er gehörte dem Reichstag bereits 1877 an und dann fast ununterbrochen seit 1884, zuletzt war er erster Vizepräsident. Er stellt als ehe-

maliger Gardeoffizier, der die Feldzüge von 1866 und 1870 mitgemacht hat, schon etwas vor, verfügt über eine kräftige Stimme und einen noch viel kräftigeren Arm, mit dem er die Glocke schwingt, im übrigen ist er ein Mann von den verbindlichsten Formen. Zu den Hochagrariern vom Schlage des Grafen Kanitz gehört er nicht, womit übrigens für den Grafen Kanitz nichts Verletzendes gesagt sein soll, der Reichstag hat oft Gelegenheit gehabt, sich von dem tiefen Wissen des Grafen Kanitz auf volkswirtschaftlichem Gebiete zu überzeugen, vielleicht weiß niemand im Reichstag so gut Bescheid über die Syndikate, Kartelle und Trusts — und wie sonst die wirtschaftlichen Verbände heißen mögen, die Deutschland und womöglich der ganzen Welt ihre Preise aufzwingen möchten — Graf Kanitz hat seine Wissenschaft nur allzusehr in den Dienst der agrarischen Interessen gestellt und die Interessen der übrigen „strohdächerflickenden" Menschheit nicht genügend berücksichtigt. Bei dieser Gelegenheit sei es gesagt: Alle Parteien des Reichstags können sich ein Muster nehmen an den Konservativen; die Konservativen haben immer gewußt, was sie wollten. Als den schärfsten Widersacher des Grafen Kanitz unter den bürgerlichen Parteien kann man wohl den Abgeordneten Gothein betrachten, der nach seinem Ausscheiden aus der bergmännischen Laufbahn Syndikus der Breslauer Handelskammer wurde und später die Leitung des Handelsvertragsvereins übernahm, aber die Uebertreibungen, die er sich in seinem Auftreten zuschulden kommen ließ, haben ihm mindestens soviel geschadet wie dem Grafen Kanitz die seinen. Man wird auch nicht behaupten können, daß Dr. Arendt seinem Freunde Dr. Peters durch seine Reden im Reichstage immer genutzt hätte, vielleicht ginge es dem Dr. Peters besser, wenn er nicht so viele Freunde hätte, aber darum dürfen die Verdienste Arendts um die Kolonialpolitik überhaupt nicht unterschätzt werden. Zeitweilig hatte Dr. Arendt im Reichstage auch für seine Doppelwährungsbestrebungen eine ansehnliche Gefolgschaft. Das Zentrum befindet sich in der Rolle der betrübten Lohgerber, denen die Felle, und zwar aus eignem Verschulden, fortgeschwommen sind, am „wurschtigsten" steht vielleicht noch der Bamberger Domprobst Dr. Schädler der Bülowschen Paarungspolitik gegenüber, auch der Landgerichtsdirektor Gröber aus Heilbronn war im Grunde seines Herzens nie ein Regierungsmann und mag sich über den Verlust der Regierungsgunst zu trösten wissen, näher geht der Verlust jedenfalls dem Münchner Professor Freiherrn von Hertling, der im Auftrage des Reichskanzlers Fürsten Hohenlohe und des Fürsten Bülow mit der römischen Kurie die Verhandlungen wegen Errichtung einer katholisch-theologischen Fakultät in Straßburg von 1898 bis 1902 führte. Der junge Draufgänger und Spezialist für alles, Erzberger, will nicht eher ruhen, als bis er den Fürsten Bülow gestürzt hat, wahrscheinlich aber wird sein Erfolg nur darin bestehen, daß er seiner Fraktion noch mehr Verlegenheiten schafft, als ihm dies bisher schon gelungen ist. Der Mannheimer Rechtsanwalt Bassermann gehört zu den elegantesten Rednern des Reichstags und wird, wenn nicht alles täuscht, nicht als Parlamentarier enden. Mit jugendlichem Feuer redet auch noch der 77 Jahre alte freisinnige Abgeordnete Traeger, der dem Reichstage schon 1874 angehörte. Sein fast um die Hälfte der Jahre jüngerer Fraktionsgenosse Müller-Meiningen, jetzt Landgerichtsrat in München, hat sich schon in den neun Jahren, die er dem Reichstage erst angehört, tüchtig zur Geltung gebracht, er war einer der tapfersten Streiter gegen die Lex Heinze. Ob



von Payer Konrad Haußmann

Zwei Süddeutsche auf der Linken



Naumann, ein „Neuer" des Reichstags

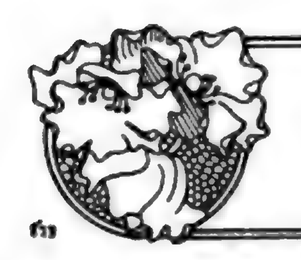
der bekannte Sozialpolitiker Naumann die Erwartungen, die von ihm gehegt wurden, erfüllen wird, muß sich erst noch zeigen, bis jetzt hat er wenig Gelegenheit gehabt zur Betätigung im Reichstage. Es steckt zuviel Optimismus in ihm, als daß er sich zum Staatsmann entwickeln könnte, der bei uns mit engen Grenzen rechnen muß.

Eine ernste Erscheinung stellt sich uns auch dar in dem Führer der Süddeutschen Volkspartei von Payer, dem Präsidenten der württembergischen Kammer; an Eindringlichkeit der Rede wetteifert mit ihm sein Landsmann und Fraktionsgenosse Konrad Haußmann. Man sieht es ihnen an, daß sie jedesmal die Tribüne verlassen in dem Bewußtsein, den besten ihrer Gegner innerlich überzeugt zu haben. Auch die Sozialdemokraten haben einen scharfsinnigen Juristen in dem Abgeordneten Heine, der mit Vorliebe der sächsischen Regierung grausam auf den Leib rückt. Bebel ist der alte streitbare Geselle geblieben, nur prophezeit er nicht mehr. Herr von Vollmar spricht viel wirkungsvoller, weil er ruhiger spricht; wenn Vollmar über die Sozialdemokratische Partei allein zu befinden hätte, so würde er mit den 80 „Genossen", die im Jahre 1903 mit ihm in den Reichstag einzogen, vielleicht den Versuch gemacht haben, mit Bülow Politik zu machen. Der „Genosse" Zubeil war früher eine Zeitlang Gastwirt und soll als „Parteibudiker" ein gutes Glas Bier verzapft haben, gehaltreicher ist es ganz gewiß gewesen als manche seiner länglichen Reden.

An den Bundesratstischen wird man zwei neue Männer sehen: den Staatssekretär von Bethmann-Hollweg, der an die Stelle des Grafen Posadowsky getreten ist, und den Ersatzmann für den Kultusminister von Studt, Herrn Holle, diesen allerdings seltener, weil er weniger im Reichstage zu tun hat — freundliche Herren, aber unbekannte Politiker. Die Staatssekretäre Dr. Nieberding, von Tirpitz, Krätke und Freiherr von Stengel sind fleißige stille Leute, keine Streber und keine Kleber, jederzeit bereit, sich von den nicht geringen Mühen ihrer Aemter zurückzuziehen, wenn es „oben" gewünscht werden sollte. In dem preußischen Kriegsminister von Einem hat man sich auch keinen finster dreinblickenden Tyrannen vorzustellen, sondern einen ganz modernen, stark künstlerisch veranlagten Herrn, der bei aller Bestimmtheit seines Auftretens auch dem schärfsten Gegner gegenüber die gute Form nie außer acht läßt. Was soll ich vom Fürsten Bülow, dem Reichskanzler und preußischen Ministerpräsidenten, sagen? Er ist vorläufig der Mann der Erfolge, und für den Staatsmann bedeutet der Erfolg alles.



Führer und Genossen der Sozialdemokratischen Partei



Aphorismen

Von

Otto Weiß



H. sagte: „Wer wissen will, wie wenig Gutes ein Mensch dem andern eigentlich gönnt, der trachte, Mitglied einer gemütlichen Stammtischgesellschaft zu werden."

Maler X sagt oft traurig: „Schade, daß man leben muß, um Künstler zu sein!"

Lebensphilosophie — ist unter anderm auch die Fähigkeit, einer Sache, die keine guten Seiten hat, die beste abzugewinnen.

Was mancher Mann sich wünscht: „Wollte meine Frau mich nur, wenigstens zeitweise, als einen Fremden behandeln."

Alte Wahrheit: Zu den klügsten Menschen zählen jene, die unsrer Meinung sind.

Das kann man wohl sagen: Wenn alle Glückwünsche in Erfüllung gingen — es würden ihrer tausendmal weniger dargebracht!

Ehe eine alte Tradition stirbt, muß man sie unzählige Male totschlagen.

Ich weiß nicht mehr, in welchem Kalender ich es las — daß die schönsten Tage die kürzesten sind.

Konservativ sein heißt — so erklärte ein Politiker — behaglich dasjenige genießen, was Freiheitskämpfer mit Gut und Blut erobert haben.

Schon mancher, der in einen Kreis aufgenommen wurde, war von der warmen Aufnahme, die er dort gefunden, so sehr entzückt, daß er einige Wochen später ausrief: „Ach, warum kann man nicht immer ein Neuangekommener sein!"

X sagte: „Mag's einer noch so weit gebracht haben — wenn er siebzig Jahre alt geworden, ist sein Leben verpfuscht."

Ein Ethiker sagte: „Es gibt Pflichten, denen man sich nicht entziehen kann — weil sie kontraktlich fixiert sind."

In so manchen Staaten sind alle Bürger vor dem Gesetz gleich; vor dem Gesetz — nicht vor dem Gericht.

Erst im Laufe der Zeit lernen sich manche Eheleute so gut verstehen — daß es zur Scheidung kommt.

Ich gehöre zu jenen Einseitigen — die sich für all das nicht interessieren, was sie weder verstehen noch fühlen.

Irgendein Schriftsteller sprach einmal von der „Poesie der Armut". Der Mann muß viel Geld gehabt haben!

„Dieser Meinung bin ich nicht." Mit diesen Worten glauben viele einen Irrtum aufgedeckt zu haben.

Dialog

„Welche Entlohnung beanspruchen Sie für diese Arbeit?" — „Ich überlasse es ganz Ihnen. Geben Sie mir so viel Sie wollen, nur nicht so wenig Sie wollen."

Jemand klagte: „Man hat seine liebe Not, um sich im Gedränge des Lebens so viel Platz zu schaffen, daß man links und rechts Püffe austeilen kann."

Wir hüten uns, manchen Fehler zu verbessern — damit die Leute nicht merken, daß wir ihn gemacht haben.

Eine energische Tat, die auf alles und jedes Rücksicht nimmt? ... Hat jemand dergleichen schon gesehen?

Rechtfertigung für unzählige Gemeinheiten: „Tu' ich's nicht, tut's ein andrer."

Uebel ist mancher Abgeordnete daran: Er soll dem Staat nutzen — und seinen Wählern dennoch gefallen.

So dachte schon mancher: „Geht's nicht auf krummem Weg, versuch ich's auf geradem."

Die untreuen Ehemänner gehören zu den duldsamsten; daher die vielen duldsamen Ehemänner.

Sollte man es glauben? ... In seinem Kunsturteil ist das Publikum oft ebenso unzuverlässig wie die Kritik ...



Der Geburtstag

Nach einem Gemälde von Josef Jungwirth





Friedrich Delitzsch

Babylon

Von

Friedrich Delitzsch

(Hierzu siebenundzwanzig Abbildungen, teilweise nach photographischen Aufnahmen, Plänen und Zeichnungen Koldeweys, Andraes und Nöldekes)

Babylons topographischer Wiederaufbau und archäologische Ausbeutung war die Riesenaufgabe, mit der die im Januar 1898 gegründete Deutsche Orient-Gesellschaft ihre Arbeiten auf den mesopotamischen Ruinenstätten eröffnete, und diese Riesenaufgabe wird gelöst, glänzend gelöst werden, wenn alle bei diesem Unternehmen zusammenwirkenden Faktoren die Ausdauer bewahren, die, wie ein arabischer Spruch sagt, einem Magnet gleich den Sieg an sich zieht.

Was von Babylon noch zu sehen ist, zeigt dieser alte, nicht in allen Einzelheiten korrekte, aber doch noch gut brauchbare Plan. Ein weit ausgedehntes, größtenteils auf dem linken, östlichen Euphratufer gelegenes Ruinenfeld, aus dem insbesondere drei mächtige Trümmerhügel emporragen: Babil (Plan A) im Norden, die höchste, zirka 30 Meter hohe Ruine, die durch die Jahrtausende hindurch den altberühmten Namen Babels und damit zugleich seine geographische Lage der Nachwelt erhalten hat; Kasr (Plan B), das heißt das „Schloß", die niemals zweifelhaft gewordene Stätte der chaldäischen Königspaläste, 14 bis 15 Meter hoch; und am weitesten nach Süden Amran ibn-Ali (Plan C), dessen Einheit mit Esagila, dem großen Tempel Marduks, nach den Inschriften wahrscheinlich war und durch die Grabungen jetzt handgreiflich erwiesen ist. Die vielen Bauinschriften, besonders von Nebukadnezar, die aus Babylon stammen und deren ältest bekannte und wichtigste die im East India House zu London bewahrte große Steinplatteninschrift ist, deren mehr denn 600 Zeilen auf 10 Kolumnen verteilt sind, hatten uns längst, vor allem was die Mauern und damit den Umfang Babylons betrifft, deutliche Fingerzeige gegeben. Wir durften schließen, daß Palast wie Tempel auf ihrer Westseite vom Euphrat bespült wurden, desgleichen, daß „jenseits" des Stromes nur ein geringfügiger Teil von Wohnungen lag, die es genügte durch einen Wall vor feindlichen Angriffen zu schützen. Eine grundleglich wichtige Stelle aber besagte — ziemlich übereinstimmend in drei verschiedenen Bauinschriften — folgendes: „Um die Befestigung von Esagila stark zu machen, daß kein Feind und Zerstörer gegen Babel andränge, kein Schlachtrohr Imgur-Bel, der Mauer Babels, sich nahe — was kein früherer König getan hatte: 4000 Ellen seitwärts von der Stadt Babel, fern,



Alter Plan von Babylon

unnahbar, ließ ich eine gewaltige Mauer auf der Ostseite Babel rings umschließen: ihren Graben grub ich bis hinab auf das Grundwasser, fügte seinen Uferrand aus Asphalt und Backstein und baute eine gewaltige Mauer an seiner Seite berggleich. Ihre weiten Stadttore fügte ich fest und stellte kupferüberzogene zederne Türflügel in ihnen auf.“ Es leuchtet ein, daß Nebukadnezar die äußerste Mauer meint, die Babel auf seiner Ostseite umschließt, das ist aber die Mauer O, mit der das Ruinenfeld Babylons endet, jene Mauer, die zuerst 1100 Meter lang den Hügel Babil umschließt, sich von dort aber in einem stumpfen Winkel gegen Südost wendet und diese Richtung etwa 3½ Kilometer beibehält, bis sie rechtwinklig nach Südwest umbiegt und in ziemlich gerader Linie etwa 3 Kilometer weit auf einige flache Schutthügel zuläuft, deren Westseite die alte Uferlinie des Euphrat bezeichnet.



Steinplatteninschrift Nebukadnezars

Daß diese 4000 Ellen seitwärts von Babel von Nebukadnezar neu angelegte Mauer in der Tat diese von uns kurz als „Ostmauer“ zu bezeichnende Befestigungslinie darstellt, dafür haben wir einen weiteren ausdrücklichen Beweis, indem eine andre Baurkunde unmittelbar fortfährt, folgendes zu berichten:

„Hart an der Backsteinmauer gegen Norden einen Palast zum Schutze Babels zu bauen, trieb mich das Herz, und einen Palast gleich dem Palaste Babels ließ ich aus Asphalt und Backstein innerhalb der Mauer bauen. 60 Ellen fügte ich eine gewaltige Ufermauer dem Euphrat und bildete trockenes Land. Ihr Fundament gründete ich fest mit Asphalt und Backstein an der Brust der Unterwelt gegenüber dem Wasser und erhöhte ihre Spitze und fügte (das durch die Mauer dem Ueberschwemmungsgebiet entzogene trockene Land) zum Palast und führte ihn gebirgsgleich hoch auf mit Asphalt und Backstein. Mächtige Zedern zu seiner Bedachung ließ ich lang hinlegen, kupferüberzogene zederne Türflügel, bronzene Schwellen und Angeln stellte ich in seinen Toren auf. Selbiges Haus benannte ich mit dem Namen: Nebukadnezar lebe, lang lebe der Pfleger von Esagila!“

Es ist der in dem Hügel Babil in der Nordostecke der Ostmauer enthaltene, nach Ausdehnung wie Höhe gleich riesige Palast, um den sich die äußere Stadtmauer, ihn umschließend, herumzieht. Noch sehen wir, wie auf der Westseite einst eine mächtige Mauer bis zu 17 Metern Dicke das Palastareal eingeschlossen hat — es klafft ein Riesengrab, denn die Mauer wurde von einem Ziegelunternehmer in Hillah abgebaut, der ebendamit ein reicher Mann wurde.



Ruine der Stadtmauer Imgur-Bel (Ostseite) im Osten von Alt-Babylon





Tonzylinder Asurbanipals aus der Außenmauer von Alt-Babylon Nimitti-Bel

Die Inschrift lehrt zugleich, daß der Euphrat damals nahe an diesem nördlichsten Palaste vorbeifloß, was auch die Felseninschriften von Wadi Brisa bezeugen, welche die 4000 Ellen seitwärts von Babylon aufgeführte Mauer sich erstrecken lassen „vom Euphratufer oberhalb bis zum Euphratufer unterhalb".

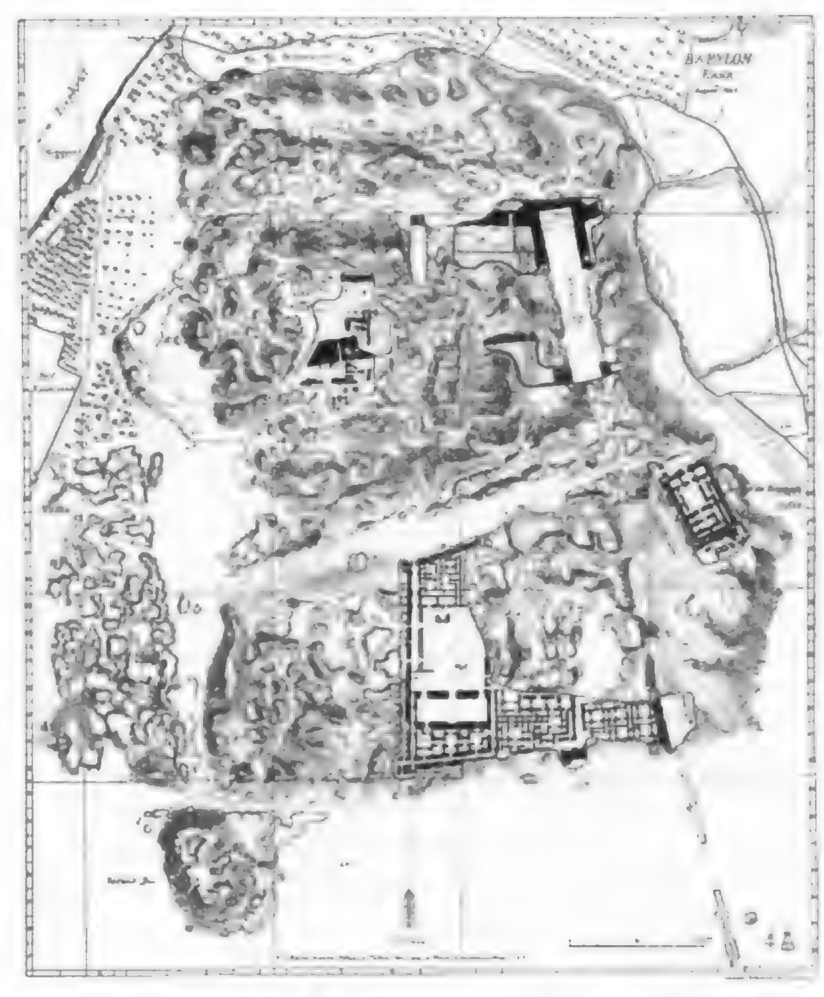
Wenn es in andern Bauurkunden von eben dieser Ostmauer heißt, daß sie die Stadt auf der Ostseite an der kamât von Babylon umschlossen habe, so stimmt auch dies vollständig. An der kamât oder äußersten Begrenzung einer Stadt beginnt das freie Feld, auf dem sich, wie die Babylonier gern sagen, der Wildesel tummelt — jenseits der Ostmauer Babels beginnt aber in der Tat das freie Feld; sie bezeichnet die äußerste Stadtgrenze im Osten.

Indes die Schlußfolgerungen aus dieser Identifizierung von Nebukadnezars äußerster, 4000 Ellen seitwärts von der Stadt angelegter Ostmauer mit der hier besprochenen sind so weittragend, daß wir ihre Richtigkeit noch weiter zu prüfen und unumstößlich sicherzustellen haben.

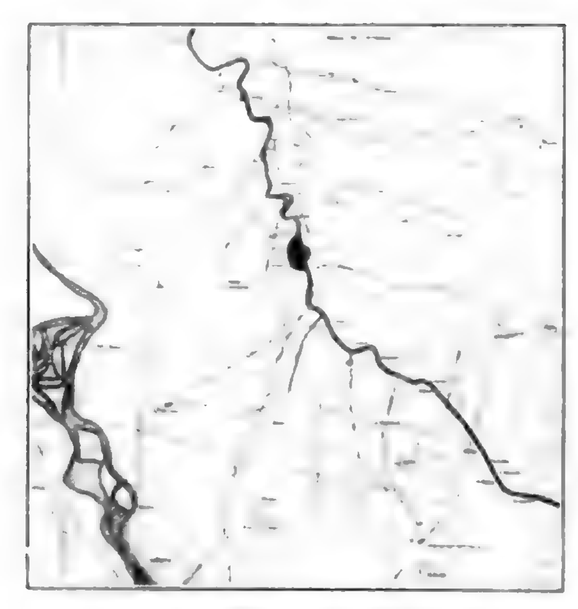
Die Ostmauer war eine Neuschöpfung Nebukadnezars, dazu bestimmt, wie er ausdrücklich sagt, daß kein Pfeil oder Speer Imgur-Bel sich nahe.

Imgur-Bel, das heißt „Bel hat sich erbarmt" (ein Name wie der eines Turmes von Jerusalem, Chanan-El, das heißt „Gott hat sich erbarmt"), Nimitti-Bel, das heißt „Bels Stützpunkt" — jenes als „Mauer" (dûr), dieses als šalchû (wohl Vor- oder Außenmauer) von Babel bezeichnet.

Wo immer wir von Imgur-Bel und Nimitti-Bel, den „großen Mauern Babylons", lesen, und zwar zum Teil lange vor Nebukadnezar, erscheinen beide nach dem einfachen philologischen Verständnis der Urkunden als zwei parallele, einander nächst benachbarte Mauerzüge, welche die alte Stadt Babylon im Osten, Norden und Süden umschlossen, in erster Linie bestimmt, dem Schutze des wichtigsten und wertvollsten Gebäudes der Stadt, des mit Reichtümern aller Art angefüllten babylonischen Nationalheiligtums, Esagila, zu dienen, und zwar gab sich Imgur-Bel als die innere Mauer, Nimitti-Bel als die Vormauer dieses Befestigungssystems. Es war ein Irrtum unsrer Ausgraber, zwar ein leicht verständlicher und entschuldbarer, auch die Grabung selbst in keiner Weise benachteiligender, aber doch ein Irrtum, der leider mit allzu großer Bestimmtheit trotz unserm assyriologischen Einspruche festgehalten wurde, daß man dem Worte dûru, das in der ganzen Keilschriftliteratur nichts andres als „Mauer" bedeutet, eine neue Bedeutung, „Burg", unterlegte, Imgur-Bel und Nimitti-Bel von den zwei Burgen Nebukadnezars auf dem Kasr verstand



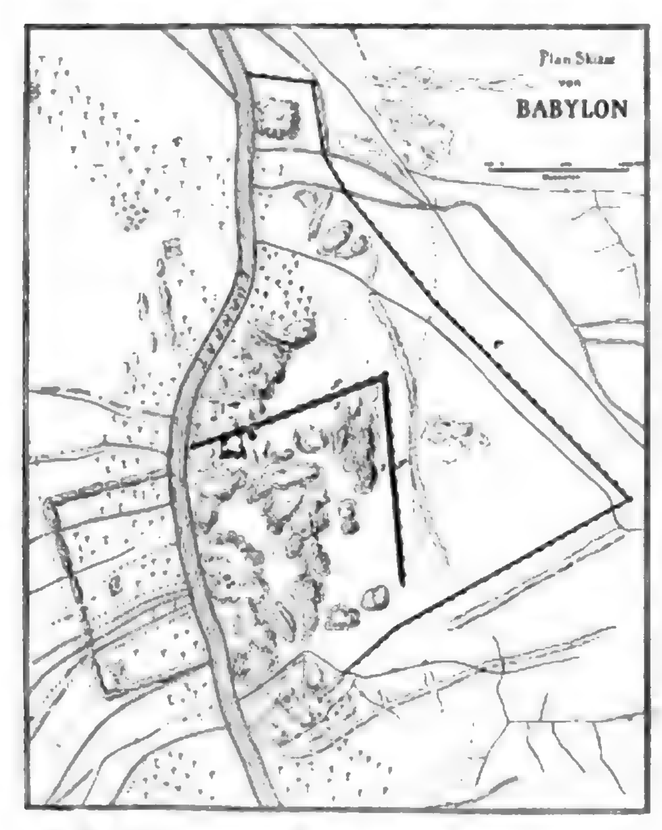
Alter Plan des Hügels Kasr: Südburg und Nordburg Nebukadnezars



Opperts Plan von Babylon

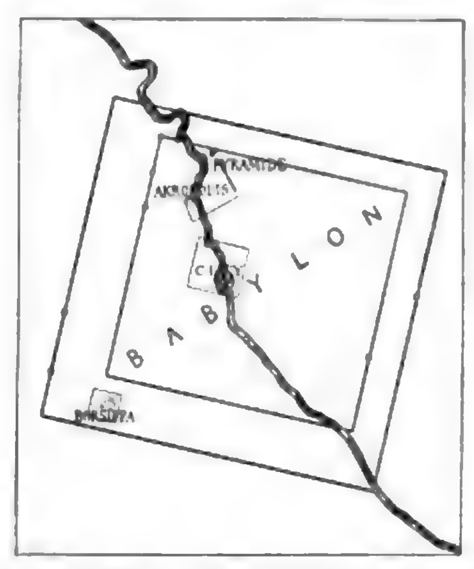
und infolgedessen nicht allein die Stadt Babel auf den Kasr beschränkte, sondern zugleich Esagila, jeglichen Schutzes bar, auf das freie Feld draußen vor Babylon sozusagen verstieß. Unsre Ausgraber mußten sich seitdem durch ihre eignen Grabungen von der Irrtümlichkeit ihrer Annahme überzeugen, und ich würde ihrer gar nicht weiter Erwähnung tun, müßte ich dies nicht, um allerlei Darlegungen Koldeweys (in den Mitteilungen der Deutschen Orient-Gesellschaft) und Rohrbachs (in seinem Artikel „Babylon" in den Preußischen Jahrbüchern 1901) verständlich zu machen.

Hatten wir Assyriologen unsre Keilschrifttexte



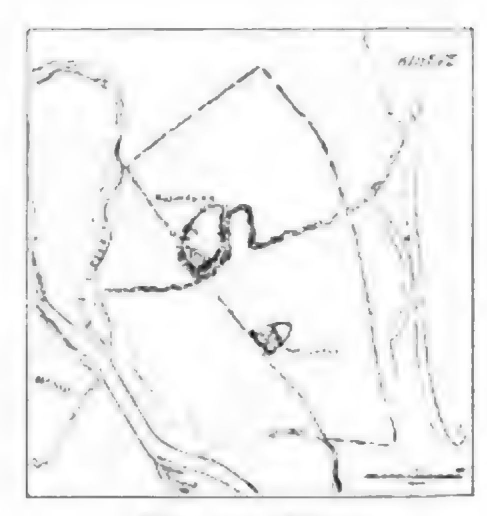
Stadtplan von Babylon nach Delitzschs Rekonstruktion

richtig gedeutet, so mußte der Mauerzug, der sich östlich von dem Hügel Homera von Nord nach Süd durch das Stadtgebiet hinzieht, die Doppelmauer Imgur-Bel und Nimitti-Bel unter seinem Schutt bergen. Und in der Tat, kaum hatte Arnold Nöldeke, Professor Koldeweys zeitweiliger Vertreter, im April 1904 diesen Mauerzug zu untersuchen begonnen, so trat eine mächtige, 7½ Meter dicke, aus Lehmziegeln bestehende Stadtmauer aus dem Schutte hervor. In Zwischenräumen von je etwa 18 Metern sprangen 9½ Meter lange Türme vor die Mauer hinaus, auf der Ostseite der Mauer alle um 3½ Meter, während auf der Westseite je ein 70-Zentimeter-Vorsprung mit einem 140-Zentimeter-Vorsprung abwechselte. Zwei kleine Tore lagen je in der Mittelachse eines Turmes, der nach Ost und West um nur 70 Zentimeter vorspringt. Und als Koldewey, Ende Dezember nach Babylon



Opperts Plan von Babylons Mauern

zurückgekehrt, bei einem Querschnitt nicht weit östlich von dieser erstgefundenen Mauer abermals Lehmziegelgemäuer schnitt, konnte er bald die Existenz einer zu der erstausgegrabenen Hauptmauer parallel verlaufenden Außenmauer melden. Ja, noch mehr. Nachdem schon Nöldeke am 28. April in „einer Lehmziegelmauer vor der Stadtmauer" einen sehr gut erhaltenen Zylinder aus gebranntem Ton mit 28 Schriftzeilen gefunden hatte, fand Koldewey bei einem der Türme eben dieser Vor- oder Außenmauer dicht unter der Erdoberfläche ein Duplikat jenes Tonzylinders — es waren Bauurkunden Asurbanipals, und beide nannten die Mauer, der sie entstammten, Nimitti-Bel! Die Texte beginnen mit einer Widmung an Marduk, den Schöpfer Himmels und der Erden, den in Esagila wohnenden Herrn Babylons, und fahren dann, nachdem sie Asurbanipals Titel, Genealogie und Verdienste um die Wiederherstellung der Stadt und des Kultus Marduks gebührend hervorgehoben, in ihrem Hauptteile also fort: „Eben damals tat ich folgendes mit Imgur-Bel, der Mauer Babels, Nimitti-Bel, seiner Vormauer, die eingestürzt, zugrunde gegangen waren: Um die Bewahrung Esagilas und der Tempel Babylons



Plan von Ninive

festzumachen, ließ ich mit der Macht meiner Truppen zunächst Nimitti-Bel, seine Außenmauer, mit Ziegeln bauen, seine Stadttore fügte ich fest." Sanherib hatte in blinder Leidenschaft Babylon im Jahre 689 von Grund aus zerstört, sein Sohn Asarhaddon und Enkel Asurbanipal bemühten sich, die unselige Tat ihres Vaters und Großvaters wieder gutzumachen und die heilige Stadt Marduks aus ihren Trümmern wieder erstehen zu lassen. Das erste, was Asurbanipal für die Wiederbefestigung tat, war, wie wir hier lesen, der Wiederaufbau von Nimitti-Bel, dem natürlich jener von Imgur-Bel folgte.

Nöldeke verfolgte die Ruine der Innenmauer nach Norden zu bis an den Rand der bebauten, sehr tief liegenden Felder — keine Spur der Mauerruine ist an der Oberfläche erhalten geblieben; Koldewey hatte am 13. März von Nimitti-Bel, dem Außenring, eine Länge von 500 Metern freigelegt, wiederholt beschenkt mit gleichlautenden Bauurkunden Sardanapals, und war eben im Begriff, Nimitti-Bel nach Süden hin bis zu der Stelle zu verfolgen, da sie nach dem Euphrat zu umbiegt, als ohne unsre Schuld und ohne die Möglichkeit eines Einspruchs unsrerseits die Grabung eine Zeitlang unterbrochen wurde und das eintretende Hochwasser die spärlichen Reste der Lehmmauer in jener Gegend für alle Zeit völlig vernichtete.

Ein Glück, daß von der Doppelmauer Imgur-Bel und Nimitti-Bel noch ein andres großes Stück als hier im Osten erhalten geblieben ist, tief begraben unter haushohem Schutte.

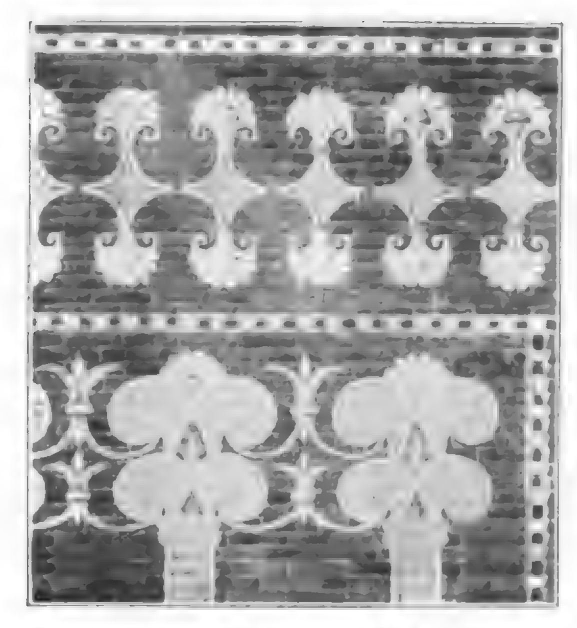


Neuer Plan des Kasr: Süd- und Nordburg, Istartor, Tempel Emach, Prozessionsstraße

Seitdem es Koldewey gelungen war, in den Kasr mehr und mehr Klarheit zu bringen, indem er im Süden des gewaltigen Hügels die sogenannte Südburg Nebukadnezars entdeckte: den von Nebukadnezar umgebauten und wohl auch erweiterten Palast seines Vaters Nabopolassar, nördlich von



Ruinenhügel Babil, von Süden gesehen

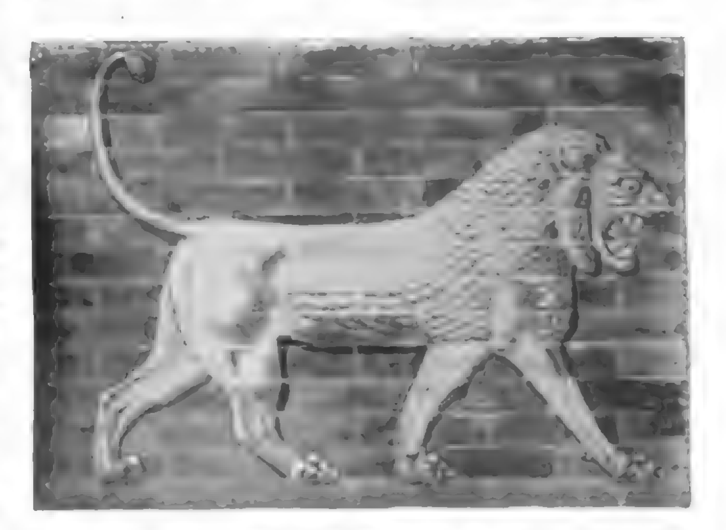


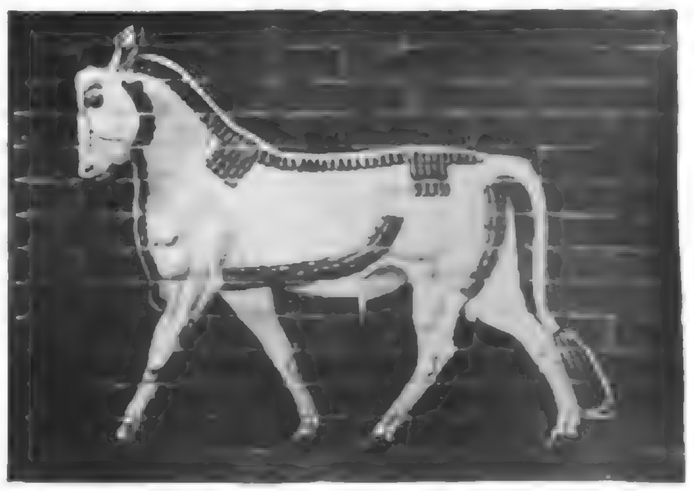
Ornament vom Thronsaal Nebukadnezars

diesem aber den einzigen auf ein pitiq agurri, das heißt auf ein Bauwerk aus Ziegelbruch, aufgeführten zweiten Palast Nebukadnezars, war es dem Verfasser keinen Augenblick zweifelhaft, daß unter dem hochgetürmten Schutt zwischen beiden Palästen die Doppelmauer Imgur-Bel und Nimitti-Bel gefunden werden müsse. Denn die Worte der East-India-House-Inschrift, daß Nebukadnezar in Babel keinen Platz für einen Erweiterungsbau seines Palastes gefunden und ebendeshalb vor Nimitti-Bel hinausgegangen sei und auf einem pitiq agurri seinen neuen Palast bergegleich errichtet habe, ließen über diese topographischen Verhältnisse kaum einen Augenblick im Zweifel. Und als es Andrae 1902 glückte, das Doppeltor der Istar an der Stelle Plan f wiederzufinden, war es, da ein Stadttor unter gewöhnlichen Verhältnissen auch eine Stadtmauer voraussetzt, mehr als natürlich, daß dieses Doppeltor nach links und rechts, hier also nach West und Ost, in einer Doppelmauer sich fortsetzte. In der Tat konnte Koldewey fast gleichzeitig mit der Entdeckung von Nimitti-Bel draußen im Osten am 30. Januar 1905 melden: „Am Kasr hat die Grabung die nördliche Grenze der Südburg überschritten. Nördlich von dieser Grenze zwischen Südburg und Hauptburg kommen zwei Festungsmauern aus Lehmziegeln heraus, die wir in östlicher und westlicher Richtung verfolgen." Beide mit Türmen ausgestattete Mauern wurden seitdem westwärts bis an das alte Euphratufer, ostwärts bis an das Istartor ausgegraben, und Koldewey beabsichtigt, demnächst die Ansätze dieser Lehmmauern beim Istartor möglichst nach Osten hin zu verfolgen.

Auf Grund der vorstehenden Darlegungen dürfte die hier gegebene Planskizze von Babylon ausreichend begründet sein.

Alt-Babylon oder die Altstadt Babels war eine verhältnismäßig kleine Stadt von vielleicht 2 Quadratkilometern Grundfläche. Aber vergessen wir nicht, daß die älteste Hauptstadt Assyriens, **Assur**, noch viel kleiner war, ihr Gesamtgebiet eine Fläche von kaum 3/4 Quadratkilometern bedeckte, also daß, wie Andrae anschaulich berechnet, ein Spaziergang in Berlin vom Bahnhof Friedrichstraße die Friedrichstraße entlang bis zur Leipzigerstraße, diese letztere entlang bis zum Spittelmarkt, von da zum Zeughaus, durch das Kastanienwäldchen zur Weidendammbrücke und von dieser zurück zum Bahnhof Friedrichstraße einem Spaziergang rings um Assur herum gleichkommen würde. Das alte Babylon war nur etwas größer; aber da seine Hauptbedeutung ausschließlich in dem Nationalheiligtum Esagila lag, während die Könige vielfach in andern Städten ihres Landes residierten, so nimmt uns dies auch nicht wunder. Erst als nach Ninives Untergang das assyrische Erbe Vorderasiens an Babylon fiel und der Kronprinz Nebukadnezar im Jahre 605 durch seinen entscheidenden Sieg bei Karkemisch über Pharao Necho dieses Erbe gegen Aegypten siegreich behauptete, der König Nebukadnezar aber Babylon zu seiner ausschließlichen Residenzstadt erhob, da fluteten Reichtümer und Menschen ohne Zahl nach Babylon, die Stadt wurde dem Könige wie dem Volke zu klein, und Nebukadnezar fügte eine „Neustadt" hinzu, wie Berossos berichtet und die Keilinschriften gleichfalls bezeugen. Das für antike Begriffe riesige Stadtgebiet von Neu-Babylon umfaßte zirka 7 Quadratkilometer, eine Ausdehnung, von der wir uns am besten einen Begriff machen, wenn wir sie nach dem Plan von Berlin in folgender Weise umschreiben: Belle-Alliance-Platz – Krankenhaus Betha-





Emaillierte Ziegelreliefs aus Babylon:
Löwe und Stier



Erhaltene Grundpfeiler vom Nordpalaste Nebukadnezars

nien—Schlesischer Bahnhof—Friedrichshain—Stettiner Bahnhof—Lehrter Bahnhof—Großer Stern—Nollendorfplatz—Belle-Alliance-Platz. So nach Rohrbachs Berechnung. Und wird diese Ausdehnung vielleicht auch etwas zu beschränken sein, so bleibt Babylon dennoch eine gewaltige Stadt, größer als Ninive, größer auch als Rom zur Kaiserzeit. Und mit dieser Erkenntnis sagen wir ein für allemal Valet der von Herodot und Jules Oppert im Verein verschuldeten phantastischen Ansicht, daß Babylon auch seine Schwesterstadt Borsippa und viele andre größere und kleinere Ortschaften in sich gefaßt, daß es 90 Kilometer Umfang gehabt habe, also so groß gewesen sei wie London und Paris zusammen oder fünfmal so groß wie Groß-Berlin, und daß diese Ueberriesenstadt von einer Mauer umgeben gewesen sei, so hoch wie der Turm der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche und so dick wie die Länge eines Hauses von zehn bis zwölf Fenstern Front, von einer Mauer, wie Herodot sagt, „mit hundert Toren ringsum“.

Das durch Grabungen und Inschriften wiedergewonnene Babylon bietet seiner Anlage nach eine genaue Parallele zu Ninive. Beide Stadtanlagen, die sich mit ihrer Westseite an den Strom anlehnen und nur nach Norden, Osten und Süden ummauert sind, bestätigen sich gegenseitig. Darum tilgen wir endlich jenes Phantasiebild Herodots und Opperts aus unserm Gedächtnis und prägen uns um so tiefer ein diesen, ebenfalls durch einen klassischen Zeugen, nämlich Curtius Rufus, beglaubigten Plan Alt- und Neu-Babylons!

Trotz dieser ungeheuern Beschränkung, dieser Reduzierung auf ein Vierzigstel des durch Jahrhunderte hindurch angenommenen Umfanges der babylonischen Metropole erscheint es doch auch so fast menschenunmöglich, Babylon vollständig auszugraben. Aber die Aufgabe läßt sich noch weiter bedeutend einschränken.

Die Neustadt dürfte für lange Zeit, ja vielleicht niemals für die Grabung in Betracht kommen, leider selbst der Ruinenhügel Babil nicht, Nebukadnezars großartiger dritter Palast, da dessen Ruine dem Ziegelraube behördlich konzessioniert ist. Das Stadtgebiet selbst aber, das wohl auch zur Zeit Nebukadnezars noch in weitem Umfange seinen ländlichen Charakter bewahrte und neben Häusern



Gewölbebau in der Nordostecke des Südpalastes (Ausschnitt)



Das Istartor bald nach Beginn der Grabung

bis zu ebendiesem Punkte bewegte. In Assur, dem rings von Wüste umschlossenen, waren unsre Forscher ganz neuerdings so glücklich, ebenfalls ziemlich weit draußen vor der Nordmauer der Stadt das assyrische bit akiti inmitten einstiger weitgedehnter Gartenanlagen wiederzufinden. Natürlich! Diese Hekatomben von Opfern nicht bloß an Kleinvieh, sondern auch an Rindern konnten nicht innerhalb der Stadt geschlachtet werden, sowenig wie diese Festversammlungen ganzer Völker im Innern der Hauptstadt gefeiert werden konnten.

Wie bisher, so wird auch in Zukunft Babylons Altstadt unsre Hauptgrabungsstätte bleiben.

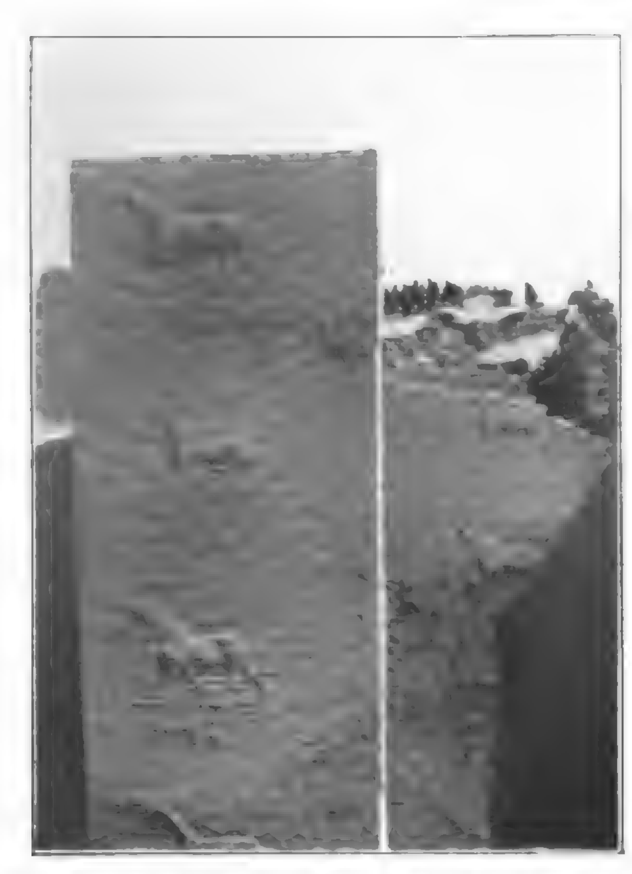
Professor Koldeweys Grabung galt bisher seit März 1899, also nun acht Jahre lang, dem Kasr, jenem von künstlichen Tälern und Schluchten zerrissenen Trümmerhügel, auf dessen Oberfläche das Berliner Schloß nebst Schloßplatz, Schloßfreiheit und Lustgarten, Dom und Altes Museum bequem Platz hätten. Was hat dieser Hügel der Wissenschaft wiedergebracht: zwei Paläste, ein Prachttor, einen Tempel und dazu einzigartige Kunstdenkmäler!

und Straßenzügen vielfach mit Rohrhütten (heutzutage Zresen, babylonisch chuzzêti) nebst diese umgebenden Höfen bedeckt war, dürfte nur geringe Ausbeute an Schriftdenkmälern und Privataltertümern liefern. Was von der Neustadt durch Grabung zu erschließen sein wird, bleibt allein die Mauer selbst mit ihren, wie Lucian sagt, schönen Türmen, die Mauer, die den Griechen als eines der Weltwunder erschien und deren Struktur mitsamt den Toren klarzustellen eine lohnende und unerläßliche Aufgabe unsrer Grabung bleibt. Zwei im British Museum bewahrte Bauurkunden Nebukadnezars, die allem Anschein nach aus der Ostmauer herstammen, bestätigen das Gesagte. Dazu kommt noch ein Desideratum, das aber vielleicht infolge der kultivierten Felder rings um Babylon her für immer ein frommer Wunsch bleibt, nämlich die Auffindung des Neujahrsfesthauses bit akiti, das gemäß Nebukadnezar an der kamât von Babylon, das heißt an der äußersten Begrenzungsmauer der Stadt, errichtet worden war. Dieses Haus, diesen Tempel, in dem am Neujahrsfest Riesenopfer dargebracht und riesige Festschmäuse abgehalten wurden, wieder aufzufinden, wäre deshalb von höchster Bedeutung, weil die Prozession der beiden Götter Marduk und Nebo sich auf der Prozessionsstraße



Ausgrabung des Istartors

Der Südpalast ist eine wahre Palaststadt, da er ja nicht nur dem Könige und dem königlichen Hause, sondern auch dem ganzen Heere hoher und höchster Beamten und einer ungezählten Schar höherer und niederer Bedienten und Sklaven zum Wohnort diente. Er zerfällt in einen westlichen und östlichen Teil, die durch einen von Nord nach Süd durchlaufenden Gang deutlich geschieden sind. Der westliche Palastteil, der ebenfalls zu einem großen Teil bereits ausgegraben ist, diente höchstwahrscheinlich Nabopolassar als Wohnung; der östliche Teil besteht aus verschiedenen labyrinthartigen Wohnungskomplexen mit drei mächtigen Höfen, alle durch Mauern voneinander getrennt, aber mit Torgebäuden, die von einem Hof in den andern führten. Kein Zweifel, daß die Palastbewohner von einem Komplex in den andern gelangen konnten, ohne die Höfe zu passieren — dem gewöhnlichen Sterblichen blieb das letztere nicht erspart. Die Hoftore lagen dem Anschein nach nicht in der gleichen Achse, wie ja die Babylonier auf solche Symmetrie erstaunlich wenig Gewicht legten. Das dritte Hoftor führte in den Thronsaal-



Mit Ziegelreliefs geschmückter Turm des Istartors

hof, dessen Südfassade (die Nordfassade des Thronsaals) von mindestens 12 bis 14 Metern Länge mit jenem farbenprächtigen Ornament geschmückt war, das Kapitelle, Blüten und Ranken in Dunkel- und Hellblau, Gelb, Weiß, Grün und Schwarz zeigt. Im Thronsaal selbst, der die mächtige Größe von 18×52 Metern aufweist, ist in der Südwand noch die Thronnische erkennbar. Der Palast ist gründlich zerstört, nur wenig von den Wänden der Gemächer selbst erhalten. Aber da die Gründungsmauern stets genau den Wänden der eigentlichen Zimmer, Korridore und so weiter entsprechen — selbst die Türen sind in den Fundamenten ausgespart —, so läßt sich nach den durchweg erhaltenen Gründungsmauern, die, einst mit Sand und Ziegelbruch ausgefüllt, den Fußboden der bewohnten Gemächer trugen (Kellerräume waren unbekannt), wenigstens der Grundriß des Süd- wie Nordpalastes genau rekonstruieren.

Der Nordpalast, Nebukadnezars zweiter Palast, unterschied sich von dem Südpalast ebenso wie von dem durch den Hügel Babil repräsentierten dritten Königspalast dadurch, daß er mit seinen Grundpfeilern nicht an das Grundwasser hinabreichte, sondern daß aus Ziegelbruchwerk eine 8 Meter über das antike Niveau ihrer Umgebung emporragende Terrasse aufgeführt war und die hohen Grundpfeiler des Palastes in diesen Unterbau hinein gegründet waren, so daß der Fußboden der eigentlichen Palasträume zirka 14 Meter hoch lag und die Palastgemächer, die wir uns stets auf nur ein Stockwerk verteilt zu denken haben, den Südpalast hoch überragten. Eine unsrer Abbildungen zeigt einige Kolossalpfeiler der Nordburg, die wenigen über dem Boden sichtbar gebliebenen Ueberreste der alten Stadt: sie ruhen in dem pitiq agurri und trugen einst die Räume des eigentlichen Prachtpalastes, der auf die Südburg herabblickte. Und da wir, wenn wir von Nebukadnezars Palastbauten hören, unwillkürlich an die „hängenden Gärten der Semiramis" denken, so mag im Bilde der die Nordostecke der Südburg bildende Gewölbebau gezeigt werden, der nach Koldeweys Vermutung jene vielbewunderte Gartenanlage trug. Da nach den Zeugnissen der klassischen Schriftsteller die „hängenden Gärten" eher in Verbindung mit Nebukadnezars zweitem Palast, das heißt also der Nordburg, zu denken sind und diese letztere erst noch gründlicher erforscht werden muß, so scheint bis auf weiteres einige Zurückhaltung in dieser Frage berechtigt.

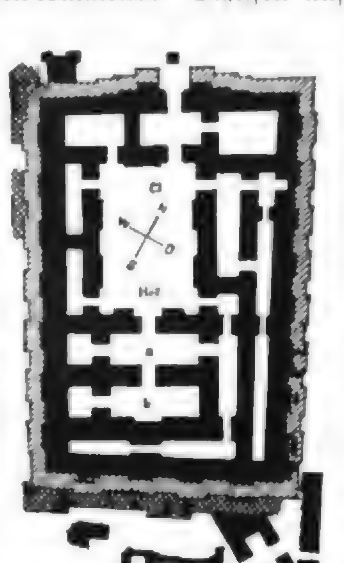
Auf ihrer Ostseite war die Nordburg von zwei kolossalen Mauern eingeschlossen, innerhalb deren sich, hoch aufgeschüttet und in der Mitte mit



Prozessionsstraße des Gottes Marduk

Kalksteinplatten, auf den breiten Trottoirs mit Platten aus roter Breccia gepflastert, ein bestimmter Abschnitt der Prozessionsstraße hinzog, rechts und links von einem Fries emaillierter Ziegelreliefs begleitet, die in Gelb und Weiß oder Grün und Gelb nach rechts oder nach links schreitende majestätische Löwen darstellten.

Das von mächtig vorspringenden Türmen flankierte Istartor, durch das die von Norden kommende löwengeschmückte Prozessionsstraße hindurchführte, war eben wegen dieser seiner hohen Bestimmung das weitaus prächtigste aller Stadttore Babylons. Unsre Grabung drang stufenweise bis zum Grundwasser vor, in das die Wände und Türme des gewaltigen Doppeltores mit seinen mannigfachen Gemächern gegründet waren und die allmählich eine so enorme Höhe erreicht hatten, weil Nebukadnezar infolge der fortwährenden Erhöhung aller seiner Bauten, insbesondere der immer höheren Aufschüttung der Prozessionsstraße, auch die Toreingänge und ebendamit die Gesamttoranlage immer höher zu führen genötigt war. Auch mit der Ausschmückung der Wand- und Turmfassaden tat sich der prachtliebende König nicht genug. Von den Stier- und Drachendarstellungen in einfachem Ziegelrelief ging der König zu solchen in Flachemaille über, bis es schließlich seinen Künstlern gelang, die Ziegelreliefs mit Schmelzfarben zu bedecken und wie bei der Prozessionsstraße, so auch in den höchsten Schichten des Istartores, in den emaillierten Ziegelreliefdarstellungen von Stieren und Drachen Kunstwerke zu schaffen, die späterhin die Künstler der Perserkönige nachahmten und die selbst heute noch kaum wieder erreichbar erscheinen.



Plan des Tempels Emach

Daß die Prozessionsstraße, ebenso kostbar gepflastert, wenn auch weniger breit, vom Istartor über die hoch aufgeschüttete Straße Aiburschâbû nach dem Tempel Esagila zurückführte, hat unsre Grabung gezeigt. Aber im übrigen bleibt der Weg, den die Prozession der Götter Marduk und Nebo einschlug, noch auf weite Strecken dunkel. Sie scheint auf kostbaren, von Edelgestein funkelnden Schiffen auf dem Euphrat begonnen und zunächst zum Kai des Arachtukanals geführt zu haben, welch letzteren im vorigen Jahr Koldewey nordwestlich von Nimitti-Bel, hart am alten Euphratufer, wiederentdeckte. Aber auf welchen Wegen sich dann die Prozession weiter zu dem großen Opfer- und Festmahlhause bît akîti bewegte, um schließlich an der Nordburg vorbei durch das Istartor zum Tempel Marduks zurückzuführen, bleibt einstweilen noch unaufgehellt. Die in Bälde beginnende Untersuchung des weiteren Verlaufs der Prachtstraße an der Nordostecke der Nordburg wird vielleicht in diesen bedeutsamen Punkten etwas klarer sehen lassen.

In besonderem Grade ist die Archäologie Koldewey zu Dank verpflichtet, daß es ihm gelungen ist, mehr als einen babylonischen Tempel bis in alle Einzelheiten vor unserm leiblichen und geistigen Auge wieder erstehen zu lassen.

Der Tempel Emach, das Heiligtum der Göttermutter, der Mutter der Geburt Nin-mach, südöstlich vom Istartor auf dem Kasr gelegen, ist zwar klein, läßt aber alle Charakteristika eines babylonischen Tempels besonders lehrreich hervortreten.

Vor dem Haupteingang auf der Nordseite stand ein Altar aus Lehmziegeln, verputzt mit Lehmmörtel und darüber teilweise noch erhaltenem Kalkputz. Der Altar ist umgeben von einem gepflasterten Raum, der auf der Nordseite durch einen Saum von aufrecht gestellten Ziegeln umgrenzt war. Eine große Umfassungsmauer aus Backsteinen, die aber beim Haupttore aussetzt, umschließt den ganzen Tempel, der aus ungebrannten Lehmziegeln mit Lehm als Mörtel erbaut ist. In äußerst einfacher Weise ist die Hauptpforte dadurch verziert, daß die Frontwand, rechts und links, zweimal zurückspringt und rechts und links vom Portal ein wenig vorspringender, durch Kannelierungen ornamentierter Turm angebracht ist. Auch hier ist



Altar vor der Nordfront des Tempels Emach



Panorama des Ninibtempels von Osten her

nichts symmetrisch: rechts vom Haupteingang ein Zimmer mit Zugang vom Hofe aus, links eines mit Zugang vom Vestibül des Tores. Die in mächtigen Angelsteinen sich bewegenden Türflügel sind wie immer auf der hinten gelegenen Seite des Tores angebracht, so daß sie, zum Beispiel bei Stadtmauern, nicht etwa durch Verbrennung zerstört werden konnten. Aus dem Vestibül führte eine zweite Tür in den Hof. Das Pflaster des Hofes, in dem ein tiefer viereckiger Brunnen mit teilweise noch erhaltener Brüstung sich findet, bestand aus Steinplatten auf Asphalt. Dem Haupteingang zum Hofe gegenüber befindet sich das Hauptportal des Tempels, ebenfalls durch zwei Rücksprünge der Wand und daran sich schließende Turmvorsprünge ausgezeichnet. Der Eingang führt zuerst in ein Vorzimmer mit rechts daranstoßendem andern Gemach, erst dann in die eigentliche Cella, kenntlich durch die sich stets gegenüber dem Tor der Cella befindliche flache Nische, in der einst das Postament für das Götterbild stand. Vom Hofe aus führten je zwei Türen durch die linke Hofwand in zwei Parallelreihen, durch die rechte Hofwand in eine Reihe langer Korridore, die wahrscheinlich den Priestern zum Aufenthalt dienten.

Als Koldewey und Andrae im Oktober 1901 eine Zeitlang innerhalb des Stadtgebietes in den sogenannten Jschân el-aswad südöstlich von Amran nach Schriftdenkmälern gruben, gewahrte Andrae an einigen freiliegenden Mauerresten eine Nische in der Wand eines Zimmers, rillengeschmückte Türme zu beiden Seiten eines Eingangs und einen

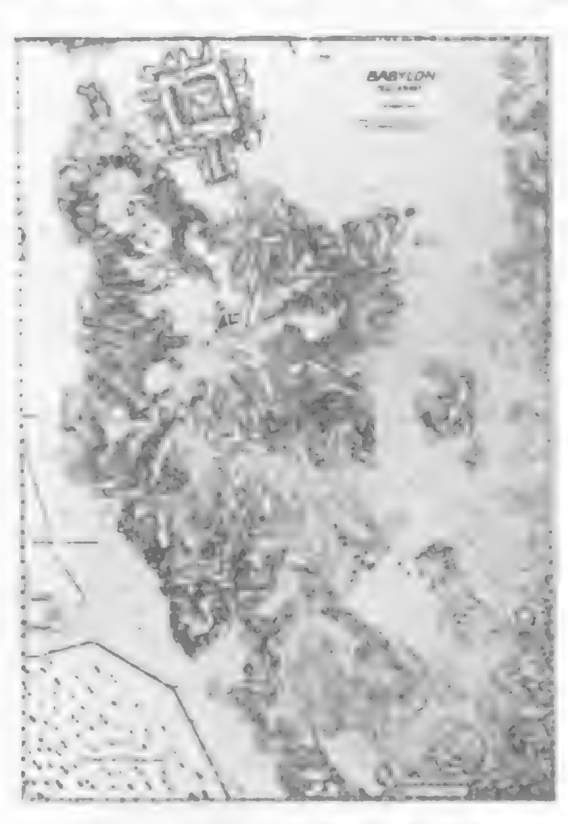


Ninibtempel: Osttor mit Altar



Tormänner aus babylonischen Tempeln

kleinen, sehr rohen, 1 Quadratmeter messenden Altar aus Lehmziegeln gerade vor einer Tür, also bauliche Eigentümlichkeiten, wie sie genau so am Tempel Emach beobachtet worden waren, und die Vermutung, daß hier die Anzeichen eines Tempels vorlägen, bewahrheitete sich rasch, indem die Grabung den Tempel des Gottes Ninib, des babylonisch-assyrischen Kriegsgottes, bloßlegte. Obwohl der Eingang von Osten her kleiner ist als die sehr breiten Eingänge im Norden und Süden, dürfte er doch, da sich vor ihm der Altar befindet, als der Haupteingang zu betrachten sein. Auch hier sind alle die Eingänge nicht in der Mitte der betreffenden Fronten angebracht, sondern der Nordeingang befindet sich nahe der Nordostecke, unser Osteingang ganz nahe der Südostecke. Sämtliche drei Eingänge sind in derselben schlichten Weise wie beim Emachtempel ornamentiert, und auch der Ninibtempel ist ganz aus ungebrannten Ziegeln mit einfachem weißen Kalkputz hergestellt. Etwa 20 Zentimeter unter der Schwelle der Eingänge fanden sich rechts und links zwei Kapseln, aus vier aufrecht stehenden Ziegeln gebildet, die mit einem Ziegel verschlossen waren; in ihnen wurde eines jener mit goldenem Zepter begabten Männchen gefunden, wie sie auch sonst in solchen Torkapseln zum Vorschein gekommen sind. Da die Inschrift, die ihnen einst auf den Rücken geschrieben war, leider recht unleserlich geworden ist, so läßt sich die Bedeutung dieser Tormännchen noch nicht endgültig ausmachen. Auf der Westseite des Tempelhofes führen drei Türen in je eine Göttercella, also drei Göttercellen nebeneinander, die mittelste davon erscheint als die wichtigste. Auch sie zeigen sämtlich die flache Wandnische für das Postament des Götterbildes, sie waren unter sich durch schmale Türen verbunden, und ein vierter Eingang in der Nordwestecke des Hofes führte durch eine Art Nebenhof vor eine wohlverschlossene Tür in der Südwestecke und durch diese in einen langen schmalen Gang, der sich auf der Rückseite der drei Cellen hinzog und schließlich in ein Zimmer führte, durch das hindurch man in die erste (südliche) Cella gelangte. Die Priester hatten also, ungesehen vom Hofe aus, Zutritt in jeden einzelnen der drei allerheiligsten Räume. In sämtlichen vier Türeingängen wurden etwa 15 bis 20 Zentimeter unter der Schwelle, in Sand gebettet, beschriebene Tonzylinder gefunden, ein dankenswerter Fingerzeig für alle, die in Babylonien graben. In einem nordwestlichen Zimmer aber lag unter der Türangelkapsel ein vollständiger Bauzylinder Nabopolassars mit 41 neubabylonischen Schriftzeilen, der für die Anfänge des Chaldäerreiches und die Persönlichkeit ihres Begründers bis dahin unbekannte, außerordentlich dankenswerte Einzelheiten darbietet. Die Urkunde reiht sich würdig den historischen Dokumenten an, die in den beiden Jahrzehnten vor dem Beginn der deutschen Grabungen von dem Engländer Hormuzd Rassam sowie den Eingeborenen in den Ruinenhügeln Babylons gefunden worden sind. Ich erinnere an die sogenannte Proklamation des Königs Cyrus, 1879 von Rassam im Kasr gefunden; an die Annalen des letzten babylonischen Königs Nabunaid, 1879 vom British Museum erworben; an die babylonische Königsliste, das chronologische Grundwerk für zwei Jahrtausende babylonischer Geschichte — alles Denkmäler, von denen jedes einzelne



Plan des Ruinenhügels Esagila

die ganzen zwanzig Kapitel aufwiegt, die Herodot über Babylon und die Babylonier geschrieben und welche die Welt bis zu Beginn der Grabungen so vielfach irregeführt haben. Im Vorbeigehen sei in dieser Hinsicht bemerkt, daß, wenn Herodot berichtet, Babylon sei voll gewesen von drei- und vierstöckigen Häusern, dies in der Tat den von manchen Gelehrten gehegten Zweifel aufkommen läßt, ob Herodot überhaupt in Babylon gewesen.

Für die Paläste Babylons ist so gut wie sicher erwiesen, daß sie nur ein Stockwerk besaßen. Die Privathäuser in Assur, von denen ganze Quartiere aufzudecken Andrae gelungen ist, zeigen nach den Grabungsberichten so beängstigend dünne Wände, daß die Annahme eines Obergeschosses ausgeschlossen ist. Die vielen Hunderte babylonischer Mietkontrakte, die wir aus der Zeit Nebukadnezars und der Perserkönige besitzen, enthalten nicht die mindeste Hindeutung auf eine Mehrzahl von Etagen. Und nun gar die Ueberreste der Privatquartiere in Babylon! Wie wäre es denkbar, daß das ganze Straßennetz drei- bis vierstöckiger Häuser so ganz und gar dem Erdboden gleichgeworden wäre, wie es jetzt die Ruinenstätte zeigt!

Da Imgur-Bel, wie Nebukadnezar ausdrücklich bemerkt, zum Schutze Esagilas „und der Tempel Babylons“ diente, so ist zu erwarten, daß die Lage noch weiterer Tempel, wie zum Beispiel des „an der Mauer“, „am Kanal der Neustadt“ gelegenen Tempels der Göttin Nin-Eana, sowie die Lage wenigstens eines der großen Handelshäuser gefunden werde, wie jenes der Firma Egibi & Söhne, deren Geschäftspapiere, in große Tonkrüge verpackt, 1874 von Arabern in ebenjener Stadtgegend ausgegraben wurden, in der Koldewey bei nur vier Suchgräben im Laufe weniger Wochen des Sommers 1901 mehr als 400 Tontafeln fand, unter ihnen einige von hervorragendem linguistischen und religionsgeschichtlichen Werte.

Was wir, was die wissenschaftliche Welt von unsern Arbeiten in Babylon besonders sehnlich erhoffen, sind weitere Urkunden zur Geschichte, Kultur und Religion des babylonischen Volkes, insonderheit Urkunden zur Geschichte Nebukadnezars, zu seinen Feldzügen gegen Tyrus, Jerusalem und Aegypten. Wir werden sie, wenn nicht schon im Schutt des Stadtgebietes, sicher finden im Tempel Esagila, dessen Ausgrabung dereinst unsre Arbeit in Babylon krönen soll — eine Riesenaufgabe für sich allein, wenn wir bedenken, daß „die Ruinen des Tempels 23 Meter tief unter dem Hügel gelegen sind, das sind sechs Etagen eines gewöhnlichen Hauses“. Wohl hat Xerxes den Tempel zerstört und ließ Alexander der Große sogar seine Schuttmassen wegschaffen, aber unter dem Neubau des Tempels, der bis nahe heran an die christliche Aera existierte, liegen die Grundrisse des alten Palastes „Himmels und der Erde“, der für alle einzelnen großen Gottheiten besondere Cellen oder Kapellen besaß und dessen weites Areal auch die Wohnungen der Priester und Priesterinnen am Marduktempel umfaßte, liegt vor allem begraben das uralte Tempelarchiv, das noch Berossos, der chaldäische Belspriester zur Zeit Alexanders des Großen, benutzte, um seine selbst in ihren spärlichen Ueberresten unschätzbare Geschichte der Chaldäer in drei Büchern zu schreiben. Die Ausgrabung und Ausbeutung Esagilas wird alle auf Babylon gewendeten Mühen und Kosten vielfach zurückerstatten.

Im Jahre 1884 schrieben Perrot und Chipiez in ihrer Geschichte des Altertums (Teil II, Paris 1884, Seite 470) wie prophezeiend die folgenden Worte: „Das wäre eine edle Unternehmung, die drei oder vier großen Ruinenhügel Babylons von Grund aus zu untersuchen und das ganze anstoßende Terrain sorgfältig zu erforschen. Diese Untersuchung würde langwierig und kostspielig sein, aber sie würde sicherlich der Regierung, welche die Kosten tragen würde, zur Ehre gereichen, und in noch höherem Maße dem Archäologen, der, ohne sich durch mehr als eine Täuschung abschrecken zu lassen, seine Untersuchung mit Methode zu führen verstünde.“

Ja, Ehre und Dank der hohen königlich preußischen Staatsregierung, die alljährlich die Fortführung dieses gewaltigen archäologischen Unternehmens in hochherziger Weise ermöglicht; Ehre und Dank unserm die Ausgrabung drüben leitenden Archäologen Professor Robert Koldewey, der, unterstützt von trefflichen und treuen Mitarbeitern: Nöldeke, Buddensieg, Reuther, sich aufopfert für eine der deutschen Wissenschaft würdige Erfüllung seiner Mission!

Aphorismen

Von

Peter Sirius

Das Lachen der Verzweiflung hat einen stillen Bruder: das Lächeln der Resignation.

•

Es sind meist Leute ohne Kritik, die alles kritisieren.

•

Ein Hauch des Mißtrauens kann Stämme des Vertrauens entwurzeln.

•

Menschenverachtung ist das Rettungsseil des Selbstverächters.

•

Nur innerliche Menschen üben Selbstentäußerung.

Zu dem Abgetragensten, womit noch Staat gemacht wird, gehören manche Orden.

•

Kommt dir einer immer in Handschuhen, so mißtraue seinen Händen!

•

Nur die Stelzen, auf denen mancher geht, lassen ihn stolz auf die andern herunterschauen.

•

Unterhalte dich mit einem Schwerhörigen, und deine Wiederholungen werden dich lehren, wieviel Nichtssagendes du plapperst!



Strafversetzt

Novelle

von

Auguste Supper

Strafversetzt haben sie mich. Weil ich ein kühnes Mundwerk habe. Man weiß ja, wie das ist.

Im hintersten Wald, wo Fuchs und Hase sich Gutenacht sagen, sitze ich jetzt in einem Forsthaus, in dem alles wackelig, windschief, heruntergekommen ist, bis auf mich, den Oberförster. Das ist immer noch besser, als wenn's umgekehrt wäre.

Ich kam in die Einöde. Und als ich die weiten Wälder sah, die so herrlich verwahrlost sind, daß ich nicht recht wußte, ob ein forstmännisches Donnerwetter oder ein menschliches Entzücken mehr am Platz wäre, da habe ich einen Juhschrei losgelassen wie der Hans, als er die Liesel sah. Stillgestanden bin ich und habe gelacht. Dann habe ich mich ins Heidelbeergestrüpp gelegt und habe erst recht gelacht.

Ein Geschichtchen ist mir eingefallen, das mein alter Vater oft erzählt hat. Er ist in Mainz aufgewachsen zu der Zeit, als Oesterreicher und Preußen in der Stadt lagen. Die Oesterreicher haben nicht für die Hellsten gegolten dazumal, und man hat ihnen allerlei nachgesagt. Wurde da ein Bursche von seinem Korporal auf den Fischmarkt geschickt, daß er einen Aal kaufe. Er besorgt das aufs beste und trägt das Wasserbiest in einem Netze heim, wie das der Brauch ist. Wie nun aber jene Oesterreicher waren: gutmütig, gemütlich und nicht übermäßig stolz auf die Ueberlegenheit ihres Menschentums — mein Bursche fängt den glitschigen Aal zu kitzeln an. Der windet sich blitzschnell in seinem Netz und beißt den Spaßvogel in den Finger.

Nun hättet ihr aber meinen Oesterreicher sehen sollen. „Biest," schreit er, „bist du en Preuß', daß d' kan Spaß verstehst?" Und dieweil er soeben über die Rheinbrücke schreitet, schleudert er den Missetäter mit zornigem Schwung in die Flut. „So, jetzt versauf! Luder, ungemütlichs."

Ich lag lachend im Heidelbeergestrüpp und kam mir vor wie der Aal. Und die hohe Behörde, die mich strafversetzt hatte, die kam mir vor wie der Oesterreicher. Mutatis mutandis selbstverständlich.

Das Dorf, zu dem ich nun gehöre, ist weitverstreut. Es sind eher einzelne Gehöfte mit breiten Dungstätten, krummen Zwetschgenbäumen und eingehegten Gärten um die Häuser. Diese selbst haben zum Teil noch Schindeldächer, was sich ganz famos ausnimmt, behördlicherseits aber scheel angesehen wird. Das ist ja oft so.

Grün oder blau oder blutrot gestrichene Türen, Fensterrahmen und Läden, ja ganze Hauswände grinsen scheußlich über die Höhe, deren zarte, verschwimmende Farbentöne der liebe Herrgott auftrug, während das kräftigere Farbenspiel an den Häusern von dem Michael Pfrommer, dem Gipser und Anstreicher, herrührt, der für mein Dorf etwa das ist, was Giorgione für Venedig war. Nur ist dieser jung gestorben und der Michele wird heuer achtundsiebzig und vermalt in der strengsten Zeit bis zu fünf Pfund Oelfarbe täglich.

Ich habe mir ihn gleich anfangs herauszitiert in mein Staatsgebäude. Auf der Wetterseite war an den Fenstern jeglicher Anstrich weg, das wollte ich auf meine Kosten etwas ausbessern lassen, der Kürze des Verfahrens halber.

Ich schlug ihm in aller Güte vor, die gefährdeten Fensterrahmen graubraun anzustreichen.

Er fuhr unter die weiße Schürze und holte die Brille aus der Hosentasche. Sie war jämmerlich verschmiert, und mir wollte scheinen, als könne sie kein klares Weltbild geben.

Dann trat er einen Schritt zurück und betrachtete die Hauswand.

„'s wurd g'macht, Herr Oberferschter, 's wurd g'macht."

Und nach zwei Tagen hatte ich grasgrüne Fensterrahmen, die hell über die Stachelbeerhecken meines Gartens leuchteten. Ich war im ersten Augenblick erschrocken, als ich aus dem Wald kam und die Bescherung sah. „Donnerwetter," entfuhr es mir, „soll das graubraun sein?"

Aber der Michele ließ sich nicht drausbringen. „'s ischt recht so, Herr Oberferschter, 's ischt recht so."

Da kam mir der helle Neid auf das dürftige Männlein, das rittlings auf einem Fensterkreuz saß und seiner Hände Werk seelenruhig und unbedingt für recht erklärte.

Ach — einmal hatte ich das getan und war strafversetzt worden.

„Ja, ja, Michele," sagte ich, „mir soll's ja recht sein; aber wenn der Forstrat kommt und der Baurat —"

„Wenn's dene net g'fällt, sollet se's wieder wegschlecke," entgegnete unerschütterlich das Männlein, und mir blieb nichts übrig, als ihm zuzustimmen, obgleich mir das Herz schwer war.

Von dem Tag an hatte und habe ich eine kleine Schwäche für den Michele.

Oft begegnet mir der Malermeister auf meinen Gängen im Wald. Er hat dann nicht Pinsel noch

Farbtopf bei sich, aber er faulenzt nicht, er sammelt Eindrücke.

Ich muß wissen, was Faulenzen ist! Da schlendert man anders daher als dieser Michele, wenn er mir begegnet. Da schnüffelt man nicht so neugierig in des lieben Gottes lichte Welt hinein und hat glänzende Augen wie die Kinder am Christtag.

Wie manches liebe Mal sind wir zwei stundenlang im Schwarzen Grund gesessen! Der Schwarze Grund ist merkwürdigerweise eine hochgelegene Blöße, auf der im zeitigen Frühjahr die Schnepfen streichen.

Vielleicht sollte ich es nicht so öffentlich sagen, daß ich stundenlang herumsitze. Von Gottes und Rechts wegen müßte mir auf meinem verfluchten Strafplatz die Arbeit über dem Kopf zusammenschlagen. Sie tut das auch. Aber was kümmert's mich! Wo einmal die Bauern über den Wald gekommen sind, da bringt kein Königlicher Oberförster die Geschichte mehr ins Lot.

Ich verlasse mich jetzt völlig auf den lieben Gott. Er hat die Bauern gemacht, er läßt den Wald wachsen, er hält die Mauern meines Hauses zusammen und er sorgt, daß bei den Holzauktionen die Preise recht werden. Ach, wenn doch auch alle nichtstrafversetzten Menschen wüßten, wie gut man es auf dieser Welt haben kann, wenn man den lieben Gott walten läßt.

Im Schwarzen Grund klopft der Specht. Ich kenne ihn gut, den Gesellen. Stundenlang habe ich ihm schon zugesehen. Ein Schwarzspecht ist's, Picus martius.

Um das aufgeklafterte Holz, das nackt und splitterig auf der moorigen Erde sitzt — es ist nicht viel wert, das ganze Los dort oben —, um das Holz reifen die Erdbeeren. Einmal habe ich meinen Hut davon vollgezupft und habe sie dem Hirschwirtstöchterlein, der Lies, gebracht. Es war ein warmer Abend. Das Rot verglühte am Himmel, und in der Laube im Hirschgarten saß die Lies, hatte beide Ellbogen aufgestützt und starrte weiß nicht wohin. Einer von ihren Zöpfen hing ihr über die Schulter und ihre Arme leuchteten weiß. Aber das habe ich ja gar nicht sagen wollen.

Schöne rote Kreuze sind auf die hohen Holzstöße gemalt.

Der Michele sagt zwar, diese Kreuze seien hundemiserabel gemacht. Im Schlaf könne er's besser. Aber man darf keinen Künstler über den andern hören.

„Michele," sage ich, „laßt die Malerei, die lausige! Wir wollen jetzt vom Schorchagnesle reden."

„Sie hänt recht, Herr Oberferschter. Des muß scho e rechter Esel sei, wo an sei G'schäft denkt, wenn er net mueß."

Der Mann, der das gesagt hat, ist kein Studierter. Nicht durch dick und dünn, durch die Höhen und Tiefen des Wissens und Erkennens hat er sich durchgewurstelt, und er ist doch zu dieser goldenen Wahrheit gekommen. Alles, was Menschen glücklich und selig macht, steht den Unmündigen offen, daß sie nur zuzulangen brauchen, wo die Klugen und Weisen hart ringen müssen. Dann reden wir vom Schorchagnesle.

Seitwärts klopft der Specht, hinter uns girren die wilden Tauben. Ich liege im Sauerklee und esse ganze Hände voll davon. Mir tut's nichts. Mein Inwendiges ist tadellos. Nur das Mundwerk —

Der Michele legt sich nie platt hin. Er findet das unfair.

„'s sieht so faul aus. Oder wie wenn mer en Rausch hätt'."

Möglich, daß er recht hat.

Möglich, daß ich auch einen Rausch habe. Wenn der Wind am Waldsaum durch die Tannen geht — nein, Föhren sind's, miserables Zeug — und wenn der Holzstoß mit den roten Kreuzen nach Harz riecht, nach dem frischen Blut, das aus des Waldes Wunden träufelt, wenn die Erdbeeren leuchten wie der Lies ihr lieber Mund, wenn der rote Fingerhut nickt und die Tauben girren, dann ist's, als hätt' ich starken Wein getrunken.

Der Schorch, das ist ein Waldteil, nicht weit von da. Und das Agnesle, das war ein Mädchen mit weißen Armen wie die Lies.

Eines Bauern Tochter war sie. Und ein Herr war da, ein Edelmann, der die Jagd hatte am Schorch. Waldstreu holte das Mädchen. Und der Edelmann stand auf den Hirsch an. Dazumal gab's noch Hirsche am Schorch.

Und — Teufel auch — er brachte eine Hindin zur Strecke. Ich sag's ja immer: das Streuholen ist ein Forstfrevel erster Klasse.

Und das Schorchagnesle bekam ein Kind. Der Edelmann sah drein, als wüßte er von nichts.

Am Schorch hat das Mädchen die weißen Arme aufgehoben und hat weinend gefleht: „O Herr, du mein Heiland."

Aber der Edelmann hat gesagt: „Kreuzdonnerwetter, ich bin dein Heiland nicht! Wer hat denn dich heißen Streu holen?"

Da ist das Mädchen hingekniet ins Gras, das naß war vom Abendtau, und sie hat gestammelt: „Was soll denn werden aus mir, Herr?"

Da hat der Edelmann einen greulichen Fluch getan und hat ihr gesagt, was aus ihr werden solle, nein, was schon aus ihr geworden sei. —

Wenn der Michele das Wort sagt, dann fahre ich aus meinem Sauerklee auf und möchte dem Männlein an die Kehle. Aber dann fällt mir ein, daß der Malersmann ja nur zitiert, und daß es ein Edelmann war, der das Wort gesagt hat drüben am Schorch, wo das Agnesle im zerwühlten Gras kniete.

Und es fällt mir auch ein, daß die ganze Historie bald dreihundert Jahre alt ist, und daß so etwas heutzutage gar nicht mehr vorkommt, weil — weil — ich glaube, weil das Streuholen verboten ist und weil die Edelleute Automobil fahren, oder aus andern Gründen. Da lege ich mich wieder behaglich zurück und höre weiter. Also der Edelmann sagte dem Agnesle, was sie sei. Sie ist ganz weiß geworden im Gesicht. „Käsweiß," versichert der Michele. Dann hat sie ein Paar Augen gemacht — ein Paar Augen.

Aufgestanden ist sie vom Boden, mühselig und beladen.

Aber unter aller Mühsal und Last hat ein Fünkchen angefangen zu glimmen.

Wenn der Michele das erzählt, dann reibe ich mir jedesmal die Hände. Es ist gar nicht zu sagen,

wie mich das Fünkchen freut. Ich bin so. Vom ganzen Christentum hat mich das famose Zornwort von dem verdammten Otterngezüchte immer am meisten begeistert.

Ich richte mich halb auf. „Michele," frage ich, „hat denn das Mädchen nicht ihren Rechenstiel genommen und hat dem erbärmlichen Lumpen eins über den Kopf gegeben und hat gesagt: ‚Tropf, elender! An der ganzen Lumperei ist mir nur das arg, daß mein Kind wird dein Kind sein. Eines Lumpen Kind!'"

„Noi," sagt dann der Michele, „noi wäger. So ka e Oberferschter schwätze, aber kei Mädle, wo letz dra ischt. 's Agnesle ist hoim, und weil se kei Mueter meh g'hät hot, hot sie ihr Elend ihrem Bruder verzählt. Ihren Vater hot se gottssträflich g'fürchtet. Und ihr Bruder, der hot no d' Zäh' aufenander bisse. Und am e schöne Obed hot mer den Edelma tot am Schorch g'funde."

„So," sage ich.

„Jo," sagt der Michele, und wir sehen uns in die Augen, als ob wir Gott weiß was für ein Geheimnis miteinander hätten.

Das ist die Geschichte vom Schorchagnesle. Es gehört noch etwas dazu; aber das glaubt ja draußen kein Mensch. Nur wir im Wald, wo Fuchs und Hase einander Gutenacht sagen, wir glauben es. Und warum glauben wir's? Einfach, weil wir's am eignen Leib erlebt haben, daß das Schorchagnesle einen am späten Abend oder am hellichten heißen Mittag erschreckt mit ihrem leisen Weinen, das abseits vom Weg ertönt. Oft sieht man sie auch. Dann hat sie ein kleines Kind an der Hand und winkt und nickt und führt jeden, der ihr folgt, stundenlang in der Irre. Mich hat sie auch schon drangekriegt. Ich habe ihr nicht folgen wollen; aber sie sah aus wie Hirschwirts Lies, und ich hab' nichts Böses gedacht.

Die Stunden damals vergess' ich nicht. Von neun Uhr früh bis vier Uhr nachmittags bin ich in meinem eignen Revier herumgestolpert wie ein Blinder. Ich bin doch sonst nicht so, daß ich mich nicht auskenne.

Schwül war's in der grünen Wirrnis. Rings um mich knisterte etwas, krachte etwas. Einmal da, einmal dort. So, wie wenn jemand sachte durchs Gehölz dringt. Und die Preiselbeeren standen in einer Lichtung dicht und rot. Fingerhüte ragten dazwischen. Die nickten, wie wenn eine unsichtbare Hand die Giftstengel schüttelte. Ich brach einen ab und sah den leuchtenden Glocken in die tiefen Kelche. Beim Blitz, man sollte das nicht tun. Es liegt da etwas drin. Etwas, was einem heiß macht. Ich warf den Stengel weg und lief und lief. Und nach zwei Stunden stand ich auf einmal wieder am gleichen Fleck. Welk, fast dürr lagen die roten Glocken da, wo ich sie hingeworfen hatte. Ein Pfauenauge saß darauf und klappte langsam die schillernden Flügel auf und zu, als härme es sich um die Blumen. Und ich schämte mich vor dem Schmetterling.

Die Sonne stand im Mittag. Heiß und bitterlich schmeckten die Preiselbeeren. Zwei Blindschleichen bäumten dicht vor meinen Füßen die glänzenden stählernen Leiber. Ich weiß nicht, war's in Liebe oder in Haß. Ich zückte schon den Stock, die zwei zu trennen. Da fiel mir ein, daß Liebe und Haß ihre Sache allein ausfechten müssen, wenn es klare Verhältnisse geben soll.

Eine lange, schmale Schneise ging ich entlang. Dürres, verbranntes Hirschgras deckte die rissige Erde, aus der die Hitze zurückschlug. Ich meinte mich auszukennen. Da hörte die Schneise auf und eine schlechtgehaltene Schonung lag vor mir, die mir fremd vorkam in ihrer Verwahrlosung. Heute weiß ich, daß sie zu meinem Revier gehört. Ich hätte es auch damals wissen können.

Eine Auerhenne ging vor mir auf. Ich nahm den Stock an die Backe. Man hat so seine instinktiven Bewegungen. Aber auch, wenn ich Flinte oder Büchse gehabt hätte, sie wäre, weiß Gott, nicht losgegangen.

Wenn dieses scheue, schwerfällige, große Gevögel aus dem mittagsstillen, heißen Gehölz bricht, dann ist's, als sei ein Märchen auf Atemslänge wirklich geworden.

Ich werde mich hüten, loszuknallen, wo es auf allen Seiten spukt.

Nachgeguckt habe ich dem Vogel, und das Herz hat mir geklopft.

Kurz und gut: Nachmittags um vier Uhr bin ich drei Stunden abseits von meinem Ziel aus dem Wald gekommen. Wie? Das weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß ich es keinem Menschen gesagt habe bis auf den heutigen Tag. Zu was hätte ich's erzählen sollen? Es hätte dann doch bloß geheißen: den haben sie nicht umsonst strafversetzt.

Als ich nach jenem heißen Tag am kühlen Abend heimkam, hat mich der Durst noch in den „Hirsch" getrieben. Die Lies saß in der Laube, und am Himmel verglühte das letzte Rot.

„Lies," habe ich gefragt, „sind Sie im Wald gewesen, heute schon?"

„Warum?"

„Haben Sie mir zugewunken?"

„Warum?"

In mir fing's an zu gären. „Warum? Warum? Weiß ich's denn warum?"

Und ich zog an ihren langen Zöpfen, und das Rot des Himmels floß um die Lies und wir alle zwei wußten nicht warum, warum.

Ich fragte nicht mehr. Und von selber sagte sie nichts. Sie hielt ganz still.

•

Durch den Michele habe ich des Schulmeisters nähere Bekanntschaft gemacht. Der Mann ist Bienenzüchter, und er ließ seine uralten Holzkästen durch den Maler neu anstreichen.

Sehr schön blau und rot hat es der Michele gemacht.

Der Lehrer hatte seltsamerweise etwas daran auszusetzen. Ich weiß selbst nicht was. Die Bienen würden kopfscheu, oder so etwas, behauptete er.

Da führte der schlaue Michele mich ins Feld. Mich solle der Lehrer fragen, ob er, der Michele, nicht sein Fach verstehe aus dem FF.

Eigentlich konnte ich ja nur bezeugen, daß der Michele mir Fensterrahmen angestrichen habe, die kein Baurat und kein Forstrat mehr abschlecke. Aber meine Freundschaft und Wertschätzung für den Malersmann bewog mich, dieser schlichten Tatsache noch einige kühne Wendungen anzufügen.



Hochzeitszug

Nach einer Zeichnung von August Wilckens



Man sieht, wieviel im allgemeinen auf Referenzen zu geben ist.

Des Schulmeisters Garten ist ein steiniges Gehänge aus grauen Mäuerlein, über das üppig, wirr und verfilzt Arabis und Hauswurz klettert.

Dazwischen wächst hier eine Zwiebel, dort ein Rettig, da ein Salatstock.

Ein Garten, in dem viel mehr für die Bienen als für die Menschen gesorgt ist. Der Schulmeister braucht auch nicht viel Grünzeug. Er hat nur eine einzige Tochter zu Haus. Sieben Kinder sind in der Welt verstreut. Die Frau hat ihr eignes Gärtchen, auf dem ihr die Vergißmeinnicht schon zehn Jahre lang über den Kopf wachsen.

Auf der obersten Mauer, hart neben dem Bienenstand, ist eine Bank gezimmert. Dort sitze ich manchmal neben dem Schulmeister. Hager und steif ist der Alte, ein stiller, bedächtiger Mann, wie's gut ist für einen Bienenzüchter und einen Schulmeister. Hastige und fahrige Menschen kann man weder fürs eine noch fürs andre Metier brauchen. Bienen stechen, wo sie ein unruhiges Wesen sehen, und Buben und Mägdlein werden frech oder kopfscheu.

Ueberhaupt die Bienen und die Menschen! Tausend Vergleiche weiß der Schulmeister. Mir ist's ganz erstaunlich. Wenn man da so relativ jung als Oberförster sein Dasein fristet, hat man keine Ahnung, was ein alter Schulmeister alles weiß und beobachtet. Wo er's nur her hat? Sapperlot! Volksschulbildung basta. Unsereins: Gymnasium — Maturitas — Hochschule. Und einen netten Batzen Geld hab' ich meinen Vater gekostet. Und jetzt sitze ich auf dem Bänkchen neben dem Schulmeister wie ein Waisenbub. Wenn ich nur meine Studienkosten wiederhätte! Von dem Alten ließe ich mir sagen, wie man es macht, daß man lernt, was er gelernt hat. Um das herausgezahlte Schulgeld kaufte ich dann dem Fiskus das Forsthaus ab. Und der Michele müßte mir's neu anstreichen. Auf jeder Seite anders. Ein Bienenstand müßte mir her und ein Gärtchen mit wuchernden Arabis. Und eine Laube würde ich zimmern, in die der letzte rote Schein des Abends fallen würde, und die Lies müßte drin sitzen, die weißen Arme aufgestützt, die Zöpfe über den Schultern.

Aber der Kuckuck! Das Geld ist verstudiert Kein Mensch zahlt mir's heraus.

Den Jakob Böhme und den Michael Hahn liest der Alte. Ich muß sagen, mein Fall ist das nicht.

Aber wenn der Wind mit eines Schulmeisters weißen Haaren spielt und die Bienen zu den Fluglöchern schwirren, die Pluderhöslein dickgeschwellt vom Segen Gottes, wenn die Sonnenblumen kerzengerade stehen und ihre zackigen Scheiben unverwandt und unbeirrbar dem Himmelslicht zukehren, dann kann man doch so halb und halb Bücherschreiber verstehen, die ihrer Lebtag taten wie die Sonnenblumen und wie die Bienen.

Auf des Schulmeisters Gartenbank wird mir überhaupt manches deutlich. Der Alte hat so gute Bilder für alles. Das Himmelreich ist gleich —! Juchheisa! Ich danke jedem, der Himmelreich und Erdenreich ein Schrittlein näher zueinander bringt. Wir sind ja doch alle Amphibien.

Durch den Schulmeister habe ich den Pfarrer kennen gelernt. Als ich ihm seinerzeit meinen Besuch machte, war er im Wald. Und als er zu mir ins Forsthaus kam, war ich im „Hirsch". Mir war's kein sonderlicher Jammer. Ich habe geistliche Herren in Masse in der Familie. Und was man so sehr in der Nähe hat, verliert gar zu leicht an Reiz.

Aber der hiesige ist scheint's der übelste nicht.

Predigen tut er schlecht. So viel ist mir klar. Jede Predigt hat drei Abschnitte, ob sie will oder nicht. Vielleicht muß das so sein als Symbolum der Dreieinigkeit. Ich versteh' das nicht. Von den drei Abschnitten ist mir der letzte immer der liebste. Das darf nicht falsch aufgefaßt werden. Tatsächlich ist dieser letzte Abschnitt immer der saftigste. Der Pfarrer weiß, daß jedesmal, wenn er sagt: „Und zum dritten und letzten, meine liebe Gemeinde," daß dann die Köpfe sich aufrichten. Darum legt er in diesen Teil seiner Rede die beste Kraft. Ich würde es genau so machen, wenn ich Pfarrer wäre. Für aufgereckte Köpfe ein kräftig Wörtlein. Für hindußelnde Geister ein lauwarmes Predigtlein. Jedem das Seine, sagt der Lateiner.

Also die Predigt ist nicht hervorragend. Aber für mich und die Bauern genügt's. Und dann: was will das bißchen Predigt am Sonntagmorgen besagen! Für die Woche muß der Mensch etwas haben, die Wochen sind so lang! Ein guter Wochentagspfarrer wiegt zehn Sonntagspfarrer auf. Unser Pfarrer ist ein Wochentagspfarrer. Mehr sag' ich nicht. Mein Mundwerk ist ohnedies in Verruf. Und von allen Menschen, denen man etwa am Zeug flicken wollte, können die Pfarrer am ungemütlichsten werden. Das weiß ich von meinem seligen Großvater her, der zwei zornentbrannte Bände geschrieben hat, weil ihm einmal im heimischen Lokalblättchen eines ans Bein versetzt wurde. Jene Zeit vergess' ich nicht. Ich war dazumal bei dem alten Herrn in den großen Ferien. Ich habe immer einen Bogen um ihn herum gemacht.

Was in den zwei Bänden stand, weiß ich nicht mehr. Der Titel hieß: „Meine Rechtfertigung." Die betreffende Nummer vom Lokalblättchen aber habe ich aufgehoben und lese sie bisweilen. Das ist mein Ahnenkult. Der hiesige Pfarrer ist in meinem Alter. So zwischen fünfundzwanzig und fünfzig. Ich muß mich vorsichtig ausdrücken. Hier wird alles herumgesprochen, und die Lies mit ihren achtzehn Jahren könnte zu hören bekommen, was zu wissen ihr nicht absolut not tut.

Bei dem ersten Zusammentreffen mit dem geistlichen Herrn haben wir gegenseitig ganz vorsichtig und behutsam die Fühlhörner ausgestreckt. Das muß man bei Pfarrern immer tun. Und auch bei Förstern schadet's nichts.

Dann aber haben wir sie mit einem Schlag lachend zurückgezogen. Seitdem stecken wir oft beisammen. Der Schwarzrock geht für sein Leben gern in den Wald. Und ich muß ihm dann sagen, was er nicht weiß. Viel ist's nicht. Ich glaube, bei vertauschten Rollen wäre mehr zu reden. Ich wollte nur, ich könnte ehrlicherweise von mir behaupten, dem Pfarrer seine Kirche sei mir so lieb wie ihm mein Wald. Aber solche Flattusen verlangt der Mann gar nicht. Bescheidener als ihn gibt's keinen Menschen. Neulich, als der Wind

über uns seltsam heulend durch die Wipfel ging, verstummte er mitten in einem guten Gespräch.

Ich schaute ihn an.

„Ach," sagte er fast verlegen, „mir ist's, wenn der Wind so geht, als habe ich zu schweigen, dieweil mein Herr redet."

Das Wort fällt mir jetzt immer ein, wenn ich bei Windesbrausen durch den Wald gehe. Und der Wind braust oft hier oben. Früher habe ich weiter gar nichts dabei gedacht. Ob der Pfarrer diese Wirkung beabsichtigt hat? Ob er mich dergestalt fürs Geistliche hat fangen wollen? Ich glaube nicht. Es ist bei ihm wie bei meines Forstwarts Jakoble. Den habe ich kürzlich mit einer großen Forelle in der Hand am Bach in den hinteren Wiesen angetroffen.

„Jakoble," habe ich ihn angedonnert, „wart, dir werd' ich Forellen fangen!"

Er heulte los. „I han se jo gar net fange wölle, Herr Oberferschter. Sie ischt jo grad uf mi zug'schwomme."

Der Malermichele ist auch beim Pfarrer besonders gut angeschrieben. In die Kirche geht er ja nicht viel. Höchstens bei ganz schlechtem Wetter. Sonst strolcht er weit lieber in Wald und Feld umeinander. Der Pfarrer nimmt ihm das nicht übel. „Im Vertrauen," hat er zu mir gesagt, „wenn ich nicht der Pfarrer wäre, ich würd's nicht viel anders machen."

Der geistliche Herr behauptet, das Malermännlein besorge das mit Oelfarbe, was ein rechter Pfarrer mit jedem Wort besorgen sollte: das Trübselige freundlich, das Schmutzige rein, das Befleckte wieder frisch machen und über das Farblose Glanz von oben ausgießen. Solche Einfälle hat mein Pfarrer. Sein Vergleich stimmt. Nur sieht man beim Michele besser, was er schafft.

Beweibt ist er auch, mein Pfarrer, natürlich. Ich glaube, das muß sein. Sonst gilt's als ein Verrat am Bekenntnis. Merkwürdigerweise hat er keine Kinder. Es ist der erste derartige Fall, den ich weiß.

Aus der Frau werde ich nicht recht klug. Mir ist die Mutter gestorben, als ich zwei Jahre alt war. Und wer seine Mutter nicht gekannt hat, der kriegt seiner Lebtag nicht den rechten und sicheren Standpunkt zu den Frauen. Aber die Pfarrerin kommt nicht mir allein nicht ganz geheuer vor.

Die Ricke, meine alte Magd, sagt, die Frau sei nicht in ihrem „rechten Klima". Was sie eigentlich damit meint, weiß ich nicht. Aber es wird schon stimmen. Kein Mensch glaubt, welche Rolle das „rechte Klima" im Leben spielt.

•

Man spürt so nach und nach, daß der Herbst kommt.

Die paar Felder sind leer, die Kartoffeläcker dürr, die Gärten bei den Häusern von Unkraut und altmodischen Blumen ganz überwuchert.

Spanische Wicken und Kapuziner und blaue Winden und Malven, welche die Stengel liederlich hängen lassen, stehen und warten auf den ersten Reif, der ihnen über die Köpfe fahren wird.

Alle Morgen sehe ich in meinem eignen famosen Garten nach, ob's noch nicht so weit ist. Aber diese Blüten der Höhe sind rauher als die der Niederung. Die Winden knäueln sich zusammen vor dem kalten schweren Nachttau. Und wenn die Sonne kommt, dann tun sie die Kelche auf und leuchten vom Zaun, als sei nichts gewesen.

Meine Feuerbohnen blühen drauflos, als gäb's kein Sterben, als müßte für all dies Blühen auch noch ein Reifen kommen. Der Pfarrer sagt, so müsse das immer gemacht werden, auch von unsereinem. Ich sehe nicht ein wozu. Die Feuerbohne hat keinen Verstand, ich habe einen.

Das sei gerade der Fehler, sagte der Pfarrer. Ich mußte durch die Zähne pfeifen. Das könnte den Herren passen, daß man seinen Verstand auf der Seite ließe und einfach täte wie die Blumen in der späten Sonne.

Ich hab' ihm das gesagt, meinem Pfäfflein.

Er lachte laut. „Uns Pfarrern, meinen Sie, könnte das passen? Ja, mein lieber Freund, was hätten denn wir davon? Aber die Menschen hätten's so gut dann. Und wir haben doch nichts andres auf der Gotteswelt zu tun, als dem geplagten Menschenvolk zu zeigen, wie man es gut haben könnte auf Erden."

„Pfarrerlein, Pfarrerlein," warf ich hin, „sonst tut Ihr nichts, wirklich nichts?"

Er schaute mich an, und seine runden Augen hinter der Brille kamen mir ehrlich vor. „Wir haben kein andres Amt. Aber wir sind Menschen wie alle. Und wo ist ein Mensch, der immer nur tut, was seines Amtes ist?"

Da fiel mir mein vorlautes Mundwerk ein und meine Strafversetzung, und ich ging und schaute nach der unteren Baumschule beim Schwarzen Grund, die in einem gottserbärmlichen Zustand ist.

Der Michele hat nichts mehr anzustreichen in dieser Jahreszeit. Es trocknet nicht mehr.

Bisweilen lasse ich ihn in meinem Hof Reisig aufmachen. Nach meinen Begriffen macht er es tadellos. Ricke sagt, es sei nicht zum Mitansehen. Bis der Tagdieb einen Bund gemacht habe, mache sie zehn. Aber Ricke wurstelt alles zusammen. Michele kommt mir ihr gegenüber vor, wie ein Kunstgewerbler gegenüber einem Handwerker der ältesten Schule.

Wenn nun die Tage kommen, da die kalten, windgejagten Regen über die Höhe streichen, dann denken meine Gönner im Kollegium: „Der da hinten in der Wildnis wird schon zahm werden. In dem Revier hat sich noch jeder die Hörner abgelaufen."

Wenn die wüßten, was ich weiß! „Es liegt wo ein Häuschen" und so weiter. Ich singe es oft, das Lied, im Nebenzimmer des „Hirsch", wo ein Spinettlein steht. Es ist gar nicht so uralt, dieses Spinettlein, und die Finger, die darauf spielen, sind blutjung. Und der rote Mund, der mit mir singt, der ist just achtzehnjährig.

Sie hat ein Leiblied, die Lies. Nicht sagen will sie mir, was das für ein Leiblied ist. Als ob ich das nicht wüßte! Ich hab' sie's ja einmal singen hören, als sie in der Laube saß und Bohnen schnitzelte.

„Ich schieß' den Hirsch im wilden Forst," hat sie gesungen. „Und dennoch hab' ich harter Mann

die Liebe auch gefühlt." Einen Taler wollt' ich spendieren, wenn ich wüßte, ob sie mit dem harten Mann mich meint. Ich schieße zwar wenig, Hirsch und Adler gleich gar nicht. Aber sonst könnte doch manches stimmen. Zum Beispiel:

„Ein Tannreis schmückt statt Blumenzier
Den schweißbefleckten Hut,
Und dennoch schlug die Liebe mir
Ins wilde Jägerblut."

Wenn ich nur wüßte!

Im Forsthaus regnet's durch die Dachsparren. Michele und ich haben kürzlich die größten Löcher mit Werg verstopft. Wenn der Mensch den redlichen Willen hat, aufs Trockene zu kommen, dann gelingt's ihm auch ohne staatliche Fürsorge.

Halbdunkel war's unterm Dach, und der Regen rauschte und gluckste. Der Michele rauchte mit meiner Erlaubnis Pfeife, und Walle, mein Dachshund, schnüffelte in den Ecken. Verlassene Wespennester klebten wie graue Kugeln am Gebälk, und Gerümpel aller Art war unters Dach geschoben.

„Sehet Se," sagte der Michele und deutete mit dem Mundstück der Pfeife auf den Wirrwarr, „sehet Se, Herr Oberferschter, wenn's so aussieht uf der Bühne, no mueß e Frau ins Haus. E Stub ka au e Magd sauber mache; aber d' Bühne, die hält bloß d' Frau im Stand."

Ich habe nichts erwidert. Kein Wörtchen. Die „Bühne" sieht tatsächlich heillos aus.

Wir stopften und stopften, und wurden von unsrer Arbeit schwarz wie die Kohlenbrenner.

„Herr Oberferschter," versicherte der Michele, „wenn uf ere Bühne so e Dreck ischt, no ischt's Zeit, daß einer heiratet."

Wieder blieb ich stumm.

Der Walle zog einen Schlappschuh, der irgendeinem längst entschlafenen Amtsbruder gehört haben mag, mit klapperndem Geräusch aus dem Gebälke und quer über den halbdunkeln Raum.

„Herr Oberferschter," begann zum drittenmal der Alte, „wenn d' Hund d' Schlappschuh umenander ziehet, no isch's Zeit, daß e Frau noch der Sach guckt."

Ich habe zum drittenmal nichts gesagt; aber im Innersten ist mir das dreifache Wort des Alten vorgekommen wie eine Mahnung, wie eine Stimme von oben.

„Michele," fragte ich, aber erst nach so langer Zeit, daß er keinen Zusammenhang ahnen konnte, „wie alt schätzet Ihr mich?"

Rasch drehte er sich um und musterte mich durch die Brille. „No net z' alt, Herr Oberferscher, beileib net. I tät sage dreißig; aber so jung gibt's keine Oberferschter. I tät sage fünfevierzig, aber wenn e Oberferschter so alt ischt, no lauft er nemme so stramm daher wie Sie."

Diplomat hätte er werden können, der Michele. Aber ich gebe ihm darin nichts nach.

Gute zehn Minuten stopfte ich schweigend drauflos, ehe ich mit ganz verändertem Tonfall wie beiläufig fragte: „Mit wieviel Jahren habt denn Ihr geheiratet?"

„I? Ja, bei mir ischt's ebbes anders g'wä. I han mit vierezwanzig mei's Meisters Tochter g'nomme."

„Das war zu bald," sagte ich halb tastend.

Er schüttelte den Kopf und sah vor sich hin. Dann trat er plötzlich dicht zu mir her und legte mir die Hand auf den Arm. „Noch zwei Johr ischt se mir g'storbe, mei Bäbele. Hätt' i mit zwanzig g'heirat, no hätt' i se doch vier Johr länger g'hät."

Der Regen rauschte aufs Dach und des Alten Gesicht stierte gegen das Fenster, über das die Tropfen rannen. Komisch sah's aus, dieses Gesicht, Rußflecken klebten darauf, und zwischen den Rußflecken hockte ein Jammer um etwas, was schon lang, lang dahin ist.

„Herr Oberferschter," sagte er leise in die dämmerige Stille hinein, „selle zwei Johr, wenn no emol komme könntet!"

Mir fiel nichts ein, was ich ihm hätte sagen können. Daß das, was vorbei ist, nicht wiederkommt, das weiß er ja selber.

Stumm stand ich, hatte ein Löckchen Werg in der Hand und lauschte auf den Regen.

„Send Se net so dumm," begann er auf einmal im alten, lebendigen Ton und führte die Pfeife zum Mund, „send Se net so dumm, nemmet Se e Junge, G'sunde, Feste. Nemmet Se eine, an der Se lang han könnet. Gucket Se uf kei Geld, gucket Se uf gar nix, als daß Se ebbes Liebs im Arm hänt Ihrer Lebtag. Des ledig Rumgehock ist nix. Mer wurd alt und mer hot kein Mensche. I will nix g'sagt han. Aber i, wenn der Herr Oberferschter wär', i wüßt', was i tät'."

In diesem entscheidenden Augenblick tauchte der Ricke zerzauster Kopf auf der Bodentreppe auf.

„I han no wölle froge, ob i nix helfe könnt'?" rief sie.

Ein Wink von mir trieb sie in die Versenkung zurück; aber vom Fuß der Treppe her versicherte sie: „Nächste Woch' wurd d' Bühne putzt, Herr Oberferschter."

Der Malersmann lachte. „'s ischt z' spät, Ricke!"

In derselbigen Nacht hat es mir nicht aufs Bett geregnet. Aber ich wachte doch etliche Male auf und meinte etwas sickern und rieseln zu hören. Und im Halbschlaf merkte ich dann, daß es die Worte des Malermichele waren, die da unaufhörlich leise raunten. Oft wär's besser, man sparte sein Werg und stopfte kein löcheriges Dach.

*

Wir stecken im Schnee bis an den Hals. Im Dorf dampfen die Stalltüren und die hochgeschichteten Dungstätten. Meinen geistlichen Freund sehe ich umeinander schleichen wie den Fuchs, der Hühner wittert. Er sagt, es seien viel kranke Leute im Ort. Und die Pfarrer hätten's wie die Juden und die Bazillen: Wo etwas einen Anbruch habe, da nisteten sie sich ein und witterten Beute.

„Freund Pfäfflein, wenn jetzt das ich gesagt hätte?"

Er lachte. „Dann hätte ich meine Meinung bestätigt gefunden, daß ein Oberförster jederzeit merkt, wie der Hase läuft."

Es ist ihm nicht beizukommen.

Was denn all den Leuten fehle, fragte ich. Er schmunzelte und zuckte die Achseln. „Die Arbeit fehlt, der Schweiß auf den Stirnen, die Schwielen an den Händen, Wind und Sonne und klebender

Ackerboden. Die, welche im mühevollen Sommer am tüchtigsten zulangen, die mautern im Winter. Außen und innen. So ein Hansjörg neben der Mühle, dem in der Ernte keine Garbe zu schwer, kein Fluch zu saftig ist, der stöhnt jetzt über seinen Magen und sein Gewissen. Da bin ich immer froh, wenn eines von den Mittelchen, die ich rate, anschlägt. Sei's im Magen oder sei's im Gewissen."

So geht er durch die Häuser, mein Pfarrer, und lächelt und hat wichtig wie einer, der mitten in heißer Erntezeit steht.

Seine Frau sehe ich nie. Es heißt, sie könne den Winter in der verschneiten Einöde nicht vertragen. Da fahre sie immer zu Verwandten in die Stadt, wo das Klima milder sei als zwischen unsern Schneewällen.

Drum sage ich, wer da hinten hausen will, der muß eine nehmen, die das Klima gewöhnt ist. Eine feste, junge, gesunde, die nicht muckt, wenn ihr der Schnee über den Kopf stäubt und der Nordsturm daherfährt, als müßten die Tannen splittern.

Gehe ich da den vereisten Weg gegen den Schwarzen Grund. Schneeschwere Aeste hängen breit wie mächtige Elchschaufeln über den Pfad, und irgendwo bellt ein Fuchs vor Hunger und Kälte.

Nicht zu sagen ist's, wie einsam und groß mein Wald, wie fern und verklungen die Welt ist an solchen Tagen, da der Himmel schwer und grau über den Wipfeln hängt.

Und wie ich schreite und stampfe, da klingt's den Weg herauf: „Und dennoch hab' ich harter Mann die Liebe auch gefühlt."

Das sind so die Vögel, die im Winterwald singen. Am Wegrand steht ein Tannenbaum. Ich habe mich dahinter gestellt, wie Jäger tun.

Und er kam angeschwirrt, mein Vogel.

Ich stellte die Flinte weg. Es war nicht das richtige Kaliber drin für Federwild. Mit der Hand habe ich ihn gefangen, den Vogel. Und ich habe ihn gefragt, ob er das Klima vertrage.

„Warum?"

„Weil ich an dir haben möchte ein ganzes langes Leben lang und nicht nur so zwei kurze arme Jährlein wie der Michele an seinem Glück, und weil das Forsthaus eine wackelige Baracke ist, und weil ich zwischen fünfundzwanzig und fünfzig bin, und weil sie mich strafversetzt haben, und weil mein Mundwerk in einem übeln Ruf steht."

„Du," hat sie gerufen und hat sich losgemacht, und ihr achtzehnjähriges Gesichtlein hat geglüht, „dieses Klima vertrag' ich."

Was will man mehr? Ich werde geziemend an meine strafversetzende Behörde berichten, daß ich und die Lies das Klima dahinten vertragen. Hoffentlich freut's die Herren!



Henri Brispot — Im Bois de Boulogne



Ehrhardtsche 10,5-Zentimeter-Feldhaubitze, Modell 1901

Eine brennende Frage der Feldartilleriebewaffnung

Von

Major z. D. Goebel, Düsseldorf

(Hierzu sechs Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

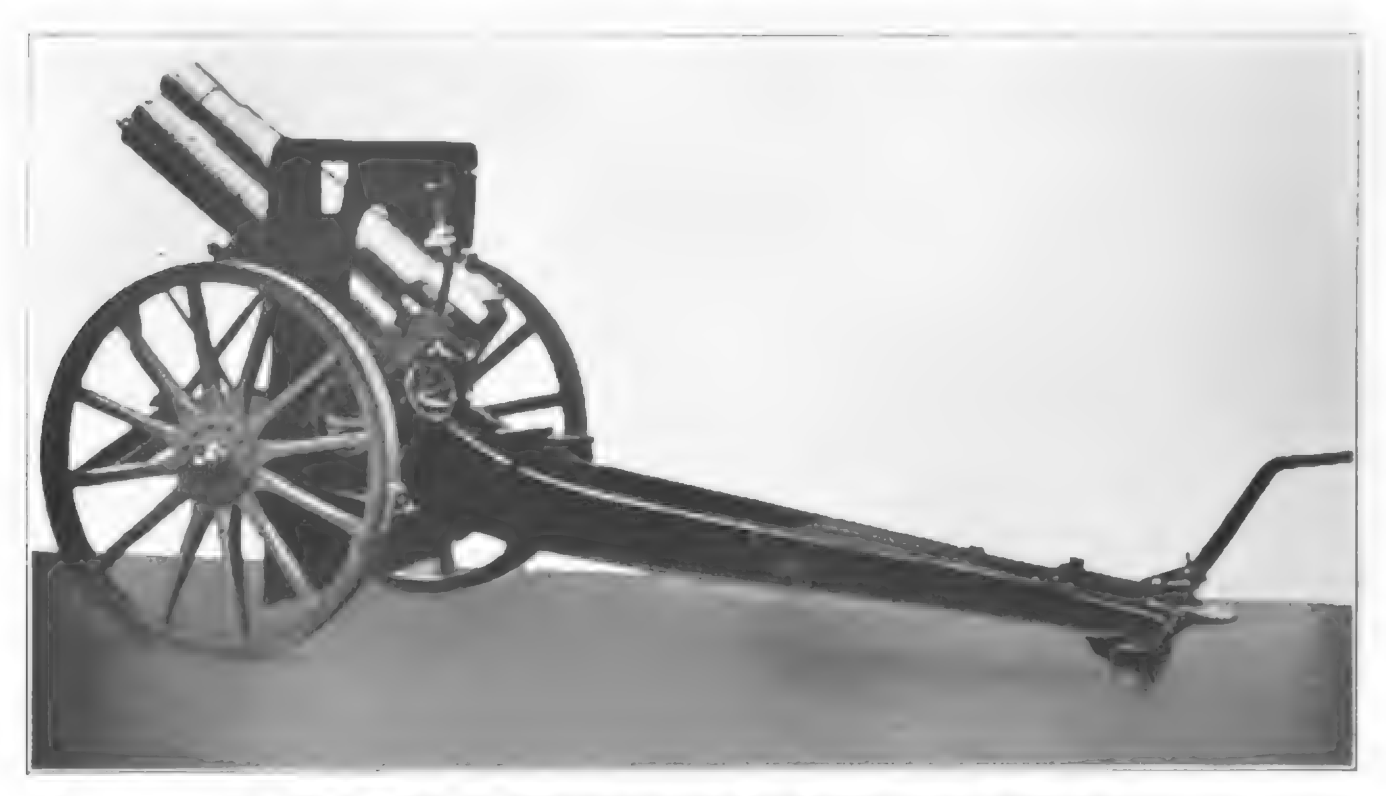
Die neue Feldkanone hat ihren Einzug in fast allen Armeen der Welt gehalten. Mit einheitlicher Ladung, kleinen Erhöhungswinkeln und gestreckter Flugbahn bot ihre Anpassung an das System des Rohrrücklaufs wenig Schwierigkeiten. Anders bei ihrer Kampfgenossin, der Haubitze. Bestimmt, an der Seite jener zu kämpfen und an Schnelligkeit der Bewegung nicht hinter ihr zurückzubleiben, ist sie doch in ihrem Wesen grundverschieden. Ihre Flugbahn ist gekrümmt, verlangt veränderliche Ladung und einen Umfang der Erhöhungsskala, der den der Feldkanone um mehr als das Doppelte übersteigt. Während auch bei größtem Richtwinkel das Rohr der Feldkanone oberhalb der Lafettenwände zurückgleitet, sinkt es bei der Haubitze zwischen sie hinab. Es stößt auf den Boden und beschädigt sich und den Bremsmechanismus, wenn der Rücklauf nicht entsprechend verkürzt wird. Dies wiederum muß selbsttätig geschehen, wenn die Schnelligkeit der Bedienung nicht leiden soll. Die Selbsttätigkeit der Rücklaufverkürzung aber bedingt Vorrichtungen, die dem einfacheren Mechanismus der Feldkanonen gegenüber eine Komplikation bedeuten. Kann man diese vermeiden? Kann man den unveränderlich langen Rücklauf der Feldkanone in kriegsbrauchbarer Weise auf die Haubitze übertragen? — Das ist die brennende Frage, die rascher Entscheidung zudrängt. Die Kanone darf nicht lange ohne eine ebenbürtige Genossin bleiben, soll sie gegebenenfalls nicht zu einem ungleichen Kampfe in die Feldschlacht ziehen.

Jene Frage ist übrigens nicht neu. Schon 1900 schritt Ehrhardt an ihre Lösung und 1902 war das Produkt seiner Versuche auf der Düsseldorfer Ausstellung zu sehen. 1903 jedoch ließ er das Problem endgültig fallen. Seine Verwirklichung war mit zu viel Mängeln behaftet. Mit verschärftem Eifer warf man sich allenthalben auf den veränderlich langen Rücklauf, dessen Anwendung auf die Haubitze zwar ebenfalls manche Schwierigkeiten bot, aber trotzdem bald zu einem kriegsbrauchbaren Geschütze führte. Seine Annahme stand nahe bevor. Da warf Krupp im vorigen Jahre jene Frage von neuem auf, indem er auch Feldhaubitzen ständig langen Rücklaufs anbot. Nun heißt es wieder: Wer hat recht?

Der ständig lange Rücklauf kann auf verschiedene Weise erreicht werden. Immer aber hat er den Zweck, Bewegungen der Lafette beim Schuß auch unter kleinen Erhöhungswinkeln zu verhindern. Jene werden durch die Rückstoßkraft der Pulvergase hervorgerufen, die das Geschütz um seinen festen Sporn am Lafettenschwanz nach aufwärts rückwärts zu drehen, das heißt zu überschlagen suchen. Diese

Kraft muß dadurch aufgezehrt werden, daß das Rohr auf der Lafette nach rückwärts genügend weit ausweichen kann, bis es durch eine Bremsvorrichtung allmählich abgestoppt wird. Ist dies erreicht, so steht das Geschütz beim Schuß still, behält seine Richtung bei und kann ein gegen früher sehr gesteigertes Schnellfeuer abgeben. Dies zu erreichen benutzte Krupp bei der Feldhaubitze eine ältere Konstruktion. Er schob die Drehachse des Geschützes, die Schildzapfen, die das Rohr bisher im Schwerpunkt festhielten, bis unter das Bodenstück zurück. Das ergäbe folgende Vorteile:

1. Auch bei größter Erhöhung wurde der nötige Raum für langen Rücklauf genommen, ohne daß das Rohr den Boden erreichte. 2. Da der Rücklauf sich nicht mit zunehmender Erhöhung zu verkürzen brauchte, bedurfte es auch nicht der entsprechenden werden. Beides jedoch erhöht ihr Gewicht und vermindert dadurch ihre Fahrbarkeit. Nun sind jene 1200 Millimeter Rohrrücklauf aber nicht ausreichend, um allen Kalibern der Feldartillerie zu ruhigem Stehen beim Schuß zu verhelfen. Die 15-Zentimeter-Feldhaubitze zum Beispiel springt bis zirka 6 Grad Erhöhung. Das Schnellfeuer wird also gerade auf den Entfernungen, auf denen es hauptsächlich Verwendung findet, 1500 bis 1800 Meter, durch die Bewegungen der Lafette beeinträchtigt. In dieser Beziehung ist der veränderlich lange Rücklauf günstiger gestellt. Ihn kann man für kleine Erhöhungen beliebig lang machen, das Geschütz beim Schuß also ganz zur Ruhe bringen, ohne ein Aufstoßen des Rohres auf den Boden bei großen Erhöhungen befürchten zu müssen. Dafür sorgt die automatische Verkürzung des Rücklaufs.



Kruppsche 10,5-Zentimeter-Feldhaubitze mit ständig langem Rohrrücklauf

selbsttätigen Vorrichtung. Von untergeordneter Bedeutung ist der Umstand, daß 3. der Druck im Bremszylinder durch den Fortfall der Rücklaufverkürzung stets derselbe bleibt, 4. das Laden erleichtert wird, weil das Ladeloch seine Stellung nicht ändert.

Ehe wir die Kehrseite der Medaille betrachten, muß gleich beim ersten, dem Hauptvorteil, ein gewisser Abbruch geschehen: Der ständig lange Rücklauf bei Haubitzen ist beschränkt, bei Krupp auf 1200 Millimeter. Macht man ihn länger, so stößt das Rohr auf den Boden. Dieses Maß ist wohl noch angängig bei Erhöhungen bis zu 43 Grad, aber schon zu lang für solche bis 50 Grad, wie sie von verschiedenen Staaten verlangt werden. Um diesen Anforderungen zu genügen oder über 1200 Millimeter hinausgehen zu können, muß das Rohr höher gelagert und gleichzeitig die Lafette verlängert

Was den dritten betrifft, so erhöht sich ja freilich bei der Rücklaufverkürzung der Druck im Bremszylinder und auch auf die Lafette dadurch, daß sich die Durchflußöffnungen für die Bremsflüssigkeit verengern, die Rückstoßkraft der Gase aber dieselbe bleibt, vorausgesetzt, daß mit der stärksten Ladung geschossen wird. In der Regel geschieht das aber bei großen Erhöhungen nicht. Hat man sie anzuwenden, so handelt es sich meist um den Bogenschuß, also um schwächere Ladungen und infolgedessen auch um erheblich geringeren Bremsdruck. Aber selbst der stärkste bei größter Erhöhung hat nur zur Folge, daß die Kolbenstange der Bremsvorrichtung und die Lafettenwände etwas stärker und infolgedessen zusammen um zirka 4,5 Kilogramm schwerer gehalten werden müssen als beim ständig langen Rücklauf. Es ist dies ein minimales Gewicht im Verhältnis zum Ganzen und leicht an

andrer Stelle wieder einzubringen, wenn das überhaupt nötig wäre.

Mit veränderlichem Rücklauf lassen sich die Haubitzen nämlich ebenso leicht, ja noch leichter konstruieren wie mit dem andern Systeme. So wiegt tatsächlich eine 12-Zentimeter-Ehrhardt-Haubitze, die im Auslande sehr harte Schieß- und Fahrversuche ausgehalten hat, 30 Kilogramm weniger wie eine solche mit ständig langem Rücklauf. Durch den vermehrten Bremsdruck tritt also bei jener keinenfalls eine Gewichtserhöhung ein, denn er fällt in der Hauptsache auf Achse und Räder, die schon für die Anstrengungen des Fahrgebrauches besonders stark gebaut sind. Das leichtere Laden ist strenggenommen kein Vorteil des ständig langen Rücklaufs, sondern Folge der zurückgelegten Schildzapfen. Zu demselben Zweck hat diese Einrichtung denn auch schon Jahrzehnte früher bestanden. Ist aber das Rohr der 10,5-Zentimeter-Ehrhardt-Haubitze in seine Lage vor dem Schuß zurückgekehrt, so steht das Verschlußstück nur unbedeutend tiefer als das der Krupp-Haubitze. Das Laden ist also dort beinahe ebenso bequem. Bei verhältnismäßig längeren Rohren der 12- und 15-Zentimeter-Haubitze sinkt ja bei Erhöhungen über 33, beziehungsweise 35 Grad das Verschlußstück zwischen die Lafettenwände, aber ohne Anstrengung läßt es sich schnell mit der Richtmaschine in Ladestellung heben und wieder senken. Besondere Eile ist übrigens bei diesen großen Erhöhungen gar nicht erforderlich. Das Geschoß braucht eine geraume Zeit, um auf der sehr gekrümmten Flugbahn zum Ziele zu gelangen, und die Beobachtung



Ehrhardtsche 12-Zentimeter-Feldhaubitze, Modell 1904

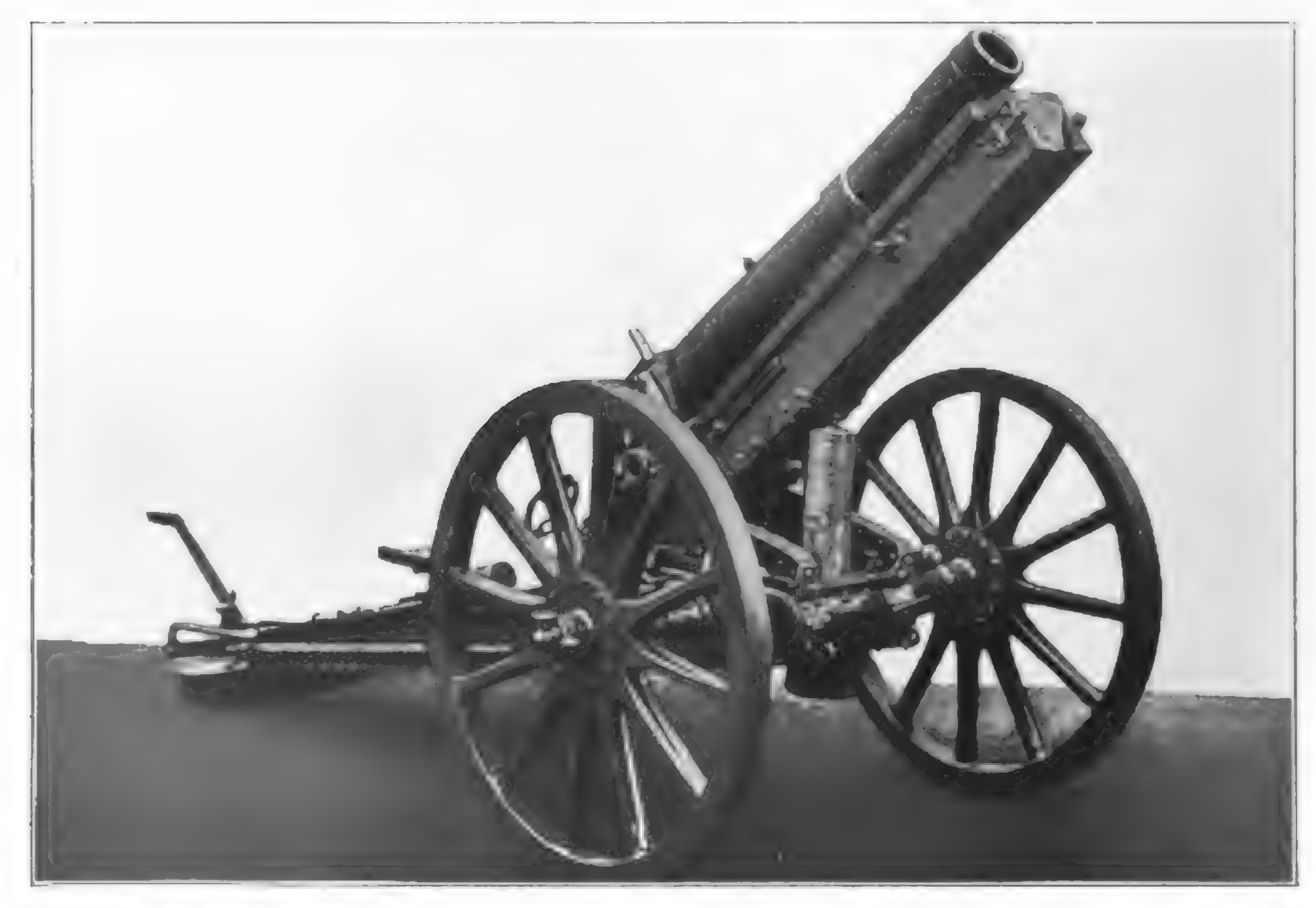


Kruppsche 12-Zentimeter-Feldhaubitze mit ständig langem Rohrrücklauf (mit Schild)

der Wirkung geht auch nicht im Handumdrehen vonstatten.

Die ebenerwähnte Zurückverlegung der Schildzapfen unter das Verschlußstück bildet beim ständig langen Rücklauf die Kehrseite der Medaille, deren Glanz durch die bisherige Darlegung denn doch schon einige Trübung erfahren haben dürfte. Sie bedingt, daß der Schwerpunkt von Rohr und Wiege — der Teil, auf dem das Rohr zurückgleitet und in dem sich der Bremsmechanismus befindet — ein beträchtliches Stück vor die Schildzapfenachse zu liegen kommt. Dorthin muß auch die Höhenrichtschraube verlegt werden, und damit sie nicht die ganze Wucht der Rohrlast — je nach dem Kaliber 434 bis 870 Kilogramm und mehr — zu tragen hat, bedarf sie einer Entlastung durch zwei Ausgleichfedern. Diese, die sich mit der Erhöhung des Rohres entspannen, sind nun wieder in der schlimmen Lage, bei weitem die meiste Zeit, nämlich wenn unter kleinen Erhöhungswinkeln oder wenn überhaupt nicht geschossen wird, in stärkster Spannung zu bleiben. Dadurch erschlaffen sie auf die Dauer oder brechen. Geschieht das aber, so muß Ersatz eintreten, soll nicht die Richtmaschine bei schweren Kalibern sofort oder sehr bald versagen.

Der Zahnbogen der Richtmaschine liegt eben hier unter den Schildzapfen, die das Rohrgewicht tragen und ihn somit völlig entlasten. Die Rücklaufverkürzung aber besteht aus einfachen, kräftigen, gegen Verschleiß geschützten Teilen ohne jede Feder und hat bei Ehrhardt seit ihrem Bestehen, seit 1903, trotz zahlreichen angreifenden Schieß- und Fahrversuchen nicht ein einziges Mal versagt. Träfe sie aber einmal ein zerstörender Schuß, gegen den sie übrigens durch Schild und Panzer besser geschützt ist als die Ausgleichsvorrichtung, so hörte damit nur die Verkürzung des Rücklaufs auf. Man hätte es also weiterhin auch bei dieser Haubitze mit einem ständig langen Rücklauf zu tun, wenn man nicht die Anbringung einer einfachen Schraube vorzieht, die, mit der Hand drehbar, die Einstellung des Rücklaufmechanismus für eine beliebige Verkürzung gestattet. Die Reguliervorrichtung läßt sich übrigens ganz und teilweise auch während des Gefechtes auswechseln. Der Mithilfe einer technischen Werkstatt bedarf man hierbei nicht. Der Vorgang dauert nur etwas länger wie die Anwendung jener einfachen Schraube. Auch beim Zerlegen und Zusammensetzen der Traglasten des Gebirgsgeschützes bereitet der Mechanismus keine Schwierigkeiten. In wenigen Minuten befindet sich das Geschütz in der Feuerstellung auf dem Rücken der Lasttiere. Für den Fahrgebrauch haben beide Systeme eine Zurrung, das heißt eine Riegelvorrichtung, durch die das Rohr mit der Lafette fest verbunden und die Richtmaschine vor den Stößen des Rohres geschützt wird. Beim veränderlichen Rücklauf tragen nun die Schildzapfen das Rohr im Schwerpunkt. Bewegungen desselben rufen also einerseits keine starken Stöße hervor und dann würden sie, wenn die Zurrung nicht in Tätigkeit gesetzt worden wäre, in dem kräftigen Räderwerk



Kruppsche 12-Zentimeter-Feldhaubitze mit ständig langem Rohrrücklauf (ohne Schild)



Ehrhardtsche 12-Zentimeter-Feldhaubitze, Modell 1906

der Höhenrichtmaschine unschädlich verlaufen. Bei dem andern Rücklaufsystem äußert sich das ganze wuchtige Uebergewicht des Rohres auf die empfindlichen Richtschrauben und die Ausgleichsfedern, deren Spannkraft nur für den Zustand des Rohres in Ruhe bemessen ist. Wird hier die Zurrung unterlassen, so ist ein Bruch der Richtschrauben beim Fahren zu befürchten. Die Zurrung selbst ist aber ebenfalls, wenn auch ordnungsmäßig bedient, durch den Angriff der Rohrlast dem Bruch ausgesetzt. Ein solcher ist denn auch schon vorgekommen.

Der Zurückverlegung der Schildzapfen sind indes noch weitere Nachteile zur Last zu legen, welche die Anordnung der Schildzapfen im Schwerpunkt des Rohres vermeidet. Dieses System ist bei sonst gleichen Verhältnissen stabiler beim Schuß als jenes. Gleiche Stabilität verlangt beim ständig langen Rücklauf längere und daher schwerere Lafettenwände. Ferner müssen diese vorwärts des Sporns auch weiter auseinander gehalten werden, um das breite Verschlußstück bei großen Erhöhungen zwischen sich durchzulassen. Größere Länge, größere Breite vermindern aber die Fahrbarkeit. Beim veränderlichen Rohrrücklauf aber die Lafette absichtlich hinten breiter zu machen, weil einmal der Verkürzungsmechanismus beschädigt werden und das Rohr weiter nach hinten gleiten könnte, wäre nach der obigen Darlegung mehr wie töricht.

Gibt man dem Rohre bei zurückgelegten Schildzapfen größere Erhöhungen, so verlegt sich sein Schwerpunkt immer mehr nach rückwärts und belastet den Lafettenschwanz allmählich bis zu 30 Kilogramm bei der 10,5-Zentimeter-Haubitze, bei der 12- und 15-Zentimeter-Haubitze aber gar bis zu 40 und 100 Kilogramm. Bei großen Erhöhungen erhebt sich aber auch die Rohrmündung viel mehr über den Boden als beim veränderlichen Rücklauf. Bei der 15-Zentimeter-Haubitze zum Beispiel um 420 Millimeter. Dadurch wird dem Gegner ein besseres Ziel geboten, wenn sie nicht durch eine höhere Deckung geschützt wird. Höhere Deckung, künstlich hergestellt, erfordert aber vermehrte Arbeit und Zeit. Will man sich dadurch gegen Sicht schützen, daß man weiter von der Deckung abbleibt, so beeinträchtigt man den Wert dieser. Der Erfolg der Maßnahme hängt aber auch noch sehr von der Bodengestaltung ab. Ist diese hinter der Deckung eben oder ansteigend und steht der Gegner überhöhend, so wird die Sache nicht gebessert, sondern das Gegenteil erreicht. Das hochsteigende Rohr durchbricht auch den Schild des Geschützes durch einen größeren Ausschnitt. Um ihn zu beschränken, ist der Schild hinter die Achse gelegt, wodurch wichtige Lafettenteile aus seinem Schutz heraustreten und eine besondere Blende verlangen, die doch nicht gegen Treffer von der Seite sichert. Der Ausschnitt über dem Rohre bedingt ebenfalls eine besondere Blende, die das Rohr selbsttätig in die Höhe schiebt. Wird sie aber einigermaßen kräftig getroffen, so läßt sich annehmen, daß sie in ihrer Führung klemmt und die Bewegung des Rohrs beim Richten verhindert. Diese Verhältnisse liegen ungleich einfacher und günstiger, wenn die Schildzapfen das Rohr im Gleichgewicht halten, also beim veränderlichen Rücklauf. Ein wesentlicher Vorteil dieses Systems beruht aber in der im Auslande erprobten Treffähigkeit. Auf die günstigste Weise in seinem Schwerpunkt gelagert, ist das Rohr nicht solchen seitlichen Schwankungen ausgesetzt wie das nur ganz hinten festgehaltene Rohr des ständig langen Rücklaufs. Bei großer Erhöhung, schiefem Räderstand wird dieser Nachteil noch fühlbarer.



Zeitsinn bei Tieren

Naturwissenschaftliche Plauderei

von

Wilhelm Bölsche

Die Zeit der großen Sensationen in der Tierkunde geht sacht ihrem Ende zu. Unsre alte Erde ist bald „fertig entdeckt“, und damit vermindert sich immer mehr die Möglichkeit, daß uns große, auffällige Tiere noch entgangen sein sollten. Die großen Südpolarexpeditionen der letzten Jahre sind zum Teil schon so sang- und klanglos, wenigstens für den Laienkreis, verlaufen, weil erhoffte Funde neuer merkwürdiger Säugetiere oder Vögel fast ganz ausgeblieben sind. Viel öfter hören wir heute von interessanten Geschöpfen, die unsern Planeten endgültig verlassen haben, ausgetilgt eben durch den überallhin sich ausbreitenden Kulturmenschen. In unsern Zoologischen Gärten tauchen bei allbekannten Tieren, wie zum Beispiel dem früher in Menge eingeführten Burchellschen Zebra, bedenkliche Schilder auf mit Aufschriften wie: „In Freiheit ausgerottet.“ Das verwandte Quagga, das vermöge seines mit dem seltenen Q anfangenden Namens bis in die Lesefibeln geraten war, ist sowohl in der Heimat wie in unsern Tiergärten endgültig ausgestorben. Wenn das so weitergeht, werden unsre Naturgeschichten allmählich ärmer statt reicher. Dem Kenner aber bleibt doch ein starker Trost. Er weiß nämlich, wie unglaublich viel auch dort noch zu erforschen, zu entdecken ist, wo das gewöhnliche Lehrbuch längst alles getan glaubte. Das wichtigste Gebiet dieser Art bieten unsre „alltäglichsten“ einheimischen Tiere, die, von denen einstweilen wahrlich keine Angst gilt, daß sie uns aussterben. Es ist in anderm Sinne geradezu beschämend, wie wenig die Lebensweise unsrer bekanntesten einheimischen Tiere von unsern Tierkundigen noch ergründet und in sicherer Fassung beschrieben ist. Vom Nashorn wissen wir, dank dem Sensationsinteresse an diesen Ungetümen der tierischen Entwicklung, beinahe mehr als vom Igel oder Maulwurf. Von unserm Maulwurf hat der Berliner Zoologe Dahl kürzlich nachgewiesen, daß alle unsre Angaben über den unterirdischen Bau dieses Sonderlings, die in Wort und Bild von Lehrbuch zu Lehrbuch laufen, auf an hundert Jahre alte, höchst unzuverlässige Beobachtungen zurückgehen; mindestens seit fünfzig Jahren hat kein Fachzoologe mehr solche Bauten untersucht, und jetzt, da es endlich einmal wieder geschieht, scheint alles vollständig anders zu sein, als die Tradition zäh behauptete. Die Naturgeschichte des Igels harrt ähnlicher Revisionen. Ueber unsre Fledermäuse sind die überraschendsten neuen Tatsachen hinsichtlich der Fortpflanzungsweise zutage gekommen. Es ist nicht zuviel gesagt, daß sich buchstäblich in jedem Laubfroschglase noch wichtige fachwissenschaftliche Beobachtungen (zum Beispiel gerade beim Laubfrosch über seinen Farbenwechsel) machen lassen. Das größte und bedeutsamste Gebiet beginnt aber erst bei den eigentlichen Geistesfähigkeiten unsrer landläufigsten Tiere. Nur daß hier eben auch das schwierigste Gebiet für jede Forschung beginnt!

Es ist das Gebiet, wo seit alters ja jeder gern mitgeholfen hat. Hätte der Fachmann sich durch verständige volkstümliche Belehrung diese Schar bereiter Helfer auf richtige Methoden hin heranzuziehen gewußt, so müßte des herrlichen Materials kein Ende sein. Statt dessen hat die Tierpsychologie als Fach sich in so viel inneren theoretischen Kämpfen erschöpft, daß sie zu allem eher kam als zur Schulung von Laienhelfern, abgesehen davon, daß sie selbst keine herrschende Methode besaß, also auch keine lehren konnte. Was unsre ungeschulten Laienbeobachter aber nun in unermüdlichem Darauflosgehen allein an Stoff gehäuft haben, das ist leider durchweg noch Ergebnis der „Mythenzeit“, die auch auf diesem Gebiet erst der wahren „Geschichte“ voraufgeht. Erfolg ist, daß wir nach Jahrhunderten eifrigster Beschäftigung mit den Tieren unsrer nächsten Umgebung über Dinge nicht unterrichtet oder wenigstens nicht irgendwie verläßlich unterrichtet sind, die gelegentlich während einiger Frühstückspausen über eine Tasse Tee und eine Honigsemmel hinweg exakt wissenschaftlich zu lösen wären. Davon ist gerade einmal wieder ein hübsches Exempel zu erzählen.

Bedeutung verpflichtet. Bei allen starken und wirkenden Persönlichkeiten macht die Oeffentlichkeit Rechte geltend. Sie schaut ihnen bis in die Intimitäten ihrer Lebensführung hinein, und es ist noch der beste Trost, wenn sich eben zeigt, daß im Leben des Bedeutenden auch jede Intimität im Dienste allgemeiner Arbeit stand. So sehen wir heute dem alten Goethe in alle Schlafrocktaschen, und weil er ein kluger Mann auch in dem Punkte war, hat er in seinen späteren Jahren fast stündlich über sein Privatleben Buch geführt und gesorgt, daß wenigstens keine Mißverständnisse den Anblick trübten.

Unsre Geschichte muß sich zunächst mit den

Frühstücksverhältnissen des Herrn Professors Forel beschäftigen, des weitberühmten Psychiaters und Insektenforschers. Im Hause Forels wird in guter Jahreszeit auf offener Terrasse gespeist. Da Familienmitglieder und Gäste zu verschiedener Zeit aufstehen, pflegt die Frühstückstafel auf einen längeren Spielraum der Benutzung hin gedeckt zu bleiben. Dieser in sich regelmäßige Spielraum umfaßt die Morgenstunden von ½8 bis ½10 oder 10 Uhr. Uhr sagen wir Menschen, die diese Zeit an ihren überall bereiten Instrumenten ablesen! Zwischen diesen beiden Uhrdaten stehen auf dem Frühstückstisch Konfitüren, also Süßigkeiten, die nicht nur von großen und kleinen Menschenkindern sehr verehrt werden, sondern im allgemeinen auch bei allerhand kleinem krabbelndem und fliegendem sechsbeinigem Tiervolk Gefallen finden. Tiervolk, das, wie niemand bestreitet, keine Taschenuhren bei sich führt! Indessen schien es mehrere Jahre hindurch, als wenn der Frühstückstisch Forels auf dieser Terrasse, trotz ihrer offenen Lage über dem Garten, samt seinem offenen süßen Inhalt nur den Zweibeinern gehören sollte, die ihn aufgebaut. Wohl kamen gelegentlich Wespen aus dem Garten herauf, angelockt zweifellos durch den Duft der Konfitüren; denn diese Wespen sind sehr feine Riecher. Das Auffällige aber war, daß die Bienen ausblieben. Nur rund hundert Schritte (früher noch etwas weniger, in letzter Zeit unbedeutend mehr) von der Terrasse entfernt stand ihr Bienenkorb. Trotzdem kümmerten sie sich jahrelang nicht um diese Terrasse. Nun ist (und zwar von Forel selbst) schon früher sicher festgestellt worden, daß die Biene nur einen sehr schwachen Geruchssinn hat. Ihr Wegweiser ist für neue Wege, die sie noch nicht gemacht hat, so gut wie ausschließlich der Gesichtssinn. Kein Zweifel konnte sein: die Bienen dieses Gartens hatten das süße Fleckchen da oben in all den Jahren zufällig noch nie gesehen. Das Gesicht bleibt ja in solchen Fällen ungemein leicht zurück. Man muß nur an uns selbst denken. Es gibt Menschen, die zwanzig Jahre lang täglich durch die gleiche Tür in ein Haus eintreten und die doch ratlos stehen, wenn man sie fragt, was für Stuckornamente über dieser Tür an der Wand sind.

Eines Tages aber, am 17. Juni 1906, wurden an ein Fenster, das näher dem Bienenstock ebenfalls in den Garten ging, zwischen Blumen gekochte Kirschen gestellt. Eine blumenbesuchende Biene entdeckte den roten Fleck, und schon nach ein paar Stunden war er umlagert von einer dichten Bienenschar, die jetzt alle wußten, daß dieses Rot süß schmeckte. Die Aufmerksamkeit war nunmehr erregt. Bienen umschwärmten auch die andern Fenster und machten dort ebenfalls erfreuliche Entdeckungen. Ein paar Tage weiter, und auch die Konfitüren der Frühstückstafel waren gefunden. Zuerst wurde eine einzige Biene als Pionier festgestellt. Am folgenden Morgen brachte sie eine Begleiterin mit. Damit war auch hier der Bann gebrochen. Forel als Sachkenner prophezeite eine bevorstehende Masseninvasion unberufener Frühstückler. Und sie kam. Die wirklichen Besitzer hatten bald Bienen in allen Schüsseln und Tassen, endlich so viele, daß es nicht zum aushalten war. Den Propheten aber erfreute alsbald ein so wunderbares Phänomen, daß es ihm wenigstens die Belästigung weit aufwog.

Die Zeit der offenen Konfitüren war, wie erzählt, morgens spätestens um zehn zu Ende. Um Mittag versammelte sich dann die Familie wieder auf der Terrasse, es gab aber jetzt dort beim Mittagsmahl nichts Süßes oder höchstens ein sofort wieder erledigtes Dessert. Erst um vier pflegten auf der Vieruhrtafel nochmals die Konfitüren des Frühstücks für ein halbes oder Dreiviertelstündchen zu erscheinen. Nun beobachtete man anfangs ein regelloses Bienenschwärmen vom Garten herauf den ganzen Tag über. Ein, zwei Tage wurden die Besucherinnen beim Mittagessen so lästig wie beim Frühstück und Vieruhrbrot, obwohl sie dort doch vergebens suchten. Dann aber regelte sich die Sache. Die Bieneninvasion begann mit vollendeter Regelmäßigkeit von morgens halb sieben ab, entsprechend unsrer menschlichen Uhrrechnung. Sie dauerte in voller, höchst lästiger Stärke bis gegen zehn. Dann trat absoluter Stillstand ein. Um Mittag trotz Menschen, Tellergeklapper und Speisedüften auf der Terrasse *keine* Biene! Und erst zwischen vier und fünf Uhr wieder ein gewisser Besuch, doch beschränkter als morgens. Nach fünf wieder Schluß für den ganzen Tag.

Nachdem das interessante Faktum so weit festgestellt war, verlegte sich Forel auf das Experimentieren. Am 18. Juli wurde das Frühstück zur gewohnten Stunde, aber ohne Konfitüren serviert. Um halb acht fand der Beobachter den Tisch umschwärmt von Bienen. Fünfzehn und mehr suchten auf einmal die Tafel bis auf jede Tasse, jedes Brotstückchen ab — hoffnungslos. Aber der Kampf dauerte trotzdem seine Zeit bis zehn aus. Dann verschwanden mit dem Frühstück die Bienen. Als man sich später zur Mittagstafel setzte, erschien eine einzige Biene für einen Moment, als wolle sie rekognoszieren. Um vier kamen eine oder zwei ebenso ganz flüchtig, hielten sich aber gar nicht mit Suchen auf. Am 19. Juli erschienen zur hergebrachten Frühstückszeit wieder Sucher, aber weit weniger als tags zuvor. Sie suchten weitaus oberflächlicher und gingen sehr früh wieder ab. Diesmal kamen aber bezeichnenderweise zum Mittagessen mehrere. Es war jetzt genau, als wenn sie selber mit der Zeit experimentierten, einen Ersatz zu andrer Stunde vermuteten. Als ihnen um vier diesmal wieder etwas geboten wurde, stellten sie sich auf diesen Termin sofort wieder ein. Am 20. ging es genau so. Forel lockte und ärgerte sie morgens mit allerlei Besonderheiten, die zugleich wieder hübsch bestätigten, wie ihr unmittelbares Tun unabänderlich stets vom Gesichtssinn geleitet wurde und nicht vom Geruch. Er setzte einen Tropfen Süßigkeit unter ein umgestülptes Glas: sie stießen anfliegend gegen das Glas, versuchten aber nicht an der Aufsatzstelle einzudringen, wo doch zweifellos der Duft der Konfitüre ausströmte. Noch mancherlei Lustiges wurde so nebenher beobachtet. Auf ihrer verzweifelten Süßigkeitssuche liefen sie anfangs achtlos auch über die Zuckerstücke der Zuckerdose weg. Bei ihrer trockenen Härte schienen die Stücke ihnen nichts zu bieten. Plötzlich aber fanden ein paar beim Abtasten mit feuchtem Rüssel, daß da doch etwas Süßes zu lösen

und zu lecken sei. Möglich, daß sie die ihnen sonst sehr geläufige Methode, sich für praktische Zwecke gewohnheitsmäßig zu erbrechen, sogar dabei anwendeten und den Zucker so etwas derb aufsfeuchteten. Genug, als sie den Scherz einmal heraus hatten, war auch keine Zuckerdose mehr vor ihnen sicher, sie schmolzen den Inhalt systematisch für sich ein, so daß man ihnen die Dose fortnehmen mußte. Ein andermal wurde der Tisch mit der Süßigkeit um ein paar Meter auf der Veranda verschoben. Augenblicklich waren die Bienen auch so zur Stelle. Diese letztere Tatsache genügte, um nebenher einen ganz andern Streit der Bienenbeobachter, der seit längerer Zeit währt, zu entscheiden. Ein Forscher hatte hartnäckig verfochten, wenn man einen Bienenkorb während der Flugzeit seiner Bewohner auch nur um so ein paar Meter von der Stelle rücke, so fänden ihn die heimkehrenden Bienen nicht wieder; sie kehrten einfach zu der alten Stelle zurück, seien aber unfähig, auf den kurzen Zwischenraum hin den umgesetzten Korb neu zu entdecken. Schon der Bienenkenner Buttel-Reepen hatte demgegenüber festgestellt, daß diese „Dummheit" tatsächlich nur eine kurze Weile dauert. Im Moment verharrt allerdings jede Biene hartnäckig am leeren alten Fleck. Nach einiger Zeit aber kommen gleichwohl alle auch bei der neuen Stelle wieder an. Wer sieht nicht, daß es sich hier nur um die gleiche Macht der Gewohnheit handelt, die auch uns Menschen, wenn wir in eine neue Straße umgezogen sind, dennoch wochenlang noch nach der Ecke der alten zieht und gelegentlich sogar noch geradezu wieder dort einbiegen läßt? Je länger die Biene immer zu diesem bestimmten Fleck heim mußte, desto automatischer läßt auch sie sich von der Gewohnheit treiben. Trotzdem ist auch sie keine reine Reflexmaschine, sondern sie lernt um, wenn man ihr nur wieder die nötige Zeit läßt. In unserm Falle war aber auch der erste Ort, wo der Tisch mit den Konfitüren stand, für die Forelschen Bienen noch eine ganz neue Erfahrung, die sich noch nicht einmal mit dem Automatischen einer hundertmal geübten Gewohnheit festgeprägt haben konnte. Diese Bienen standen im ganzen noch im ersten Eifer eines „Neulernens", und so suchten sie auch sofort hinter ihrem Tisch her, als er von der Stelle gerückt war.

Aber auch dieses räumliche „Umlernen" trat doch zurück gegen die Grundtatsache, die aus der gesamten Geschichte, je länger Forel beobachtete, immer schlagender hervorging. Diese Bienen bewährten „Zeitsinn". Sie besaßen ganz offenbar nicht bloß einfache Erinnerung, die sie zu dem Fleck, wo sie einmal eine erwünschte Süßigkeit zufällig entdeckt hatten, in der Folge immer wieder zurückführte. Es mußte sich diese einfache Ortserinnerung in ihnen verknüpfen mit einer ganz bestimmten Zeiteinteilung des Tages. Einmal war es die Zeit von sieben bis zehn, die sie sich einprägten zugleich mit dem neuen Ort. Dann diese Zeit kombiniert mit vier bis fünf. Dann wieder (mit Umlernen) bloß vier bis fünf. Und so weiter. Auf den ersten Anblick scheint das ja nicht so sehr viel merkwürdiger als das einfache Erinnern überhaupt. Aber bei etwas Nachdenken stößt man auf die Schwierigkeit. Der räumliche Weg vom Bienenkorb bis zu dem Konfitürentopf bietet eine Anzahl Bilder. Er wurde einmal gesehen. Die Bilder gruben sich als glatte Kette hintereinander in die Erinnerung ein. Indem die Biene andern Tags den Weg neu suchte, fand ein Wiedererkennen der äußeren Bilderreihe nach der Direktive, welche die innere gab, statt. So verlaufen die Dinge bei uns — es wird auch bei der Biene so sein. Aber nun in dieses Ortsgedächtnis eine Zeiterinnerung einschalten — wie mache ich das? Ich würde in diesem Falle auf meine Uhr sehen, mir merken: solange die Konfitüren da sind, steht der kleine Zeiger zwischen acht und zehn; sehe ich ihn am nächsten Morgen wieder dort stehen, so weiß ich, jetzt ist's Zeit, hinzugehen; die Zeit hat sich mir durch das gesehene und wiedergesehene Zifferblatt der Uhr gleichsam auch in ein räumliches Bild verwandelt. Wenn ich keine Uhr habe, so könnte ich mir's vielleicht aus dem Sonnenstande gemerkt haben. Aber wieviel gehört schon für unsereinen dazu, sich nach dieser veränderlichen Ersatzuhr genau zu richten! Die Biene hat bestimmt keine Taschenuhr und versteht keine schlagende Turmuhr. Eine Biene, die auf Sonnenstand hin Zeit taxiert, will uns auch nicht recht ein. Ich will also an etwas andres erinnern, das bei uns sicher vorkommt und uns auch bei der Biene nicht ungeheuerlich wäre. Ich stehe auf Grund einer Pflicht jahrelang immer Punkt sechs Uhr auf. Eine Weile muß ich mich um diese Zeit jedesmal wecken lassen. Allmählich wache ich aber wenigstens ungefähr um diese Stunde von selbst auf. Eine „innere Uhr" in mir scheint durch die Gewohnheit zu diesem Termin einen Wecker eingeschaltet zu haben. Ich lasse mich ein Jahr lang statt dessen um fünf wecken, und der Wecker schaltet sich auch innerlich allmählich auf fünf um. Woran merke „ich" diese Glocke fünf im letzteren Falle? Mein Bewußtsein tut so wenig dazu, daß es ja durch das Signal selbst erst aus dem Schlaf getrommelt werden muß. Das gleiche erlebt man mit Mahlzeiten. Wenn ich längere Zeit hindurch um ein Uhr esse, so stellt sich um diesen Termin der normale Mittagshunger ein. Hunger — nun, das wird heißen, der Magen ist jetzt leer, also! Aber ich lege meine Dinerzeit auf drei Uhr, wieder eine ganze Weile lang. Mein Einuhrappetit läßt allmählich nach, der Hunger stellt sich auf drei fest. Die Zeit muß doch eine besondere Rolle spielen bei der Sache, auch hier ist das Gewohnheitssignal eines hergebrachten Stundenablaufs! Was aber ein schlafendes Gehirn und ein ganz sich selbst überlassener Magen allein bei uns Menschen vollbringen, das auch einer wachen und zweifellos doch mit einer gewissen Intelligenz ausgestatteten Biene zuzuschreiben, wird doch am Ende selbst dem sprödesten Skeptiker nicht zu schwer fallen. Der Zeitsinn der Biene wäre damit zurückgeführt auf einen merkwürdigen (sagen wir einmal „unbewußten", denn im wachen Oberbewußtsein ist er sicher nicht!) Zeitsinn in unserm eignen menschlichen Organismus.

Ich will aber nicht verhehlen hinzuzusetzen, daß wir hier vor einer neuen „Unbekannten" stehen, die mindestens erst wieder als solche erforscht werden muß. Welcher Prozeß oder welche (einem laufenden Zeiger ähnliche) periodische Folge von

inneren Prozessen löst in uns den Stundenschlag, jenen Wecker aus der Tiefe, aus? Tatsächlich wissen wir vorerst durchaus noch nicht, was dieser „Zeitsinn", mit dem wir den der Biene vergleichen, denn in uns selber sei! Wir stehen vor einem der lehrreichen Fälle, wo wir wahrscheinlich das gute Recht haben, anthropomorphistisch zu erklären, das heißt Vorgänge bei einem Tier uns nach Art von Vorgängen in uns Menschen selbst zu deuten. Aber der Mensch ist in diesem Falle erst recht eigentlich das Rätsel! Die Biene folgt einem Zeitsinn wie der schlafende Mensch. Aber wie dieser schlafende Mensch es macht, inneren „Zeitsinn" zu bewähren, das ist es eben, was wir wissen möchten, was wir aber schlechterdings nicht wissen.

Das könnte trostlos klingen, und ist es doch nicht. Mit Fragen fängt alle Forschung an. Die Bienenforschung zeigt uns in dieser schlichten Geschichte über einen Konfütürenkopf hinweg wunderbare Aussichten. Aber sie deutet noch auf etwas viel Größeres: auf neue Rätsel im Menschen, die der Forschung harren, und das ist wohl stets die höchste Perspektive, die irgendwo möglich ist.



„Männe, paß auf!"

Nach einem Gemälde von Eduard Lebiedzki



Rodins Wohnhaus und Atelier in Meudon bei Paris

Auguste Rodin

Von

Alexander Heilmeyer

(Hierzu zehn Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Rodin ist in seiner Kunst vor allem Franzose. Um Rodin ganz zu verstehen, muß man die französische Kunst kennen. Innerhalb dieser Kunst herrscht der Subjektivismus in einem Maße, wie er in der deutschen Kunst noch niemals aufgetreten ist. Das Verhältnis der Künstler zur Natur ist subjektiv, ihre künstlerische Auffassung ist subjektiv, und subjektiv und stark persönlich gefärbt ist auch die künstlerische Ausdrucksweise. Der Franzose strebt vor allem nach der Darstellung von Affekten. Leidenschaftliche Bewegungen, ausladende Stellungen, Gesten und Gebärden sind die Motive, die er in Stein und Erz bildet. Die französische Plastik ist mit der Malerei aufs innigste verschwistert. Die Malerei ist allerdings viel weniger als die Plastik an die Materie gebunden, darum viel freier in der Darstellung und Wiedergabe bewegten Lebens. Die plastische Erscheinung bedarf der Ruhe und Einheit, und wo diese fehlt und malerische Effekte an deren Stelle treten, da wird jene Einheit und Ruhe zerstört, und statt des Gefühls der Harmonie tritt eine unsichere und peinliche Empfindung auf.



Rodin in seinem Garten in Meudon

Es läßt sich nicht bestreiten, daß die moderne französische Plastik mehr und mehr in diese malerische Richtung hineingeraten ist. Etwas Barockes, Widerspruchsvolles ist es, was vielen Werken der modernen französischen Plastik anhaftet. Man darf nur die öffentlichen Denkmale betrachten, wie zum Beispiel Aubés Gambettamonument oder Merciés „Quand même“, und man wird bemerken, daß das aufgeregte, leidenschaftliche Wesen des französischen Volkes auch in Erz und Stein dieselbe Sprache führt wie im politischen und sozialen Leben.

Wichtig für das Verständnis der französischen Plastik ist auch die Rolle, welche die Darstellung des Aktes in dieser Kunst spielt. Besonders wird

der weibliche Akt von allen Meistern der Plastik in Frankreich verherrlicht. Die virtuose formale Darstellung zeigt meist ein gewisses Raffinement in der Wiedergabe pikanter graziöser Stellungen und Bewegungen. Das Pariser Modell ist darin unverkennbar, auch wenn es naive Natur imitiert. In derartigen Darstellungen des nackten weiblichen Körpers hat es die französische Plastik zur Meisterschaft gebracht; aber die französische Plastik ist damit auch ein wenig verweichlicht und sinnlich geworden. Der Marmor wird häufig dazu gebraucht, die Reize des blühenden Fleisches zu verherrlichen. Die Wiedergabe des animalischen, physischen Lebens scheint das letzte Ziel dieser Kunst. Die treffliche Darstellung und Modellierung des Körpers ist eine Frucht des mit Eifer und Ausdauer betriebenen Studiums. Dilettanten und Stümper sind in französischen Bildhauerateliers eine Seltenheit. Ein jeder kann etwas, wenn er auch nur immer etwas zu sagen hätte. Es gibt glänzende Erscheinungen in den Reihen der französischen Bildhauer. Wohl die interessanteste darunter ist Auguste Rodin. Alle die schon erwähnten blendenden Eigenschaften und nicht leicht zu übersehenden Mängel, die wir in der französischen Plastik finden, alle ihre Tugenden und ihre Fehler treten bei diesem genialen Künstler noch stärker und eindringlicher hervor. Rodin ist in der Tat ein höchst merkwürdiger, interessanter Künstler. Um diesen unermüdlichen Arbeiter kennen zu lernen, muß man ihn in seinem Atelier aufsuchen. Er hat deren mehrere in Paris und eines draußen in der schönen Natur von Meudon.

Der Zugang zu seinem Atelier in der Rue de l'Université in Paris führt über einen großen Hof, der über und über mit Steinblöcken besät ist. In einem der vielen Ateliers treffen wir Rodin bei der Arbeit. Er steht vor uns, wie ihn hier das beigefügte Bild zeigt. Ein charakteristisches Profil mit langem grauem Bart und durch ein Paar ungemein lebendig schauende, ausdrucksvolle Augen belebt. Ihm eignet ferner die französische Leichtigkeit und Lebhaftigkeit des Sprechens und der Bewegung. Man sieht es diesen Augen an, daß sie scharf sehen und sozusagen die Eindrücke im Sprung erfassen.

Rodin ist ein Zeichner, der in wenig Strichen das Charakteristische des Umrisses eines Körpers festhält. Der belauert die Natur, wo er kann, und baut auf einzelnen Wahrnehmungen seine



Auguste Rodin — Die Bürger von Calais

künstlerische Vorstellung auf. Diese momentanen Wahrnehmungen als künstlerische Erlebnisse spielen in seiner Kunst eine große Rolle. Sie bestimmen nicht selten die ganze Art der Gestaltung, Form und Ausdruck seines Werkes.

Es ist schon charakteristisch, daß er seine Eindrücke und Gefühle am liebsten dem weichen Modellierton anvertraut. Ton ist eben ein so leicht zu bearbeitendes Material, daß es bei der Wiedergabe von Eindrücken fast keiner Uebersetzung bedarf. Rodin, der ungemein rasch und lebhaft empfindet, ist imstande, jeder bildnerischen Regung sofort Ausdruck zu geben. Die Form quillt ihm sozusagen aus den Fingern. Die Hand, die er einmal abgebildet hat und die einen Klumpen Ton hält, aus dem verschiedene Menschenleiber hervorquellen, ist kein übles Symbol seiner bildnerischen Tätigkeit.

Die Virtuosität, die Rodin in der Kunst des Modellierens entfaltet, ist ein altes Erbstück der französischen Plastik. Von Carpeaux wird erzählt, er hätte mit verbundenen Augen die Köpfe seiner Freunde modelliert, und sein Lehrer habe zu ihm gesagt, auch wenn man ihm den Kopf abschlüge, würden seine Hände noch weitermodellieren. Rodin übertrifft Carpeaux nicht gerade in der Fixigkeit, aber in der Richtigkeit, das heißt im Ausdrucke der künstlerischen Darstellung. Carpeaux' Bildnisbüsten sind wegen ihrer virtuosen Modellierung und Lebendigkeit des Ausdrucks berühmt. Und doch kann man sie nicht mit Rodins Büsten vergleichen, denn das individuelle Leben im Ausdruck des Gesichtes ist bei Rodin unvergleichlich eindringlicher dargestellt. Bei Carpeaux zerfällt die Form in lauter Details, die alle sehr richtig gesehen sind; bei Rodin ist es das Ganze, der Totaleindruck, der alles beherrscht und doch jedes Detail für sich sprechen läßt. Ein vorzügliches Beispiel ist die Büste von Laurens, ein bärtiger Männerkopf mit müdem Ausdruck. Das Stoffliche in der Wiedergabe der Oberfläche der Haut und Haare erreicht die Grenzen des Möglichen. Man kann es nachfühlen, wie die Haut sich über den ziemlich kahlen Schädel spannt, wie die Stirnknochen hervortreten, wie sich die Haut dann über die Backenknochen zieht und gegen den Mund hin in schlaffen Falten ausläuft. Das Gesicht ist so mager, daß jeder Knochen und jeder Muskel fühlbar wird, man glaubt in der angespannten Stirnhaut und in den Zügen des Gesichts das Zucken und Vibrieren der Muskeln unter der Haut wahrzunehmen. Es wird dadurch der Ausdruck von einer gewissen nervösen Anspannung und Müdigkeit auf dem Gesicht erzeugt, der sich dem Beschauer als „charakteristischer Ausdruck" dauernd einprägt. Ganz im Gegensatz zu diesem von geistiger Anstrengung durchgearbeiteten Gesicht steht das einer jungen Frau mit dem Kopftuch. Der Kopf ist allein aus dem Marmorblock heraus-



A. Rodin Das eherne Zeitalter



Auguste Rodin Johannes der Täufer

gearbeitet, das übrige steckt noch im Stein. Dieses Gesicht zeigt gesunde, volle und pralle Formen; man schließt sogar auf eine rosig angehauchte Gesichtsfarbe, von der sich das weiße Kopftuch wirksam abhebt. Daß der Künstler nur den Kopf aus dem Stein herausarbeitete, ist eine seiner Eigenheiten, für die es eigentlich keine rechte Erklärung gibt. Gewiß, es hat seinen eignen Reiz, der gebildeten Form den ungefügen rohen Block gegenüberzustellen, aber es ist auch nur ein Reiz, kein ästhetischer Eindruck, der auf die Dauer erträglich ist. Rodin macht darin Schule. Neuerdings scheint es Mode zu werden, nur einige Körperformen aus dem Stein herauszuholen; eine recht bequeme Art, interessant zu wirken! Auch in der deutschen Plastik fehlt es nicht an Rodinisten!

Wie Rodin eine Aktfigur darstellt und wie er darin die Natur auffaßt und auslegt, zeigt eine seiner Jugendarbeiten, die berühmte Statue „L'âge d'airain" genannt.

Dargestellt ist ein jugendlicher männlicher Körper in aufrechter Stellung und Haltung. Das Strecken und Dehnen des Körpers spricht sich deutlich in dem Spiel der Muskeln aus.

Die Modellierung ist hauptsächlich in den Details von einer ungemeinen Lebendigkeit im Ausdruck, was um so überraschender wirkt, da die Statue genau der Größe eines lebenden Menschen entspricht. Das mochte auch Anlaß zu der Beschuldigung geben, die, als Rodin im Jahre 1877 die Statue im „Salon" in Paris ausstellte, ihm vorwarf, die Figur wäre ein Abguß nach dem lebenden Modell. Es ist bekannt, daß sich diese Anschuldigung als völlig grundlos erwies. „L'âge d'airain" wurde in demselben Jahre von der französischen Regierung für 15000 Franken angekauft. Trotz vieler Vorzüge zeigt diese Statue Rodin doch noch nicht auf der Höhe seiner Kunst. Die Statue ist nicht völlig gleichwertig durchgearbeitet. „L'âge d'airain" gibt noch kein vollkommenes Bild eines organischen Körpers im rhythmischen Fluß der Linien und in vollkommener Harmonie aller Linien des Körpers.



Auguste Rodin Bretonin



Auguste Rodin Büste von Jean Laurens

Viel einheitlicher als Erscheinung wirkt die Statue des Johannes, die 1880 im Pariser Salon erschien. Die Figur läßt in den Proportionen, in der Wertung des plastischen Details für die Gesamterscheinung in der Betonung der für die Funktion des Schreitens wirksamen Glieder und Gelenke an die Formensprache Donatellos denken. Der Künstler wollte vor allem eine Figur mit ausschreitenden Beinen darstellen. Einen Moment der Ruhe in der Bewegung. Es klingt auch etwas von der vorausgegangenen Bewegung in der Figur nach, ähnlich wie bei einem Pendel, der in voller Schwingung auf dem Punkt anlangt, wo er in der Bewegung innezuhalten scheint, um sogleich zu neuen Schwingungen auszuholen. Die Stellung der Arme läßt deutlich diese pendelnde Bewegung erkennen. Rodin erreicht dadurch im Ausdruck einen hohen Grad von Lebendigkeit.

Man muß diese Figur im Luxembourg-Museum in Paris sehen. Mitten unter Marmorgestalten nackter Weiber und Muskelleiber, zwischen tändelnder, spielender Modeplastik ersteht vor den erstaunten Augen auf einmal diese Figur wie ein Naturmensch unter Puppen. Man glaubt ihn schreiten zu hören, um diese Welt ringsum weit hinter sich zu lassen. Ganz andre Ziele als im Johannes verfolgt er bei der Darstellung des am Boden kauernden knienden Körpers. Dabei interessiert ihn vor allem die eigentümliche Erscheinung des zu einer einheit-

lichen Masse zusammengeschlossenen Körpers. Anders als der Marmor spricht die Bronze zum Auge. Bei der Bronzefigur des Johannes sind die Glieder ganz locker gehalten, sogar in ausladender Bewegung dargestellt. Diese Statue spricht schon allein durch die Silhouette, die Betonung der Umrisse und Linien.

Bronze, die alle Eigenheiten seiner Modellierung bewahrt und den frischen unmittelbaren Eindruck seiner Hand wiedergibt, läßt uns viel eher zu einem ungestörten Genuß der eigentümlichen Schönheiten seiner plastischen Darstellung kommen. Bei vielen seiner Steinfiguren, besonders aber bei dieser kauernden, hat man das Gefühl, daß sie nicht eigentlich als Steinfiguren gedacht sind, nicht mit einer logischen Konsequenz und Notwendigkeit aus dem Material hervorgehen, so wie es zum Beispiel bei Werken von Michelangelo der Fall ist. Rodin zeigt zu absichtlich, wie die Form aus dem Stein quillt: er fesselt sie sogar an die Materie, statt daß er sie davon befreit. Er achtet überhaupt die natürlichen Gesetze der plastischen Kunst zu wenig. Es ist ihm vor allem darum zu tun, nicht nur das ruhende, sondern auch das bewegte Leben darzustellen, daher ihn dieses treibende, gärende, chaotische Leben seines impulsiven künstlerischen Empfindens in die Arme des Barock treibt.

Am schönsten kommt sein Streben nach Belebung der Körper zum Ausdruck in der Gruppe „Der Kuß"; das Werk einer durchaus edeln harmonischen Empfindung. Die Gruppe ist auch um ihrer Kontrastwirkungen willen, der muskulöse Körper des Mannes und der weiche geschmeidige Leib des Weibes, anziehend. Es sind dies Kontraste, wie sie in der Malerei Rubens öfter angewandt hat. Rodins Kunst, Fleisch zu modellieren, kommt darin der Kunst Rubens' sehr nahe. Kaum einer der gleichzeitigen französischen Bildhauer erreicht ihn auf diesem Gebiete. Noch mehr aber als in dieser lyrisch gefühlten Gruppe kommt die Energie und Kraft seiner Modellierung zur Geltung in der dramatisch bewegten, höchst eindrucksvollen Gruppe „Die Bürger von Calais", die ohne Zweifel Rodins reifstes Werk ist.



Auguste Rodin — Der Kuß

Wiederum haben wir in den beiden Gruppen „Der Kuß" und „Die Bürger von Calais" den Gegensatz zwischen der Darstellung in Stein und in Bronze. Die Geschlossenheit der Kußgruppe weist sogleich auf das Material hin. Doch das Material als solches ist überwunden, ist aufgegangen in die bildliche Erscheinung der Gruppe. Rodin hat diesmal eine durchaus harmonische Lösung gegeben. Eine ganz freie Gruppe bilden die Gestalten der Bürger, eine Gruppe, wie sie nur in Bronze gedacht werden kann. Auch die Modellierung, die in der Kußgruppe weiche Uebergänge und sanfte Schwingungen zeigt, ist hier viel herber, markanter. Das Detail ist viel schärfer betont. Rodins Bestreben nach Ausdruck mimischer Empfindungen, Gebärden und Gesten äußert sich in keinem andern Werke mit solcher Konsequenz und Deutlichkeit. Man denkt an eine in Bronze dargestellte Gruppe von Schauspielern. Sie scheinen mitten in der Aktion erstarrt und damit alle Aeußerungen mimisch bewegten Lebens im Flusse der Bewegung festgehalten.

Es ist der erste Akt eines erschütternden Dramas, das sich hier abspielt. Calais wurde von König Eduard III. von England lange belagert und endlich gezwungen, sich zu ergeben. Der König verlangte, daß sechs Bürger barfuß und barhäuptig, mit einem Strick um den Hals und mit den Schlüsseln der Stadt zu ihm ins Lager kommen sollten, ohne Gewähr für ihre Sicherheit und ihr Leben. Nun übernahmen es sechs brave Bürger, sich für die Stadt zu opfern. Rodin stellt ihren Entschluß dar. Einige zaudern noch, andre überreden sich selbst und ihre Mitbrüder, zwei ergeben sich ganz ruhig und gefaßt in ihr Schicksal. Mutlosigkeit, Angst,



Auguste Rodin Danaide

Zweifel, Verzweiflung, stumme Duldung, heroische Ergebenheit und Ruhe, alle Phasen dieses harten Entschlusses sind durch Stellung, Haltung und Ausdruck der Figuren gekennzeichnet.

Strenggenommen ist es eigentlich keine plastische Rundgruppe. Wie sie dastehen, könnten sie auch einzeln aufgestellt werden. Es bedarf des Bandes der gegenständlichen Erklärung, des stofflichen Motivs, um alles zusammenzuhalten. Das Ganze würde als Hochrelief in einem architektonischen Rahmen noch stärker und eindringlicher wirken. Man denke sich diese Gruppe nach Art der mittelalterlichen Plastik an der Außenwand einer Kathedrale oder eines Rathauses dargestellt, und man kann es sich lebhaft vergegenwärtigen, welche Wirkung sie ausüben müßte.

Auch hierin zeigt sich, wie Rodin ganz innerhalb seiner Zeit, seiner Umgebung und des künstlerischen Gebarens seines Volkes steht. Man darf die französische Plastik nicht nach ihren dekorativ-monumentalen Werken beurteilen: sie leidet an einem empfindlichen Mangel tektonischer Gestaltungskraft; man muß sie vielmehr in ihren Einzelerscheinungen würdigen, an der Stelle, wo das persönliche subjektive Element schöpferisch tätig ist. So ist es auch mit Rodins Kunst. Sie erscheint am meisten sympathisch, wo sie sich auf die Grenzen der plastischen Kunst besinnt, sich im Ausdruck subjektiver Empfindungen mäßigt und sich auf die Wiedergabe individuellen Lebens in der Form beschränkt.



Rodin zeichnet eine anamitische Tänzerin



Der Inspizient

Eine Bühnenplauderei

von

Albert Borée

So viel auch über das Getriebe hinter dem Vorhang schon berichtet wurde, das Publikum wird stets nur ein mattes Bild davon erhalten. Zu keiner Kunstschöpfung müssen so viel verschiedenartige geistige und mechanische Kräfte mobil gemacht werden als zu einer in allen Teilen, wenn auch vielleicht nicht vollendeten, aber bis zum Aufgehen des Vorhangs fertigen großen Opern-, Klassiker- oder Ausstattungsvorstellung.

Werden vor den Rampen die Anforderungen größer, so stellen sich auf der Bühne täglich neue Errungenschaften menschlicher Erfindungsgabe in den äußeren Dienst der Kunst, an deren Verwendung zu diesem Zweck vor zwei Dezennien noch keiner dachte.

Was das verantwortungsvolle Amt des Regisseurs bedeutet, das ist jedem klar geworden, der den eminenten Aufschwung der Regie seit der Meininger Zeiten verfolgte. Damals wurde die neue Kunst der Inszenierung als etwas Unerhörtes angestaunt und selbst von den Mimen nur langsam, oft widerwillig begriffen. Vordem war der Spielleiter dem Publikum ein besserer Theaterarbeiter, der die Bühne mit Stühlen bevölkerte und die Rollen mit mehr oder weniger Parteilichkeit ausgab.

Heut ist's ein Machthaber, dessen Wirkungskreis ein so verzweigter geworden ist, daß er ihn gar nicht bewältigen könnte, wenn ihm in der Person des Inspizienten nicht eine Hilfe zur Seite stände, die es ermöglicht, daß der Regisseur seinen Posten auf der Bühne überhaupt nicht zu verlassen braucht.

Was der Inspizient für das Reich der Kulissen heutzutage bedeutet, darüber ist sich das Publikum fast völlig im unklaren; es hört das Wort wohl einmal, ohne sich etwas Bestimmtes dabei denken zu können.

Der Inspizient ist dem Spielleiter, was der Feldwebel dem Kompagniechef; dieser das Haupt, jener die Hand.

Früher war es Tradition, daß der alternde Mime, dessen Schaffenskraft als Darsteller nachließ, nebenbei Regisseur wurde, um das Manko auszugleichen; heutzutage entwickelt sich die Regietätigkeit ganz unabhängig von der Schauspielkunst, und die Jahre sind gezählt, da man vom beruflichen Spielleiter nicht den Dr. phil. verlangt.

Ebenso war sonst der Inspizient ein Handlanger der Kunst, dessen Talent für die Bühne gründlich versagt hatte und der nun um ein paar Groschen dramatische Frondienste versah, deren Härte um so weniger anerkannt wurde, als sie für die Vorstellung nicht annähernd die Bedeutung von heutzutage hatten. Im modernen Theatergetriebe ist er nächst dem Regisseur unbedingt das wichtigste Rad, seine Machtsphäre hat sich ganz ungeheuer erweitert, Hand in Hand damit auch seine Bezahlung und nicht zuletzt seine Intelligenz.

Gute Inspizienten sind heutzutage gesucht; der Direktor eines großen Provinzialtheaters läßt eher einen beliebten Schauspieler ziehen als die bewährte Kraft seines Adjutanten, von dem er in ebensovielen Fällen gerade so abhängig ist wie der Hauptmann von der „Mutter der Kompagnie".

Aber kaum ein andrer Beruf verlangt auch die Tugenden der peinlichsten Pflichttreue, nimmer ermüdender Aufmerksamkeit und vor allem die der Energie und Geistesgegenwart in gleich hohem Grade.

Dies sind die Vorzüge des Führers im Felde, und eine Schlacht ist es ja, die Abend für Abend droben auf der Bühne gekämpft wird.

Tritt der eigentliche Spielleiter nach der Premiere, nach getaner Pflicht vom Schauplatz ab, seinen Posten dem „Wochenregisseur" (im Bühnenrotwelsch „die Stallwache" genannt) überlassend, dann erhöht sich die Verantwortung des Inspizienten noch um ein bedeutendes, denn er ist jetzt der eigentliche Gebieter hinter der Szene, wenn er auch offiziell dem Befehl des Wochenregisseurs untersteht.

Alle Fäden, die den vielverzweigten technischen Apparat hinter der Szene leiten, laufen zusammen in der Hand des Inspizienten, der bei seinem Pult ein System von elektrischen Druckknöpfen zur Verfügung hat, die seine Anordnungen bis in die entferntesten Räume des Bühnenhauses tragen. Er gibt damit die drei feststehenden Klingelzeichen 20 und 10 Minuten vor sowie zu Beginn der Vorstellung in die Garderoben und das Konversationszimmer, er „klingelt das Publikum ein" und bewirkt nach den Zwischenakten für draußen und drinnen die Signale zur Weiterführung der Komödie. Seine Hand regiert die große Glocke, auf deren zweimaligen Anschlag sich der Vorhang hebt, während das Fallen der Gardine durch elektrische Okularzeichen vom Souffleur oder Kapellmeister angeordnet wird.

Vor Beginn des Spieles und der einzelnen Akte hat sich der Inspizient zu überzeugen, ob alle Darsteller auf ihren Plätzen sind, ob ein jeder die etwa vorgeschriebenen Requisiten bei der Hand oder in der Tasche hat, ob alles auf der Szene in Ordnung, die Beleuchtung richtig, das Meublement nach dem Dekorationsplan des Regisseurs gestellt ist, ob die Türen und Fenster des Bühnenzimmers geschlossen, mit einem Wort, alle die tausend Dinge



Im Wirtshaus
Nach einem Gemälde von Max Gaisser



vorbereitet sind, die zur Vollendung des szenischen Bildes gehören. Auf sein Kommando: „Bitte Platz von der Bühne!“ begibt sich jeder auf seinen Posten, und die Vorstellung beginnt. Mit ihr gleichzeitig des Inspizienten Wirksamkeit hinter den Kulissen. Von seinem Pulte aus gibt er die nötigen Richt- und Ausführungszeichen für den Beleuchtungsinspektor, den Kapellmeister, für Schnürboden und Versenkung. Auf sein Geheiß setzt der Donner ein, der Regen und Wind, je nach den verschiedenen Signalen schwach oder stark, er steigert das Gewitter bis zum lauten Brüllen, bis zum Einschlag, er läßt Sonne, Mond und Sterne erscheinen, die Abendröte und die tiefe Dämmerung, sein Befehl erzeugt den „Regenbogen, mitten in der Nacht“, den „neid'schen Streif, der dort im Ost der Frühe Wolken säumt“, und „die glüh'nde Hochwacht auf den höchsten Bergen“ — das Alpenglühen.

„Falls ihm seine sonstigen Funktionen dazu Zeit lassen,“ wie's im Theatergesetz heißt, übernimmt er auch das „Herausschicken“ der Solomitglieder auf die Bühne, denen er vor ihrem Auftritt das genaue Stichwort liebevoll zuraunt, in jedem Falle aber ist er verantwortlich für das rechtzeitige Erscheinen des Balletts und des Chores, der schon vorher unter seiner Anleitung auf- und abschwellend gemurmelt oder wilde Rufe der Begeisterung, der Empörung ausgestoßen hat.

Damit ist seine Tätigkeit aber noch lange nicht erschöpft. Er hat vor allem ein ganzes Heer von Glocken zu regieren. Die altertümliche, langbimmelnde Hausklingel oder das moderne elektrische Signal, das Armensünderglöcklein in „Maria Stuart“, die Burgglocke bei Attinghausens Tode, das jubelnde Ostergeläut im „Faust“, den Feuerlärm und das Getöse des Aufruhrs. Er dirigiert die Fanfare oder den Tusch hinter der Szene, den Becherklang der Fröhlichen und das Gewimmer der Traurigen, Waffenlärm und Spektakel, Paukenschlag, Flintenschuß und fernen Kanonendonner, all die verschiedenartigen Geräusche, die in den Kulissen die Handlung auf der Bühne begleiten, fördern, erläutern oder unterbrechen.

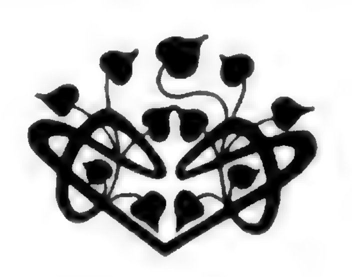
Und jeder einzelne Laut hat sich auf die Sekunde zu ergeben. Wie der Inspizient das oft nur geflüsterte Stichwort erhascht, ist seine Sache, gewiß bleibt nur, daß Marquis Posa nicht zu Boden sinken kann, wenn nicht auf sein Wort: „Und mir wird er verzeihen —“ der Schuß durch die Gittertüre geschieht, daß die Fabrikherren in „Ueber unsre Kraft“ am Leben bleiben, wenn im vorgeschriebenen Moment das Schloß nicht in die Luft fliegt.

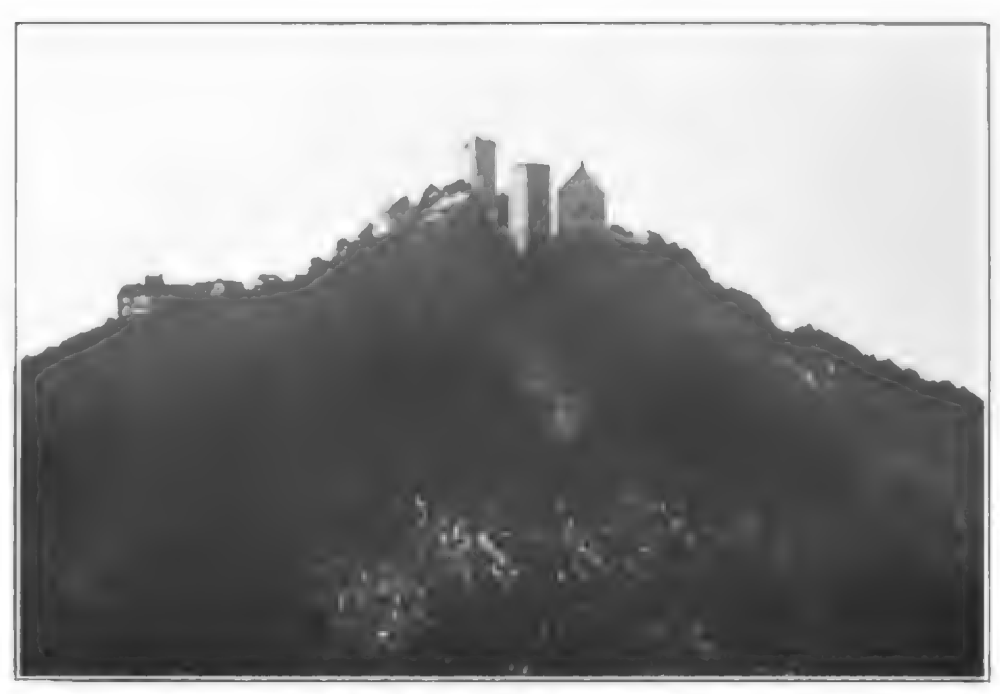
Die Erfindungsgabe des rechten Inspizienten darf nicht klein sein, will er allen Geräuschen, die vom Dichter vorgeschrieben sind, gerecht werden. Er tutet auf einer Gießkanne, wenn das Schiff im „Weißen Rößl“ abfährt, mit allerlei Kehltönen markiert er einen Phonographen, mit dumpfen Lauten schauerlich klingende Geisterstimmen, mit einem Straßenbesen, den er über die straffgespannte Kulisse führt, das unsichtbare Walzertanzen in „Doktor Klaus“, wobei er gleichzeitig das Zittern des Kronleuchters dirigiert, und mit gellem Kreischen das Wahnsinnslachen der Gracia Pool in der „Waise von Lowood“, bei dem er sich noch dazu mit der komischen Alten herumzanken muß, die sich vermöge der Vielseitigkeit ihrer Begabung für die einzig prädestinierte Darstellerin dieses Gelächters hält.

Im Nebenberuf muß sich der Inspizient auch zum Tierstimmenimitator ausbilden. Es gehören zwar allerhand Zahnlücken und Gurgellaute dazu, aber bei ihm ist kein Ding unmöglich, er kräht, gackert, bellt, grunzt und brummt. Er meckert wie eine Ziege, brüllt wie ein Löwe, turtelt wie eine Taube und kollert wie ein Truthahn. Was verlangt wird, das wird geschafft; mancherlei Pfeifen, Flöten und Radauinstrumente stehen ihm zur Seite, falls den Lippen unerfüllbare Aufgaben gestellt werden. Ganz ohne Apparat und doppelten Boden geht die Sache nicht ab, aber der Erfolg ist dafür auch überaschend, und das Publikum soll sich wohl die Köpfe zerbrechen, wie's gemacht wird.

Aber auch bei unvorhergesehenen Zwischenfällen auf der Bühne ist der Inspizient, als berufener Vertreter der Geistesgegenwart, der erste Mann am Platze oder, im tatsächlichen Sinne, an der Spritze. Er weiß genau Bescheid mit den Feuerlöschapparaten, mit den Rauchabzugsklappen und der Berieselungseinrichtung, die in einer Minute die gesamte Bühne unter Wasser setzt. Sein energisches Zugreifen hat schon manchen Brand, manches sonstige Unglück auf der Szene verhindert und mehr als ein Menschenleben gerettet. Ja, bei plötzlichen Erkrankungen oder Verwundungen leistet er als Verwalter der Hausapotheke, falls kein Arzt bei der Hand ist, die ersten Samariterdienste und versteht sich darauf, einen kunstgerechten Notverband anzulegen oder einen Weinkrampf hinter der Szene durch Baldriantropfen und guten Zuspruch zu stillen.

Für seine vielseitigen Taten genießt er auch das Vertrauen der Bühnenmitglieder im höchsten Grade, und falls eines von ihnen bei irgendeiner verzwickten Sache gar nicht mehr weiß, an wen es sich wenden soll, dann zieht es den Inspizienten ins Vertrauen, dieses Faktotum der Welt des Scheins, den Kulissenfigaro.





Blick auf die Wartburg

Der Rennstieg

Von

Ch. Steineck

(Hierzu zwölf Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers)

„Der Rennstieg ist's: die alte Landesscheide,
Die von der Werra bis zur Saale rennt
Und Recht und Sitte, Wildbahn und Gejaide
Der Thüringer von dem der Franken trennt.

Ein deutscher Bergpfad ist's! Die Städte flieht er
Und keucht zum Kamm des Waldgebirgs hinauf,
Durch Laubgehölz und Tannendunkel zieht er
Und birgt im Dickicht seinen scheuen Lauf.
Das Eichhorn kann von Ast zu Ast sich schwingen,
Soweit er reicht, und nicht zu Boden springen."

Hat er damit nicht doch das Vorrecht seiner poetischen Freiheit etwas zu sehr ausgenutzt, der Meister Scheffel? Ein ununterbrochener Waldbestand von 171 Kilometern Länge, eine Strecke also, die von Berlin bis Leipzig reichen würde, ist selbst für unser waldreiches Vaterland viel und muß dem Großstädter, der Bäume nur von Parkanlagen und Straßenalleen her kennt, als märchenhaft schönes Phantasiegebilde erscheinen. Und doch hat der Dichter fast buchstäblich recht. Durch acht verschiedener Herren Länder, aus der Ebene bis zu fast tausend Metern Höhe empor, bald als stiller moosbewachsener Fußpfad, bald als breite Heerstraße zieht sich der Rennstieg von Hörschel an der Werra bis Blankenstein an der Saale, immer eingerahmt von dunkeln Fichten, von rauschenden Eichen, vom grünen Blätterdom der Buchen. Für verwöhnte Leute freilich, die nur den Speisewagen im D-Zug für ein menschenwürdiges Beförderungsmittel halten, ist er nicht geschaffen; doppelsohliges Schuhwerk und ein wohlverproviantierter Rucksack sind für den achttägigen Weg, wo das eine Wirtshaus oft sechs bis sieben Stunden vom andern entfernt liegt, unumgängliche Erfordernisse. Dafür lohnt sich aber auch die Wanderung! Dem Historiker, zu dem die deutsche Vergangenheit in ihrer



Die „Wilde Sau", der älteste Denkstein am Rennstieg

ganzen zerrissenen Kleinstaaterei hier durch den Mund der Grenzsteine redet, wie dem Künstler, dessen Schönheitssinn überreiche Befriedigung findet, dem Naturfreund, der auf dem Waldgebirge die interessantesten geologischen Partien und stellenweise eine seltene alpine Flora studieren kann, wie dem einfachen Beobachter menschlichen Lebens, der in den Walddörfern hoch oben noch Leute trifft, die noch nie eine Eisenbahn gesehen haben — jedem wird der Rennstieg des Neuen und Bemerkenswerten die Fülle bieten.

Ueber Alter und Zweck des Bergpfades, der in solcher Ausdehnung in keinem andern Gebirge sich wiederfindet, sind die Gelehrten, seitdem Alexander Ziegler in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts und dann vor allem August Trinius, der bekannte Thüringer Wandersmann und Dichter, ihn für weitere Kreise aus seinem Dornröschenschlaf neu erweckt haben, nicht immer derselben Ansicht gewesen. Zur beliebigen Auswahl werden unter andern folgende Hypothesen geboten: daß Drusus ihn als römische Heerstraße erbaut, daß Karl der Große ihn als Grenzwall zwischen Thüringen und Franken angelegt, daß die Rossezüchter des Waldes ihn als Tummelplatz für ihre weitberühmten „Renner" geschaffen, daß die fürstlichen Jagdherren ihn als Scheide ihrer Wildgerechtigkeit ausgehauen haben — kaum gibt es noch Möglichkeiten, die nicht schon erörtert wären! Auch ob der Rennstieg bei Hörschel oder weiter westlich an der Werra beginnt, ob er in Blankenstein endet oder tief ins Böhmerland hinein seine Fortsetzung findet, ist zurzeit noch unentschiedenes Streitproblem der Forscher. Wer ohne den Ballast gelehrter Studien die Wanderung machen will, mag sich an dem poetischen Resümee unsers derzeitigen Wissens genügen lassen, das Scheffel im obenstehenden Gedichte ebenso klar wie zutreffend gegeben hat, und mag vielleicht auch noch der sagenumwobenen Erzählungen gedenken, die wir einem der besten Kenner deutscher Vergangenheit verdanken: wie in den Tagen Winfrieds, des Apostels der Thüringer, der Sorbenherzog Ratiz über den Kamm der Berge trabte oder wie gar schon zur Zeit des blutigen Ringens zwischen römischer Kriegskunst und germanischer Volkskraft hier die Grenze war, wo der Vandalenkönig Ingo vor seinen Feinden Schutz zu finden hoffte.



Partie aus Hörschel, am Beginn des Rennstiegs

Wie wichtig der Rennstieg als Markscheide seit der ersten urkundlichen Erwähnung vom Jahre 1330 immer gewesen ist, muß auch dem Wanderer auffallen, der nicht Historiker von Beruf ist. Gedenksteine in großer Zahl begleiten seinen Verlauf, meist Grenzsteine, die bald zwei, bald dreier Herren Länder (daher Dreiherrensteine) voneinander trennen, zum Teil von ehrwürdigem Alter, mit Moos bewachsen und wappengeschmückt, gelegentlich auch interessant durch die Ueberlieferung, die sich an sie knüpft. So am Westabhang des Inselsberges der Scheffelstein, benannt nach dem Dichter, der hier einst zum Abschluß einer in fürstlichem Auftrag mit Abgeordneten andrer Länder zusammen vorgenommenen Grenzbesichtigung und Grenzberichtigung ein einfaches Mahl gab, bei dem die drei Gesandten jeder auf ihres Herrn Gebiet den Stein umlagerten und doch aus einer Schüssel speisen konnten. So ein andrer, der älteste Stein am ganzen Rennstieg, freilich kein Grenzstein, aber fast von jedem Besucher Eisenachs aufgesucht wegen seines seltsamen Bilderschmuckes: die „Wilde Sau". Es ist ein Denkmal zum Gedächtnis daran, daß in früheren Zeiten, ehe noch die Herzoge von Weimar mit einem Vier-

gespann von Hirschen durch Wilhelmstal fuhren, das edle Weidwerk nicht immer ohne Gefahr war; der Balthasar Rodecher, der hier im Jahre 1483 von einem angeschossenen Wildschwein auf den Rücken genommen und fortgetragen wurde, wäre wohl kaum mit dem Leben davongekommen, wenn nicht ein Jagdgenosse mit sicherem Speerstoße das Ungetüm gefällt hätte. So endlich der Gedenkstein am Glöckner oberhalb Altensteins mit seiner rätselhaften Inschrift: „1813 wurde hier gepflanzt für 1871.“ Ist sie das Werk eines Propheten, der aus dem Zusammenbruch der napoleonischen Weltherrschaft das künftige Steigen und Siegen unsers Vaterlandes weissagte? Ach, die Wirklichkeit ist leider nicht so poetisch! Erst durch die späteren Ereignisse hat diese ursprünglich einfach forstwirtschaftliche Berechnung ihren Doppelsinn erhalten.

Mit leichter Mühe ließen sich die historischen Beziehungen und Stätten noch mehren. Man kann auf bequemem Pfad von der Höhe des Kammes hinabsteigen und aus demselben Quell trinken, an dem sich Luther erquickte, als er am 4. Mai 1521 bei Altenstein aufgehoben und auf die Wartburg gebracht wurde, oder kann diese schönste aller deutschen Burgen selbst besuchen, die der Wanderer vom Rennstieg aus während des ganzen ersten Reisetages bald hier, bald da in immer neuer Schönheit auftauchen sieht. Doch nicht in diesen geschichtlichen Erinnerungen liegt der Hauptreiz einer Rennstiegwanderung. Fast mehr noch lohnt der Weg, wenn man ihn nur um seiner wunderbar abwechslungsreichen Schönheit willen macht. In unsern Tagen, wo vernünftigerweise die Wertschätzung einer Reise nicht mehr proportional dem Quadrat der Anzahl der zurückgelegten Eisenbahnkilometer steigt, wo auch nicht mehr alpine Majestät ein unbedingtes Erfordernis ist, wenn ein Landschaftsbild für schön gelten soll, darf man mit Fug und Recht den Rennstieg zu den besuchenswertesten Reisezielen in unserm Vaterlande rechnen. Allerdings, worin das besondere Schöne gerade dieses Bergpfades liegt — die Frage würde nur auf dieselbe Art zu beantworten sein, wie Professor Quenglhuber Frau Buchholz über das Ideal aufklärte.



An der Werraquelle

Der Naturfreund wird vor allem entzückt sein über die Fülle der Kontraste, die sich ihm auf dem Wege darbieten, Kontraste in den Einzelheiten der mannigfachen Landschaftsbilder wie in dem ganzen Verlauf des Weges überhaupt. Ist nämlich die erste Hälfte der Wanderung, etwa bis zu dem Punkt, wo zum erstenmal die Eisenbahn mit Hilfe des Zahnrades bis zum Kamm des Rennstieges emporklimmt, die großartigere, so ist die zweite



Dorf Hörschel an der Werra



Dorf Friedrichshöhe

Hälfte dafür um so interessanter. Die Struktur des Gebirges ändert sich hier auf verhältnismäßig kurzer Strecke. Porphyr, Rotliegendes und Eruptivgesteine, die bisher vorgeherrscht hatten, treten zurück, die Schieferformation wird die überwiegende. Hand in Hand damit geht auch eine auffallende Aenderung in der Besiedelung des Gebirgskammes. Auf der ganzen ersten Hälfte des Rennstiegs stehen nur fünf menschliche Wohnungen, vier davon Gasthäuser, die gerade an den schönsten Stellen zu längerem Verweilen einladen. Jetzt tauchen die ersten Dörfer auf, ärmliche kleine Häusergruppen, fast ausnahmslos mit dem hier billigen Schiefer gedeckt und bekleidet, die sich wie die Hühner vor dem Habicht aneinander zu drängen scheinen vor irgendeinem unsichtbaren Feinde. Und sie haben auch einen Feind, diese melancholisch aussehenden Oertchen, einen grimmen, gefährlichen: den Winter. Ach, der Winter ist lang hier oben und kalt, bitter kalt! „Was sind denn das für sonderbare Klappen oben in den Fenstern?“ fragte ich unsre Wirtin in Friedrichshöhe. „Das sinne Schneeklappen.“ Schneeklappen? Ja, gewiß; wenn der Schnee drei Meter hoch bis an die oberen Fensterkreuze gestiegen ist und die zum Schutz gegen die Kälte und den Schneedruck vorgelegten Läden ganz bedeckt hat, kann man wenigstens die Klappen noch öffnen und mit Schaufeln und Hacken notdürftig Licht und Luft Eintritt verschaffen! Kein Korn wird reif auf diesen rauhen Höhen, nicht einmal Hafer, nur Kartoffeln, und auch die sind oft noch nicht alle geerntet, wenn schon die erste fußdicke Schneedecke das Land überzieht. Beinahe die Hälfte der Tage im Jahr sind Frosttage, Schnee fällt an siebzig bis achtzig Tagen! Und so wie hier ist es in den meisten Rennstiegorten. Die gewaltigen Reisigbündel und Berge von Scheitholz, die bei jedem Hause liegen und zu denen Frauen und Kinder Tag für Tag im Sommer neues Material herbeitragen, reden eine gar eindringliche Sprache für den im Sonnenschein vorüberwandernden Touristen, eindringlicher wohl als die Klage eines Glasbläsers, der seine Ansicht über das Klima in die Worte faßte: „Neun Monate haben wir Winter und drei Monate schlechtes Wetter. Es tät' not, man hätt' einen wattierten Regenschirm hier oben.“

Um den Wäldlern, die naturgemäß infolge dieser langen Winter auf häuslichen Erwerb angewiesen



Auf dem Gipfel des Inselsberges



Blick auf Dorf Limbach

sind und mit den früheren Holzschnitzereien nicht genügend verdienen können, Gelegenheit zur Verbesserung ihrer Lage zu geben, hat man der Industrie hier oben eine beachtenswerte Stätte geschaffen, hat Glas- und Porzellan-, Streichholz- und Tabakfabriken teils erweitert, teils neuangelegt, die stellenweise sich einen Weltruf erworben haben. Die Glasbläsereien in Lauscha, Neuhaus und Steinhaid, die Porzellanfabriken in Limbach und Scheibe, die Sonneberger Spielwarenindustrie schicken ihre Erzeugnisse in aller Herren Länder. Ein segensreiches, aber auch höchst notwendiges Unternehmen! Der Hungertyphus, der auch schon Gast hier oben war, wird ja wohl nicht wiederkehren, aber das entbehrungsreiche Leben in manchen Dörfern läßt doch Erinnerungen an die schlesischen Weber lebendig werden. Kartoffeln und Kaffee (und was für ein Kaffee!) bilden einen wichtigen Nahrungsteil, in kinderreichen Familien dabei noch in so spärlichen Quantitäten, daß man unwillkürlich an die Lebensregel jenes Geizhalses denkt: des Morgens nichts, des Mittags halbsatt und des Abends das, was vom Mittag übriggeblieben ist! Woher soll auch das Geld für bessere Ernährung kommen?



Gedenkstein am „Glöckner"

Erhält doch eine alte Frau, die Puppenköpfe bemalt — eine hier sehr häufig betriebene Heimarbeit —, für hundert Stück, wie sie mir sagte, fünfzig Pfennig, wobei sie die Farbe noch selbst bezahlen muß, und kann, wenn sie sehr fleißig ist, bis zu zweihundert Stück an einem Tag bemalen. Dabei 240 Prozent Kommunalsteuern! Ein armseliges Dasein, wahrhaftig! Es gehört die ganze unverwüstliche gute Natur des Wäldlers dazu, um dabei seinen Frohsinn zu bewahren!

Rennstiegdenkmal in Blankenstein a. d. Saale

Eine andre Folge des niederschlagreichen Klimas auf den Berghöhen (bis zu 1200 Millimetern im Jahr!) sind die ungemein zahlreichen Quellen des Thüringer Waldes, die, wenn sie auch nicht in der Mächtigkeit auftreten wie in den Hochgebirgen, doch noch einen ganz eigenartigen, anderwärts kaum wiederzufindenden Reiz besitzen: das hydrographische System Thüringens hat Wasserscheiden, wie sie selbst das Fichtelgebirge nicht kennt. Von der Werraquelle bis zur Schwarzaquelle, die beide dicht unterhalb des Rennstiegs entspringen, sind nur zehn Kilometer Entfernung, und das scheint noch viel, wenn man an dem im Juni 1906 eingeweihten Dreistromstein bei Sigmundsburg steht, wo von einer vielleicht hundert Meter im Durchmesser haltenden Hochfläche herab die Saar, Rambach und Grümpen zu Tal plätschern, um ihre Wasser später in Weser, Elbe und Rhein zu ergießen, an einem Platze, von dem schon der bekannte Alpenforscher Adolf Schaubach sagte, daß man hier eigentlich ein dreieckiges Haus bauen müsse, von dessen Dach das Wasser zu den drei Strömen hinabrinnen würde. Daß es übrigens wirklich ein solches Haus gibt, das mit seinem Giebel bei Regenwetter die Scheide, wenn auch nicht zwischen drei, so doch zwischen zwei Flüssen bildet, zwischen Rhein und Elbe, ist jedem Rennstiegwanderer bekannt. Es ist das Gasthaus in Limbach, vor dem man in buchstäblichem Sinn das Wort zitieren kann: „Wenn hier der Schnee schmilzt, strömt sein Guß zum Maine, was dort zu Tal träuft, rinnt zur Elbe fort."

Noch einmal, am letzten oder vorletzten Tage der Wanderung, treffen wir eine solche besonders auffällige Wasserscheide in nächster Nähe der andern Bahnlinie, die den Kamm des Rennstiegs durchschneidet und von Saalfeld nach Lichtenfels führt. Hier, wo der Rennstieg als breite, vielbefahrene Heerstraße sich durch den Hochwald zieht, steht ein Grenzstein, der außer dem bekannten weißen R, dem oft sehr willkommenen Zeichen, daß wir uns nicht verlaufen haben, die Inschrift trägt: „Wasserscheide am Thüringer- und Frankenwald nach der Elbe / dem Rhein". In steilem Abfall senkt sich die Chaussee rechts und links zu Tal, nördlich nach Sachsen-Meiningen, südlich ins Bayrische führend. Nach Bayern! Auch wer nicht auf Verschiedenheiten der Volkstrachten und Baustile der Bauernhäuser zu achten gewohnt ist oder an wessen Ohr der fränkische und thüringische Dialekt gleich unverständlich klingen, wird doch an einem merken, daß er in ein andres Land Einzug gehalten hat: am Bier. Was vor noch nicht allzu langer Zeit auf der bisherigen Strecke des Rennstiegs dem müden Wanderer zur Erfrischung als Landesprodukt kredenzt ward, würde einem fränkischen Bauern nur die mitleidige Kritik entlocken: „Naß is's, braun is's, kalt is's aa, aber ka Bier is's nöt!" Was wir jedoch im Frankenland auch in einfachen Dorfwirtshäusern, zum Beispiel Rodacherbrunn, wo nur fünf Häuser stehen, bekommen, das Liter für vierundzwanzig Pfennig, gehört zu der Sorte, die keine Flecke im Tischtuch verursacht — weil es nämlich schade wäre um jeden Tropfen, der vorbeifiele!



Abfuhr von Brennholz

Der Schluß des Rennstiegs bis zu dem gewerbfleißigen Blankenstein mit seinem Rennstiegdenkmal, das als Kuriosität sicher höher einzuschätzen ist wie als Kunstwerk, führt durch den letzten, den achten deutschen Bundesstaat, den wir auf unserm Wege kennen lernen. Welches Glück, daß es keinen Paßzwang und keine Steuergrenze mehr innerhalb des deutschen Vaterlandes gibt! Und auch so noch kann man infolge dieser Kleinstaaterei Ergötzliches genug erleben, selbst wenn man nicht in Kranichfeld weilt, wo die Hoheitsgrenze durch den Backofen eines Hauses geht, oder in Kammerberg bei Ilmenau einkehrt, wo der Grenzstein als wahrer „Stein des Anstoßes" mitten im Gastzimmer aus dem Fußboden aufragt, so daß bei verschiedener Polizeistunde in beiden Staaten trunkfeste Männer sich mit ihren Humpen nur an einen Nachbartisch zu setzen brauchten, um aus dem Weimarischen ins Gothaische zu kommen, und umgekehrt. Auch der Rennstieg selber bietet solcher Kuriosa die Menge. Der schmale Weg, der mitten über die Kuppe des Inselsberges hinzieht mit dem weißbemalten Grenzstein zur Seite, ist der Rennstieg, der hier Gotha von Preußen trennt. Wenn dann der Gendarm des einen Bundesstaates aus unbekannten Gründen, wie es wirklich geschehen ist, den Besuchern untersagt, sich im Grase behaglich auszustrecken, kann man mit zwei Schritten seinem Arm und Machtbereich zugleich entgehen und die unterbrochene Siesta ungestört zu Ende bringen, da zur Ueberschreitung der Grenze für ihn die Genehmigung des „jenseitigen" Landrates erforderlich ist. An einer andern Stelle, in einem Dorfe, dessen Name hier aus guten Gründen verschwiegen bleiben möge, bildet der Rennstieg die Ortsstraße und zugleich wieder die Landesgrenze. Rechts und links derselben erhebt sich je eine Kirche, obgleich die Zahl der Einwohner nur klein und ihre Kirchlichkeit, wie ein bekannter Schriftsteller versichert, so gering ist, daß es ihnen nicht möglich ist, Sonntags auch nur ein Gotteshaus ganz zu füllen. Indes, warum sollen fürstliche Untertanen es schlechter haben als herzogliche? Welche Fülle von Zeit und Aktenpapier ist nötig, um einem Dorf mit verschiedener Staatenhoheit eine gemeinsame Wasserleitung zu verschaffen, welche Garantien werden von der „fremden" Regierung gefordert, ehe Gasröhren und elektrische Beleuchtungsdrähte über die Grenze hinüber gelegt werden dürfen, und vor allem, welche Kosten verursacht diese vielfach geteilte Verwaltung!

Glücklicherweise haben die zunächst Betroffenen, die Dörfler selber, allem Anschein nach keine Empfindung für die Unannehmlichkeiten, die sich daraus ergeben, sie fühlen sich sogar ganz wohl in diesen Verhältnissen. Ja, für den Fremden hat es manchmal etwas Verwunderliches und Rührendes zugleich, welch heiteren Sinn bei schwerem Leben sich die Rennstiegbewohner bewahrt haben, wie sie, sangesfroh mit ihren Vögeln um die Wette, trotz engen Stuben und engen Grenzen an ihrer Heimat mit einer Liebe hängen, die dem Heimweh des Schweizers nach seinen Bergen kaum etwas nachgibt. Es muß doch, so viel auch das Gegenteil behauptet wird, der Sinn für die großartige Schönheit der umgebenden Natur, die für manches Ungemach entschädigt, bei ihnen durch den täglichen Anblick nicht abgestumpft sein, im Gegenteil, es wird gar mancher unter ihnen unbewußt nachempfinden, daß

„. . . Wer zu hören weiß in frommem Lauschen,
Wie, herrlicher als Lied und Kunstgedicht,
In stundenlangem leisem Wipfelrauschen
Des Waldes Seele mit sich selber spricht,
Der muß, wenn sommerliche Lüfte wehen,
Auf diesem Pfad als Wanderer sich ergehen."



An der Selbitzbrücke in Blankenstein, dem Ende des Rennstiegs



Der Klub der Rücksichtslosen

Eine auf strikter, absoluter Wahrheit fußende Geschichte

von

C. Lara

Ludwig Oelster, von seinen Freunden im „Tennisklub vereinigter Philister“ wegen mancher Charaktereigenschaften „Ludwig das Kind“, auch „Salomo“ genannt, stand in Seidenhut und Bratenrock vor dem Gartentor seiner väterlichen Villa und blickte überlegend die Straße hinunter. Eingeweihtere als der liebe Leser hätten unschwer an der Art, wie er Gesichter schneidend an seinem hohen Stehkragen riß und den steifen Hut in den Nacken schob, so daß das rote Haar in wirrem Büschel über die Stirn fiel, erraten, daß es ihm unbehaglich in der Haut war. Man höre: Ludwig das Kind hatte zwei Anstandsbesuche gegensätzlicher Art zu erledigen. Nummer eins: bei einem Studienfreunde, dessen uralter millionenschwerer Erbonkel — endlich wurde Geduld gekrönt! — gestern gestorben war; — also eine sehr fröhliche Gelegenheit. Nummer zwei: bei einem ihm bekannten Leutnant, der schwerer Schulden halber sich laut Zeitungsanzeige mit einem reichen, aber leider aller andern sonstigen Vorzüge des Körpers und der Seele baren „älteren jungen Mädchen“ verlobt hatte; — also ein höchst trauriger Fall.

Ludwig das Kind befand sich nun in derselben Lage wie das Katherlieschen im Märchen, das mit der Sichel im Felde stand und sich fragte: Schneid' ich erst oder schlaf' ich erst? Und da er mit dem Katherlieschen manches gemeinsam hatte, konnte er nicht anders, als zuerst das Angenehmere wählen, und das war in diesem Fall der Besuch bei dem glücklichen Erben. Ueber den zweiten, den traurigen, wollte er sich solange den Kopf nicht zerbrechen; der würde sich dann schon finden.

So schritt denn Ludwig das Kind, froh, vorab sein gewohntes vergnügt-spitzfindiges Gesicht beibehalten zu können, die Straße hinab. Unterwegs gab er sich selbst gute und nützliche Ratschläge, um die Lügen zu strafen, die da behaupteten, daß er stets alles verkehrt mache, und gelobte sich, den erbenden Studienfreund recht merken zu lassen, wie sehr und von Herzen er an seinem Glück Anteil nehme.

In solche tugendhaften Gedanken versunken, fiel es ihm weiter nicht auf, daß alle Jalousien am Hause des verstorbenen Onkels herabgelassen waren und eine Grabesstille herrschte. Erst als aus dem verdunkelten Zimmer, in das man ihn führte, einzelne schluchzende Laute drangen und er die schwarzgekleideten Gestalten der Erben erblickte, stutzte er ein bißchen. Da aber der Freund, bei seinem strahlenden Anblick sofort Böses witternd, ihm entgegeneilte, streckte er ihm treuherzig die Rechte entgegen, schlug ihn mit der Linken kräftig auf die Schulter und rief: „Na, alter Bursche, da wärest du ja endlich am Ziel deiner —“

Hier gelang es dem Freund, ihn in eine Ecke zu ziehen und ihm zuzuraunen:

„Um Himmels willen, Ludwig, zieh dein Taschentuch und heule, heule! Mach ein betrübtes Gesicht und rede möglichst keine Silbe, weder Trauriges noch Fröhliches, hörst du? Und dann empfiehl dich so schnell wie möglich wieder!“

Gedrückt saß Ludwig das Kind im Kreise der „Leidtragenden“, ihm gegenüber eine Dame, noch dazu die Haupterbin, die ununterbrochen ihr Taschentuch an die Augen führte und ihn dazwischen feindselig und abweisend ansah. Es war klar, sein Benehmen hatte höchsten Anstoß erregt, und so folgte er dem Rate des Freundes und empfahl sich schleunigst.

Ludwig das Kind hätte nicht „Ludwig das Kind“ sein dürfen, wenn er sich aus diesem Erlebnis eine Lehre für den zweiten Besuch gezogen hätte. Oder sollte er doch der durchtriebene Schalk sein, für den ihn manche hielten?

Genug, er trat mit Grabesmiene — die ihm nach dem soeben Erlebten ja nicht mehr schwer fiel — in das festliche Zimmer der Brauteltern, das in ein duftendes Blumenmeer getaucht war, ging mit dem Ausdruck tiefsten Mitgefühls dem „glücklichen Bräutigam“ entgegen und begann: „Mein lieber Junge, sei versichert —“

Der Leutnant preßte ihn schnell gefaßt in seine Arme, verschloß ihm den Mund mit zwei schallenden Küssen und rief in hemmungslosem Flusse, der jenen gar nicht mehr zu Worte kommen ließ:

„Ja, ich weiß wohl, welch innigen Anteil du an meinem Glücke nimmst! Gestatte, daß ich dir meine liebe Braut — ah, sie ist gerade von Gratulanten umgeben —! So sieh dir inzwischen diesen herrlichen Blumenflor an, das Symbol unsers Glückes —“

Und zwischen den unschuldigen Kindern Floras zischte er ihn an:

„Unglücksmensch, was machst du für ein Gesicht! Brautpaare strahlen, verstehst du? Und die

Gratulanten ditto, verstehst du? Steck schnell eine andre Miene auf, erzähle um Himmels willen keine Stammtischgeschichten und drück dich bald wieder, hörst du?"

Trotzdem konnte er es nicht hindern, daß Ludwig das Kind ein wenig, nur ein ganz klein wenig beim Anblick der Braut erschrak. Sie schien es nicht zu merken, aber das eisig kalte Wesen der Brautmutter, die seinen Eintritt beobachtet hatte, belehrte ihn, daß er auch hier höchstes Mißfallen hervorgerufen hatte. So bemerkte er denn nur, um doch etwas zu reden, daß es gut sei, wenn sein Freund, der bisher ein Schmetterlingsdasein geführt habe, nunmehr unter verständige, erfahrene Aufsicht komme, und wurde dann unter den Wutblicken der Braut und ihrer Mutter von dem glücklichen Bräutigam an die Tür begleitet.

Kopfschüttelnd ging er. Es dämmerte ihm, daß er trotz der besten Vorsätze auch an diesem Tage wieder mal „alles verkehrt" gemacht habe, und mit tiefem Seufzer gestand er sich, daß es unglaublich schwer sei, es den Leuten recht zu machen.

Als er sich der Vorstadt näherte, wo die Villen seines Vaters und seines Vetters nebeneinander standen, sah er einen großen Neufundländer auf einem Acker wühlen. Mit einem Ruck stand er still und blickte weitgeöffneten Auges dem Hunde entgegen, der jetzt in mächtigen Sprüngen auf ihn zujagte und ihm schweifwedelnd einen kleinen Gegenstand apportierte.

Ludwig das Kind stieß einen Wutschrei aus, da er den kleinen Gegenstand erkannte — und es war doch nur ein einfaches, verbogenes Hufeisen.

Dann nahm er es mit der Miene eines Menschen, der sich in ein längst geahntes Schicksal ergibt, an sich und trat gesenkten Hauptes in das hohe Gartengitter ein.

Zwei Villen standen, wie gesagt, hier nebeneinander. Das bizarr gebaute Eckhaus mit kleinem Garten voll wildwuchernder Blumenpracht war das Eigentum seines Vaters, des höchst gelehrten und in demselben Maße sonderlichen Professors der Kunstgeschichte Oelster. Daneben das von ausgedehnten Gartenanlagen umgebene, vornehm langgestreckte Haus, das des Professors verstorbener älterer Bruder, der Großindustrielle Oelster, erbaut hatte. Sein einziger Sohn Friedrich bewohnte es mit seiner Schwester Hanna, die jedoch nun im Begriff stand, zu heiraten. Die Hochzeit sollte am nächstfolgenden Tage stattfinden. Unter der Leitung Ludwig des Kindes, der sich auf solche Dinge trefflich verstand, sollte sie im Stile eines originellen Gartenfestes gefeiert werden. Schon waren Gärtner und Arbeiter damit beschäftigt, Pfeiler für Ausschmückung und Beleuchtung aufzurichten und auf der großen seitlichen Rasenfläche einen Tanzboden herzustellen.

Friedrich Oelster war ein ernster, fast vierzigjähriger Mann, doch aber voll Verständnis für die muntere Jugend; so hatte er derselben bereitwillig in seinem Garten einen wunderschönen Tennisplatz anlegen lassen. Hier kam der „Tennisklub vereinigter Philister" zusammen und hatte, ob er wollte oder nicht, den freigebigen Spender zum Präsidenten ernannt. Im Klub hatte jeder seinen Spitznamen, und der Präsident wurde nicht anders als „Friedrich der Weise" tituliert.

Friedrich der Weise selbst, obwohl noch Junggeselle, nahm wenig an den Spielen teil; dagegen versammelten sich die andern Mitglieder an diesen schönen Spätsommertagen täglich in seinem Garten. Auch jetzt, als Ludwig das Kind den hinter dem Hause liegenden Teich mit dem Springbrunnen umschritt, hörte er von ferne die Stimmen und das Lachen der Spieler. Er trat aber nicht in das Drahtgitter ein, sah sich auch nicht nach den seiner Aufsicht unterstehenden Arbeitern um, sondern setzte sich abseits unter ein Gebüsch und starrte trübsinnig vor sich hin.

Im Eifer des Spiels wurde sein Kommen nicht bemerkt. Da aber flog ein Ball übers Gitter und rollte vor seine Füße, und ein im Schmucke zweier wehenden Zöpfe hüpfender Backfisch eilte herbei, ihn zu holen. Es war Susi Beckerath, die Schwester zweier Klubmitglieder. Glühende Anbetung der „Großen", und der heiße Wunsch, es ihnen gleich zu tun, führten sie hierher. Selbstverständlich war si. nicht in den Klub aufgenommen, wurde aber geduldet, da sie die Bälle aufhob, und hatte wegen jenes Nachahmungstriebes den Spitznamen „Fips der Affe" erhalten.

„Minchen!" rief Fips der Affe in höchster Verwunderung — ich bemerke gleich, daß dies keine Anrede, sondern nur ein Lieblingsausruf ihrer älteren Schwester und somit auch der ihrige war —, „da sitzt Ludwig das Kind unterm Holunderbusch und bläst Trübsal! Kommt mal alle her, er hat gewiß was extra Witziges erlebt! Erzähle, Salomo, was ist los?"

Ein Lachen und Geschrei entstand. Mit Bällen und Schlägern kam die ganze Gesellschaft heran und umringte den Schwermütigen.

Vielleicht gestattet der liebe Leser, daß ich ihm die „vereinigten Philister" in aller Eile vorstelle:

1. Friedrich den Weisen und
2. Ludwig das Kind kennt er.
3. Alex Beckerath, ein hübscher und strebsamer junger Mann, Jurist; wegen seiner respektabeln Länge „Alexander der Große" genannt. Besonderes Kennzeichen: „Es ist erreicht"; aber etwas schüchternes Wesen.
4. Franz Richardt, Brückeningenieur, ein Lebemann, dem nichts Menschliches fremd ist. Spitzname: Richard Löwenherz. Besonderes Kennzeichen: zwinkert mit dem linken Auge.
5. Ludwig Fabri, Kandidat der Theologie, augenblicklich Hauslehrer im Beckerathschen Hause, kein Lebemann und jedem Menschlichen höchst fremd gegenüberstehend, genannt „Ludwig der Fromme" Besonderes Kennzeichen: stottert stark.
6. Lotte Oelster, Ludwig des Kindes Schwester, von ihrem Bruder „Chimära" getauft. Dies ist bekanntlich ein sagenhaftes homerisches Wesen, das aus Löwe, Ziege und Drache gebildet ist. Nach ihres Bruders Behauptung konnte kein treffenderer Name für sie ersonnen werden, da sie Stärke, Uebermut und fauchende Bosheit in sich vereinige. Besondere Kennzeichen: spöttische Augen, schnelle Zunge.
7. Lisa Beckerath, Schwester Alexanders des Großen, wegen ihrer frischen, burschikosen, allem „Tugendhaften" abholden Manier die „heilige Elisabeth" gerufen. Besonderes Kennzeichen: trägt Reform.

8. Magdalene Fabri, Ludwigs des Frommen einzige Schwester, ein seit dem Tode ihres geistlichen Vaters vom Schicksal arg herumgeworfenes ernstes Mädchen, Gesellschafterin und Stütze bei einer alten Dame. Trotz ihrem stillen Wesen wegen ihrer absoluten Verläßlichkeit und Gefälligkeit der Liebling im Klub, „Kassandra“ getauft. Besondere Kennzeichen: keine.

„Ludwig das Kind im Visitenwichs!“ rief die heilige Elisabeth, die Hände zusammenschlagend.

„Und mit einem Gesicht wie zehn überstandene Kondolenzbesuche!“ fügte Richard Löwenherz hinzu.

„Was hast du erlebt? Schieß los!“ rief es durcheinander.

„Ich fand ein Hufeisen —“ begann Ludwig das Kind mit dumpfer Stimme.

„Halt!“ unterbrach Alexander der Große. „Mensch, ich merke, du wirst eine weise Rede halten. Lagern wir uns!“

„Salomo will eine Rede halten! Lagern wir uns!“ wiederholte der Chorus ausgelassen. Bälle und Schläger flogen ins Gras; auf Grottensteinen und dem weichen Rasen nahm alles ungezwungen Platz.

„Ich fand ein Hufeisen —“ begann Ludwig das Kind von neuem, „es ist schon einige Zeit her. Ihr wißt, ich bin abergläubisch, und so nahm ich's als Glücksbringer mit nach Hause. An demselben Tage gab es mittags mein Leibgericht — aber von einer neuen Köchin total versalzen —, mein alter Herr hielt mir eine Standrede über mein Bummelleben, mein bester Freund wollte mir kein Geld pumpen, und als ich meine Angebetete — meine damalige Angebetete — auf der Straße traf, fiel ich vor ihren Augen beim Grüßen vom Trottoir in den Rinnstein. Ich ging nach Hause und warf das lügenhafte Hufeisen bleich vor Wut in den Papierkorb. Am andern Morgen lag es ganz unschuldig wieder auf meinem Schreibtisch — das Stubenmädchen hatte es beim Entleeren gefunden. Mit einer Verwünschung ging ich an den Ofen und warf es — das heißt nicht etwa das Stubenmädchen, sondern das Hufeisen — ins flackernde Feuer. Hätte ich doch das Stubenmädchen mit hineingeworfen! Sie fand es auch hier im Aschkasten und legte es, meine Vorliebe für solche Fundobjekte kennend, wiederum auf meinen Schreibtisch. Da lag es, ein bißchen rötlich und verbogen, sonst aber wohlbehalten und, als im Feuer geläutert, mich überlegen anblickend. Ich rief besagtes Mädchen herbei und sagte ihr, wenn ihr das Leben lieb sei, habe sie dafür Sorge zu tragen, daß mir dieses Eisen nie — sie höre doch wohl? — nie, niemals wieder unter die Augen komme. Dann verfluchte ich das Eisen, warf es ihr in die Schürze, und da sie zitternd und erschrocken damit aus dem Hause floh, lachte ich mir ins Fäustchen. Denn nun glaubte ich mich von diesem Dämon befreit. Kurze Zeit darauf saß ich bei großer Dürre nach meiner Gewohnheit simulierend auf einem verwaschenen Stein im Flußbette, als ich in einiger Entfernung etwas blinken sah. Ein Schrei des Entsetzens entfuhr mir, als ich jenes selbe verbogene Unglückseisen erkannte, das sich wie ein Verhängnis an meine Fersen zu heften schien, und das mich höhnisch angrinste. Das Mädchen war frei von Schuld: sie war eine halbe Stunde weit an den Fluß gelaufen und hatte das Eisen hineinversenkt. Ich saß dort an derselben Stelle eine Stunde unbeweglich und stierte auf jenes Trugwesen — denn daß es ein Wesen war mit irgendwelchen verborgenen Tendenzen, die sich gegen mich richteten, erschien mir außer Zweifel. Dann ging ich nach Hause, holte Hacke und Schippe und grub abseits von der Chaussee auf dem Felde dem Hufeisen ein Grab. Seitdem ging ich im Bogen um jenen Acker herum, besonders da ich im Frühjahr dort die Pflugschar erblickt hatte. Aber was hilft's?“

Er stand auf und zeigte das Hufeisen.

„Seinem Verderben entrinnt man nicht! Phylax hat es ausgescharrt und mir feierlich überreicht. Hier ist's. Und wenn ich es in einem Eilpaket nach Amerika schickte, würde es mich wieder zu finden wissen — und wenn ich es in einen Nagel umschmelzen ließe, so würde dieser Nagel noch ein Nagel zu meinem Sarge werden.“

„Tröste dich, mein Sohn,“ sagte Alexander der Große väterlich. „Meine Tante hat einen Onkel, dessen Vetter einen Kapitän in den chinesischen Gewässern zum Freunde hat; dem will ich das Ding hinschicken, er soll es ins chinesische Meer versenken, wo es am tiefsten ist.“

„Wenn es dann nur nicht wie der Ring des Polykrates in einem Fische, den ich als Greis mal esse, aufersteht, um gegen mich zu zeugen! Aber immerhin — tue dieses!“

„Du hast uns noch immer nicht gesagt, warum du im Visitenwichs bist!“ rief Fips der Affe ungeduldig.

„Noch nicht gesagt!“ fuhr er auf. „Alles habe ich damit gesagt! Das Leben ist Lüge und Schein wie dieses Hufeisen, und wir können uns nicht aus ihren Schlingen reißen, so viel Mühe und Tugend wir auch daranwenden. Es spiegelt uns Glücksträume vor, wie es dieses rostige Ding mir auch tat, aber es betrügt und belügt uns, ob wir wollen oder nicht!“

„Nun sage endlich, woher dir in dieser Stunde solch salomonische Weisheit kommt!“ lachte Chimära.

Ingrimmig, von der Heiterkeit der „Philister“ vielfach unterbrochen, erzählte Ludwig das Kind den Hergang seiner beiden Besuche.

„Seht ihr,“ schloß er salbungsvoll, „wer ehrlich durchs Leben gehen will, macht alles verkehrt! Ohne Lüge und Verstellung kommen wir nicht weit!“

„Hoho!“ rief Alexander der Große.

„Wenn ich nicht will, lüge ich nicht,“ sagte die heilige Elisabeth heftig.

„Lügen und rücksichtsvolles Verständnis üben ist zweierlei!“ bemerkte Kassandra vermittelnd, aber es wurde nicht auf sie gehört, und alle wiederholten:

„Wenn ich nicht will, lüge ich nicht!“

In Ludwig des Kindes Augen kam jenes verdächtige witternde Leuchten, das seinen dummen Streichen vorauszugehen pflegte.

„Würdet ihr euch verpflichten, einen oder zwei Tage lang nicht zu lügen?“ sagte er.

„Natürlich!“

„Zwei Tage — bah! Zwei Wochen!“

„Zwei Monate!“

„Mich soll einer zum Lügen zwingen!“

Ludwig das Kind sah die erregt durcheinander Rufenden überlegend an, bis sein Blick nachsinnend auf Kassandra haften blieb. Er stand auf und rief einen in der Nähe arbeitenden Gärtner herbei.

„Hermann! Grabe hier ein tiefes, tiefes Loch. Breit braucht es nicht zu sein — stelle dir etwa vor, daß die meterlange Zunge deiner teuern Ehehälfte hineinversenkt werden sollte. In dieser süßen Illusion grabe mit Fleiß und Freudigkeit! — Kommt!"

„Salomo hat was vor! Es gibt einen Hauptspaß!" Und lachend folgte ihm die ganze Schar.

Er führte sie durch ein Pförtchen in den Garten seines Vaters, dann in die Villa und eine hohe Treppe hinauf in sein Zimmer. Es war das Turmzimmer der Villa, kreisrund und in mancher Beziehung ebenso merkwürdig wie sein Besitzer.

Die Wände waren, wie außen, so auch innen mit Schlinggewächsen bedeckt, die sich aus grünen rohrartigen Kübeln vom Fußboden emporrankten. Dazwischen große Käfige mit allerlei singenden und kreischenden Vögeln und Glaskästen mit Stein- und Muschelsammlungen. In der Mitte des Zimmers ein mächtiges Aquarium mit einem plätschernden, selbsttätigen Springbrunnen. Weiße Vorhänge fehlten, dagegen waren derer an jedem Fenster zwei andre angebracht, ein blauer und ein roter, da Ludwig das Kind behauptete, daß zu den verschiedenen „Stimmungen und Verstimmungen" auch verschiedenes Licht gehöre. Beim Nachgrübeln zog er die roten, beim Ausruhen die blauen zu, bei Kater mußten die blauen, bei Influenza die roten heran und so weiter.

Ludwig das Kind lud nunmehr seine Gäste zum Sitzen auf Ruhebett, Stühlen und Schemeln ein, zog die roten Vorhänge vor, nahm aus einem Wandschränkchen ein halbes Dutzend verschiedenerlei Flaschen und verschwand damit im Nebengemach, seinem Schlafzimmer.

Bald hörten die gespannt Wartenden ein glucksend-klatschendes Geräusch, etwa wie wenn gebuttert wird. Richard Löwenherz und Alexander der Große spitzten die Ohren.

„Was hantierst du denn da eigentlich?" rief Chimära ungeduldig.

„Nur einen ganz harmlosen Cocktail!" schallte es von innen. „Zur Stärkung. Ich bin gleich fertig."

Wirklich trat er nach einigen Minuten mit einem undefinierbaren Trank heraus, entnahm seinem Schränkchen eine Anzahl Weingläser und schenkte sie voll.

Dann stellte er sich in die Mitte und sagte mit erhobenem Zeigefinger:

„Eins muß ich bemerken — und Richard Löwenherz und Alexander der Große werden es bezeugen — schluckweise genommen, beschwipst euch das Zeug niederträchtig, wohingegen durch schnelles Hinuntergießen eine ideale Wirkung erzielt wird — zum Henker, was tut denn der Affe hier?" unterbrach er sich unangenehm überrascht.

„Laß mich hier, Salomo," rief flehend Fips der Affe, der sich der Korona unbemerkt angeschlossen und die rote Dämmerung im Zimmer benutzt hatte, um unbemerkt zu b l e i b e n. „Schweigen kann ich wie ein Grab, niemand aus der Selekta soll etwas davon erfahren! Wenn du mich aber fortschickst, verrate ich, was ihr vorhabt!"

„Deine Drohungen schrecken mich nicht!" entgegnete Ludwig das Kind großartig. „Aber es kann auch dem jugendlichen Gemüte nicht schaden, wenn es früh auf den Weg der Wahrhaftigkeit und Tugend geleitet wird. Verweile! Und nun: Prosit Rest!"

Damit kredenzte er ernsthaft reihum. Während alle, Ludwig der Fromme als zukünftiger Pastor einbegriffen, unbedenklich das Glas leerten — Fips hatte nur ein Schlückchen erhalten —, zögerte Kassandra, tat aber auf Ludwig des Kindes Schelten schließlich das gleiche.

„Famos!" rief Alexander der Große.

„Noch eins!" Richard Löwenherz.

Die Mädchen aber schüttelten sich und schnappten nach Luft.

Ludwig das Kind zog gelassen die roten Vorhänge zurück, zog die blauen statt dessen vor, und plötzlich trat eine Stille ein. Eine sonderbare magische Stimmung erfüllte das Gemach und legte sich beklemmend auf die Gemüter der von dem schrecklichen Trank Benommenen. Die Vögel, die beim Eintritt gekreischt und gesungen, saßen still in der Dämmerung, der Springbrunnen plätscherte eintönig, über die grünen Laubwände huschte ein merkwürdiges bläuliches Licht.

Ludwig das Kind trat in die Mitte, wo er jeden im Halbkreis genau beobachten konnte, und sprach mit hohler, beschwörender Stimme:

„Also ihr seid willens, der Lüge und Verstellung, als eines wahrhaft edeln Menschen unwürdig, zu entsagen?"

„Ja!" tönte es einstimmig in der Runde.

„Und zu diesem Zwecke versprecht ihr im voraus, mir ein Gelübde nachzusprechen?"

„Ja!" antworteten alle unbedacht.

„So sprecht mir jeden Satz nach. Ich schwöre —"

„N—nein, ich — ich — schw—schw—schwöre nicht!" sagte Ludwig der Fromme so fest, wie es seine Zunge erlaubte.

„Nun denn," rief Ludwig das Kind ärgerlich, „also: Ich verspreche an Eides Statt bei meiner Ehre —"

„Hu, wie schrecklich," spottete Richard Löwenherz; aber mit den andern, die in einer seltsamen traumhaften Befangenheit wie gebannt saßen, sprach er gehorsam jedes Wort nach.

„— mich mit allen Kräften zu befleißigen, in der nächsten Zeit, mindestens aber zwei Tage lang —"

„Zu kurz!" rief Fips der Affe.

„Schweig, oder ich werfe dich hinaus. — Zwei Tage lang wissentlich keine Unwahrheit auszusprechen, keine Tat, ob böse oder gut, keinen Gedanken, ob böse oder gut, zu verhehlen —"

„Das ist unmöglich!" sagte Kassandra ruhig.

„Siehst du das schon ein?" lachte er. „Nun, lassen wir's, ihr hättet sonst in diesen Tagen die Welt auf den Kopf gestellt!"

„Es wäre auch nicht gut und wünschenswert!" sagte Kassandra wieder.

„Jedenfalls aber ein reizendes Experiment! Aber gut, was hattet ihr zuletzt gesagt: Wissentlich keine Unwahrheit auszusprechen."

Er besann sich eine Weile und blickte Kassandra an.

„So geht's! Auf jede Frage wahrheitsgetreu Antwort zu stehen — und zwar klar und deutlich, ohne zu versuchen, sie zu umgehen —"

Mit einem spitzbübischen Lächeln, da er sie's arglos nachsprechen sah, fuhr er fort:

„Keine Verstellung zu üben, ob sie mir nun nützlich ist oder nicht, und in keinem Falle mit meiner Meinung und inneren Ueberzeugung zurückzuhalten. Vor allen Dingen verspreche ich, keinem Menschen außer den hier Anwesenden etwas von diesem Gelübde zu sagen. Gebunden halte ich mich an dies Versprechen an Eides Statt für zwei Tage, von heute dem 4. September abends 7 Uhr 59 Minuten ab bis zum 6. September um dieselbe Stunde. Ich habe gesprochen!" endete er pathetisch. „Nun folgt mir in den Garten."

„Minchen, wie leicht, wie einfach!" rief Fips der Affe. Aber die andern schwiegen. Stumm verfügte sich der ganze Zug in den Garten Friedrichs des Weisen hinab.

Hier ließ Ludwig das Kind alle Aufstellung um das vom Gärtner gegrabene Loch nehmen, ergriff das Hufeisen, das noch auf der Rasenbank lag, warf es in die Grube und improvisierte mit Pathos:

„Nimm, o Tiefe des Erdenschlunds,
In dich auf den Feind unsers Bunds
Nicht sollst du auferstehen,
Ehe dies alles geschehen.
Wer das Versprechen gab,
Werfe Erde hinab!"

Damit warf er eine Handvoll Erde hinab, und alle folgten seinem Beispiel.

„Hermann!" rief Salomo den in der Nähe grinsend stehenden Gärtner herbei, „umgib diese Stelle mit einem hohen festen Lattenzaun, den weder Tier noch Mensch umzustürzen vermögen. — Ihr seid entlassen!" wendete er sich zu den andern.

„Um gleich den Anfang mit der Aufrichtigkeit zu machen," sagte die heilige Elisabeth, „sage ich dir, daß dein Cocktail oder wie das Zeug heißt, ein ganz niederträchtiges Gebräu ist und du selbst ein arger Gauner!"

„Sehe ich beschwipst aus, Herr Kandidat?" fragte Chimära übermütig; es war ihre Spezialität, den armen Kandidaten in Verlegenheit zu setzen und ihn dadurch ins Stottern zu bringen. Denn nie stotterte er schlimmer als in Damengesellschaft.

„O — o — gnä—gnädiges Fr—Fräulein sch—sche—scherzen —" dann aber, bei einem zufälligen Blick in Ludwigs des Kindes Gesicht besann er sich, richtete sich straff auf und sagte ohne Zögern:

„Da ich nun ehrlich sein muß, etwas glänzendere Augen und ein röteres Gesicht als sonst haben Sie allerdings, gnädiges Fräulein!"

Einen Augenblick verharrte alles starr vor Staunen; dann rief die heilige Elisabeth jubelnd:

„Er stottert nicht mehr! Salomo, ich habe dich eben einen argen Gauner geschimpft — ich nehme alles zurück und behaupte das Gegenteil! Dein Einfall heilt unsern lieben frommen Ludwig vom Stottern!"

„Wißt ihr, daß es acht vorbei ist?" mischte sich Fips ins Gespräch. „Mama wird schelten, sie hält so auf Pünktlichkeit!"

Die drei Geschwister brachen eilig auf. Ihnen vorauf noch eilten der Kandidat und seine Schwester, die in ihrer abhängigen Stellung doppelte Rücksicht auf Pünktlichkeit zu nehmen hatten.

Richard Löwenherz trat gelassen zu Ludwig dem Kinde, und ihm die Hand auf die Schulter legend, sagte er:

„Da ich nun ehrlich sein muß, wie Ludwig der Fromme so schön sagte, so vernimm, daß du doch ein ganz durchtriebener Schlingel bist, der seinen Freunden soeben ein dickstrickiges Netz übergezogen hat, das sie erst fühlten, nachdem sie darin saßen, und in dem sie zwei Tage lang mächtig zappeln werden. Schlau hast du das angefangen, Kerl! Denn man mag sonst über Ulk denken, wie man will — diesen hast du so mit Ernst vermengt, daß selbst ich so etwas fühle wie die Verpflichtung, den ‚Eid' zu halten!"

„Warum aber auch nicht, Richard Löwenherz!" rief Chimära, deren Augen vor Vergnügen funkelten. „Eine prachtvollere Gelegenheit, den guten Spießbürgern dieser Stadt einmal gründlich die Wahrheit zu sagen, ohne Gewissensbisse dabei empfinden zu müssen, gibt es ja gar nicht wieder! Wie oft habe ich mir die Zunge blutig beißen müssen, um die Wahrheiten hinunterzuschlucken, die herauszuschleudern sie im Begriff war!"

„Mir aus der Seele gesprochen, Fräulein Chimära! Machen wir einen Pakt! Die gute Stadt soll Kopf stehen ob all der Wahrheiten, die wir zwei in diesen Tagen über sie ausgießen werden! Aber die Wahrheit — nichts als die Wahrheit —"

„Wie wir sie sehen!" vollendete Chimära seelenruhig mit ihrer scharfblickenden Satire. „Mehr kann auch Salomo nicht verlangen!"

„O ihr Otterngezücht! Ihr Leute mit den gespaltenen Zungen!" schalt Ludwig das Kind, aber lachend zogen die beiden ab, und er blickte ihnen mit seinem spitzbübischsten Gesicht nach.

Da sah er Friedrich den Weisen aus seiner Fabrik zurückkehren. Er war der einzige Mensch, der ihm imponierte, obschon verschiedenere Charaktere nicht zu denken waren. Schon als Knabe hatte er eine glühende Verehrung für den viel älteren Vetter gefühlt. Ihm offenbarte er alle Nöte seines widerspruchsvollen Wesens, und der Aeltere gab ihm Vertrauen und Zuneigung zurück.

„Weiser Friedrich!" rief er ihm entgegen, „dein treuer Vasall ist wieder einmal für dich tätig gewesen! Wenn sich dir in diesen Tagen die Zauberblume nicht erschließt, dann bist du ein ganz ungeschickter Gesell!"

„Was soll das heißen? War sie hier?" fragte Friedrich der Weise mit einem heißen Erschrecken. „Ist das nun Ernst oder nur einer von deinen dummen Streichen?"

„Beides, weiser Friedrich, beides! ‚Sie' war hier! ‚Lerne nur das Glück ergreifen' und so weiter. Mehr sage ich nicht. Mein Mund muß und kann schweigen!"

Und auf weitere Erklärungen ließ er sich nicht ein.

•

Ludwig der Fromme und seine Schwester Kassandra waren auf dem Rückwege mit ihren Gedanken beschäftigt, die sich um das abgegebene „Versprechen an Eides Statt" drehten. Als gewissen-

hafte Naturen empfanden sie das „dickstrickige Netz“ doppelt lastend und wunderten sich, daß ihnen die Tragweite ihres Gelübdes erst nachher aufgegangen war.

Der Kandidat war bisher ein bedauernswerter Mensch gewesen. Von seinem sonderlichen, puritanisch denkenden Vater, einem orthodoxen Landgeistlichen, zum fanatischen Glauben und zur strikten Wahrheitsliebe erzogen — niemals wurde er stärker bestraft als auch nur bei der kleinsten Lüge —, geriet er nach dem Tode desselben in den ärgsten Zwiespalt. Nicht als ob er jemals in seiner festgeankerten dogmatischen Ueberzeugung irre geworden wäre; aber es war alles danach angetan, ihn seine Natur verleugnen zu machen. Sein Studium geschah nach des Vaters Tode auf Kosten eines liberal denkenden Patronatsherrn, dem nichts mehr zuwider war als „Kopfhängerei“, und in dessen Hause der Jüngling niemals seine Ansichten äußern durfte; demgemäß schickte er ihn auf Universitäten, wo eine freie Luft wehte und die aufgeklärtesten Theologen lasen. In diesem Milieu waren die Ansichten des Studenten, dessen Ueberzeugung unerschütterlich blieb, den ärgsten Angriffen, ernsten und spöttischen, ausgesetzt, besonders von seiten der Kommilitonen. Es fehlte ihm eben an dem geschlossenen Selbstbewußtsein, dem harten Sichdurchsetzen des Vaters; dazu hatte er stets zu sehr unter der Knute gelebt. Sein größter Schmerz war, daß seine Schwester, eine selbständigere und freiere Natur, nicht seine Ansichten teilen konnte, sondern sich zu einem ihr ganzes Wesen fromm durchdringenden freien Monismus durchgerungen hatte.

Es war kein Wunder, daß der Kandidat, in beständiger Angst, Anstoß und Zurückweisung zu erleben, nachdem er die Lizenz zum Predigen erhalten hatte, auf der Kanzel nicht erwärmen konnte. Er wagte nicht mehr aus sich herauszutreten, und in jener Zeit begann das unselige Stottern. Einem Unterricht, den er zu dessen Bekämpfung nahm, gelang es zwar, ihn dahin zu bringen, daß wenigstens die Gottesdienste, die er hin und wieder in Vertretung verhinderter Geistlicher abhielt, ohne nennenswerte Stockungen vorübergingen; aber die Angst, in seinen Fehler dabei zu verfallen, ließ seine Worte leer und ausdruckslos erscheinen. So hatte er mutlos die Hauslehrerstelle bei den jüngeren Söhnen des Kommerzienrats Beckerath übernommen; aber er mußte erfahren, daß die geräuschvolle Atmosphäre des lebhaften Hauses doppelt niederdrückend auf seine Menschenscheu und fördernd auf seinen Zungenfehler, der doch nur seelischen Motiven entsprang, einwirkte.

Sie waren jetzt an dem prunkvollen Hause angelangt; hastig, da die festgesetzte Abendbrotstunde schon überschritten war, reichte Ludwig der Fromme seiner Schwester die Hand, und nach ihrem kurzen herzlichen Abschiedsgruß trennten sie sich.

Der Herr des Hauses, Kommerzienrat Beckerath, ein rechter Hauspatriarch nach altem selbstherrlichem Muster, war verreist, sonst würde wohl auch alles pünktlich versammelt gewesen sein. Seine Frau stand mit ihrem nervösen und klagenden Gesicht am Treppenabsatz und schaute nach ihren Kindern aus. Ludwig der Fromme entschuldigte sein Verspäten, kündigte das baldige Erscheinen der andern an und verfügte sich in das leere Eßzimmer. Bald darauf erklangen die frischen Stimmen der Ankommenden, die sich unterwegs schon gegenseitig mit „Wahrheiten“ traktiert hatten, „um sich zu üben“.

„Wo bleibt ihr nur so lange?“ rief die Mutter ihnen entgegen. „Die Tante Exzellenz ist aus N. herübergekommen und wartet schon lange auf euch.“

„Auf mich schwerlich,“ sagte Alexander der Große trocken, „denn wir haben uns gegenseitig nie ausstehen können.“

Entsetzt winkte die Kommerzienrätin mit der Hand, der Besuch befände sich nebenan und verstände jedes Wort; aber die heilige Elisabeth rief unbekümmert:

„Die Tante Exzellenz! Wie schade! Die erzählt nun wieder unaufhörlich Klatschgeschichten, und ich hatte mich schon auf einen gemütlichen Abend gefreut!“

„Warum kommt sie wohl immer nur, wenn Papa verreist ist?“ fragte Fips. „Ich glaube fast, die zwei können sich auch nicht —“

Hier gelang es der empörten Mutter, dem Backfisch mit einer an ihr ungewohnten Energie den Mund zuzuhalten. In Anbetracht des nebenan wartenden Gastes schluckte sie aber mit unerhörter Anstrengung Zorn und Aerger hinunter und preßte in der krankhaften Hoffnung, die etwas schwerhörige Tante möchte diese Liebenswürdigkeiten nicht verstanden haben, mit gezwungener Heiterkeit hervor:

„Geht da hinein, Kinder, und begrüßt den Besuch!“

Die Tante saß mit zusammengepreßten Lippen im Sessel, denn obwohl nicht alles, hatte sie doch genug von dem draußen Gesprochenen verstanden, erhob sich und sagte mit süß-säuerlicher Miene:

„Allzusehr willkommen scheine ich den lieben Kindern ja nicht zu sein! Freut ihr euch denn nicht ein bißchen, daß die alte Tante euch mal besucht?“

Alexander der Große brummte bei dieser kritischen Frage etwas allen Unverständliches in den hochgesträubten Schnurrbart, womit er sein Gewissen beschwichtigte. Die heilige Elisabeth sah in das wenn auch nichtssagende, so doch gutmütige alte Gesicht — und schwieg. Fips dem Affen aber kam der rettende Gedanke, daß die Tante ihr stets etwas mehr oder minder Schönes mitzubringen pflegte, und so rief sie, schnell den Gast umarmend:

„Nicht nur ein bißchen, sondern sogar mächtig!“

Man lachte und ging zu Tisch.

„Weißt du,“ flüsterte die heilige Elisabeth ihrem Bruder zu, „ich glaube, ich habe schon gegen den elendigen ‚Eid‘ verstoßen, aber ich hätte mir eher die Zunge abgebissen, ehe ich die alte Schachtel so jämmerlich vor den Kopf gestoßen hätte.“

Da die Tante die Kosten der Unterhaltung ausschließlich allein trug, was ihr weiter nicht schwer fiel, da die drei Verschworenen, obwohl sonst nicht auf den Mund gefallen, sich in ein vorsichtiges Schweigen hüllten, ging das Abendessen ohne Störung vorüber. Nur zum Schluß, als der Backfisch in immer merkbarere innerliche Heiterkeit verfiel, fragte die Kommerzienrätin scharf:

„Warum lachst du denn eigentlich, Susi?“

Fips erschrak und bekam einen roten Kopf.

„Muß ich es sagen?“ fragte sie zögernd.

„Nein, nein!“ rief die durch die eben gemachten Erfahrungen Böses ahnende Mutter hastig. „Geh auf dein Zimmer! Du benimmst dich in einer Weise, die dein Verschwinden wünschenswert macht!“

Fips erhob sich schleunigst und verschwand. Aber draußen vor der Tür fiel ihr ein, daß sie beschworen, „auf jede Frage wahrheitsgetreu Antwort zu stehen, ohne zu versuchen, sie zu umgehen“.

Herzklopfend riß sie die Tür wieder auf und sagte klar und deutlich in die entstehende Stille: „Ich lachte, weil die Tante Exzellenz genau dieselben Geschichten erzählt wie das letztemal, und weil die Mama so tut, als wenn sie die nie gehört hätte, und immer nur Zeit hat, ‚ja ja‘ und ‚nein, wirklich!‘ dazwischen zu sagen,“ — sie holte tief Atem — „und weil Ludwig der — und weil der Herr Kandidat vergessen hat, sich die Hände zu waschen — und außerdem vom Tennisspiel einen Schmutzfleck mitten auf der Nase!“

„Susi!!“ rief die empörte Mutter, die während dieser Rede sprachlos dagesessen hatte, zornbebend aufschnellend und nach der Tür weisend. Was sie weiter sagte, hörte das Enfant terrible nicht mehr, da es sich längst außer Hörweite befand. Wer aber gedacht hätte, daß sie zerknirscht sei, täuschte sich sehr. Mit erhobenem Kopf und einem Märtyrergesicht schritt sie die Treppe hinauf — denn wer war edler, sie, die pflichtgetreue Susi, oder die „scheinheilige Elisabeth“ und der „feige lange Schlacks“, denen vor Angst „der Mund verschlagen“ war? Die in Aussicht stehende Strafe wollte sie in diesem erhebenden Bewußtsein gern auf sich nehmen — wenn nur der Vater nicht zurückkam während dieser zwei Tage! Denn über die zwei Tage hinaus, die sie doch vorher „viel zu kurz“ gefunden hatte, der „Verstellung zu entsagen“ — das fiel auch der mutigen Susi nicht mehr ein!

Jetzt aber schnell ans Werk! An das Werk, das Fips gleich bei Abgabe des Eides eingefallen war! Die Gelegenheit war günstig; denn für die nächste halbe Stunde störte sie keiner. Außerdem litt die Sache keinen Aufschub, der neue Mensch in Fips duldete ja kein Geheimnis. Es brannte ihr aber eins auf der Seele, ein fürchterliches, ein schreckliches: hoffnungslose, schwärmerische Liebe zu ihrem Klassenlehrer, Oberlehrer Böhme. Wie gern hätte sie ihm schon lange Beweise davon gegeben, Blumen und Briefe geschickt, wie die andern es zuweilen taten, aber die Angst vor dem Vater, wenn es herauskäme, war doch zu groß. Jetzt aber durfte sie nicht länger schweigen, es wäre ein Verbrechen gewesen!

Sie schlüpfte in das Zimmer ihrer Schwester und nahm am Schreibtisch Platz. Daß sie seit langem bestrebt war, deren Steilschrift, die ihr gewaltig imponierte, nachzuahmen — wenn auch nur „privatim“, da sie in der Schule nicht erlaubt war — und zu diesem Zweck dieselben englischen Federn gekauft hatte, nimmt bei Fips dem Affen ja nicht wunder. Aber in diesem Falle fand sie auch der heiligen Elisabeth entzückendes, fliederfarbenes Briefpapier mit dem schicken, hochmodernen Format passender als ihre eignen „dummen Kinderwische“.

Der duftende Bogen nahm einen schwärmerischen Erguß, in dem von der „ewigen, nie verlöschenden Liebe eines treuen Mädchenherzens“ und ähnlichem mehr die Rede war, geduldig auf und wurde unterschrieben: „Eine glühende Verehrerin.“

Daß sie mit dieser Anonymität eigentlich auch gegen den Eid verstieß, das fiel der gewissenhaften Märtyrerin der Wahrheit nicht ein. Es wäre sonst ein Kapitel dieser Geschichte gegenstandslos geworden, und der in diesem Falle, wo doch alles nur auf striktester Wahrheit aufgebaut ist, doppelt gewissenhafte Chronist hätte sich einige saure Schweißtropfen weniger abzuwischen brauchen.

Gerade hatte Fips den Brief mit dem ebenfalls hochschicken, ebenfalls fliederfarbenen Siegellack der Schwester gesiegelt und blickte hochbefriedigt auf ihr Werk, als die Tür aufgerissen wurde und die heilige Elisabeth erregt eintrat. In der übelsten Laune warf sie den Backfisch, der kaum Zeit hatte, den Brief in die Tasche zu versenken, aus dem Zimmer und schloß die Tür ab, um sich ungestört allein über „den Gauner, den Salomo, der sie in so viele Ungelegenheiten brachte“, ärgern zu können. Sie bedachte nicht, daß sie selbst das stolze Wort gesprochen hatte: „Wenn ich nicht will, lüge ich nicht,“ und sich in der ersten Hitze auf „zwei Monate“ verpflichten wollte.

Auch sie war „wie ein Baby“ aus dem Zimmer geschickt worden, und das ging so zu: die Tante hatte nach dem Abendessen ihr Mitbringsel hervorgekramt und der heiligen Elisabeth eine „geradezu unmögliche“ Schleife von Atlasband gewidmet. Solcher Angebinde der guten Tante besaß sie schon mehrere und hatte sie bisher, nachdem sie sich entzückt bedankt und hinterher „krumm gelacht“, zum Gaudium ihrer Freundinnen an ihrer Zimmerwand „ausgestellt“. Heute wagte sie nur einen trockenen Dank, welcher der guten Absicht galt, ohne ein landläufiges Wort des Gefallens zu finden, wie etwa: „Das ist zu reizend,“ oder: „Gerade die kann ich gut gebrauchen.“

Da tat die Geberin die gefürchtete Frage: „Gefällt sie dir auch?“

Die heilige Elisabeth sah die Tante mit ihren sonst so übermütigen Augen ehrlich und wie vorher um Verzeihung bittend an und erwiderte:

„Daß du so freundlich an mich gedacht hast, das gefällt mir sehr; aber die Schleife kann ich bei dem besten Willen nicht schön finden!“

Die Tante wußte nicht recht, was sie sagen sollte, und schwankte zwischen Verlegenheit und Pikiertheit. Aber die Mutter, gänzlich verständnislos für das Flehen in dem Ton ihrer Tochter, bekam fast einen Nervenanfall und sagte zitternd: „Was heute in euch gefahren ist, daß ihr jeder Wohlanständigkeit ins Gesicht schlagt, weiß ich nicht! Jedenfalls ist es das beste, wenn du uns auch so bald wie möglich von deiner Gegenwart befreist.“ Worauf die Uebeltäterin so freundlich und demütig, wie es vielleicht die wirkliche heilige Elisabeth getan haben würde, eine gute Nacht wünschte und das Zimmer verließ.

Sie nahm einen Roman vor, um die „Narretei“ zu vergessen, und ging früh zu Bett. Jedenfalls

war ihr die Lust zu einem Brief, den auch sie, um der Wahrheit die Ehre zu geben, heute abend hatte schreiben wollen, gründlich vergangen. Da aber dieser Brief die ehrliche Antwort auf eine bisher schuldig gebliebene Frage sein sollte, und alle Fragen nach der Eidesformel ohne Umschweife beantwortet werden mußten, schlug ihr durch ihre Träume hindurch das Gewissenshämmerchen mächtig in der Brust. Heißt es doch schon in dem alten Liede, daß nur ein ruhiges Gewissen ein sanftes Ruhekissen sei.

*

Alexander der Große hatte, als er die schwesterlichen Niederlagen erlebt, sich still und grausend aus dem Salon gedrückt, um nicht beim Abschiednehmen ähnliches zu riskieren. Er floh geflügelten Schrittes aus dem Hause und dem abendlichen Stammtisch zu. Als er aber den Fuß auf die Schwelle setzte und das animierte Gespräch der Konkneipanten hörte, zögerte er plötzlich.

Alexander der Große war ein durchaus wohlerzogener, gewissenhafter und harmloser junger Mann, dem wahrhaftig bisher noch nicht der Gedanke gekommen war, ob er nicht auch jedem Menschen frei ins Gesicht sehen könne. Heute aber hatte er das Gefühl, als sei sein Inneres mit lauter Geheimnissen und Sünden beschwert, und die harmloseste Frage irgendeines Spötters genüge, daß er es am Stammtisch ohne Gnade umwenden und ausschütten müsse. Als würden längst vergessene Jugendsünden ausgegraben werden, die er schonungslos zu beichten gezwungen würde. Soviel stand fest: wenn die Freunde dahinterkamen, daß er den „Wahrheitsraptus“ hatte, würden sie diese Gelegenheit weidlich ausnutzen.

Aus diesen Erwägungen heraus betrat er nicht das Trinkstübchen, sondern setzte sich in den leeren Lesesaal mit einer Zeitung scheu in eine Ecke. So saß er wie ein Ausgestoßener, bis ein Stammtischbruder den Raum passierte und ihn entdeckte.

„Mensch, was drückst du dich denn hier in den Ecken herum? Komm doch an den Tisch, es gibt einen Hauptspaß! Der alte Lettow, unser früherer Rektor, ist aus seinem Rentierheim am Rhein zum Besuch seiner Tochter herübergekommen und will den Abend mit seinen alten Schülern verbringen. Er ist noch ganz der Alte, und wie wir ihn anschwindeln, wenn er uns salbungsvoll über unsern Werdegang und so weiter ausfragt, das ist schon mehr zum Schießen.“

Wie eine Kugel aus der Pistole schoß der große Alexander aus seinem Winkel empor und aus der Tür. Er war schon draußen auf der Straße, als sich der Freund von seinem Erstaunen erholte und mit einem gemurmelten „Komplett wahnsinnig!“ kopfschüttelnd zu seinen Kumpanen zurückkehrte.

‚Wohin?‘ fragte sich Alexander der Große verzweifelt, als er die Straße hinabrannte. ‚Bin ich nicht wie ein gehetztes Wild? Wie eine Zitrone, die jedermann nach Belieben ausquetschen kann? Aber Geduld! Die verrückten zwei Tage — wieviel sind denn davon schon um? Hilf Himmel, erst zwei Stunden! Na, aber vorüber gehen sie doch, und so lange werde ich mich ohne anständige Gesellschaft behelfen müssen! Aber die Hochzeit übermorgen! Wenn „sie“ nicht dahin käme, fände ich Mittel und Wege, sie zu umgehen! Die Hochzeit hat dieser Filou, der Salomo, wohlweislich in den Termin eingeschlossen! Wenn ich den morgen finde, dreh' ich ihm den Kragen um!‘

Man gestatte dem Chronisten hier eine moralische Bemerkung: Es ist höchst sonderbar, daß der bloße und löbliche Vorsatz, stets die Wahrheit zu sagen, bei einem unverdorbenen und nur etwas schüchternen jungen Manne derartig verderbliche Wirkungen haben kann, daß er glaubt, mit solcher Tugend behaftet nicht in anständiger Gesellschaft verkehren zu können und dem, der ihn auf diesen Weg der Tugend geführt hat, sogar den Kragen umdrehen will! Höchst parador! Höchst unbegreiflich! Man sollte an Kant und Schiller und wie sie alle heißen, man sollte an dem ganzen Menschengeschlecht verzweifeln!

Wie dem auch sei: Alexander, der Große genannt (aber auch nur genannt!), schlich auf Strümpfen an der Tür vorbei, aus der die gleichmäßig dahinwogende Stimme der Tante Exzellenz schallte, verbarg sich gleich seinen Schwestern in seinem Zimmer und zog die Decke über die Ohren.

Währenddessen trieb eine Etage höher jemand, in einen Schlafrock gehüllt, allerhand merkwürdiges Wesen. Bald saß er an einem kleinen Tischchen vor einem engbeschriebenen Blatte, bald starrte er zum Fenster hinaus, wo doch nichts zu sehen war als dunkle Häuserdächer, um dann aufzuspringen und mit flatterndem Rocke das Zimmer zu durchmessen wie der Löwe den Käfig oder, wenn's gestattet ist, wie die Fledermaus den Hausflur. Der Schmutzfleck, der bei dem für solche kleinen Dinge ungemein empfänglichen Fips jene verhängnisvolle Heiterkeit erregt hatte, saß noch immer beschaulich auf seiner Nase — und daran erkennt der aufmerksame Leser, wen er vor sich hat.

Aber still! Wo ein Mensch solche Seelennöte zu durchkämpfen hat wie Ludwig der Fromme in dieser Stunde, da schweigt der Scherz und macht dem Ernst, mehr noch dem durch Tränen wehmutlächelnden Humor Platz, der noch ernster ist als der Ernst.

Ludwig der Fromme hatte zwei Blätter vor sich liegen. Ein größeres, auf das er schon am Tage vorher die sorgfältig vorbereitete und eingeübte (er selbst würde sich deutscher ausdrücken: „präparierte und memorierte“) Predigt geschrieben hatte, die er am morgigen Sonntag in Vertretung eines verhinderten Geistlichen zu halten gedachte. Ein kleineres, auf dem er als gewissenhafter, seit einigen Stunden doppelt gewissenhafter Mensch die abgegebene Eidesformel festgehalten hatte.

Als er erst diese und danach die Predigtabschrift durchlas, kam eine fürchterliche Unruhe über ihn. Waren diese beiden Blätter in Einklang zu bringen? Diese vorsichtige, laxe Predigt, die allen Richtungen, die er bei der horchenden Gemeinde voraussetzen konnte, gerecht zu werden bestrebte, obwohl es ihm selbst so sehr widerstrebte, daß er bei jedem Wort kleiner und die Gemeinde größer, tyrannischer, erdrückender wurde — dieses zwiespältige Stammeln mit jenen einfachen, klaren, unzweideutigen Worten:

„Ich verspreche an Eides Statt bei meiner Ehre ... keine Verstellung zu üben, ob sie mir nun nützlich ist oder nicht, und in keinem Falle mit meiner



Bildnisstudie

Nach einer Zeichnung von Karl Mediz

Meinung und innerlichen Ueberzeugung zurückzuhalten."

Dem Kandidaten standen die Schweißtropfen auf der Stirn, als er seine fluchtartige Wanderung durch das Zimmer wieder aufnahm. Es ist keine Kleinigkeit für einen Charakter wie der seinige, einem Seelendrill vieler langer, gequälter Jahre zu entfliehen und sich frei zu machen. Manchem Theologen unsrer Zeit, dem es umgekehrt erging, der sich vom Dogma zum Liberalismus herüberrettete, mag es leichter geworden sein.

Plötzlich fuhr er herum. Es war ihm, als habe hinter ihm statt der harten, hellen Stimme Ludwigs des Kindes die harte, tiefe des toten Vaters jene Worte wiederholt. Da setzte er sich mit zusammengepreßtem Munde und mit Augen, in die mit einem Schlage die lang zurückgehaltene heißlodernde Seele des himmelstürmenden Fanatikers trat, vor den Tisch, holte mit zitternden Händen ein neues Blatt Papier hervor und begann zu schreiben, fiebrisch, ungeduldig, ohne aufzusehen und abzusetzen, bis zur Mitternacht.

*

Und die Sonne ging auf und schien über den „ersten Tag". Es war ein lauer, sanfter Herbstsonntag. In Scharen strömten die Leute auf die Kirche zu; erst vor der weit zurückgeschlagenen gewölbten Tür erfuhren viele, daß nicht der beliebte Prediger den Gottesdienst abhalten würde, um deswillen sie in so außergewöhnlich großer Anzahl erschienen waren, sondern der Kandidat Fabri, der selten ein gefülltes Haus vor sich sah. Einzelne, die weniger zur allgemeinen, als vielmehr zu einer ihren Anschauungen entgegenkommenden Erbauung hergekommen waren, kehrten wieder um; trotzdem konnte das große Gotteshaus kaum die Menge der „Andächtigen" (so heißt ja wohl der Sammelname für alle Kirchenbesucher) fassen. Das Geläut nahm ab, der Küster war schon im Begriff, die mächtige Pforte zu schließen, als noch ein eiliger Spätling hindurchschlüpfte.

Das war Fips; zerknirscht genug sah sie aus, wohlvorbereitet für die ärgste Bußpredigt. Die arme Märtyrerin der Wahrheit hatte mal wieder was angerichtet. Die Tante Exzellenz war heute in aller Frühe abgereist; erschöpft war die Mutter vom Bahnhof zurückgekehrt und hatte sich in den Morgenrock geworfen, um vor dem Kirchgang — denn die Familie Beckerath versäumte es nie, ihren Kandidaten predigen zu hören — noch ein wenig auszuruhen. Gerade hatte sie sich erhoben und war im Begriff, ihr Schwarzseidenes anzulegen, als ein Wagen vorfuhr und die Frau Landrätin, die einflußreichste Dame der Stadt, erschien. Sie wurde in den Salon geführt, wo Fips, ihrer Mutter harrend, am Fenster stand. In höchster gebührender Aufregung huschte die Kommerzienrätin die Treppe hinab, um Fips — da die andern schon alle zur Kirche waren — Anweisung zu geben, den hohen Gast einige Minuten höflich zu unterhalten; denn in diesem Falle ließ sie den Gottesdienst selbstverständlich fahren. Fips war aber, wie gesagt, schon im Salon, und die entsetzte, durch ihr Negligé auf der Stelle festgebannte Mutter vernahm folgendes Gespräch:

„Mein liebes Fräulein Susi," flötete die Landrätin, dem Backfisch liebenswürdig beide Hände entgegenstreckend, „ich möchte Ihre Frau Mama in Sachen der Wohltätigkeit sprechen — ich komme zu etwas früher Stunde, hoffentlich störe ich doch nicht?"

Bei dieser landläufigen Phrase, die ja bei „anständigen" Menschen stets verneinend beantwortet wird, ließ sich die Dame bequem in einen Sessel fallen.

„Wenn gnädige Frau mich so fragen, muß ich leider sagen: ja!" antwortete Fips offen und, wie man sieht, in gewählten und rücksichtsvollen Worten. „Mama zieht sich gerade für den Kirchgang um."

Die Landrätin schnellte pikiert von ihrem Sitz auf. „Aber natürlich — ich störe nicht gern — dann ziehe ich mich zurück — adieu, mein Fräulein!"

Ein eisigkaltes Nicken — fort war sie — die Kommerzienrätin hörte die Räder fortrollen, ehe sie sich überhaupt von ihrem Entsetzen erholt hatte. Sie sank ins Sofa und verfiel in eine Art Weinkrampf; denn seit Jahren war es ihr Bestreben, mit der Landrätin auf einen freundschaftlichen Fuß zu kommen. Bei Fips' Erscheinen winkte sie so heftig ab, daß diese erschrocken in der Tür stehen blieb, und eilte dann in ihr Schlafgemach, wo sie sich einschloß. Nachdem die Tochter eine Weile vergeblich gewartet hatte, schlich sie allein zur Kirche, wo die Tür sofort hinter ihr geschlossen wurde.

Der Gesang schwoll an und schwieg. Sollte die Stimme, die da so machtvoll hin und wieder herausschallt, die sonst so leise, unbeholfene Ludwigs des Frommen sein? Sie tönt eine Stunde lang, zum Schluß mit vergrößerter Wucht, dann steigt der Gesang wieder unter die Wölbung — weniger lau als im Anfang. Der Küster erscheint wieder, kopfschüttelnd und mit einem Ausdruck stillen Verwunderns in seinem würdigen Antlitz, öffnet die Tür, und in Scharen strömt's heraus.

Seltsam! Auf allen Gesichtern liegt jenes selbe verständnislose Verwundern; kopfschüttelnd stecken die Leute die Köpfe zusammen, erregt durcheinander sprechende Gruppen bilden sich. Zuletzt tritt der Kandidat Fabri hochgeröteten Gesichtes inmitten einer Schar zylindergeschmückter schwarzer Herren heraus, neben ihm der Herr Superintendent, der wohlwollend und händeschüttelnd auf ihn einspricht. Zu den beiden gesellt sich, nachdem sich die andern Herren nach allen Richtungen hin entfernt haben, eine knochige alte Dame mit einem festgefrorenen Gesicht, die von Kassandra begleitet ist — die alte Dame ist ihre Brotherrin. Sie beglückwünscht den Kandidaten wortreich zu der Energie, mit der er sich auf sich selbst besonnen habe, und lädt ihn mit dem Herrn Superintendenten, der ihr ständiger Sonntagsgast ist, zu Tisch ein.

Vor Fips dem Affen, der bedrückt und zögernd den heimatlichen Penaten zuschlich, kam die heilige Elisabeth dort an. Hocherhobenen Hauptes, das Leuchten eines festen Entschlusses in den Augen. Die Umwandlung Ludwigs des Frommen, so wenig sie auch sachlich mit ihr einverstanden sein mochte, hatte sie mächtig aufgerüttelt.

„— auf jede Frage wahrheitsgetreu Antwort zu geben, ohne zu versuchen, sie zu umgehen!" wiederholte sie in lautem Selbstgespräch die „Eides-

formel“. „So hab' ich's nicht allein gelobt, so ist es auch recht und ganz selbstverständlich. Davon darf mich keiner, und sei's mein eigner Vater, abhalten. Also schreibe ich!“

Kaum zu Hause angekommen, eilte sie in ihr Zimmer, setzte sich resolut an den Schreibtisch und holte ihr hochmodernes, fliederfarbenes Briefpapier hervor.

„Sehr geehrter Herr Referendar!

Auf Ihren mich ehrenden Antrag muß ich Ihnen mitteilen, daß zu meinem größten Bedauern an eine Verbindung unserseits nicht zu denken ist, da — (sie zögerte doch, ‚aber nichts umgehen! Und so ist der Ekel ein für allemal am besten abgetan!‘) mein Herz bereits anderweitig verfügt hat. Mit der Bitte, mir deshalb nicht zu zürnen, hochachtungsvoll“ —

„Nein! Hochachten kann ich den Menschen nicht, der ohne meinen Willen sich hinter meinen Vater steckt, obwohl ich ihm auf den Bällen deutlich genug abgewunken hatte! Also ‚ergebenst‘ — aber ergeben bin ich ihm nun noch viel weniger; ‚mit freundschaftlichem Gruß‘ — keine Spur! Mein Gott! Wie oft habe ich bisher brieflich schon gelogen, ohne mir etwas dabei zu denken! ‚Sehr geehrter Herr Referendar!‘ Das ist ja auch gelogen, ‚mich ehrenden Antrag‘ — ‚und zu meinem größten Bedauern‘ — alles nicht wahr! Salomo, Salomo, was habe ich dir geschworen!“

Sie zerriß den Brief und begann einen neuen.

„Herrn Referendar Romberg

hier.

Auf Ihren Antrag muß ich Ihnen mitteilen, daß an eine Verbindung unserseits nicht zu denken ist, da mein Herz bereits anderweitig verfügt hat. Ich begreife überhaupt nicht, wie Sie sich an meinen Vater dieserhalb wenden konnten, da ich Ihnen vorher meine Abneigung deutlich gezeigt habe. Lisa Beckerath.“

Punktum! Siegel drauf!

Die Sache verhielt sich so: die heilige Elisabeth liebte einen jungen Arzt, Doktor Siemers, der vorläufig nicht viel mehr als ein schön möbliertes Warte- und Sprechzimmer sein eigen nannte, und hatte sich, als er noch ein Student und sie ein Backfisch war, heimlich mit ihm verlobt. Ihr Vater wollte von der Verbindung nichts wissen, besonders seitdem der Referendar Romberg, Sohn seines einflußreichsten Geschäftsfreundes, sich um sie bewarb. Als auf eine direkte briefliche Werbung die Tochter nur ein entschiedenes Nein hatte, das er trotz aller Strenge und Energie nicht in ein „Ja“ zu wandeln vermochte, hatte er den Referendar um eine Wartezeit gebeten, da sich „seine Tochter über ihre Gefühle noch nicht klar sei“, dem aber den Ausdruck seines Wohlwollens und der Zuversicht auf demnächstige glückliche Lösung hinzugefügt.

Sehr befriedigt trug die heilige Elisabeth das merkwürdige Manuskript, das den hartnäckigen Freier ein für allemal aus dem Wege räumen sollte, zum Briefkasten. Das Herzklopfen der Angst vor der Rückkehr des Vaters und seinem Zorn beschwichtigte sie: „Ich kann nicht anders! Ich hab's geschworen! Daß ich unbedacht schwor, dafür kann er mich schelten, daß ich den Schwur hielt, muß er verstehen!“

Bei ihrer Rückkehr traf sie in der Vorhalle ihres Hauses auf einen Freund ihres Bruders.

„Guten Morgen, mein gnädiges Fräulein! Ist Alex zu Hause? Ich möchte den Knaben mal interpellieren, warum er uns gestern abend so elend im Stich gelassen hat und vor unserm Freund Witte davongestürzt ist wie ein Wahnsinniger! Ich schleppe ihn von hier gleich ins Kasino, wo die ganze übrige Gesellschaft zum Strafgericht versammelt ist, und da muß er beichten, ob er verrückt, verliebt oder —“

Hier stockte der Redefluß. Die Augen des Sprechenden flogen zur Hintertür hinüber, wo eben der Zipfel eines hellen Ueberziehers sichtbar wurde, im selben Augenblick aber verschwand, worauf besagte Pforte mit heftigem Knall hinter ihm zuschlug. Fliehende Schritte auf dem Gartenkies wurden hörbar und dann nichts mehr. Der junge Herr blickte sein Gegenüber, das ein verständnisinniges Lächeln mit Mühe verbiß, sprachlos an.

„Das war Alex! Wahrhaftig, er läuft auch vor mir weg! Entweder wir haben ihn unwissentlich auf irgendeine Weise beleidigt — und dann wäre es richtig, wenn er ehrlich Aufklärung forderte — oder es ist ihm eine Schraube — wollte sagen, er ist krankhaft nervös. Das zu untersuchen würde ich mir an Ihrer Stelle angelegen sein lassen. Guten Morgen, mein gnädiges Fräulein!“

Und tiefgekränkt zog der junge Mann von dannen.

(Schluß folgt)

Wehr den Wünschen!

Von

Karl Ernst Knodt

Wehr den Wünschen! Sie wühlen im Herzen,
Trüben den Tag und betränen den Traum.
Laß sie verwehn! Sie sind auf der blanken
Spiegelfläche des Herzens der Schaum.

Doch wie der ruhige Spiegel des Meeres
Sei deine Seele! So köstlich-kühl!
Ueber allem Wähnen und Wünschen
Glänzt wie die Sonne — ein klares Gefühl.

Literatur

Donatello (Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben. XI. Band. Donatello. Des Meisters Werke in 277 Abbildungen. Herausgegeben von Paul Schubring. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. LIV, 212 S. Preis 8 Mark). In die Reihe der Künstler, deren Lebenswerk durch die große Publikation der „Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben“ den Kunstfreunden in gedrängter und doch vollständiger Uebersichtlichkeit vorgeführt wird, tritt mit dem soeben erschienenen XI. Bande zum erstenmal einer der Meister des italienischen Quattrocento — vielleicht der größte, in gewissem Sinn sicherlich der eigentliche representative man unter diesen Meistern: Donatello. Erst seit ein paar Jahrzehnten hat man diesen Florentiner Bildhauer in seiner ganzen persönlichen Größe und geschichtlichen Bedeutung verstehen gelernt. Sein Name gehört seitdem zu denen, die der „allgemein Gebildete“ kennen muß und mit Ehrfurcht auszusprechen hat; ob mit der Ehrfurcht auch immer Verständnis und Liebe für den herben Künstler verbunden sind, ist eine andre Frage. — Paul Schubring, der den neuen Donatelloband herausgegeben und mit einer tief in das Wesen donatellesker Kunst eindringenden und einführenden Einleitung versehen hat, spricht es in dieser Einleitung geradezu aus, daß „Donatello nie populär werden wird“. Immerhin ist dabei zu bedenken, daß der Begriff der Popularität sehr schwankend ist; und es wäre eine Resignation am unrechten Platz, an die auch Schubring selbst nicht denkt (sonst hätte er wohl die Arbeit gerade dieser Gesamtausgabe nicht auf sich genommen), wollte man daran verzweifeln, daß die markige, in göttlicher Gesundheit und Lebensfülle aufragende Gestalt des Meisters auch von weiteren Kreisen aufrichtiger Kunstfreunde in ihrer Größe begriffen und wahrhaft bewundert werden könnte. Ja, es ist vielleicht nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet, jeder Empfängliche muß diesen Großen lieben, wenn sich dessen Schaffen in seiner organischen Entwicklung und in seinem unendlichen Reichtum vor seinen Augen zu einem lückenlosen Gesamtbild auftut und zusammenschließt. Das Leben Donatellos umfaßt die acht Jahrzehnte von 1386 bis 1466, sein Wirken leitet aus der Gotik in die Renaissance hinüber, aus mittelalterlicher Gebundenheit in die volle Entfaltung freier und souveräner Menschlichkeit. Das klassische Altertum, dessen Kunstschätze gerade in jenen Jahrzehnten aus dem Schutt der Ruinen und aus dem noch tieferen Grab des Unverstandenseins siegreich emporstiegen, wurde ihm ein „Zuchtmeister zur Freiheit“; er streifte nicht die Fesseln der Gotik ab, um das Joch beengenden Antikisierens auf sich zu nehmen, sondern er fand in der Antike nur das Vorbild, wie in der Kunst die Natur sich zu unvergänglicher Vollendung zu erheben vermag. Denn in solcher Vollendung hatte die Natur von vornherein in seinem klaren Auge und schöpferischen Sinn sich gespiegelt und gestaltet; nun galt es nur, diese Naturanschauung immer klarer und entsprechender auszudrücken. Ein ganz spezifisches Gefühl für die Bewegung, die auch den ruhigen Körper durchflutet, verraten schon die noch rührend kindlichen Erstlinge, die Prophetenstatuetten von einem Seitenportal des Florentiner Doms; welcher Weg von da über die bei allen Mängeln doch mächtige sitzende Figur des Evangelisten Johannes zu seinem volkstümlichsten Jugendwerk, dem heiligen Georg, der wie eine Personifikation des ganzen Florentiner Quattrocento vor uns steht, mit den breitgestellten Beinen fest in der wohlgegründeten Erde wurzelnd, der Körper federnd von verhaltener Kraft, das Antlitz trotzig und froh, voll Jugend und Einfalt. Von da entfaltet sich der Reichtum seines Gestaltens, an immer wechselnden und immer wachsenden Aufgaben weiterwachsend, zu einer Breite und Tiefe, die alle Gebiete der Plastik umspannt, von der kleinen Metallplakette bis zur mächtigen Reiterstatue, und sich aller Ausdrucksmöglichkeiten bedient, von der ruhigen Plastizität der einzelnen Rundfigur bis zum ganz malerisch behandelten, impressionistisch flimmernden Flachrelief. Und der Meister des heiligen Georg ist auch der Meister der ernstzarten Madonnen, der in ausgelassener Fröhlichkeit sich tummelnden Kinderscharen, der Bildner herber Jugendanmut in dem Bronze-David und der Laurentiusbüste, der Porträtist charaktervoller Männlichkeit im Niccolò da Uzzano und im Gattamelata. Könnte Donatello nicht doch populär werden? So populär wenigstens, wie es Dürer ist?

— Eine großangelegte „Illustrierte Geschichte des Kunstgewerbes“ beginnt bei Martin Oldenbourg in Berlin zu erscheinen. Herausgegeben in Verbindung mit Wilhelm Behncke, Moritz Dreger, Otto von Falke, Joseph Folnesics, Otto Hummel, Erich Pernice und Georg Swarzenski von Georg Lehnert, soll sie, „von wissenschaftlichem Geiste getragen, in allgemein verständlicher Darstellung zeigen, wie sich das große Ganze im Zusammenhang entwickelt hat, wie es in steter Wechselbeziehung zu den treibenden Kräften aller Zeiten gestanden hat und selbst mit ein Ausdruck der Kulturepochen gewesen ist“. Der Umfang des Werkes ist auf acht Abteilungen zum Preise von je 4½ Mark bemessen, von denen bislang zwei vorliegen. Sie führen nach einer allgemein gehaltenen, den Begriff „Kunstgewerbe“ umschreibenden Einleitung des Herausgebers die Darstellung der geschichtlichen Entwicklung bis ins zwölfte Jahrhundert hinein; beteiligt sind daran für das antike Kunstgewerbe Dr. Erich Pernice, der Greifswalder Universitätsprofessor, für die altchristliche Zeit und das Mittelalter Dr. Georg Swarzenski, der Direktor des Staedelschen Kunstinstituts in Frankfurt a. M., und Professor Dr. Otto von Falke, der Direktor des Kunstgewerbemuseums in Köln. Im großen ganzen liest sich der Text recht flüssig, eine geschickte Disponierung des Stoffes, die auch wohl in der Folgezeit gleichartig durchgeführt werden wird, ermöglicht eine schnelle Orientierung in Einzelheiten, so daß es an dieser Stelle gerechtfertigt erscheinen dürfte, die Verdienstlichkeit der Publikation auch für den Kunstfreund in ganz besonderer Weise hervorzukehren. Hand in Hand mit der textlichen Darstellung geht eine überaus reiche Illustrierung, die, vielfach zu mehrfarbiger Wiedergabe der Objekte greifend, sich durchweg als technisch hochstehend erweist. Wir werden bei Fortschreiten des Werkes darauf zurückkommen.

— Von Meyers Großem Konversationslexikon (6. Aufl., Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut) ist abermals ein neuer Band, der sechzehnte, erschienen, der die Stichwörter Plaketten bis Rinteln umfaßt und 38 farbige und schwarze Tafeln, 14 Karten und 10 selbständige Textbeilagen aufweist. An besonders wichtigen Artikeln in diesem Bande seien hervorgehoben aus Kunst und Literatur „Porzellanmalerei“, „Raffael“, „Rembrandt“, „Renaissance“, die monographischen Darstellungen der polnischen, portugiesischen und provenzalischen Literatur und aus den zahlreichen Biographien zum Beispiel die von Platen, Pocci, Edgar Allen Poe, Puschkin, Racine, Reuter, Jean Paul Richter. Nach Umfang und Inhalt am bedeutendsten ist wohl der 79 Spalten einnehmende Artikel „Preußen“, der mit zahlreichen Karten und andern Beilagen ausgestattet ist und Preußens Geschichte bis auf die neueste Zeit in sachgemäßer Weise berücksichtigt. Ueber das Rettungswesen zur See, auf das immer wieder von neuem durch erschütternde Unglücksfälle die allgemeine Aufmerksamkeit gelenkt wird, finden wir unter diesem Stichwort eine sehr unterrichtende Darstellung, der zwei Tafeln nebst einer Karte der Rettungsstationen an deutschen Küsten beigegeben sind. Zum Schluß erwähnen wir noch die übersichtliche Karte der „Reichstagswahlen“ nebst genauem Verzeichnis der letzten Wahlergebnisse und der für praktische Zwecke jedermann willkommenen Beilage „Portotarif und Postgebühren“. Bei der anerkennenswerten Raschheit, mit welcher der Verlag Band auf Band des ausgezeichneten Nachschlagewerkes erscheinen läßt, ist zu erwarten, daß die neue Auflage, von der jetzt nur noch vier Bände fehlen, in weniger als Jahresfrist vollständig vorliegen wird.

— Unter allen Romanen Zolas hat keiner für uns Deutsche ein so spezielles Interesse wie „La débâcle“, „Der Zusammenbruch“, wie der Titel der deutschen Uebersetzung lautet. Von dieser Uebersetzung sind denn auch in den Jahren seit dem ersten Erscheinen immer neue Auflagen nötig geworden. Daß von der Uebersetzung dieses Meisterwerks jetzt eine Volksausgabe (Der Zusammenbruch. Roman von Emile Zola. Volksausgabe in einem Bande. Geheftet M. 2.—, gebunden M. 3.—. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) zu so eminent billigem Preis, der doch die würdige Ausstattung nicht beeinträchtigt, erscheint, ist höchst dankenswert und wird dem nie erloschenen Interesse des deutschen Publikums für den Roman und seinen Dichter einen neuen, kräftigen Anstoß geben. Tausende, die das Buch in der bisherigen dreibändigen Ausgabe sich nicht anschaffen konnten, werden es nun erwerben; Kriegsveteranen, um durch diese Darstellung „von der andern Seite“ aufs neue ihre eignen Erinnerungen heraufzubeschwören, die jüngere Generation, um aus den Schilderungen eines der größten modernen Dichter ein anschauliches Bild des großen Jahres zu gewinnen, ein Bild, das nicht nur für die Besiegten von 1870, sondern auch für uns Deutsche von heute tiefe und warnende Wahrheiten enthält.



Hans im Glück

Nach einer Zeichnung von Fritz Reiß







Hofphot. E. Bieber, Berlin

Wilhelm von Schoen,
der neue Staatssekretär des Auswärtigen

Der neue Staatssekretär des Auswärtigen

Herr Wilhelm von Schoen, der Nachfolger des Herrn von Tschirschky, ist 56 Jahre alt. Er wurde am 3. Juni 1851 in Worms geboren als der Sproß einer angesehenen und sehr begüterten Bürgerfamilie. Sein verstorbener Vater, August Schoen, war Fabrikant und Weingutsbesitzer, seine Mutter eine geborene Heyl, eine nahe Verwandte des inzwischen baronisierten Freiherrn von Heyl zu Herrnsheim, des hessischen „Königs Stumm". Herr von Schoen gelangte, wie viele seiner Berufskollegen, auf dem Umwege durch die militärische Karriere in die Diplomatie. Als Freiwilliger des Darmstädter Leibdragonerregiments kämpfte er gegen Frankreich, wurde Offizier und blieb bis 1877 im Frontdienste. Dann ließ er sich zum Auswärtigen Amte kommandieren, trat zu den Reserveoffizieren über und wurde nacheinander auf verschiedenen auswärtigen Posten, so in Bern, Athen, Madrid und im Haag verwendet. Als Legationssekretär bei der Pariser Botschaft erhielt er am 18. April 1885 vom Großherzog von Hessen den Adel. In Paris rückte er bis zum Botschaftsrat auf und galt als die rechte Hand des Grafen Münster, ja, als der eigentliche dirigierende Geist in der Rue de Lille. Dann schied er für einige Zeit aus der Diplomatie aus und trat, von der Kaiserin Friedrich empfohlen, an die Spitze der Hofhaltung ihres Bruders, des Herzogs Alfred von Koburg, als Oberhofmarschall. Er blieb in dieser Stellung von 1896 bis 1899. Nach dem Tode des Herzogs Alfred wurde er wieder in den auswärtigen Dienst übernommen und im Jahre 1900 zum Gesandten in Kopenhagen ernannt. Als solcher hatte er Gelegenheit, den Kaiser Wilhelm II. auf der letzten Mittelmeerfahrt zu begleiten, und am 5. Januar 1906 erfolgte seine Ernennung zum Botschafter in St. Petersburg an Stelle des Grafen Alvensleben. Der neue Staatssekretär, der jetzt die hübsche Villa im Garten der Wilhelmstraße 76 beziehen wird, ist sehr vermögend. So gehört ihm außer dem Hofgute Friesenheim in der bayrischen Pfalz in Berchtesgaden die prächtige Villa Schönhäusl, in der er öfters die Söhne des Deutschen Kaisers während ihres Aufenthaltes in den bayrischen Bergen als seine Gäste beherbergen durfte. Seit dem 29. Oktober 1885 ist Herr von Schoen mit der Freiin Berta Stephanie de Groote vermählt, einer Schwester des belgischen Gesandten in Athen. Er wird auch als Major à la suite des großherzoglich hessischen Kontingents geführt.

Fürst Bülow in Klein-Flottbek

Reichskanzler Fürst Bülow hat sich auch dieses Jahr nach der Beendigung seines Norderneyer Aufenthalts nicht direkt nach Berlin begeben, sondern noch einige Zeit in Klein-Flottbek bei Hamburg zugebracht, wo er mit seiner Gemahlin und



Phot. Schaul

Fürst und Fürstin Bülow in Klein-Flottbek

deren Mutter, Donna Laura Minghetti, im Parkhotel an der Elbchaussee Wohnung nahm. Natürlich hatte sich der Fürst dort ebensowenig wie in Norderney einer Ruhe zu erfreuen, wie sie heutzutage jeder vielbeschäftigte Kulturmensch wenigstens einmal im Jahre beansprucht und bedarf; er konferierte des öfteren mit Staatsmännern und Parlamentariern, mit denen er für die bevorstehende Herbstkampagne Fühlung zu nehmen hatte, und mußte seinen Aufenthalt Anfang Oktober mehrere Tage unterbrechen, um an den Beisetzungsfeierlichkeiten in Karlsruhe teilzunehmen, bei welchem Anlaß er auch in Berlin auf der Durchreise kurzen Aufenthalt nahm. Auf Einladung der Hamburg-Amerika-Linie unternahm der Fürst am 14. Oktober unter Führung des Direktors von Holtzendorff mit dem Salondampfer „Willkommen" eine Rundfahrt durch den Hamburger Hafen. In seiner Begleitung befanden sich außer seiner Gemahlin und Schwiegermutter und seinem Bruder der Landrat Scheiff, der Reichstagsabgeordnete Dr. Heckscher, Graf Dönhoff-Friedrichstein sowie die Gesandten von Flotow und von Müller. Nach Beendigung der Rundfahrt wurde der im Kaiser-Wilhelm-Hafen liegende neue La-Plata-Dampfer „Kaiser Wilhelm II." von den Herrschaften eingehend besichtigt und an Bord der Tee eingenommen.

Generalmajor a. D.
Dr. A. von Pfister †

General von Pfister †

Unerwartet ist am 19. Oktober der württembergische Generalmajor z. D. Dr. Albert von Pfister infolge eines Schlaganfalls aus dem Leben geschieden. Der Verstorbene war nicht nur ein hervorragender Offizier, sondern auch ein trefflicher militärwissenschaftlicher Schriftsteller und ein ausgezeichneter Geschichtsforscher von gründlichem Wissen und vielseitiger Betätigung. Pfister war am 6. Mai 1839 in Münsingen geboren und 1857 in den Militärdienst getreten. Als Major war er Bataillonskommandeur im Grenadierregiment 119 in Stuttgart, seit 1888 Oberstleutnant beim Stabe des 126. Regiments in Straßburg und von 1889 bis 1890 beim Stabe des preußischen Grenadierregiments 6 in Posen. Nach Württemberg zurückkommandiert, befehligte er von März 1890 bis Sommer 1892 das Infanterieregiment 124 in Ulm und wurde dann auf sein Abschiedsgesuch mit dem Charakter als Generalmajor zur Verfügung gestellt. Seitdem entfaltete er in seiner literarischen Tätigkeit, die er schon in den sechziger Jahren mit „Denkwürdigkeiten aus der württembergischen Kriegsgeschichte" begonnen, nachdem er als junger Leutnant während eines zweijährigen Urlaubs in Tübingen Geschichte studiert hatte, eine außerordentliche Regsamkeit. Im Jahre 1897 erschienen „Aus dem Lager des Rheinbundes 1812 und 1813" und „Aus dem Lager der Verbündeten 1814 und 1815", das Jahr 1900 brachte „Das deutsche Vaterland im 19. Jahrhundert" heraus. Daran schlossen sich Lebenserinnerungen: „Pfarrers Albert. Fundstücke aus meiner Knabenzeit" und „Deutsche Zwietracht, Erinnerungen aus meiner



Phot. Otto Haeckel

Kaplan Dasbach †



Phot. R. . tenn

Feier des sechshundertjährigen Bestehens der Schweizer Eidgenossenschaft auf dem Rütli am 18. Oktober

Im Vordergrunde rechts die Regierungsvertreter; darunter Bundespräsident Oberst Müller (×)

Leutnantszeit“. Als Frucht eingehender Studien über Amerika, das er später auch im Auftrage des Königs von Württemberg anläßlich der Schillerjahrhundertfeier bereiste, erschien 1904 das Werk „Die amerikanische Revolution 1775 bis 1783, Entwicklungsgeschichte der Grundlagen zum Freistaat wie zum Weltreich unter Hervorhebung des deutschen Anteils“. Seine letzte größere Arbeit: „Kaiser Wilhelm und seine Zeit“ kam 1906 heraus. Nebenher veröffentlichte er zahlreiche Aufsätze in Zeitungen, worin er vielfach Tages- und Zeitfragen behandelte. Ueberhaupt nahm er an den Vorgängen in der Welt lebhaft und mit stark ausgeprägtem nationalem Empfinden Anteil. Für das geistige Leben Stuttgarts, in dem Pfister einen hochangesehenen Platz einnahm, bedeutet sein Tod einen schweren Verlust. Eine ehrenvolle Anerkennung seiner wissenschaftlichen Verdienste wurde ihm im Jahre 1895 von seiten der Universität Tübingen durch die Verleihung der Doktorwürde honoris causa zuteil.

Kaplan Dasbach †

Einer der bekanntesten und meistgenannten Vorkämpfer des Ultramontanismus, Kaplan Friedrich Dasbach, ist am 11. Oktober in Bonn einem schweren, langwierigen Leiden erlegen. Dasbach war geboren am 9. Dezember 1846 in Horhausen (Regierungsbezirk Koblenz) und wurde 1871 Kaplan an der Sukkursalpfarrei St. Gervasius in Trier. Im Sommer 1875 verbot ihm die Regierung die Erteilung des schulplanmäßigen Religionsunterrichts und am 16. September 1875 jede Amtshandlung in dem genannten Pfarramt. Als er im Januar 1884 Aushilfspriester in Trier wurde, untersagte ihm die Regierung abermals die Erteilung des schulplanmäßigen Religionsunterrichtes. Seit der Mitte der siebziger Jahre widmete er sich immer mehr der Journalistik und gründete und redigierte nacheinander mehrere Blätter; außerdem schrieb er Wahlbroschüren, Erläuterungen zur Gemeindeordnung, über den „Wucher im Trierischen Lande“ und so weiter und wirkte mit Hingebung für die Interessen der landwirtschaftlichen Bevölkerung der Rheinprovinz. Zu dieser vielseitigen und umfangreichen Tätigkeit Dasbachs kam noch seine parlamentarische Arbeit. Er vertrat im Abgeordnetenhause 1889 bis 1898 den Wahlkreis Hünfeld-Gersfeld und von 1898 ab den Wahlkreis Trier (Stadt und Land), im Reichstage 1898 bis 1903 den Wahlkreis Aachen (Land)-Eupen-Burtscheid und seit 1903 den Wahlkreis Daun-Prüm-Bitburg.

Die Rütlifeier

Auf der Rütliwiese am Vierwaldstättersee wurde am 13. Oktober von den drei schweizerischen Urkantonen Uri, Schwyz und Unterwalden zur Feier des sechshundertjährigen Bestehens der Schweizerischen Eidgenossenschaft, die bekanntlich der Tradition nach an jener Stätte begründet wurde, ein großer vaterländischer Volkstag abgehalten, der einen imposanten Verlauf nahm. Aus allen Gauen des Schweizerlandes waren Eidgenossen erschienen, und auf die Einladung der Urkantone hin beteiligte sich auch der Bundesrat durch eine Abordnung an dem Fest. Ein Gottesdienst mit einer Festpredigt leitete die Feier ein, dann hielten Bundespräsident Oberst Müller und Ständeratspräsident Wirz längere Ansprachen, in denen sie die Bedeutung des Tages für die Eidgenossenschaft darlegten.

Der neueste deutsche Panzerkreuzer

Der im März vorigen Jahres auf der Hamburger Werft von Blohm & Voß vom Stapel gelaufene Panzerkreuzer „Scharnhorst“ ist auf Anordnung der obersten Marinebehörde für den Monat Oktober in Dienst gestellt worden und hat in der ersten Woche dieses Monats in der Elbmündung seine Probefahrten begonnen. Der „Scharnhorst“ ist der größte Panzerkreuzer, der bisher für die deutsche Marine gebaut worden ist; er hat eine Wasserverdrängung von 11 600 Tonnen, eine Länge von 137, eine Breite von 21,6 und einen Tiefgang von 7,5 Metern, während „York“ und „Roon“, die beiden im vorigen Jahr fertiggestellten Panzerkreuzer, eine Wasserverdrängung von nur 9500 Tonnen und eine Länge von 123 Metern haben. Vor allem ist aber die artilleristische Armierung des „Scharnhorst“ die stärkste, die sich bisher jemals auf einem deutschen Panzerkreuzer an Bord befand; sie beträgt in der Hauptarmierung acht 21-Zentimeter-



Begräbnis des Großherzogs Friedrich von Baden: Die Fürstlichkeiten im Trauerzuge

Geschütze von 40 Kaliber Rohrlänge, von denen vier in zwei gepanzerten Drehtürmen installiert worden sind, während die weiteren vier Geschütze in einer Zentralkasematte zur Aufstellung gelangten. Die Mittelartillerie setzt sich aus sechs 15-Zentimeter-Geschützen zusammen und die kleine Artillerie aus zwanzig 8,8-Zentimeter und vierzehn 3,7-Zentimeter-Maschinengeschützen. Letztere dienen dem Schiff als Antitorpedobootsarmierung. Als Torpedoarmierung sind sechs Unterwasserrohre eingebaut, je eines als Bug- und Heckrohr, zwei als Breitseitrohre. Als Baumaterial wurde ausschließlich Stahl verwendet. In der Wasserlinie ist der Panzerkreuzer durch einen Gürtelpanzer von 150 Millimetern Dicke geschützt; die Panzerdecks haben eine Dicke von 55 respektive 35 Millimetern; der gepanzerte Kommandoturm weist eine Stärke von 200 Millimetern auf, und die schwere Artillerie schützt ein Panzer von 170 Millimetern Dicke. Die Maschinen entwickeln 26000 Pferdekräfte und sollen dem Schiff eine Geschwindigkeit bis zu 22,5 Knoten verleihen.



Phot. Otto Reich

Der neueste deutsche Panzerkreuzer „Scharnhorst"

Ein Theater am Meer

Den vielen während der letzten Jahre in Frankreich entstandenen Naturtheatern hat sich kürzlich ein neues angereiht, das „Théâtre de la mer" in Biarritz, dem bekannten Seebade. Der Schöpfer dieser eigenartigen Bühne ist Jules Rateau, der bereits in verschiedenen Orten, wie in Périgueux und Limoges Naturtheater, in Cauterets ein Bergtheater gegründet hat. Die Vorstellungen auf dem neuen „Théâtre de la mer" wurden mit einer Aufführung der „Phädra" Racines eröffnet, eines Stückes, für das sich der Hintergrund der imposanten Naturbühne, der weite Ozean und die pittoresken, zum Teil von Föhren bestandenen Felsen, besonders gut eignete. Unter den Mitwirkenden befinden sich namhafte Künstler, wie Silvain, Albert Lambert jr., G. Durant, und die Damen Lucie Brille, de Pouzols und Derigny.



Phot. Ch. Trampus, Paris

Ein Theater am Meer: Aufführung von Racines „Phädra" am Strand von Biarritz



Das Bennigsendenkmal in Hannover. Entworfen von Architekt Otto Lüer und Bildhauer Karl Gundelach

Das Bennigsendenkmal in Hannover

Das am 3. Oktober enthüllte Bennigsendenkmal in Hannover ist ein Werk des Architekten Otto Lüer und des Bildhauers Karl Gundelach, die schon wiederholt in gemeinsamer Arbeit Kunstwerke für ihre schöne Vaterstadt schufen, so das Höltydenkmal und den Monumentalbrunnen auf dem Holzmarkt. Der Enthüllungsfeier, die einen der persönlichen Bedeutung des Gefeierten würdigen Verlauf nahm und bei allen Kreisen der Bevölkerung rege Anteilnahme fand, wohnten die sieben noch lebenden Kinder und mehrere andre Verwandte Bennigsens bei. Stimmungsvoll leitete der Hannoversche Männergesangverein die Feier durch den Vortrag des Liedes „Selig sind die Toten" ein. Hierauf nahm Dr. Bürklin das Wort zu der Festrede, die, von vaterländischem Geiste durchweht, auf alle Anwesenden eine tiefe Wirkung ausübte. Nach dem vom Hannoverschen Männergesangverein gesungenen Weiheliede übergab sodann Geheimer Regierungsrat Hurtzig, der Vorsitzende des geschäftsführenden Ausschusses, das Denkmal an die Stadt Hannover.

Die abessinische Gesandtschaft in Italien

Nachdem die abessinische Gesandtschaft, deren Bild wir unsern Lesern vor einigen Wochen vorgeführt haben, sich in Deutschland genügend umgesehen, hat sie die Rückreise in ihre Heimat angetreten. Sie nimmt ihren Weg durch Italien und ist auch in diesem Lande — ein bemerkenswertes Zeichen für die guten Beziehungen, die sich seit der letzten kriegerischen Auseinandersetzung zwischen den beiden Reichen gebildet haben — von den höchsten Vertretern der Regierung offiziell empfangen worden. Zuerst besuchten die Gesandten den Minister des Aeußern, Tittoni, in Desio, seinem Sommer-



Phot. Adolf Greve

Die abessinische Gesandtschaft beim italienischen Minister des Auswärtigen Tittoni in Desio

aufenthalt: am 30. September wurden sie sodann von König Viktor Emanuel in Racconigi empfangen und überreichten ihm einen Brief Meneliks, worauf der Monarch ihnen zu Ehren ein Frühstück gab, bei dem er ihnen Ordensauszeichnungen verlieh. In Rom wurde die Gesandtschaft auch vom Papst in feierlicher Audienz empfangen und stattete später dem Kardinal-Staatssekretär Merry del Val einen Besuch ab.

Karl Häusser †

Die deutsche Schauspielkunst hat in dem am 5. Oktober zu Pullach bei München verstorbenen Hofschauspieler Karl Häusser einen ihrer angesehensten Veteranen, die Münchner Hofbühne ihren populärsten Darsteller, den letzten aktiven Vertreter der ruhmreichen „guten alten Zeit" verloren. Häusser war eine künstlerische Individualität von ungewöhnlicher Vielseitigkeit; sein Repertoire umfaßte die verschiedenartigsten Rollen, die er alle mit gleicher Vortrefflichkeit spielte, doch am berühmtesten hat ihn seine unvergleichliche Wiedergabe des „Falstaff" gemacht. Häusser (eigentlich Heussenstamm) war am 16. April 1812 in Frankfurt am Main als Sohn eines Tischlermeisters geboren und sollte in seiner Jugend Bildhauer werden, entschloß sich jedoch bald, nachdem er auf Liebhabertheatern mit Erfolg aufgetreten war, Schauspieler zu werden. Am Theater seiner Vaterstadt betrat er als „Brackenburg" zum erstenmal die Bühne. Trotzdem man schon damals sein Talent erkannte und ihm eine künstlerische Zukunft prophezeite, erhielt er doch nur zweite Liebhaberrollen zugeteilt. Er schloß sich 1864 einer Wandertheatergesellschaft an, mit der er als erster Held und Liebhaber zahlreiche Städte bereiste, bis er 1866 Engagement am Stadttheater in Mainz fand. Dort sah ihn Heinrich Richter und empfahl ihn sofort zum Engagement ans Münchner Hoftheater. Häusser debütierte daselbst als Herzog Leopold in „Anne Liese" und war nach dem zweiten Akte bereits Mitglied der Hofbühne. Man nannte Häusser in München bald einen Künstler von genialer Begabung und scharfem Verstand. Nach dem Abgang Christens übernahm er von dessen Rollenfach eine Reihe ins Gebiet der feineren Salonkomik gehöriger Partien, und als Possart sich für längere Zeit verabschiedete, auch einen Teil von dessen Repertoire. 1880, gelegentlich der Meistervorstellungen in München, gehörte er zu den wenigen Münchner Künstlern, die einstimmigen Beifall der gesamten Presse fanden. Seinen „Falstaff", der in München geradezu zur klassischen Figur geworden ist, hat Grützner im Bilde festgehalten.



Hofschauspieler Karl Häusser (München) †

Das höchste Haus der Erde

Aus dem New-Yorker Wolkenkratzermeer „Downtown" ist in der jüngsten Zeit mit amerikanischer Schnelligkeit ein Neubau herausgewachsen, der sich hoch über jedes andre Bauwerk der Stadt und auch der Welt erhebt. Es ist dies das Singergebäude am unteren Broadway, dessen 41 Stockwerke hoher Hauptbau noch um sechs Stockwerke von einem Turm überragt wird, so daß die Höhe dieses riesigen Bauwerkes auf 612 Fuß steigt, 200 Fuß über jeden bisherigen Wolkenkratzer. Nach den Plänen wird der Neubau 86000 Tonnen (zu je 2200 Pfund) wiegen. Dabei ist jede Niete und jeder Nagel berechnet worden; denn die ganze immense Eisenkonstruktion mit Mauern und Fußböden, kurz das ganze Gebäude ruht auf 89 Stahlsäulen, die 90 Fuß unter der Erdoberfläche in festen Felsen eingemauert sind, und alle Spekulationen richten sich darauf, daß jede Säule ungefähr das gleiche Gewicht zu tragen bekommt. Das Singergebäude wird einige Neuerungen aufweisen, die man selbst an den modernsten Wolkenkratzern noch vermißt. Die Bewegungen der einzelnen



Phot. Grantham Bain

Aus dem Reich der Wolkenkratzer in New York: Links das im Bau begriffene Singerhaus

Lifts werden von einem Zentralbureau aus geregelt, von wo aus der Chef der „Liftboys" jedem seine Anweisungen mit Elektrischlichtsignalen und auch durch Fernsprecher zukommen lassen kann. Das Gebäude wird so viele Lampen erfordern wie eine kleine Stadt, über 15000, die sämtlich von einer in der Nähe des Fundaments befindlichen Kraftanlage gespeist werden. In jedem Zimmer des Gebäudes wird aus einem Kranen Trinkwasser laufen, das filtriert und mit einem Kühlapparat je nach der Jahreszeit temperiert ist. Eine weitere Neuerung ist eine nach dem Vakuumsystem eingerichtete Reinigungsanlage. In jedem Office befindet sich eine „Aufsaugebürste", die im Nu einen Rock oder einen Hut von allem Staub befreit. Für die Reinhaltung der Bureaus selbst ist eine solche Anlage natürlich sehr wichtig. Der Staub wird in das Souterrain geleitet. Auf dem Turm wird ein riesiger Scheinwerfer angebracht, dessen Licht man noch auf eine Entfernung von 100 bis 130 Kilometern wird sehen können. Der Bau des Singergebäudes kostet 1½ Millionen Dollar.

Die neue Kaiser-Wilhelms-Brücke in Wilhelmshaven

Ein Meisterwerk der Technik, von deutschem Geist ersonnen und von deutscher Hände Arbeit ausgeführt, ist kürzlich in unserm Nordseekriegshafen Wilhelmshaven dem Verkehr übergeben worden. Das monumentale Bauwerk ist die größte Drehbrücke in Deutschland, die zweitgrößte des ganzen europäischen Kontinents. In kühnem Bogen schwingt sich der kunstvolle Bau über die Mündung des Ems-Jade-Kanals, zwischen Stadt und Hafen eine dem Verkehr entsprechende moderne Verbindung herstellend. Von ihrer luftigen Höhe herab gewährt die Brücke einen prächtigen Rundblick auf Stadt und Hafen und vor allem auf den sich vor ihr weitenden Jadebusen. Die geschmackvolle, durchsichtige Architektur des Baues, die massigen Grundfesten, die zierlichen Tore und die trutzigen Burgtürme tragen den strengen Anforderungen der Aesthetik in hohem Maße Rechnung und sichern in ihrer harmonischen Gesamtwirkung dem Bauwerk einen hervorragenden Platz unter den mannigfachen Sehenswürdigkeiten der Stadt. Die Kaiser-Wilhelms-Brücke ist im Auftrage der Kaiserlichen Werft erbaut und, soweit die Eisenteile in Betracht kommen, von den Vereinigten Maschinenfabriken Augsburg, Zweiganstalt Gustavsburg, hergestellt, die auch vor kurzem die große Rheinbrücke bei Duisburg geliefert hat. Die auf schwere Lasten eingerichtete Brücke hat eine Tragfähigkeit von 500 Kilogramm pro Quadratmeter und gewährt in geöffnetem Zustande zwei Linienschiffen genügenden Raum zum Passieren bei eventueller Begegnung. Die zwei je 80 Meter langen eisernen Brückenarme ruhen auf in den Ems-Jade-Kanal gemauerten Drehpfeilern und überbrücken eine mittlere Fahrbreite von etwa 70 Metern sowie zwei seitliche Fahrrinnen von je 5 Metern für kleinere Fahrzeuge. Eine Höhe von 9 Metern über dem Wasserspiegel gestattet mittleren Schiffen die Durchfahrt ohne Brückenöffnung. — Der Bau der Brücke wurde im Oktober 1905 mit der Ausschachtung der 2,5 Meter tiefen Baugruben für die Widerlager begonnen. Hieran schloß sich die Aushebung der Pfeilergruben. Der ungünstige Baugrund machte schwierige Rammarbeiten bei den Pfahlrosten, auf denen sich das Mauerwerk erhebt, notwendig. Die eingetriebenen Pfähle haben eine Länge von 13 beziehungsweise 14 Metern. Die aus dem Kanalbett auftauchenden Drehpfeiler ruhen auf einer gemauerten Grundlage von 10,2 Metern im Geviert, während ihr oberer Rand, um den sich der Laufkranz für die Drehvorrichtung legt, nur einen Durchmesser von 6,8 Metern aufzuweisen hat. Die Fahrbahnbreite der Brücke beträgt 4,5 Meter, die seitlichen Fußwege sind zirka 1,5 Meter breit. Die hohe Lage der Brücke machte zur Herstellung der Zuwegung die Anlage von Rampen, einer kurzen südlichen und einer längeren im Norden, erforderlich. Die Steigung bis zur Brückenmitte beträgt 1:34. Von den die Brückenenden flankierenden vier hübschen mit Kupfer gedeckten Türmen sind zwei — auf jeder Seite einer — zu Warteräumen bestimmt, während die andern zur Unterbringung des elektrischen Antriebes dienen. Das Oeffnen und Schließen der Brücke geschieht von diesen Türmen aus durch die vermittelst elektrischen Antriebes erfolgende Drehung der beiden Brückenarme und nimmt jedesmal zirka 10 Minuten in Anspruch. Die Drehvorrichtung befindet sich über dem Drehpfeiler und besteht aus einem Zahnradgetriebe. Die Gesamtkosten der Brücke, die ein Gesamtgewicht von 440 Tonnen aufweist, belaufen sich auf rund 450000 Mark. In diesem gewaltigen und doch auch wieder dem Auge so gefällig wirkenden Bauwerk hat die Brückenbaukunst ein Werk geschaffen, auf das der deutsche Techniker mit vollem Recht stolz sein darf.

H. D.



Die neue Kaiser-Wilhelms-Brücke in Wilhelmshaven, die größte Drehbrücke Deutschlands, in geöffnetem Zustand

Für müßige Stunden

Homogramm

A A A A
B B C E E E
E G G I I K
K K L L L L
N N N N O O
R R W W

Die Buchstaben sind so zu ordnen, daß die sich entsprechenden vier Senkrechten und Wagerechten bezeichnen:

1. eine europäische Hauptstadt;
2. ein europäisches Vorgebirge;
3. ein Metallgeräte;
4. einen geometrischen Begriff.

J. J.

Rätsel

„Ach, reisten wir," spricht sie zum Gatten,
„Doch nach dem Wort, heiß ist's hier sehr.
Dort spenden Wälder kühlen Schatten,
Und ans Gestade rauscht das Meer."

„Kind," spricht er mürrisch und verdrießlich,
„Wir geben viel im Winter aus,
Für meine Kasse wär's ersprießlich,
Wir blieben heuer still zu Haus.

Stets treibt es dich, hinauszueilen,
Vom eignen Heim sehnst du dich fort.
In dieser Hinsicht muß erteilen
Ich dir recht oft das Rätselwort." A. R.

Scharade

Ein traurig Bild, wie es die Großstadt schafft:
Ein bleicher Denker im Mansardenstübchen,
Sein krankes Weib daneben in der Kammer. –
Da klopft es. Hier ein Brief, das Wort. Gebt her.
Wer mag's wohl sein, der an mich die drei letzten?
Ein Drei! (die beiden letzten Laute tausche).
O armes Weib, man wirft uns auf die Straße!
Vielleicht mit Recht, denn Zwei — Vier konnte ich
Die Miete nicht bisher, die sonst auch wohl
Ich pünktlich Eins (verkehrt) gezahlt stets habe.
Da klopft's von neuem. Noch ein Brief, das Wort.
Verzeiht, weil vorhin ich ihn hab' vergessen.
Er nahm mechanisch ihn zur Hand und Drei
Noch einmal laut, doch diesmal klang es heiter.
Mein Werk ist angenommen, und man schickt
Das Honorar das Wort. Mut, gutes Weib,
Schnell werde ich dem Wirt Zwei — Vier die Miete,
Und dann für dich, du arme Seele, sorgen.
Will's Gott, so soll das Glück nun bei uns bleiben.
Dr. Sch.

Homonym

Ich bin ein Tröster. Wer gefangen
Im finstern Kerker liegt voll Bangen
Und mich erblickt, wenn auch nur fern,
Wie hofft er wieder dann so gern!

Ich bin Beglücker auch der Armen,
Unscheinbar, dünn zum Gotterbarmen,
Nicht blank wie Gold- und Silberstück;
Doch keiner weist mich drum zurück.

Und dennoch! Niemals wird's gelingen,
Dem Stärksten auch, mich zu bezwingen.
Verlorne Müh'! Der handelt klüger,
Der mir entflieht. — Ich bin Betrüger. M. B.

Logogriph

Ein Mägdelein ging spazieren im Mai,
Da bot man ihr an das Wort mit „ei",
Doch dankte die Holde mit züchtigem Blick
Und wandte die Schritte und ging zurück.

Und wie dann erreichte das nahe Städtchen
Mit flinken Füßen das hübsche Mädchen,
Da tönte melodisch ihr von dort
Entgegen mit „äu" dasselbe Wort. K. R.

Scherzfüllrätsel

Wer rät's? Sobald ich trete ein
In eine Stadt am Niederrhein,
Entsteht daraus ein großer Fluß,
Den man im Osten suchen muß. F. M.-S.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 3

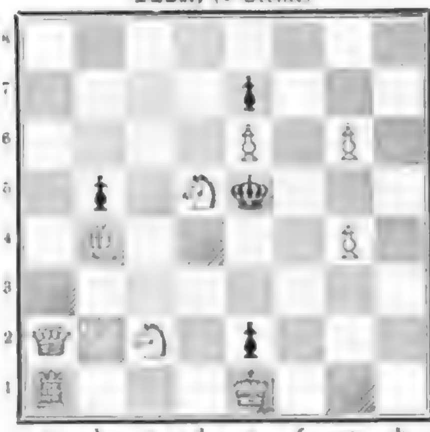
Des Homonyms: Stich.
Des Silbenrätsels: Armbrust.
Des Logogriphs: Ziegel, Riegel, Tiegel, Siegel.
Des Buchstabenrätsels: Kleber, Leber, Eber, Rebe.
Des Rätsels: Dahme, Dame.
Des Rätselscherzes: Ohr.

Schach (Bearbeitet von E. Schallopp)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, welche die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, diese stets mit der römischen Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

Aufgabe III

Von N. Höeg in Kopenhagen
(„Nationaltidende")
Schwarz (4 Steine)



Weiß (9 Steine)
Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe II

W. 1. Lh2—e7
S. 1. La3 zieht
W. 2. Sd8×L
S. 2. beliebig
W. 3. Dd2—d8 matt.

A.

S. 1. belieb. anders
W. 2. Dd2—g5+
S. 2. Kh4×g5
W. 3. Le7—d8 matt.

Der Versuch 1. a7—a8D scheitert an La3—b2.



— „Du mußt nicht glauben, daß ich nur Lebemann bin, ich bin einer der eifrigsten Sammler, auf meinem Gebiet sogar Autorität."
— „Und was sammelst du?"
— „Sektkorke!"


SIROLIN
Roche

Briefmappe

Abonnentin in Bukarest. Im Schwesternhaus Moabit werden auch Ausländerinnen aufgenommen, wenn die vorgelegten Papiere den Vorschriften der Anstalt entsprechen. In der Konfession wird kein Unterschied gemacht. Einer Prüfung brauchen die Aspirantinnen vor dem Eintritt sich nicht zu unterziehen, müssen aber genügende Vorbildung nachweisen. Vor Vollendung des zwanzigsten Lebensjahres wird keine Aspirantin aufgenommen.

H. O. in Komotau. Sie werden am besten tun, sich mit Ihrer Anfrage an ein chemisches Fachblatt zu wenden. Vielleicht wird Ihnen auch die Fabrik selbst Auskunft geben, jedenfalls können Sie von ihr am besten erfahren, was Sie über den Bezug des Mittels zu wissen wünschen.

B. in Wien. Die letzten Sprüche und Aphorismen, die Sie uns einsandten, haben wir, offen gestanden, nicht originell genug gefunden, um sie abzudrucken. Wir sind aber überzeugt, daß Ihnen früher oder später wieder etwas gelingen wird, was wert ist, an die Oeffentlichkeit gebracht zu werden, und werden in diesem Fall nicht verfehlen, es unsern Lesern darzubieten.

A. S. in Toledo (Ohio, Vereinigte Staaten von Nordamerika). Von den in Deutschland erscheinenden Automobilzeitschriften nennen wir Ihnen: die „Allgemeine Automobil-Zeitung, offizielles Organ des Deutschen Automobil-Clubs und des Deutschen Automobil-Verbandes“ (München), die „Automobil-Welt, Illustrierte Zeitschrift für die gesamten Interessen des Automobilwesens“ (Berlin) und „Der Motorwagen, Zeitschrift für Automobilen-Industrie und Motorenbau“ (Berlin).

E. P., Nemtschinofkka. Eine Gartenstadt im eigentlichen Sinne ist in Deutschland noch nicht vorhanden, doch wird allem Anschein nach die in Rüppurr bei Karlsruhe (Baden) im Entstehen begriffene Gartenvorstadt Ihnen das bieten, was Sie suchen. Nach den bisherigen Ankündigungen sollen die Mietpreise für Wohnungen oder Einfamilienhäuser dort so niedrig angesetzt werden, daß auch in bescheideneren Verhältnissen lebende Familien sie erschwingen können. Andre Städte, die klimatisch und den Schulverhältnissen nach Ihre Anforderungen erfüllen und in bedingter Weise auch die Möglichkeit bieten, die Hauptvorteile und Annehmlichkeiten der „Gartenstadt“ zu genießen, sind Würzburg, Darmstadt, Heidelberg, Freiburg im Breisgau, Baden-Baden, Kreuznach, Eßlingen, Schwäbisch-Hall. Doch müssen wir Sie darauf aufmerksam machen, daß die Lebensverhältnisse in den größeren unter diesen Städten es einer vierköpfigen Familie sehr schwer oder nahezu unmöglich machen, mit der von Ihnen genannten Summe ohne empfindliche Einschränkungen ihr Auskommen zu finden. Näheres über die Gartenstadt in Rüppurr wird Ihnen jedenfalls die Deutsche Gartenstadtgesellschaft auf Wunsch gern mitteilen. Anfragen an diese sind an den Generalsekretär Herrn Hans Kampffmeyer, Karlsruhe, Ettlingerstraße 9 zu richten.

„Frauenklub“ in W., E. Z. in Dresden, L. M . . . . r in St. und andre. Der Roman „Eine von zu vielen“ ist soeben als Buch erschienen (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Die Verfasserin, Frau Liesbet von Drigalski, lebt seit kurzem nicht mehr in Hannover; ihre jetzige Adresse lautet: Halle a. S., Advokatenweg 4.

Humphrey. Die Beantwortung Ihrer Anfrage müssen wir ablehnen; wenden Sie sich an einen Arzt.

Marianne in K. Ihre Gedichte sind leider für uns unverwendbar.

Zur Beachtung! Nicht verwendbare Gedichte, Sprüche und dergleichen senden wir nur zurück, wenn das entsprechende Porto beigefügt ist. Die nachträgliche Einsendung hat keinen Zweck, denn die nicht verwendbaren Eingänge ohne Porto verfallen dem Papierkorb.

Eingegangene Bücher und Schriften.

Aanrud, Hans, Sidsel Langröckchen. ℳ 2.25. Leipzig, G. Merseburger.

Andreae, Das liebe Ich. ℳ 1.60. Berlin, K. Curtius.

Hardung, Victor, Seligkeiten. ℳ 2.—. Zürich, A. Bopp.

Hauberrisser, G., Anleitung zum Photographieren. ℳ 1.60. Leipzig, Ed. Liesegangs Verlag.

Hesdörffer, Max, Handbuch der praktischen Zimmergärtnerei. 3. Aufl. Gebd. ℳ 9.—. Berlin, Verlag von Paul Parey.

Höcker, P. O., Ich grolle nicht! ℳ 4.—. Leipzig, K. Greithlein & Co.

Jähns, M., Feldmarschall Moltke. 2. Aufl. Geh. ℳ 7.20. Berlin, E. Hofmann & Co.

Jordan, G., Die Todeshochzeit. ℳ 1.60. Straßburg, J. E. Ed. Heitz.

Juraß, Balkongärtnerei. Laubengärten. Je ℳ 1.—. Wiesbaden, R. Bechtold & Co.

v. **Kaisenberg**, M., Der Landwirt als Pferdezüchter. ℳ 4.—. Berlin, Zuckschwerdt & Co.

Kleine Sammlung wissenschaftlicher Weltregeln. Von Prof. Dr. W. A. **Michelson**. 25 ₰. Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn.

Kraft, Frida Erika, Runen. Dichtungen. Brosch. ℳ 1.—. Berlin, Vaterländische Verlags- und Kunstanstalt.

Leitfaden der Kunstgeschichte. Für höhere Lehranstalten und zum Selbstunterricht. Bearbeitet von Dr. W. **Buchner**. Gebd. ℳ 4.—. Essen, G. D. Baedeker.

Liebe und Leben. Glossen von Carl **Poll**. Gebd. ℳ 2.60. Leipzig, W. Braumüller.

Mein Tisch und mein Haus. Praktische Anleitungen zur Führung eines Haushaltes. Von **Gräfin** M. W. Gebd. ℳ 3.60. Leipzig, Wilhelm Braumüller.

Merrick, Leonard, Die Sünde. Roman. Geb. ℳ 1.—. Berlin, A. Goldschmidt.

Tagebuch über die Vorgänge im Turm des Temple während der Gefangenschaft Ludwigs XVI. von **Cléry**, Kammerdiener des Königs. Uebertragen von Dr. Lud-

wig Köhler. Brosch. M 3.60. Leipzig, H. Schmidt & C. Günther.
Billinger, H., Simplicitas. Eine Jugendgeschichte. M 2.-. Stuttgart, A. Bonz & Co.
Wagner, Christian, Ein Blumenstrauß. Gedichte. Gebd. M 2.—. Hall, W. Germans Verlag.

Aus Industrie und Gewerbe

(Aus dem Publikum)

Als Auffrischungsmittel für die Nerven sowie als Kräftigungsmittel für Schwache und Kranke verdient die Flüssige Somatose größte Beachtung, da sie appetitanregend wirkt und bei längerem Gebrauch Fleischansatz und Muskelkraft hervorruft. Sie ist in zwei Sorten: herb und süß, in Apotheken und Drogerien erhältlich.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart. — Verlag und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg.
In Oesterreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr in Wien I.

Briefe und Sendungen nur an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.





Das Märchenbuch
Nach einem Gemälde von Ernst Liebermann

Caspar Hauser

Roman

von

Jakob Wassermann

(Fortsetzung)

Der Rittmeister runzelte ein wenig die Stirn, als ob es ihm bedenklich schiene, den Schabernack zu weit zu treiben, doch entäußerte er sich schnell der ernsten Regung, klopfte Caspar auf die Schulter und rief: „Erraten, Teufelskerl! Erraten! Mehr sag' ich aber nicht, Freundchen, sonst könnt' es mir übel bekommen." Und mit dem letzten Wort setzte er sich fester in den Sattel und sprengte davon.

Eine Viertelstunde später kam Caspar atemlos nach Hause. Daumers saßen schon bei Tisch, sie schauten dem Ankömmling gespannt entgegen und Anna erhob sich unwillkürlich, als Caspar mit schweißbedeckter Stirne neben den Sessel ihres Bruders trat und mit gebrochener Stimme hervorjubelte: „Der Herr Rittmeister hat einen Brief bekommen von meiner Mutter!"

Daumer schüttelte erstaunt den Kopf. Er versuchte Caspar begreiflich zu machen, daß ein Mißverständnis oder eine Täuschung obwalten müsse; Mutter und Schwester unterstützten ihn darin nach Kräften. Es war umsonst. Caspar faltete flehentlich die Hände und bat, Daumer möge mit ihm zu Herrn von Wessenig gehen. Dessen weigerte sich Daumer entschieden, doch als Caspars Aufregung wuchs, erklärte er sich bereit, allein zu Herrn von Wessenig zu gehen. Er aß schnell seinen Teller leer, nahm Hut und Mantel und ging.

Caspar lief zum Fenster und sah ihm nach. Er wollte sich nicht zu Tisch begeben, ehe Daumer wieder da war. Er zerknüllte das Taschentuch in der Hand, rasch atmend starrte er gegen den Himmel und dachte: Wenn ich dich liebhaben soll, Sonne, mach, daß es wahr ist. So wurde es ein Uhr und Daumer kam zurück. Er hatte den Rittmeister zur Rede gestellt und eine heftige Auseinandersetzung mit ihm gehabt. Herr von Wessenig hatte die Sache zuerst humoristisch genommen, damit lief er aber bei Daumer übel ab, dem ohnehin das hämische Gerede, das ihm täglich zugetragen wurde, Verdruß genug erregte. Erst gestern hatte man ihm erzählt, auf einer Assemblee bei der Magistratsrätin Behold habe sich ein angesehener Aristokrat über ihn lustig gemacht als über den Meister somnambuler und magnetischer Geheimkunst, der Caspar Hauser feierlich den Zaubermantel unter die Füße breite, aber statt in den Aether zu entschweben, wie jedermann erwarte, bleibe der gute Caspar gemächlich sitzen und lasse sich ausfüttern.

Solches nagte an Daumer und er hatte es dem Rittmeister ins Gesicht gesagt, daß ihn das scheele Geschwätz der nichtstuenden eleganten Welt gleichgültig lasse. „Bin ich auch eher auf Hilfe und Zustimmung als auf Verteidigung und Abwehr gefaßt gewesen, so weiß ich doch genau, daß das erstarrte Herz von Ihnen und Ihresgleichen nicht um einen Pulsschlag gefühlvoller schlagen wird," rief er aus. „Das aber kann ich fordern, daß man den Jüngling, der unter meinem Schutz und dem des Herrn Staatsrats steht, wenigstens mit böswilligen Scherzen verschont."

Sprach's und ging. Einen Freund ließ er nicht zurück.

Zu Hause ankommend und Caspars stummes Drängen wahrnehmend, sagte er mit mühsamer Milde: „Er hat dich zum Narren gehabt, Caspar. Es ist natürlich kein Wort wahr. Solchen Leuten mußt du auch nicht glauben."

„O!" machte Caspar voll Schmerz. Dann war er still.

Erst als Daumer sich nach der Mittagsrast zum Aufbruch anschickte, entriß sich Caspar seinem Schweigen und sagte in mattem und verändertem Ton: „Der Herr Rittmeister hat also nicht die Wahrheit gesagt?"

„Nein, er hat gelogen," versetzte Daumer kurz.

„Das ist schlecht von ihm, sehr schlecht," sagte Caspar.

Erstaunlich schien ihm zunächst die Tatsache des Lügens, erstaunlicher noch, daß sich ein so großer Herr ihm gegenüber der Lüge schuldig gemacht. Warum hat er das mit dem Brief gesagt, grübelte er, und stundenlang war er damit beschäftigt, sich des Rittmeisters Worte immer wieder von neuem vorzusagen und sich das Gesicht zurückzurufen, in welchem, von ihm nicht gewußt, die Lüge wohnte.

Es war da etwas nicht in Ordnung. Er sann und sann und kam zu keinem Ende. Um sich auf andre Gedanken zu bringen, schlug er die Rechenfibel auf und ging an sein Tagespensum.

Als auch dies nichts half, nahm er die Glasharmonika, die ihm eine Dame aus Bamberg geschenkt, und übte sich eine halbe Stunde lang in den simpeln Melodien, die er darauf zu spielen erlernt hatte.

Plötzlich erhob er sich und trat vor den Spiegel. Starr blickte er sein eignes Gesicht an: er wollte sehen, ob Lüge darin sei. Trotz der Beklommenheit, die er dabei empfand, reizte es ihn, einmal selber zu lügen, nur um zu prüfen, wie nachher sein Gesicht aussehen würde. Aengstlich schaute er sich um, blickte dann wieder in den Spiegel und sagte leis: „Es schneit."

Er hielt das für eine Lüge, weil ja die Sonne schien.

Nichts hatte sich in seinem Gesicht verändert: man konnte also lügen, ohne daß es jemand bemerkte. Er hatte geglaubt, die Sonne würde sich verfinstern oder verstecken, aber sie schien ruhig weiter.

Am Abend kam Daumer mit einem neuen Aerger nach Hause. Von der Mutter gefragt, was es denn schon wieder gebe, zog er ein kleines Zeitungsblättchen aus der Tasche und warf es auf den Tisch. Es war der „Katholische Wochenschatz"; auf der ersten Seite stand eine Epistel über Caspar Hauser, die mit den fettgedruckten Lettern begann: ‚Warum läßt man den Nürnberger Findling nicht der Segnungen der Religion teilhaftig werden?'

„Ja, warum läßt man denn nicht?" spottete Anna.

„Und das wagt man in einer protestantischen Stadt," sagte Daumer mit finsterem Gesicht. „Wenn diese Herren nur wüßten, was für eine unmäßige Furcht der Jüngling vor ihren Geistlichen hat. Während er noch auf dem Turm war, sind eines Tages vier zu gleicher Zeit bei ihm erschienen. Glaubt ihr vielleicht, sie hätten zu seinem Herzen geredet oder seine Andacht zu wecken gesucht? Weit gefehlt. Sie schwatzten vom Zorn Gottes und von der Vergeltung der Sünden, und als er immer ängstlicher dreinsah, fingen sie an zu wettern und zu drohen, als ob der arme Mensch am nächsten Tag zum Galgen geführt werden sollte. Zufällig kam ich dazu und forderte sie höflich auf, ihre Bemühungen einzustellen."

Da Caspar ins Zimmer trat, wurde das Gespräch abgebrochen.

Aber der Appell des „Katholischen Wochenschatzes" verhallte nicht ungehört. „Mit der Religion ist nicht zu spaßen," sagten die Herren auf dem Magistrat, und einer drückte sogar den Zweifel aus, ob der Jüngling überhaupt getauft sei. Darüber ward eine Weile hin und her debattiert, doch ließ man die Frage schließlich fallen und die Taufe ward als selbstverständlich angenommen, da man ja unter Christen in einem christlichen Lande lebe und der Jüngling auf keinen Fall aus der Tatarei kommen könne.

Nicht so leicht war die Entscheidung über die katholische oder evangelische Konfession. Obgleich die Pfaffen in der Stadt wenig Macht besaßen, mußte man doch die obdachlose Seele dem hungrigen Rachen Roms entreißen, anderseits war man zu zaghaft für ein rauhes Zugreifen, weil es möglich war, daß eine einflußreiche Person über kurz oder lang ein Anrecht andrer Art geltend machen konnte.

Der Bürgermeister wandte sich an Daumer und verlangte, Caspar solle einen Religionslehrer erhalten, man überlasse es Daumer, einen vertrauenswürdigen Mann zu bestimmen. „Wie wäre es mit dem Kandidaten Regulein?" meinte Binder.

„Ich habe nichts dagegen," erwiderte Daumer gleichgültig. Der Kandidat wohnte im Daumerschen Haus zu ebener Erde und genoß den Ruf eines soliden und fleißigen Mannes.

„Wenn ich selbst auch nicht kirchlich-fromm gesinnt bin," sagte der Bürgermeister, „so ist mir doch die modische Freigeisterei von Herzen zuwider, und ich wünschte nicht, daß unser Caspar in ein ehrfurchtsloses Weltwesen gerät. Auch in Ihrer Absicht kann das nicht liegen."

Aha, ein Stich, dachte Daumer stillergrimmt, man beleidigt, verdächtigt mich schon wieder, ich bin niemand bequem, sehr ehrenwert, ihr Herren, sehr ehrenwert. Laut antwortete er: „Gewiß nicht. Ich habe es auch nicht fehlen lassen, in meiner Art auf ihn zu wirken. Und meine Art mag sein, wie sie will, sie ist nicht schlechter als jede andre. Leider haben mir allerhand Unberufene beständig hineingepfuscht. So war es mir in der ersten Zeit mit großer Mühe gelungen, den starren Eigensinn seines Schauens zu brechen und ihm einen Begriff von dem allmächtigen Trieb des Wachstums in der Natur zu geben. Kommt da ein Frauenzimmer an, während Caspar vor einem Blumentopf sitzt und mit seinem unschuldigen Staunen die über Nacht aufgesproßten Schößlinge betrachtet. ‚Nun, Caspar,' fragt sie einfältig, ‚wer hat denn das wachsen lassen?' ‚Es ist von selbst gewachsen, erwidert er stolz. ‚Aber, Caspar,' ruft jene, ‚es muß doch jemand sein, der es hat wachsen lassen?' Er würdigte sie keiner Antwort mehr, aber die wohlwollende Dame ging hin und erzählte überall, Caspar werde zum Atheisten gemacht. Da hat man eben einen schweren Stand."

„Es handelt sich doch am Ende nur darum, ihm das Gefühl einer höheren Verpflichtung einzuimpfen," sagte Binder.

„Die hat er, die hat er, aber sein Verstand anerkennt eben in seinen Forderungen keine Grenzen und will durchaus befriedigt sein," fuhr Daumer leidenschaftlich fort. „Gestern abend besuchten ihn zwei protestantische Geistliche, der eine aus Fürth, der andre aus Farnbach, der eine dick, der andre mager, alle beide eifrig wie

kleine Paulusse. Sie machten mir erst allerlei Elogen, ich lasse sie zu Caspar hinein, und ehe man drei zählen kann, fangen sie eine Disputation mit ihm an. Ach, es war komisch, es war höchst komisch. Es kam die Rede auf die Erschaffung der Welt, und der Dicke aus Fürth sagte, Gott habe die Welt aus dem Nichts geschaffen. Und als nun Caspar wissen wollte, wie das zugegangen, stibitzten sie ihm die Erklärung vor der Nase weg, indem sie alle zwei händefuchtelnd auf ihn einredeten wie auf einen Heiden, der bei seinem Götzen schwört. Endlich beruhigten sie sich, und da sagte mein guter Caspar zutulich, wenn er etwas machen wolle, müsse er doch etwas haben, woraus er es mache, sie möchten ihm doch sagen, wie das bei Gott möglich sei. Da schwiegen sie eine Weile, flüsterten untereinander, und endlich antwortete der Magere, bei Gott sei alles möglich, weil er nicht ein Mensch sei, sondern ein Geist. Da lächelte mich Caspar an, denn er dachte, sie wollten sich über ihn lustig machen, und er stellte sich, als glaube er ihnen, was die beste Manier war, um sie loszuwerden."

Der Bürgermeister schüttelte mißbilligend den Kopf. Daumers Sarkasmus gefiel ihm ganz und gar nicht. „Es gibt auch eine gedachtere Ansicht von Gott als die, die sich so mühelos verspotten läßt," wandte er ruhig ein.

„Eine gedachtere Ansicht? Ohne Zweifel. Vergessen Sie nur nicht, daß die der gemeinen durch und durch widerspricht. Und wenn ich sie ihm beizubringen suche, setze ich mich Vorwürfen und Mißkennungen aus. Nächstes Jahr soll er in die öffentliche Schule gehen, für einen Menschen von wenigstens achtzehn Jahren ohnedies eine Schwierigkeit, da würden nun meine Lehren wieder zunichte gemacht und die Folge ist Konfusion. Schon jetzt fange ich an feig zu werden und speise ihn mit bequemen Antworten ab. Neulich konnte er eingetretener Augenschwäche halber nicht arbeiten, und er fragte mich, ob er von Gott etwas erbitten dürfe und ob er es dann erhalten werde. Ich sagte, zu bitten sei ihm gestattet, doch müsse er es der Weisheit Gottes anheimstellen, ob er die Bitte gewähren wolle oder nicht. Er entgegnete, er wolle die Genesung seiner Augen erbitten und dawider könne ja Gott nichts einzuwenden haben, denn er gebrauche die Augen, um seine Zeit nicht in unnützen Gesprächen und Spielereien vergeuden zu müssen. Ich sagte darauf, Gott habe bisweilen unerforschliche Gründe, etwas zu versagen, wovon wir glaubten, daß es heilsam wäre, er wolle uns oft durch Leiden prüfen, in Geduld und Ergebung üben. Da ließ er traurig den Kopf hängen. Gewiß dachte er, ich sei auch nicht besser als die Frommen, deren Gründe er nur für Ausreden nimmt."

„Was ist jedoch zu tun?" fragte der Bürgermeister mit sorgenvoller Stirn. „Auf dem Weg des Zweifelns und Leugnens muß die Fähigkeit zum Guten verkümmern."

„Zweifeln und Leugnen ist es wohl kaum," versetzte Daumer unwillig. „Gott ist kein Bewohner des Himmels, er haust nur in unsrer Brust. Der reiche Geist birgt ihn im umfassenden Gefühl, der arme wird durch die Not des Lebens seiner gewahr und nennt es Glauben; er könnte es auch Angst nennen. In Schönheit und Freude gestaltet sich der wahre Gott, im Schaffen. Was Sie Zweifel und Leugnen heißen, ist das aufrichtige Zagen der ihrer selbst noch ungewissen Seele. Man gebe der Pflanze so viel Sonne, wie sie braucht, und sie besitzt einen Gott."

„Das ist Philosophie," erwiderte Binder, „und zudem Philosophie, die einem Alltagsmenschen wie mir frivol klingen muß. Jeder Bauer hat für seine Ernte mit Sturm und Unwetter zu rechnen, und nur ein überheblicher Mensch kann sich einfallen lassen, von selber etwas zu gelten. Doch genug davon. Waren Sie eigentlich mit Caspar schon einmal in der Kirche?"

„Nein, ich habe das bis jetzt vermieden."

„Morgen ist Sonntag. Haben Sie etwas dagegen einzuwenden, wenn ich ihn zum Gottesdienst in die Frauenkirche mitnehme?"

„Nicht im geringsten."

„Gut, ich werde ihn um neun Uhr abholen."

Wenn sich Herr Binder eine sonderliche Wirkung von diesem Versuch versprochen hatte, so wurde er darin sehr enttäuscht. Als Caspar die Kirche betreten hatte und die erhobene Stimme des Predigers vernahm, fragte er, warum der Mann schimpfe. Die Kruzifixe erregten seinen tiefsten Schauder, weil er die angenagelten Christusbilder für gemarterte lebendige Menschen hielt. Beständig schaute er, beständig verwunderte er sich, das Spiel der Orgel und der Gesang des Chors betäubten sein empfindliches Ohr dermaßen, daß er die Harmonie der Klänge gar nicht spürte, und zum Schluß brachte ihn die Ausdünstung der Menschenmenge einer Ohnmacht nahe.

Der Bürgermeister sah wohl seinen Fehlgriff ein, doch ließ er nicht ab, auf einen regelmäßigen Besuch der Kirche zu dringen, obwohl sich Caspar jedesmal hartnäckig dagegen sträubte. Wenn der Kandidat Regulein Herrn Binder seine Not klagte, erwiderte dieser: „Nur Geduld, die Gewohnheit wird ihn schon zur Andacht nötigen." — „Ich glaube nicht," versetzte der Kandidat darauf mutlos, „gebärdet er sich doch, als ob er sein Leben lassen sollte, wenn ich ihn zum Kirchgang auffordere." — „Macht nichts, es ist Ihr Beruf, seinen Widerstand zu brechen," lautete der Bescheid.

Der gute, hilflose Kandidat Regulein! Ein junges Männlein, das nie jung gewesen war

und dessen Gottesgelehrtentum von so dünner Beschaffenheit war wie seine Beine. Er zitterte insgeheim vor den Unterrichtsstunden, die er Caspar erteilen mußte, und sooft ihn eine Frage in Verlegenheit setzte, was gar nicht selten geschah, verschob er die Auskunft auf das nächste Mal, wobei er sich vornahm, in gewissen Büchern nachzuschlagen, um nicht gegen die Theologie zu verfehlen. Caspar wartete treuherzig, aber in der folgenden Stunde kam nichts oder wenig. Der Kandidat, der im stillen hoffte, sein Schüler habe vergessen, erschrak und wich aus. Das half nicht; der unbarmherzige Frager trieb ihn aus einer Verschanzung in die andre, bis das verzweifelte Argument aufgestellt werden mußte: es sei unrecht, über dunkle Gegenstände des Glaubens zu forschen.

Caspar lief zu Daumer und beklagte sich bitter, daß er keine Aufschlüsse erhalte. Daumer fragte, was er zu wissen begehrt habe. Er hatte zu wissen verlangt, warum Gott nicht mehr wie in früheren Zeiten zu den Menschen herabkomme, um sie über so vieles, was verborgen sei, zu belehren. „Ja sieh mal, Caspar," sagte Daumer, „es gibt Geheimnisse in der Welt, die sich eben beim besten Willen nicht verstehen lassen. Da muß man Vertrauen haben, daß Gott eines Tages unser Herz darüber erleuchtet. Wir alle wissen ja auch nicht, woher du kommst und wer du bist, und trotzdem hoffen wir von der Gerechtigkeit und Allwissenheit Gottes, daß er uns eines Tages darüber Aufschluß gewährt."

„Aber Gott hat doch nichts damit zu tun, daß ich im Kerker war," erwiderte Caspar sanft, „das haben doch die Menschen getan." Und ratlos setzte er hinzu: „So ist's eben. Das eine Mal sagt der Kandidat, Gott lasse den Menschen ihren freien Willen, das andre Mal sagt er, Gott strafe sie für ihre bösen Handlungen. Da werd' ich ganz zum Narren."

Diese Unterhaltung fand an einem stürmischen Nachmittag Ende März statt und Daumer geriet durch sie in eine so trübe Stimmung, daß er eine angefangene schriftliche Arbeit nicht zu beendigen vermochte. Man raubt ihn mir, man bricht ihn mir zu Stücken, dachte er. Voll Traurigkeit nahm er ein dickes Heft zur Hand, das seine Aufzeichnungen über Caspar enthielt, und blätterte drin herum. Er schrak zusammen, als seine Schwester ziemlich hastig eintrat, noch mit Pelzkappe und Umhang, wie sie von der Straße kam. Ihr Gesicht verriet Aufregung, und sie wandte sich mit der schnell hervorgestoßenen Frage an Daumer: „Weißt du schon, was man in der Stadt spricht?"

„Nun?"

„Man erzählt sich, Caspar Hauser sei von fürstlicher Abkunft, ein beiseitegeschaffter Prinz."

Daumer lachte gezwungen. „Das fehlte noch," entgegnete er abschätzig. „Was denn noch alles!"

„Du glaubst nicht daran? Das hab' ich mir gleich gedacht. Aber woher mögen solche Gerüchte stammen? Irgend etwas muß doch dahinter sein."

„Gar nichts muß dahinter sein. Sie schwatzen eben. Laß sie schwatzen."

Eine halbe Stunde später erhielt Daumer den Besuch des Archivdirektors Wurm aus Ansbach. Es war dies ein kleiner, etwas verwachsener Mann, der nie lächelte; es hieß von ihm, daß er sehr befreundet mit Herrn von Feuerbach und die rechte Hand des Regierungspräsidenten Mieg sei. Von ersterem bestellte er Grüße an Daumer und sagte, der Staatsrat werde in allernächster Zeit nach Nürnberg kommen, er beschäftige sich angelegentlich mit der Sache Caspar Hausers.

Nach einem kurzen, wenig belangvollen Hin- und Herreden griff der Archivdirektor plötzlich in die Rocktasche, brachte ein kleines broschiertes Buch zum Vorschein und reichte es wortlos Daumer. Dieser nahm es und las den Titel: „Caspar Hauser, nicht unwahrscheinlich ein Betrüger. Vom Polizeirat Merker in Berlin."

Daumer besah das Büchlein mit feindseligen Augen und sagte matt: „Das ist deutlich. Was will der Mann? Was ficht ihn an?"

„Es ist ein gehässiges Pamphlet, tritt aber höchst plausibel auf," erwiderte der Archivdirektor. „Es sind da mit Fleiß und Geschick alle Verdachtsgründe, die schon längst in mißtrauischen Gemütern spuken, gegen den Findling zusammengetragen. Der Verfasser prüft alle Angaben Caspars auf ihre Verdächtigkeit hin, auch gibt er Beispiele aus der Vergangenheit, wo ähnliche Lügenkünste, wie er sich ausdrückt, zu verspäteter Enthüllung gelangt sind. Sie, lieber Professor, und Ihre hiesigen Freunde kommen dabei nicht zum besten weg."

„Natürlich; kann ich mir denken," murmelte Daumer, und mit der flachen Hand auf das Buch schlagend, rief er aus: „Nicht unwahrscheinlich ein Betrüger! Da sitzt so ein mit allen Hunden gehetzter Herr in Berlin und wagt es, wagt es —! Himmelschreiend! Man sollte ihm diesen nicht unwahrscheinlichen Betrüger vorführen, man sollte ihn zwingen, dem Engelsblick standzuhalten, ach, schändlich! Der einzige Trost dabei ist, daß doch niemand das Zeug lesen wird."

„Sie irren sich," versetzte der Archivdirektor ruhig, „das Heft findet reißenden Absatz."

„Nun gut, ich werde es lesen," sagte Daumer, „ich werde damit zum Redakteur Pfisterle von der ‚Morgenpost' gehen, der ist der richtige Mann, um dem famosen Polizeirat Widerpart zu halten."

Der Archivdirektor maß den aufgeregten Daumer mit einem gleichgültig-schnellen Blick. „Ich möchte eine solche Maßregel nicht ohne weiters

gutheißen," bemerkte er diplomatisch; „ich glaube auch im Sinn des Herrn von Feuerbach zu sprechen, wenn ich Ihnen davon abrate. Wozu das Zeitungsgeschreibe? Was soll es nützen? Man muß handeln, in aller Vorsicht und Stille handeln, das ist es."

„In aller Vorsicht und Stille? Was wollen Sie damit sagen?" fragte Daumer ängstlich und argwöhnisch.

Der Archivdirektor zuckte die Achseln und schaute zu Boden. Dann erhob er sich, sagte, er wolle am folgenden Nachmittag wiederkommen, um Caspar zu sehen, und reichte Daumer die Hand. Als er schon auf der Treppe war, eilte ihm Daumer nach und fragte, ob es ihn nicht störe, wenn er morgen fremde Leute hier im Hause treffe, es hätten sich einige Herrschaften zu Besuch angesagt. Der Archivdirektor verneinte.

Es gehörte zu den Charaktereigentümlichkeiten Daumers, daß er sich in einmal gefaßte Ideen bis zur offensichtlichen Schädlichkeit verrannte. Trotz der Abmahnung des besonnenen Herrn Wurm begab er sich, kaum daß er das Buch des Berliner Polizeirats gelesen hatte, was weniger denn eine Stunde Zeit brauchte, voll Erbitterung in die Redaktion der „Morgenpost". Der Redakteur Pfisterle war ein hitziges Blut; wie der Geier aufs Aas stürzte er sich auf diese Gelegenheit, seine immer in Vorrat vorhandene Wut und Galle loszulassen. Er wollte Material haben, und Daumer bestellte ihn für den Mittag des folgenden Tages zu sich in die Wohnung.

Am Abend herrschte eine sonderbar schwüle Luft im Daumerschen Haus. Während des Nachtessens wurde wenig geredet, und Caspar, der von all dem, was rings um ihn vorging, nicht im mindesten etwas ahnte, war verwundert über manchen prüfenden Blick oder über das düstere Schweigen auf eine herzliche Frage. Er hatte die Gewohnheit, vor dem Schlafengehen noch ein Buch zur Hand zu nehmen und zu lesen; das tat er auch heute, und es geschah nun, daß sein Blick, als er das Buch aufgemacht, auf eine bestimmte Stelle fiel, die ihn veranlaßte, entzückt in die Hände zu schlagen und in seiner herzlichen Art zu lachen. Daumer fragte, was es gebe; Caspar deutete mit dem Finger auf das Blatt und rief: „Sehen Sie nur, Herr Professor!" Seit einiger Zeit hatte er aufgehört, Daumer zu duzen, und zwar ganz von selbst und eigentümlicherweise fast an demselben Tag, an welchem er zum ersten Male Fleisch genossen und danach krank geworden war.

Daumer blickte ins Buch. Die von Caspar aufgegriffenen Worte lauteten: „Die Sonne bringt es an den Tag."

„Was gibt's dabei zu staunen?" fragte Anna, die über die Schulter des Bruders gleichfalls in das Buch schaute.

„Wie schön, wie schön!" rief Caspar aus. „Die Sonne bringt es an den Tag. Das ist wunderschön."

Die drei andern schauten einander voll seltsamer Gefühle in die Augen.

„Ueberhaupt ist es schön, wenn man so liest: die Sonne!" fuhr Caspar fort. „Die Sonne! Das hallt so."

Als er gute Nacht gewünscht hatte, sagte Frau Daumer: „Man muß ihn doch liebhaben. Es wird einem ordentlich wohl, wenn man ihn in seiner artigen Geschäftigkeit beobachtet. Wie ein Tierchen webt er für sich hin, niemals langweilt er sich, nie fällt er durch Launen zur Last."

Wie verabredet, kam Pfisterle am nächsten Tag kurz nach Tisch, blieb jedoch über Gebühr lange sitzen und verstand nicht die ungeduldigen Andeutungen Daumers, der ihn gern vor dem Eintreffen der erwarteten Gäste losgeworden wäre. Als diese um drei Uhr erschienen, saß er noch immer auf seinem Fleck und blieb auch da. Wahrscheinlich hatte es seine Neugierde gereizt, daß ihm Daumer den Namen einer der drei Personen mitgeteilt hatte; es war dies ein damals vielgelesener Schriftsteller aus dem Norden des Reichs. Die andern beiden waren eine holsteinische Baronin und ein Leipziger Professor, der auf einer Romreise begriffen war; ein Unternehmen, welches zu jener Zeit, wenigstens in Nürnberg, einem Mann den Nimbus eines kühnen Forschers verlieh.

Daumer empfing die Herrschaften sehr liebenswürdig, und nachdem er Caspar herbeigeholt hatte, zündete er trotz der frühen Stunde die Lampe an, denn der Nebel lag dicht wie graue Wolle vor den Fenstern. Der Leipziger Professor zog Caspar in eine Unterhaltung, aber er sprach mit ihm wie von Turmeshöhe herunter. Auch ließ er keinen Blick von ihm, und die gelblichen Augen hinter den kreisrunden Brillengläsern schimmerten bisweilen boshaft. Währenddem kamen noch Herr von Tucher und der Archivdirektor, ließen sich den Fremden vorstellen und nahmen auf dem Sofa Platz.

„In deinem Kerker war es also immer dunkel?" fragte der Romfahrer und strich langsam seinen Bart.

Caspar antwortete geduldig: „Dunkel, sehr dunkel."

Der Schriftsteller lachte, worauf ihm der Professor vielsagend mit dem Kopf zunickte.

„Haben Sie den Unsinn gehört, der hier in der Stadt über seine fürstliche Abkunft geredet wird?" ließ sich jetzt die holsteinische Baronin hören, deren Stimme wie aus einem Kellerloch kam.

Der Professor nickte wieder und sagte: „In der Tat, es werden hier starke Zumutungen an die Leichtgläubigkeit des Publikums gestellt."

Eine Zeitlang schwiegen alle, wie von einem

Schuß erschreckt. Endlich entgegnete Daumer mit heiserer Stimme und mit der Höflichkeit eines schlechten Komödianten: „Was veranlaßt Sie, meine Ehre zu beschimpfen?“

„Was mich veranlaßt?“ prasselte der cholerische Herr auf. „Diese Gaukelfuhr veranlaßt mich dazu. Der Umstand, daß man ein ganzes Land skrupellos mit einem albernen Märchen füttert. Muß denn der gute Deutsche immer wieder das Opfer von Abenteurern à la Cagliostro werden? Es ist eine Schmach.“

Herr von Tucher hatte sich erhoben und blickte dem Aufgeregten mit so unverhohlener Geringschätzung ins Gesicht, daß dieser plötzlich schwieg.

„Wir sind natürlich überzeugt,“ mischte sich der Schriftsteller, ein klapperdürrer Herr mit kahlem Schädel, vermittelnd ein, „daß Sie, Herr Daumer, im besten Glauben handeln. Sie sind Opfer, wie wir alle.“

Jetzt konnte sich Pfisterle, den die Wut förmlich aufgeschwellt hatte, nicht länger halten. Mit geballten Fäusten sprang er vom Stuhl empor und schrie: „Ja, zum Teufel, warum sollen wir uns denn das gefallen lassen? Da kommen sie her, niemand hat sie gerufen, kommen her, um dagewesen zu sein und mitreden zu können, haben von Anfang an alles besser gewußt, und wenn sie blind wie die Maulwürfe sind, werfen sie sich noch stolz in die Brust und rufen: Wir sehen nichts, also ist nichts da. Warum soll denn das ein Unsinn sein, geehrte Dame, was man von seiner Abstammung erzählt? Warum denn, bitte? Leugnen Sie etwa, daß hinter den Mauern, wo unsre Großen wohnen, sich Dinge ereignen, die das Tageslicht zu scheuen haben? Daß dort die Verträge des Bluts für nichts geachtet und Menschenrechte mit Füßen getreten werden, wenn der Vorteil eines Einzelnen es erheischt? Soll ich mit Tatsachen dienen? Sie können es nicht leugnen. Bei uns wenigstens sind die paar Dutzend Männer noch nicht vergessen, die ihre mutige Freiheitsfahne durch das Land getragen und mit brennenden Fackeln in die Lügendämmerung der Paläste geleuchtet haben.“

„Genug, genug!“ unterbrach der Professor den rabiaten Zeitungsmann. „Mäßigen Sie sich, Herr!“

„Ein Demagoge!“ sagte die Baronin und stand mit erschrockenen Augen auf. Der Archivdirektor heftete einen vorwurfsvollen und kühlen Blick auf Daumer, der den Kopf gesenkt und die Lippen eigensinnig geschlossen hatte. Als er emporschaute, blieb sein Auge mit gerührtem Ausdruck auf Caspar ruhen, der frei und arglos dastand, den lächelnden klaren Blick von einem zum andern gleiten ließ, nicht als ob von ihm gesprochen würde und er daran teilhätte, sondern als ob das bewegte Spiel der Mienen und Gebärden lediglich seine Schaulust erwecke. In der Tat verstand er kaum, wovon die Rede war.

Der Leipziger Professor hatte seinen Hut ergriffen und wandte sich noch einmal, an Pfisterle vorübersprechend, gegen Daumer. „Was ist denn bewiesen von den Mutmaßungen törichter Köpfe?“ fragte er gellend. „Nichts ist bewiesen. Fest steht nur, daß aus irgendeinem gottverlassenen Dorf in den fränkischen Wäldern sich ein Bauerntölpel in die Stadt verirrt, daß er nicht ordentlich sprechen kann, daß ihm alle Werke der Kultur unbekannt sind, das Neue neu, das Fremde fremd erscheint. Und darüber geraten einige kurzsichtige, sonst ganz wackere Männer außer sich und nehmen die plumpen Aufschneidereien des geriebenen Landstreichers für bare Münze. Wunderliche Verschrobenheit!“

„Ganz wie der Polizeirat Merker,“ konnte sich der Archivdirektor nicht enthalten zu bemerken. Auch Pfisterle wollte dawiderreden, wurde aber durch eine energische Kopfbewegung des Herrn von Tucher zum Schweigen gebracht.

Plötzlich wurde von der Straße draußen das Rollen einer Kutsche hörbar. Direktor Wurm ging zum Fenster, und nachdem der Wagen vor dem Haus gehalten hatte, sagte er: „Der Staatsrat kommt.“

„Wie?“ entgegnete Daumer rasch. „Herr von Feuerbach?“

„Ja, Herr von Feuerbach.“

In seiner Benommenheit versäumte Daumer die Pflicht des Hausherrn, und als er sich aufraffte, um den Präsidenten zu empfangen, stand dieser schon auf der Schwelle. Mit seinem Imperatorenblick überflog er die Gesichter aller Anwesenden, und als er den Archivdirektor gewahrte, sagte er lebhaft: „Gut, daß ich Sie treffe, lieber Wurm, ich habe etwas mit Ihnen zu sprechen.“

Er trug die einfache Kleidung eines Privatmannes, und außer einem kleinen Ordenskreuz neben dem Halsaufschlag des Rockes war keinerlei Schmuck an ihm zu sehen. Die außerordentlich stolze Haltung des gedrungenen, massigen Körpers und das steif Aufrechte, soldatisch Gebietende seines stets etwas zurückgeworfenen Hauptes erweckten ehrfurchtsvolle Scheu; sein Gesicht, auf den ersten Anblick dem eines verdrießlichen alten Fuhrmanns ähnlich, wurde durch die dunkelglühenden Augen, in denen die Unrast geistiger Leidenschaften lag, und durch die festgeschlossenen, kühngebogenen Lippen geadelt.

Er machte nicht den Eindruck eines Mannes, der viel Zeit hat. Trotz der Würde, die ihm sein Amt verlieh und die er nicht verringerte, hatte sein Auftreten etwas Heftiges, und in der Art, wie er die im Zimmer Versammelten begrüßte, war Förmlichkeit und Strenge enthalten. Es wirkte darum erschreckend auf alle, als ihm Caspar ungezwungen entgegentrat und ihm von selbst die Hand hinstreckte, die Feuerbach auch ergriff, ja sogar eine Zeitlang in der seinen behielt.

Caspar war es wunderlich wohl geworden,

seit der Präsident eingetreten war. Er hatte oft an ihn gedacht, seit er mit ihm auf dem Gefängnisturm gesprochen hatte, und seit dem ersten Händedruck liebte er besonders die Hand des Präsidenten, eine warme, harte, trockene Hand, die sich wohlverschloß beim Gruß, als ob sie glaubwürdige Versprechungen gäbe, und die eigne Hand ruhte dabei so sicher in ihr wie der müde Körper abends im Bett.

Daumer geleitete den Präsidenten und den Direktor Wurm in sein Studierzimmer und kehrte dann zurück. Die fremden Gäste schickten sich an zu gehen, sie hatten durch die Dazwischenkunft Feuerbachs etwas von ihrer überlegenen Haltung verloren. Caspar wollte der Dame in den Mantel helfen, doch sie machte eine abwehrende Geste und folgte eilig ihren Begleitern. Herr von Tucher und Pfisterle entfernten sich ebenfalls.

Caspar nahm ein Schreibheft aus der Lade und setzte sich zur Lampe, um seine lateinische Arbeit anzufertigen, da kamen der Präsident und Direktor Wurm wieder ins Zimmer. Feuerbach ging auf Caspar zu, legte die Hand auf sein Haar, bog den Kopf des Jünglings leicht zurück, so daß der Lampenschein voll in Caspars Gesicht fiel, betrachtete seltsam lange und mit bohrender Aufmerksamkeit das seinem Blick stillhaltende Antlitz und murmelte endlich, gegen Wurm gewendet, tief atmend: „Keine Täuschung. Es sind dieselben Züge."

Der Archivdirektor nickte stumm.

Das und die Träume ... zwei wichtige Indizien," sagte der Präsident mit dem gleichen Ton von Vertieftheit. Er schritt zum Fenster, die Hände auf dem Rücken, und sah eine Weile hinaus. Darauf wandte er sich zu Daumer und fragte unvermittelt, wie es mit Caspars Ernährung stehe.

Daumer erwiderte, er habe in letzter Zeit versucht, ihn an Fleischkost zu gewöhnen. „Zuerst hat er sich sehr gewehrt, auch hat es den Anschein nicht, als ob die veränderte Diät ihm sehr zuträglich sei. Es ist sogar zu befürchten, daß sie seine inneren Kräfte wesentlich vermindert. Er wird zusehends stumpfer."

Feuerbach zog die Stirn empor und deutete gegen Caspar. Daumer verstand den Wink und forderte Caspar auf, zu den Frauen hinüberzugehen. Er wartete nicht ab, bis der Jüngling das Zimmer verlassen hatte, sondern fuhr mit beklommenem Eifer fort: „An demselben Tag, wo Caspar zum erstenmal Fleisch genoß, schnappte der Hund unsers Nachbars, der ihm bis dahin höchst zugetan war, nach ihm und bellte ihn wütend an. Das war mir eine wunderbare Lehre."

Der Präsident entgegnete finster: „Dem mag sein, wie ihm wolle. Aber ich mißbillige die zahllosen Experimente, die Sie mit dem jungen Menschen vornehmen. Wozu das alles? Wozu magnetische und andre Kuren? Man berichtet mir, daß Sie gegen gewisse krankhafte Zustände homöopathische Heilmittel anwenden. Wozu? Das muß einen so zarten Organismus aufreiben. Die Jugend ist es, die die Krankheiten heilt."

„Ich bin erstaunt, daß Eure Exzellenz dagegen etwas einzuwenden haben," versetzte Daumer kalt und demütig. „Der menschliche Körper wird oft von vorübergehenden Leiden befallen, denen auf homöopathischem Weg am besten beizukommen ist. Erst vorigen Montag hat, wie ich bestimmt versichern kann, eine kleine Dosis Silizea Wunder gewirkt. Kennen Eure Exzellenz nicht den schönen, alten Spruch:

‚Ein kluger Arzt, der nimmt da seine Hilfe her, von wo der Schaden kömmt,
Löst Salzsucht auf durch Salz, löscht Feuer aus durch Flammen
Ihr Kinder der Natur, ihr zieht die Kunst zusammen,
Macht weniges aus viel und wirket viel durch wenig.'"

Feuerbach mußte unwillkürlich lächeln. „Mag sein, mag sein," polterte er, „aber damit ist nichts bewiesen, und wenn auch, so trifft es die Sache nicht."

„Meine Sache steht auch nicht darauf."

„Um so besser. Vergessen Sie nicht, daß hier ein Recht durchzusetzen ist, das Recht eines Lebens. Ist es nötig, deutlicher zu sein? Ich glaube kaum. Gar bald, ich hoffe es, wird das Dunkel sich lüften, das über den rätselhaften Menschen gebreitet ist, und der Dank, den ich und andre Ihnen schon jetzt schulden, lieber Daumer, wird nicht durch ein Mißvergnügen geschmälert sein, das sich an Ihre vielleicht schädlichen Irrtümer heften muß."

Das klang feierlich.

Man kanzelt mich ab wie einen Schulbuben, dachte Daumer erbittert, als der Präsident und Direktor Wurm sich verabschiedet hatten; was ist mir doch in den Kopf gefahren, daß ich die Sache des heimatlosen Findlings zu meiner eignen machen mußte? Wär' ich nur bei meinem Leisten geblieben, in meiner Einsamkeit.

Es geht mich wenig an, was sie da über sein Schicksal fabeln, fuhr er in seinen verdrossenen Ueberlegungen fort; allerdings, der Ton des Präsidenten läßt auf etwas Ungewöhnliches schließen; das seltsame Gerede über Caspars Herkunft, sollte es wirklich einen Bezug haben? Gleichviel, was wäre das mir? Ob eines Bauern, ob eines Fürsten Sohn, was würde es besagen? Freilich, wenn so ein hoher Herr einem in den Weg läuft, gibt man sich als beflissenen Diener; verbriefter Adel und erlauchte Abstammung fordern nun einmal den Respekt des Bürgers. Doch ein andres ist das Leben und ein andres die Idee; ein andres, den Mächtigen zu willfahren, weil es zwecklos ist, ihnen zu trotzen, und ein andres, ihrer zu vergessen, eingeschlossen und gefeit in der goldenen Wohnung der Philosophie.

Zwischeninne führt die Grenze, die den Menschen aus Staub von dem Menschen aus Geist trennt. Sollte ich in meinem Optimismus zu weit gegangen sein, wenn ich in Caspar den Menschen aus Geist sah? Noch steht es zu bezweifeln.

Ein Gedankengang, der nicht frei von ahnungsvoller Betrübnis war.

Daumer stellt die Metaphysik auf die Probe

Der Präsident blieb länger als eine Woche in der Stadt. Während dieser Zeit kam er entweder ins Daumersche Haus, um Caspar zu sprechen, oder er ließ den Jüngling zu sich in den Gasthof rufen. Feuerbach liebte nicht Zeugen seines Zusammenseins mit Caspar. Seit er an einem der ersten Tage mit ihm durch die Straßen gegangen war (wo der früh gealterte, doch mächtig anzuschauende Mann neben dem zarten, ein wenig gebückt gehenden jungen Menschen allenthalben Aufsehen erregt hatte) und an einer Ecke, an der die beiden vorüber mußten, ein Kerl wie aus der Erde gewachsen plötzlich neben ihnen hergeschlichen war, verzichtete der Präsident darauf, sich mit seinem Schützling öffentlich zu zeigen.

Seine Gespräche mit Caspar, so geschickt sie auch eine Beziehungslosigkeit bisweilen vortäuschen mochten, verfolgten natürlich einen ganz bestimmten Zweck. Caspar, der davon wenig merkte, teilte sich seinem hohen Gönner ohne Befangenheit mit, und durch sein unschuldiges Geplauder wurde Feuerbachs Herz oft sonderbar bewegt, so daß er, dem Wort und Sprache in Fülle gegeben waren, sich nicht selten zum Schweigen verurteilt fand. Ja, er verlor an Sicherheit; „Caspars Blick gleicht dem Glanz eines morgendlich reinen Himmels, bevor die Sonne aufgeht," schrieb er an eine altvertraute Freundin, „und manchmal ist mir unter diesem Blick zumute, als hielte der rasend dahinstürmende Schicksalswagen zum ersten Male still; die ganze Vergangenheit steht auf, erlittene Willkür und der Trug des Rechts, die Kränkungen des Neides und manche Tat, deren Früchte faul und ekel am Wege liegen. Dazu kommt, daß ich in betreff seiner unbekannten Herkunft auf einer Spur bin, die mich, ich fürchte sehr, an den Rand eines verderblichen Abgrunds führt, wo es gilt, sich den Göttern zu vertrauen, denn Menschen werden dort keinem Gesetz mehr untertan sein."

Am letzten Tag der Anwesenheit Feuerbachs schickte sich Caspar eine Stunde vor Abend zum Ausgehen an, da der Präsident ihn zu sich bestellt hatte. Er trat ins Wohnzimmer, um zu sagen, daß er gehe, und fand Anna Daumer allein. Sie saß am Fenster und las gerade das Büchlein des Polizeirats Merker. Kaum daß Caspar die Tür geöffnet, versteckte sie das Heft rasch und erschreckt unter der Schürze. „Was lesen Sie denn da und warum verbergen Sie es denn?" fragte Caspar lächelnd.

Anna errötete und stotterte etwas. Darauf schaute sie mit feuchten Augen empor und sagte: „Ach, Caspar, die Menschen sind doch gar zu schlecht."

Er entgegnete nichts, sondern lächelte noch immer. Das erschien Anna auffallend, aber Caspar dachte sich weiter gar nichts dabei. Es war eine seiner Seltsamkeiten, daß er sich nie entschließen konnte, eine Frauensperson ganz ernst zu nehmen; Frauenzimmer können nichts als dasitzen und ein wenig nähen oder stricken, pflegte er zu sagen; sie essen und trinken unaufhörlich und alles durcheinander und deswegen sind sie immer krank; auf andre Weiber schmähen sie und wenn sie dann mit ihnen beisammen sind, tun sie schön und lieb. Als er einmal in solcher Weise redete, beklagte sich Frau Daumer, doch er antwortete ihr: „Sie sind kein Frauenzimmer, Sie sind eine Mutter." Auch ereignete es sich einst, daß er bei einem Paradezug von Seiltänzern einem zu Pferd sitzenden Mädchen, dessen bunter Putz und Reitkunst seine Aufmerksamkeit erweckt hatte, ein paar Straßen weit folgte, und darüber ärgerte er sich nachher gewaltig, und er meinte, nun sei ihm doch auch einmal geschehen, was bei andern, wie er höre, zuweilen der Fall sei, er sei einem Weibe nachgelaufen.

Er sagte, daß er zum Nachtessen wieder zu Hause sein werde, aber Anna erwiderte, das sei wohl zu spät, ihr Bruder habe davon gesprochen, daß er den Abend mit Caspar bei der Magistratsrätin Behold verbringen wollte; die Rätin habe schon einige Male darum gebeten, sie sei eine einflußreiche Person, und wenn Daumer sich nicht eine Feindin an ihr machen wolle, müsse er der Einladung folgen.

„Der Herr Präsident geht vor," sagte Caspar verdrossen und ging.

Es war mildes Wetter, der Schnee war längst verschwunden, weiße Wolken zogen über die spitzgiebligen Dächer hin. Als Caspar in das Zimmer trat, das der Präsident bewohnte, saß dieser am Schreibtisch und blickte mit zurückgelehntem Körper düster sinnend ins Leere. Erst nach einer Weile wandte er sich zu Caspar und redete ihn, aus seinem dunkeln Nachdenken heraus, ohne Begrüßung an. „Ich kehre morgen nach Ansbach zurück, Caspar, wie Sie ja wissen," begann er und verdeckte die Augen mit der Hand; „Sie werden mich einige Wochen, ja vielleicht monatelang nicht sehen. Ich möchte hier und da von Ihnen Nachricht haben, von Ihnen selbst, will Sie aber nicht auffordern, mir regelmäßig zu schreiben, damit Ihnen nicht eine ungern erfüllte Pflicht daraus erwachse. Nun dachte ich mir, Ihnen eine Gelegenheit zur Mitteilung zu geben,



Hochzeit in Aragonien

Nach einem Gemälde von Carlos Vazquez

bei der Sie mehr auf sich selbst als an andre gewiesen sind. Sie sollen nicht zur Rechenschaft befohlen sein, aber was Sie einem Freund oder sagen wir Ihrer Mutter vertrauen würden, das sollen Sie hier bewahren."

Damit reichte er Caspar ein in blauen Pappendeckel gebundenes Schreibheft. Caspar ergriff es mechanisch und las auf einem weißen herzförmigen Schildchen: Tagebuch — Stundenbuch für Caspar Hauser. Er schlug es auf und gewahrte, auf der ersten Seite eingeklebt, das Bild Feuerbachs und darunter, von der Hand des Präsidenten geschrieben, die Worte: Wer die Stunde liebt, der liebt Gott; der Lasterhafte entflieht sich selbst.

Caspar schaute den Präsidenten mit großen Augen ängstlich an. Er wiederholte für sich im stillen, mit sichtbarer Bewegung der Lippen, die geschriebenen Worte und dann, was der Präsident zu ihm gesagt; alles verfloß im Nebel und, des feierlichen Tones halber, in eine Ahnung von Gefahr.

Es pochte an der Tür und auf das Herein des Präsidenten brachte ein Eilbote einen Brief. Kaum hatte Feuerbach, ohne das Schreiben zu öffnen, einen Blick auf das Siegel geworfen, als er die Handglocke läutete und dem eintretenden Diener den Befehl gab, es solle sogleich angespannt werden. „Ich muß noch diesen Abend reisen," sagte er zu Caspar.

In unbestimmtem Lauschen und Warten blieb Caspar stehen. Der Postillon im Hof knallte mit der Peitsche. Ein Hauch der Ferne umwehte Caspar, er spürte plötzlich etwas von der Größe der Welt, und die Wolken am Himmel schienen Arme herunterzustrecken, um ihn emporzuheben. Als ihm der Präsident die Hand zum Abschied reichte, bat er schmeichelnd, mit verlangendem Lächeln: „Möcht' auch mitfahren."

„Wie, Caspar!" rief der Präsident in gespielter Ueberraschung, und plötzlich wieder das frühere Du der Anrede wählend, „willst du denn fort von den Nürnbergern? Hast du denn vergessen, was du deinem gütigen Pflegevater schuldig bist? Was würde Herr Daumer sagen, wenn du ihn so undankbar verließest? und viele andre wackere Männer, die sich deiner angenommen haben? Es erstaunt mich, Caspar. Bist du denn nicht gern hier?"

Caspar schwieg und senkte die Augen. Hier ist immer dasselbe, dachte er. Er sehnte sich fort; er dachte, einmal könne man fortgehen, man könnte in der Nacht das Tor öffnen und könnte gehen, ohne den Weg zu wissen. Vielleicht käme dann einer, um zu fragen: wohin, Caspar? Und er führte ihn zu einem Schloß, vor dem viel Volks versammelt ist; drinnen ruft eine Stimme Caspars Namen, die Leute machen Platz und viele Arme deuten auf das Tor, dem er zuschreitet.

„Sprich!" mahnte der Präsident barsch.

„Sie sind alle gut mit mir," flüsterte Caspar mit zuckenden Lippen.

„Nun also!"

„Es ist nur —"

„Was? Was ist —? Heraus mit der Sprache!"

Caspar schlug langsam die Augen auf, machte mit dem Arm eine weite Geste, als wolle er den ganzen Erdkreis in das Wort einbeziehen und sagte: „Die Mutter."

Feuerbach wandte sich weg, ging zum Fenster und blieb schweigend stehen.

Eine Viertelstunde später schritt Caspar durch die engen Gassen beim Rathaus und kam alsbald auf den menschenverlassenen Egydienplatz. Es war schon dunkel geworden, vor der Kirche brannte eine Oellaterne, und während er nach links abbog, wo das niedere Buschwerk einer Gartenanlage den Platz gegen die Laufergasse schloß, gewahrte er einen ruhig stehenden Mann, der gebeugten Kopfes nach ihm hersah. Caspar ging ein wenig langsamer, plötzlich sah er, daß der Mann den Arm erhob und mit dem Finger winkte.

Caspars Herz klopfte laut. Irgend etwas zwang ihn, der stummen Aufforderung des Unbekannten zu folgen. Der Mann fuhr fort, mit dem Finger zu winken, und wie hingezogen tat Caspar ein paar Schritte auf ihn zu. Da ging der Mann tiefer in das Gehölz, hörte aber nicht auf zu winken. Caspar konnte sein Gesicht nicht sehen, das unter dem weit in die Stirn gedrückten Hut versteckt war.

Er folgte dem Menschen, obwohl alle Fibern seines Leibes widerstrebten, mit Grauen fühlte er sich Schritt um Schritt gezogen, seine Augen waren aufgerissen, Staunen und Schrecken lagen in seinem Gesicht, und die Hände hielt er mit gespreizten Fingern von sich gestreckt.

Schon war er dem Unbekannten so nahe, daß er dessen gelbe Zähne zwischen den Lippen schimmern sah, und wer weiß, was geschehen wäre, wenn sich nicht in diesem Augenblick auf der andern Seite des Gebüsches ein Trupp betrunkener junger Leute hätte hören lassen; der fremde Mann stieß einen gurrenden Laut aus, bückte sich rasch und war unter dem Schutz des Laubwerks im Nu verschwunden.

Auch Caspar kehrte um und rannte gegen die Kirche; er lief geradeswegs mitten in die Schar der Lärmmacher hinein, die ihn aufzuhalten suchten, und so vermischte sich ein Schrecken mit dem andern. Nur mit Mühe riß er sich los, einige folgten ihm schreiend, er verdoppelte seine Eile, der Hut fiel ihm vom Kopf, er ließ ihn liegen, rannte, so schnell er konnte, durch die Judengasse und weiter und ging erst wieder langsamer, als er sich auf der Brücke zur Insel Schütt befand.

Daumer war schon unruhig geworden und wartete vor dem Haustor. Betroffen hörte er

Caspars hastigen und unklaren Bericht an, und nach einiger Ueberlegung meinte er, er glaube nicht recht an das Abenteuer; „da hat dir wohl deine allweil erregte Phantasie einen törichten Streich gespielt,“ sagte er ungewöhnlich streng. „Nein, es ist wirklich wahr,“ beteuerte Caspar. Dann klagte er, daß er den Hut verloren habe, und schließlich zeigte er, auf einmal ganz heiter geworden, das Heft, das ihm der Präsident geschenkt und das er während der ganzen Zeit krampfhaft in der Hand festgehalten hatte.

Zerstreut besah es Daumer. „Hat dir Anna nicht gesagt, daß wir zur Magistratsrätin gehen?“ fragte er mißgelaunt. „Es ist höchste Zeit; mach flink und zieh dir den Sonntagsrock an.“

Caspar schaute ihn mit schrägem Blick von unten an und ging zögernd ins Haus. Daumer, der schon im Gesellschaftskleid war, wandelte zweimal bis zum Pegnitzufer und wieder zurück; eine halbe Stunde verfloß und Caspars langes Ausbleiben machte ihn endlich ungeduldig. Er eilte die Stiege hinan und betrat Caspars Zimmer, wo eine Kerze brannte. Zu seinem Aerger nahm er wahr, daß Caspar angekleidet auf dem Bette lag und schlief. Er rüttelte ihn an der Schulter, ließ aber plötzlich ab, durchmaß ein paarmal das Zimmer, ohne seines Mißmuts Herr zu werden, dann stieß er zornig hervor: „Ach was, soll die Neugier der guten Leute um ihren Schmaus betrogen werden!“

Durch den finstern Flur schritt er ins Gemach der Schwester, die vor dem Klavier saß und spielte. Er legte ihr den Fall vor und Anna gab ihm ohne weiteres recht, daß er Caspar zu Hause lasse. „Dann muß jemand zur Rätin und unser Ausbleiben entschuldigen,“ sagte Daumer in einem Ton, als ob das Versäumnis sonst schlecht ausgelegt werden könne und er Unannehmlichkeiten zu befürchten habe. Anna erwiderte, die Magd sei nicht da, und nach einigem Besinnen erklärte sie sich bereit, den Gang selbst zu tun.

Als sie fort war, setzte sich Daumer zu den Büchern, rückte die Lampe zurecht und las. Doch er hatte ein schlechtes Gewissen und fuhr bei jedem Laut zusammen. Nach einer geraumen Weile hörte er Schritte; Anna trat hinter seinen Stuhl und sagte hastig, die Magistratsrätin sei mitgekommen, um Caspar zu holen. Daumer sprang auf; „das heiße ich den Spaß zu weit getrieben,“ murmelte er entrüstet. Anna legte ihm die Hand auf den Mund, denn schon stand die Rätin in der Türe; reich geschmückt, im Seidenmantel, ein kostbares Spitzentuch um den Kopf.

Sie war eine nicht mehr ganz junge, aber sehr stattliche Frau, ungewöhnlich groß gewachsen, mit ungewöhnlich kleinem Kopf. In ihrem Betragen vermischte sich das Modisch-Französische und das Nürnbergerisch-Provinzliche auf eine nicht immer ganz einwandfreie Weise, und wo jenes zur Geltung kommen sollte, guckte dieses wie der Zipfel eines schlechtverborgenen Armeleutgewands unter einer brokatenen Tunika hervor.

Sie rauschte auf Daumer zu, majestätisch wie eine schaumige Woge, und der gute Mann, niedergeschmettert von so viel Glanz, vergaß seinen Groll und führte die dargereichte Hand der Dame an seine Lippen. „Muß ich selbst Sie an Ihr Versprechen erinnern?“ rief sie mit einer sonoren, kräftigen Stimme. „Was soll's bedeuten, Professor? Was ist vorgefallen? Weshalb die Absage? Sie sehen, ich verlasse meine Gäste, um ein Wort einzulösen, das Ihnen zu brechen so leicht wird. Keine Ausflucht, lieber Daumer, Caspar muß mit, wo ist er?“

„Er schläft,“ erwiderte Daumer zaghaft.

„Nom de Dieu! Er schläft! Daß dich das Mäusle beißt! So wird man ihn halt wecken. Marsch, marsch, voran!“

Daumer hatte nicht den Mut, zu widersprechen, dies zupackende Gebaren beraubte ihn der gegenständlichen Gründe. Er nahm die Lampe und schritt voraus. Anna, die zurückblieb, räusperte sich empört, dies beirrte aber Frau Behold keineswegs, als Antwort zuckte sie nur verächtlich die Achseln.

Daumer stand so versonnen an Caspars Lager, daß er die Lampe wegzustellen vergaß. In der Tat mochte es schwerlich etwas Schöneres zu sehen geben als den Engelsfrieden und die rosenhafte Heiterkeit, die auf dem Gesicht des Schläfers leuchteten. Frau Behold schlug unwillkürlich die Hände zusammen, und darin lag Wahrheit und Gefühl.

„Bestehen Sie noch darauf, ihn zu wecken?“ fragte Daumer richterlich. „Der Schlaf ist heilig. Die seligen Geister werden fliehen, sobald unsre Hand ihn berührt.“

Frau Behold klappte die Lider auf und zu, als wolle sie das bißchen Rührung davonjagen, wie man Fliegen mit einem Wedel vertreibt. „Schön gesagt,“ spottete sie, und ihre Stimme surrte wie das Rädchen einer Spindel. „Aber ich bestehe auf meinem Schein. Ich will dem Buben was dafür schenken, und was die seligen Geister betrifft, die kommen wieder, zum Schlafen gibt's Nächte genug.“

Während Daumer den Schlafenden bei den Schultern emporhob und durch zärtliches Zureden mehr sich selbst als Caspar zu beschwichtigen schien, zeigte sich in dem kleinen Gesicht der Frau Behold eine wunderliche Erregung. Sie blinzelte mit den Augen, ihre Unterlippe wurde schlaff und entblößte eine schmale, feste Zahnreihe wie bei einem Nagetier. „Pauvre diable,“ murmelte sie, „armes Herzle,“ und erfaßte Caspars Hand.

Davon erwachte Caspar völlig, befreite die Hand mit einem Ruck und schüttelte sich. Sein trunken-müder Blick fragte, was man mit ihm

vorhabe, Daumer erklärte es, schenkte Wasser in ein Glas und gab es ihm zu trinken, nahm den Sonntagsrock, der schon bereitlag, und hielt ihn zum Anziehen hin.

Caspar heftete den verdunkelten Blick auf Frau Behold und sagte trotzig: „Ich will nicht zu der Frau."

„Wie, Caspar?" rief Daumer erstaunt und verletzt. Zum erstenmal vernahm er dies „ich will nicht", zum erstenmal stand Caspars Wille gegen ihn auf. Caspar war selber erschrocken, sein Blick war schon wieder gefügig, als Daumer mit ernsthaftem Ton fortfuhr: „Ich aber will es. Ich will auch, daß du die Dame um Verzeihung bittest. Es geht nicht an, daß du eine Laune über dich Herr werden läßt. Wenn wir uns der Rücksichten gegen die Menschen entbinden würden, stünden wir alle so hilflos da wie du am ersten Tag."

Mit niedergeschlagenen Augen tat Caspar, was ihm befohlen worden. Frau Behold nahm den ganzen Auftritt nicht schwer. Sie tätschelte Caspars Wange und fand den Professor Daumer ziemlich komisch.

Eine halbe Stunde später waren sie in den festlich erleuchteten Zimmern der Rätin. Caspar, von Menschen umdrängt, mußte die gewöhnliche Flut der Fragen über sich ergehen lassen. Frau Behold wich nicht von seiner Seite, sie lachte beinahe zu allem, was er sagte, und er wurde allmählich verwirrt und unruhig, empfand Angst vor den Worten; es schien ihm gefährlich, zu sprechen, es war, als ob alle Worte zweifach vorhanden wären, einmal offenbar, das andre Mal verhüllt, und so wie die Worte hatten auch die Menschen etwas Zwiefaches, und unwillkürlich suchten seine Blicke in ein und derselben Person die zweite, die lauernd hinterherging und verführerisch mit dem Finger winkte.

Es war ihm unverständlich, was sie von ihm wollten, ihre Kleidung, ihre Gebärden, ihr Nicken, ihr Lächeln, ihr Beisammensein, alles war ihm unverständlich, und auch er selbst, er selbst fing an, sich unverständlich zu werden.

Indessen verlebte Daumer eine böse Stunde. Frau Behold, die stolz darauf war, ihr Haus zum Sammelort vornehmer Fremden zu machen, hatte heute einen Herrn zu Gast, der, wie man sich erzählte, unter falschem Namen reiste, da er in wichtiger diplomatischer Mission nach einer Residenz im Osten des Landes unterwegs sei. Man raunte sich auch zu, daß der hohe Fremde großes Interesse an dem Findling Hauser nehme und daß er vielen einflußreichen Personen gegenüber sich abfällig und tadelnd über die unsinnigen Gerüchte geäußert habe, die Caspars Herkunft zum Gegenstand hatten. Und man muß gestehen, daß die einflußreichen Personen sich dem Gewicht einer solchen Meinung nicht verschlossen, aber das Treiben des vornehmen Herrn gab auch Anlaß zu mancherlei Verdacht, und der Redakteur Pfisterle, Querulant wie immer, behauptete sogar, der diplomatische Herr sei nach seiner Ansicht nichts andres als ein verkappter Spion.

Wie dem auch war, von all diesen Neuigkeiten hatte Daumer in seiner Weltverlorenheit nichts erfahren. Der Fremde gesellte sich nach kurzer Weile zu ihm, und sie kamen ins Gespräch, wobei es jener leicht anzustellen wußte, daß sie sich von den übrigen Gästen absonderten. Daumer, eingeschüchtert durch die Manieren, die delikate Zwanglosigkeit des hohen Herrn, dessen Rockbrust voller Orden hing, wußte zuerst kaum etwas zu sagen, antwortete bloß wie ein Schüler mitnein und ja. Allmählich gab er sich freier und erzählte seinem Zuhörer vieles von Caspar, kam auf dessen furchtsames Wesen zu sprechen und schilderte wie zur Erläuterung das Benehmen des Jünglings, als er heute abend, vor einem eingebildeten, ohne Zweifel eingebildeten, Verfolger flüchtend nach Hause gekommen war.

Der Fremde hörte aufmerksam zu. „Vielleicht hat er sich aber gar nicht getäuscht," entgegnete er vorsichtigen Tons, „es mag sich da mancherlei in der Verborgenheit abspielen. Meines Wissens haben ja auch Sie, lieber Professor, vor längerer Zeit eine Art von Warnung erhalten. Sie dürfen sich daher nicht wundern, wenn aus gewissen Drohungen Ernst wird."

Daumer stutzte, doch der Fremde fuhr mit liebenswürdiger Offenheit, scheinbar harmlos plaudernd, fort: „Sie sollten sich an den Gedanken gewöhnen, daß da Mächte im Spiel sind, die vor nichts zurückschrecken, um ihre Maßregeln mit Nachdruck durchzuführen. Das unruhige Gemunkel wird vielleicht als störend empfunden, vielleicht hat man etwas auf dem Kerbholz und möchte die Oeffentlichkeit vermeiden. Vorläufig mag es der Gewalt, die da im Hintergrund ist, darum zu tun sein, die Dinge möglichst in Verborgenheit abzumachen, aber sie könnte wohl auch offenes Spiel treiben, sie könnte der Polizei und den Gerichten mit Gemütsruhe die Hände binden. Einstweilen begnügt man sich aber, die Fäden hinter den Kulissen zu ziehen."

Von neuem stutzte Daumer; die Worte seines Gegenüber schienen einen genauen Bezug zu haben; doch der Fremde ließ ihm keine Zeit zu überlegen, er fuhr mit heller Stimme, fast vertraulichen Tones fort: „Ich glaube vor allem, daß man die Verbreitung all des hirnlosen Geschwätzes durch das bequeme und naheliegende Mittel der Druckschrift fürchtet und ahnden wird. Man demaskiert sich dort oben ungern, noch weniger will man von andern demaskiert werden, man liebt es nicht auf den Markt zu treten, noch seine privaten Angelegenheiten da ausgeboten zu sehen; das ist begreiflich. Der Staatsbürger hat Frei-

heiten genug; in seinem Bereich mag er sich tummeln, nach oben soll er sich gebunden finden."

Was war das? Daumer meinte zu verstehen, worauf es hinauswollte; er beschloß, dem dunkeln Befehl zu gehorchen; war doch dem Zwang schon seine eigne Freiwilligkeit zuvorgekommen.

Der Abschied war umständlich. Als sie auf den vereinsamten Gassen schweigend ein Stück Wegs zurückgelegt hatten, schlang Daumer den Arm um Caspars Schulter und sagte: „Ach, Caspar, Caspar!" Es klang wie eine Beschwörung.

Caspar, den es nach Belehrung dürstete und dessen Herz zum Ueberfließen voll von Fragen war, seufzte auf und lächelte seinem Lehrer in wiedererwachtem Vertrauen zu. Sei es nun, daß Blick und Lächeln Daumer an einer Stelle seines Innern trafen, wo er sich unsicher und schuldig fühlte, sei es, daß die Nacht, die Einsamkeit, die quälenden Zweifel, das wunderliche Gespräch, das er eben geführt, seinen Geist zu übertriebener Inbrunst entzündeten, er blieb stehen, umarmte Caspar noch fester und rief mit emporgewandten Augen: „Mensch, o Mensch!"

Das Wort ging Caspar durch Mark und Bein. Ihm war, als eröffne sich ihm auf einmal, was dies zu bedeuten habe: Mensch! Er sah ein Geschöpf, tief unten verstrickt und angekettet, von tief unten hinaufschauend, fremd sich selbst, fremd dem andern, dem es das Wort Mensch zuschrie und der ihm nichts antworten konnte als eben diesen inhaltsvollen Ruf: Mensch.

Sein Ohr hielt den Klang fest, der durch die Ergriffenheit Daumers etwas Weihevolles für ihn bekommen hatte. Am andern Morgen nahm er sein Tagebuch zur Hand, und die erste Eintragung, die er darin machte, waren die drei Worte: Mensch, o Mensch — für jeden andern natürlich eine sinnlose Hieroglyphe, für ihn aber ein deutungsvoller Hinweis, ein entschleiertes Geheimnis beinahe, ein Wahl- und Zauberspruch zur Abwendung von Gefahren. Es entsprach seinem kindischen Wesen, daß er von derselben Stunde ab das Tagebuch als eine Art von Heiligtum betrachtete, welches nur in Zeiten der Andacht und Sammlung zugänglich war, und in einer jener sehnsüchtigen und angstvoll traurigen Stimmungen, die ihn häufig befielen, faßte er den sonderbaren und folgenschweren Entschluß, daß kein andrer Mensch außer seiner Mutter jemals Einblick in dieses Heft erlangen, jemals lesen sollte, was er darin aufschreiben würde. Solche Vorsätze starrsinnig zu halten, dazu war er durchaus imstande.

Als wenige Tage nachher die Prinzessinnen von Kurland in Daumers Haus kamen, die mit Feuerbach befreundet waren und große Teilnahme für Caspar hegten, kam zufälligerweise die Rede auf das Geschenk, das der Präsident seinem Schützling gemacht, und da Daumer erzählte, es befände sich in dem Büchlein ein sehr gutes Stahlstichporträt des Präsidenten, wünschten die Damen das Heft gern zu sehen. Zu aller Erstaunen weigerte sich Caspar, es zu zeigen. Daumer warf ihm erschrocken seine Unhöflichkeit vor, aber er blieb hartnäckig. Die Damen bestanden nicht weiter darauf, ja sie lenkten sogar die Unterhaltung taktvoll in eine andre Richtung, aber als sie fortgegangen waren, nahm Daumer den Jüngling ins Gebet und fragte ihn nach dem Grund seiner Weigerung. Caspar schwieg. „Und würdest du auch mir, wenn ich es verlangte, das Heftchen vorenthalten?" fragte Daumer. Caspar sah ihn groß an und antwortete treuherzig: „Sie werden es gewiß nicht verlangen, bitte schön!"

Daumer war sehr betroffen und entfernte sich still.

Gegen Abend kam Herr von Tucher, bat Daumer um eine Unterredung unter vier Augen, und als sie allein waren, sagte er ohne weitere Einleitung: „Ich muß Sie leider davon in Kenntnis setzen, daß ich unsern Caspar zweimal beim Lügen ertappt habe."

Daumer schlug stumm die Hände zusammen. Das fehlte nur noch, dachte er.

Beim Lügen! Zweimal beim Lügen ertappt! Ei du gütiger Himmel, wie war das zugegangen!

Die Sache verhielt sich so: Am Sonntag sei er mit dem Bürgermeister in Caspars Zimmer getreten, erzählte Herr von Tucher, und habe den Jüngling ersucht, ihn in seine Wohnung zu begleiten. Da habe Caspar, der bei den Büchern gesessen, erwidert, er dürfe nicht, Daumer habe ihm verboten, das Haus zu verlassen. Dem Bürgermeister sei das gleich bedenklich erschienen, besonders da ihn Caspar kaum anzusehen gewagt, er habe sich unauffällig bei Daumer erkundigt, wie dieser sich wohl erinnern werde, und seinen Verdacht bestätigt gefunden. Am andern Tag seien beide, Herr Binder und Herr von Tucher, während Daumer vom Hause fortgewesen, zu Caspar gekommen und hätten ihm seine Unwahrheit vorgehalten. Unter Erglühen und Erblassen habe er sein Vergehen zugestanden, habe aber, wie ein gescheuchter Hase in die Enge getrieben und den ersten besten Ausweg ergreifend, albernerweise eine Geschichte erfunden von einer Dame, die bei ihm gewesen und die ihm ein Geschenk versprochen, weshalb er auf sie gewartet habe.

„Auf unser mehr bestürztes als strenges Zureden bekannte er sich auch dieser Unwahrheit schuldig," fuhr Herr von Tucher mit unerschütterlichem Ernst fort. „Er gab zu, daß er nur in Ruhe habe studieren wollen und daß ihm kein andres Mittel eingefallen sei, um die lästigen Störungen abzuwenden. Inständig flehte er uns an, Ihnen nichts von seinem Fehltritt zu erzählen, er wolle es nie wieder tun. Ich hab' mir's aber überlegt und bin zu dem Schluß gelangt, daß es

besser ist, wenn Sie alles wissen. Es ist vielleicht noch Zeit, um das böse Laster mit Erfolg zu bekämpfen. Man kann ihm ja nicht ins Herz schauen, doch ich glaube noch immer an die Unverdorbenheit seines Gemüts, wenngleich ich überzeugt bin, daß uns nur die äußerste Wachsamkeit und unerbittliche Maßnahmen vor gröberen Enttäuschungen bewahren können."

Daumer sah vollkommen vernichtet aus. „Und das von einem Menschen, auf dessen heiliges Wahrheitsgefühl ich Eide geschworen hätte," murmelte er. „Wenn Sie es nicht wären, der mir das erzählt, ich würde lachen. Noch vor einer Stunde hätte ich jeden für einen Schurken erachtet, der mir gesagt hätte, Caspar sei einer Lüge fähig."

„Auch mir ist es nahgegangen," versetzte Herr von Tucher. „Aber wir müssen Geduld haben. Sehen Sie zu, halten Sie die Augen offen, warten Sie auf den nächsten gegründeten Anlaß, dann greifen Sie ein, und zwar mit wuchtiger Hand."

Eine Lüge; nein, zwei Lügen auf einmal! Der arme Daumer, er wußte sich keinen Rat. Er ging hin und überlegte. Herr von Tucher nimmt den ganzen Vorgang zu schwer, sagte er sich; Herr von Tucher ist eine sehr gerechte Natur, aber ohne Zweifel ein Mann mit vielen Vorurteilen, die ihn dazu verführen, eine Lüge mit allen verfehmenden Zeichen der Uebeltat auszustatten; Herr von Tucher kennt das tägliche Leben nicht, das unsereinen unterscheiden lehrt zwischen dem, was schlecht ist und was der Andrang gebieterischer Umstände auch dem Redlichsten entpreßt. Aber was geht mich Herr von Tucher an, hier handelt es sich um Caspar. Ich glaubte einst, von ihm fordern zu dürfen, was keiner sonst von keinem fordern darf. War es eine Verblendung, eine Anmaßung von mir? Wir wollen sehen; ich muß jetzt herausbekommen, ob er schon zu den Gewöhnlichen gehört oder ob sein Wille noch einer unhörbar rufenden Stimme zu gehorchen fähig ist. Hat sich sein Ohr jedem Geisterhauch und -schall schon verschlossen, dann ist seine Lüge eine Lüge wie jede andre, kann ich aber noch übersinnliche Kräfte des Verstehens in ihm wecken, dann will ich die Philister verachten, die immer gleich mit dem Bakel erscheinen.

Es bedurfte einer schlaflosen Nacht, um dem sonderbaren Plan Daumers, der eine Art Gottesurteil in sich schließen sollte, auf die Beine zu helfen. Die Weigerung Caspars, sein Tagebuch zu zeigen, gab den ersten Anstoß. Ich will ihn bewegen, mir aus eignem Trieb das Heft zu bringen, kalkulierte Daumer; ich will etwas wie eine metaphysische Kommunikation zwischen mir und ihm herstellen; ich werde ihn, ohne ein Wort zu sprechen, mit meinem geistigen Verlangen zu erfüllen trachten und werde eine Stunde festsetzen, innerhalb deren das nur Gewünschte zu geschehen hat. Kann er folgen, so ist alles gut; wenn nicht, dann ade, Wunderglaube, dann hat dieser beredsame Materialist recht gehabt, mir die Seele wegzudisputieren.

Am Morgen, so gegen neun Uhr, kam Anna zu ihrem Bruder und sagte, Caspar gefalle ihr heute ganz und gar nicht; er sei schon um fünf aufgestanden und es sei eine Unruhe in ihm, die sie noch nie wahrgenommen; beim Frühstück habe er fortwährend ängstlich um sich herumgeschaut und keinen Bissen gegessen.

Daumer lächelte. Sollte er jetzt schon spüren, was ich mit ihm vorhabe? dachte er, und seine Stimmung wurde mild und zuversichtlich.

Ein schicklicher Vorwand, die Frauen aus dem Haus zu schaffen, fand sich ungezwungen; Frau Daumer mußte ohnehin auf den Markt, Anna wurde überredet, einige Besuche zu machen. Um elf Uhr machte sich Caspar an seine Schularbeiten, Daumer ging ins Nebenzimmer, ließ aber die Tür offen. Er setzte sich, das Gesicht gegen Caspars Platz gerichtet, ein wenig hinter der Schwelle auf ein Stühlchen, und es gelang ihm alsbald, mit erstaunlicher Energie all seine Gedanken auf das eine Ziel zu richten, auf dem einen Punkt zu sammeln. Im Haus war es sehr still, kein Laut störte das wunderliche Beginnen.

Bleich und gespannt saß er also und beobachtete, daß Caspar häufig aufstand und zum Fenster trat. Einmal öffnete er das Fenster, das andre Mal schloß er es wieder. Dann begab er sich zur Tür und schien zu überlegen, ob er hinausgehen solle. Sein Auge war ohne Stetigkeit und sein Mund eigentümlich gramvoll verzogen. Aha, es rumort in ihm, frohlockte Daumer, und immer, wenn Caspar sich dem Schränkchen näherte, in dem das blaue Heft wahrscheinlich lag, bekam der unglückliche Magier vor Erwartung Herzklopfen.

Wie weit war Caspar davon entfernt, auch nur zu ahnen, was in Daumer vorging! zu ahnen, daß in dieser Stunde sein Geschick und Wesen vor ein Tribunal gestellt wurde!

Es war ihm ungeheuer bang heute. Es war ihm so bang, daß er ein paarmal die ganz bestimmte Vorstellung hatte, es würde ihm etwas Schlimmes zustoßen. Ja, er hatte das unabweisbare Gefühl, daß einer unterwegs sei, der ihm etwas zuleide tun werde. Erstickend lag die Luft im Raum, die Wolken am Himmel blieben lauernd stehen; wenn durch die Baumkronen vor dem Fenster eine Schwalbe strich, sah es aus, als ob eine schwarze Hand pfeilschnell auf- und niedertauche; das Deckengebälk bog sich niedriger, hinter dem Getäfel der Wand knackte es unheimlich.

Caspar ertrug es nicht mehr. Sein Blick stach, eine kühlschaurige Angst floß ihm durch die

Haare, die Brust wurde eng, es trieb ihn hinaus, hinaus ... Plötzlich verließ er mit fliehenden Gebärden das Zimmer.

Ruhig blieb Daumer sitzen und stierte vor sich hin wie einer, der aus dem Rausch erwacht. Vorüber, die Frist war verstrichen. Er schämte sich sowohl seiner Niederlage als auch seines vermessenen Unterfangens, denn er war ja ein gescheiter Kopf und hatte Selbstbesinnung genug, um die spielerische Willkür dessen, was er gewollt, ernüchtert zu empfinden.

Trotzdem ergriff ihn eine finstere Gleichgültigkeit. Der Hoffnungen zu gedenken, die sich noch vor kurzem an den Namen Caspar geknüpft, verursachte ihm einen schalen Geschmack auf der Zunge. Er faßte den unerschütterlichen Vorsatz, sein Leben wie ehedem dem Beruf, der Einsamkeit und den Studien zu widmen und die Kräfte des Geistes nur dort zu opfern, wo im Frieden der Erkenntnis und des Forschens jede Gabe sichtbar bezahlt wird.

Eine vermummte Person tritt auf

Caspar war in den Garten gegangen. Er lief über den feuchten Boden bis zum Zaun und schaute gegen den Fluß hinüber. Ein bleifarbener Dunst umkleidete die Türmchen und ineinander geschobenen Dächer der Stadt, nur das bunte Dach der Lorenzerkirche glänzte hell, doch glich alles zusammen mehr einem Spiegelbild im Wasser als einer greifbaren Wirklichkeit.

Caspar fröstelte, und es war doch warm. Er wandte sich wieder gegen das Haus. Als er das Pförtchen geöffnet hatte, machte ihn der leer daliegende Flur betroffen. Ein breiter Streifen Sonne, der über die Steinfliesen kam und zitternd die weißen Stufen der Wendeltreppe hinauflief, verstärkte den Eindruck der Verlassenheit. Hinter einer Tür des Flurs, aus der Wohnung des Kandidaten Regulein, tönten Geigenklänge; der Kandidat übte. Den einen Fuß schon auf der Treppe, blieb Caspar stehen und lauschte.

Da! Da war es! Da kam er! Ein Schatten erst, dann eine Gestalt, dann eine Stimme. Was sagte die Stimme, die tiefe Stimme?

Eine tiefe Stimme sprach hinter ihm die Worte: „Caspar, du mußt sterben."

Sterben? dachte Caspar erstaunt, und seine Arme wurden steif wie Hölzer.

Er sah einen Mann vor sich stehen, der ein seidig-schwarzes, langhängendes, vom Zugwind ein wenig geblähtes Tuch vor dem Gesicht hatte. Er hatte braune Schuhe, braune Strümpfe und einen braunen Anzug. Ueber seinen Händen trug er Handschuhe, und in seiner Rechten funkelte etwas Metallenes, funkelte schnell und erlosch. Er schlug Caspar damit. Während Caspar den gelähmten Blick nach oben zwang, spürte er einen donnernden Schmerz im Hirn.

Auf einmal hörte der Kandidat Regulein auf, die Geige zu spielen. Es erschallten Schritte, die wieder verklangen, doch mochte der Vermummte stutzig geworden sein und die Furcht ihn verhindern, zum zweitenmal auszuholen. Als Caspar die Augen auftat, über die von der Mitte der Stirn herunter eine brennende Nässe floß, war der Mann verschwunden.

Ei, hätte er nur nicht Handschuhe gehabt, unter tausend Händen wollte ich seine Hand erkennen, dachte Caspar, indem er zur Seite torkelte. An der Schmalseite des Flurs fand er keinen Halt; er probierte die Stiege hinaufzuklimmen, aber der Sonnenstreifen erschien wie ein hindernder Strom Feuers. Er glitt nieder, umklammerte die Steinsäule und blieb eine halbe Minute lautlos sitzen, bis ihn die Angst packte, der Vermummte könne wieder zurückkommen. Mit aller Kraft hielt er das fliehende Bewußtsein noch fest, richtete sich auf, taumelte vorwärts und tastete sich an der Wand entlang, als suche er ein Loch, um sich zu verkriechen.

Als er bei der Kellertreppe war, gab die nur angelehnte Tür dem Druck seiner Hand nach, so daß er fast hinuntergestürzt wäre. Kaum sehend und ohne zu überlegen tappte er so schnell wie möglich die finsteren Stufen hinunter, denn schon glaubte er den Vermummten hinter sich. Als er im Keller war, spritzte Wasser von seinen Schritten auf; es war Regenwasser, das bei schlechtem Wetter hier unten Pfützen bildete. Endlich fand er einen trockenen Winkel; während er sich niederließ und sich, voller Furcht und Grauen, förmlich zusammenrollte, hörte er noch von den Turmuhren zwölf schlagen, danach sah und fühlte er nichts mehr.

Um viertel eins kamen die Daumerschen Frauen zurück. Anna, die im Flur voranging, gewahrte die große Blutlache vor der Stiege und schrie auf. Gleichzeitig kam der Kandidat Regulein aus seiner Wohnung und meinte: „Na, was ist denn das für eine Bescherung!" Die alte Frau, die an nichts Schlimmes dachte, äußerte sich, wahrscheinlich habe jemand Nasenbluten gehabt. Anna jedoch, mehr und mehr voll Ahnung, wies auf die blutigen Fingerabdrücke hin, die an der Mauer bis zur Kellertür sichtbar waren. Sie sprang hinauf, ihr erster Gedanke war Caspar, sie suchte ihn in allen Zimmern und sagte zum Bruder: „Du, da unten ist alles voll Blut." Daumer erhob sich mit einem beklommenen Ausruf vom Schreibtisch und eilte hinaus.

Inzwischen war der Kandidat der Blutspur bis in den Keller gefolgt. Mit heiserer Stimme schrie er von unten nach Licht und fügte gellend hinzu: „Da unten ist er, da liegt der Hauser! Hilfe, Hilfe, schnell!"

Alle drei Daumers stürzten in den Keller, Anna kam keuchend wieder zurück, um die Kerze zu holen, die andern versuchten, den verkauerten Körper Caspars aufzurichten, und dann trugen sie ihn selbdritt hinauf. „Zum Arzt, zum Arzt!"

kreischte Frau Daumer der entgegenrennenden Anna zu, die das Licht ausblies, zu Boden warf und davonsprang.

Als Caspar endlich oben auf dem Bett lag, wuschen sie das gestockte Blut von seinem Gesicht, und es kam eine nicht unbedeutende Wunde inmitten der Stirn zum Vorschein. Daumer lief mit gerungenen Händen im Zimmer auf und ab und stöhnte fortwährend: „Das muß mir passieren! Das muß in meinem Haus passieren! Ich hab's ja gleich gesagt, ich hab's immer gewußt!"

Der Platz vor dem Haus war schon voller Menschen, als Anna mit dem Arzt zurückkam. Im Flur standen einige Magistrats- und Polizeileute. Ein wenig später erschien auch der Gerichtsarzt; beide Doktoren versicherten, daß die Wunde ungefährlich sei, ob aber das Gemüt des Jünglings nicht eine bedenkliche Erschütterung erlitten habe, ließen sie dahingestellt.

Ein amtliches Protokoll konnte nicht aufgenommen werden, Caspar war immer nur kurze Zeit bei Besinnung; er stammelte dann ein paar Worte, die allerdings das, was mit ihm geschehen war, wie unter Blitzesleuchten erkennbar machten, sprach von dem Vermummten, von seinen glänzenden Stiefeln und gelben Handschuhen, fiel aber danach in heftige Wahn- und Fieberdelirien. Bei der Besichtigung der Lokalität wurde der Weg entdeckt, auf dem der Unbekannte ins Haus gedrungen war: unter der Stiege befand sich nämlich gegen den Baumannschen Garten ein kleines Türchen, dessen Vorlegeschloß zersprengt war.

Die Vernehmung Daumers war fruchtlos, er stand kaum Rede. Gegen Abend kam Herr von Tucher und teilte mit, daß man einen Eilboten an den Präsidenten Feuerbach abgefertigt habe.

Das Bürgermeisteramt hatte sogleich umfassende Nachforschungen veranstaltet. An allen Haupt- und Nebentoren der Stadt wurde die Wache zu erhöhter Aufmerksamkeit verpflichtet; die Wirtshäuser und Herbergen, wo Leute gemeinen Schlags sich aufzuhalten pflegten, wurden sorgfältig durchsucht, auch wurden die Gendarmerie und die benachbarten Landgemeinden zu tätiger Vigilanz aufgefordert. An die Amtstafel des Rathauses wurde eine öffentliche Bekanntmachung angeschlagen, und zwei Aktuare und die halbe Polizeimannschaft wurden mit der Verfolgung des Frevlers betraut.

Die Untat geschah an einem Montag; eine zu leitende Gerichtsverhandlung hinderte unglücklicherweise den Präsidenten, sofort nach Nürnberg zu kommen, erst am Donnerstag traf er mit Extrapost in der Stadt ein und begab sich unverzüglich aufs Rathaus. Er ließ sich vom Magistratsvorstand über die polizeilichen Maßregeln und deren Ergebnisse Bericht erstatten, zeigte sich aber mit allem so unzufrieden und geriet über eine Reihe von Mißgriffen in solchen Zorn, daß die ganze Beamtenschaft den Kopf verlor. Ueber die vom Aktuar ihm vorgelegten Protokolle und Zeugenaussagen machte er sarkastische Bemerkungen; da war eine Hallwächtersfrau, welche am Schießgraben beim Hauptspital einen wohlgekleideten Herrn gesehen hatte, der sich in einer Feuerkufe die Hände wusch; da war ein Oebstnerweib, die in Sankt Johannis einem Fremden begegnet war, welcher sich bei ihr erkundigt hatte, wer am Tiergärtner Tor Examinator sei und ob man, ohne angehalten zu werden, in die Stadt gelangen könne; da waren verdächtige Handwerksburschen und unterstandslose Strolche verhaftet worden; da hatte man zwei Kerle beobachtet, den einen im hellen Schalk, den andern im dunkeln Frack, die auf der Fleischbrücke zusammengekommen waren und einander Zeichen gegeben hatten.

„Zu spät, zu spät," knirschte der Präsident. „Warum hat man nicht die Namensliste der zu- und abgereisten Fremden in den Gasthöfen kontrolliert?" fuhr er den zitternden Aktuar an.

„Die Spuren laufen nach vielen Richtungen," bemerkte schüchtern der Unglückliche.

„Gewiß, die Unfähigkeit hat viele Wege," antwortete der Präsident beißend, und mit Bedeutung fügte er hinzu: „Hören Sie, Mann Gottes! Der Uebeltäter, auf den wir da fahnden, wäscht seine Hände nicht auf offener Straße, er läßt sich mit keinem Oebstnerweib in Gespräche ein und braucht keinen Examinator zu fürchten. Zu niedrig habt ihr gegriffen, viel zu niedrig."

Er nahm einen Schreiber mit, um den Lokalaugenschein im Daumerschen Haus nochmals selbst vorzunehmen. Der Magistratsrat Behold begleitete ihn und ward ihm durch mannigfaches Reden lästig; unter anderm äußerte Behold, er habe gehört, Professor Daumer wolle Caspar nicht länger behalten, und machte sich erbötig, dem Jüngling in seinem Haus Obdach zu gewähren. Feuerbach hielt dies für leeres Geschwätz und entledigte sich des Mannes, indem er ihn mit einem Auftrag zu Herrn von Tucher schickte.

Aber als er dann mit Daumer sprach, erregte dessen Zerfahrenheit sein Befremden. Um ihn nicht noch mehr zu verwirren, legte Feuerbach das Verhör mit ihm so an, daß es mehr einer freundschaftlichen Unterhaltung glich. Daumer erinnerte sich der geheimnisvollen Begegnung, die Caspar vor der Egydienkirche gehabt hatte, und rückte damit heraus.

„Und davon erfährt man jetzt erst?" brauste der Präsident auf. „Und hatte die Sache keine unmittelbaren Folgen? Haben Sie nachher nichts Verdächtiges beobachtet?"

„Nein," stotterte Daumer, in Furcht gesetzt durch den stählern durchdringenden Blick des Präsidenten. „Das heißt, eines fällt mir noch ein: ich traf am selben Abend bei Frau Behold

einen Herrn, der sich mir gegenüber in ganz seltsamen Andeutungen oder Warnungen gefiel, wie man es auffassen soll, weiß ich nicht."

„Was war der Mann? Wie hieß er?"

„Man sagte, es sei ein zugereister Diplomat, des Namens entsinne ich mich nicht. Oder doch, jawohl: Herr von Schlotheim-Lavancourt; er soll sich aber unter falschem Namen hier aufgehalten haben."

„Wie sah er aus?"

„Dick, groß, ein wenig pockennarbig, ein hoher Fünfziger."

„Schildern Sie mir das Gespräch mit ihm."

Daumer gab, so gut er es vermochte, den Inhalt der Unterredung. Feuerbach versank in langes Nachdenken, dann schrieb er einige Notizen in sein Taschenbuch. „Lassen Sie uns zu Caspar gehen," sagte er, sich erhebend.

Caspars Stirn war noch verbunden; das Gesicht war beinahe so weiß wie das Tuch; auch das Lächeln, womit er den Präsidenten empfing, war gleichsam weiß. Er hatte bereits drei oder vier Verhöre überstanden; schon beim ersten hatte er alles Erzählenswerte erzählt; das hielt den guten Amtsschimmel nicht ab, immer wieder von neuem anzutraben, man fragte die Kreuz und Quer, um das Opfer auf einem Widerspruch zu erwischen; mit Widersprüchen kann man arbeiten, wenn einer jedesmal dasselbe sagt, wird die Geschichte aussichtslos. Der Präsident unterließ das Fragen; er fand einen veränderten Menschen in Caspar; es war etwas Beklommenes an ihm, sein Blick war weniger frei, nicht mehr so tiefstrahlend und seltsam ahnungslos, näher an die Dinge gekettet.

Während die Frauen sich über Caspars Befinden befriedigt äußerten, kam auch der Arzt und bestätigte gern, daß von irgendwelcher Gefahr keine Rede mehr sein könne. In einem Ton, der mehr Befehl als Wunsch enthielt, sagte der Präsident, er hoffe, daß in diesen Tagen fremde Besucher ohne Ausnahme abgewiesen würden. Daumer erwiderte, das verstehe sich von selbst, erst diesen Morgen habe er einem betreßten Lakaien abschlägigen Bescheid geben lassen.

„Es war der Diener eines vornehmen Engländers, der im Gasthof zum Adler wohnt," fügte Frau Daumer hinzu; „er war übrigens nach einer Stunde noch einmal da, um sich ausführlich zu erkundigen, wie es Caspar ginge."

Es klopfte an die Tür, Herr von Tucher trat ein, begrüßte den Präsidenten und machte nach kurzer Weile eine überraschende Mitteilung: derselbe Engländer, ein anscheinend sehr reicher Graf oder Lord, habe dem Bürgermeister einen Besuch abgestattet und ihm hundert Dukaten überreicht als Belohnung für denjenigen, dem es gelingen würde, den Urheber des an Caspar verübten Ueberfalls zu entdecken.

Ein erstauntes Schweigen entstand, welches der Präsident mit der Frage unterbrach, ob man wisse, weshalb sich der Fremde in der Stadt aufhalte. Herr von Tucher verneinte. „Man weiß nur, daß er vorgestern abends angekommen ist," antwortete er; „ein Rad seines Wagens soll in der Nähe von Burgfarrnbach gebrochen sein, und er wartet hier, bis der Schaden ausgebessert ist." Der Präsident zog die Brauen zusammen, Argwohn umdüsterte seinen Blick; so wird der Jagdhund stutzig, wenn sich abseits von verwirrenden Fährten eine neue Spur zeigt. „Wie nennt sich der Mann?" fragte er scheinbar gleichgültig.

„Der Name ist mir entfallen," entgegnete Baron Tucher, „doch soll es in der Tat ein hoher Herr sein, Bürgermeister Binder preist seine Leutseligkeit in allen Tönen."

„Hohe Herren gelten schon für leutselig, wenn sie einem auf den Fuß treten und sich nachher freundlich entschuldigen," ließ sich Anna, die an Caspars Bett saß, naseweis vernehmen. Daumer warf ihr einen strafenden Blick zu, doch der Präsident brach in eine schmetternde Lache aus, die auf alle ansteckend wirkte; noch minutenlang kicherte er vor sich hin und zwinkerte vergnügt mit den Augen.

Bloß Caspar nahm an dem heiteren Zwischenspiel keinen Teil, sein Blick war nachdenklich ins Freie gerichtet, er wünschte jenen Mann zu sehen, der aus weiter Ferne kam und so viel Geld hergab, damit der gefunden werde, der ihn geschlagen. Aus weiter Ferne! Das war es; nur aus weiter Ferne konnte kommen, wonach Caspar Verlangen trug, vom Meere her, von unbekannten Ländern her. Auch der Präsident kam aus der Ferne, aber doch nicht von so weit, daß seine Stirn gefärbt war von fremdem Schein, daß ein süßer Wind an seinen Kleidern hing oder daß seine Augen wie die Sterne waren, ohne Vorwurf, ohne das ewige Fragen. Der aus der Ferne kam, im silbernen Kleid vielleicht und mit vielen Rossen, der brauchte nicht zu fragen, er wußte alles von selbst, die andern aber, alle die Nahen, die immer da waren, immer hereingingen und immer wieder fort, sie sahen niemals aus, als ob sie von schäumenden Rossen gestiegen wären, ihr Atem war dumpf wie Kellerluft, ihre Hand müde wie keines Reiters Hand; ihr Antlitz war vermummt, nicht schwarz vermummt wie das Gesicht dessen, der ihn geschlagen und der ihm so nah gewesen wie keiner sonst, sondern undeutlich vermummt; darum redeten sie mit unreiner Stimme und in verstellten Tönen, und darum war es auch, daß Caspar sich jetzt verstellen mußte und nicht mehr imstande war, ihnen fest ins Auge zu sehen und alles zu sagen, was er hätte sagen können. Er fand es heimlicher und trauriger zu schweigen als zu reden, besonders wenn sie darauf warteten, daß er reden solle; ja, er liebte es, ein wenig traurig zu sein, viele Träume und Gedanken zu verbergen und sie zu dem Glauben zu bringen, daß sie ihm doch nicht nah kommen könnten.



Auf der Flucht nach Aegypten
Nach einem Gemälde von Christian Speyer



Daumer war zu sehr mit sich selbst beschäftigt und zu bedrückt von der bevorstehenden Ausführung eines unabänderlichen Entschlusses, um darauf zu achten, ob Caspar ihm noch in derselben kindlich offenen Weise entgegenkomme wie sonst. Erst Herr von Tucher war es, der auf gewisse Sonderbarkeiten in Caspars Betragen hinwies, und er ließ auch gegen den Präsidenten einige Andeutungen darüber fallen, als sie zusammen aus dem Daumerschen Haus gingen. Der Präsident zuckte die Achseln und schwieg. Er bat den Baron, ihn nach dem Gasthof zum Adler zu begleiten; dort erkundigten sie sich, ob der englische Herr zu Hause sei, erfuhren jedoch, daß Seine Herrlichkeit Lord Stanhope, so drückte sich der Kellner aus, vor einer knappen Stunde abgereist war. Der Präsident war unangenehm überrascht und fragte, ob man wisse, welche Richtung der Wagen genommen habe; das wisse man nicht genau, ward geantwortet, doch da er das Jakobstor passiert, sei zu vermuten, daß er die Richtung nach Süden, etwa nach München, eingeschlagen habe.

„Zu spät, überall zu spät," murmelte der Präsident. „Ich hätte gern gewußt," wandte er sich an Herrn von Tucher, „was Seine Herrlichkeit bewogen hat, so viel Dukaten aufs Rathaus zu tragen." Das Gesicht Feuerbachs war dermaßen zerarbeitet von Gedanken und Sorgen, von der Anstrengung einer beständigen Wachsamkeit wie von der Glut eines zehrenden Temperaments, daß es dem eines Kranken oder eines Besessenen glich.

Und so war es seit Monaten. Die ihm unterstellten Beamten fürchteten seine Gegenwart; die geringste Pflichtverletzung, ja, der geringste Widerspruch brachte ihn zur Raserei, und waren die Ausbrüche seines Zornes schon von jeher furchtbar gewesen, so zitterten sie jetzt um so mehr davor, als der unbedeutendste Anlaß einen solchen Sturm heraufbeschwören konnte. Dann gellte seine Stimme durch die Hallen und Korridore des Appellgerichts, die Bauern auf dem Markt unten blieben stehen und sagten bedauernd: „Die Exzellenz hat das Grimmen," und vom Regierungsrat bis zum letzten Schreibersmann saß alles blaß und artig auf den Stühlen.

Vielleicht hätten sie williger dies Joch getragen, wenn sie gewußt hätten, welche Pein dadurch dem Urheber selbst bereitet ward, wie sehr er, besiegt durch sein eignes Wüten, Scham und Reue litt, so daß er bisweilen, wie um durch irgendeine Handlung sich loszukaufen, dem erstbesten Bettler auf der Gasse eine Silbermünze hinwarf. Sie ahnten freilich nicht, daß die trüben Nebel dieser Laune ein bewegtes Widerspiel von Pflicht und Ehre bargen und daß hier ein Genius am Werk war, um inmitten scheinbarer Unrast und Friedlosigkeit ein Wunderwerk der Kombination zu schaffen und mit wahrem Seherblick eine Hölle von Verworfenheit und Missetat zu durchdringen.

Mit Zaubrerhand war es ihm gelungen, aus den dunkeln Fäden, die das Schicksal Caspar Hausers an eine unbekannte Vergangenheit banden, ein Gewebe zu knüpfen, auf welchem jählings wie in Brandlettern flammte, was durch die Fügung der Umstände und die Zeit selbst mit Finsternis bedeckt war.

Voll Schrecken stand er vor der eignen Schöpfung, denn der Boden seiner Existenz wankte unter ihm. Es gab für ihn keinen Zweifel mehr. Aber durfte er es wagen, mit der fürchterlichen Wahrheit auf den Plan zu treten und die Rücksicht hintanzusetzen, die ihm durch sein Amt und das Vertrauen seines Königs auferlegt war? Schien es nicht besser, das Geschäft des Spions in Heimlichkeit weiter zu betreiben, um den ränkevollen Gewalten, tückisch wie sie selbst, erst bei gelegener Stunde in den Rücken zu fallen? Es war nichts zu gewinnen, nicht einmal Dank, aber alles war zu verlieren.

O Qual, dachte er oft in seinen schlaflosen Nächten, sonderbare Qual, dem rechtlosen Treiben als bestellter Wächter und mit untätiger Hand zusehen zu müssen, groß und kleine Sünde am ungenügenden Gesetz zu messen, die Feder auf den Buchstaben zu spießen, indes das Leben seine Bahn läuft und Form auf Form gebiert, zerstört, niemals Herr der Taten zu sein, immer Spürhund der Täter und nie zu wissen, was zu verhüten sei, was zu befördern!

Er wäre nicht der gewesen, der er war, wenn er nicht einen Weg zwischen Oeffentlichkeit und feigem Verschweigen gefunden hätte, der seiner Selbstachtung Genüge tat. Er beschloß, ein ausführliches Memorial an den König zu richten, worin er mit bedächtiger Gliederung aller Merkmale den Fall darlegte, frei und kühn vom Anfang bis zum Ende; ein Hammerschlag jeder Satz.

Das Schriftstück begann mit der Auseinandersetzung, daß Caspar Hauser kein uneheliches, sondern ein eheliches Kind sein müsse.

Wäre er ein uneheliches Kind, hieß es, so wären leichtere, weniger grausame und weniger gefährliche Mittel angewendet worden, um seine Abstammung zu verheimlichen, als die ungeheure Tat der viele Jahre lang fortgesetzten Gefangenhaltung und endlichen Aussetzung. Je vornehmer eines der Eltern war, desto müheloser konnte das Kind entfernt werden, und noch weniger Ursache zu so bedeutenden und verräterischen Anstalten hätten Leute geringen Standes und geringen Vermögens gehabt; das Brot und Wasser, welches Caspar im verborgenen verzehren mußte, hätte man ihm auch vor aller Welt reichen dürfen. Denkt man sich Caspar als uneheliches Kind hoher oder niedriger, reicher oder armer Eltern, in keinem Fall steht das Mittel im Verhältnis zum Zweck. Und wer übernimmt grundlos die Last eines so schweren Verbrechens, zumal wenn er dabei

die angstvolle Plage hat, es für unabsehbare Zeit Tag für Tag wieder und wieder verüben zu müssen? Aus alledem geht hervor, so fuhr der unerbittliche Ankläger fort, daß sehr mächtige und sehr reiche Personen an dem Verbrechen beteiligt sind, welche über gemeine Hindernisse unschwer hinwegschreiten, welche durch Furcht, außerordentliche Vorteile und glänzende Hoffnungen willige Werkzeuge in Bewegung setzen, Zungen fesseln und goldene Schlösser vor mehr als einen Mund legen können. Ließe es sich sonst erklären, daß die Aussetzung Caspars in einer Stadt wie Nürnberg am hellen Tage erfolgen und der Täter spurlos verschwinden konnte; daß durch alle seit vielen Monaten mit unermüdlichem Eifer betriebenen Nachforschungen kein rechtlich geltend zu machender Umstand entdeckt werden konnte, der auf einen bestimmten Ort oder einen bestimmten Menschen führte, daß selbst hohe Belohnungen keine einzige befriedigende Anzeige veranlaßten?

Deshalb muß Caspar eine Person sein, mit deren Leben oder Tod weittragende Interessen verkettet sind, folgerte Feuerbach. Nicht Rache und nicht Haß konnten Motive zur Einkerkerung gewesen sein, sondern er wurde beseitigt, um andern Vorteile zuzuwenden und zu sichern, die ihm allein gebührten. Er mußte verschwinden, damit andre ihn beerben, damit andre sich in der Erbschaft behaupten konnten. Er muß von hoher Geburt sein, dafür sprechen merkwürdige Träume, die er gehabt und die sonst nichts sind als wiedererwachte Erinnerungen aus früher Jugend, dafür sprechen der ganze Verlauf seiner Gefangenschaft und die daraus sich ergebenden Schlüsse; er wurde freilich im Kerker gehalten und spärlich ernährt, aber man hat Beispiele von Menschen, die nicht in böswilliger, sondern in wohltätiger Absicht eingekerkert wurden, nicht um sie zu verderben, sondern um sie gegen diejenigen zu schützen, die ihnen nach dem Leben getrachtet. Vielleicht auch, daß durch sein bloßes Dasein ein Druck ausgeübt werden sollte auf jemand, der mit zauderndem Gewissen an der Unternehmung teilgehabt und doch nicht wagen durfte, Einspruch zu erheben. Es wurde Sorgfalt und Milde an Caspar geübt; warum? Warum hat ihn der Geheimnisvolle nicht getötet? Warum nicht einen Tropfen Opium mehr in das Wasser getan, das ihn bisweilen betäuben sollte? Das Verließ für den Lebendigen wurde ein doppelt sicheres für den Toten.

Wenn nun in irgendeiner hohen, oder nur vornehmen, oder nur angesehenen Familie in Caspars Person ein Kind verschwunden wäre, ohne daß man über dessen Tod oder Leben und wie es hinweggekommen, etwas in Erfahrung brachte, so müßte doch längst öffentlich bekannt sein, in welcher Familie dies Unglück vorgefallen. Da aber seit Jahren und unerachtet Caspars Schicksal ein weitbesprochenes Ereignis geworden, nicht das mindeste davon verlautet hat, so ist Caspar unter den Gestorbenen zu suchen. Das will heißen: ein Kind wurde für tot ausgegeben und wird noch jetzt dafür gehalten, welches in Wirklichkeit am Leben ist, und zwar in der Person Caspars; das will heißen, ein Kind, in dessen Person der nächste Erbe oder der ganze Mannesstamm seiner Familie erlöschen sollte, wurde beiseitegeschafft, um nie wieder zu erscheinen; es wurde diesem Kind, das vielleicht gerade krank gelegen, ein andres, totes oder sterbendes Kind unterschoben, dieses als tot ausgestellt und begraben und so Caspar in die Totenliste gebracht. War der Arzt im Spiel, hatte er Befehl, das Kind zu morden, fand er jedoch in seinem Herzen oder in seiner Klugheit Gründe, den Auftrag scheinbar zu vollziehen und das Kind zu retten, so konnte der fromme Betrug leichterdings vollzogen werden. Hier handelte jeder auf höhere Weisung, aber wo war der gebietende Mund? Wo der mächtige Geist, der ein solches Gewicht von Verantwortung für ewige Zeiten zu tragen unternahm? Wo das Haus, in welchem das Unerhörte geschah?

An dieser Stelle des Berichts stockte die Hand des Präsidenten, — tagelang, wochenlang. Nicht aus Schwäche noch aus Wankelmut, sondern mit dem schmerzlichen Zagen eines Feldherrn, der des Unheils und Verderbens sicher ist, wie immer die Schlacht auch enden möge. Die Krone von einem Fürstenhaupt zu reißen und mit Fingern auf das befleckte Diadem deuten, hieß das nicht, die Majestät auch des eignen Königs beleidigen, geheiligte Ueberlieferungen mit Füßen treten, die unmündigen Völker zum Widerpart stacheln? Doch wie nie zuvor empfand er die zeugende Gewalt des Wortes und wie Wahrheit aus Wahrheit fließt und drängt.

Er nannte das Haus mit Namen. Er wies nach, daß das alte Geschlecht jählings, in auffallender Weise und gegen jede menschliche Vermutung im Mannesstamm erloschen sei, um einem aus morganatischer Ehe entsprossenen Nebenzweig Platz zu machen. Nicht etwa in einer kinderlosen, sondern in einer mit Kindern wohlgesegneten Ehe hatte sich dies Aussterben ereignet, und nur die Söhne starben, die Töchter aber lebten weiter. So wurde die Mutter zur wahrhaften Niobe, doch traf Apollos tötendes Geschoß ohne Unterschied Söhne und Töchter, hier aber ging der Würgengel an den Töchtern vorüber und erschlug die Söhne. Und nicht bloß auffallend, sondern einem Wunder ähnlich, daß der Würgengel schon an der Wiege der Knaben stand und sie herausgriff mitten aus der Reihe blühender Schwestern. Wie wäre es erklärbar, fragte Feuerbach, daß eine Mutter demselben Vater drei gesunde Töchter gebiert und als Söhne lauter Sterblinge? Darin ist kein Zufall, behauptete er furchtlos, sondern System, oder man muß glauben, die Vorsehung selbst habe einmal in den gewöhnlichen Lauf der

Natur eingegriffen und Außerordentliches getan, um einen politischen Streich auszuführen. Nicht lange nach dem Erscheinen Caspars hat sich in Nürnberg das Gerücht verbreitet, Caspar sei ein für tot ausgegebener Prinz jenes Geschlechts, und immer wieder redeten die dunkeln Stimmen, sogar von einer angeblichen Geistererscheinung wurde, wie öffentliche Blätter erzählten, die Behauptung gewagt, daß die gegenwärtigen Regenten den Thron durch Usurpation besäßen und daß noch ein echter Prinz am Leben sei. Gerüchte sind freilich nur Gerüchte; aber sie fließen oft aus guten Quellen; sie haben, wo es geheime Verbrechen gibt, häufig ihre Entstehung darin, daß ein Mitschuldiger geplaudert, oder mit seinem Vertrauen zu freigebig gewesen, oder eine Unvorsichtigkeit begangen, oder sein Gewissen erleichtern wollte, oder seine getäuschten Hoffnungen zu rächen sich vorgesetzt, oder im stillen die Entdeckung der Wahrheit herbeizuführen gesucht, ohne die Rolle des Verräters spielen zu müssen.

Der Präsident nannte nicht bloß die Dynastie mit Namen und das Land, das ihr erbeigen war, er nannte auch den Fürsten, dessen plötzlicher Tod vor mehr als einem Jahrzehnt Argwohn erregt hatte, er nannte die Fürstin, die, von hocherlauchter Abkunft, in selbsterwählter Einsamkeit ein unfaßbares Geschick betrauerte; er nannte diejenigen, die so über Leichen hinweg zum Thron geschritten, und neben dem Bild eines schwachen, doch ehrgeizigen Mannes tauchte die Gestalt eines Weibes auf, voll von dämonischem Wesen, der regierende Wille über dem grausen Geschehen.

Es war etwas von der Bitterkeit eignen Erlebens in den unumwundenen Hinweisen des Präsidenten. Denn er kannte die höfische Welt, in der Tücke und Hinterlist in eine Wolke von Wohlgerüchen gebettet sind und wo die Niedertracht ihre Opfer mit heuchlerischen Gnaden betäubt; er hatte ihre Luft geatmet, er hatte von ihren Tischen gespeist, von ihrem Gift genossen, den besten Teil seines Lebens und seiner Kräfte in ihrem Dienst vergeudet und war für die reinste Hingebung mit Schmach und Verfolgung belohnt worden; er kannte ihre Kreaturen und Helfershelfer, er kannte sie, denen die Geschichte nichts bedeutet als eine Stammbaumchronik, Religion eine Priesterlitanei, Philosophie einen fluchwürdigen Jakobinismus, Politik ein Blindekuhreigen mit Noten und Protokollen, der Staatshaushalt ein Rechenexempel ohne Probe, Menschenrechte ein Pfänderspiel, der Monarch ein Schild ihrer eignen Größe, das Vaterland ein Pachtgut und Freiheit das sträfliche Vermessen aberwitziger Toren. Die unersetzlichen Jahre schrien hinter seinen Worten hervor, erlittene Zurücksetzung und ein verfinsterter Geist. Er wollte seiner selbst nicht gedenken, doch die Worte entschleierten seinen Gram, wenn auch nicht für das Auge des Königs, der nur zu lesen brauchte, was geschrieben stand.

Die Schrift ward unter Anwendung peinlicher Vorsicht abgesandt, damit sie in keine andern Hände als in die des Regenten gerate, und der Präsident wartete von Woche zu Woche vergeblich auf Erwiderung, auf einen Bescheid, auf irgendein Zeichen. Da kam die Kunde von dem Mordanfall auf Caspar. Feuerbach reiste nach Nürnberg; seine eignen Maßnahmen hatten so wenig Erfolg wie die der Polizei. Am zehnten Tag seines Aufenthalts erhielt er ein Schreiben aus der königlichen Privatkanzlei, worin mit gebührendem Dank von seinen Mitteilungen Notiz genommen und mit Anerkennung des nicht genug zu bestaunenden Scharfsinns in der Entwirrung verwickelter Verhältnisse gedacht war, das aber in allen wesentlichen Punkten eine spröde Zurückhaltung zeigte; man werde prüfen; man werde überlegen; man müsse abwarten; gewichtige Rücksichten seien zu beachten; leicht erklärliche Beziehungen legten unbequeme Pflichten auf; die Natur des Unglaublichen selbst veranlasse eher zur Verwunderung, zur Bestürzung als zu unbesonnenem Eingreifen; doch verspreche man, ja man verspreche; vor allem werde Schweigen empfohlen, unbedingtes Schweigen; bei Verlust aller Gnade dürfe keine derartige Kunde als authentisch durch den Mund eines hohen Staatsbeamten nach außen dringen: man erwarte über den Punkt Verständigung und Unterwerfung.

Die Wirkung dieses geheimen Erlasses, mit welchem man ihm zugleich schmeichelte und drohte, der einer freundlich dargereichten Hand glich, worin der geschliffene Dolch blitzte, war um so heftiger, als der Inhalt längst geahnt und gefürchtet war. Feuerbach schäumte. Er zertrat das Sendschreiben mit den Füßen; er rannte mit keuchender Brust, die Fäuste gegen die Schläfen gedrückt, eine ganze Weile im Zimmer auf und ab, dann stürzte er aufs Bett, das Sausen seiner Pulse beängstigte ihn und er erlöste sich schließlich in einem lauten, langen Gelächter voll Wut und Zorn.

Dann blieb er stundenlang liegen und konnte nichts andres denken als das einzige Wort: Schweigen, Schweigen, Schweigen.

An demselben Nachmittag war der Bürgermeister Binder mehrmals im Gasthof gewesen und hatte den Präsidenten zu sprechen gewünscht. Der Kellner war stets mit dem Bescheid zurückgekommen, sein Pochen sei vergeblich, der Herr Staatsrat scheine zu schlafen oder wünsche nicht gestört zu werden. Gegen Abend kam Binder wieder und wurde endlich vorgelassen. Er fand den Präsidenten in ein Aktenheft vertieft, und seine Entschuldigung wurde mit der verletzend kurzen Bitte erwidert, er möge zur Sache kommen.

Der Bürgermeister trat betroffen einen Schritt zurück und sagte stolz, er wisse nicht, wodurch er sich das Mißfallen Seiner Exzellenz zugezogen haben könne, doch wie dem auch sei, er müsse

eine derartige Behandlung zurückweisen. Da erhob sich Feuerbach und entgegnete: „Ums Himmels willen, Mann, lassen Sie das! Wer auf einem Scheiterhaufen schmort, hat einigen Grund, wenn er die Regeln der Höflichkeit vergißt!"

Binder senkte den Kopf und schwieg verwundert. Dann erklärte er den Zweck seines Besuchs. Daß Daumer die Absicht habe, Caspar aus seinem Haus zu entfernen, sei dem Präsidenten wahrscheinlich bekannt. Da nun der Jüngling soweit hergestellt sei, habe sich Daumer entschlossen, damit nicht hinzuwarten, sondern ihn baldmöglichst zu den Beholdischen zu bringen, die Caspar mit Freuden aufnehmen wollten. Alles dies sei genügend besprochen und man wünsche nur, den Präsidenten zu unterrichten, und bitte um seine Gutheißung.

„Ja, ich weiß, daß Daumer die Geschichte satt hat," antwortete Feuerbach verdrießlich. „Ich mache ihm keinen Vorwurf daraus. Niemand hat Lust, sein Haus zu einer umlauerten Mordstätte werden zu lassen, obwohl dagegen Maßregeln ergriffen werden können, werden müssen. Von heute ab soll Caspar unter genauer polizeilicher Ueberwachung stehen; die Stadt haftet mir für ihn. Doch warum hat Daumer solche Eile? Und warum gibt man Caspar in die Familie Behold, warum nicht zu Herrn von Tucher oder zu Ihnen?"

„Herr von Tucher ist während der nächsten Monate berufshalber gezwungen, seinen Aufenthalt in Augsburg zu nehmen, und ich —" der Bürgermeister zögerte, und sein Gesicht wurde vorübergehend bleich, — „was mich betrifft, mein Haus ist kein Ort des Friedens."

Rasch schaute der Präsident empor; sodann ging er hin und reichte Binder stumm die Rechte. „Und was ist es mit diesen Beholds? Was sind es für Leute?" fragte er ablenkend.

„O, es sind gute Leute," versetzte der Bürgermeister etwas unsicher. „Der Mann jedenfalls; ist ein geachteter Kaufherr. Die Frau . . . darüber sind die Meinungen geteilt. Sie gibt viel auf Putz und dergleichen, verschwendet viel Geld. Böses kann man ihr nicht nachsagen. Da es für Caspar, wie wir ja verabredet, von Vorteil ist, wenn er jetzt die öffentliche Schule besucht, genügt schließlich die bloße Beaufsichtigung in einem Kreis anständiger Menschen."

„Haben die Leute Kinder?"

„Ein dreizehnjähriges Mädchen." Der Bürgermeister, dem es wie aller Welt wohlbekannt war, daß Frau Behold diese Tochter schlecht behandelte, wollte noch etwas hinzufügen, um sein Gewissen zu beruhigen, doch da wurden Daumer und der Magistratsrat Behold gemeldet. Der Präsident ließ bitten. Alsbald zeigte sich das freundlichgrinsende Gesicht des Rats; der feierliche schwarze Kinnbart stand in einem komischen Gegensatz zu dem schon ergrauten Kopfhaar, das in feuchten Strähnen pomadeduftend über die Stirn hing.

Unter beständigen Verbeugungen trat er auf Feuerbach zu, der ihn nur eines flüchtigen Grußes würdigte und sich sogleich an Daumer wandte. Dieser wagte kaum dem forschenden Auge des Präsidenten zu begegnen, und die Frage, ob man Caspar die innere und äußere Anstrengung eines so durchgreifenden Wechsels schon zumuten dürfe, beantwortete er durch verlegenes Schweigen. Als sich Herr Behold ins Gespräch mischte und versicherte, Caspar solle in seinem Haus wie ein leiblicher Sohn betrachtet werden, unterbrach ihn der Bürgermeister mit den fast widerwillig hervorgepreßten Worten, darauf halte er nichts, wie man an Caspar selbst sehe, gebe es ja Eltern, die ihre leiblichen Kinder verkümmern ließen. Der Rat machte ein betroffenes Gesicht, rieb seine ausgemergelten Finger an der Stuhlkante und stotterte, er könne nichts weiter sagen, was an ihm läge, wolle er tun.

Der Präsident, stutzig geworden durch die beziehungsvollen Reden, sah die beiden Männer abwechselnd an. Darauf trat er dicht vor Daumer hin, legte die Hand auf dessen Schulter und fragte ernst: „Muß es denn sein?"

Daumer seufzte und entgegnete bewegt: „Exzellenz, wie hart mein Entschluß mich ankommt, das weiß nur Gott."

„Gott mag es wissen," versetzte der Präsident grollend, und seine untersetzte feiste Gestalt schien plötzlich drohend zu wachsen, „aber wird er es darum schon billigen? Wenn man Stein und Stahl zusammenschlägt, gibt es Funken; wehe aber, wenn bloß Schmutz und Krümel vom Stein fliegen. Da ist keine Dauer und keine Tüchtigkeit der Natur."

Er kanzelt mich schon wieder ab, dachte Daumer und die Röte des Unwillens stieg ihm ins Gesicht. „Ich habe getan, was in meinen Kräften stand," sagte er hastig und mit Trotz. „Ich verschließe Caspar nicht mein Haus. Und mein Herz schon ganz und gar nicht. Aber erstens kann ich keine Gewähr für seine Sicherheit mehr leisten, und ich glaube, niemand kann es. Wie ist es möglich, Säemann zu sein auf einem Acker, unter dem ein verderbliches Feuer gloset und jeden Samen verbrennt? Und dann, was mehr ist, ich bin enttäuscht, ich gestehe es, ich bin enttäuscht. Nie will ich vergessen, was mir Caspar gewesen ist, wer könnte ihn auch vergessen! Aber das Wunder ist vorüber, die Zeit hat es aufgefressen."

„Vorüber, ja vorüber," murmelte Feuerbach düster, „das Wort mußte fallen. Die Augen werden stumpf vom Schauen ins Licht. Die Söhne werden verstoßen, wenn sie unsrer Liebe ein Uebermaß abnötigen. Aber der Bettler kriegt seine Bettelsuppe. Meine geschätzten Herren," fuhr er laut und förmlich fort, „tun Sie, wie Ihnen beliebt; in jedem Fall, dessen seien Sie eingedenk, bleiben Sie mir für das Wohl Caspars verantwortlich."

Als Daumer auf der Straße war, ärgerte er sich noch immer über den Ton und die Worte des Präsidenten. Doch zugleich konnte er sich seine Selbstunzufriedenheit nicht verhehlen. In einer der verödeten Straßen nahe der Burg begegnete er dem Rittmeister Wessenig. Daumer war froh, eine Ansprache zu haben, und begleitete den Mann bis zur Reiterkaserne. Von Anfang an lenkte der Rittmeister die Unterhaltung auf Caspar, und Daumer bemerkte nicht oder wollte nicht bemerken, daß die Gesprächigkeit des Rittmeisters einen hohnvollen Beigeschmack hatte.

„Eine geheimnisvolle Sache, das mit dem Vermummten," meinte Herr von Wessenig, plötzlich deutlicher werdend. „Sollte es Leute geben, die daran ernstlich glauben? Am hellichten Tag dringt ein Kerl, ein Kerl mit Handschuhen, bitte, dringt in ein bewohntes Haus, hängt sich einen Schleier übers Gesicht und zieht ein Beil aus der Tasche? Oder sollte er das Beil vorher offen über die Straße getragen haben? Mit Handschuhen, wie? Beim heiligen Tommasius, das ist eine gewaltige Räuberhistorie!"

Da Daumer nichts antwortete, fuhr der Rittmeister eifrig fort: „Nehmen wir einmal an, der famose Vermummte hat die Absicht gehabt, den Burschen zu töten. Warum dann die unbedeutende Wunde? Er brauchte ja nur ein bißchen kräftiger zuzuschlagen und alles war aus, der Mund, der ihn verraten mußte, war stumm. Man muß rein glauben, der behandschuhte Mörder hat sein Opfer einstweilen nur ein bißchen kitzeln wollen. Wahrhaftig, eine kitzliche Geschichte. Alle meine Bekannten, parole d'honneur, lieber Professor, sind empört über die Leichtgläubigkeit, die sich von so albernem Spuk zum besten halten läßt."

Daumer hielt es für unter seiner Würde, Zorn oder Entrüstung zu zeigen. Er stellte sich, als hätte er nicht übel Lust, dem Rittmeister beizustimmen, und fragte gelehrig, wie man sich aber den ganzen Vorgang zu denken habe. Herr von Wessenig zuckte vielsagend die Achseln; er mochte heftiges Aufbrausen und scharfe Zurechtweisung erwartet haben, und weil dies nicht eintraf, legte er sein verhalten-feindseliges Wesen an, war jedoch vorsichtig genug, sich nur in allgemeinen Vermutungen zu äußern. „Vielleicht ist der gute Hauser betrunken gewesen und auf der Treppe gefallen und hat dann die Mordsgeschichte ausgeheckt, um sich interessant zu machen. Das wäre ja noch harmlos. Andre sehen bei weitem schwärzer; man traut dem Halunken schon zu, daß er seine Wohltäter durch einen feingefädelten Streich hinters Licht geführt hat."

Jetzt vermochte Daumer nicht mehr an sich zu halten. Er blieb stehen, wehrte mit beiden Händen ab, als drängen die Reden seines Begleiters wie giftige Fliegen auf ihn ein, und stürzte ohne Wort noch Gruß davon.

Das ist also die Welt, das sind ihre Stimmen, dachte er bestürzt; das zu denken, ist möglich, es auszusprechen, steht jedem Mund frei! Und dieser Abgrund von Unsinn und Bosheit soll dich verschlingen, armer Caspar! Wenn du auch nicht der Himmelszeuge bist, den ich wähnte, über ihnen schwebst du doch wie der Adler über Koboldsgezücht. Freilich, sie werden dir die Flügel brechen; vergebens wird die Schuldlosigkeit aus deinem Innern strahlen, sie werden es nicht sehen; vergebens wirst du vor ihnen weinen und vergebens lächeln, du wirst ihre Hand fassen und vor Kälte schaudern, du wirst sie anblicken, und sie werden stumm sein, angstvoll sucht dein Geist die Wege zu ihnen und Verrat führt dich auf den verderblichsten von allen . . .

Man ist Prophet und hat ein mitleidiges Gemüt; man kennt die Menschen, man weiß, daß das Feuer brennt, daß die Nadel sticht, und daß der Hase, wenn er angeschossen wird, ins Gras fällt und stirbt; man kennt die Folgen dessen, was man tut, nicht wahr, Herr Daumer? Aber ist dies etwa ein Grund, den Geschehnissen, wie einem Feind, der das Schwert erhoben hat, in die Arme zu fallen und den Schlag abzuwenden? Nein, es ist kein Grund. Oder ist es nur Grund, ein kleines Entschlüßchen rückgängig zu machen? Nein, es ist kein Grund. Darin haben die Idealisten und Seelenforscher nichts voraus vor Dieben und Wucherern.

Man geht nach Hause, philosophierend geht man nach Hause, legt sich schlafen, und am nächsten Morgen sieht die Welt weit annehmbarer aus als am gestrigen, reichlich verstimmten Abend.

Das Amselherz

Vierundzwanzig Stunden später hält eine Kutsche vor dem Daumerschen Haus, und Frau Behold selber kommt, um Caspar zu holen. Wirklich, Frau Behold hat sich's etwas kosten lassen, eine schwarzlackierte Kutsche mit zwei Pferden und einen Mann mit goldenen Knöpfen auf dem Bock.

Caspar wird von Daumer und den beiden Frauen zum Tor geleitet, auch der Kandidat Regulein verläßt seine Junggesellenklause. Anna kann sich der Tränen nicht erwehren, Daumer blickt finster vor sich hin, Frau Behold gibt dem Kutscher ein Zeichen, die Rosse schnauben, die Räder rollen und die Zurückbleibenden schauen stumm in die Dunkelheit, die das Gefährt verschlingt.

Das war der Abschied, und Caspar war's, als gehe es weit fort. Aber es ging nur von einem Haus auf der Schütt zu einem Haus am Markt. Es war dies ein schmales hohes Haus, welches so eingepreßt stand zwischen zwei andern, daß es aussah, als fehle ihm die Luft zum Atmen. Es hatte einen gezinnten Giebel, steilabhängend wie die Schultern eines verhungerten Kanzlisten, die Fenster hatten nichts Freischauen-

des, sondern etwas Blinzelndes, das Tor war seltsam versteckt und innen wand sich eine dunkle Treppe in vielen Biegungen, gleichsam in vielen Ausreden durch die Stockwerke; die alten Treppen knarrten und stöhnten bei jedem Schritt, und wenn die Türen geöffnet wurden, floß nur ein dämmeriges Licht aus den Stuben.

Caspar wohnte in einem Gemach gegen den viereckigen Hof; vor den Fenstern lief eine Holzgalerie mit verschnörkeltem Geländer, auf jeder Seite waren grünverhangene Glastüren, und unten stand ein eiserner Brunnen, aus dem kein Wasser floß.

Das Wunderliche lag darin, daß draußen der Markt war, wo viele Menschen laut redeten, wo die Händler ihre kleinen Läden und Verkaufszelte hatten, wo von morgens bis abends Frauen feilschten, Kinder kreischten, Rosse wieherten, das Geflügel gackerte, und daß man bloß das Tor hinter sich zu schließen brauchte und es wurde so still, als ob man in die Erde hineingestiegen sei.

Dies machte Caspar im Anfang Spaß. Es glich einem Versteckenspiel, er fand es lustig, sich zu verstecken, und gelegentlich sah er es darauf ab, ein andres Gesicht zu zeigen, als ihm zu Sinn war, oder andre Dinge zu sagen, als man von ihm erwartete. An einem der ersten Tage verlor Frau Behold ein silbernes Kettchen; Caspar behauptete, es im Vorplatz gesehen zu haben, obwohl er es keineswegs gesehen hatte.

Es wurde ihm verboten, ohne Erlaubnis das Haus zu verlassen. Er fragte, wer es verboten habe, da wurde ihm geantwortet, Frau Behold habe es verboten, und als er sich an Frau Behold wandte, sagte sie, der Magistratsrat habe es verboten, und als er sich an den Magistratsrat wandte, sagte der, der Präsident habe es verboten. Dermaßen war alles verzwickt und versteckt in diesem Haus.

Einmal wollte Frau Behold in sein Zimmer gehen; sie fand es versperrt, er hatte von innen zugeriegelt. „Was sperrst du dich denn ein am hellichten Tag?" fragte sie und schnüffelte auf dem Tisch herum, wo seine Bücher und Schularbeiten lagen. „Fürchtest du dich vielleicht?" fuhr sie zungengeläufig fort. „Bei mir brauchst du dich nicht zu fürchten, bei mir gibt es keine vermummten Spitzbuben." Er gab zu, daß er sich fürchte, und das schmeichelte Frau Behold, sie nahm eine grimmige Beschützermiene an und lächelte herausfordernd.

Jeden Vormittag, wenn er von der Schule kam — er besuchte jetzt zwei Stunden täglich die dritte Klasse des Gymnasiums —, erkundigte sich Frau Behold, wie es ihm gegangen sei. „Schlecht ist's gegangen," entgegnete er dann trübselig und in der Tat, er hatte wenig Freude davon. Die Lehrer klagten, daß seine Gegenwart die andern Schüler der Aufmerksamkeit beraube; der Umstand, daß auf der Gasse stets ein Polizeidiener hinter ihm herging und daß die Polizei Tag und Nacht das Haus bewachte, in dem er wohnte, dünkte die Knaben aufregend sonderbar, und sie belästigten ihn mit den albernsten Fragen. Seine Schweigsamkeit wurde natürlich ganz falsch gedeutet, und wenn er von selbst unbefangen das Wort an sie richtete, wichen sie entweder scheu zurück oder höhnten ihn, denn er war in ihren Augen nichts weiter als ein großer dummer Teufel, der, fast doppelt so alt als sie, noch in den Anfangsgründen der Wissenschaft steckte. Es kam häufig vor, daß er während des Unterrichts aufstand und eine seiner kindischen Fragen stellte; da brach dann die ganze Klasse in Gelächter aus und der Lehrer lachte mit. Einmal, während eines gewaltigen Sturmwinds, der draußen heulte, verließ er seinen Platz und flüchtete in die Ofenecke; da kannte das Vergnügen der andern keine Grenze, und als ihn der dicke Lehrer hervorzog und zu den Bänken schob, begleiteten sie den Vorgang mit einer wahren Katzenmusik.

Am eigentümlichsten war es aber anzusehen, wenn er auf dem Nachhauseweg mitten unter der Knabenschar ging, still, verschlossen und sorgenvoll unter den Lärmenden und Unbekümmerten, männlich unter den Halbwüchslingen — und ihm zur Seite beständig der Wächter des Gesetzes.

Sehr häufig sprach Daumer vor, um bei den Kollegen Auskunft über Caspar einzuholen. „Ach," hieß es da, „er hat freilich den besten Willen, aber leider nur einen mittelmäßigen Kopf. Er erweist sich anstellig, aber es bleibt nicht viel haften. Wir können ihn nicht tadeln, aber zu loben ist auch nichts."

Daumer war gekränkt. Ihr könnt nicht tadeln, ihr Herren, ei, und tadelt doch, dachte er; Tadel ist leicht, besonders wenn er den Tadler lobt, wie es sein Merkmal ist. Er wandte sich an den Magistratsrat und suchte ihm eine Lobpreisung auf Caspar förmlich abzulisten, aber Herr Behold war kein Freund von offenen Meinungen. Er war ein einschichtig lebender Mensch, der seine Tage in einem düstern Kontor am Zwinger verbrachte, und wer von ihm etwas haben wollte, erhielt gewöhnlich die Antwort: „Da müssen Sie sich an meine Frau wenden."

Daumer glich fast einem unglücklichen Liebhaber darin, wie er jetzt achtsam und bekümmert den Wegen seines früheren Pfleglings folgte, wobei er aber gern vermied, Caspar zu sehen und zu sprechen. Mit großem Mißtrauen verfolgte er insgeheim das Tun und Treiben der Frau Behold, und er zerbrach sich den Kopf darüber, weshalb diese so gierig getrachtet hatte, den Jüngling in ihre Nähe zu bekommen. „Was willst du," meinte Anna, die ebensoviel gesunden Menschenverstand besaß wie ihr Bruder phantastischen Pessimismus, „es ist ja ganz klar, sie braucht eine Spielpuppe, eine Unterhaltung für ihren Salon."

„Eine Spielpuppe? Sie hat doch ein Kind, und sie vernachlässigt sogar dieses Kind, wie man hört."

„Freilich; aber daran ist nichts Merkwürdiges, ein Kind zu haben wie alle andern Leute; es muß etwas sein, wovon man redet, was Interessantes muß es sein; man kann dabei die große Dame spielen und liest hie und da den eignen Namen in der Zeitung. Auch gilt man nebenher für eine Wohltäterin, der Herr Gemahl kann einen hohen Orden bekommen, und was die Hauptsache ist, man vertreibt sich die Langeweile. Die Person kenn' ich, als ob ichs selber wäre. Der Caspar tut mir leid."

Frau Behold war immer unterwegs und eigentlich nur zu Hause, wenn sie Gäste hatte. Sie mußte immer Menschen sehen, sie liebte wohlgekleidete, gutgelaunte Menschen, Männer mit Titeln und Frauen von Rang, liebte Feste, Schmuck und prächtige Gewänder. Man hätte sie eine joviale Natur nennen dürfen, wenn der Ehrgeiz sie nicht so unruhig gemacht hätte; sie wäre bisweilen behäbig, ja gemütlich erschienen ohne eine gewisse ziellose Neugierde, von der sie bis ins Innerste, bis in den Schlaf der Nächte behaftet war. Sie hatte eine Unmasse französischer Romane verschlungen und war dadurch empfindsam und abenteuerlustig geworden, und das gute Teil Phlegma, das ihrem Temperament beigemischt war, machte diese Eigenschaften nur um so hintergründiger. Wer sie so nahm, wie sie sich gab, war im voraus betrogen.

Was Caspar betrifft, so sah sie ihn zunächst bloß humoristisch und am meisten dann, wenn er ernst und nachdenklich war. „Nein, was er heute wieder Komisches gesagt hat," war ihre beständige Phrase. Es hatte oft den Anschein, als habe sie einen kleinen Hofnarren in Dienst genommen. „Also, mein liebes Mondkälbchen, sprich," forderte sie ihn vor den Gästen auf. Wenn sie ihn gar eifrig beflissen sah, lateinische Vokabeln auswendig zu lernen, lachte sie aus vollem Hals. „Wie gelehrt, wie gelehrt!" rief sie und fuhr ihm mit der Hand wüst durch das Lockenhaar. „Laß es sein, laß es sein," tröstete sie ihn, wenn er über die Schwierigkeit einer Rechnung klagte, „bringst's ja doch zu nichts, ist genau so, wie wenn ich seiltanzen wollte."

Indes erregte er auf andre Weise bald eine wunderliche Neugierde in ihr. Eines Morgens kam sie dazu, als er in der Küche stand und Zeuge war, wie der Metzgerbursche das rohe und noch blutende Fleisch aus dem Korb nahm und auf das Anricht legte. Eine unendliche Wehmut malte sich in Caspars Zügen, er wich zurück, zitterte und war keines Lautes fähig, dann floh er mit bedrängten Schritten. Frau Behold war betroffen und wollte ihrer Rührung nicht nachgeben. Was ist das? dachte sie; er verstellt sich wohl; was ist ihm das Blut der Tiere?

Um ihm gefällig zu sein, tat sie mehr, als ihre Bequemlichkeit ihr sonst verstattet hätte. Trotzdem schien er sich nicht wohl im Haus zu fühlen. „Sapperment, was ist dir übers Leberlein gekrochen?" fuhr sie ihn an, wenn sie ein trauriges Gesicht an ihm bemerkte. „Wenn du nicht lustig bist, führ' ich dich in die Schlachtbank und du mußt zuschauen, wie man den Kälbern den Hals abschneidet," drohte sie ihm einmal und wollte sich ausschütten vor Lachen über die Miene des Entsetzens, die er darüber zeigte.

Nein, Caspar fühlte sich keineswegs wohl. Frau Behold war ihm ganz und gar unverständlich, ihr Blick, ihre Rede, ihr Gehaben, alles das stieß ihn aufs äußerste ab. Es kostete ihn nicht wenig Kunst und Nachdenken, um seinen Widerwillen nicht merken zu lassen, gleichwohl war er krank und elend, wenn er nur eine Stunde mit Frau Behold verbracht hatte. Es fehlte ihm dann jegliche Arbeitslust, und die Schule zu besuchen, die ihm ohnehin verhaßt war, unterließ er ganz. Die Lehrer beschwerten sich beim Magistrat; Herr von Tucher, der jetzt wieder in der Stadt weilte und der vom Gericht zu Caspars Vormund ernannt worden war, stellte ihn zur Rede. Caspar wollte nicht mit der Sprache heraus, ein Betragen, das Herr von Tucher als Verstocktheit auffaßte und das ihm zu schlimmen Befürchtungen Anlaß bot.

Und da war noch eines, was Caspar zu denken gab. Manchmal begegnete ihm auf der Stiege oder im Flur oder in einem entlegenen Zimmer Frau Beholds Tochter, ein Mädchen, halb erwachsen und bleich von Gesicht. Ihre Augen waren feindselig auf ihn gerichtet. Wenn er sie anreden wollte, lief sie davon. Einmal schaute er von der Galerie in den Hof und sah sie am Brunnen stehen, hinter dessen eisernem Rohr ein Brett weggeschoben war, so daß der Blick in die Tiefe offen lag. Das Mädchen stand unbeweglich und starrte mindestens eine Viertelstunde lang in das schwarze Loch. Caspar verließ leise die Galerie und schlich hinunter; er betrat jedoch kaum den Hof, so flüchtete das Mädchen mit bösem Gesicht an ihm vorüber. Als Caspar ihr zaudernd folgte, begegnete ihm der Herr Rat, und Caspar erzählte voll Eifer, was er mitangeschaut. Herr Behold zog die Stirn kraus und sagte beschwichtigend: „Ja, ja, gewiß; das Kind ist nicht gesund. Kümmer' Er sich nicht darum, Caspar, kümmer' Er sich nicht darum."

Caspar kümmerte sich aber doch darum. Er fragte die Mägde, was mit dem Kind sei, und eine von ihnen erwiderte bissig: „Sie kriegt nichts zu essen, der Findling frißt ihr alles weg!" Darauf eilte er spornstreichs zu Frau Behold, wiederholte ihr die Worte der Magd und fragte, ob das wahr sei. Frau Behold bekam einen Wutanfall und jagte die Magd auf der Stelle

davon. Als jedoch Caspar sie auch dann noch in seiner ungeschickten und altklugen Weise ermahnte, daß sie mehr auf ihre Tochter achten möge als auf ihn und daß er sonst fortgehen werde, schnitt sie ihm das Wort ab und verwies ihm den Vorwitz. „Wie willst du denn fortgehen?" fuhr sie auf. „Wohin denn? Wo bist du denn daheim, wenn man fragen darf?"

Es entstand jetzt in Frau Behold die Meinung, daß Caspar in ihre Tochter verliebt sei. Sie legte es darauf an, ihn über den Punkt auszuholen. Auf ihre Fragen antwortete er jedoch so blöde, daß sie sich beinahe ihres Verdachts geschämt hätte. „Grand Dieu," sagte sie laut vor sich hin, „mir scheint, der Einfaltspinsel weiß nicht einmal, was Liebe ist!" Ja, noch mehr, sie spürte, daß er sich nicht einmal im entferntesten einen Gedanken darüber machte. Das war der guten Dame doch überaus seltsam, ihr, deren Begierden und Gelüste immer im trüben Gewässer halb romanhafter, halb schlüpfriger Leidenschaften plätscherten, so tugendhaft sie auch vor ihren Mitbürgern sich halten mußte.

Er ist doch aus Fleisch und Blut, kalkulierte sie, und wenn schon der närrische Daumer in allen Tönen von seiner Engelsunschuld schwärmt, als erwachsener Mensch weiß man, was der Hahn mit den Hühnern treibt. Er heuchelt, er hält mich zum besten; warte, Kerl, ich will dir den Gaumen trocken machen.

Auf dem Markt, zur Rechten vor dem Beholdschen Haus, stand der sogenannte schöne Brunnen, ein Meisterwerk mittelalterlich-nürnberger Kunst. Seit grauen Zeiten erzählte man den Kindern, daß der Storch die Neugeborenen aus der Tiefe des Brunnens hole. Frau Behold fragte Caspar, ob er davon vernommen habe, und als er verneinte, sah sie ihn mit schlauem Augenzwinkern an und wollte wissen, ob er daran glaube. „Ich seh' nur nicht, wo der Storch da hinunterfliegen kann," antwortete er harmlos, „es ist ja alles mit Gittern vermacht."

Frau Behold staunte. „Ei du Tropf!" rief sie aus, „schau mich einmal aufrichtig an!"

Er schaute sie an. Da mußte sie die Augen senken. Und plötzlich erhob sie sich, eilte zur Kredenz, riß eine Lade auf, schenkte sich ein Glas Wein voll und trank es auf einen Zug leer. Sodann ging sie ans Fenster, faltete die Hände und murmelte mit einem Ausdruck von Stumpfsinn: „Jesus Christus, bewahre mich vor Sünde und führe mich nicht in Versuchung."

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß sie sonst eine höchst aufgeklärte Dame war, die sich das ganze Jahr nicht in der Kirche sehen ließ.

Es war schon Mitte August und große Hitze herrschte. An einem Sonntag veranstaltete der Bürgermeister ein Waldfest im Schmausenbuk; Caspar war am Morgen mit dem Stallmeister Rumpler und einigen jungen Leuten bis Buch geritten und war so müde, daß er nach Tisch in seinem Zimmer einschlief. Frau Behold weckte ihn selbst und hieß ihn sich ankleiden, da der Wagen warte, der sie zum Festplatz bringen sollte. Auf Caspars Frage, ob noch wer mitgehe, erwiderte sie, zwei Knaben führen mit hinaus, die Söhne des Generals Hartung. Da sagte Caspar enttäuscht, er wünschte, daß Frau Behold ihre Tochter mitgehen lasse, denn die werde sich grämen, wenn sie zu Hause bleiben müsse. Frau Behold stutzte und wollte zornig werden, nahm sich aber zusammen. Sie beugte sich vor, ergriff mit der Hand einen Bündel Locken auf Caspars Kopf und sagte boshaft: „Ich schneide dir die Haare ab, wenn du wieder davon anfängst."

Caspar entwand sich ihr. „Nicht so nahe," flehte er mit aufgerissenen Augen, „und nicht schneiden, bitte!"

„Hab' ich dich!" drohte Frau Behold, gezwungen scherzend. „Hab' ich dich, furchtsames Menschlein? Noch ein Widerpart, und ich komme mit der Schere!"

Während der Fahrt blieb Caspar schweigsam. Die beiden Knaben, die vierzehn und fünfzehn Jahre alt waren, neckten ihn und suchten etwas aus ihm herauszulocken, da sie stets wie über eine Art Wundertier über ihn sprechen gehört hatten. Nach Schuljungengewohnheit fingen sie an, prahlerische Reden zu führen, als ob es keine gelehrteren und scharfsinnigeren Menschen gäbe. Weit auf der Landstraße draußen rief der eine, er höre schon die Musik aus dem Wald, da entgegnete Caspar, ärgerlich über das Wesen, das die beiden von sich machten, das wundre ihn, er höre nichts, dagegen sehe er auf einer hohen Stange fern über den Bäumen eine kleine Fahne. „O die Fahne," meinten jene geringschätzig, „die sehen wir schon lang!" Auch hierüber wunderte sich Caspar, denn er hatte sie erst im Augenblick wahrgenommen, ein schmales Streifchen, das nur im Wehen des Windes sichtbar war.

„Gut," sagte er, „wenn sie wieder weht, will ich euch fragen, ob ihr es bemerkt." Er wartete eine Weile und stellte dann, während die Fahne ruhig war, die irreführende Frage: „Also, weht sie jetzt oder nicht?"

„Sie weht!" antworteten die Knaben wie aus einem Mund, doch Caspar versetzte ruhig: „Ich sehe daraus, daß ihr nichts seht."

„Oho!" riefen jene, „dann lügst du!"

„So sagt mir doch," fuhr Caspar unbekümmert fort, „was für eine Farbe sie hat."

Die Knaben schwiegen und guckten, dann rief der eine ziemlich kleinlaut: „Rot," der andre, etwas kühner: „Blau." Caspar schüttelte den Kopf und wiederholte: „Ich sehe, daß ihr nichts seht; weiß und grün ist sie."

Daran war schwer zu mäkeln, eine Viertel-

Abschied

Nach einem Gemälde von Adolf Hering

stunde später konnten sich alle von der Wahrheit überzeugen. Aber die Knaben blickten Caspar voll Haß ins Gesicht; sie hätten gern vor Frau Behold geglänzt, die die ganze Unterhaltung wortlos mitangehört hatte.

Caspars Gegenwart beim Fest zog, wie immer, eine Anzahl Gaffer herbei, darunter waren einige Bekannte, junge Leute, die sich seiner annehmen zu sollen glaubten und ihn Frau Behold unerachtet ihres Widerspruchs entrissen. Es war anfangs nur eine kleine Gesellschaft, die sich aber allgemach vergrößerte und, indem einer den andern anfeuerte, lauter Tollheiten beging. Sie warfen Tische und Bänke um, schreckten die Mädchen, kauften die Krämerbuden leer, verübten ein wüstes Geschrei und stellten sich dabei an, als ob Caspar ihr Gebieter sei und sie kommandiere. Das Treiben wurde immer ausgelassener; als es Abend geworden war, rissen sie die Lampions von den Bäumen und zwangen ein paar Musikanten, ihnen vorauszuziehen, um den Tumult mit ihren Trompeten zu begleiten. Zwei junge Kaufleute hoben Caspar auf ihre Schultern, und er, dem schon Hören und Sehen verging, wünschte sich weit weg und kauerte mit dem unglücklichsten Gesicht von der Welt auf seinem lebendigen Sitz.

Unter Gesang und Gelächter kam die entfesselte Schar vor die Estrade, wo der Tanz begonnen hatte; hier konnte sie nicht weiter, die angesammelte Menge versperrte den Weg nach rückwärts und seitwärts. Plötzlich sah Caspar ganz nahe die beiden Knaben, die in Frau Beholds Kutsche mitgefahren waren; sie standen auf der Treppe zum Tanzpodium und trugen einen langen Baumzweig mit einem weißen Pappendeckel an der Spitze, worauf in großen Lettern die Worte gemalt waren: „Hier ist zu sehen Seine Majestät Casperle, König von Schwindelheim." Sie hielten die Tafel so, daß die Aufschrift Caspar zugekehrt war, auch alle Umstehenden gewahrten sie alsbald, und es erhob sich ein schallendes Gelächter. Die Trompeter gaben einen Tusch, und der Zug setzte sich wieder, am Wirtshaus vorbei, gegen den illuminierten Wald in Bewegung.

Caspar rief, man solle ihn herunterlassen, aber niemand achtete darauf. Nun zog er mit der einen Hand am Ohr des einen, mit der andern an den Haaren des zweiten seiner Träger. „Au, was zwickst du mich!" schrie dieser und der andre: „Au, mich zebelt er!" Wütend traten sie beiseite, wodurch Caspar heruntерglitt. Die beiden Schildträger standen vor ihm und grinsten höhnisch. „Wir haben auch ein Fähnlein für dich," sagte der ältere, „sieh mal zu, ob es weht." Im selben Augenblick schraken sie zusammen, denn eine gebieterische Stimme schrie dröhnend ihren Namen. Es war der Vater der beiden, der General, der mit einigen andern Herren und mit Frau Behold in geringer Entfernung an einem abseits stehenden Tisch saß. Diese alle erhoben sich, denn am Himmel waren schwere Wolken aufgezogen und man hörte schon den Donner grollen.

Frau Behold empfing Caspar mit den Worten: „Du machst ja schöne Streiche, schämst dich nicht? Allons! Wir fahren heim." Mit überlautem Wesen verabschiedete sie sich von den Herren und eilte zum Ausgang des Festplatzes, wo sie mit kreischender Stimme ihren Kutscher rief. „Setz dich!" herrschte sie Caspar an, als sie den Wagen erreicht hatten. Sie selbst stieg zum Kutscher auf den Bock, ergriff die Zügel, und nun begann ein tolles Fahren, erst durch den Wald, dann die staubschäumende Chaussee entlang. Sie trieb die Tiere an, daß sie nur so hüpften und von jedem Kieselstein, den ihr Huf traf, Funken spritzten. Kein Stern war zu sehen, die Landschaft breitete sich düster hin, häufig zuckten Blitze auf und der Donner rollte näher.

In wenig mehr denn einer halben Stunde waren sie in der Stadt, und als die Pferde am Marktplatz hielten, dampfte der Schweiß von ihren Flanken. Frau Behold sperrte das Haustor auf und ließ Caspar vorangehen. Er tastete sich in Dunkelheit bis zu seiner Zimmertür, doch die Frau ergriff ihn am Arm, zog ihn weiter und trat mit ihm in den sogenannten grünen Salon, einen großen Raum, wo die Fenster geschlossen waren und eine muffige Luft herrschte. Frau Behold zündete eine Kerze an, warf Hut und Mantille auf das Sofa und setzte sich in einen Ledersessel. Sie summte leise vor sich hin, plötzlich unterbrach sie sich und sagte in derselben singenden Weise: „Komm einmal her zu mir, du unschuldiger Sünder."

Caspar gehorchte.

„Knie nieder!" gebot die Frau.

Zögernd kniete er auf den Boden und sah Frau Behold ängstlich an.

Wie am Nachmittag näherte sie wieder ihr Gesicht dem seinen. Ihr schmales langes Kinn zitterte ein wenig und ihre Augen lachten sonderbar. „Was sträubst du dich denn so?" gurrte sie, da er den Kopf zurückbäumte. „Ma foi, er sträubt sich, der Jüngling! Hast wohl noch kein lebendiges Fleisch gerochen? He, du Strick, wer's glaubt! Was Teufel, fürchtest dich am Ende? Hab' ich dir nicht die besten Bissen auftragen lassen? Hab' ich dir nicht gestern erst eine schöne Amsel geschenkt? Ich hab' ein gutes Herz, Caspar, da horch, wie's schlägt, wie's tickt ..."

Mit großer Kraft zog sie seinen Kopf gegen ihre Brust. Er dachte, sie wolle ihm ein Leids tun, und schrie, da drückte sie die Lippen auf seinen Mund. Ihm wurde eiskalt vor Grauen, sein Körper sank zusammen, wie wenn die Knochen aus den Gelenken gelöst wären, und als Frau Behold dieser jähen Erschlaffung inne ward, erschrak sie und sprang auf. Ihr Haar hatte sich

gelockert, und ein dicker Zopf lag wie eine Schlange auf der Schulter. Caspar hockte auf dem Boden, krampfhaft umklammerte seine Linke die Rücklehne. Frau Behold beugte sich noch einmal zu ihm und schnupperte seltsam, denn sie liebte den Geruch seines Leibes, der sie an Honig erinnerte. Aber kaum spürte Caspar ihre abermalige Nähe, als er emportaumelte und ans andre Ende des Zimmers floh. Die Seite gegen die Tür geschmiegt, den Kopf vorgeduckt, die Arme halb ausgestreckt, so blieb er stehen.

Die ferne Ahnung von etwas Ungeheuerm dämmerte in ihm auf. Kein jemals gehörtes Wort gab einen Hinweis, doch er ahnte es, wie man auf eine Feuersbrunst, die hinter den Bergen wütet, aus der Röte des Himmels schließt. Schändlich war ihm zumut, insgeheim fühlte er sich an, ob er denn auch seine Kleider am Körper trüge, und dann schaute er auf seine Hände nieder, ob sie nicht voll Schmutz seien. Er schämte sich, er schämte sich, vor den Wänden, vor dem Sessel, vor der brennenden Kerze schämte er sich; er wünschte, die Tür möchte von selber sich öffnen, damit er unhörbar verschwinden könne.

Es war wie das entsetzliche Aufleuchten von Augen, als ein rosiger Blitzstrahl ins Zimmer fuhr; der Donner folgte wie ein enormer Schrei. Caspar drückte die Schultern zusammen und fing an zu zittern.

Mittlerweile ging Frau Behold mit wahren Mannesschritten auf und ab, lachte ein paarmal kurz vor sich hin, plötzlich ergriff sie die Kerze und trat auf Caspar zu. „Du Aas, du verdorbenes, was hast du denn geglaubt," sagte sie erbittert, „glaubst du vielleicht, mir liegt etwas an dir? Ja, einen alten Stiefel! Mach, daß du weiterkommst, und untersteh dich nicht, darüber zu sprechen, sonst massakrier' ich dich!"

Sie lachte dabei, als solle es im Grunde doch nur Scherz sein, aber Caspar erschien sie übergroß, ihr schwarzer Schatten erfüllte den ganzen Raum, außer sich vor Furcht, rannte er hinaus, die Frau hinter ihm her, er, die Treppe hinab zum Tor, rüttelte an der Klinke; es war zugesperrt. Er hörte draußen den Regen aufs Pflaster prasseln, zugleich vernahm er hastig trippelnde Schritte, ein Schlüssel drehte sich im Schloß und der Magistratsrat erschien auf der Schwelle. Die unaufhörlichen Blitze beleuchteten Caspars schlotternde Gestalt und das Donnergeschmetter verschlang die Fragen des bestürzten Mannes. Oben an der Stiege stand Frau Behold, der nahe Kerzenschein durchfurchte ihr Gesicht mit verwildernden Lichtern, und ihre Stimme übertönte den Donner, als sie ihrem Manne zuschrie: „Er hat sich betrunken, der Kerl! Auf dem Schmausenbuk haben sie ihn betrunken gemacht! Laß Er sich heute nur nicht mehr blicken! Marsch, ins Bett mit ihm!"

Der Magistratsrat schloß das Tor und klappte den triefenden Paraplui zu. „Nun, nun ... aber, aber," machte er, „so schlimm wird's doch nicht gleich sein."

Frau Behold antwortete nicht. Sie schlug eine Tür zu, dann war es still und finster.

„Komm Er nur mit, Caspar," sagte der Rat, „wir wollen mal Licht anzünden und nachsehen, was es denn da gibt. Reich Er mir den Arm, so." Er geleitete Caspar in dessen Zimmer, machte Licht und murmelte fortwährend kleine, beschwichtigende Sätzchen vor sich hin. Dann beroch er Caspars Atem, um zu sehen, ob er wirklich getrunken habe, schüttelte den Kopf und meinte verwundert: „Nichts dergleichen. Die Rätin ist da sicherlich im Irrtum. Aber mach Er sich nichts draus, Caspar, empfehl Er Seine Sache dem Herrn, und es wird wohl enden. Gute Nacht!"

Als Caspar allein war, irrte sein scheues Auge von Blitz zu Blitz. Bei jedem Aufflammen hatte er unter den Lidern Schmerzen wie von Nadelstichen, bei jedem Donnerschlag war ihm, als ob alles in seinem Leibe locker sei. Hände und Füße waren ihm eiskalt. Er wagte sich nicht ins Bett zu begeben, sondern blieb wie angewurzelt stehen, wo er stand. Er erinnerte sich mit Grauen des ersten Gewitters, das er im Turm auf der Burg erlebt hatte. Er war in einen Mauerwinkel gekrochen und die Frau des Wärters war gekommen, ihn zu trösten. Sie sagte: „Man darf nicht hinausgehen, es ist ein großer Mann draußen, der zankt." Immer wenn es donnerte, bückte er sich ganz zur Erde, und die Frau sagte: „Hab keine Angst, Caspar, ich bleib' bei dir."

Als das Gewitter im Wegziehen war, entledigte er sich schnell der Kleider, kroch ins Bett und deckte sich bis zur Stirn hinauf zu, um das Blitzen nicht sehen zu müssen. In der Eile vergaß er sogar, die Türe abzuriegeln, und dieser Umstand hatte ein gar sonderbares Geschehnis zur Folge.

Am Morgen beim Aufwachen spürte er einen durchdringenden Geruch. Ja, es roch nach Blut im Zimmer. Schaudernd blickte er sich um, und das erste, was er sah, war, daß der Vogelbauer am Fenster leer war. Caspar suchte nach dem Tierchen und gewahrte, daß die Amsel auf dem Tisch lag, tot, mit ausgebreiteten Flügeln, in einem Blutgerinnsel. Und daneben, auf einem weißen Teller, lag das blutige kleine Herz.

Was mochte dies bedeuten? Caspar verzog das Gesicht, und sein Mund zuckte wie bei einem Kind, bevor es weint. Er kleidete sich an, um in die Küche zu gehen und die Leute zu fragen, doch als er das Zimmer verließ, erschrak er, denn Frau Behold stand im Flur neben der Tür. Sie hatte einen Kehrbesen in der Hand und sah unordentlich aus. Caspar schaute in ihr fahles Gesicht, er sah sie lange an, fast so matt und bewegt, wie er den toten Vogel angesehen. (Fortsetzung folgt)



Königin Luise

Nach einem Gemälde von Franz Kügelgen



Johanna Consentius, geb. Lorck (Memel)
Nach einem Gemälde von Franz Kügelgen



Villa Consentius in Memel, wo Königin Luise auf der Flucht 1807—1808 ein Jahr lang wohnte

Unser Königin-Luisen-Zimmer

Von

Tony Schumacher

(Hierzu dreizehn Abbildungen nach Aufnahmen von Hofphotograph H. Lill, Stuttgart)

Wie wir zu diesem kamen? Ja, das gehört zu den wunderbaren Ereignissen, wie sie hie und da einmal in einem Leben vorkommen, Glücksfälle, wie etwa das Gewinnen des großen Loses oder das Eintreffen irgendeiner unerwarteten Erbschaft. Aber unser Glücksfall dünkt mir größer, Geld kann schließlich jeder gewinnen, aber die Dinge, die uns zufielen, existieren nur einmal. Sie sind geweiht durch den Gebrauch und teilweisen Besitz einer Frau, die uns Deutschen so hoch steht, daß wir wohl sagen dürfen, daß das, was sie besaß und benutzte, mit der Zeit zur Reliquie geworden ist. -- Und weil diese Gegenstände fast alle Unika sind, weil ihr Besitz unsre tägliche Freude ist, so möchten wir, in der Abbildung wenigstens, auch andre an dieser Freude teilnehmen lassen. Und nun die Geschichte, wie wir dazu kamen:

Es mögen etwa zwölf oder mehr Jahre her sein, daß wir in der Schweiz bei unsern täglichen Spaziergängen mit einer älteren Dame und deren Begleiterin zusammentrafen. Es war nicht allein das überaus sympathische Aeußere der ersteren, das uns anzog, sondern gegenseitig hatten wir das Gefühl, als müßten wir uns schon im Leben getroffen haben. Ein gemeinsames Warten auf einen Bahnzug, wobei wir zusammen sprachen, machte mir klar, daß ich die Besitzerin eines kleinen Landgutes in der Nähe meiner Heimatstadt in Schwaben vor mir hatte, und auch sie erinnerte sich meiner Existenz und daß wir uns flüchtig schon einmal begegnet waren. Wir fanden Gefallen aneinander und so ergab es sich, daß wir uns da und dort einmal trafen, auf irgendeiner hübsch gelegenen Bank uns



Miniaturbild der bisherigen Eigentümerin der Luisereliquien




Reliefbilder des Königs Friedrich Wilhelm III. und der Königin Luise (1808)
(Geschenk an das Haus Consentius in Memel)

gut unterhielten, und die frische, natürliche Art der Gesellschafterin tat auch das Ihrige dazu. Wir kamen in manches tiefere Gespräch. Mich speziell zog aber noch etwas andres an. Aus meiner frühesten Kindheit kam mir die Erinnerung, daß gerade in dem still gelegenen Dorfe, wo die Damen wohnten, einst eine kleine Kolonie von norddeutschen Adelsfamilien sich angesiedelt hatte, geschart um ihren Geistlichen, dessen von den Formen der Landeskirche abweichende Ueberzeugung ihn veranlaßt hatte, die Heimat zu verlassen. Unser liebes Fräulein war sein jüngstes Kind. Sich selbst genügend, hatten diese Familien fast keinen Verkehr mit der nahen Stadt. Nur dann und wann einmal fuhr eine altmodische gräfliche Kutsche durch die Straßen oder man begegnete in einem Laden etwa einer der vornehm aussehenden, dabei aber gänzlich unmodern gekleideten Damen, die hier ihren Bedarf für die Armen im Dorfe kauften. Aber Arme im Sinne dieses Wortes gab es mit der Zeit

Unser Luisenzimmer



Briefmappe, die von der Königin Luise im Hause Consentius täglich benutzt wurde, desgleichen die Teller

gar keine mehr. Diese Fremdlinge mit ihren warmen Herzen, ihrem stillen Liebeswalten und ihren reichen Mitteln wurden ein Segen für die ganze Gegend, und ich erinnere mich noch genau der Erzählungen unsrer Milchfrau von den „feinen Christtagsgeschenken“, welche die Leute im Dorf und auch sie bekamen.

Fräulein H. war die letzte Uebriggebliebene von allen. Mit tiefer Wehmut sprach sie uns von den Vorangegangenen, von dem vereinsamten Leben, das sie geführt, und von ihrer treuen Gesellschafterin und Freundin — sie streckte dieser mit innigem Blick die Hand hin —, die in ihrer Energie und Frische ihr Wesen ergänzt und sie auch „das Reisen“ gelehrt habe Ich sage: mit einem innigen Blick! Wer überhaupt je in diese Augen gesehen, der vergaß sie nie wieder. Helle, fragende Kinderaugen für gewöhnlich, die oft wie erstaunt in eine Welt blickten, in der sie eigentlich nie ganz daheim waren. Tief in sich schauend, waren sie bei Ernstem. Sprach ihr Mund aber das Wort „Vaterchen“ — sie redete noch immer den Dialekt ihrer Kindheit —, so wurden sie leuchtend und strahlend. Für sie war der Unverstandene der Inbegriff von Menschenliebe und Weitherzigkeit und edelm Sinn, Eigenschaften, die sich in ihr wieder verkörpert hatten. Unter den ihr nahestehenden Menschen aus der ostpreußischen Heimat nannte sie am öftesten den Namen ihrer geliebten Patin, einer Frau Consentius, geborenen Lorck, aus Memel, deren Tochter Therese nach dem Tode der Mutter zu der Freundin nach Schwaben gezogen und vor noch nicht langer Zeit dort gestorben war.

Das Haus des Großkaufmanns Consentius in Memel war dasjenige, in dem die Königin Luise in jenem schwersten Jahre 1807/08 mit ihren Kindern Unterkunft gefunden hatte. Der Besitzer und seine Frau waren in der Lage, den armen hohen Flüchtlingen ein einigermaßen entsprechendes Heim anzubieten. Sie überließen der königlichen Familie ihre Villa, in der diese schon früher einmal, im Jahre 1802, bei der Zusammenkunft des Kaisers von Rußland mit Friedrich Wilhelm III. gewohnt hatte. — Therese Consentius war im Alter der Prinzessinnen und deren Spielkameradin gewesen. Manch persönliche Eindrücke und Geschichten habe sie noch aus ihrer Kindheit erzählt, wie die Königin mit den Consentiusschen Kindern gespielt, wie die Prinzen so wild und die alte Gräfin Voß solche Respektsperson — fast mehr wie die Königin selber — gewesen sei. Theresens Mutter habe sich oft halbtot geängstigt über die stets schwache Gesundheit ihres hohen Gastes, und sie, die feine, sanfte und doch energische Hausfrau, habe gar oft beistehen dürfen und sei gerufen worden in schweren Stunden. Unsre liebe Dame wurde ganz lebhaft bei all den Berichten, und sehnlichst wünschte ich mir nachträglich, diese Therese Consentius auch gekannt zu haben, aber leider war's dazu zu spät.

Im nachfolgenden Herbste besuchten uns die



Zwei Fächer aus dem Besitz der Königin Luise. In der Mitte ein Bild des Leibarztes Hufeland

beiden Damen in St., eine Freundlichkeit, die wir zu schätzen wußten, da unsre liebe Reisebekannte sehr selten jemand aufsuchte. Beim Wiederfortgehen zeigte ich den beiden noch meine Sammlung von Krippen und alten Puppen.

„Vielleicht könnte ich Ihnen auch einmal einen kleinen Beitrag dazu liefern," sagte das Fräulein, aber es klang so zögernd, daß ich mir nicht viel Hoffnung machte. War mir doch schon manchmal etwas versprochen worden, und die Leute vergaßen es wieder.

Im Winter gingen die beiden nach Rom, im Sommer sahen wir uns nur flüchtig wieder auf dem Berg. Kurze Zeit aber nach unsrer Heimkehr erhielten wir in freundlichen Worten eine Einladung, zum Kaffee für ein paar Stunden auf das kleine Landgut zu kommen. Gern taten wir's. An der Station erwartete uns die Chaise mit dem im Dienste der Dame ergrauten Kutscher. Nach einer Stunde Fahrt waren wir in dem echt schwäbischen, am Neckar gelegenen kleinen Dorfe und wurden in das hübsche, von alten Bäumen und Gebüsch fast verdeckte Wohnhaus geführt.

Wie oft hatten wir als Kinder, bei Ausflügen hierher, an der Mauer, die das ganze Anwesen umgibt, gestanden und hatten umsonst versucht, ein bißchen hinüberzuschauen, um eine der weltabgeschiedenen wohltätigen Damen zu erspähen, die wir uns als eine Art Feen dachten. Es überkam mich, so alt ich war, ordentlich eine Genugtuung, nun endlich, berechtigt, doch noch eintreten zu dürfen.

Uns war damals der Sinn für Empire-, Biedermeier- und andre Stile noch nicht so recht aufgegangen. So viel aber hatten mein Mann und ich das gleiche Empfinden, daß wir uns in einer ganz seltenen Harmonie befanden von Wohnung, Einrichtung und Bewohnern. Vornehme alte Möbel vom Anfang des Jahrhunderts, nicht prunkhaft, aber gediegen, Fensterpläße mit geradbeinigen Tischchen, Glasschränke mit Porzellan und Silbergerät hinter den Scheiben, an den Wänden Oelbilder, Stiche in Mahagonirahmen und Miniaturen. Eine kleine Kopie der Madonna della Sedia mit einem gleich großen Pendant, ebenfalls eine Madonna mit Kind, fiel uns auf.

Aber was andres erweckte nun meine ganze Aufmerksamkeit. Wir hatten zu einer kleinen Erfrischung um den gedeckten runden Sofatisch Platz genommen, und über einen delikat aussehenden Kuchen hinüber konnte ich von etwas auf einer Kommode Stehendem meine Blicke nicht abwenden. Es war eine hölzerne Puppengartenbank, und auf ihr saßen, steif und gerade, drei Puppen nebeneinander mit einem solch überwältigend echten Gepräge ihrer Zeit, mit kurzen Taillen, engen Röcken, weitem Ausschnitt und hochgestecktem Haar, daß ich mein aufquellendes Entzücken kaum zurückzuhalten vermochte. Wer sammelt, wird's verstehen! Als wir schon uns zum Gehen richteten, da kam's aber zur Sprache: „Möchten Sie sich nicht noch diese Puppen ansehen, die ich für Sie hergerichtet habe? — Die eine, die in der Mitte, stammt von der Königin Luise, die sie der kleinen Therese Consentius einstens gab. Die andre, die Dame in dem kornblumenblauen Seidenkleid mit dem Luisen-



Puppenmöbel aus dem Besitze der Kaiserin Alexandra (Charlotte) von Rußland, Tochter der Königin Luise



Kinderkleid, genäht und verschenkt von der Königin Luise

kreuz, wurde in einem vaterländischen Basar, den die Gattin des Landhofmeisters von A. im Stadtschlosse zu Königsberg hielt, verkauft, und sie kam mit der dritten Puppe, deren bewegliche Augen und Haarflechten das Entzücken meiner Kindheit waren, in meinen Besitz!"

Auch ich äußerte mein Entzücken, während das Fräulein wie traumverloren einen Augenblick dastand und die Gefährten ihrer Kindheit innig, fast wie etwas Lebendiges ansah. Dann, mit einer raschen Bewegung, sagte sie: „Wollen Sie die drei haben und in Ihre Sammlung aufnehmen?" — ein bißchen feucht schimmerte es dabei in ihren Augen — „Sie verstehen, man trennt sich nicht leicht von so etwas. Aber" — sofort lächelte sie wieder — „bei Ihnen werden sie's gut haben und für alle Zeiten geborgen sein — die Angelika, die Thekla und die Urte!" Ich hatte ihr damals von meiner Absicht gesagt, meine Sammlung einstens einem vaterländischen Museum vermachen zu wollen. Und nun erzählte sie mir noch, daß die Luisenpuppe ein litauisches Bauernmädchen in Festtracht darstelle und daß die Königin einst selber zu dem kleinen Thereschen gesagt habe: „Du mußt sie Urte nennen!" Ich gedenke bei dieser Gelegenheit auch noch einer zweiten Puppe, die seither die Gefährtin von Urte geworden ist. Sie gehörte einer Baronin von K. W., geborenen L., deren Vater schwedischer Konsul in Memel war. Da die königliche Familie im L.schen Hause verkehrte und da die kleine L. auch später in Berlin bei Einladungen öfters Geschenke von der Königin Luise und den Prinzessinnen erhielt, so kann als sicher angesehen werden, daß auch diese Puppe von der Königin stammt.

Hochbeglückt fuhr ich mit meinen drei Puppen damals nach Hause.... Dann und wann einmal sahen wir die Damen noch in den folgenden Jahren, und ich konnte das liebe Fräulein überzeugen, daß ihre Puppen wirklich einen guten Platz — den Ehrenplatz in meiner Sammlung einnahmen. Dann gab es lange Pausen. Im Sommer kamen die zwei immer auf unsern Berg, die Wintermonate verbrachten sie meist im Süden. Das Dörflein mit dem reizvollen Heim hatte ich nicht mehr wiedergesehen! Von Zeit zu Zeit drang die Kunde zu uns, daß das Fräulein leidend sei.

Und nun kommt der zweite Teil meiner Geschichte! Wir nahmen, mein Mann und ich, eine Reihe von Jahren nachher eine Aenderung in unsrer Wohnung vor, und ich trachtete einige alte Möbel zu kaufen. — „Eure Reisebekanntschaft, Fräulein H., verkauft welche," wurde mir von einer beiderseitigen Freundin gesagt, und ich ergriff freudig die Gelegenheit, mit einem Besuche dort meinen Zweck vielleicht zu erfüllen.

Es war ein Spätherbsttag! Der Gang von der Station zu dem mehr abwärts gelegenen Dorfe in lieber Begleitung war erquicklich. Vorüber an trauten Stätten meiner Kindheit im alten L. — an dem Corps de Logis des herrlichen Schlosses, am Favoritpark mit dem kleinen Rokokoidyll hin-



Arbeitstischchen der Königin Luise, darauf ihre Bibel, ihre Tasse, auf dem Stuhl ihr Schal
(Auch die Puppen stammen von der Königin)



Andenken aus dem Hause Consentius: Ziehbildchen mit dem Bildnis des Königs Friedrich Wilhelm III., oben links u. a. ein eiserner Ehering, rechts das Eiserne Kreuz von 1813

aus ins freie Feld und den steilen Berg hinunter ging's bis zu dem verborgenen Heim, wo man den Neckar rauschen hört. Zu den erweckten alten Kindheitsstimmungen paßte der Ton der freihängenden Glocke, die wir zogen, das Rufen des Dienstmädchens von oben herunter: „Wer ist da?", das Bellen des Hundes, das Rasseln des Schlüssels, das Knarren beim Oeffnen der verschiedenen Türen.

Aber kein freundlicher Willkommen empfing uns diesmal! In der trauten Laube, wo wir einst gesessen, lagen dürre Blätter. Im Salon unten, in den wir hineingeführt wurden, war's frostig, und der herbeigerufenen Hausgenossin Gesicht, das sonst so frische, muntere, war trübe und besorgt. „Unser liebes Fräulein H. ist krank und ich kann Sie nicht zu ihr führen!"

Wie leid tat uns dies, und wir wollten sicher keine Mühe machen, beeilten wir uns zu versichern, nachdem wir den Grund unsers Kommens genannt.

„Ich kann gerade oben nichts tun und zeige Ihnen gerne die Sachen! Meine liebe Freundin hat das Gefühl, als möchte sie der vielen Dinge in ihrem Besitz sich noch ... entledigen — ich hole den Schlüssel!"

Das Wort „vorher" wurde mit zuckenden Lippen unterdrückt. Wehmut und fast eine Scheu ergriff uns — war es auch richtig, jetzt zu wählen und zu kaufen? Die Freundin war nach oben geeilt, hatte von uns und dem Zweck unsers Besuches gesagt und brachte uns nun Grüße. „Meine Kranke freut sich, läßt sie Ihnen sagen, wenn von den ihr lieben Möbeln welche gerade in Ihren Besitz kommen würden!" Und sie erzählte uns, indem wir den Vorgarten und die Straße überschritten und dann in ein großes gegenüberliegendes Landhaus mit geschlossenen Läden traten, daß vieles von der Hinterlassenschaft all der Vorangegangenen hier in diesem gleichfalls ausgestorbenen Hause beisammen stehe.

Wieder rasselten Schlüssel, wir stolperten eine Treppe hinauf und befanden uns in einem dunkeln Raum. Das Fräulein stieß einen Laden zurück und herein quoll über eine kleine Staubwolke hinüber die goldene Herbstsonne. Ein großes Zimmer, gefüllt mit Altem, lag vor uns, und die Strahlen fielen zuerst auf ein wunderbar schönes Spinett.

„Auf diesem hat die Königin Luise täglich gespielt, meine Freundin hat es kürzlich einem Museum versprochen," sagte unsre Begleiterin schlicht.

Mit welcher Andacht betrachteten wir das interessante Stück. Wir wurden weitergeführt, von Stube zu Stube, und das Herz eines Freundes von alten Dingen mußte mächtig klopfen, so Gediegenes, Wohlerhaltenes und Echtes war hier beisammen. „Ja, wie steht's da mit dem Verkaufen?" fragte ich schüchtern. „Nur einzelnes will Fräulein H. hergeben, und sie bittet Sie um Ihre Wünsche — ich werde Ihnen die Antwort dann vermitteln!"

Was ich mir wünschte zu erwerben? ... Es war vor allem ein herrlich großer Sekretär, so groß, um alle Akten meines Mannes unterzubringen, mit vielen Geheimfächern, Türen und Schubladen. Ferner eine ganze Empiregarnitur mit eingelegten Hirschen und Blumen, dann jener kleiner, süßer Mahagonischrank, jene hohe Kommode mit Beschläg, jener Glasschrank mit Gitterwerk und erst — jene entzückenden Tassen hinter den Glasscheiben — Meißen und alt Berlin — und ... und ...

Diese Gegenstände alle waren nicht aus dem Consentiushause, so kühn wäre ich nicht gewesen, an irgend etwas von dort zu denken. Aber sie stammten auch von dort oben — aus dem Norden —

aus edelm Besitz, wie unsre liebe Führerin uns sagte. Sie hatten die große Zeit miterlebt, ihre Besitzer waren in naher Fühlung mit den hohen Flüchtlingen, und manch einer von diesen saß und schüttete wohl sein Herz aus in den Räumen, wo diese Gegenstände gestanden, und es war mir, als fühlte ich den Geist jener Zeit aus ihnen wehen.

Daß es mir möglich wurde, diese Stücke zu kaufen, verdanke ich teils der liebenswürdigen Vermittlerin, dann aber wohl unserm Glücksstern, der gemacht, daß die Eigentümerin von all dem einst Gefallen an uns gefunden. Und zu meinem Entzücken wurden mir nun sogar auch einige Luisensachen zur Verfügung gestellt, so weitherzig und für mein Können erreichbar, daß ich da schon durchsah, es ist der Wunsch der lieben Dame, daß **wir** die Besitzer würden.

Es war vor allem das Tischchen, an dem die Königin täglich saß und arbeitete. Es war das von Herrn Consentius selber gemalte Aquarellbild seiner Villa, vor der das Königspaar, begrüßt von einem Hofherrn, eben spazierengeht und von dessen Dach die preußische Königsflagge weht, und es waren zwei Teller in feinster Malerei, gleichfalls alt Berlin. Auf dem einen, entnommen dem Consentiusschen Tafelservice, ist rückwärts ein angeklebter Zettel mit dem von der Hausfrau selber geschriebenen Vermerk:

„Dieser Teller stammt aus dem Speiseservice, darauf das preußische Königspaar und Kaiser Alexander I. bei ihrer ersten Zusammenkunft in Memel im Sommer 1802 gespeiset."

Er und die dazugehörige Tasse sind reich bemalt mit den feinsten Gräsern und Blumen. Der andre Teller entstammt dem Hohenzollernservice, der später dem Königspaar mit andern nachgeschickt wurde. Den Rand schmückt ein Kranz von Lorbeerblättern, in der Mitte befindet sich das Eiserne Kreuz.

Beigelegt wurde noch in freundlichster Weise ein wirkliches Eisernes Kreuz und eine Medaille aus der damaligen Zeit, der Luisenorden sowie einer jener Eheringe mit der Umschrift: „Gold gab ich für Eisen!"

*

Und wieder ging ich den mir nun schon ganz vertrauten Weg. Wieder schien die Herbstsonne und unter dem großen Nußbaum auf der Straße stand schon der Wagen zum Aufpacken bereit. Die Hausgenossin übermittelte mir die Grüße von der Kranken, der es heute etwas erträglicher gehe. In der liebenswürdigsten Weise stellte sie ihre Leute zum Helfen zur Verfügung, und bald war die Fuhre bereit zur Abfahrt. Auch wir rüsteten uns zum Gehen — eine andre liebe Bekannte hatte mich diesmal begleitet. Da brachte mir das Fräulein einen zweiten Bescheid von oben:

„Meine Freundin hoffte, Sie diesmal sehen zu können. Leider ist sie aber zu schwach dazu. Doch läßt sie die Damen bitten, einen Augenblick ins obere Wohnzimmer zu kommen!"

Wir gingen, und auf der Treppe noch wurde mir gesagt, daß die Herrin des Hauses einige Luisensachen meinem Manne und mir zugedacht habe.

„Sie ist der Zuversicht," ergänzte das Fräulein, „daß in Ihren Händen auch diese sämtlich aus dem Consentiushaus stammenden Gegenstände pietätvoll bewahrt bleiben werden!"

Mir klopfte beim Eintreten das Herz. Und was hier auf dem Tische als Geschenk für uns ausgebreitet lag, vermochte ich erst nach und nach zu fassen. Es waren: zwei Fächer, eine Briefmappe, zwei Reliefbilder des Königs und der Königin, kleine Bildchen vom Königspaar, eingerahmte andre Stiche und eine Bibel.

„Diese sollen Sie am meisten hochhalten, läßt Ihnen meine Kranke sagen, denn täglich habe die königliche Dulderin in ihr gelesen und sich Trost aus ihr geholt, wie die vielen umgebogenen Ecken noch zeigen!"

Ich nahm das Buch und wagte kaum darin zu blättern, ich nahm auch all die andern Sachen mit einem unsagbaren Dankbarkeits- und Glücksgefühl im Herzen. Das nähere Besehen mußte ich mir für daheim aufheben, denn die Zeit drängte, auf den Zug in L. zu kommen. Das stets hilfsbereite Fräulein packte mir alles in einen Korb — es war ein ziemlich großer dazu nötig —, und sorglich meinte sie: „Ich werde Ihnen die Sachen doch am Ende besser schicken?"

Ich war fürs Mitnehmen — solche Schätze,



Kommode aus dem Hause Consentius in Memel

kaum erst erhalten, vertraut man niemand, auch keiner Post an, und mit tausend Grüßen und Wünschen für die im Nebenzimmer liegende Spenderin zogen wir ab. Zuerst wollte ich's allein tragen – ich fühlte eine Riesenkraft in mir. Dann faßte die liebe Bekannte, die für gewöhnlich nicht gewohnt ist, Körbe zu schleppen, in ihrer rührenden Mitfreude den andern Henkel, schließlich mußten wir aber doch die zweite, bergansteigende Hälfte des Weges ein Bauernmädchen noch zur Hilfe heranziehen, und ich wurde nachher viel geneckt, weil ich dieser als Lohn beim Vorüberkommen an einem Goldarbeiter ein Bröschchen kaufte. Irgend etwas mußte ich vor Wonne tun — einfaches Geld zu geben in solcher Herzensfreude dünkte mir unstatthaft.



Waschtisch der Gräfin Voß

Und nun kam die Freude des Heimbringens der Schätze, des Zeigens und die des gemeinsamen genauen Besehens, und ich lasse jetzt zum Schlusse die Beschreibung der einzelnen Sachen folgen:

Die letzte Seite der Bibel enthält Aufzeichnungen von Frau Consentius, die im Auszuge lauten:

Diese Bibel gehörte ursprünglich dem Waisenvater August Hermann Francke. Von ihm kam sie in die Lorckſche Familie in Memel und zuletzt in die Hände der Frau Johanna Katharina Consentius, geborenen Lorck, die bezeugt, daß dieses Buch ein Jahr lang der Königin Luise zum Gebrauch überlassen war und daß sie dieses teure Familienstück im Jahr 1831 ihrer Tochter Therese geschenkt habe. Mit zitternder Hand von der Kranken geschrieben, wird fortsetzend bezeugt, daß auf sie diese Bibel von der Consentiusschen Tochter Therese übergegangen sei. Bestätigt ist auch noch, daß sämtliche kleine Zeichen, als da sind: getrocknete Kleeblätter, Kornblumen, verblichene Bänder, das Bild einer Schmerzensmutter und das eines Abrahamsopfers, sowie die vielen umgebogenen Papierecken von der Königin stammen. Die Bibel war ihr, natürlich geleert von etwa früheren Zulagen, übergeben worden. Die bezeichnetsten Stellen in der Bibel führen uns so ganz die damalige Gemütsverfassung der Königin vor Augen. Im Alten Testament finde ich umgeschlagene Ecken bei der Erzählung, wie Pharao mit seinem Heer zugrunde geht, und im Prophet Jeremia bei dem Vers: „Also ist der, der unrecht Gut sammelt, er muß davon, wenn man's am wenigsten achtet, und muß zuletzt Spott davon haben!" In den Psalmen ist unterstrichen: „Wenn du mein Herz tröstest, so laufe ich den Weg deiner Gebote." Ganz besonders bezeichnet durch eine leider unleserliche Bemerkung ist der 130. Psalm: „Aus der Tiefe, Herr, rufe ich zu dir!" Auf der Rückseite eines kleinen Bildchens, die Königin darstellend, steht: Daniel 4, 12, und dies ist die Stelle, wo das große Reich des Nebukadnezars zusammenbricht. In der Epistel an die Römer liegt ein Buchzeichen bei: „Wir wissen aber, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen müssen." Und im Brief an die Epheser fand sie scheint's Trost in dem zweiten Kapitel, das die Ueberschrift trägt: „Des Menschen Elend außer in Christo."

Nun von der Briefmappe. Von weißer Seide, nach damaligem Geschmack reich bestickt mit prachtvollen Rosen- und Vergißmeinnichtsträußen, trägt sie auf der vorderen Seite die Initialen der Hausfrau. Sie enthielt Stiche von Leibarzt Hufeland, Freiherrn von Stein und eine Abbildung des Schlosses in Königsberg. Ferner ein Exemplar der Berlinischen Nachrichten mit dem Aufruf: An mein Volk!, interessante Briefe von Maler Kügelgen und Gedichte von Leibarzt Hufeland. Das Wertvollste aber ist ein Brieffragment von diesem sowie zwei ausführliche Berichte vom Kämmerer Timm, unmittelbar nach dem Tode der Königin an die Freunde in Memel geschrieben, viele Details enthaltend über das Leiden und Sterben der hohen Frau. (Vor kurzem in der „Deutschen Revue" veröffentlicht.)

Die beiden, aus weißer Masse bestehenden außerordentlich feinen, in helles Holz gerahmten Reliefs waren ein Geschenk des Königspaares für ihre Gastfreunde. Es gehört zum Bild des Königs ein Zettel, auf den im letzten Moment der Abreise die Königin flüchtig mit Bleistift schrieb: „Zum Andenken für die Eigentümer des Hauses. Mein Bildnis wird nachgeschickt werden!"

Frau Consentius bemerkte auf der Rückseite dieses Zettels: „Dieses Blatt lag, nebst dem Bildnis des Königs in dem Zimmer der Königin auf dem Tisch unter dem mittelsten Spiegel, und das Bild der geliebten Königin erhielt ich einige Wochen später, als ich bei ihr in Königsberg war und sie, noch krank, im Wochenbett mit der Prinzessin Luise war. Februar 1808.

N. S. Wir fanden es gleich, als sie unser Haus verlassen hatten."

Zwei kleine ungerahmte Bildchen sind auch nicht uninteressant. Es ist das eine schon genannte von der Königin, auf dem rückwärts eine Bibelstelle geschrieben und vorn der Vers gedruckt ist:

Sey ihr an Huld und reiner Tugend gleich,
Fehlt dir dann auch ein Königreich,
Wird doch die Herrschaft über schöne Seelen
Dir niemals fehlen!

Das andre ist eines jener damals so gebräuchlichen Ziehbildchen, ein außerordentlich feiner Stich. Unter einem Adler, der die Reichsinsignien trägt, ist das buntgehaltene Bild des Königs verborgen. Rechts und links sind Text und Noten zu dem Liede „Heil dir im Siegerkranz" gedruckt.

Die beiden Fächer waren Geschenke der Königin an Frau Consentius. Auf dem einen von verblaßter himmelblauer Seide ist das bekannte Familienbild der königlichen Familie gedruckt. Weniger bekannt möchte ein darunter stehendes, den Geschmack seiner Zeit wiedergebendes Versfragment sein:

Friedrich Wilhelm und Luise ...
... Sie wohnen alle beide
Ja so gern noch itzt wie einstmals
Unter eines Hauses Obdach,
Sitzen gern an einem Tische,
Itzt, wie sonst noch, alle beide.
Gehen Arm in Arm und fahren
Alle beid' in einem Wagen.
Sind: „Mein Mann" und: „Meine Frau" noch;
Sind: „Der Vater" und: „Die Mutter"
Ihrer Kinder noch, die Kinder
Noch ihr Stolz und ihre Freude,
Sind noch: „Bruder", sind noch: „Schwester"
Ihrer Schwestern, ihrer Brüder,
Zeigen noch im Kreis der Lieben,
Wo sie sonst sich glücklich fühlten
Liebenswürd'ger sich als jemals! ...
Ein Familiengemälde

Der zweite Fächer ist ein kostbares Stück, reich gestickt im Empirestil mit glänzenden Pailletten.

Außer diesen herrlichen Geschenken konnten wir die Sammlung weiter bereichern mit Stücken, die wir teils noch auf den Wunsch unsrer lieben Gönnerin erwarben, teils der Liebenswürdigkeit der Hausgenossin verdanken. Obenan steht hier das lebensgroße Brustbild der Frau Johanna Consentius, geb. Lorck, gemalt von Kügelgen. Wer in diese lieblichen, seelenvollen Züge sich versenkt, wer weiß, wie diese Frau ihr Aeußerstes dransetzte, ihrem königlichen Gaste nach innen und außen wohlzutun, der wird die fast freundschaftlichen Beziehungen begreifen, die sich zwischen den auch im Interesse für ihre Kinder sich begegnenden Frauen entwickelte.

Hierfür zeugt ein von der Königin selber für Thereschen Consentius genähtes Empirekleid — gelbe Baumwolle mit grün- und orangefarbenen Atlasbändchen besetzt.

Ein Waschtisch aus dem Consentiusschen Gastzimmer, traditionell als Waschtisch der Gräfin Voß bezeichnet, läßt einen staunen, mit welch winzigem Waschgeschirr die damaligen Menschen, selbst die vornehmsten, sich begnügten.

Ich schließe mein Erzählen mit der Beschreibung einer Anzahl entzückender kleiner Boulemöbelchen, für eine ziemlich große Puppe passend, aus dem Besitze der Kaiserin Alexandra von Rußland, der ältesten Tochter des preußischen Königspaares, damals Charlotte genannt. Aus Rosenholz und Bronze sind der kleine Sekretär mit vielen Schubladen, der aufzuklappende Schreibtisch, der Tee-, Spiel- und Nachttisch und die wunderschöne, fast einen Meter lange Himmelbettlade, deren rosaseidene Vorhänge von einer goldenen Krone gehalten werden. Die gütige fürstliche Geberin dieser Kollektion ist eine Urenkelin der Königin Luise.

Unsre liebe alte Dame ist kurz darauf heimgegangen, nicht ohne daß wir ihr, schriftlich wenigstens, unsern innigen Dank noch ausdrücken und ihr die bindende Versicherung geben konnten, daß nach unserm Tode diese gesamten Luisenreliquien in einem unsrer heimatlichen Museen weiterleben sollen.



Ecke des Luisenzimmers. An der Wand eine Uhr Napoleons I.



Wintergäste

Von

Franz Himmelbauer

Die Flocken glitten immerfort zur Erde, und man sah es ihnen an, sie hielten etwas auf Ordnung und Regelmäßigkeit. Aber dann fuhr immer wieder der böse Wind dazwischen und sprengte sie durcheinander und warf sie aus ihrer Bahn und jagte sie quer über den Weg, daß sie zuhauf in den Schründen und Rissen hinfielen und schier alle Unebenheiten des Gebirgs ausglichen. Und als der Himmel wieder klar geworden und die Sonne wieder glitzerte, schauten nur mehr die steilsten Wände, die selbst den kleinen zarten Flimmerchen kein Plätzchen gewähren wollten, fremdartig aus dem weißen Uebertan heraus. Droben aber auf dem breiten Joch, das man auch in Sommerszeit nur nach stundenlangem mühevollen Aufstieg erreichte, lag der Schnee einige Fuß hoch, eine unendlich reine weiße Samtverbrämung, mit der der Himmel die Erde nur dann zu schmücken scheint, wenn keines Menschen Auge es sehen kann. Im Sommer, so es drunten kühl und regnerisch ist, schneit es hier schon auch manchesmal. Aber das ist doch nicht das richtige, und manche der Bergwandrer, die im Jochhaus zur Rast weilen, mögen dann eine seltsame Sehnsucht nach den Wundern eines wirklichen Wintertages empfinden.

Doch die Schutzhütte war am 15. September vom Obmann selbst, der von weither, vom Nordseestrande droben, gekommen war, gesperrt worden, Wirtschafter und Bedienung hatten mit dem letzten Touristen das Haus verlassen, und hätte jetzt einer beim Sonnenwirt im Tal drunten den Schlüssel haben wollen, um trotzdem heraufzuklimmen, es wäre in so strenger Winterszeit mehr und schlimmeres als Tollkühnheit gewesen.

Dennoch stieg ein Räuchlein aus dem Schornstein, dennoch saß drinnen im holzverkleideten Speisezimmer der Staffl-Hannes schon an die zwei Wochen und trank eben in bedächtigen Zügen ein Fläschchen Kalterer Seewein, während ein junger Bursche, der gerade zur Tür hereintrat, sich daran machte, einen Böslauer Ausbruch zu entkorken.

„Jörgl," sagte der Hannes, „das ist heut schon deine zweite Flasche! Das geht nicht, sonst kommen wir nicht aus."

„Fix noch einmal!" schalt der Jörgl, „ich will mir warm machen, das ist ja heut nimmer zum Aushalten. Aber ich weiß schon was," sagte er in anderm Ton, stellte die Flasche auf den Tisch und kam nach einigen Augenblicken mit einem Beil zurück, indem er die lange Bank, die an der Fensterseite stand, mit einem raschen Blick ins Auge faßte.

„Was, Jörgl," rief der Hannes, „die Bank willst zerhacken? Ja, was fällt dir denn ein? Weißt, was das wär'? Unanständig wär's, eine Gemeinheit wär's! Das soll man uns nicht nachsagen. Das Holz, das draußen liegt, das können wir verbrennen, das langt schon noch, wenn wir sparsam sind. Das Essen in den Kasten, den Wein und die andern Sachen dürfen wir aufzehren, weil wir sonst verhungern täten. Das ist unser gutes Recht, wenn wir einmal da sind und nimmer fort können. Aber die Einrichtung zertrümmern, das Zeug ruinieren, von der Art sind wir nicht!"

„Ah so," gab der Jörgl höhnisch zurück, „wir sind keine gewöhnlichen Hütteneinbrecher, wir sind was Besonderes!" Aber er warf das Beil doch in die Ecke.

„Hütteneinbrecher!" wiederholte der Hannes geringschätzig. „Es kommt nur darauf an, für was man sich selber hält und für was man sich ausgibt. Weißt, in die Häuser drunten in den Ortschaften oder in die Bauernhöf' in der Einschicht einschleichen und ausrauben, zu so was wär' ich nicht zu haben, und ich wär' nicht dein Freund, wenn ich glauben könnt', es hat dir eine besondere Freud' gemacht dazumal. Aber da sitzen und essen, das ist kein Unrecht nicht. Wem schadet's? Dem Verein? Hm, die haben Geld genug, die reichen Kaffeesäck', und überhaupt — Aber dich beutelt's ja wie einen nassen Hund! Kinderl, komm, ich werd' dir warm machen!"

Er gab dem verdrießlich Dreinschauenden eine Schneeschaufel in die Hand, langte selber nach einer und zog ihn mit sich zur Tür hinaus. Hei, war es da kalt, aber schön!

„Arbeit!" sagte er und stach selber einen riesigen Ziegel aus der körnigen Masse, um ihn weit von sich zu werfen. Der Jörgl murmelte etwas zwischen den Zähnen, aber er folgte dem Beispiel, und eine halbe Stunde lang schaufelten sie, ohne ein Wort zu reden, als ob sie's bezahlt bekämen. Dann auf einmal sah der Jörgl auf und lachte mit dem ganzen Gesicht: „Hannes, das ist wirklich nicht schlecht!"

„Gelt ja? Da wird einem warm und man hat das Gefühl, daß man was Ordentliches tut. Die Sonne scheint ja wie im Mai jetzt und kein Lüfterl rührt sich. Weißt, Jörgl, so war's auch bei uns zu Haus. Die Keuschen hoch oben, und wann sie unten die Sonn' gesehen haben, sind wir oft ganz in den Wolken gesteckt. Aber oft, wann unten Nebel und Nässe war, hat's oben geleuchtet und geflimmert, daß ich's heut noch nicht vergessen hab'. Ja, ja, deshalb zieht's mich immer wieder hinauf. Schau, wie's da drunten ausschaut! Gar nichts kannst sehen. Und da heroben ist man unserm Herrgott schon ganz in der Näh'!"

„Na," lachte der Jörgl, „ob der über dich so eine große Freud' haben wird!"

„Bua, ich hab' dir's schon einmal gesagt, hör auf mit solchen Sachen! Du machst dich nur selber schlecht. Ordentlich heilig kommt man sich vor in der Einsamkeit, so weit weg von den Menschen und aller Versuchung. Du denkst zu wenig, Jörgl, viel zu wenig. Und so das eigentliche Gefühl, das den besseren Menschen ausmacht, das hast du, scheint mir, leider Gottes, auch nicht! Ist die Pracht da rundherum nicht schon allein eine Entschuldigung dafür, daß wir da sind und da bleiben? Gibt's was Schöneres als das Gebirg, den Schnee, den Himmel und die Sonn'?"

„Alles recht, alles recht! Aber ich möcht' schon wieder weiter. Mir ist's schon nimmer heimlich da. Und drüben die Pragerhütte hat einen besseren Winterproviant. Das ewige serbische Reisfleisch!"

Aber der Hannes: „Daß es jetzt nicht geht, das siehst du. Im Schnee täten wir versinken. Du bist so viel unbeständig, hast ein Zigeunerblut. Siehst, solltest dich halt auch geistig beschäftigen wie ich. Wozu sind die großen Zeitschriften drinnen in der Hütte? Es ist wahr, fleißig bist. Tust Feuer machen, Schnee schmelzen, kochen und kannst fein schnitzeln, daß ich mich nur wundere. Schöne Sachen hast fertig gemacht, und das Gamserl, das du mir geschenkt hast, heb' ich mir gewiß auf als Andenken an den Winter. Aber das Messer wird bald stumpf, wenn die Augen noch immer frisch und scharf sind."

„Die Geschichten verinteressieren mich nicht. Ist ja alles nur zusammengelogen!"

„Aber schön gelogen!" schmunzelte der Staffl-Hannes. „Wart, was ich gestern angefangen hab', les' ich dir heut vor. Ist von feinen Leuten drin die Red', von Komtessen und einem Assessor, ich kenn' das alles, im Sommer kommen sie ja in unsre Berg'. Da wirst dann anders denken."

Und er schob seine Schaufel wieder in die Schneefülle. Der Jörgl aber ging jetzt ans „Kochen", und wenn ihm auch die Erbsensuppe nach der frischen Arbeit draußen heute besser mundete als in den letzten Tagen, zu einer Konservenbüchse hatte er sich doch nicht recht entschließen können.

„Ich bin kein solcher Verschwender wie du," sagte er zum Hannes, als dieser das dampfende Fleischgericht aus dem Blechbehälter auf seinen Teller leerte, und schnitt sich ein ausgiebiges Stück Landjägerwurst herunter.

„Bleibt mir mehr," meinte der andre. „Die Geschicht' ist eh' sehr lang. Aber schön, schön!"

„Was willst?"

„Verstehst mich nicht? Die Geschicht', die ich dir vorlesen will. Mit der werd' ich nicht so bald fertig, auch ist der Schnee noch lang nicht tragfähig. Aber mir kann's recht sein. Ich bin in meinem Element!"

Wie er das meinte, hatte er dem Jörgl bald nach ihrer Ankunft im Schutzhaus erklärt, als er zum erstenmal am Tisch saß, sich satt gegessen und warm getrunken hatte und eine gute Zigarre ihm unter der Nase dampfte.

„Ich bin eben, mein Lieber," hatte er gesagt, „zu was Besserem geboren. Ich hätt' sollen ein Herr werden, und ich hätt's nicht schlecht angestellt. Da heroben ist's mir halt, als säß' ich auf meinem eignen Hof. Die Knecht' und die Dienstleut' haben schon für mich vorgearbeitet und 's ist alles so bestellt, wie ich's brauch'. Tu' ich jemand was? Nein, ich will nur meine Ruh' haben, auf meine Gedanken aufpassen und schöne Bücher lesen. Und siehst, jetzt bin ich der Herr, der niemand fragen braucht, und so ist's mir gemütlich und behaglich. Wer kann mir was dreinreden?"

„Die Gendarmerie," hatte der Jörgl trocken gesagt.

Und der Hannes, unangenehm berührt: „Dummheit!"

Ja, der sinnierende, schöngeistige, naturschwärmerische Staffl-Hannes war jetzt in seinem Element. Der Ramseder-Jörgl kam erst viel später in das seine. Beim Kartenspiel, da hielt er schon aus, und was ihm der Hannes nicht mehr bar auszahlen konnte, das malte er mit großen Ziffern auf ein Stück Papier, er würde es schon noch eintreiben. Aber die schöne Geschichte, die ihm sein strebsamer Freund mit Hingebung und eindringlicher Betonung vorzulesen begonnen, hatte nicht auf ihn gewirkt. Er war dabei eingeschlafen, und der Hannes erkannte, hier waren alle seine Bildungsversuche umsonst. Um so eifriger las er selber weiter, aber nach einigen Tagen mußte er immer öfter aufstehen, sich Bewegung machen und zur Schneeschaufel greifen, denn selbst in den dicksten Kotzen und Decken drang die Kälte an ihn heran, ganz abgesehen davon, daß eine solche Bekleidung den ganzen Tag über just nicht zum Bequemsten gehört.

„Was sagst jetzt?" meinte der Jörgl.

„Nichts!" gab der Hannes kleinlaut zurück.

„Aber eine Gemeinheit wär's doch?"

„Sollen wir erfrieren? Elendiglich zugrund' gehen? Jetzt ist es keine mutwillige Beschädigung fremden Eigentums mehr. Jetzt ist es Selbsthilfe.

Wir haben die Pflicht, uns zu erhalten, gegen uns und gegen die Welt. Wir brauchen nicht zu erfrieren, wo noch Holz genug da ist."

„Freilich, Holz genug!" jubelte der Jörgl, und jetzt war er in seinem Element. Ein paar Minuten danach splitterte und knirschte und krachte das Holz der Bänke, Tische und Wände im Haus, daß dem Hannes doch ein wenig gruselig wurde.

„Nur langsam, Jörgl," rief er, „nur langsam! Nicht mehr, als wir heut brauchen."

Aber am nächsten Morgen sagte er schon: „Nicht mehr als wir für zwei Tag' brauchen."

Und am dritten sagte er gar nichts mehr, denn die wohlige Wärme, die ihn umfing, hatte ihn ganz aus seiner Umgebung hinausgeführt. Er las und las, und je „schöner" und „packender" es wurde, um so genauer nahm er es.

Ob er auch vor Erwartung bebte, keine Zeile wollte er überfliegen, und weil sich seine Augen dabei geradezu ins Papier einbohrten und jedes Wörtlein förmlich herausstachen, wurden sie empfindlich und der ungewohnten Tätigkeit bei dem sparsamen Kerzenlicht der frühen Abende täglich eher überdrüssig. Es war kein Ende abzusehen. Und wenn er aufblickte, wurde ihm ganz unheimlich zumute. Die Stube war schon fast kahl. Der Jörgl hatte wie ein Wilder gehaust. Aber oft hatte er die Empfindung, das gehe ihn eigentlich gar nichts an, was da ganz drinnen in Tirol in einem eingeschneiten Jochhaus geschehe, er war ja in Berlin, mitten im Wagengerassel und Menschengewirr, und dann wieder in einer Gesellschaft hochherzigster, überkluger Leute, die in ihren glänzenden Salons genau das alles aussprachen, was der Hannes selber von der Welt und vom Leben zu denken meinte. Und wenn er mit dem Jörgl die Karten auf den Tisch schlug oder, um sich nicht zu versitzen, draußen im Schnee herumschaufelte, der sich schon recht hart anstach, so tat er dies wie eine Sache, die ihn eigentlich nichts angehe. Und merkwürdig, der Jörgl nahm es ihm gar nicht übel. Der erzählte nur immerfort von seinem lustigen Arbeiten, wie es kein Brett und keinen Pfosten gäbe, die ihm widerständen, und wie er alles auseinanderreißen wollte, wenn es darauf ankäme. Aber dabei ging er oft aus der Hütte fort, und an einem Morgen blieb er eine Stunde lang weg. Als er zurückkam, rief er schon unter der Tür: „Hannes, der Schnee trägt, es gibt schon apere Stellen. Jetzt ist's höchste Zeit. Drüben sind wir viel sicherer und finden alles, was wir brauchen."

„Ist's schon so eilig?" sagte der Hannes. „Einen Tag wartst noch, gelt, Jörgl? Dann bin ich fertig. Jetzt wär's unmöglich, daß ich fortging'."

„Du bist ein ewiger Brodler. Einen Tag, gut, wart' ich noch, aber morgen früh gehen wir!"

Am nächsten Tag jedoch bat der Hannes um eine neue Frist. Er bringe sich um allen Genuß, wenn er jetzt überstürze, und überhaupt, der Jörgl solle ihn in Ruhe lassen.

Aber der brauste jetzt auf: „Glaubst, die drunten haben noch nicht unsern Rauch gesehen? Sobald die Gendarm' können, sind sie heroben. Wenn du dich fangen lassen willst, ich nicht . . .!" Und dann suchte er seine Siebensachen zusammen.

„Geh nur!" sagte der Hannes, ruhig lächelnd, „ich komm' schon nach, morgen oder übermorgen, wenn ich fertig bin."

„Narr!" schrie der Jörgl, und das war sein Abschied.

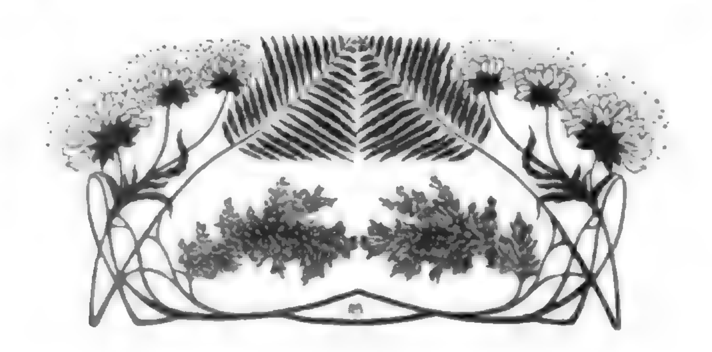
Aber nach drei Stunden kam er desselbigen Weges wieder zurück. In seiner Gesellschaft befanden sich zwei Herren mit glänzenden Knöpfen auf ihren Hüten und Büchsen über den Schultern, obwohl sie es nicht auf Steinadler abgesehen hatten. Sie waren zufälligerweise einen andern Weg gekommen, als der Jörgl gemeint hatte, und so war er ihnen gerade in die Arme gelaufen. Vor der Hütte machten sie Halt, traten in die Studierstube des Hannes und luden ihn ein, sich anzuschließen. Dieser war zuerst ganz verwirrt, stammelte, daß man ihm erlauben müsse, sein großes Buch mitzunehmen, und fing dann gottsjämmerlich zu fluchen an, indem er beteuerte, es werde ihm schon sein Recht werden.

Der Jörgl aber lachte: „Ich hab' mich schon getröstet, Hannes! Es ist eigentlich doch langweilig da heroben. Nächstes Jahr such' ich mir was anders."

Der eine der beiden Gendarmen hatte inzwischen eine rasche Untersuchung und Aufnahme gemacht. Vom Inventar war freilich nicht viel übrig geblieben, und so war dieses Geschäft bald zu allgemeiner Zufriedenheit erledigt. Dann wurde das Haus abgeschlossen und der Hannes und der Jörgl bekamen, weil man sie des schwierigen Abstieges wegen nicht binden konnte, jeder eine Leine um die Mitte gelegt, genau so, wie es die Führer mit ihren Touristen machen. So machte sich die kleine Karawane auf den Weg.

„Juhu!" rief der Jörgel, „jetzt sind wir erst ganz Noblige. Wir machen eine Kletterpartie, und wenn Sie, Sie messingener Herr, recht Obacht geben auf mich, schreib' ich Ihnen was extra Schönes in Ihr Führerbuch!"

Der Hannes aber war still. Er dachte an ein andres Buch und wann wieder so schöne Wochen kommen würden wie diese letzten.





Weihnachtsmarkt

Nach einem Gemälde von Georg Schöbel



„Schweinetreiber". Entworfen von Erich Kleinhempel

Kinderspiel und Spielzeug

Von

Karl Krummacher, Worpswede

(Hierzu acht Abbildungen)

Eine Unterhaltung, ein Zeitvertreib, ein beschränkter Verbrauch geistiger und körperlicher Kräfte ganz nach Laune und Willkür und ohne das geringste Pflicht- und Zwangsgefühl, das ungefähr ist das Wesen des Spiels und das sind seine engen Grenzen. Jede Grenzüberschreitung verändert und verwischt seinen Charakter.

Spiel und Kunst sind leibliche Geschwister. Aber trotz der Familienähnlichkeit, die fast in jeder Aeußerung zum Vorschein kommt, sind die Wege, die sie einschlagen, sehr verschieden, so verschieden wie im Grunde ihr Charakter, ihre Sinnesart.

Das Spiel ist eine Unterhaltungskunst, eine leichte, seichte, flüchtige und flüssige Kunst. Meistens ein Witz, eine harmlose Parodie des Lebens, eine unschuldige Verspottung ernster Lebensvorgänge, z. B. des Kriegführens im Schachspiel.

Aber wir wollen die Bedeutung des Spiels nicht unterschätzen. Immerhin hat das Spiel (und ebenso die spielerige Kunst, das Amüsement) so viel mit der wirklichen Kunst gemein, daß es von jeder platten Nützlichkeit losgelöst ist und die Menschen einander näher bringt.

Ein Abglanz edler, reiner Menschlichkeit liegt darum auf dem geselligen Spiel.

Aber ist damit nicht schon zu viel gesagt? Können wir den idealen Charakter des Spiels für alle Fälle unterschreiben?

Im Kinderspiel jedenfalls eher wie im Erwachsenenspiel. Und damit gibt sich der Unterschied klar zu erkennen. Das kindliche Spiel nimmt die vornehmeren Instinkte für sich in Anspruch, es fußt ohne Zweifel auf ganz künstlerischem Gefühlsuntergrund. Die Phantasie arbeitet fortwährend und die Geselligkeit kommt noch weniger in Betracht. Das Kind hat genug mit sich selbst zu tun. Fortwährend umschweben es Bilder aus dem Leben. Denn die wenigen Eindrücke, die ins Bewußtsein gelangen, graben sich wirklich ein und lassen das Kind nicht los. Je häufiger sich die Vorstellungen im späteren Leben wiederholen, desto mehr verblaßt in ihnen der Reiz des Unmittelbaren und die Leuchtkraft der Phantasie, sie werden oft nur verstandesmäßig rekonstruiert, wenn nicht gerade ein ausgeprägter Kunstsinn zu Hilfe kommt.

Woraus entspringt nun aber das Spielbedürfnis der Kinder, der eigentümliche, an und für sich zwecklose Tätigkeitsdrang, dem die Phantasie be-



Nußknacker. Von Erich Kleinhempel

ständig als Führer dient: das heißt, sobald die Geisteskräfte sich wirklich regen? Das Spiel ist aber bekanntlich schon vorher da.

Man spricht gewöhnlich von Nachahmungstrieb, aber bezüglich der hier gemeinten ersten Lebenswochen jedenfalls mit Unrecht. Die Nachahmung beruht doch auf Beobachtung. Wie kann aber der Säugling, der den Sinn der sichtbaren und überhaupt sinnlich wahrnehmbaren Dinge nicht versteht, beobachten, übertragen, nachahmen? Er kann zunächst nur seine Glieder kommandieren, sich recken und rekeln, mit den Beinen strampeln, mit

Ritterburg. Entworfen von Konsbrück

Fingern und Zehen spielen und ein wenig später alles mögliche in den Mund stecken. Offenbar empfindet das Kind ein starkes Verlangen nach Muskelarbeit. Es muß seine Muskeln einmal alle durchprobieren und ist dann ganz erstaunt, was sich mit Armen und Beinen alles anfangen läßt. Nach und nach kommen alle Sinne auf ihre Rechnung, zuerst der Geschmack und das Gefühl, später das Gesicht, der Tastsinn, Gehör und Geruch. Das klassische Spielzeug für dieses Alter ist bekanntlich das Rasselchen oder die buntbemalte bäuerische Knarre.

Wir sehen also, die Intelligenz bleibt eine ganze Strecke hinter dem Körper zurück, und das Spiel, will uns scheinen, hat zunächst gar nichts mit den Leistungen der Vernunft zu tun.

Aber täuschen wir uns nicht? Ist nicht gerade das Spiel auf der untersten Stufe ein Zeichen von Freiheit und Herrenbewußtsein, zum mindesten ein Unterpfand, eine Unterlage zu künftiger Geistesbildung?

Verfolgen wir nun die Entwicklung des Kinderspiels von seinen gedankenlosen Anfängen bis zum Eintritt in die wirkliche Kunst, so erkennen wir ganz deutlich immer dieselbe Triebfeder: die Uebung der Muskeln und weiterhin der Sinne. Wir müssen uns klar machen, daß das Kind bei jedem Spiel von der äußeren oder körperlichen Handlung ausgeht und auch später in seiner geistigen Unterhaltung im Märchen- und Bilderbuch lauter Begebenheiten und Geschehnisse miterleben und dargestellt sehen will. Die Verstandesbildung erscheint, wie in der Kunst, sekundär. Die meist von Erwachsenen ausgeführten Handlungen, die im Beobachtungsfelde des Kindes liegen, geben den Anstoß zum Spiel. Ein Metzgerskind spielt den ganzen Tag Schlachten, und ein Buchbinderskind wird nicht müde, zu kleistern. Vom bloßen Hörensagen kann sich das Kind trotz seiner reichen und starken Erfindungsgabe noch keine Vorstellung bilden. Schon vom dritten Jahre an ist die Phantasie des Kindes überquellend und unerschöpflich. Das Kind lebt in den Tag hinein, weiß nichts von Arbeit und Nahrungssorge. Das Spiel füllt seine Zeit aus, bildet den einzigen Lebensinhalt. Beim An- und Ausziehen macht es seine Randglossen, beim Kaffee- und Mittagstisch kostet es ihm große Ueberwindung, nicht mit Tasse, Teller und Löffel zu spielen. Auf dem Wege zum Kindergarten hüpft es von einem Trottoirstein immer auf den zweitfolgenden. Tausend Einfälle kommen und gehen und überstürzen sich. Die geringfügigste Ursache bringt es zum Weinen. Wehe dem Dienstmädchen, das die Papierschnitzel, die Schokoladentorte bedeuten, ruchlos in den Kohlenkasten schüttet. Der Gedanke ans Zubettgehen erscheint wie eine Grausamkeit, wie jedes Herausreißen aus den Illusionen. Das Kind lebt darin, vielleicht intensiver als wir Erwachsenen in der Illusion beim Kunstgenuß. Wir lachen darüber, wenn das Kind als Lokomotive daherschnaubt oder sich als Karussell herumschwingt, wenn es inmitten eines Kinderkreises das Häschen in der Grube oder das Fischchen im Teich vorstellt. Aber das Kind findet nichts Lächerliches dabei. Es ist auch mit ganzem Ernst bei der Sache, wenn es unter einem Regenschirm eine Wohnung aufschlägt oder mit einem Tuch um den Kopf und einem Korb am Arm auf Reisen geht.

Wie wenig braucht das Kind eigentlich zu seiner Ausrüstung, wenn es Schauspieler und Zuschauer zugleich ist und nicht nur Menschen vorstellt, sondern auch Dinge, gleichsam Mechanismen in persona!

Mit dem vollen Einsatz der Persönlichkeit bei den bewußten Bewegungsspielen wird nun eigentlich das Spielzeug überflüssig. Je größer der



Kriegsschiff. Von G. Schaale

Tummelplatz, desto besser. Aber es tut nichts zur Sache, ob zum Pferdspielen eine Schnur als Zügel vorhanden ist, ob die Knaben, die als Soldaten, Räuber, Zigeuner, Wegelagerer umherziehen, nun auch die charakteristischen Waffen, Fahnen, Helme, Uniformen besitzen. Eine Zeitlang mögen ja die Prunkstücke schon blenden, aber alles, was sich dann im Verlauf des Spiels ereignet, wird sie in Schatten stellen. Auf die Ereignisse kommt es in erster Linie an und auf die persönlichen Eigenschaften, die dabei mit einem Male scharf hervortreten: Mut, Organisationstalent, Erfindungsgabe, Geschicklichkeit, Ausdauer, kurz, Machtgefühle der verschiedensten Art. Nichts macht den Knaben stolzer als die Entdeckung des Herrschers, des Mannes in ihm.

Aber wir sind unversehens in eine höhere Altersstufe hinaufgerückt. Von der Trennung in Knaben- und Mädchenspiele sollte noch nicht die Rede sein. Uns interessiert vorderhand noch die ununterbrochene Spielzeit, das olympische Genußleben vor der Schule. Aber in diesem Genusse scheint schon eine Vorahnung des ernsten Abc-Studiums zu liegen, wenn das Kind sich nach Arbeit sehnt, nach Aufgaben und Problemen. Im frühesten Alter schon macht es von der Phantasie nicht nur den einseitigen Gebrauch des Schauspielers, nein, es will selbst etwas hervorbringen, bauen, formen oder auch nur mit wirrem Gekritzel etwas darstellen. Das Wichtigste ist ihm aber das Bauen. Dämme und Gräben und Festungen entstehen aus Erde oder Schnee, Mauern aus Sand und Kieselsteinen.



Spielzeug. Entworfen von Eugen Kirchner

Feuchter Sand dient ferner zum Kuchen- und Häuserformen (allerdings mit Hilfe der Abgußförmchen).

Außerordentlich mannigfaltig sind die Arbeitsspiele, die durch Fröbel in Aufnahme gekommen sind: Falzen, Flechten mit Papier, Ausschneiden, Nähen, Sticken. Vielleicht hat sich einiges, wie das Stäbchenlegen und das die Augen angreifende Netzzeichnen, schon überlebt. Jedenfalls wird das Kind die größte Freude im eigentlichen Produktionsspiel, also im Besticken, in der Papparbeit und dem Modellieren aus Ton, finden. Und die Kleinsten im Bauen mit Hölzern. Gerade die Arbeitsstunde des heute schon vielfach unterschätzten Kindergartens gibt vorzügliche Anregungen. Und nebenbei entwickelt sich auch in den gemeinsamen Bewegungsspielen eine nette Kameradschaft, und unbewußt und besser wie irgendwo anders erziehen sich die Kinder gegenseitig.

Sobald nun aber das Kind ganz auf sich allein angewiesen ist, gewinnen die Spielsachen an Bedeutung.

Wir geben dem Baukasten den ersten Platz. Er erscheint mir geradezu als Vorbild und Muster für jedes andre Spielzeug. Ich wüßte nichts, was eine solche Fülle von Unterhaltungsstoff nach den verschiedensten Gesichtspunkten in sich aufspeicherte, wie der Baukasten. Er vereinigt Arbeits- und Phantasiespiel, übt Auge, Hand und Gehirn, schärft das Denken und die Erfindungsgabe. Wirkliche Zweckgebilde entstehen aus den Baugliedern, aber im nächsten Augenblick findet das Kind ganz bizarre, märchenhaft kühne Lösungen, die weit über die nüchternen und kunstlosen Bauten unsrer Nutzarchitekten hinausgehen.

Wenig berechtigt ist oft der Aerger über die Kinder, die den Spielsachen im Handumdrehen den Garaus machen. Man sollte sich immer fragen: Liegt es an den Kindern oder an den Spielsachen? Häufig tragen die Spielsachen selber die Schuld, weil sie so zerbrechlich, gedanken- und lieblos hergestellt sind, so ganz ohne Kindergemüt und Humor. Mit einem Wort, das Spielzeug ist langweilig, es läßt sich nichts damit anstellen. Und nun ist es beim übergesunden Kinde eine Art Faustrecht, das die Zerstörung fordert. Die überschüssige Körperkraft sucht sich einen Ausweg. Daneben reizt aber auch die Wißbegierde — man sollte sie gar nicht so unbedingt verdammen —, einer Sache auf den Grund zu kommen. Der Zerstörung kann also nicht immer vorgebeugt werden, zumal wenn die Kinder allein sind. Jedenfalls aber gibt es unzählige moderne Spielsachen, die ein solches Schicksal verdienen, ja herausfordern!

Ich denke an einen bestimmten Typus: die Puppenstube mit allem erdenklichen Komfort im Sinne des bekannten Protzengeschmacks. Das Puppentheater, der Bahnhof mit Eisenbahn, Schienen, Berg und Tunnel, der Pferdestall, die Festung, der Laden: alles Modelle ohne eigentliche Milieu- und Charakterschilderung und in der Regel ohne Anmut und Anziehungskraft. Ein unorganisches, unverbundenes Vielerlei von Formen und Farben. Namentlich die Bemalung der Blechspielwaren zeugt von Ungeschmack und Gefühlsarmut. Der Hauptfehler dieser Dinge besteht aber darin, daß sie die Phantasie einschnüren. Meistens steht der Aufwand bei der Herstellung und Zusammenstellung in gar keinem Verhältnis zum praktischen Wert, zum Spielgebrauch.

Im allgemeinen werden die Pädagogen recht behalten, welche die derben, einfachen, ja primitiven Spielsachen den komplizierten und detaillierten vorziehen. Man hüte sich indessen, diesen Grundsatz zu übertreiben.

Im ersten Kindesalter erfüllt die Gummipuppe ihren Zweck, genügt sogar eine Zigarrenkiste mit



„Die Bürgerwiese“, bunt bemaltes Holzspielzeug. Entworfen von Erich Kleinhempel



„Dorfidyll", bemalte Holzspielsachen. Entworfen von Eugen Kirchner

Bindfaden dran als Frachtwagen. Allmählich aber schärft sich die Beobachtung. Das Kind wird anspruchsvoller, je mehr Merkmale, je feinere Merkmale an den Dingen es sich einprägt.

Der Augengenuß ist aber beim Spiel nur eine Begleiterscheinung, auf die gleichwohl viel zu wenig Wert gelegt wird. Was lehrt uns der Baukasten? Je mehr Handlungen, Erfindungen, Kombinationen, Anknüpfungen das Spiel zuläßt, desto mehr Zugkraft besitzt es.

Ein besonderes Anrecht auf naturgetreue Ausführung besitzt aber das Puppenkind. Die mütterlichen und haushälterischen Instinkte des kleinen Mädchens äußern sich früh. Unaufgefordert vertritt es Mutterstelle an den jüngeren Geschwistern (was den Knaben gegen den Strich geht), und die gleiche Zärtlichkeit überträgt es auf die Puppe. Alle Frauenarbeit, Kinderwarten, Kochen, Wäschewaschen und Großreinmachen, findet sich auch im Puppenhaushalt. Nichts ist natürlicher, als daß das Spielzeug, das daran anknüpft, besser, liebevoller, intimer gearbeitet ist als alles andre. Haben doch die Puppenküche und der Puppenherd einen wirklichen praktischen Wert. Es läßt sich wirklich hantieren mit den Pfännchen, Kesselchen, Täßchen, Tellerchen und so weiter.

Der Knabe ist eigentlich übel dran. Vom Krämerladen und von den Bleisoldaten bis zum Handwerkskasten, zur Dampfmaschine und zum Zimmerstutzen ist ein zu weiter Schritt. Es entsteht eine Lücke, und man braucht sich gar nicht zu wundern, wenn in diesem Alter das Mädchen häufig den gleichaltrigen Jungen überflügelt, an Handfertigkeit und auch an Klugheit. Gewiß drängt die Knabennatur überhaupt mehr nach Bewegungsspielen im Freien. Im Kriegführen, Klettern, Turnen, Kreisel-, Reifen- und Drachenspiel findet er eine große Befriedigung. Allein die Kinderstube bietet keinen genügenden Ersatz; auch die Geduld- und Gesellschaftsspiele fesseln ihn nicht in dem Grade, wie die Puppenküche das Mädchen.

Zum großen Teil mag es daran liegen: der Knabe sieht den Vater weniger, seine Beobachtungen vom Leben können nur vorübergehende, flüchtige sein. Es ist nun durchaus nicht leicht auf den Kopf zu sagen, welcher Art die Spielsachen sein müssen, die den Knaben am meisten und am längsten fesseln. Mehr noch als beim sinnigeren Mädchen wird es beim unsteten Jungen auf die besonderen Neigungen und Anlagen ankommen. Im ganzen Leben des Kindes und seiner Entwicklung wird, auch wenn einmal umgekehrt das Mädchen zur Wildheit und der Junge zur Beschaulichkeit geschaffen ist, die Individualität das letzte Wort sprechen und jede Erziehungsfrage danach reguliert werden müssen.

Man sollte die Frage nach dem Kinderspielzeug nicht so geringschätzig behandeln und, wie es meist geschieht, außerhalb des pädagogischen Interesses stellen. Wir haben jedenfalls alle Ursache, uns gegen die keineswegs vereinzelten Mißstände in der Spielwarenindustrie zu wehren, vor allem gegen die herrschende Gedankenlosigkeit, gegen den Unfug auf Konto der Schleuderbasare und der Fabriken, die dafür arbeiten. Im Grunde aber können wir auch diesen nicht die ganze Schuld in die Schuhe schieben, denn sie handeln ja im vollen Einverständnis mit dem großen Publikum, den gedankenlosen Eltern, bei denen einzig und allein die Billigkeit den Ausschlag gibt.

Die Mängel und Krebsschäden auf diesem Gebiete scheinen sich übrigens in letzterer Zeit fühlbar gemacht zu haben. Die kunsterzieherische und zugleich kunstgewerbliche Bewegung hat sich auch auf die Herstellung des Spielzeugs geworfen.

In Deutschland sind es vor allem zwei Dresdner Firmen, die Dresdner Werkstätten für Handwerkskunst (Schmidt & Müller) und die Werkstätten für deutschen Hausrat (Theophil Müller), die hervorragende Künstler auf graphischem und kunstgewerblichem Gebiete zur Anfertigung von Spielzeug angeregt haben. Endlich hat das Bayrische Gewerbemuseum in Nürnberg vor einiger Zeit eine Konkurrenz „für charakteristische Holzspielsachen" ausgeschrieben, „die geeignet sind, im Sinne der kunsterzieherischen Bestrebungen unsrer Tage auf den Geschmack und die Phantasie der Kinder einzuwirken". Die preis-

gekrönten Arbeiten werden nunmehr von den Schnitzschulen in Partenkirchen, Oberammergau und Berchtesgaden in den Handel gebracht.

Das sind durchweg Spielsachen, mit denen sich etwas anfangen läßt! An ihnen scheint mir am handgreiflichsten gezeigt, was man unter der „Kunst im Leben des Kindes“ verstehen soll.

Nicht immer kann und braucht der Humor zu Worte zu kommen. Das Schaukelpferd (von Rich. Riemerschmid) und die Arche Noah mit ausgezeichneten Figuren (von Hellm. Eichrodt) erscheinen in neuem künstlerischen Gewande. Als sehr gelungene Idee (die auch schon rechten Anklang gefunden) möchte ich die Villa Mucki, ein zusammenlegbares Haus für Kindergröße (von B. Wenig), hervorheben.

Neben diesem kunsterzieherischen Spielzeug verdienen ohne Zweifel die Bestrebungen von Frank Wedekind (dem Dichter!), der einen deutschen Diskus, ein Tanzdrahtseil und andre Bewegungs- oder Turnspielsachen erfunden hat, ungeteilten Beifall. Ich betone: die Bestrebungen, die Ideen in dieser andern Richtung. Denn um über den Erfolg zu urteilen, müßte man bei den Kindern selber eine Umfrage veranstalten. Wollte man ganz rationell zu Werke gehen, so würde es sich empfehlen, in einem Kindergarten eine Versuchsstation für neues Spielzeug einzurichten.

Einen auffallend breiten Raum beanspruchen bei den neuen Unternehmungen die Holzfiguren zum Aufstellen. Also doch wieder Schaugerichte und Attrappen, wird der Pädagoge entrüstet ausrufen. Es ist wahr, auch hier steht der Aufwand bei der äußeren Erscheinung nicht in Einklang mit dem praktischen Wert, dem Spielwert. Es dünkt uns wie eine Vergeudung eines ganzen Kapitals von künstlerischem Feingefühl, wenn wir bedenken, wie schnell das Kind seine Figuren aufgestellt hat, wie schnell es sie kennt und, da es eben außer dem Aufstellen nichts mit ihnen beginnen kann, auch das Interesse daran verliert.



Kindervilla. Von Bernhard Wenig

Aber gehen wir nicht zu streng ins Gericht. Das Aufstellen ist eine Art Bauen, und die Figuren sind lebende Bilder. Das Kind wird zum Theaterregisseur, es gruppiert sie und läßt sie aufmarschieren, wie es ihm beliebt und am schönsten dünkt, ja, niemand hindert es, ihnen lange Reden in den Mund zu legen. Man muß aber vor allem davon ausgehen, daß diese Holzpüppchen in künstlerischer Auffassung wirklich wertvoller sind als der zerbrechliche Warenhausplunder, und in ihrer Lebendigkeit, glaube ich, auch das Kind länger

fesseln. Sie bilden eine Art Zwischenglied und Uebergang vom Spielzeug zum Bilderbuch. Und auch das Kind muß z. B. bei H. Eichrodts Wald und Arche-Noah-Figuren oder bei A. Geigenbergers Schäferei und Spielsoldaten wenigstens eine Ahnung von deren Kunstwert haben. Die runden Figuren nähern sich dem altgewohnten Stil der scheinbar aus der Vorzeit stammenden Plastik. Mag sein, daß nicht jeder sich mit E. Kirchners Auffassung einverstanden erklärt und nicht Wort haben will, daß „das Unzulängliche hier Ereignis wird". Indessen, wir verwöhnten und verbildeten Erwachsenen sind ja doch gar nicht maßgebend. Daß sich die Welt in der Kinderseele ganz anders spiegelt, steht nun einmal fest, und auch, daß das Primitive, ja Unanatomische (wie z. B. in den Armen der Holzpuppen) der Kinderphantasie viel mehr Nahrung gibt als eine lückenlose Chronik der Wirklichkeit. Ob nicht am Ende Kirchner, dessen Figuren übrigens an komischer Wirkung seinen Illustrationen in den „Fliegenden Blättern" nichts nachgeben, mit seiner derben Charakteristik dem kindlichen Sehen am meisten entgegenkommt?

Wie wenig findet man übrigens dieses liebevolle Entgegenkommen und Sichanpassen an die kindliche Auffassung in der Bilderbuchliteratur! Natürlich müssen in diesen Bildern und Illustrationen die gleichen künstlerischen Grundsätze wie beim Spielzeug befolgt werden, und zwar strenger wie dort. Denn wir haben es hier mit wirklicher Kunst zu tun — oder sollten es wenigstens haben! — und das Kind muß für ein langes Stillsitzen entschädigt werden. Es muß unbedingt auf dem Schauplatz des Bilderbuchs fortwährend etwas passieren, es müssen dem geduldigen Zuschauer fortwährend bekannte oder doch verständliche Dinge, Pflanzen, Tiere und Menschen vorgeführt werden. Und man muß ihm alles mundgerecht machen mit klaren, einfachen Formen und klaren, möglichst ungebrochenen Farben. Nur so wird sich das Kind unterhalten können, denn etwas andres wünscht es nicht im Bilderbuch. Vor allem keine Belehrung und Moralpredigt, auch keinen Kunstgenuß, der über seinen Horizont geht. Ueber die Literatur selber, die wie die Herstellung des Spielzeugs sehr im argen liegt, können wir uns nicht näher verbreiten.

Was aber die kindliche Wertschätzung dieses ganzen Unterhaltungsstoffes in der Kinderstube betrifft, so steht es ja ganz bei den Eltern, das Gefühl dafür zu wecken und wach zu halten.

Wenn die Kinder freilich nur billiges, minderwertiges Zeug in die Hände bekommen und ihre Bilderbücher mit den Torsos der Spielsachen in einem großen Trödelgefach verkommen lassen, so werden sie schwerlich irgendwelche Stücke von Wert mit mehr Respekt behandeln. Es ist die Pflicht der Eltern, in dieser Beziehung einige Strenge walten zu lassen. Bilderbücher brauchen die Kinder überhaupt nicht allein in die Hände zu bekommen. Das Alleinbesehen interessiert sie nicht, es ist für sie gleichsam ein Schauspiel vor leeren Bänken. So viel Zeit müssen Eltern oder Erzieher erübrigen können, um mit den Kindern das Bilderbuch selber „durchzunehmen", d. h. sich bei der Erklärung wirklich mit ihnen zu unterhalten und womöglich an die ihnen bekannte Umgebung anzuknüpfen. Bei den Spielsachen hat man es aber ebensosehr in der Hand, sie auf lange Zeit verschwinden zu lassen, sowie das Kind ihrer überdrüssig geworden ist. Es vergißt ja sehr schnell, und man kann sicher sein, daß es das vergessene Spielzeug, wenn es ihm überhaupt je Freude gemacht hat, mit Herzklopfen wieder in Empfang nehmen wird. Die Spielsachen sind wieder neu geworden. Es wird den Kindern ergehen wie uns Erwachsenen, wenn wir nach langer Reise in die Heimat zurückkehren und die Naturschönheiten, an denen wir uns früher müde gesehen, mit frischem Auge und Herzen genießen.

Lied in der Nacht

Von

Katharina Weise

Es ist so süß zu wachen,
Wenn ringsum alles ruht
Und nur im Mondesnachen
Der Ferge Nachtdienst tut.

Da sich getrost im stillen
Das Herz verbluten mag —
Ach, ging's nach meinem Willen,
So würde nie mehr Tag!

Ein Vogellied, verschlafen,
Summt mir zum Ohr: „Gib acht,
Noch süßer ist's, zu schlafen,
Wenn alles Leben wacht!"



Etwas vom Giftigel

Eine naturwissenschaftliche Plauderei

von

Wilhelm Bölsche

In unsern zoologischen Gärten sieht man oft wertvolle junge Bäume und Sträucher in den Tiergehegen mit einem Drahtgitter abgesperrt, um sie vor dem Abknabbern zu bewahren. Wenn auf der Gebirgsmatte der grüne Plan weithin geschoren ist durch die weidenden Viehherden, heben sich einzelne Pflanzengruppen doch noch wie Inseln herauf, sie allein ragen unversehrt in ihrem ganzen Wuchs: der blaue Eisenhut zum Beispiel. Wir wissen, was ihn geschützt hat, auch ohne daß ein künstlicher Drahtzaun ihn umgab: er ist giftig, und das Rindvieh scheut in richtigem Instinkt dieses Gift. Manchmal, wenn ich über solche schöne Bergalm wanderte, den Blick auf dem sinnigen Spiel und Gegenspiel der Dinge in der Natur ringsum, habe ich mich gefragt, warum nur der Eisenhut und ein paar vereinzelte Genossen diese Praxis üben. Warum hat nicht die ganze Flora hier oben im harten Daseinskampfe dieses natürliche Panzerhemd angezogen und sich so gegen die derben Fresser geschützt?

Es gibt da mancherlei Antworten. Man kann erwägen, ob es für alle Pflanzen wirklich ein Schaden sei, alljährlich in dieser Weise einmal kurzgeschnitten zu werden, ob das hungrige Vieh nicht vielfältig ohne Absicht mit dem Gärtner übereinkommt, der eine Pflanzenkultur, deren Wohl er durchaus will, auch mit der Schere behandelt. Aber es gibt eine Antwort, die viel paradoxer klingt und doch vielleicht noch besser den Nagel auf den Kopf trifft. Wenn alle Pflanzen gleichmäßig giftig wären, so würde es ihnen aller Wahrscheinlichkeit nach gar nichts nutzen. Die pflanzenfressenden Tiere würden sich nämlich von Beginn an so gebildet haben, daß ihnen dieses Gift nichts schadete. Sie würden „giftfest" geworden sein. Ihre ganze Existenz wäre eben nur möglich geworden unter dieser Voraussetzung. Heute, wo die ungeheure Masse der Pflanzen nicht giftig ist, geht es ja auch ohne solche Massenanpassung hinsichtlich der Giftfestigkeit, und davon zieht das kleine Häuflein der wirklichen Giftpflanzen, das sich wahrscheinlich erst später eingeschmuggelt hat, allerdings den Vorteil. Hätten die Dinge von Ursprung an aber anders gelegen, so wäre eben jener Allgemeinschutz durchgesetzt worden. Vorausgesetzt allerdings, daß in dem tierischen Leben eine Möglichkeit überhaupt steckte, im Notfalle giftfest zu werden! Wir haben aber die sichersten Beweise, daß es solche Möglichkeit an sich gibt. Zwar die Kuh der Gebirgsmatte verschmäht den Eisenhut, sie hat genug andres; zu ihrer Sicherheit genügt der Instinkt dieses Verschmähens, er ist ja auch schon selber ein gewisser anerzogener Giftschutz. Aber einzelne Tiere sind unverkennbar auch im Magen, im Blute wirklich giftfest gegenüber bestimmten Pflanzen. Ziegen vertragen ohne Beschwerden die furchtbar giftigen Blätter des Schierlings. Kleine Käferchen der Gattung Haltica fressen ruhig Löcher in das schauerliche Belladonnakraut, dessen Früchte die Amsel ebenfalls ohne Gefahr verzehrt. Hier hat eine ähnliche „Anpassung" stattgefunden wie bei den schwarzen Raupen unsers schönen Falters, des „kleinen Fuchs", deren erwählte Leibspeise, deren natürliche Weide gerade ausgespart Brennesseln sind. Auch diese scheußlichsten Pflanzengifte, wie das Atropin der Tollkirsche, sind also offenbar keine „absoluten" Feinde des Lebens. Es handelt sich nur um eine Gewohnheitssache. Und wir wissen von uns Menschen, wie solche Dinge zustande kommen: schon ein einzelnes Individuum kann sich gegen gewisse Gifte fast giftfest machen durch langsame Gewöhnung an kleine, allmählich gesteigerte Dosen — es verträgt endlich noch, was einen nicht so Gefestigten augenblicklich umwürfe. Es sei auch an den grandiosen, allerdings auf noch verwickelteren Grundlagen im engeren beruhenden Versuch unsrer modernen Medizin erinnert, uns durch planmäßige Methoden allmählich giftfest gegen die verheerendsten aller Giftwirkungen, die Bakteriengifte, zu machen. Bei solchen Tieren, die harmlos Belladonna fressen, ist das aber offenbar schon durch Vererbung übertragen, die Art ist hier dauergiftfest geworden. Es mag das durch manchen Kampf, manche Krisis geführt haben, über manches Opfer. Aber es ist eben geglückt, das Leben hat sich stärker als das Gift erwiesen. Vielleicht ist es ein urgegebenes Grundgesetz, daß Leben kein Gift erzeugen kann, dem nicht Leben auf die Dauer doch auch wieder gewachsen wäre. Hier läge die ewige Grenze des Giftwesens, die große Regulierung, die verhindert hat, daß die Erde das unumschränkte Reich von ein paar besonders perfiden Giftpflanzen und Gifttieren geworden ist.

Giftige Pflanzen gibt es immerhin noch eine ganze Anzahl. Es ist aber auffällig, wie klein

verhältnismäßig das Häuflein der unmittelbar giftigen Formen wird, wenn man in den Reihen der Tiere ansteigt. Es gibt keinen Vogel mehr, der giftig wäre. In der ganzen Gruppe der Säugetiere ist es nur von zwei Tieren behauptet worden, wahrscheinlich in beiden Fällen aber bloß als Legende. Die Spitzmaus soll nach dem Volksglauben die Katze, die sie frißt, verderben; in Wahrheit handelt es sich nur um eine Uebelkeit infolge des penetranten Moschusgeruchs, den unsre Spitzmäuse im Gegensatz zu den echten Mäusen ausströmen. Das männliche Schnabeltier soll mit seinem Sporn am Fuß, der allerdings durchbohrt ist und mit einer Drüse in Verbindung steht, vergiftete Kratzwunden erzeugen; es scheint sich aber auch hier nicht um eine Waffe zu handeln, und für Menschen ist der Sporn jedenfalls nicht gefährlich. Erst in der Reihe der Reptile setzen echte Giftbeißer ein, eine einzige Eidechse, die Heloderma Mexikos, und die allbekannten Giftschlangen. Das Schlangengift ist wahrscheinlich ursprünglich nur ein stark zersetzender Verdauungssaft, ähnlich unserm Speichel, gewesen, mit dem die Schlange, die ihre Nahrung ungekaut hinabwürgt, den Bissen schon im Munde etwas chemisch verarbeitete. Der Saft hat dann geholfen, noch lebendige Opfer zu lähmen. Und endlich wurde er, raffiniert im Zahn geleitet, zur wirklichen Bißwaffe, zur Verteidigungswaffe. Der ganze Apparat ist aber jetzt so teuflisch geschickt gebaut, so mörderisch im Erfolg, wo er auf einen wehrlosen Gegner stößt, daß man abermals fragen möchte, warum er — bloß vom Nutzen für den Träger selbst aus jetzt betrachtet — nicht mehr Erfolg, nicht unendlich zahlreichere Anwendung gefunden hat. Hier aber muß die Antwort geradezu sein, daß er eben tatsächlich seit alters im Schach gehalten worden ist durch die positive Giftfestigkeit, die sich bei einzelnen energischen Gegnern und Vertilgern gerade dieses Otterngezüchts eingestellt hatte.

Zu unsrer heimischen Fauna gehört als eines der volkstümlichsten Charaktertiere der Igel. Dem Naturforscher ist dieser Igel besonders merkwürdig als ein uraltes Geschöpf. Der Gattung nach ist er geradezu die älteste, am meisten urweltliche Säugetierform der Erde. Die Tierordnung der sogenannten Insektenfresser, zu der er gehört, lebte bereits, als noch die großen Saurier der Vorwelt unsern Planeten unsicher machten. Wenn irgendeine Tiergruppe Gelegenheit gehabt hat, sich mit Reptilien zu befassen, so waren es diese Insektenfresser, die noch die Hochblüte der Reptilien selber erlebt haben und die mit ihrem scharfen Gebiß keineswegs, wie ihr Name glauben machen könnte, bloß auf harmlose Insekten Jagd machen. So ist es denn wahrscheinlich kein Zufall, sondern ein bestimmtes geschichtliches Verhängnis, daß auch unser Igel noch heute ein ganz besonders heftiger Schlangenvertilger ist. Tropenreisende, denen man allerhand an Essen zugemutet hat, erzählen, daß „Schlange" gar nicht so übel munde, sie soll an Aal erinnern. Dem Meister Swinegel aber schmeckt sie jedenfalls famos. Es ist nun schon mehrere Jahrzehnte her, daß ein bewährter Altmeister unsrer Tierkunde, der Professor Lenz zu Schnepfenthal, der Gelehrtenwelt vom Kampfe eines Igels mit einem ganzen Heer der bösesten, bissigsten Kreuzottern berichtete, bei dem der Igel die Ottern überwältigt und gefressen habe, ohne sich um ihr Beißen zu kümmern. Gebissen hätten sie ihn gründlich, sogar in die empfindliche Zunge. Aber o Wunder: geschadet hätte es ihm gar nichts.

Der Lenzsche Igel wurde bald berühmt. Alle Naturgeschichten nahmen Notiz von ihm und das ganze Swinegelvolk galt fortan als giftfest. Die braven Swinegel hatten sich niemals der besonderen Achtung des Volkes erfreut. Man hatte allerhand mutwillige Scherze von ihnen ersonnen, ihren Namen zu den eigentümlichsten Anspielungen benutzt, die Zigeuner hatten sie gar in ihren Stacheln gebraten und der Bauer hatte sie als Obstdiebe totgeschlagen. Jetzt erstrahlte um sie der Ruhm von Wohltätern der Menschheit: sie arbeiteten in ihrem stillen Reviere als unsre Helfer gegen eine solche Landplage wie die Kreuzotter.

Aber in dieser mangelhaften Welt will alles immer wieder erkämpft sein. Auch am Ruhm der Igel hat in der Folge seither der Zweifel wieder gerüttelt. Skeptische Beurteiler bestritten die Beweiskraft des Lenzschen Experiments, das doch nur mit einem einzigen Igel gearbeitet hatte. Neue Beobachtungen sollten nicht zu der „Giftfestigkeit" stimmen. Inzwischen war die Frage aber auch von einer andern Seite her neu und wichtig geworden. Wenn der Igel wirklich gewappnet war gegen die blutzersetzende Wirkung des Schlangengiftes, so war zu erwarten, daß sein Blut ein bestimmtes Gegengift enthalte. Im Sinne moderner Serumtherapie mußte es dann aber denkbar sein, aus diesem seinem Blute eventuell ein direktes Schutzserum auch für Menschen gegen Kreuzotterbiß herzustellen. Diese letztere Erwägung hat nun dazu geführt, daß Igelexperimente nach dieser Richtung von Fachmedizinern für den praktischen Zweck in größerem Stil unternommen worden sind. Professor L. Lewin hat das Verdienst, bei dieser Gelegenheit die Grundfrage der Giftfestigkeit überhaupt zu einer gewissen Lösung gebracht zu haben.

Zunächst wurde festgestellt, daß eine Anzahl Tiere, die gelegentlich auch für schlangenfest gehalten worden waren, Hamster, Wiesel, Schweine u. a., gegen Otterngift in ihrem Blute zweifellos nicht immun waren. Nicht einmal die Kreuzotter selbst war gegen ihr eignes Gift in ihrem Blute ganz gefeit. Bei dem Igel aber zeigte sich dann, daß für gewöhnlich und bei einigermaßen schon geübten älteren Tieren die angegriffene Kreuzotter überhaupt nicht zum gefährlichen Biß kommt. Vom Igel bei gesenktem Kopf und vorgeschobenem Stachelvisier blitzschnell gepackt, gelangt die Schlange in der überwältigenden Menge der Fälle bloß noch dazu, ohnmächtige und gefahrlose Bisse in das Stachelkleid zu tun; im äußersten Fall ritzt sie ihm einmal den Nasenrücken, wo aber die dünne trockene Haut auf dem Knochen am wenigsten eine Infektion wahrscheinlich macht. Um ein klares Bild von einer etwa auch noch vorhandenen Giftfestigkeit zu gewinnen, mußte man bei alten Igeln schon zu künstlichen Versuchen greifen. Man ließ also solche Igel zwangsweise von kräftigen Ottern in Zunge und Mundwinkel beißen. Erfolg: diese Igel wurden durchweg zunächst ziemlich krank, litten drei bis vier Tage sichtlich an den Folgen, gesundeten dann aber vollkommen. Eine ziemlich

starke Giftfestigkeit war damit also auch erwiesen. Allerdings keine absolute! Direkte Einspritzungen konzentrierten Otterngiftes zeigten endlich genau den Grad, bis zu dem der Schutz bestand. Eine Dosis, die ein Meerschweinchen tötete, mußte verzehnfacht werden, um den Igel auch nur vorübergehend erkranken zu lassen. Bei der Seltenheit der Giftbisse überhaupt ist das aber für den praktischen Gebrauch des Igels zweifellos genug, — praktisch ist er also in der Tat so gut wie ganz giftfest. Da außerdem durch langsame Gewöhnung an kleine gesteigerte Giftdosen auch bei andern Tieren sich eine gewisse Immunität gegen Schlangengift erzielen ließ, erscheint mir nicht ausgeschlossen, daß auch bei dem Einzeltier nach glücklichem Ueberstehen mehrerer Vergiftungen noch ein gesteigerter individueller Giftschutz eintrete; das alte Exemplar, mit dem Lenz experimentierte und das angeblich nicht einmal auf mehrere Bisse erkrankte, könnte vielleicht so zu verstehen sein. Die praktische Hauptsache, wonach der Mediziner für uns gesucht hatte, wurde dagegen nicht gefunden. Es ließ sich keinerlei bei andern Säugetieren wirksamer Schutzstoff gegen Otterngift im Blute des Igels nachweisen. Worin die relative Giftzähigkeit bei ihm also beruht, ist auch bis heute nicht erkannt.

Inzwischen ist aber wieder durch ebenso sorgfältige Experimente andrer festgestellt, daß Freund Swinegel eine mindestens ebenso große Giftfestigkeit gegenüber andern natürlichen Giften von allgemein furchtbarer Wirkung besitzt. Er verdaut ohne Beschwerde sogenannte „spanische Fliegen", das heißt jene schön goldgrünen Käfer, aus denen unsre blasenziehenden Pflaster hergestellt werden und in deren Leib ein schauerlich scharfes Gift (Kantharidin) enthalten ist. Aber mehr noch: er verträgt eine Dosis Zyankali (also mit des allerschlimmsten Giftes überhaupt), die eine starke Katze in vier Minuten tötet. Erst die fünffache Dosis macht ihn überhaupt krank. Man könnte sich den Kopf zerbrechen, welchen praktischen Nutzen gerade diese Zyankalifestigkeit bei ihm haben solle, aber Professor Harnack, dem wir diesen Nachweis verdanken, hat darauf hingewiesen, daß an zwei Stellen auf der natürlichen Speisekarte des Herrn Swinegel gerade auch giftige Zyankaliverbindungen vorkommen: nämlich in jenen häßlichen Gliedertieren, die man „Tausendfüßler" nennt, und in dem ätzenden Drüsensaft der Haut bei der Kröte. Tausendfüßler wie Kröte verspeist der Igel aber ebenso ruhig wie die Kreuzotter auf Grund seiner Zyanfestigkeit.

So ist der Gute rehabilitiert und in allen Gegenden, wo die Kreuzotter vorkommt, unbedingt zu hegen. Wenn er gelegentlich Vogelnester, die er erreichen kann, plündert und neben schädlichen auch unbedingt nützliche Tiere frißt, wie eben die Kröte, so macht er das doch wieder wett durch seine unermüdliche Mäusejagd.

Einem Toten

Von

K. Reichel

Und doch
Vergißt man immer wieder! immer wieder!
Heut, halb im Schlaf — ich quäle mich im Traum,
Dein liebes Bild noch einmal nachzuzeichnen,
Und nur der Mund, und grad der Mund mißlang.
Ich sann und sann. Wie war die Linie nur?
Und fand sie nicht. Wie? Kenn' ich deine Züge
Denn noch nicht völlig? Nun, das nächste Mal,
Wenn ich dich wiedersehe, merk' ich auf. —
Das nächste Mal! Und seh' doch nie dich wieder!

Aphorismen

Von

Peter Sirius

Titelstolz ist die stärkste unbewußte Bescheidenheit.

•

Wir lehren unsre Kinder, wie sie sein müssen; sie aber könnten uns lehren, wie wir sein sollten.

•

Ein erreichtes Ideal erkaltet in unsern Armen.

Die Blume der Kindesseele muß welken von dem Reif der Kultur; man nennt den Vorgang Erziehung.

•

Es gibt Menschen, die sich immer wie hinter einem Doppelpunkt fühlen.

•

Erinnerungen sind die Märchen der Greise.



Jan Matsys (Sammlung Dannat, Paris)

Judith

Von

Professor Dr. Ed. Heyck

(Hierzu zwölf Abbildungen nach Werken verschiedener Künstler)

Der Vorname Judith gibt eine bestimmte Vorstellung. Wenigstens bei uns in Deutschland. Man würde nicht vertragen, wenn die erste beste Philisterfrau Judith hieße; der Name geht nicht so glatt durch wie Henriette oder Erika oder Ruth oder was sonst gerade Mode ist. In Italien ist es anders; Giuditta kommt nicht bloß in deutschen Novellen, die in Italien spielen, sondern auch im echten Landesbrauch unzählige Male vor. Das macht, weil sich dort kein stofflicher Inhalt mit diesem Namensklang verbindet. Giuditta, Judith — der Italiener denkt, das wird schon eine Heilige sein, und sie ist es auch. Sie steht im Kalender, va bene, und ist also die natürliche Schutzpatronin von denen, die an ihrem Heiligentag, am 7. Oktober, geboren werden.

Im Mittelalter war das auch bei uns noch ähnlich. Die Namen Judith, Jutta, Juta, niederdeutsch Jutte, kommen sehr häufig vor. Auch sie mußten mithelfen zur Verdrängung der germanischen Eigennamen durch biblische, wozu besonders die Zwitterform Jutta sehr geeignet war, da sie sich an einheimische Namen annäherte. Aber durch den Protestantismus schwinden diese Namen. Weil dieser die Bibel liest und die ihr entstammenden Eigennamen nicht mehr so unbesehen hinnimmt.

„Sie bestrich sich mit köstlichem Wasser und flocht ihre Haare ein, ihn zu betrügen;

Ihre schönen Schuhe verblendeten ihn, ihre Schönheit fing sein Herz, aber sie hieb ihm den Kopf ab."

Dieser letzte Vers ist wundervoll, ganze Bände von rosenroter Poesie wiegt er auf. Aber er bildet keinen christlichen Grund, neugeborene Mädchen Judith zu taufen.

Nicht bloß aus Beweggründen des fünften und andrer Gebote. Auch aus feineren Hinderungen wagt man sich nicht mehr an diese Gestalt als Taufpatin heran. Judith — ce nom-là oblige. Eine Judith muß groß und herb und schön sein, und man kann dem Kindlein am Tage der Standesamtsmeldung ja noch nicht ansehen, ob es das alles werden will. Insofern ist „Judith" eine Verantwortung. Ich sage gleich im voraus, der Name ist es mehr in unsrer gebildeten Vorstellung, als daß er in der älteren Kunstgeschichte schon so empfunden wurde. Die Gemälde der alten Meister, die den Judithstoff behandeln, bringen die uns naheliegende Vorstellung von diesem heroischen Weibe

doch nur wenig oder nur oberflächlich zum Ausdruck. Weil die Heiligenlegenden und die verwandt aufgefaßten Geschichten aus der Bibel in jenen Jahrhunderten ein viel zu konventioneller, landläufiger, unfrischer Stoff waren, als daß man sie, auch wenn man sie darstellte, menschlich richtig durchgedacht hätte.

Judith — das ist ein Kopf und Profil, wie sie von unsern kunsthistorischen Abbildungen zu diesen Zeilen am ehesten die Mantegnasche Zeichnung erfaßt. Ein Weib von Macht und Wuchs, die Züge streng und kühn zugleich, ein Mund verführerisch und grausam, ein Auge voll Leidenschaft und verheimlichtem Sinn; in Gestalt und Erscheinung die kühle Kraft der Selbstbeherrschung, die das pulsende und wissende Leben zu Stolz und Stärke konzentriert. Judith ist die Sirene und die Meduse des Alten Testaments. Als solche hat das breit erzählende Buch, das unter den Apokrypha des Alten Testamentes steht, sie mit Kunst und Klarheit herausgearbeitet, dieses Buch Judith, das an die



Donatello (Loggia dei Lanzi, Florenz)

vorderste Stelle geordnete von denen, „so der heiligen Schrift nicht gleichgehalten und doch nützlich und gut zu lesen seyn". Eine sehr junge jüdische Dichtung, die aus der späteren Makkabäerperiode oder vielleicht erst aus den nachchristlichen Zeiten des römischen Kaisers und Weltherrschers Hadrian stammt, und ein das psychologische und kritische Nachspüren ungemein anziehender historischer Tendenzroman. Nämlich eine Dichtung der nationalen Priestertendenz, die effektvoll ihre Mittel einsetzt: das scharfe, überlegene, unbedingt abwehrende Selbstbewußtsein des auserwählten Judenvolks, das historische Bild altjüdischer Siegesherrlichkeit, und die Gestalt eines jüdisch-heroischen Weibes, dessen Name nach dem Judenvolke selbst gebildet ist, einer idealen Jüdin in ihrer keuschen, entsagenden, gebetsfrommen Witwenschaft, ihrem Reichtum, ihrer heißen, sinnlichen Schönheit, ihrer großen Klugheit, ihrer sicheren Kraft des Betörens, wenn der starke Wille es von ihr erzwingt, in der mit keiner Wimper zuckenden Kälte, womit sie den Schlußstrich ihrer Berechnung zieht und den Feind des Volkes vernichtet. Und zum Abschluß als letzte Steigerung dieser Effekte das in seiner Erregung großartige Siegeslied der gelungenen List, der mit sausenden Zimbeln und Pauken klingende Triumphgesang der Rächerin.

Das ist freilich das Eigentümliche hierbei, daß in dieser Durchführung des nationalen Romans die Epentapferkeit des Männervolkes wenig bestehen bleibt gegenüber der Entschlossenheit des Weibes, das die Tat allein, auf Wegen, die nur für ein Weib möglich sind, vollbringt. Nicht bloß den Holofernes, sondern den Verfasser oder Dichter noch hinzu hat diese seine Figur verführt; leicht hat sie ihm die Tendenz aus der Hand gewunden und ihn mitgerissen in das, was mehr ist, in wirkliche dichterische Größe und Gewalt. Und darum auch ihn mit der Dauer seines Werkes gekrönt. Denn diese Judithgestalt ist etwas Zeitloses geworden, ein Gemeinbesitz der Weltkultur, was in solcher Weise weder den Büchern der Makkabäer noch den Erzählungen von Esther oder Susanne beschieden worden ist.

Mitten in eine vorhandene Empfindung auch der andern Völker, der Allgemeinheit, trifft diese dichterische Judithschöpfung. Sie ist das Weib in einer ganz bestimmten Erscheinung, in seiner Steigerung über sich selbst hinaus, aus Weiblichem und Unweiblichem zugleich. Darin liegt dann ihre Ueberlegenheit über den Mann, womit sie diesen wie ein Spielzeug hernimmt und ihn nach ihrem Gefallen wieder beiseitelegt oder verdirbt. Das ist kein reiner, nur verdeutlichter, nur sehr groß gezeigter Typus des Weibes, der Frau, sondern das ist die den Männern gegenübertretende selbstische Kämpferin, wie sie immer die Phantasie der Völker und der Dichter beschäftigt hat, sei es in den Amazonen und Atalanten der Griechen, in den Brünhilden der Germanen oder in den gepanzerten und schwertumgürteten, trotzigen Männerbesiegerinnen in den Renaissanceepen der Bojardo, Tasso und Ariost.

Dies ist der Punkt, der der „springende" und notwendige in aller Judithvorstellung ist, die sichere Sieghaftigkeit über den Mann. Und es ist genau

der Punkt, den Hebbel mit seinem Drama verdorben hat, das sich sonst recht genau an die stoffliche Vorlage der jüdischen Erzählung schließt. Judiths Gegner Holofernes, das ist der in Kraft und Potenz übersteigerte Mann, der Uebermensch von der männlichen Seite her. Im derben Zeitstil unsrer alttestamentalen Erzählung ist er der geniale Wüterich und heftige Genußmensch: um so eindrucksvoller für die naivere Aufnahme springt dann des wunderschönen, klugen Weibes überlegene Tücke und Stärke in die Augen. Holofernes ist der Kraftmensch dieses Stils auch bei Hebbel, und Hebbel wahrt auch insofern den Judithcharakter, als sie den um sie werbenden Durchschnittsmenschen Ephraim von sich weist, den sie lieben könnte, wenn er ins Assyrerlager ginge und den von seinen Leibwächtern umgebenen Bedränger Bethuliens mit Gewalt oder List aus dem Wege räumte. Und zwar deswegen lieben könnte, ohne sonstiges, ohne ein weibliches Gefühl für ihn. „Jedes Weib hat ein Recht, von jedem Mann zu verlangen, daß er ein Held sei," ruft sie ihm zu, und dieses „jedes Weib" ist vor allen Dingen sie. So weit ist die Figur logisch und konsequent. Aber darüber hinaus wird die Hebbelsche Judith zum Zwitter, wird viel zu kompliziert für eine Dramenfigur, die klar und sicher gestaltet sein muß wie eine gegossene Bronze. „Ich schaudere vor der Kraft der Lüge in meinem Munde" — diese Pendelschläge ihres Tuns und Redens sind ablenkende Charaktertifteleien. Und vor allen Dingen das darf nicht sein, daß Judith in eben dem Moment, da sie ihre weibliche Ehre dem Holofernes hinopfern soll, die Regung spürt, dem stärkeren Mann sich bewältigt zu unterwerfen, ihn in heißer plötzlicher Hingabe zu lieben, weil er so stark ist. Also nicht durch ihre Persönlichkeit, sondern nur durch ihre einmal vorgesetzte Aufgabe wird sie im Entschluß der unerbittlichen Durchführung festgehalten — was wiederum nicht weiblich ist, wenn schon das Weib plötzlich in ihr sichtbar werden soll. In allem dem ist das alte Romanepos des jüdischen Volksgeistes, dem eine solche Anwandlung gegen den Volksfeind undenkbar ist, mit der einfachen Folgerichtigkeit seiner nur nationalen Auffassung viel geschlossener und großartiger als das Werk des germanischen Dichters. Dieser erst hat das Bedürfnis, eine seelische Feinermalerei hineinzubringen, und er weiß viel weniger von so starrer, gar nicht in Zweifel geratender nationaler Gebundenheit. Ihn leitet anstatt dieser ein allgemein menschlicher Imperativ zum Mildern, zum Abschwächen und Versöhnen, also selbst im dramatischen Bilde einer Judith noch und sogar wenn dieser Dichter Hebbel, freilich ein siebenundzwanzigjähriger, Hebbel ist. — —

*

Eines ist seltsam. Die Tatsache nämlich, daß, wo immer eine mittelalterliche Judith zu Bedeutung in der Geschichte gekommen ist, auch ganz bestimmte Züge des Judithwesens an ihr überraschen. Natürlich ist es Zufall; denn es wäre doch mehr als gewagt, hier allerfeinste Psychologien zu spinnen, nämlich Beziehungen aufzustellen, die zwischen dem Judithnamen und seiner Trägerin entstanden und auf die innere Formung ihres Wesens von Einfluß gewesen seien. Nichtsdestoweniger besteht die Erscheinung an sich. Da ist die eine Judith der



Botticelli (Uffizien, Florenz)

mittelalterlichen Geschichte, die Tochter des arnulfingischen Bayernherzogs, mit der sich Kaiser Ottos des Großen, des Sachsen, blonder Bruder Heinrich vermählte. Eine Tochter des altbajuvarischen Volksstammes, der, wenn einer in unsern Himmelsstrichen, am ehesten das Zeug hat zur Erneuerung der Judithfarben und des Judithprofils. Diese bayrische herzogliche Judith war eine eigenwillig tüchtige „Frau von seltener Schönheit und großem Verstande"; und wer ihrem Wesen und Charakter weiter, als wir dabei verweilen können, nachsinnen mag, der denke an Frau Hadewig, ihre Tochter, die als so schöne, trotzige Witwe auf dem Hohentwiel saß. Auch diese, wenn wir die erzählende St. Galler Chronik lesen, hat viel herber noch gegen

den Mann in ihrer selbstischen Laune sein können als der die Chronik benutzende Scheffel, als sein durch das feinere Maß und den erfindenden Reichtum des Dichters geleiteter Ekkehardroman das ins Letzte hat verraten mögen.

Und dann ist da die andre mittelalterliche Judith, an die jeder denkt. Die zweite Gemahlin Kaiser Ludwigs des Frommen, der überhaupt nicht viel und der vor allen Dingen nichts so wenig als ein gewalttätiger Holofernes war. Ein willkürlicher Mensch zwar auch, das wohl, aber einer aus Unsicherheit nur, aus kläglich zwischen allen Entschlüssen schwankender, am liebsten ihnen ganz ausweichender Schwäche. Seine erste Gemahlin Irmingard war gestorben, und dem Kaiser Ludwig war sein Leben verleidet, er wußte nicht mehr, wozu er es schleppte; er mochte vor allem nicht mehr Kaiser sein, nicht mehr Tag für Tag regieren, Entscheidungen sprechen, Klagen hören, Beamten zur Verfügung stehen und den Vollziehungsstrich in die Urkunden zeichnen, die man in seinem Namen schrieb. Er wollte abdanken und erschreckte tödlich damit die, die den frommen devoten Kaiser ihrerseits regierten. Darum verheirateten sie ihn schleunigst wieder. Wenige Wochen lag Frau Irmingard in der Gruft bestattet, da ging ein eigentümliches Ausschreiben durch das abendländische Reich, das der große Karl geschaffen hatte, durch die Gebiete all seiner verschiedenartigen Völker, Deutscher und Italiener, Franzosen, Basken und Bretonen. Man könnte das, was hier ausgeschrieben wurde, eine Schönheitskonkurrenz nennen — wenn auch nicht gleich eine solche, wie man sie in mondänen Kur- und Badeorten vor zweifelhaft berufenen Preisrichtern mit zweifelhaft berufenem Geschmack aus — nun eben aus dem sich stellenden Material von mehr oder minder schönen Damen veranstaltet. Aber etwas Aehnliches war es doch. Und die vornehmen Familien brachten denn auch beflissen ihre Töchter an den Hof. Zur „Besichtigung", wie aus der noch wenig übertünchten Unmittelbarkeit jener Zeiten der alte Annalist die Begebenheit bezeichnet, die ein Ludwig Pietsch von heute so sehr viel rücksichtsvoller als einen großen Empfang bei Hofe, etwa eine Kondolenzkur — allerdings mit aufgehobener Trauer und demnach in tiefster Ausschnittoilette — und nichtsdestoweniger vielmals amüsanter als sein Vorgänger vor tausend Jahren geschildert haben würde.

Domenico Ghirlandajo (Berliner Galerie)

Ludwig der Schwache wäre nicht seines vielverliebten großen Vaters Sohn gewesen, hätte er bei der jähen Brautschau nicht die Allerschönste erkoren. Die Energischste, die Kälteste und Klügste obendrein: Judith, die Tochter des reichen Grafen Welf in Bayern und Schwaben. Und damit beginnt denn nun die jammervolle Leidensgeschichte dieses Kaisers und Vaters und Ehemannes, den, wie einst den Holofernes, das Weib verdarb, dessen Schönheit ihn verlockt hatte. Das Weib, das aber auch die Ratgeber beiseiteschob, die diese Heirat herbeigeführt hatten, und das vor allem das Reich des großen Karl vernichtete und verdarb, so daß, als Ludwig auf der Strecke lag, nichts mehr von dem geschlossenen Zusammenhalt des Kaiserreiches und von dem Einheitsgerüst, das Karl in es hineingebaut hatte, übrig war. Eine der verhängnisvollsten Politikerinnen in der deutschen Geschichte ist diese kaiserliche Frau, und wenn sie einer dramatisch behandeln wollte, fände er doch wieder zugleich eine vollkommen tragische Figur in ihr. In dem Judithsinn dieser Vielklugen, Listenreichen, Entschlossenen war das Treibende ihre Muttereitelkeit gewesen und ihre kein Maß haltende Mutterliebe, in einem Gemisch, das schwer sich voneinander sondern läßt. Aber auch ihre herben, schweren Enttäuschungen hat sie wiederum als Mutter erlebt, denn viel zu sehr hatte sie ihren Sohn verzogen, für den sie alles heranreißen wollte, viel zu sehr ihn verwöhnt, um nicht gerade ihn am fühlbarsten zu verlieren.

Noch kurz eine Dritte des Mittelalters. Als

die Sage die köstliche Historie von der Päpstin Johanna erfand, da legte sie der angeblich aus Mainz gebürtigen seltsamen Gebieterin der ökumenischen Christenheit auch den Namen Jutta als ursprünglichen Taufnamen — nicht angenommenen Papstnamen — bei. Sie legte ihn in Wirklichkeit bei, sie wählte gerade diesen aus, denn die Fabel an sich ist älter als jener Name, der erst im Laufe geraumer Zeit hinzugefügt wurde. —

Aus mittelalterlicher Geschichte und Sage springen wir in die neuere Literatur hinüber. Da hält uns die Judithgestalt Gottfried Kellers an, mit einer Eindrücklichkeit ihrer Schönheit und Lebensgewalt, daß auch Keller selbst keine, die darin ihr gleichkommt, mehr erschaffen hat.

Gewiß, es gibt noch poetischere und viel feinere Bilder von Frauen in dem reichen Kranze dieser wundervollen Kellerschen Figuren. Und dennoch, Judith bleibt die persönlichste. Keine hat ihrem Dichter so zu schaffen gemacht und ihn so verführt. An keiner hat er so modelliert wie an ihr, auf keine entstehende plastische Form türmte er so viel Material der Phantasie und schlug es nachträglich immer wieder herunter — aus ästhetischer Genierlichkeit und aus Scham seiner Männlichkeit zugleich. Daß er die erste Ausgabe des „Grünen Heinrich" in den Ofen steckte, war nicht ausschließlich, aber zum guten Teil ein Akt dieser Genierlichkeit und Selbstberichtigung, wegen der allzu starken, nicht mehr harmonisch gefundenen Judithszenen in der zuerst veröffentlichten Gestalt des Buches.

Es ist schon so, als müsse dieses prachtvolle junge Weib Judith heißen, als sei es anders überhaupt unmöglich. Durchaus nicht, weil sie ihn etwa verdirbt, den um ein halb Dutzend Jahren jüngeren, entfernten Vetter, den heranwachsenden „grünen" Heinrich. Eine solche kommt für das Buch nicht in Betracht, da wäre der Judithname auch wieder zu schade. Sie ist das überlegene Weib, das mit dem schüchtern sinnlichen Jungen spielt nach ihrer Willkür, ihrer halb sich verratenden Lust, aber auch nach ihrem empfindlichen Stolz und durchaus nicht unedeln Charakter, ihrem sich nicht gewöhnlich machenden selbstbestimmten Maß. Kellers Judith verkörpert diejenige Spielart des Verhältnisses zum Weiblichen, mit der es in diesen Jahren zwischen Knabe und Jüngling wohl wenige nicht aufzunehmen haben. Das Weib, das die Phantasie des nicht mehr Harmlosen rege macht und entzündet; nicht so, daß er von ihr verlangt, sondern so, daß alles bei ihr steht, daß ihre Launen, ihre Gefallsucht, ihre dunkeln Impulse es sind, woraus er alles, stumm und ohne Wagnis von seiner Seite, erwartet und — freilich heiß beklommen genug — erhofft. Keine Liebesszenen im weitereilenden Sinne. Etwas andres, jugendlicher begnügtes: die Enthüllung des weiblichen Schönheitsgeheimnisses vor den Ahnungen des künftigen Erwachsenen. Das Weib — nicht das Mädchen —, das, wenn sie dem großen Jungen etwa nicht begegnet, nur desto unermüdlicher von der drangvollen Lebhaftigkeit seiner Phantasien umspielt wird.

Nie wurde dieser in seinen Möglichkeiten so tief nach unten reichende pädagogische Stoff durch Schönheit versöhnender erfaßt, niemals in so wundervoller dichterischer Ausstattung das Judithspiel der Knabenjugend vor die Sinne hingestellt. Einige zwanzig Jahre zählt diese Kellersche Judith, so jung für uns, für den grünen Jungen — so beruhigend, ermunternd alt. Sie ist verheiratet gewesen, hat einen dummen Mann gehabt, der spurlos an ihr vorübergegangen ist (aus demselben dichterischen Instinkt des Möglicheren gibt Hebbel der vorhergegangenen Ehe seiner Judith mit dem verstorbenen Manasse eine von ehelicher Liebe weglenkende Wendung). Eine junge ledige Frau von hohem festem Wuchs, von stärkstem Eindruck ihrer eigenartigen und nicht gewöhnlichen Schönheit: mit den brennenden großen braunen Augen, dem vollkräftigen Kinn, dem starken schönen Munde, dem schweren, in seine Flechten fast nicht zu bändigenden Haar. Dieses frei ins Leben gestellte Weib voll Ernst und Schalkheit, voll Wissen, wie schön sie ist, voll gerade nur durch sie selbst gebändigter



Andrea Mantegna (Zeichnung in der Uffizien-Sammlung)

Eigenwilligkeit, ist viel zu klug und durchaus zu selbstachtungsvoll, um „Dummheiten" zu machen, aber zu jung auch, um ohne Sinnlichkeit zu sein, von der ein Teil nun wenigstens in ihren Spiellaunen mit dem großen Jungen herausdrängen muß. Wo sie dem, nachdem es einmal eingerissen ist, begegnet, da regt sich die innere Eva, die aus dem Tändeln mit ihm halb sich belustigend erwacht ist. So wird denn der grüne Heinrich von ihr zu den Abenteuern, die Keller aus der ersten Fassung des Buches nicht wiederholte, mitgenommen oder

Adam Elsheimer — Dresdner Galerie

spät im Sommerabend in ihre Wohnung verschleppt, wo sie, vom Dichter wundervoll geschildert, in blendend weißer Halbausgezogenheit Stunden der Nächte mit ihm verbringt. Und wo sie, mit gar nicht einmal lachendem Munde, sinnverwirrend es als Drohung wendend, noch andres in der Lust nur am Aussprechen heraussagt, als sie dem atemlosen Jungen — für ihn Unsagbares, für sie noch immer ein beherrschtes Spiel — schon gewährt.

Auf ihn, den jungen Heinrich, kommt es ja an in diesem Lebensroman, und auf ihn auch in der Psychologie dieser Uebergangsjahre von Kindheit zu Jugend. Von da aus gesehen ist das Judithabenteuer doch nur das Korrelat. Ist die Ergänzung und zugleich der ableitende Schutz des Schöneren in derjenigen Seele, die aus edleren Unveräußerlichkeiten auch so noch die Reinheit dem Mädchen gegenüber festhält und immer festhalten wird. Die lieblich zarte, unschuldigste Anna, des Schulmeisters ganz junges Kind, und die Judith, wie Keller sie in unübertrefflich starker und feiner Sonderung nebeneinander in den Sinn dieses verliebten Knaben gestellt hat, das sind die zwei vorläufig unversöhnlich divergierenden Gefühlslinien der jungen Pubertät, von denen die erste gerade um so engelsreiner zu bleiben vermag, je geschiedener davon die zweite das nicht hierzu Passende, das Versteckte und Gefährliche auf sich nimmt. Nicht Widersprüche sind es; es ist nicht etwa so, daß derselbe Knabe, der dort das Mädchen in die ätherreinsten Höhen der Vorstellung erhebt, zugleich so treulos an ihr und an seinem besseren Selbst, so niedrig, so verlogen ist. Dualismus ist es, der höchstens dem unfeinen Sinn unverständlich bleiben mag, je unbedingter er sondert und teilt, und der nichts Gemeines, nichts an sich Niedriges, sondern etwas Natürliches, Wichtiges, etwas so Weiterführendes, wie die Klärung des jungen edeln Weines aus der zu Boden sinkenden Hefe, ist.

Auf der einen Seite die als Sinn des Höchsten, Reinsten sich darstellende, sich selber nur in zartester Zartheit denkbare Liebe, deren ganzes Wesen darin besteht, von „ihr" bemerkt und geachtet zu werden, sich auszuzeichnen, mutig und männlich und tüchtig sich darzustellen vor ihr; alle Zärtlichkeit nur erst bestehend in einem Träumen von ferne, sie zu hegen und schützen und behüten und alles, was das Leben erringt, in Gedanken ihr darzubieten, alles in Seligkeit des Dürfens hinzuschenken an sie. Und auf der andern Seite nun jene Zweite, vor der man nicht so die Achtung sucht, sondern diese vergißt, mit Füßen tritt, die eigne und die ihre, sich schwach und schmachtlappig zeigt und alles andre denn als Mann oder auch nur mutig. Diese Zweite, die man viel lieber gar nicht achten müssen will, noch weniger hegen und schützen, deren seltsam heftiger Reiz vielmehr darin besteht, daß man alles, was sie eigentlich herabsetzen muß, von ihr für möglich, ja noch für eine wilde Schönheit an ihr hält. Aber eben deshalb wird das auch nur möglich, weil sie ja als Schützer diesen Jungen und seine Zartheit, die auf dem andern Blatt steht, gar nicht braucht und gar nicht danach verlangt. Sie ist die Entscheidende in diesem Verhältnis, die in allen diesen Beziehungen keck allein handelnde und vorbehaltende Judith. Wie weit sie in ihren Zügen schön sein muß oder wie weit sie sogar auf eine bestimmte Art auch unschön sein möge, das hängt noch wieder für sich ab von einem mehr oder minder gesunden, von innen heraus behütenden Geschmack, von dessen unüberwindbaren Anforderungen oder wiederum von seinen seltsamen, dunkeln Selbstüberwindungen. Aber eines gehört immer dazu: daß an der „Judith", wer sie auch



Giulio Romano (Berliner Galerie)

begonnen, im offenen Tageslichte wissen zu dürfen, daß es ein andres Geschlecht gibt außer ihr. Und damit ist mit leichter Sicherheit schon jetzt ein gut Teil der Judithphantasien beruhigt und ernüchtert; das Heimliche, Versteckte, Quälerische, Abenteuerliche, Nachtdunkle ist enteignet und auf verhältnismäßige Minima zurückgedrängt. Unerhörtes von gestern ist heute fröhliches, harmloses Modevergnügen. Die Jugend von heute darf viel eher etwas wissen; sie darf, was für die ältere, die Kellersche, und die nächste noch, unerhört gewesen wäre, bei Gelegenheiten, die durch sich selbst den absoluten Anstand verbürgen, dabei sein; und das Ergebnis ist, die Augen dieser Jugend sind frisch und mutig und klar, und ohne das fliegend verdächtige Rot sind ihre Wangen. Durchaus logisch entstand der Judithroman des großen Schweizers in unsrer prüdesten mitteleuropäischen Zeit. Er ist das in allem edelgeformte Dokument eines großen dichterischen Wahrheitsdranges, einer um ihre Selbstbefreiung — nicht um den Fortschritt auf diesem Gebiet — ringenden menschheitsvollen Redlichkeit. Um persönliche Befreiung. Denn wir gehen in die Judithepisoden des jungen Heinrich hinein, wir gehen auch aus ihnen mit heraus. Judith ist die Episode dieses großen Buches und doch wieder sei, nichts von eigentlicher Zartheit empfunden werden darf.

Allbekannte Dinge, so gemeinverständlich, daß zwei Zeilen von Wilhelm Busch genügen, sie jedem in die Erinnerung zu bringen. „Ein jeder Jüngling hat einmal . . .“ Nur braucht es gewiß nicht immer das Buschsche „Küchenpersonal“ oder hübsche Hausmädchen zu sein, es wird vielleicht nur in den meisten, durchschnittlichen Fällen so sein. Es sind auch andre, gebildetere Möglichkeiten genug, die nur ermüdet, aufzuzählen; und die ganze Psychologie dieser besonderen Art Verliebtheit sehr junger Männer in leicht alternde Mädchen, die aber darum noch keine grauen Nönnlein sind, ältere Cousinen, jüngere Tanten, Pensionsvorsteherinnen und so weiter, ist einmal von Ed. von Hartmann mit dem Ernst, den das Thema sicherlich verträgt, klärend behandelt worden.

Aber sehr wahrscheinlich liegt es so, daß dieser ganze Dualismus nun heute schon anfängt, verschollen zu werden. Ursache und Wirkung könnten sich nicht mehr so lebhaft und deutlich erhalten wie in der Kellerschen Generation. Deswegen, weil die alte verblendete Pädagogik der vermeintlichen Bewahrung zu Ende geht und schon gegangen ist. Sie, die mit ihrem Ersticktenwollen doch gar nichts ausrichtete als ein schwüles Ueberhitzen, eine Ueberspannung mit Elektrizität, wie in der Leidener Verstärkungsflasche.

Die Knabenjugend von heute hat



Varotari (Dresdner Galerie)

nicht Episode. Dazu hat ihr Dichter diese Gestalt zu unvergessen lieb, hat er sie zu prachtvoll erschaffen. Deshalb kehrt sie in der zweiten Redaktion des Romans, so sehr letztere sonst das wuchernde Grün dieser Episoden zerschnitt, nach Jahren noch wieder, und gerade in dieser zweiten Fassung schließt Judith das Ganze ab. Zu dem älter und reifer gewordenen Heinrich, dem Lebensruhe ersehnenden, tritt die älter gewordene Judith, um in einer freien, nachbarschaftlichen Weise ihr Leben mit ihm zu vereinen. Und zu dem Allerschönsten im Buche gehört dies, die mit beiden tief versöhnende, zum Abschluß hinausgeklärte Wiederkehr der Judith, die fortgegangen war aus den Szenerien dieser Jugend nach drüben, nach Amerika, und die nun, als sie zurückkommt, auf eine unbeschreiblich wohltuende Art ihn innewerden läßt, wie „dieses Weib, das die Meere durchschifft, sich in einer neuen werdenden Welt herumgetrieben und, zehn Jahre älter geworden, zarter und besser war als in der Jugend und in der stillen Heimat".

•

Erheblich weniger intim und deutungsvoll sind die Behandlungen, die der Judithstoff in der bildenden Kunst gefunden hat. Ueberdies konnte er dort nie einer der am meisten dargestellten, also schon dadurch zu Differenzierung und Verfeinerung gedrängten werden. Es fehlte einfach zunächst, in den Jahrhunderten des späten Mittelalters oder der Renaissance, die rechte Möglichkeit der Bestellung eines solchen Gemäldes bei dem Künstler; es fehlte an dem religiös drapierten Auftrage, der dann schließlich doch dem Maler die weitesten Freiheiten, zur schweigenden Genugtuung des Auftraggebers, ließ. Als kirchliches Bild kam das Thema, so vieles in der Richtung möglich gemacht wurde, schlechterdings nicht in Betracht. Die alttestamentlichen Stoffe scheiden ja zwar nicht völlig aus. Auf manchem für religiös verstandenen Gemälde war Abraham im Begriff, seinen Sohn zu schlachten, und ähnliches gibt es mehr. Aber für die andächtige Anziehungskraft des Grausamen — für die grobe Wirkung auf jene selbe Psychologie, die heute unsre Zeitungen mit spaltenlangen Unerbittlichkeiten über jeden Eisenbahnunfall und so weiter füllt — hatte die Kirche Motivierteres und Wirksameres zugleich, die ausgesuchten Martern und Qualen der geräderten, gespießten, gevierteilten, zersägten, geschundenen, ölgesottenen christlichen Heiligen, mit welchen mehr als liebevollen Darstellungen verglichen ein bloßes Kopfabhacken doch immer nur eine sanfte Flauheit blieb.



Giorgione (?) (Eremitage, Petersburg)

Was an dem Judithstoff für eine freie Initiative der Künstler anlockend war, war der Kontrast des blühend starken, kühntrotzigen Weibes zu der Vernichtung, die sie vollzieht. Das reife, lebenswarme, prachtvolle Weib mit dem Blutentschluß im Auge, dem schwertregierenden Arm, und hart daneben gerückt der bleiche, abgeschnittene, schon ins Leichenfarbene übergegangene Kopf. Dies ist diejenige Tradition der Darstellung, die sich am meisten einbürgert, während sonst weder die Figur der Judith noch die kostümliche Ausstattung ihrer Erscheinung richtig typisch werden, wie es doch gerne die Hauptfiguren in den älteren Gemälden und Darstellungen tun.

Kaum möglich war der Gegenstand als Skulptur, wenigstens als Erzählung des Hergangs. Er war leichter denkbar etwa in der Weise, wie Benvenuto Cellinis Perseus das blutende Haupt der Meduse erhebt. Aber kompositionell so gut wie unmöglich müßte es erscheinen, den Augenblick darzustellen, wo Holofernes noch auf dem Lager liegt und die Rächerin das Schwert über ihn erhebt. Das schien als Gegenstand dem Gemälde vorbehalten, also auch noch dem Relief, so gut wie ausgeschlossen schien es für eine freie Gruppe. Und deswegen hat sie einer gewagt, der die Energie hatte, es gerade darum zu tun, Donatello. Sogar mit betonter Aufrechtstellung, mit senkrechter Linie des Aufbaues. Man kann nicht anders sagen als so: wie weit es dafür eine Lösung gab, ist sie in dieser Rundgruppe doch vollbracht. Und wundervoll ist der Kopf der im Gegensatz zu dem wollüstigen Barbaren vom Gewande eng umhüllten, das Gewand durch die Bewegung mitziehenden Judith. Das Werk war ursprünglich Brunnenfigur, wurde erst zu größeren Ehren von den Florentinern in der Loggia de' Lanzi aufgestellt. Aber man möchte meinen, daß ihm der größere

Vorteil erwiesen worden wäre, wäre es auf seinem ursprünglichen Standort, der gerade diese Form des Aufbaues so natürlich rechtfertigte, und demnach auch in seinem ursprünglichen Anspruch belassen worden.

Dann gibt es einen Entwurf von höchster Großartigkeit von **Mantegna**. Eine Federzeichnung in den Florentiner Uffizien, wonach sich eine weitere zeichnerische Ausführung im Louvre befindet. In wenig Werken tritt uns dieser große Zeichner bedeutender entgegen als hier, bedeutend und großartig auch durch die Komposition. Ohne weiteres erkennen wir, was für diesen Kopf mit dem Medusenmunde die Antike ihrem unmittelbarsten Schüler und Bahnbrecher im Quattrocento gegeben hat. Aber auch in der hochgewachsenen Streckung des Leibes drückt sich machtvoll das Heroische der Judith aus, der so wirkungsvoll gewöhnlich die Abra, die treue Dienerin, die ihr ins Lager der Assyrer gefolgt ist, gegenübersteht. Sie ist als Negersklavin aufgefaßt, nach der naiven Unwillkürlichkeit der Renaissance und noch der nächsten Jahrhunderte, ihre ungefähren Zeitkenntnisse von Bevölkerungen und Trachten in Afrika und Vorderasien in die Erzählungen des Alten und des Neuen Testaments hinein zu übertragen.

Für die zarte, fromme, ins Rührende, oft Klagende gehende Romantik **Botticellis** lag das Thema schlecht genug. Sein Gemälde, aus jungen Jahren stammend, ist anziehend zart in der Färbung, und es kündet vieles von diesem Maler, auch äußerlich in der Art der Gewänder, an. Vollendet ist die Dienerin; sie ist unbefangene und ganz sichere Natur, wie ihr die leeren Fiaschi am Handgelenk baumeln und wie sie mit ihrem Korb und dem toten Kopf darin so unwiderlegbar dreinschaut wie eine Gemüse zur Stadt tragende Verkäuferin. Um aber die Unmöglichkeit dieser Judith zu verschleiern, müßte man schon zu Wendungen wie „entzückende Naivität“ oder derlei seine Zuflucht nehmen, was dann ja auch bei einzelnen Kunstgelehrten mit dem Effekt des tieferen Eingedrungenseins geschah.

Auch in dem Berliner Gemälde Domenico **Ghirlandajos**, von dem die Eigenhändigkeit angenommen wird, interessiert nur die Magd, das plastische Leben in der mit höchster Unmittelbarkeit erfaßten Zeichnung dieser Schreitenden. Die Haltung sowohl wie das Gewand; trotz oder nebst dem Schürzungsexperiment, dem man das Atelier ansieht und das ganz ähnlich ausgefallen ist wie bei den entsprechenden Versuchen einer vielgenannten modernen antikisierenden Tänzerin. Ebensowenig wie dieses zeigt ein Petersburger Gemälde, das eher die Art des **Giorgione** oberflächlich nachzuahmen als sie unmittelbar zu enthalten scheint, daß sein Maler mit dem Stoff etwas Rechtes anzufangen gewußt. Für den feinen harmonischen, noch die vollendetste Frauenschönheit sanft und lyrisch verstehenden Giorgione war der Stoff nichts, ob nun dieses Bild von ihm herrührt oder wahrscheinlicher nicht. Man malt doch, um ein glattes Knie zu zeigen, nicht gleich einen Holofernesmord, und wieder nicht dazu ein so stilles, nazarenisches Mägdeleingesicht.

Ein Kraftstück hat **Caravaggio** versucht, dem nicht abzusprechen ist, daß es mit dem kontraststarken Kolorit zusammen seine Wirkung hat. Trotzdem die Arme allzu hart, fast wie Maschinengestänge, übereinander laufen. Oder man könnte aus wieder einem andern Sinn es ihm zum Verdienst rechnen, daß er gerade so ungestüm dies gewollt und nicht gescheut hat. Sonst haben die Maler dieser Jahrhunderte nach der hohen Renaissance im allgemeinen nichts Größeres und Intimeres in ihren Judithgemälden erstrebt als das Bild einer je nach dem Sinn der Künstler sehr schönen Frau, köstlich gekleidet oder auch freier ihre Schönheit verratend, und dazu die Wirkung eines toten Kopfes. Eine Wirkung, die innerlich meist nicht sehr vermittelt wird und anderseits auch wieder den Kontrast nicht sonderlich eindrücklich herausbringt.



Cristofano Allori (Pittigalerie, Florenz)

Doch einer ist darunter, **Cristofano Allori**



Peter Paul Rubens (Museum, Braunschweig)

(1577—1621). Das Judithgemälde dieses Nachklassikers ist wundervoll. Um gar nicht vom Kostüm zu reden: hier ist eine Judith begriffen. Wieder eine neue Sonderform aus der Dauer der Vorstellungen unter diesem Namen. Eine Judith, die unter uns geht und vor der alle guten Leute ihr gnädiges Schicksal bewahre. Hier ergreift auch der Kopf, obwohl und gerade da es nicht der eines gewalttätigen, genialen Holofernesmenschen ist; ein unendlicher Jammer geht von ihm aus, dem Kopf des Mannes, der solche Kostüme zu beschaffen hatte und dessen langhin schleppende Tragödie mit seinem Herzblute geschrieben steht. Es braucht für die, welche auf die Entstehung solcher profanen Legenden achten, kaum gesagt zu werden, daß an dem allzeit berühmten Gemälde die Erzählung hängt, die Judith sei das Porträt der Geliebten des Allori, der Holofereskopf aber stelle ihn selber dar, den Maler, der dann in seinen besten Jahren schon gestorben ist. Eine Wiederholung des Gemäldes — sehr ähnlich, nur etwas flauer, das Gesicht der Judith weniger im Ausdruck konzentriert — befindet sich im Rijksmuseum zu Amsterdam.

Dann unsre Zisalpinen, die Maler aus unserm germanischen Blut in Deutschland und den Niederlanden. Da mag für unsre engeren Landsleute, von denen übrigens wenige in Betracht kommen, Adam Elsheimer, der in Rom lebende Frankfurter (1578 bis 1620), stehen, um wieder zu zeigen, daß das Thema ihm, dem Deutschen und Schneiderssohn, nichts Tieferes und nichts Schlimmeres zu sagen und zu bedeuten hatte. Aber auch der Flame Jan Massys, der Sohn des größeren Quentin Massys oder Matsys, bleibt uns kalt und leer. Ein Körper, hingestellt, um einen Körper vorzuführen. Und doch nicht so gezeigt, daß sich darin eine Gabe für uns, ein aus Natur und künstlerisch erfassender Kraft wertvoll Dargebrachtes für unser Anschauen und Verstehen erfüllt; die Wirkung bleibt aus, die so wundervoll als Akt der auf den Namen Massys gehende Christusleib der Münchner Pinakothek erzwingt. Es ist entsetzlich trivial, von dieser Judith des Jan Massys weiter zu sagen: in der einen Hand hält sie einen Türkensäbel und in der andern einen Kopf. Aber es ist schlechterdings unmöglich, es anders auszudrücken.

Doch dann wieder Rubens! Stark wie immer, und dabei viel feiner, als hätte er aus der von ihm untrennbaren Gewalt nur gerade die Gewalt dieses Stoffes geben wollen. Das hatte er in Simson und Delila und in sonst einigermaßen verwandten Gemälden getan. Hier ist etwas andres, eine innere Milderung dieser natürlich wieder sehr völligen, ganz flamischen Judith, der Blick, worin ihre Sendung, ihr Müssen liegt, das Nachdenken, das ihr in dem Augenblick kommt, wo der Kopf vom Rumpf schon abgehauen ist. Eine Abschwächung vielleicht, aber keine in der Art Hebbels. Eine Hinüberlenkung aus der Bewußtheit in die Prädestination. Und neben der Judith diese gar nicht

zu übertreffende Alte, die vieles, vieles schon miterlebt hat ganz gelassen, nur daß es ihr die Runzeln des Allesverstehens im Gesicht noch tiefer eingegraben hat. Sie ist auch jetzt gar nicht erregt, sondern mit einem seltsam uns bewegenden Blick der über nichts mehr verwunderten Nachdenklichkeit dreht sie in der Hand das Haupt zu sich her und beleuchtet es mit dem schwelenden Licht, von dem man meinen möchte, daß es zu der Tat selbst schon geflackert hat.

Der Judithstoff von dem in innerer Kraft überlegenen und entschlossenen Weibe ist keiner, den die Kunst oder auch die Literatur schon irgend bisher erschöpft hat. Er liegt, in all seinen von uns gekannten oder auch in seinen noch ungeschauten Vielseitigkeiten, überhaupt vielleicht erst richtig in der letzten Gegenwart und Zukunft, die sie vorbereitet. In der Kunst tritt es zurzeit wenig hervor, weil dies, oder vielmehr weil das Trio der Künste die sehr viel wirksamere Eignung des Salomestoffes erkannt hat, um diesen ins Hyperraffinierte und ins ärger denn Cocottische zu wenden. Die tanzende Salome mit dem zuschauenden Herodes und der zeitgemäße Hauch der nicht mehr verdeckten Perversität in diesem Stoff füllt so gut unsre Bühnen, Theater und Oper wie die wandflächengroßen, sensationellen Gemälde der Kunstausstellungen.

Wir sahen, wie schon der große schweizerische Dichter den Judithstoff mit ernsthaftester und angezogenster Modernität begriffen, wie er das Thema von dem selbstisch überlegenen Weibe schon im Gebiet ihres Spiels mit dem dafür disponierten, in ihre Fesseln geschlagenen Knaben behandelt hat. Aber eine Ahnung will uns kommen, als ob der Judithstoff auch in andern und heftigeren Wendungen noch eine höchst ernsthafte und aktuelle Rolle im Leben und in der Dichtung, die hier ja in enger Fühlung sind, zu spielen berufen ist. Denn trotz der mannigfältigen Verselbständigung der heutigen Frauen oder Mädchen wird es nie daran fehlen, daß sie zunächst in Verhältnisse hineingehen, aus denen sie dann erst zu Klarheit und Willen erwachen und unter dem Druck der Nachträglichkeit sich nun zur listig-grausamen Vergeltung oder auch Befreiung erheben. Denn das ist ja das ganz Moderne, an sich auch Gute, der Ersatz des herkömmlichen Unglücklichseins und des verheimlichten Erduldens durch die Kraft und unter Umständen den Haß eines zu Rechten oder Ansprüchen gelangten und ihrer bewußt gewordenen Geschlechts. Das sind die nur anzudeutenden Dinge, wovon unter den allerneuesten Büchern uns schon der Roman „Absolvo te“ von Clara Viebig ein durch die innere Gewalt des Buches heftig packendes Beispiel gegeben hat.

Sprichwörter des Morgenlandes

Von

Roda Roda

Wer seine Heimat schmäht, ist nicht rechtgläubig — und trüge er auch einen Rosenkranz von Ellenlänge.

*

Eigennützige Freunde sind keine Freunde — und andre gibt's nicht.

*

Pflege Rat nur mit Leuten, die Nutzen von deinem Handel ziehen.

*

Leidenschaftliche Wünsche hinterlassen Spuren wie Leidenschaften.



Caravaggio (Museo Nazionale, Neapel)

Wanderschaft

Von

Hermann Hesse

Sei nicht traurig, bald ist es Nacht,
Da sehn wir über dem bleichen Land
Den kühlen Mond, wie er heimlich lacht,
Und ruhen Hand in Hand.

Sei nicht traurig, bald kommt die Zeit,
Da haben wir Ruh. Unsre Kreuzlein stehen
Am hellen Straßenrande zu zweit
Und die Winde kommen und gehen.

Sagt ihr

Von

Ludwig Finckh

Wenn sie euch fragt nach Jahren einst,
Was aus mir geworden sei,
Sagt ihr, daß ich nicht geheiratet habe,
Und daß ich ein Herz voll Sehnsucht habe
Und einen Leib voll Blut.

Und wenn sie fragt nach Jahren vielleicht,
Was ich nun treibe,
Sagt ihr, ich habe ein einsames Haus
Voll armer Kammern und stiller Wände
Und ein leeres Bett.

Und wenn sie fragt, für wen die Rosen blühn
In meinem Garten,
Für wen die Bäume tragen, die Stare pfeifen
Und für wen die Quelle springt,
Sagt ihr: für niemand.

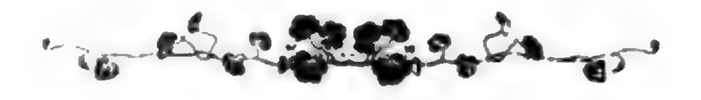
Wenn sie euch fragt nach vielen Jahren,
Was ich getan in meinem Leben,
Seit wir uns nicht gesehn,
Und warum ich gestorben,
Leute, so sagt ihr, ich habe sie geliebt.

An die Schönheit

Von

Richard Schaukal

Ich möchte die Schönheit in mich trinken,
Die Schönheit, die schon meiner harrt.
Wo bleibst du, sagt sie, ich steh' erstarrt,
Und ich will erweichen und will versinken
In eine lebende Gegenwart,
Ich will in einen untertauchen,
Der mich nicht allen andern zeigt,
Der mich verschlingt und mich verschweigt,
Aus seinem Atem will ich hauchen
Und wie vergangen in ihm ruhn,
Auf daß er mich erst wieder dichte,
Ich will in seinem Augenlichte
Und auferstehn in seinem Tun.
Denn diese, die da suchend schleichen,
Sich bücken, näher mich zu sehn,
Und mich umwandeln auf den Zehen,
Mich messen und mit sich vergleichen,
Ach, alle diese sind wie Diebe,
Ihr Blick, wenn er sich hebt, entweiht.
Ich aber bin alt wie die Zeit
Und unbesiegbar wie die Liebe
Und groß wie Gottes Schöpfersinn,
Und weil ich unermeßlich bin,
Will ich in einem untergehen,
Der unersättlich ist an mir,
Nicht ein getragenes Panier,
Nicht eine Helm- und Panzerzier,
Als eine Flamme will ich wehen
Aus ihm für mich und er aus mir.





Unterseeboot (die Stärke der französischen Marine)

Von der französischen Flotte

Von

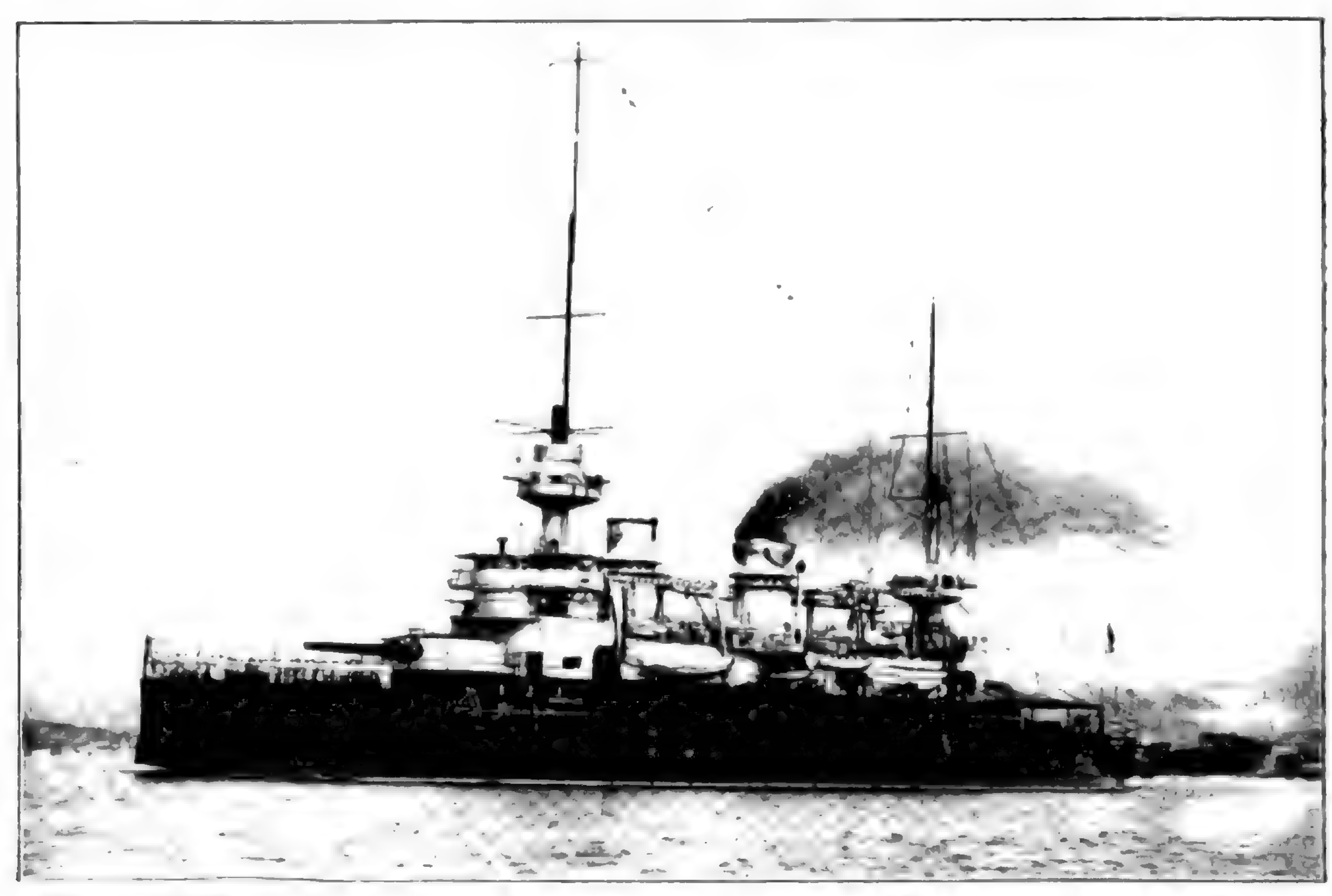
E. Graf Reventlow

(Hierzu sechs Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Die Franzosen sind immer gute, ja teilweise geniale Techniker gewesen. Sie weisen auf dem Gebiet des Kriegsschiffbaus und was aus Nachbargebieten hineinschlägt, eine ganz ungewöhnliche Zahl von Bahnbrechern auf. Ein Franzose erfand den Schiffpanzer, und das erste gepanzerte Schlachtschiff wurde in Frankreich gebaut. Auch die mit Sprengstoff gefüllte Granate ist französische Erfindung, und das moderne Unterseeboot können ebenfalls die Franzosen für sich in Anspruch nehmen. Ein französischer Ingenieur war es, der den ersten Panzerkreuzer konstruierte, ein Schiff, das von allen herkömmlichen Begriffen abwich, insofern man bisher an Panzerung nur bei dem schweren Schlacht- oder Linienschiff gedacht hatte. Franzosen haben zuerst die vor 15 und 16 Jahren so sehr bewunderten Gefechtsmasten aufgebracht, von denen nachher noch gesprochen werden soll. Das Dreischraubensystem ist französischen Ursprungs, und so ließe sich noch eine Menge aufzählen. Die Engländer haben auch auf diesem Gebiet ihren Konservativismus immer gewahrt, und wenn etwas gut war, so behielten sie es im allgemeinen so lange, bis es inzwischen schon längst durch die moderne Technik überholt war. Beide Eigenschaften haben ihre Vorteile und ihre Nachteile. Der vorwärtsdringende, stets auf Verbesserungen und neue Erfindungen gerichtete und mit entsprechenden Anlagen gepaarte Sinn der Franzosen ist, wenn man ihn absolut betrachtet, sicher vorzuziehen. In der Praxis des Lebens, wo der Zeitbegriff überall eine bestimmende Rolle spielt, macht sich die Sache aber anders. Und an ihrer Flotte haben die Franzosen in moderner Zeit, wo die Entwicklung schnell geht, Verbesserungen und neue Erfindungen einander überstürzen, viel nachteilige Folgen von der Uebertragung ihres lebhaften, abwechslungsbedürftigen Sinns auf den Kriegsschiffbau erfahren müssen. Ein Kriegsschiff ist ja genau genommen schon veraltet in dem Moment, wo man es fertiggestellt hat, ja, schon wenn es vom Stapel läuft. Modern ist es nur einen Moment, nämlich wenn die Pläne fertiggestellt sind; bis dahin kann man es noch immer in allen Teilen ändern, das letzte und Neueste der Technik und der militärischen Erfahrungen auf den geplanten Bau zur Anwendung bringen. Sind die Pläne genehmigt, die einzelnen Teile des zukünftigen Schiffs an die Industrie zur Anfertigung vergeben, so bedeutet das einen Abschluß, ein Festhalten der in den Konstruktionsplänen verkörperten Gedanken. Das im Bau befindliche Schiff verändert sich nun nicht mehr, sondern läßt die Zeit mit dem Neuen, was sie bringt, an sich vorüberrauschen, veraltet also. Auf die Praxis angewandt, ist das natürlich etwas übertrieben. Es gibt mancherlei, ja eine ganze Menge Maschinen, Einrichtungsgegenstände, ja Teile der Bewaffnung und so weiter, deren Herstellung kürzere Zeit in Anspruch nimmt als zum Beispiel die der schweren Geschützrohre, des Schiffsrumpfs und der Panzerplatten. Hier kann also, ohne damit die Fertigstellung des Ganzen zu verzögern, noch geändert und den Plänen gegenüber verbessert werden. Immerhin bleibt die Beschränkung, daß die Pläne dem Schiff ein bestimmtes

Deplacement, bestimmte Abmessungen und Gewicht vorschreiben, die natürlich nicht überschritten werden dürfen. Geschieht das, so muß ein Teil der Pläne wieder vollkommen geändert werden, es entsteht eine mehr oder minder lange Pause in den baulichen Fortschritten, und das Schiff wird später fertig, als beabsichtigt worden war.

Diese etwas allgemeine Betrachtung mußte, weil wir uns gerade mit dem französischen Kriegsschiffbau beschäftigen wollen, vorausgeschickt werden. Vor einigen Jahren nannte ein ehemaliger französischer Marineminister die Flotte eine Sammlung von Proben, eine bunte Musterkarte. Er vermißte die Gleichmäßigkeit, die vom technischen wie militärischen Standpunkt, besonders für Schlachtschiffe, die vereint kämpfen sollen und feste Geschwader oder Flottenverbände bilden, von so großer Wichtigkeit ist. Bauten die Franzosen ein Schlachtschiff, so nahm schon die Herstellung der Pläne, bis der Abschluß erfolgte, stets eine ungewöhnlich lange Zeit in Anspruch. Der Marineminister ist schon seit Jahrzehnten ein Laie, so oft auch ein Wechsel im Ministerium eintrat. Er läßt sich also mehr oder minder von den verschiedenen technischen und militärischen Persönlichkeiten, denen er vertraut oder die vermöge ihrer Stellung mitzureden haben, beeinflussen. Zuweilen hat er auch seine eignen Ideen mitgebracht, wie der bekannte Pelletan, der vorher Journalist war und dann alles daransetzte, die von seinem Vorgänger begonnene Baupolitik umzuändern. Er ließ von einem in den Plänen fertig vorliegenden Panzerkreuzer zum Beispiel sofort neue Pläne anfertigen, wodurch drei Vierteljahre verloren gingen. Er änderte nachträglich bei vieren von sechs gleichartigen Schlachtschiffen das Kaliber der mittleren Artillerie und verursachte dadurch eine bedeutende Verlängerung der Bauzeit. Man kann nicht einfach statt eines 15-Zentimeter-Geschützes ein 4 Zentimeter größeres Kaliber auf das Schiff setzen, denn das neue Geschütz ist schwerer, es nimmt viel mehr Raum ein, es erfordert einen Panzerturm oder Kasematten von entsprechend größeren Abmessungen, die Munitionsräume müssen gleichfalls vergrößert werden, und die Munition selbst ist neu anzufertigen. So führten zwei Schiffe jener Schlachtschiffklasse eine Mittelartillerie von achtzehn 16,5-Zentimeter- und die modernisierten anstatt dessen zehn 19,4-Zentimeter-Geschütze. Man wird ohne weiteres ermessen, daß danach auch der ganze Armierungsplan durch die Aufstellung der Geschütze geändert werden mußte. In diesem speziellen Fall war die Aenderung angesichts der Entwicklung der Artillerietechnik nicht ganz unbegründet, zumal die Schiffe von vornherein auf eine zu lange Bauzeit berechnet waren. Es ist ja immer ein gewisses Risiko und ein Zufallspiel. Die Schiffe sind für den Krieg da, und wann der Krieg kommt, weiß man nicht. Verlängert man also die Bauzeit, um, wie in diesem Fall, die Armierung moderner zu gestalten, als die Pläne es vorsahen, so kann das ein Gewinn sein, falls der Friede erhalten bleibt, während jeder Minister



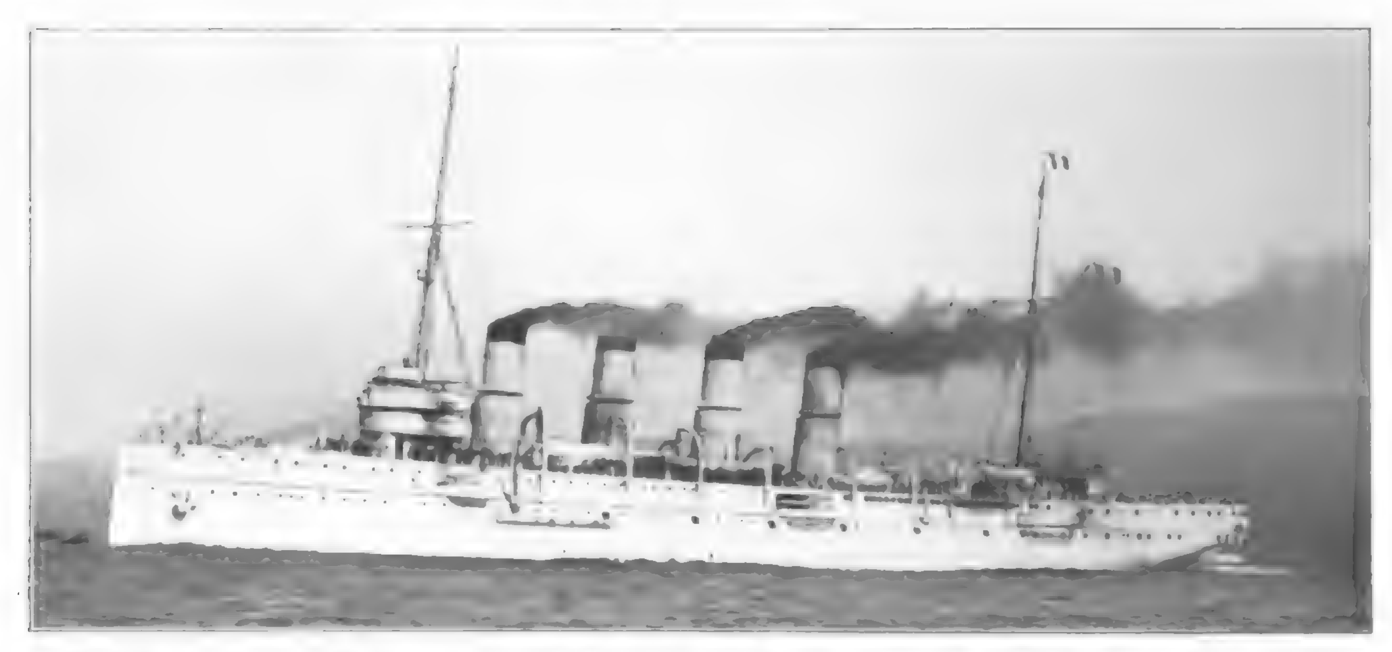
Linienschiff „Gaulois“ (Deplacement 11280 Tonnen, Schnelligkeit 18 Seemeilen, Bestückung vier 30,5-Zentimeter-, zehn 14-Zentimeter-, acht 10-Zentimeter-Geschütze und leichte Artillerie)



Panzerkreuzer „Desaix“ (Deplacement 7710 Tonnen, Schnelligkeit 21 Seemeilen, Bestückung acht 16,5-Zentimeter-, vier 10-Zentimeter-Geschütze und leichte Artillerie)

sich die schwersten Vorwürfe machen würde und müßte, wenn infolge einer nachträglich beschlossenen Aenderung ein so großer Teil der Gesamtwehrkraft wie vier Schlachtschiffe bei Ausbruch des Krieges nicht verwendbar wäre.

Aber weder Techniker noch Minister konnten es auch bei Einzelbauten lassen, während des Baues auftauchende Neuerungen den Schiffen aufzupfropfen. Jedes Schiff, so sagten sie, sollte den Gipfelpunkt der Modernität darstellen, und wenn der Bau dann etwas länger dauerte, so würde das durch die Vorzüge des Schiffs bei weitem überwogen. Die Erfahrung hat diese Theorie durchaus Lügen gestraft, denn die Folge war, daß die meisten Schiffe der Franzosen trotz einer Anzahl sehr guter Eigenschaften verbaut und in sehr wichtigen Teilen veraltet waren. So kam es vor, um nur ein Beispiel zu erwähnen, daß infolge der Sucht, immer noch ein Geschütz mehr anzubringen, bei dem Küstenpanzerschiff „Henri IV“ zwei Kanonen der mittleren Artillerie nicht scharf feuern konnten, weil sie zu dicht am hinteren Turm standen und die in ihm befindliche Mannschaft infolge des Gasdrucks gefährdeten. Die Schlachtschiffe der neunziger Jahre glichen hohen schwimmenden Burgen, weil man ihnen immer mehr leichte Geschütze aufpackte und, um Platz für diese zu finden, die über dem eigentlichen Schiffskörper sich erhebenden ungeschützten Aufbauten höher und länger machen mußte. Die Aufbauten ihrerseits — wir haben diese Erfahrung auch in der deutschen Marine gemacht — beeinträchtigen den Gefechtswert des Schiffs um so mehr, je höher sie sind. Sie vergrößern die Zielfläche für den Feind, sie vermindern die Stabilität und Seefähigkeit des Schiffs, weil durch sie der Schwerpunkt in die Höhe rückt. Im selben Sinn wirken die sogenannten Gefechtsmasten, die dick und turmartig in die Höhe ragen und in leicht gepanzerten Marsen, das heißt Plattformen, die mit gepanzerter Brustwehr umgeben sind, leichte Schnellfeuergeschütze oder Maschinenkanonen enthalten. Sie dachte man in der Weise nutzbar zu machen, daß während des Nahgefechts die Marsgeschütze von oben herunter auf die an Deck befindlichen Leute des feindlichen Schiffs, zumal Kommandanten und Offiziere und Signalpersonal, schössen, die Signaleinrichtungen und Kommandobrücke zerstörten und so weiter. Das war vielleicht von Anfang an schon ein phantastischer Gedanke, und seit einigen Jahren vollends wurden die Entfernungen bei einem sogenannten Nahgefecht drei- bis viertausend Meter groß. Diese Gefechtsmasten bilden, weil sie so dick und hoch sind, auf sehr große Entfernungen ganz außerordentlich gute Ziel- und Anhaltspunkte für feindliche Schützen und Entfernungsmesser, sind also sehr schädlich. Die Franzosen haben einige ältere Schiffe, die am meisten mit Aufbauten und Gefechtsmasten ins Extrem gingen, zu modernisieren versucht, aber das sind immer halbe Maßregeln. Ganz besonders auffallend ist gerade in dieser Beziehung der Unterschied in der äußeren Erscheinung. Die englischen Schlachtschiffe sind niedrig über Wasser und verleugnen nie die Form eines Schiffs, und gerade diese geht den französischen Bauten auf weitere Entfernungen oft völlig verloren. Die englischen Schiffe zeichnen sich auch durchweg durch bessere Seeeigenschaften infolgedessen aus. Weder auf englischen Schlachtschiffen noch Kreuzern finden wir jene übermäßige Anhäufung von Geschützen, die sich bisweilen selbst maskieren und, weil sie so dicht beieinander stehen, auch zu mehreren von einer einzigen feindlichen Granate außer Gefecht



Geschützter Kreuzer (Korsarenkreuzer) „Chateaurenault" (Deplacement 8020 Tonnen, Schnelligkeit 24 Seemeilen, Bestückung zwei 16,5-Zentimeter-, sechs 14-Zentimeter-Geschütze und leichte Artillerie; ähnelt äußerlich einem modernen Schnelldampfer)

gesetzt werden können. Der Engländer legt den größten Wert darauf, ein möglichst freies übersichtliches Deck zu haben, er weiß, welche Verwirrung und Behinderung es hervorruft, wenn die ungepanzerten Aufbauten, die gewaltigen Bootskräne und dicken Masten zerschossen herunterfallen und das Deck in ein Trümmerfeld verwandeln. Deshalb beschränkt er diese Dinge soviel wie irgend möglich, er beschränkt auch die Zahl der Schornsteine und macht diese niedrig und wenig dick. Auf französischen Schlachtschiffen und Panzerkreuzern finden wir dagegen vier und gar sechs Schornsteine.

Einen Vorzug haben die meisten französischen Schlachtschiffe in dem mit großer Konsequenz durchgeführten Prinzip möglichst vollständiger und starker Panzerung. Dem ist man seit bald einem halben Jahrhundert treu geblieben, und die Franzosen haben jetzt die Genugtuung, zu sehen, daß die Erfahrungen des russisch-japanischen Krieges ihnen recht gaben und auch alle andern großen Marinen auf vollständigen Panzerschutz für Schlachtschiffe und Panzerkreuzer den größten Wert legen. Alle französischen Schlachtschiffe neueren Datums weisen die folgende charakteristische Anordnung auf: Ein



Zwei entgegengesetzte Konstruktionsprinzipien: rechts französische, links englische Kriegsschiffe, aufgenommen bei der letzten Flottenentrevue

sehr breiter Gürtelpanzer umgibt den Rumpf vom Bug bis zum Heck, über der Oberkante dieses Panzers liegt ein Panzerdeck, das ebenfalls von vorn bis hinten und von einer Seite bis zur andern durchgeführt ist, und ihm entspricht ein zweites Panzerdeck, das sich in gleicher Weise an die Unterkante des Panzers anschließt, also unter Wasser liegt. So bilden der vertikale Gürtelpanzer und die beiden horizontalen Panzerdecks einen großen gepanzerten Kasten, der für die Schwimmfähigkeit und Stabilität des Schiffs im Gefecht eine bedeutende Gewähr bietet. Die Panzertürme der französischen Schiffe, in denen die Geschütze stehen, haben ebenfalls eine Form, die wir bei keiner andern Marine finden. Sie ragen viel höher über Deck empor, und ihr oberer Teil gibt dem Ganzen eine beinahe pilzartige Form. Die Höhe der Türme ist insofern günstig, als sie den Geschützbedienungen und deren leitenden Offizieren einen weiten Rundblick gibt und auch bei hoher See und stark arbeitendem Schiff Gebrauchsfähigkeit garantiert; die Nachteile liegen darin, daß der höhere Turm leichter von feindlichen Geschossen getroffen wird, anderseits als Gewicht auf die Höherlegung des Systemschwerpunktes des Schiffs wirkt und die Stabilität vermindert.

Im vorigen Jahre hat man in Frankreich den Bau von sechs Schlachtschiffen zu 18000 Tonnen bewilligt und auch in Angriff genommen. Die Erfahrungen der letzten Jahre, insonderheit die des ostasiatischen Kriegs, werden ohne Zweifel auch die französischen Konstrukteure zur Annäherung an den englischen Grundsatz geführt haben, die ungeschützten Aufbauten möglichst klein zu halten und die dicken Gefechtsmasten zu unterdrücken. Ob sie allerdings der hier zum Teil abgebildeten englischen „Dreadnought" ähnlich sein werden, ist sehr zu bezweifeln. Diese stellt aber auch keineswegs den Gipfel der Vollkommenheit dar.



Ein Gegenbeispiel: das übersichtliche Deck des englischen Linienschiffes „Dreadnought", klar zum Gefecht

Die französischen Panzerkreuzer erfreuten sich bis vor nicht langer Zeit einer gewissen Berühmtheit. Jahrelang legte man auf die Herstellung einer großen Panzerkreuzerflotte bedeutend höheres Gewicht als auf das Schlachtschiff. Dachte man doch damals nur an England als den Feind der Zukunft, und für den kommenden Krieg hielten mehrere Marineminister hintereinander einen Kampf gegen die englische Schlachtschiffflotte für aussichtslos, man wollte anstatt dessen den englischen Seehandel nach Möglichkeit zerstören, Panik auf den großbritannischen Inseln verbreiten und die finanzielle Widerstandskraft des Feindes schwächen. So entstand der sogenannte Korsarenkreuzer, der zuerst kaum Panzerschutz besaß, nachher aber mit dem großen Panzerkreuzer verschmolz. Unter der großen Anzahl der französischen Panzerkreuzer befindet sich eine Reihe schöner Schiffe, bei denen jedoch meist sowohl die Artillerie als auch der Panzer etwas stiefmütterlich zugunsten der Geschwindigkeit behandelt worden sind. Jedenfalls ist es den Franzosen nicht gelungen, den Engländern eine in sich überlegene Waffe gegenüberzustellen, denn diese überboten jede französische

Klasse durch eine größere Anzahl stärkerer und schnellerer Schiffe. Immerhin sind die Franzosen in der Entwicklung des modernen Panzerkreuzers bahnbrechend vorgegangen, und die andern Nationen haben viel von ihnen lernen können. Was im besonderen die maschinellen Einrichtungen anlangt, haben die französischen Schiffe, wie verschiedene Fahrten zeigten, ganz Hervorragendes geleistet. Ein wohl unbestreitbarer Mangel bei vielen von ihnen besteht aber darin, daß sie geringe Drehfähigkeit besitzen, also nicht besonders gut manövrieren. Das ist in erster Linie auf die große Länge bei sehr geringer Breite zurückzuführen; dabei ist der Tiefgang sehr groß, und auch die Unterwasserlinien des Schiffskörpers sind mehr auf schnelles Geradeauslaufen als auf Drehen in kurzem Bogen konstruiert. Nun ist zwar für einen Panzerkreuzer schnelles und geschicktes Manövrieren lange nicht so wichtig wie für ein Schlachtschiff, sondern die Geschwindigkeit steht obenan. Gleichwohl gibt es auch hier eine Grenze des Zulässigen, und ein schlecht manövrierender großer Panzerkreuzer kann in die schwierigsten Lagen kommen, wenn er enge Werfteinfahrten und so weiter passieren muß, sei es einfahrend oder ausfahrend.

Mancher französische Kreuzer hat schon bei solchen Gelegenheiten schwere Havarien davongetragen. Es hat sich ferner gerade bei französischen Panzerkreuzern häufig gezeigt, daß die Verbände des Rumpfs nicht widerstandsfähig genug waren. Man hatte sie zu leicht konstruiert, um Gewicht zu sparen, und die Folge war in mehreren Fällen, daß sich das lange, nicht genügend starre Schiff bei schwerem Seegang verbog. Wenn nun eine solche Verbiegung auch nur ganz gering ist, so genügt sie doch, wenn sie an der betreffenden Stelle auftritt, um die Fundamente der Kessel- und Maschinenanlagen zu verrücken und die Anlagen selbst in ihrem Funktionieren schwer zu beeinträchtigen.

Es soll nicht gesagt sein, daß viele der hier angedeuteten Mängel der französischen Schiffe und außerdem solche, die diese nicht besitzen, in andern Marinen fehlten, auch dort ist nicht alles vollkommen. Es handelt sich hier darum, ein Bild der französischen Flotte zu geben, und in dem eng bemessenen Rahmen dieser kurzen Betrachtung war es nicht möglich, durch eingehende Vergleiche einen Maßstab zu liefern. Der militärische Wert einer Kriegsflotte ist aber ein Vergleichswert, er hängt ab von dem Wertverhältnis des Flottenmaterials zu dem andrer Flotten. Die französische Marine ist allerdings durch jahrelange Mißwirtschaft sehr zurückgegangen, stellt aber immerhin noch eine ansehnliche Macht dar. Bei der vaterländischen Opferfreudigkeit der Franzosen und dem technischen Geschick und Talent ihrer Konstrukteure ist es sehr wohl möglich, daß sie uns in zehn Jahren ein erheblich viel günstigeres Bild darbietet.

Hinter dem Leben

Drei Strophen

Von

Georg Busse-Palma

1

Die alte Flöte

Ich sah im Kehricht eine Flöte liegen,
Verstaubt und rissig, stumm und ohne Klang,
Und dacht' der Tage, da sie voll Vergnügen
Am süßen Rotmund eines Bläsers sang.
Ich hört' im Geist die Melodien wiegen,
Die sie erfüllten, eh' ihr Mundstück sprang.
Und da wir alle nur wie Flöten liegen
Am Mund des Lebens, ward mir seltsam bang!

2

Auf einen Grabstein

Am Tisch des Lebens hab' ich stark gezecht
Und früh verzehrt' ich die ererbte Habe.
Ein Schluck war gut, der andre faul und schlecht,
Dann brach der Kelch, und satt ging ich zu Grabe.
Nun bechert über mir ein neu Geschlecht
Und mich beklagt manch jugendheißer Knabe.
Ich aber üb' der Toten letztes Recht
Und grins' vergnügt, solang ich Zähne habe!

3

Der sprechende Schädel

Den nackten Schädel, den der Strom gebracht,
Das Ufergras umgrünt ihn immer enger,
Und gar zum Brutplatz ward er nun gemacht
Von einem Pärchen frühlingsfroher Sänger!
Da hat der Schädel bitter aufgelacht:
So höhnen mich die zwitschernden Bedränger!
Sieh, Menschenbruder, das ist unsre Macht!
Ich, der nun Nest bin, war ein Vogelfänger!



Der Klub der Rücksichtslosen

Eine auf strikter, absoluter Wahrheit fußende Geschichte

von

C. Tara

(Schluß)

Am Nachmittage ging Lotte Oelster, alias Chimära, die bekanntermaßen mit dem Ingenieur Richardt, alias Löwenherz, einen Extrapakt abgeschlossen hatte: „die gute Stadt kopfstehen zu lassen ob der Wahrheiten, die sie über sie ausgießen würden“, in ein Kaffeekränzchen.

„Guten Tag,“ begrüßte sie, „na, habt ihr schon tüchtig geklatscht? Laßt hören, was habt ihr über mich geredet?“

„Obwohl wir uns natürlich ganz frei von Schuld fühlen,“ lautete die spitze Antwort der Gastgeberin, „wäre es wahrhaftig nicht schwer, Böses über dich zu reden.“

„So so? Wie interessant! Da bin ich gespannt!“

„Allerdings!“ rief eine andre dazwischen. „Nachdem du dich heute morgen auf der Promenade in einer Weise benommen haben mußt, die geradezu anstoßerregend war.“

„Anstoßerregend? Gut gebrüllt! — Wenn man einmal den Leuten die Wahrheit sagt!“

„Die Wahrheit? Grobheiten hast du gesagt — sämtlichen jungen Herren, denen es die Galanterie verbot, mit gleicher Münze zu erwidern. Die ganze Gesellschaft ist empört über deine spitze Zunge —“

„— und dein unerhört rücksichtsloses —“

„— geradezu emanzipiertes Betragen!“

Jetzt riefen alle durcheinander, und die Kaffeetassen und Kuchenberge feierten.

Chimära sah sich mit spöttischer Gelassenheit im Kreise um.

„Na, ich sehe, ihr seid euch ja merkwürdig einig, obwohl ich von euch nicht eine heute morgen gesehen habe. Meine Vermutung, daß ihr vor meinem Eintritt schon mächtig über mich hergezogen wart, scheint also doch zuzutreffen!“

Alles schwieg betreten.

„Du kannst versichert sein —“ begann die Gastgeberin.

„— daß dem so ist,“ vollendete Chimära seelenruhig. „Wir machen's doch immer so, der Abwesende wird hergenommen! Wir sind alle schon mal durchgehechelt worden. Das letztemal war's Nina Jberg —“

„Ich?“ fragte die Bezeichnete entsetzt.

„Ja du —“

„Schweig doch, Lotte, was fällt dir ein?“

„Ich will wissen, was ihr über mich geklatscht habt!“

„Ach, gar nichts, Lotte spaßt natürlich,“ beschwichtigte die Gastgeberin angstvoll. „Kinder, seid doch gemütlich! Nimmst du noch Kuchen, Nina?“

„Danke — ich verlange zu wissen, was über mich gesagt worden ist! Lotte, du wirst den Mut haben zu vertreten, was du angedeutet hast?“

„Ei natürlich!“ sagte Chimära gelassen. „Ihr schreit nur alle so durcheinander, daß man nicht zu Worte kommen kann. Es wurde gesagt, du wärest ein unaufrichtiges Wesen, von dem man nicht wisse, was man daran habe — so ähnlich wenigstens —, und du gäbst dir alle Mühe, den Ingenieur Richardt einzufangen, was dir aber niemals gelingen würde.“

„Und wem verdanke ich diese letzte liebenswürdige Bemerkung?“ fragte Nina wutbebend.

„Diese zufällig mir,“ antwortete Chimära kaltblütig. „Daher erinnere ich mich ihrer am besten. Du kannst aber versichert sein, daß die der andern ihr nichts nachgaben.“

„Dann wären wir ja fertig!“ stieß die also Bedachte mit wutweißer Nasenspitze hervor. „Es ist gut, daß ich weiß, was ich von eurer Freundschaft zu halten habe. Adieu!“

Und trotz allseitigen inständigen Protestes, vieler Be- und Verschwörungen, Bitten und Umarmungen raffte die Gekränkte ihren Stickbeutel zusammen und verließ die Tafelrunde.

Chimära stand auf und gab ihr in der Tür einen freundschaftlichen Klaps auf die Schulter.

„Sei mal ehrlich, Nina: war das, was ihr, ehe ich kam, über mich sagtet, nicht ebenso schlimm wie dies? Wenn nicht noch schlimmer? Und mein Gott! Hast du denn nicht selbst über andre auch redlich mitgeklatscht? Also, was regt dich so auf?“

Nina sah einen Augenblick starr auf die Fragende.

„Es ist wohl ein Unterschied,“ sagte sie dann spitz und abweisend, „ob ein Gerede berechtigt ist oder nicht!“ Damit schlug sie die Tür hinter sich zu.

Chimära kehrte nachdenklich an den Tisch zurück, wo die andern mit kalten und pikierten Mienen saßen und ostentativ schwiegen.

„Das ist's!“ murmelte sie vor sich hin. „Jeder hält das Gerede über den andern für berechtigt, aber über sich nicht — wahrhaftig, das ist des

Pudels Kern!" Wie sie so in sich versunken saß, erinnerte sie auffallend an ihren salomonischen Bruder.

„Na, Kinder," sagte sie dann, um sich blickend, „was sitzt ihr denn alle so verschlagen da? Habt ihr nicht sämtlich schon den Wunsch geäußert, die Nina als das schwarze Schaf des Kränzchens unauffällig hinauszuwimmeln? Nun ist ja euer Wunsch erfüllt, obwohl ich schwöre, daß dies meinerseits ohne vorherige Absicht und Ueberlegung geschehen ist!"

„Unauffällig? Nennst du diese Methode unauffällig? Wenn man es wirklich so ‚hinten 'rum' gekonnt hätte! Aber so —"

„Wo ihr Vater Geheimer ist —"

„— und die Mutter in den höchsten Kreisen verkehrt —"

„— uns alle so mit bloßzustellen!"

„Nein, es ist einfach abscheulich!"

„Im übrigen," begann eine lange Schnippische, deren Bruder am Morgen von Chimära mit dem schmeichelhaften Titel „Trottel" bedacht worden war, und die racheglühend darauf ausging, Chimära recht zu treffen, „im übrigen hat diese ganze Geschichte mit Nina für mich — und ich denke, für uns alle — einen unangenehmen und kleinlichen Beigeschmack. Sollte es nicht —" mit vieler Betonung — „deinerseits eine Rankune gewesen sein, weil du selbst auf den Ingenieur Richardt spekulierst?"

Chimära sprang auf.

„Spekulierst? Lächerlich! Als ob ich jemals auf einen Mann spekuliert hätte!"

Alle sahen erstaunt auf die Erregte, die sonst bei allen Sticheleien so spöttisch gelassen zu bleiben pflegte.

„Na, am Ende seid ihr euch gar schon einig?"

„Ja, gewiß, sie sind sich einig, ich sehe es Lotte an, und warum auch nicht, sie passen ja vortrefflich zusammen. Er ist ja genau so rücksichtslos und spottlustig wie sie! Auf dem Essen gestern abend bei Doktor Mönkins hat er sich geradezu unmöglich gemacht durch sein Benehmen. Zum Beispiel hat er, als Mönkins ihn fragte, wie ihm der selbstgebraute Likör seiner Frau munde, gesagt: ‚Gräßlich!' Mein Bruder sagt, er wäre in der Tat gräßlich gewesen; aber so etwas sagt man doch nicht, das verbietet doch die einfachste Pflicht der Höflichkeit. Zum Schluß, als er immer übermütiger wurde, haben ihn alle Damen geschnitten, und auch die Herren haben sich von ihm zurückgezogen. Es hieß allgemein, es wäre nur gut, daß die Brücke fertig wäre und er wieder fortginge. Hier ist er wirklich unmöglich geworden!"

„Na, auf den Verlobten kannst du ja stolz sein!"

„Er ist nicht mein Verlobter!"

„Aber du interessierst dich für ihn! Siehst du, wie du rot wirst!"

„Du liebst ihn! Du liebst ihn!"

Chimära stand mit blitzenden Augen.

„Was ihr euch nicht einbildet! Ich — pah — lächerlich!" Sie stockte, durch ihren Kopf schoß blitzschnell die Erinnerung an den „Eid" in ihres Bruders Turmzimmer und den Pakt, den sie mit Richard Löwenherz geschlossen und den er anscheinend mit rücksichtsloser Energie gehalten hatte. Sie gab sich innerlich einen furchtbaren Ruck, treu wollte sie sich bleiben, und sie zog die letzte Konsequenz, indem sie zurücksinkend hervorstieß:

„Ja, ich glaube fast, ich liebe ihn — bis jetzt habe ich's nicht gewußt! So, nun wißt ihr's, und nun könnt ihr's ja überall erzählen, wo man's wissen oder auch nicht wissen will — bis es zu ihm dringt, und dann wird das ja eine reizende Situation für mich. Tröstet euch — ihr seid glänzend gerächt — adieu!"

*

Und Chimära, die, nachdem sie am Morgen die Männerwelt mit ihren Wahrheiten traktiert hatte, die Absicht gehabt, dasselbe Manöver am Nachmittag mit der weiblichen Jugend vorzunehmen — nur daß sie nicht bedacht hatte, daß hier die „Galanterie" fortfiel —, verließ gesenkten Hauptes das Haus — als Besiegte.

Kassandra saß abends bei ihrer Herrin, dem Fräulein von Wendt, und las ihr aus einem frommen Blatt für innere Mission vor. Die Dame war von bigottester Frömmigkeit, und es war für Kassandra, die abends auf ihrem Zimmer die Bücher aufgeklärtester Geister las, oft unendlich schwer, die trockene Lektüre mitzugenießen. Nie aber kam ein Wort der Abwehr über ihre Lippen; erstens lag ihrer Natur nichts ferner als Intoleranz und Fanatismus und zweitens hatte sie ihre besonderen Gründe, gerade diese Stellung mit Einsetzen aller Kräfte, inbegriffen vollständigste äußere Aufopferung ihres Selbst, zu behalten. Gründe, die in einem Geheimnis wurzelten, das sie jahrelang still und schwer mit sich herumtrug und sogar ihrem Bruder verschwieg, obwohl es ihn ebenso betraf wie sie selbst. Da sie mit ihrem ernst-lieblichen Gesicht, dem einfachen braunen Scheitel und ihrem ganzen geschlossenen, schweigsamen Wesen eher den Eindruck einer sittsamen Nonne als den einer vielgrübelnden Freidenkerin machte, war ihrer Herrin selten der Gedanke gekommen, ihre Gesellschafterin denke anders als sie selbst.

Selten, aber doch zuweilen; denn trotz aller Selbstaufopferung war Kassandra keiner Lüge fähig, und der klare, ruhige Blick ihres braunen Auges spiegelte den Grund ihrer wahrhaftigen Seele wider.

Heute abend war sie zerstreut. Sie dachte an den kommenden Tag, den Hochzeitstag ihrer Freundin Johanna Oelster, und daran, daß sie dort mit einem zusammenkommen würde, dem sie auszuweichen suchte.

Fräulein von Wendt sah sie scharf an, als sie das Blatt ausgelesen hatte und nachdenkend vor sich hinblickte.

„Mein liebes Fräulein," begann die Dame, „Sie sehen so ernst aus — ich dächte, es wäre ein Freudentag auch für Sie, da sich Ihr Bruder endlich auch äußerlich zu den allein feststehenden Wahrheiten des Evangeliums hinübergerettet hat, nachdem er so lange nicht wußte, ob er kalt oder warm war. Es war wirklich ein Genuß, ihn heute mittag mit dem Superintendenten sprechen zu hören, an dem er durch seine heutige Predigt einen väterlichen Freund gewonnen hat. Die demnächst durch den Weggang des Pastors Wolter freiwerdende Pfarrstelle ist ihm so gut wie sicher. Freuen Sie sich denn nicht über all dieses?"

„O gewiß," antwortete Kassandra unbefangen, „von ganzem Herzen. Es hat keiner mehr bedauert als ich, daß mein Bruder nicht die entschiedene Haltung einzunehmen vermochte, die einem Geistlichen gebührt und die ich stets so sehr an meinem Vater bewundert habe. Vor allem, daß er nicht den moralischen Mut hatte, seine Ueberzeugung zu vertreten."

Fräulein von Wendt schien mit dieser Antwort nicht ganz zufrieden.

„Aber Sie, Fräulein Magdalene, ich — es kommt mir oft so vor — es ist meine Pflicht, Sie einmal darum zu fragen: Welches ist Ihre religiöse Ueberzeugung, doch hoffentlich die Ihres Bruders und aller wahrhaft Gläubigen?"

Kassandra erschrak. Schon einmal beim Antreten der Stellung hatte ihre Herrin eine derartige Frage an sie gerichtet. Nun, hatte die Dame damals gesagt, wer aus einem so anerkannt frommen Pfarrhause käme wie sie, den brauche man ja nicht, wie sie es sonst bei ihren Gesellschafterinnen zu tun pflege, auf seine Glaubensfestigkeit hin zu prüfen. Kassandra, stellenlos und von dem Gedanken an ihr unseliges Geheimnis getrieben, diese Stellung mit Aufbietung aller Kräfte zu erlangen, hatte geantwortet, daß die Religion ihr höchstes inneres Gut sei und sie sich mit allen Kräften bestrebe, nichts andres als Gott Wohlgefälliges zu tun. Sie sprach damit die Wahrheit, obwohl sie sich bewußt war, daß ihre Herrin diese Worte anders deutete, als sie gemeint waren.

Heute lagen Fall und Frage anders. Sie hatte sich gegen den „Eid" gesträubt, da sie ahnte, die Folgen würden in Rücksichtslosigkeiten ausarten; nun sie ihn aus Kameradschaftlichkeit mitgeschworen, fühlte sie mehr Verpflichtung, ihn wörtlich zu halten als irgendein andrer.

„Nein, gnädiges Fräulein," sagte sie fest, obwohl bei den kaltbefremdeten Blicken der Dame ihr Herz angstvoll klopfte, „meine religiöse Ueberzeugung ist eine andre als die Ihre und die meines Bruders —"

„Sie glauben nicht an Gott?" unterbrach Fräulein von Wendt entsetzt.

„Ich glaube an Gott," antwortete Kassandra fest. „Niemand kann mir diesen Glauben nehmen — aber an einen einigen, nicht an einen dreieinigen Gott!"

„Aber das ist ja ganz entsetzlich! Also sind Sie eine Anhängerin dieser fürchterlichen modernen Irrlehren, die der Herr Superintendent als gefährlicher bezeichnet als Heidentum?! Sie, die Tochter eines strenggläubigen Pfarrers?! Wo Sie hier — in meinem Hause doch nur Gelegenheit hatten — mir fehlen die Worte! Besonders auch über die Unaufrichtigkeit, mit der Sie diese freidenkerischen Ideen vor mir geheimgehalten haben, vor mir, von der Sie wissen, daß ich nie einen Freigeist um mich dulden würde! Ich bitte, Fräulein, gehen Sie jetzt auf Ihr Zimmer, ich bin zu erregt — morgen werden Sie meine Entschlüsse hören!"

Schon lag dunkle Nacht über den Dächern, als Kassandra noch immer unbeweglich an ihrem Fenster stand. Es war ihr bekannt, daß eine verarmte Nichte des Superintendenten, deren religiöse Ansichten jedenfalls nichts für Fräulein von Wendt zu wünschen übrigließen, schon seit einiger Zeit auf ihre Stellung spekulierte — sie wußte im voraus, welches die „Entschlüsse" der Dame sein würden. Und was dann? Kassandra preßte ihren Kopf gegen die Scheibe und starrte mit schmerzerfüllten, aber tränenlosen Augen in die Nacht. Dann würde das Elend von neuem anfangen!

•

Und die Sonne ging auf und schien über den „zweiten Tag" — halt! Prüfe dich, Chroniste! Schien sie wirklich oder war sie etwa hinter Wolken versteckt? In der wahrheitsfanatischen Gesellschaft, in der du dich augenblicklich befindest, hast du jedes Wort, das du hinschreibst, auf seine Richtigkeit zu zerlegen. Also schien, strahlte sie wirklich?

Ja, sie strahlte in gelber Pracht über dem Hochzeitstag Johanna Oelsters, und die Fähnlein und Wimpelchen am Parkeingange, die Gewinde und Lampions zwischen den Bäumen im Garten leuchteten und glitzerten aus dem Grün heraus.

Wie ein Feldherr auf dem Schlachtfelde stand Ludwig das Kind in der Mitte des improvisierten Tanzbodens, der mit Brettern auf dem größten Rasenplatze aufgeschlagen war, schaute befriedigt auf sein Werk und noch befriedigter zum Himmel. War es doch die geheime Angst sämtlicher Beteiligten gewesen, das Gartenfest werde noch im letzten Moment ins Regenwasser fallen.

„Sie tut uns den Gefallen," sagte er mit einem Blick auf die Sonne zu seiner Schwester, die in der Nähe stand und in Gedanken versunken ein Blatt zerpflückte. „Es hält sich."

Chimära sah übermacht aus; sie hatte schlecht geschlafen, ein sehr seltener Fall in ihrem Leben, denn sie hatte eine gesunde Natur. Um so klarer sie sich dessen bewußt wurde, daß sie wirklich Richard Löwenherz liebte, um so mehr war nachträglich ihr weiblicher Stolz erwacht, den sie in der Kaffeegesellschaft einen Augenblick ihrem Wahrheitsdrange geopfert hatte. Und stolz war sie immer über die Maßen gewesen! Ha, heute „ihm", dem natürlich längst ihr Geständnis überbracht sein würde, lachend entgegenzutreten und zu rufen: „Haben Sie mein famoses ‚Geständnis' gehört? So ein Spaß! Ja, Lotte Oelster hat mitunter bizarre Einfälle! Lassen Sie sich's nur nicht beikommen, im Ernst daran zu glauben!"

„Du, Salomo," begann sie, „an diesen einfältigen Eid halte ich mich natürlich nicht gebunden!"

„Nicht gebunden? Chimära, Chimära, du wandelst auf dunkeln Wegen! ‚Ich verspreche an Eidesstatt bei meiner Ehre —' Und deine Abmachung mit Löwenherz, durch die du den Eid zweimal bekräftigt hast?"

„Lächerlich!" murmelte sie zwischen den Zähnen, und mit verdüstertem Gesicht verschwand sie zwischen den Sträuchern.

Vom Wege her trat jetzt eiligen Schrittes ein junger Mann durchs Tor und ging auf Ludwig das Kind zu. Es war Alexander der Große.

„Gut, daß ich dich finde, Salomo! Dieses wahnsinnige Versprechen ist mir höchst fatal — ich fühle mich seitdem nicht mehr wohl in meiner Haut — und gehalten muß es ja doch werden — aber ich denke, es gibt ein Mittel, sich davon zu befreien."

„Sich von einem gelobten Versprechen befreien? Auf das Mittel bin ich gespannt."

„Ach, sei nicht bockbeinig! Ich muß mir ohnehin Gewalt antun, daß ich dir raffiniertem Leuteschinder nicht den Kragen umdrehe!" — Ludwig das Kind schüttelte sich vor Lachen — „Lache nicht, Mensch, sonst wird's Ernst! Also höre: daß Lissy (das war der Name seiner Angebeteten) zur Hochzeit hier nach N. kam, wußte ich; nun schreibt sie mir heute, auch ihre Eltern, die vor einigen Tagen von der Reise zurückgekehrt seien, kämen und hätten die Absicht, mich hier kennen zu lernen, worauf dann eventuell meiner Werbung nichts mehr im Wege stehen würde und so weiter p. p. Mit dem verrückten ‚Eid' belastet, ist mir das unmöglich; also entweder ich komme von ihm befreit hierher oder ich werde krank und bleibe zu Hause, auf den Schmerz hin, Lissy nicht zu sehen."

„Gut, nun das Mittel."

„Mein Gott, es ist doch schließlich nichts als eine Abmachung zwischen uns achten — dem ‚Klub vereinigter Philister' —, sowie wir uns alle entschließen, sie aufzugeben, ist die Sache doch null und nichtig."

„So spricht ein Jurist! Versprochen ist versprochen, und der Termin geht bis heute abend. Und versprochen an Eidesstatt habt ihr mir's, nicht euch untereinander. Ich halte dich, Männeken!"

„Mach mich nicht rasend, Kerl —"

„Aber was hast du denn so Fürchterliches auf dem Gewissen, daß du dich nicht vor deiner teuern Schwiegermama in spe sehen lassen kannst, wie du bist?! Mir graut vor dir!"

„Zehn Uhr — ich muß zum Gericht, aber ob ich komme, weiß ich noch nicht — adieu, Halsabschneider von einem Menschen!"

Er stürzte fort. Kopfschüttelnd ging Ludwig das Kind ins Haus. „Von dem schüchternen Alexander ist's noch einigermaßen zu verstehen — aber Chimära — unbegreiflich!"

•

Der Referendar Romberg trat verbissenen Gesichts bei seinem Freunde, dem Oberlehrer Böhme, ein. Eigentlich verbot sein hocherklusiver Sinn dem jungen Herrn den Umgang mit simpeln, vermögenslosen Oberlehrern; doch datierte diese Freundschaft noch aus der Knabenzeit beider her, in der sie Nachbarn gewesen waren. Hier in N. hatten sie sich vor einiger Zeit zufällig zusammengefunden und, da sie dieselben Neigungen hatten, seitdem vertrauten Verkehr gepflogen.

Romberg ließ sich schweigend in den roten Plüschsessel des „Möblierten" fallen.

„Na, was gibt's?" fragte Böhme. „Kleines Läuschen über die Leber gekrochen, wie? Aerger gehabt mit dem gestrengen Herrn Vorgesetzten?"

„Wenn's das nur wäre!"

„Sterbe vor Neugierde!"

„Abgesagt! Rund und nett abgesagt — was sage ich — kühl, unhöflich, beleidigend abgesagt! — Mir!"

Er sprang auf und lief im Zimmer herum. Der Oberlehrer sah ihn betroffen an.

„Wer? Die Beckerath, deine sogenannte ‚Wetterhexe', die dir doch so sicher war? War doch neulich alles in Ordnung mit Papa —"

„Sicher — ha, ha! Ja, der Alte war ganz auf meiner Seite, und ich war so wahnsinnig verschossen in das Mädel, daß ich mich geduldig vertrösten ließ. Wäre ein patentes Weib für mich gewesen, war Rasse drin — Temperament — so was lieb' ich — und viel Moses und die Propheten — ich kann wahrhaftig nie genug davon haben, obwohl mein Alter mit dem Zuschuß nicht knausert."

„Und keine Hoffnung mehr?"

„Keine. Grund: Herz schon anderweitig verschenkt."

„Das schreibt sie? Ja, alter Knabe, dann ist's aus! Such einen andern temperamentvollen Goldfisch! Wenn so ein verwöhntes und energisches Mädel sich einen in den Kopf gesetzt hat, ficht sie ihre Sache gegen hundert strenge Väter durch."

Der Referendar antwortete nicht. Er war beim Herumrennen vor dem Schreibtisch des Oberlehrers stehengeblieben und sah starren Blickes auf ein dort liegendes längliches fliederfarbenes Kuvert.

„An dich —?" stammelte er. „Was hast du da für einen Brief?"

Böhme nahm das Kuvert auf.

„Ach, weißt du," sagte er affektiert, „unsereins als Selektaliteraturlehrer kriegt öfters solche Wische! Diesen bekam ich heute morgen — schwärmerischer Liebeserguß einer ungenannten Anbeterin!"

„Darf ich die Handschrift sehen?"

„Alles — — was hast du? Kennst du die Hand?"

Romberg entfaltete den Brief, durchflog ihn flüchtig, sah seinen Freund von Kopf bis zu Füßen an und brach dann in ein schallendes, bitteres Gelächter aus.

„Ob ich sie kenne?! Also du bist der Glückliche, der Beneidenswerte, ‚den sie hundert Vätern abtrotzen wird'! Gleich nach dem eiskalten Absagebrief hat sie Wärme genug für diese zarte Anknüpfung gehabt — hahaha! — Servus! Ich weiche dem glücklichen Nebenbuhler!"

Und mit einem wütenden Auflachen drehte er sich auf dem Absatz herum und ging auf die Tür zu.

Der Oberlehrer stellte sich ihm in den Weg und hielt ihn am Aermel fest.

„Was — was sagst du da? Nein, bleib, sei doch kein Frosch — du siehst doch, daß gänzlich ohne mein Zutun — ich habe bei dem Brief schon eine meiner Selektanerinnen im Verdacht gehabt, obwohl keine von ihnen Steilschrift schreibt — ich würde dir doch niemals in die Quere gekommen sein — aber wissen muß ich, wie du auf diese Idee kommst."

Der Referendar riß einen länglichen fliederfarbenen Brief aus der Brusttasche und hielt ihn neben den andern.

„Da — da — sieh doch! Wenn das nicht aus demselben Karton kommt! Und die Schrift! Natürlich bei dir ungelenker, etwas verstellt, damit die Anonymität vorläufig gewahrt bleibt — aber evident dieselbe Hand!"

Böhme starrte auf die beiden Briefe nieder.

„Wahrhaftig —" murmelte er.

„Na also — wie gesagt, ich weiche — über den Geschmack der Mädels läßt sich nicht streiten — und lasse dich mit deinem Glück allein!"

Er stürmte davon.

Der Oberlehrer stand noch eine Weile wie auf



Huldigung
Nach einem Gemälde von Alexander Frenz



den Kopf geschlagen. Dann reckte er sich und ging pfeifend im Zimmer auf und ab.

Donnerwetter! Eins der reichsten und hübschesten Mädchen der Stadt! Und er, Oberlehrer Böhme, 2400 Mark Gehalt und keinen Zuschuß! Kerl, dein Glück ist gemacht — ich hab's zwar immer gewußt, so ein forscher Kerl wie du! — gleich heut nachmittag auf der Hochzeit wird zur Attacke geblasen!

Die Toilette des Oberlehrers pflegte sonst schon geraume Zeit seines Daseins auszufüllen. Heute gab sein Spiegel außerordentlich hartnäckig ein sorgfältig pomadisiertes und gescheiteltes Haupt und ein ganz besonders wohlgefällig lächelndes Antlitz wieder.

•

Die Trauung war zu Ende. Die Hochzeitsgäste saßen, in den unteren saalartigen Gemächern, der langgestreckten Veranda und der Vorhalle verteilt, beim Schmause. Durch ausgehangene Türen allen sichtbar thronte das Brautpaar; neben der Braut als ihr nächster Angehöriger ihr Bruder Friedrich der Weise, an dessen Seite Kassandra. Ihr hochgeschlossenes weißes Wollkleid war entschieden das schmuckloseste in der glänzenden Versammlung; doch sah sie trotz ihres ernsten Gesichtes im einzigen Schmuck eines Sträußchens lebender Veilchen sehr lieblich aus.

Ludwig das Kind, der ihnen gegenüber — saß kann man nicht sagen, denn als Festarrangeur trieb er überall sein Wesen — hatte auch die Tischordnung gemacht, und da er merkwürdigerweise, obwohl selbst trotz seiner Rücksichtslosigkeiten der Verschlossensten und Undurchdringlichsten einer, der Vertraute sämtlicher Freunde und Freundinnen war — hatte er mit seinem still-schlauen Lächeln die Paare zu ihrer höchsten Zufriedenheit gruppiert.

Die heilige Elisabeth saß strahlenden Auges neben dem Erwählten ihres Herzens, Dr. Siemers, und tauschte mit ihm unter dem Tisch verliebt-verstohlene Händedrücke, indes der so jählings zu ihrem Freier erwachsene Oberlehrer Böhme, der sich schon halb und halb für ihren Bräutigam hielt, weit von ihr ab an derselben Seite saß und zu seinem Verdruß keinen Blick von ihr erhaschen konnte. Sicher, so kalkulierte er, verzehrte sie sich nach seiner Nähe, aber bei der nächsten Gelegenheit würde er diese Sehnsucht stillen.

Chimära hatte noch im letzten Augenblick ihren Platz, den Ludwig das Kind neben Richard Löwenherz bestimmt hatte, gewechselt und saß in einem von ihm getrennten Raume, hatte auch noch keinen Blick für ihn gehabt.

Auch Alexander der Große war erschienen, trotz seines gegenteiligen Vorsatzes. Der Wunsch, seine geliebte Lissy wiederzusehen, hatte über alle Bedenken gesiegt. ‚Warum zum Teufel verkrieche ich mich?‘ hatte er sich gesagt. ‚Salomo hat recht, es ist, als ob ich Fürchterliches auf dem Gewissen hätte; dabei bin ich weder im zivilen noch militärischen Verhältnis vorbestraft — doch, einmal wegen unerlaubten Spielens in einer auswärtigen Lotterie mit drei Mark — aber das wird hoffentlich die Schwiegermutter nicht genieren. Im übrigen niemals sitzengeblieben, kein Karzer, nie gespielt, glatt durch den Assessor, in zwei Jahren Amtsrichter, geordnete Finanzen — Kopf hoch, alter Junge, du kannst als Freier vor sämtlichen Schwiegermüttern und -vätern der Welt bestehen!‘

Die Musik jauchzte, Gedecke klapperten, Pfropfen knallten, ein animiertes Stimmengeschwirr drang bis in den Garten hinaus, kurz- und langweilige Reden — halt, Chroniste, nichts bemänteln! — Verzeihung, also langweilige Reden wurden mit erleichterten „Hochs“ ins Meer der Vergessenheit versenkt — mählich senkte sich der laue Herbstabend hinab.

Da wurde die Glastür, die zum Garten hinabführte, aufgerissen, und auf der Schwelle stand Ludwig das Kind mit allen Zeichen des Entsetzens in Gesicht, Mähne und Haltung.

„Achtung!“ rief er, „Zigeuner kommen! Alles fliehe in den Garten!“

Die erschreckten Mienen verwandelten sich in lachende; die Gäste erhoben sich, und unter Vorauftritt der Musik, der das Brautpaar folgte, drängte alles aus dem schwülen Hause ins Freie.

Kaum waren die Tische leer, und das Ehrenpaar strebte unter Salomos Leitung der neben dem Tanz- und Spielboden für sie errichteten Tribüne zu, als sich etwas Unerwartetes begab. Aus dem Gebüsch brach eine entsetzlich anzusehende, verwilderte und zerlumpte Zigeunerhorde hervor, packte, ehe der Bräutigam recht wußte, was geschah, die Braut und schleppte die Aufschreiende auf Schultern und Fäusten in rasender Eile und unter wildem Triumphgeheul in die verschlungenen dämmerigen Gartenwege.

„Raub! Raub!“ schrie Ludwig das Kind mit Donnerstimme. „Mir nach, was Fäuste hat, um sie zu retten!“ Und gefolgt von sämtlichen jüngeren Hochzeitsgästen stürmte er hinter den Fliehenden her, der Bräutigam in seiner ersten verständnislosen Bestürzung an seiner Seite. Gerade als die Räuber durch ein Hintertürchen entwischen wollten, wurden sie von den Verfolgern eingeholt und, da diese unter den braungebeizten Gesichtern nunmehr die von Ludwig dem Kinde angeworbenen Primaner des Gymnasiums erkannten, die Beute unter Johlen und Zerren befreit, worauf sie dem atemlos zurückgebliebenen und gute Miene zum bösen Spiel machenden Bräutigam und den nachdrängenden andern Hochzeitsgästen im Triumph wieder zugeführt wurde.

Es war ein echter Scherz von Salomos Geist und daher auch von kleinen übeln Folgen begleitet. Abgesehen davon, daß die älteren Damen, der Bräutigam und vor allem die Braut noch eine Viertelstunde lang Herzklopfen spürten von dem Schrecken, war auch die bräutliche Toilette in eine traurige Verfassung geraten, und der Schleier wurde sogleich mit „Hallo“ unter die jungen Leute verteilt. Aber auch das Gute, was er bezweckte, war eingetroffen. Die Episode wurde bis zu Tränen belacht, in hundert Variationen, die sich auf jedes einzelnen dabei anfänglich empfundene Vermutungen und Gefühle bezogen, erörtert, und in angeregtester, ja ausgelassenster Stimmung bewegte sich alles in der köstlichen Abendluft.

Friedrich der Weise gesellte sich zu Ludwig dem Kinde.

„Du hast mir Andeutungen gemacht,“ sagte er leise und hastig, „als ob heute bei einigem Ver-

ständnis meinerseits mein sehnlichster Wunsch in Erfüllung gehen müßte. Fast wie ein Kind vor Weihnachten habe ich mich diese Nacht schlaflos gewälzt, da ich wirklich diesmal selbst glauben wollte, das Glück sei nahe. Du hast sie so sehr in meine Nähe gesetzt, daß ich vierzigjähriger Mann selbst nicht weiß, was ich spreche und tue, aber nichts ist anders als sonst. Sie ist genau so zurückhaltend, ja bestimmt noch zurückhaltender als gewöhnlich, sage mir nur eins, warum du mich mutwillig in Hoffnungen stürzest, die sich nicht erfüllen?"

„Das kann ich dir nicht sagen," antwortete Ludwig das Kind, und da der andre eine unwillige Bewegung machte: „werde nicht heftig, ich wiederhole, ich darf dir's nicht sagen! Ich will das Aeußerste tun, was ich kann, und dir einen guten Rat geben: frage sie um alles, was dein Herz zu wissen begehrt —"

„Wie kann ich das?"

„Und zwar innerhalb der nächsten zwei Stunden."

Damit eilte er fort. Er stieß auf Richard Löwenherz.

„Wo ist deine Schwester? Es ist mir den ganzen Nachmittag nicht möglich, meine Mitverschworene zu begrüßen, und bei den übrigen Damen darf ich mich ja dank meiner Wahrheitsliebe nicht mehr sehen lassen."

„Keine Ahnung! — oder doch, wenn sie unter Menschen nicht zu finden ist, ist sie immer bei ihren Hunden. Ihre Diana hat kürzlich Junge gehabt."

Richard Löwenherz suchte und fand, nachdem er das Pförtchen, das die beiden benachbarten Gärten verband, durchschritten hatte, Chimära richtig im Hundestall, unbekümmert um ihr kostbares Spitzenkleid am Boden kauernd und von fünf braunen jungen Hunden umkrabbelt, indes die alte Hündin schweifwedelnd zuschaute. Der Ingenieur schaute einen Augenblick, entzückt mit seinem linken Auge blinzelnd, auf das originelle Bild, ehe er nähertrat. Chimära sprang erschreckt auf, als sie ihn sah, so erschreckt, daß das Hündchen, das in ihrem Schoß gesessen hatte, unsanft zur Erde fiel.

Sie sah in sein merkwürdig bewegtes Gesicht, das Blut schoß ihr jählings in die Stirn, und in der Unbesonnenheit ihres verletzten Stolzes rief sie mit einem Lachen, das in seltsamem Widerspruch mit ihren Augen stand, und in überstürzender Eile:

„Da steht er, der siegesgewisse Herr der Schöpfung, und will sein Opfer haben! Aber Sie irren sich, löwenherziger Ritter! Wenn ich Sie auch liebe — es kommt mir zwar augenblicklich so vor, als ob ich Sie haßte — aber gleichviel! Heiraten werde ich Sie nie — nie! Und jetzt möchte ich allein mit meinen Hunden sein!"

Richard Löwenherz stand wie vom Donner gerührt. Dann trat er unsicheren Schrittes auf sie zu.

„Sie — Fräulein Chimära, Sie lieben mich?" fragte er fast atemlos.

„Ist es Ihnen noch nicht genug, daß die Spatzen sich's von den Dächern zupfeifen? Wollen Sie mich noch mehr demütigen?" rief Chimära mit blitzenden Augen und heftig mit dem Fuße aufstampfend. „Sehr taktvoll finde ich das gerade nicht! Gehen Sie, gehen Sie! Vor Ablauf der ominösen zwei Stunden werde ich diesen Stall nicht verlassen, und dann bin ich des verrückten Paktes mit Ihnen und aller Welt ledig."

„Ich verstehe Sie nicht, Fräulein Chimära! Ich denke, Sie können mir glauben, da ich meine ganze hiesige Existenz an diesen ‚verrückten Pakt' gehängt habe. Die ganze Welt war mir gleichgültig, wenn ich mich nur mit Ihnen einig fühlte. Ich habe tatsächlich geglaubt, daß dies der Fall sei, daß unter allen den ehrpußlichen Spießbürgern gerade wir zwei füreinander geschaffen seien, und habe Sie gesucht, um vor meiner Abreise, die in den nächsten Tagen stattfinden muß, eine schwerwiegende Frage an Sie zu richten. Wenn ich aber jetzt Ihre Worte richtig deute, wenn sich Ihre Zuneigung infolge meines Benehmens und In-Ungnade-fallens in hiesiger Stadt in Haß verwandelt hat, so — muß ich ja schweigen. Nur zu bedenken möchte ich Ihnen geben, daß dies alles nur im Gedanken an Sie geschah und an den Kampf, den Sie auf Grund unsrer Abmachung zweifellos auch kämpften."

Chimära sah ihn zweifelnd, durchdringend an.

„Sie geben sich den Anschein, nichts zu wissen; ah bah! Ich kenne meine teuern Freundinnen besser! Wenn ich wüßte, ob ich Ihnen glauben kann!"

„Fräulein Chimära!"

„Ja, ja, so rücksichtslos ehrlich Sie auch sonst in diesen Tagen gewesen sein mögen — diesen Appell auf Ihre Ritterlichkeit hält wohl der Gedanke an den Pakt nicht aus — und nun wollen Sie zartsinnig — nein, nein! Ich sagte Ihnen doch, daß Sie gehen sollen! Ich hasse Sie, ich kann Sie nicht ausstehen! Das ist die Wahrheit, und nun lassen Sie mich!"

Richard Löwenherz verbeugte sich stumm und ging. Er verlor sich in den dunkeln hinteren Gartenwegen und ging kopfschüttelnd auf und ab.

Chimära hatte sich zu ihrem gleichen ruhelosen Auf- und Abwandern, in das sie nach seinem Weggang verfiel, ein engeres Gefängnis von noch größerer Dunkelheit ausgesucht. Schon konnte sie die Hunde nicht mehr erkennen, die zu ihren Füßen krabbelten und die sie ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit unwirsch mit dem Fuß wegstieß, wenn sie ihr in den Weg kollerten, und noch immer wanderte sie im Stalle umher und starrte ins Dunkle. Wenn sie ihm glauben könnte — er hatte so ehrlich ausgesehen — ja wenn, wenn!

Unterdes wandelte die heilige Elisabeth auf heimlichen Pfaden. Sie hatte sich mit ihrem Schatz bei Tisch leise abgesprochen, mit ihm auf einer bestimmten Bank im Nachbargarten zur ungestörten Besprechung der Zukunft zusammenzutreffen, und schlüpfte, wie sie glaubte unbemerkt, durchs Pförtchen. Der junge Arzt wurde aber zu seinem Verdruß von dem Angehörigen eines Patienten längere Zeit im Festgarten aufgehalten, indes die heilige Elisabeth ungeduldig nach ihm ausschaute.

Da teilte eine schwarzbefrackte Gestalt das Gebüsch — freudig wollte sie darauf zueilen, aber es war der ihr nur sehr flüchtig bekannte Oberlehrer Böhme, der ihr nur durch Fips' Schwärmerei, mit der sie den Backfisch häufig neckte, interessanter war als die andern Lehrer.

Das böse Gewissen machte die heilige Elisabeth

hoch erglühen. Was mußte der Oberlehrer, der sich zweifellos ein wenig abseits vom Festtrubel erging, von ihr denken, wenn er sie hier einsam wartend auf der versteckten Bank erblickte? Und besonders, da der Erwartete jeden Augenblick kommen konnte?

Sie wollte sich erheben, aber der Oberlehrer kam ihr zuvor. Er deutete ihr Erglühen anders. Jetzt oder nie — eine bessere Gelegenheit als in diesem lauschigen Winkel fand sich ja nicht wieder. Böhme hatte wenig Umgang mit Damen wie überhaupt mit der „Gesellschaft" N.s, und auch auf diese Hochzeit war er nur als Privatstundenlehrer der jüngeren Brüder Friedrichs des Weisen geladen. Er beugte sich dicht über sie, sah sie mit feurigen, verliebten Augen an und sagte mit sehr interessant zitternder Stimme:

„Endlich, endlich, mein gnädiges Fräulein, ist der Augenblick gekommen, den ich während dieser ganzen qualvollen Stunden so glühend ersehnt habe, der Augenblick, wo ich mit Ihnen allein sein kann! Wenn Sie ahnten, wie glühend meine Zuneigung, meine Anbetung für Sie ist, wie mein ganzes Herz Ihnen entgegenfliegt —"

Er war sehr stolz auf diesen feinen Zug, nur von seiner, nicht etwa von ihrer Liebe zu reden, obwohl er ihrer ja so sicher war. Der liebe Leser gehe nicht zu streng mit ihm ins Gericht und schelte ihn keinen Heuchler und gewissenlosen Mitgiftjäger! Die Natur hatte ihn mit viel Phantasie und Eitelkeit ausgestattet, und er glaubte im Moment selbst alles, was er da sagte. Der Anblick und das Zusammensein mit dem reichen, eleganten und jugendfrischen Mädchen, von dem er sich heftig geliebt wähnte, hatte sein leichtentzündliches Herz zu schneller Glut entfacht.

Die heilige Elisabeth saß erstarrt mit angstvoll irrenden Augen. Zweifellos hatte sie es mit einem Betrunkenen, wenn nicht gar Wahnsinnigen zu tun; sie wußte sich den plötzlichen Ueberfall dieses ihr sonst so fremden Menschen, das gerötete Gesicht, die zärtlich schwimmenden Augen nicht anders zu deuten. Der Oberlehrer anderseits wußte sich ihre Starrheit nicht recht zu erklären; schnell entschlossen ließ er sich zur endgültigen Eroberung vor ihr auf das Knie nieder und flüsterte:

„Geben Sie mir ein Zeichen, angebetetes Fräulein Lisa, daß ich hoffen darf —"

Da bog ums Gesträuch der Doktor Siemers, der sich endlich frei gemacht hatte. Mit einem erlösten Schrei sprang die heilige Elisabeth auf, schleuderte den Knienden von sich und stürzte in ihrer furchtbaren Angst dem Doktor zitternd an die Brust.

„Franz, Franz! Befreie mich von diesem Wahnsinnigen!"

Der Oberlehrer schnellte empor und starrte auf das Paar in grenzenloser Verblüffung, die durchaus nichts Wahnsinniges an sich hatte. Der geübte Blick des Arztes ließ diesen denn auch keinen Augenblick an ein so plötzliches Uebergeschnapptsein glauben, nachdem er eine halbe Stunde vorher im Festgarten mit Böhme noch einige höchst vernünftige Worte gewechselt hatte.

„Herr — Oberlehrer Böhme! Wie kommen Sie zu dieser bodenlosen Unverschämtheit?"

„Das werden Sie mir — mit welchem Recht — welches Recht haben Sie an diese Dame?"

„Diese Dame ist meine Braut," sagte Doktor Siemers entschlossen; denn was nutzte eine weitere Geheimhaltung angesichts der Stellung, in der sich die heilige Elisabeth an ihn klammerte. „Und daher frage ich Sie: wie kommen Sie dazu, sich solch unerhörte Vertraulichkeiten herauszunehmen?"

Der Oberlehrer schäumte innerlich vor Wut. Wie gerne würfe hier der Chronist ein günstiges Licht auf ihn, indem er ihn als charaktervollen, prinzipiellen Duellgegner hinstellte, doch muß der, ach so strikt Wahrheitsliebende leider gestehen, daß Herr Böhme, wenn er auch in seiner Phantasie schon manchen Gegner blutigrot aufs Duellfeld gestreckt hatte, nicht mit dem dazu gehörigen Quentchen persönlichen Mutes versehen war; das Restchen, was er davon besaß, schwand beim Anblick des hünenhaften Doktors dahin wie Schnee an der Wintersonne.

„Mit welchem Recht —" stammelte er, den Vorwurf der „Unverschämtheit" schleunigst auf Nimmerwiedererinnern in die fernste Ganglienzelle versenkend, „Fräulein Beckerath hat doch diesen Brief an mich gerichtet —"

Er holte mit zitternden Händen Fipsens Machwerk aus der Brusttasche hervor.

Beim Anblick des fliederfarbenen Kuverts mit dito Siegel trat die heilige Elisabeth mit einem Ausruf des Erstaunens näher. Auch der junge Arzt, der manches derartige Briefchen in verschlossener Schublade bewahrte, stand überrascht.

„Herrn Oberlehrer Böhme!" las die heilige Elisabeth, „und mein Papier — mein Stempel — was bedeutet —" Sie riß den Brief heraus und las.

Plötzlich brach sie in ein Lachen aus, in ein so tolles, so unwiderstehliches, so überwältigendes Lachen, daß die beiden Herren, die zuerst unwillig und nicht begreifend standen, schließlich Mühe hatten, ihre locker werdenden Lachmuskeln in gebührendem Zaume zu halten.

„Und diese Epistel haben Sie mir zugetraut?" brachte die heilige Elisabeth schließlich hervor. „O Fips! Schwärmerische Backfischseele! Wie gerne bewahrte ich dein teures Geheimnis im tiefsten Winkel meines Herzens — es ist mir leider nicht möglich — Fips, glaube mir, zu meiner, zu unsrer aller Ehrenrettung muß ich es preisgeben! Furchtbare Strafe für einen kleinen Papier-, Feder- und Siegellackdiebstahl! — Herr Oberlehrer, unter der Bedingung, daß Sie Ihre Schülerin Susi Beckerath diese Wissenschaft niemals merken lassen und das zarte Geheimnis in Ihrer Brust verschließen, will ich Ihnen mitteilen, daß sie, die eine Vorliebe für meine Handschrift und mein Briefpapier hat, die Schreiberin dieses rührenden Ergusses ist. Aber als Gegendienst müssen Sie mir mitteilen, woher Sie wußten, daß es mein Papier war."

„Romberg hatte doch denselben Brief," murmelte der vernichtete Oberlehrer ganz konsterniert und gedankenlos. Dann ging ihm plötzlich die ganze Größe seiner Blamage auf — denn wie konnte nunmehr die heilige Elisabeth sein Benehmen anders als gröbste Heuchelei auffassen? — Und mit noch einigen um Entschuldigung stammelnden Worten zog er sich schleunigst zurück.

Die heilige Elisabeth, die noch immer geneigt

war, das Ganze für einen unbezahlbaren Witz anzusehen, wollte ihn zurückrufen, um ihm Schweigen für ihr ungewollt verratenes Verhältnis zu Doktor Siemers aufzuerlegen. Dieser aber wollte dem „albernen Laffen“ kein Wort mehr gegönnt wissen; er erklärte, es sei ihm gleich, was der „elende Kerl“ rede, und ganz lieb, daß seiner ihm jetzt unbegreiflichen Unentschlossenheit, bei ihrem Vater offen um sie zu werben, ein Ziel gesetzt würde. Und so kamen die beiden denn überein, daß nunmehr „das Verhängnis seinen Lauf nehmen könne“.

*

Der Festgarten strahlte inzwischen in magischem Lichte. Hunderte von kleinen japanischen Lämpchen erhellten die Rasenflächen, Bosketts und Wege, in denen die Pärchen wandelten, um sich vom Tanze zu erholen. Der Tanzplatz selbst war strahlend und zauberisch erleuchtet, und die schwingenden Paare hoben sich leuchtend von dem dunkleren grünen Hintergrunde ab. Auf den rundherum angebrachten Sitzen und Bänken hatten sich die zuschauenden Mütter niedergelassen, während sich die älteren Herren im Rauchzimmer oder auch draußen umherwandelnd dem Genuß der Zigarre hingaben.

„Nun komm endlich einmal mit zu meiner Mutter!“ bat die schlanke Lissy ihren geliebten Alexander den Großen und hielt hochaufatmend nach dem Walzer inne. „Sie erwartet dich seit einer Stunde oder noch länger. Ich begreife dich wirklich nicht — Mama ist sehr genau in allen Dingen — sie wird schon ungehalten sein über deine — Unhöflichkeit. Verzeih, aber ich kann deine Weigerung nicht anders nennen — überhaupt bist du den ganzen Nachmittag so zerfahren und abwesend — fehlt dir irgend etwas?“

„Nein, nein — doch ja, aber ich darf es dir nicht sagen —“

„Alex —“

„Quäle mich nicht,“ sagte Alexander der Große nervös, „ich kann nicht! Gedulde dich nur noch —“ er zog die Uhr und seufzte — „nur noch eine Stunde! Dann sollst du alles erfahren!“

„Du bist heute so merkwürdig,“ entgegnete Lissy ängstlich, „wirklich ganz unheimlich kommst du mir vor mit deinen geheimnisvollen Andeutungen und deinem unaufhörlichen Auf-die-Uhr-sehen! Eine Stunde! Eine Stunde noch soll Mama warten, trotzdem sie mir schon vor einer halben aufgetragen hat, dich ihr unverzüglich vorzustellen. Da kennst du Mama schlecht!“ Sie ereiferte sich allmählich an ihren eignen Worten. „Ueberhaupt — es ist beleidigend! Was du mir in einer Stunde anvertrauen darfst, kannst du mir auch jetzt sagen! Also entweder erkläre dich, oder ich gehe allein zu Mama — und was dann wird, hast du dir selbst zuzuschreiben!“

„Da haben wir's ja,“ brach der große Alexander, dem angesichts des strengen Gesichts der zukünftigen Schwiegermama der Mut wieder in alle Winde verflogen war, verzweiflungsvoll aus. „Wäre ich doch von diesem verwünschten Fest fortgeblieben!“

„Alex!“

„Also hier treibt sich das Töchterchen herum,“ ertönte plötzlich eine joviale Stimme, und die dicke Gestalt eines gutmütigen alten Herrn tauchte neben ihnen auf — Lissys Vater. „Und die Mama wartet und wartet darauf, daß du ihr einen gewissen jungen Herrn zuführen sollst, von dem du ihr —“ er blinkte dem jungen Mann verschmitzt lächelnd zu — „so viel erzählt hast und dessen Bekanntschaft sie gerne machen möchte.“ Er reichte ihm beide Hände. „Wir zwei kennen uns ja schon, wenn auch erst seit einer Stunde, und mir bürgen der gute Name Ihres Herrn Vaters und Ihr Gesicht genug, um — Na, aber die Mama ist nun mal anders; bei ihr geht alles hübsch der Reihe nach, immer nach der Form, aber so schlimm wird's ja nicht werden! En avant, Herr Assessor, und nicht gefackelt! Die Mama wartet nicht gern!“

Er klopfte dem großen Alexander ermutigend auf den Aermel, da ihm die Schulter nicht erreichbar war, und schob ihn vor sich her; wer das Gesicht des Geschobenen beobachtet hätte, dem wäre unbedingt der Gedanke an das bekannte Lamm gekommen, das da von alters her zur Schlachtbank geführt wird.

„Die Mama“ saß mit etwas verkniffenem Gesicht auf einer Bank unweit des Tanzbodens; eine große, sehr gerade Dame mit strengen, schmalen Lippen und forschenden Augen.

„Herr Assessor — sehr angenehm! Ich trug meiner Tochter vor etwa einer halben Stunde auf, Sie mir vorzustellen, und da ich der eintretenden Kühle wegen ins Haus zurückkehren wollte, war das Warten hier für mich nicht sehr angenehm! Ich sah dich seitdem ununterbrochen mit dem Herrn Assessor zusammen, Lissy, hast du ihm nicht gesagt, daß ich ihn erwarte?“

„Ich — gewiß, Mama, das heißt, erst eben —“ stammelte die Tochter, die einerseits selbst noch des Aergers gedachte, den sie mit dem störrischen Erwählten gehabt hatte, anderseits aber der Mama einen guten Eindruck für ihn hervorzurufen bestrebt war.

Die Mama sah erstaunt und tadelnd von einem zum andern.

„Hat Ihnen meine Tochter meinen Auftrag nicht sofort ausgerichtet, Herr Assessor?“

„Das fängt gut an,“ dachte der Gefragte, den mit dem Eingetroffensein des so lange Gefürchteten eine gewisse „Wurschtigkeit“ überkam. Laut erwiderte er: „Doch, gnädige Frau!“

„Und — warum kamen Sie nicht?“ fragte die Dame scharf.

„Ich — wir — das darf ich nicht sagen, gnädige Frau — das heißt, doch — ich — ich — fürchtete mich etwas davor, Ihren Ansprüchen vielleicht nicht zu genügen.“

Diese merkwürdige Antwort, die jede andre Mutter mit Besorgnis hinsichtlich der Energie und Mannhaftigkeit des zukünftigen Schwiegersohns erfüllt hätte, befriedigte die Mutter Lissys seltsamerweise. Es war ihr stets angenehm sich ein bißchen „gefürchtet“ zu wissen, und sie sah hierin eine löbliche Gewähr für die Bescheidenheit des jungen Mannes im Gegensatz zu der heutigen anmaßenden Jugend, die ihr ein Dorn im Auge war.

„So, so! — Nun, lassen wir das, und setzen Sie sich bitte, Herr Assessor, ein Weilchen an meine Seite. — Du, Lissy, hier an die andre — liebster Adolf, würdest du mir mein Tuch reichen?“

Der Herr Gemahl beeilte sich, dem „Wunsche“ nachzukommen, und die Mama begann:

„Dürfte ich etwas aus Ihrem Lebenslaufe und von Ihren Neigungen und Gewohnheiten erfahren, Herr Assessor? Hoffentlich nehmen Sie einer alten Frau, der das Lebensglück ihres Kindes am Herzen liegt, diese Frage nicht übel. Ich habe darauf gehalten, Ihnen einmal Auge in Auge gegenüber zu stehen, ehe Sie unser Haus in einer Absicht betraten, von der man noch nicht weiß, ob sie sich erfüllen kann.“

„Gewiß, gnädige Frau, ich —“

„Vor allem: Sie haben Schwestern, wie stehen Sie sich mit diesen? Die Art, wie ein Bruder mit seiner Schwester umgeht, ist die beste Gewähr für sein Verhalten gegenüber dem schwächeren Geschlecht überhaupt.“

„Wenn Sie meine beiden Schwestern kennten, gnädige Frau, würden Sie wahrscheinlich von einem schwächeren Teil mir gegenüber nicht sprechen.“

„So pflegen manche zu sprechen, die — nun, wir werden ja sehen! Da sind so kleine Dinge, die große Schlüsse ziehen lassen. Pflegen Sie Ihren Schwestern nicht hin und wieder dumme Streiche zu spielen? Sie nicht zu kommandieren, wenn Sie hungrig oder durstig sind, oder sonst etwas benötigen und die Dienerschaft nicht zur Hand ist? Tragen Sie ihnen die Mäntel nach? Lassen Sie sie zuerst durch eine Tür treten, wie sich das alles dem weiblichen Geschlecht gegenüber für einen wohlerzogenen jungen Mann gebührt?“

„Dies alles wohl nicht, gnädige Frau!“ Alexander dem Großen trat bei der zögernden Antwort der Angstschweiß auf die Stirn. „Indes, ich versichere Sie, ich stehe mit meinen Schwestern famos, und jeder andern Dame würde ich natürlich alles dies nicht —“

„Das bezweifle ich nicht, es ist durchaus kein Beweis, im Gegenteil. Draußen Kavalier — im Hause sich gehen lassen — ist schlimmer als anders. Wenn trotzdem — Sie scheinen vortreffliche Schwestern zu haben, Herr Assessor, seien Sie dessen künftighin besser eingedenk! Dürfte ich wissen, Herr Assessor — Sie haben doch gewiß einen Stammtisch oder dergleichen, was ich ja auch durchaus nicht verwerflich finde — wie viele Abende Sie außer dem elterlichen Hause zuzubringen pflegen?“

„Ich — Sie meinen —“ stammelte er.

„Wie oft Sie auszugehen pflegen?“

„Wenn zu Hause was los ist, bleibe ich immer da,“ sagte Alexander der Große, sich krampfhaft hart an der Wahrheitskante festklammernd.

„Was los — so, so — was heißt das?“

„Wenn Gesellschaft oder sonst Gäste da sind.“

„So — nun, das ist wohl selbstverständlich. Und sonst —“

„Gehe ich allerdings zu meinen Freunden.“

„Zu meinen Freunden — privatim oder ins Wirtshaus?“

„Ins Kasino, gnädigste Frau, wo sich unser Stammtisch befindet. Wir sind alle noch Junggesellen, gnädige Frau.“

„Es ist traurig genug, wenn junge Leute, die ihr Beruf aus der Heimat treibt, aufs Wirtshaus angewiesen sind; diejenigen, die ein Vaterhaus am Ort haben, sollten ihre Abende lieber dort zubringen. Gestatten Sie mir eine heikle Frage, die mir aber sehr wichtig ist: Kommen Sie stets — ich frage strikt stets — nüchtern nach Hause?“

Hier fühlte der Delinquent einen kleinen ermunternden Puff des jovialen Vaters auf seinem Rücken und sah Lissys Augen angstvoll auf sich gerichtet. Er öffnete den Mund und schloß ihn wieder; dann kam ihm ein Gedanke, und er riß zum größten Befremden der Mutter und ängstlichem Zusammenzucken der Tochter die Uhr heraus. Himmeldonnerwetter! meinte er doch in diesem Fegefeuer schon zwei Stunden zugebracht zu haben, und nun waren erst zehn Minuten vergangen, und es blieben noch drei Viertelstunden von der verwünschten Frist.

„Stets wohl nicht, gnädige Frau,“ sagte er mit dem Mute der Verzweiflung. Er fühlte einen zweiten, mehr wütenden Puff, sah zwei noch angstvollere Augen, und die seinen irrten halb betäubt an ihnen vorbei ins Wesenlose.

„Warum zogen Sie soeben die Uhr, Herr Assessor?“

„Ich — ich wollte sehen, ob die Stunde — das heißt — ich — ich kann Ihnen darüber keine Auskunft geben, gnädige Frau!“

Eine schwüle Pause entstand. Die Tochter saß erstarrt, die Mutter wie Eis. Undeutlich hörte der große Alexander das Wogen, Rauschen, Musizieren und Lachen des Festes an seinem Ohr. Da war die Stimme ja wieder:

„Keine Auskunft — so, so — hm — eigentümlich. Sie scheinen merkwürdig erregt, sogar — sogar etwas unklar, Herr — Assessor. Dürfte ich wissen, was Sie heute nachmittag bereits an alkoholischen Getränken genossen haben?“

„Vier Glas Tischwein, fünf Glas bessere Marke, ebensoviel Sekt,“ zählte der Unglückliche mechanisch her. „Aber ich versichere Ihnen, ich kann noch viel mehr ohne nachteilige Folgen vertragen!“

Die Dame stand auf. „Und das scheint Ihnen wohl sehr erfreulich! Ich habe eine andre Auffassung. Ueberhaupt — ich muß gestehen, daß ich mit dem Ergebnis unsrer Unterhaltung sehr wenig zufrieden bin. Das einzige — ehrlich scheinen Sie wenigstens zu sein.“

„Allerdings — außerordentlich,“ sekundierte der überzeugte Baß des Papas von hinten.

„Noch eins: Rauchen Sie?“

„Allerdings — außerordentlich,“ antwortete der lange Alexander, der immer verwirrter wurde.

„So — wann beginnen Sie mit dem Rauchen?“

„Morgens beim Frühstück.“

„So, so — wohl gar zuweilen schon im Schlafzimmer?“

„Zuweilen.“

„Lissy, bleibe einen Moment zurück!“ Die Mama ergriff den Arm ihres Opfers und zog es einige Schritte außerhalb der töchterlichen Hörweite. „Ich möchte nicht unterlassen, Herr Assessor — obwohl, wie gesagt, ich glaube, daß nach dem bisherigen Resultat — die Frage ist etwas heikler Natur, und vielleicht käme es meinem Manne eher zu, sie zu stellen. Indes, er hat leider auch in manchen Dingen etwas laxe Ansichten — Sie werden es einer Mutter nicht verübeln — kurz: Haben Sie Liebschaften?“

„Nein, gnädige Frau! Wie können Sie denken, daß jetzt, wo ich Ihr Fräulein Tochter —"

„Jetzt? Haben Sie welche gehabt?"

„Nein — das heißt — als Student — und auch später — was man so nennt — das heißt — ich meine —"

„Es genügt," sagte die Mama kurz und spitz. „Ich möchte mich jetzt ins Haus zurückziehen — Lissy, komm! Leben Sie wohl, Herr Assessor!"

Lissy machte einen schwachen Versuch, auf Alexander den Großen zuzugehen; aber ein schärferer Ruf der Mutter ließ sie an deren Seite treten, und gehorsam, noch einen flehenden Blick auf ihn und den Vater richtend, folgte sie ihr ins Haus.

Er stand und starrte ihnen entgeistert nach; da vernahm er die ärgerlich-polternde Stimme des alten Herrn hinter sich.

„Reitet Sie denn rein der Teufel, Herr? Alle Wahrheitsliebe in Ehren — aber wie kann ein Mensch so gottverlassen dumm sein?! Sie sind gewiß mit juristischer Weisheit vollgepfropft bis zum Halse, aber von Weiberbehandlung verstehen Sie nicht die Spur! Denken Sie, daß ich der glückliche Gatte und Familienvater geworden wäre, als den Sie mich hier sehen, wenn ich nicht meine Frau zu behandeln gewußt hätte? Die Weiber wollen nun einmal Sand in die Augen gestreut haben, sie haben nun einmal kein Verständnis für gewisse kleine Liebhabereien, man muß sich ihnen gegenüber immer als ein bißchen besser hinstellen, als man ist! Als Sohn Ihres Vaters hätte ich Ihnen mehr Intelligenz zugetraut, junger Mann! Wenn ich gewußt hätte, welche bodenlose Ungeschicklichkeit Sie bei dieser Unterredung an den Tag legen würden, dann würde ich Sie vorher instruiert haben."

„Es hätte Ihnen nichts genutzt, Herr Oekonomierat," sagte der große Alexander mit müder Stimme. „Wenigstens" — er legte wieder unwillkürlich die Hand an die Uhrtasche — „vorläufig nicht."

Der alte Herr sah ihn scharf an.

„Junger Mann, Sie sind entweder von einer fixen Idee besessen — so nehmen Sie doch in Teufels Namen die Hand von der Uhr! — oder meine Frau hat recht —. Von dem Quantum, was Sie da eben aufgezählt haben, ist es zwar nicht möglich; das verträgt ein ehemaliger Student spielend. Aber" — er trat ihm vertraulich näher — „mir können Sie's ruhig beichten, ich habe Verständnis für so was — der Rüdesheimer Auslese — es war ein brillanter Tropfen — der hat Ihnen wohl auch sehr gut geschmeckt?"

„Ich versichere Ihnen auf mein Wort, Herr Oekonomierat —"

„Na, denn nicht, wenn Sie nicht wollen! Dann kann ich Ihnen auch nicht helfen! So ein bockbeiniger Freier ist mir in meinem Leben noch nicht vorgekommen!"

Und mit diesem Zornesruf entstapfte der dicke Herr noch wütender als seine teure Gattin.

Alexander der Große stand und stand. Ein sinnloser Zorn kochte allmählich in seinem sonst so friedlichen und sanften Gemüte auf. Entweder er würde jetzt gehen und irgendeinen Heuschober in Brand stecken oder etwa die Pfeiler des Tanzbodens umstürzen — ein Kinderspiel für seine nach derartigen Heldentaten zuckenden Hände —, worauf dann das ganze Zeltdach samt Girlanden und Lampions die Tanzgesellschaft unter sich begraben würde. Ha, ein Götteranblick, wie sie sich winden und schreien würden! Hoffentlich würde der Hauptpfeiler auf Salomo fallen — ha, Salomo, Schlange, ich hab's! Dich will ich packen! Ich erwürge dich mit diesen meinen Händen!

Und der große Alexander stürzte fort.

Aber Ludwig das Kind — Kinder haben ja immer Glück — war nicht zu finden, und so hatte sein Verfolger Zeit, seine Wut etwas abzukühlen.

Ludwig das Kind war in geheimnisvollem Wirken überall und nirgends. Er bereitete eine neue Aufführung vor und war in Sorge um einen Haupteffekt, der ihr noch angehangen werden sollte. Schon eine Weile spähte er umher, schweifte in den entlegensten Wegen des Gartens, forschte überall nach seinem Vetter, bis ihn ein Diener bedeutete, daß Herr Oelster im Hause sei. Er durchwanderte die Zimmer, bis er aus einem die Stimme Kassandras vernahm und lauschend nähertrat. Einige Sekunden nur, dann ging ein listiges Freudenzucken über sein Gesicht; er legte — eine Lieblingsbewegung — mit pfiffiger Miene den Finger an die Nase und verließ geräuschlos das Zimmer.

Kassandra war in ihrer stillwirkenden Weise beschäftigt, noch einige Vorbereitungen zu der Abreise der mutterlosen Braut, ihrer Freundin, zu treffen, als Friedrich der Weise bei ihr eintrat. Sein ernstes, charaktervolles Gesicht war von einem unbeugsamen Entschluß durchleuchtet; aber es wurde einen Augenblick weich, als er sie so anmutig-hausmütterlich in seinem Hause walten sah. Kassandra war leise zusammengeschrocken, fuhr aber ruhig in ihrer Beschäftigung fort, wobei nur ihre Hände leise zu zittern begannen.

„Fräulein Fabri," begann Friedrich der Weise mit fester Stimme, „ich möchte eine Unterredung mit Ihnen haben, die länger hinauszuschieben mir unmöglich ist —"

„Ich — Herr Oelster — ich habe in Hannas Zimmer noch einiges zu besorgen," stammelte Kassandra, sich zur Tür wendend.

Er trat ihr in den Weg, ruhig, bestimmt, und führte sie ins Zimmer zurück zu einem Sessel.

„Meine Schwester fährt erst in einer Stunde. Sie weichen mir aus, Fräulein Magdalene — ja, Sie fliehen mich geradezu. Sie können sich keine Vorstellung davon machen, wie mich das peinigt. Länger kann ich diesen Zustand nicht ertragen! Ich muß nun klar sehen. Sagen Sie mir nur eins — und ich verspreche Ihnen, dann soll es das letzte Mal gewesen sein, daß ich mich Ihnen aufdränge — aber einmal klar und deutlich sagen Sie mir das eine! Daß ich keinen höheren Wunsch kenne, als Sie zu besitzen, das kann Ihnen nicht verborgen geblieben sein, und ich meine oft auch in Ihren Augen ein warmes Gefühl für mich gelesen zu haben, obwohl Sie es mit Ihrem Munde und Ihrem Verhalten gegen mich leugnen. Aber klar und deutlich: Bin ich Ihnen wirklich so unsympathisch, wie Sie sich den Anschein geben, oder haben Sie mich doch ein wenig lieb?"

Kassandra zitterte. So war alle Verstellung vergebens gewesen! Was hätte sie darum gegeben wenn gerade diese Frage nicht gestellt worden wäre

denn sie ahnte, was nun kommen würde; aber es gab kein Ausweichen mehr.

„Sie haben sich nicht getäuscht, Herr Oelster — ich — ich wüßte keinen Menschen, den ich — höher schätzte — der mir teurer wäre als Sie! Aber hätten Sie mir doch diese Frage erspart, da ich doch niemals die Ihrige werden kann!“

Seine heiße Freude ging in Erschrecken über.

„Und warum nicht, Magdalene? Erklären Sie mir endlich: warum nicht?“

Sie atmete schwer.

„Herr Oelster, es ist das Geheimnis eines Dritten, das ich eigentlich kein Recht habe preiszugeben. Aber ich habe in diesen Tagen ein unüberlegtes Gelübde getan, mit meinen Gedanken nicht hinterm Berge zu halten, und so sollen Sie's wissen. Vielleicht ist es auch besser so!“

„Nein, Fräulein Magdalene,“ sagte Friedrich der Weise, den bei dem qualvollen Gesicht des Mädchens ein tiefes, schmerzliches Mitleid erfüllte und dem bei ihren Worten eine Ahnung von einem Drucke Salomos kam, „gezwungen sollen Sie mir Ihr Geheimnis nicht preisgeben. Aber glücklich würde ich sein, wenn Sie es mir freiwillig anvertrauten. Ich versichere Ihnen, daß Sie, wie Sie sich auch sonst entscheiden mögen, in mir den treuesten Rater und Freund haben werden.“

„Sie sollen alles wissen, Herr Oelster — und verstehen. Sie wissen, daß mein Bruder Waldemar plötzlich vor einigen Jahren nach Amerika reiste, angeblich um dort als Ingenieur in eine große Elektrizitätsgesellschaft einzutreten. In Wahrheit ist er ohne jede Aussicht auf eine sichere Existenz hinübergegangen — mit Schmach und Schande beladen.“ Ihre Stimme erstarb. „Er hatte Schulden gemacht, Unterschlagungen verübt, und nur auf verzweifeltes Bitten meiner Mutter standen seine Chefs davon ab, ihn zur Anzeige zu bringen.“

Der lang verschwiegen zurückgehaltene Gram brach bei der Auffrischung jenes schrecklichsten Ereignisses ihres Lebens unaufhaltsam hervor; das sonst so beherrschte Mädchen schluchzte laut auf. Friedrich der Weise trat erschüttert auf sie zu und nahm ihre Hand tröstend in die seine.

„Nicht möglich — Waldemar — damals, als auch mein Vetter Ludwig —“

„Ihr Vetter, sein bester Freund, war an den Schulden beteiligt,“ sagte sie, sich ermannend, „seinem Vater fiel es leicht, sie abzulösen — an den Veruntreuungen hatte er keinen Teil. Meiner armen Mutter hat jene Zeit den Keim zu ihrem baldigen Tode gelegt. Damals zwar hielt eine ungewohnte Energie sie aufrecht. Sie verpflichtete sich zur allmählichen Abzahlung der Summe, erwirkte Verschwiegenheit und ließ Waldemar mit tausend Versprechungen für ein neues Leben übers Meer gehen. Ich, mit der sie gewohnt war alle Sorgen und Kümmernisse zu teilen, ward ins Vertrauen gezogen und mußte ihr auch auf dem Sterbebette versprechen, nicht zu ruhen und zu rasten, bis jene Summe abbezahlt sei. Mein Bruder Ludwig, jünger und von jeher unselbständiger als ich, der damals in N. studierte, ahnte und ahnt von allem nichts. Ich habe es für richtiger gehalten, ihn auch jetzt noch nichts wissen zu lassen. Damals war er ja selbst auf Unterstützung angewiesen und verdient auch jetzt kaum genug, um zu leben. Vor allen Dingen aber fürchtete ich, ihn noch unsicherer, noch weniger selbstvertrauend, ja vielleicht an seinem Beruf verzweifeln zu machen, wenn er von der Schande erführe, die auf seinem Namen lastet. Salomo ist der einzige, mit dem ich mich über das unselige Geheimnis aussprechen könnte; aber wir tragen unser Einverständnis ohne viel Worte; auch er vermag mir ja nicht zu helfen, ob er's auch möchte. Denn ob ich nun dem oder dem schulde, bleibt sich ja gleich.“

Sie hielt aufatmend inne.

„Und wenn ich Sie recht verstehe,“ sagte Friedrich der Weise erregt, „ruht nunmehr auf Ihren Schultern allein die Verpflichtung —“

„Die Schuld nach und nach abzutragen — ja. Ich bin daher darauf angewiesen, mit Verleugnung meiner eignen Wünsche auf Stellungen auszugehen, die vor allem hoch bezahlt sind — das übrige muß mir Nebensache sein. Die Stellung bei Fräulein von Wendt war eine solche —“

„War —?“

„Seit gestern bin ich stellenlos, da dem Fräulein meine religiöse Ueberzeugung, die Sie, Herr Oelster, ja kennen und teilen, offenbar wurde. Aber es wird sich schon etwas andres finden.“

Friedrich der Weise hielt kaum noch an sich.

„Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen, Fräulein Magdalene — hätten Sie es mir doch schon früher geschenkt! Und Sie haben gedacht, Sie, die Sie doch meine Anschauungen kennen, daß dies unselige Ereignis ein Hinderungsgrund für mich wäre, Ihren Besitz als höchstes Gut zu erstreben, daß es nicht vielmehr im Gegenteil —“

„Ein neuer Grund sein würde, auf Ihrer Werbung zu bestehen,“ vollendete Kassandra. „Das habe ich mir wohl, wenn auch nur leise, zuweilen gedacht; denn ich kenne Ihre großmütige Gesinnung. Aber gerade deshalb darf zwischen uns nicht mehr die Rede davon sein. Wenn Sie auch jetzt um keinen Preis zurücktreten möchten, so ist es mir ein desto schrecklicheres Gefühl, an die Zukunft zu denken. Ich habe seit Waldemars Fortgang nichts mehr von ihm gehört, und obwohl Anzeichen dafür sprechen, daß er mit Ihrem Vetter korrespondiert, vielleicht sogar von ihm unterstützt wird, habe ich keine Gewähr dafür, daß er nicht in einen noch ärgeren Sumpf geraten ist. Wenn er eines Tages zurückkehrte, wenn mit dem meinigen Ihr reiner, geachteter Name, Ihr festgegründetes Haus beschmutzt würde“ — sie wandte sich schaudernd ab — „verstehen Sie denn nicht, daß ich das nicht allein um Ihret-, nein, daß ich es auch um meinetwillen nicht zu ertragen vermöchte?“

„Gewiß verstehe ich das, Fräulein Magdalene; denn Sie sind ja stolz wie alle edeln Frauen. Aber Sie haben mir ja verraten, daß Sie mich liebhaben, Sie wissen, daß ich Sie über alles liebe — also lassen wir den Stolz einmal beiseite und reden miteinander wie zwei, die sich innerlich angehören. Halten Sie es überhaupt für möglich, daß ich Sie nach diesem Geständnis wieder allein in den Lebenskampf laufen lasse? Daß ich nicht, wenn es mir heute nicht gelänge, doch auf die Dauer alle Hebel in Bewegung setzen würde, Ihren Sinn zu ändern? Daß mein Leben, sollte

mir dies nicht gelingen, zerbrochen und getrübt sein würde? Mein Gott, ich bin doch kein Jüngling mehr, der nicht weiß, was er will und fühlt! Sie müssen sich an den Gedanken gewöhnen, Magdalene, daß wir zwei eins sein werden und sind, daß Ihre Sorge auch die meinige ist. Zusammen werden wir nach Ihrem Bruder forschen — ich müßte Salomo schlecht kennen, wenn er uns nicht dazu behilflich sein kann —, wir werden ihm eine neue Existenz gründen, auf die Gefahr hin, daß ich selbst hinüberreisen müßte. Vor allem werden wir jene Schuld bezahlen — wir, ja wir, Magdalene, nicht ich, widersprechen Sie mir nicht, betrügen Sie uns nicht beide um unser Lebensglück, indem Sie einen hohlen Mammonstolz in den Vordergrund rücken! Was mein ist, ist ja auch dein, Magdalene, dein Bruder ist mein Bruder, dein Kummer der meinige — ich flehe dich an, enttäusche mich nicht so schrecklich, indem du dir den Anschein gibst, meine Sprache nicht zu verstehen, von der ich doch weiß, daß sie auch die deinige ist!"

Kassandra sah ihn mit durch Tränen schimmernden Augen fest und innig an.

„Ich verstehe sie, Friedrich, denn sie ist die meinige, und ich will stolz und dankbar sein, dir anzugehören."

*

Ludwig das Kind, dem die beiden Glücklichen als erstem ihr Verlöbnis mitgeteilt hatten, trat mit dem Ausdruck schmunzelndster Befriedigung aus dem Hause, als er sich am Aermel gepackt fühlte und in das erregte Gesicht Richard Löwenherz' blickte.

„Mensch, hast du eine Ahnung, wo deine Schwester steckt? Ich muß sie noch vor Ablauf des Termins sprechen, und das ist in einer halben Stunde."

„Hast du sie denn noch nicht gefunden?" fragte Ludwig das Kind erstaunt. „Sie war den halben Nachmittag im Hundestall."

„Ich weiß, ich weiß, sie war da, aber sie ist es nicht mehr."

„Sie wäre es noch, wenn ich sie nicht mit Gewalt herausgekratzt hätte. Sie muß mir die Erdgeister anziehen."

„Wa—as?"

Statt weiterer Antwort wies Ludwig das Kind auf ein nahe dem Hause gelegenes Gartenhäuschen. Richard Löwenherz richtete eilig seine Schritte dahin. Sein ganzes Gesicht strahlte. Soeben hatte ihn ein Herr seiner Bekanntschaft mit seiner „Eroberung" geneckt und ihn mit dem Gerede bekannt gemacht, das infolge von Chimäras „Geständnis" im Kaffeekränzchen das Hauptgesprächsthema der Hochzeitsgäste bildete. Das also war des Rätsels Lösung! Er begriff nun ihr Wesen im Hundestalle. Die Hexe hatte ihm seine Liebe nicht geglaubt!

Das Gartenhaus hatte zwei Ausgänge. Als er eintrat, war es leer; aber in einiger Entfernung huschten allerlei vermummte kleine Gestalten. Jetzt sah er auch Chimära, wie sie drüben gerade in den Lichtkreis trat, indes die Vermummten kichernd hinter den Büschen verschwanden.

Die „Bühne" war an jener Stelle errichtet, wo Ludwig das Kind das Hufeisen versenkt hatte. Auf langen, roh gezimmerten Bank- und Stuhlreihen begannen die Hochzeitsgäste davor Platz zu nehmen.

„Ein Wort, Fräulein Chimära," flüsterte Richard Löwenherz, die nur schwach Widerstrebende in den Schatten zurückziehend.

„Was wollen Sie noch von mir?" fragte sie mit unsicherer Stimme.

„Was ich will?" rief er übermütig. „‚Der Sieger naht und will sein Opfer haben!' so sagten Sie doch. Jetzt lasse ich mich aber nicht noch einmal abblitzen und in alle Abgründe der Verzweiflung stürzen. Denn jetzt —" er trat ihr näher und sah ihr fest in die Augen — „ich schwöre Ihnen, hören Sie, ich schwöre es Ihnen bei meiner Ehre und allem, was mir heilig ist, erst jetzt seit einer Viertelstunde weiß ich, daß auch Sie mich nicht so verabscheuen, wie Sie mich und sich selbst glauben machen wollten! Heute nachmittag, als ich Ihnen meine wahrhaftig aus ehrlichstem Herzen kommende Liebeserklärung machte, hatte ich noch keine Ahnung davon. Sträuben Sie sich nicht länger, Chimära, es ist Ihrer nicht würdig! Die Sache ist klar, ganz glatt und klar: Ich liebe Sie, Sie lieben mich, also — heiraten wir einander!"

„Topp, es gilt," rief Chimära, fest in seine ausgestreckte Hand schlagend. „Der Pakt ist geschlossen, aber diesmal für alle Ewigkeit!"

Ein Trompetensignal ertönte in diesem Augenblick, zum Zeichen, daß die Vorstellung beginne. Als die beiden in den Lichtkreis traten, war der Zuschauerraum dicht besetzt, aller Augen hingen an dem leinenen Vorhang, der die Bühne abschloß. Salomo trat gerade hinter ihm hervor und erblickte seine Schwester am Arme Richard Löwenherz'.

„Seid ihr so weit?" fragte er ohne jedes Zeichen von Ueberraschung. „Das ist ja famos, hier, begrüßt eure Leidensgefährten!"

Er führte sie in die erste Zuschauerreihe, wo neben den übrigen „Philistern" Friedrich der Weise und Kassandra Hand in Hand saßen, und überließ sie ihrer gegenseitigen Ueberraschung.

Ludwig das Kind verschwand im Gartenhaus, warf sich ein Schellenkleid über, und nach wenigen Minuten öffnete sich der Vorhang.

Die Bühne stellte einen freien Naturraum dar; die vorhandenen Bosketts waren geschickt mit Lorbeerbäumen und anderm Grün so verwendet worden, daß der Platz den Eindruck des Endlosen und Verschlungenen machte. Zur Linken erhob sich im Vordergrund der Zaun, den der Gärtner Hermann auf Ludwig des Kindes Geheiß dort um das Hufeisengrab errichtet hatte.

In der Mitte saß auf hohem Throne eine unbewegliche weibliche Idealgestalt im grauen wallenden Gewande, das aber mit einem schimmernden Schleier überdeckt war: die Wahrheit vorstellend. Vor ihr standen in demütiger Haltung fünf andre phantastische Gestalten, die sich aus dem folgenden als die Rücksichtslosigkeit, die Langeweile, der Ehrgeiz, die Klatschsucht und die Eitelkeit erwiesen. Ihnen allen machte die Wahrheit in strengen, aber leidenschaftslosen Worten Vorwürfe, daß sie



Im Trauerhause

Nach einem Gemälde von Julius von Ehren



sich vermäßen, in ihrem, der Wahrheit, Namen zu handeln.

„Ihr traurig wirkend kleinen Erdenwürmer,
Ihr Laurer, Kriecher, Renner, Stürmer,
Vom Irdischen gezeugt, bar jener Reine,
Die nur sich herschreibt aus des Himmels Scheine,
Der ihr mit bösem Walten grabt ein Grab —
Euch reiß' ich heute hier die Maske ab!
Wißt, daß ich ewig unerreichbar euch,
In weltenferner Höhe stets mir gleich,
Stets schimmernd nah und doch in grauer Starre
So weit, so fern, stets rufend: Noch nicht! Harre! — —
Mit eurer Hilfe hat sich jüngst vermessen
Ein Häuflein Menschen, die sich arg vergessen,
In meinem Namen sich hervorzutun —"

Und nun schilderte die Wahrheit mit zorniger Gebärde den Hergang der vor zwei Tagen erfolgten Verabredung des „vermessenen Menschenhäufleins", das da wähnte, sich der Wahrheit zu weihen, indes es sich doch nur den vor ihr stehenden Lastern hingab. Diese verteidigten sich und ergingen sich abwechselnd in allerlei Ausflüchten und Beteuerungen von ihrer Harmlosigkeit und Notwendigkeit. Vergebens, die Wahrheit verhärtete sich immer mehr.

Da traten von der linken Seite Hand in Hand zwei neue allegorische Figuren ein, die sich als die Güte und der Humor — dieser von Ludwig dem Kinde dargestellt — entpuppten. Beide wurden von der Wahrheit mit huldreichem Neigen des Hauptes begrüßt.

Mit sanften, eindringlichen Worten begann die Güte jetzt ein Band zu weben zwischen der hoheitsvollen Richterin und dem vermessenen Menschenhäuflein mit seinen Komplizen, den armen Sündern vor dem Throne.

„Du bist vom Himmel von Uranbeginn,
Das wissen wir, o hohe Richterin.
Doch sie, die du mit zürnender Gebärde
Verbannst, sie sind ja von der Erde.
Ich stamm' gleich dir von jener ew'gen Höhe,
Doch hab' ich mich geneigt zur Erdennähe
Und hab' Verständnis für ihr kleines Wesen,
Und wo du streng in ihrem Tun gelesen
Und seinen Folgen — steig' ich in ihr Herz
Und seh' den Willen, sehe Leid und Schmerz,
Und seh' den Zwiespalt, der in ew'gem Ringen
Sie hinzieht zwischen Absicht und Vollbringen,
Seh', wie von je das Wollen und das Können
Hier diese Geister trüg'risch schmeichelnd trennen.
So übe Nachsicht! Sieh auch du den Willen,
Sieh auf das Herz und nicht auf das Erfüllen!"

Hier griff der Humor mit derb-frischer Rede ein. Er nannte sich den Bruder der Güte und ließ eine geharnischte Philippika gegen die Wahrheit los:

„Woher nimmst du das Recht, zu blasen Sturm
Hart gegen jeden armen Menschenwurm?
Du, die den Zipfel des Gewandes nur
Ihm stets zu lüften pflegst, um ohne Spur
Ihm zu entfliehn, daß er entgeistert steht
Und schnell bei diesen Trost zu holen geht —
Zum Henker! Daß ein ewiges Geschick
Sie trotzdem immer zwingt zu dir zurück!
Verstatte, daß die Güt' und meine Wenigkeit
Den Armen tragen helfen dieses Leid."

Er stieg nun in den Zuschauerraum herab und führte die „vereinigten Philister", die er vorher gebeten hatte, ihm seine Kreise nicht zu stören, auf die Bühne. Lustig bat er in ihrer aller Namen um Verzeihung, wenn die, wie die verehrten Zuschauer soeben erfahren hätten, „am Gewandzipfel der Wahrheit erbarmungslos Zappelnden" andre, freiere Sterbliche hier oder da gezwickt, verwundet, gespießt, beleidigt haben sollten, und stellte zum Schluß unter allgemeinem Jubel der Zuhörer die beiden Brautpaare als „Versöhnungsopfer" vor.

Während dieser Rede hatte sich unbemerkt, von einem dampfend weißlich wallenden bengalischen Licht begünstigt, ein zweiter Vorhang herabgelassen und die Wahrheit nebst den andern Figuren dem Auge entzogen. Der Humor, der sich allein mit den „vereinigten Philistern" sah, zog mit gravitätischer Miene eine mächtige Uhr hervor, die sofort mit lautem Schall acht hallende Schläge von sich gab. Auf einmal begann sich die Bühne zu beleben und von kleinen, braunbekutteten Gestalten zu wimmeln, die im Nu den Zaun zur Linken überrannt hatten und eifrig zu graben begannen. Der erste förderte das (dem Leser, der nicht nur den Schluß, sondern auch den Anfang dieser wahrhaftigen Geschichte gelesen hat, wohlbekannte) rostige Hufeisen zutage, trat auf Ludwig das Kind zu und band es ihm mit einem abgerissenen Stück seines Strickgürtels ins Knopfloch, also sprechend:

„Trügerisch nanntest du einst dieses Eisen!
Doch halt es gut! Es möge dir weisen,
Daß, wenn das Schicksal auch zehnmal dich narrt,
Du doch nicht mutlos hinwirfst die Kart',
Nicht etwa trachtest, es zu versenken,
Zu begraben, verbrennen, ertränken —
Nein, ihm furchtlos ins Auge schaust
Und stets neu auf die Hoffnung baust.
Schließlich hängt dir Gewinn und Verlust
Nicht in der Luft mehr, nein, in der Brust!"

Die andern Erdgeister hatten indessen wühlend noch eine Reihe andrer Hufeisen hervorgegraben und hingen sie jedem Mitgliede der „vereinigten Philister" bei jenem Spruch ihres Wortführers feierlich um. Mit einem lustig treuherzigen Dank- und Beherzigungsspruch Salomos, wobei er seine Schellenkappe hoch in die laue Nachtluft schleuderte, endete unter nicht enden wollendem Beifall die Vorstellung.

Papa Oekonomierat trat auf Alexander den Großen zu.

„Also das war's, Sie Pechvogel, was Sie so tatterig und selbstverachtend machte! Na, wir werden Mühe haben, der Mama das Verständnis dafür beizubringen — aber nur Mut! Kopf hoch, junger Mann!

Ein Wagen rollte donnernd vor das Tor. Vom Hause her nahte das junge Hochzeitspaar, um ihn zu besteigen. Unter Tücherschwenken der Gäste fuhren die Glücklichen von dannen. Indes die Zurückbleibenden ihnen nachschauten, ertönte aus dem Hintergrunde des Gartens das Prasseln und Knattern des Feuerwerkes, das der unermüdliche Salomo hier abbrennen ließ.

Er hatte die „Getreuen" um sich versammelt und fragte mit großem Ernst in der Reihe um,

ob nicht Neigung vorhanden sei, die Frist zu verlängern und im Angesichte der „wabernden Lohe“ einen neuen Wahrheitseid zu schwören, etwa auf zwei Monate, wie bei Abschluß des ersten von verschiedenen Seiten gewünscht wurde. Mit teils echtem, teils komischem Entsetzen wurde dies allerseits abgelehnt, und Ludwig das Kind rief mit pathetischer Verachtung, indem er mit der ausgestreckten Hand auf eine pfeilgerade aufsteigende, wundervoll leuchtende und mit prasselndem Knall auspuffende Rakete wies:

„Raketenfeuer! Das Symbol des Klubs der Rücksichtslosen!“

•

Und hiermit endet diese wahrheittriefende Geschichte.

Der eine oder andre liebe Leser wüßte vielleicht gern etwas Genaueres über die ferneren Schicksale der „vereinigten Philister“, und nichts wäre dem Chronisten leichter, als im Handumdrehen hierüber ein weniges zu fabulieren. Etwa, daß es dem großen Alexander gelungen wäre, seine Herzallerliebste der Schwiegermama abzuringen, daß Chimära mit ihrem löwenherzigen Richard in ewiger Harmonie lebe, daß Ludwig das Kind die Sonderbarkeiten seines Wesens zur Freude aller wirklichen Philister abgelegt habe — und was der schönen und angenehmen Dinge mehr sind. Es ist ganz einfach, die betreffenden Helden und Heldinnen nach einigen geschilderten Widerwärtigkeiten zum Schluß für ihr ferneres Leben in einem ununterbrochenen Strom von Glück schwimmen zu lassen; man liest dergleichen ja täglich in schön gebundenen Büchern.

Aber die Sache hat einen Haken. Es ist ja wahr: der Termin ist um, und der Chronist könnte wieder reden, wie es ihm in den Kram paßt; aber es widerstrebt ihm doch, eine auf absoluter Wahrheit aufgebaute Geschichte mit solchen Lügenmärchen zu endigen. So muß es denn gesagt sein: er bezweifelt stark, daß die oben angedeuteten Prophezeiungen sich erfüllt haben. Grad heraus: er hofft es nicht einmal; denn das Leben — und am letzten Ende auch das Glück — webt sich ja nicht nur aus Freud' und Erfüllung, sondern auch aus Hoffen und Schmerzen zusammen.

Dies sei die letzte zur Steuer der Wahrheit gemachte moralische Bemerkung. Nur noch ein „vertrauliches Geständnis“ wispert der Chronist dem Leser ins Ohr: Er ist mit ihm froh, daß die penible Wahrheitskrämerei nunmehr ein Ende hat und er — da er das Schreiben nun doch einmal nicht lassen kann — wieder nach Herzenslust und angeborener Neigung — flunkern kann.



Felsenpartie bei Gerolstein

(Zu dem nachfolgenden Aufsatz: „Die Eifel“)



Daun

Die Eifel

Von

Louise Schulze-Brück

(Hierzu acht Abbildungen nach Gemälden von Konrad Lessing)

Zwischen Mosel und Rhein, zwischen den rheinischen Städten Aachen, Köln, Koblenz und Trier dehnt sich die Hochfläche der Eifel. Bis vor wenigen Jahrzehnten fast noch gänzlich unbekannt, als ein ödes, unwirtliches Hochland verschrien, ist die Eifel in den letzten Jahren das Ziel gar vieler Reisender geworden. Freilich nicht jener Ueberzahl von Touristen, die der großen Heerstraße, dem großen Haufen nachziehen, im bunten, geräuschvollen Strome mitschwimmen müssen und mit dem Stern gestempelte Naturschönheiten nur dann bewundern können, wenn dies von der Terrasse eines erstklassigen Hotels geschehen kann und befrackte Kellner ihnen ein siebengängiges Diner dazu servieren. Aber dem wahren Naturfreund, dem stillen Beschauer, dem Kenner, der die feinen und intimen Reize der Natur belauschen will, dem entschleiert die Eifel tausend ungeahnte Schönheiten. Die stille, große Erhabenheit einsamer Hochflächen, das wundervolle Farbenspiel weiter Fernsichten über waldige Berge, die Poesie seltsam melancholischer Kraterseen wechselt vor den erstaunten Blicken des Pilgers, nicht in bunter, erdrückender Fülle, sondern in einem stillen Aneinanderschmiegen, das dem weltmüden Wandersmann unendlich wohltut. Eine feierliche Ruhe, eine weltabgewandte Schweigsamkeit liegt über diesen Landschaften, über diesen einsamen Dörfern, die sich in die Falten der Ebene oder in lauschige Waldtäler schmiegen, überragt von einer zerfallenen Ruine oder von einem weißleuchtenden Kloster. Kristallklare Luft, gewürzt vom Duft des Heidekrautes und dem bitterlichen Aroma des Ginsters, weht da oben, und violett zeichnen sich die seltsam geformten Kraterberge scharf am tiefblauen Himmel. — Und dann wechselt plötzlich das Bild, die Hochfläche zerreißt, ein Flußtal tut sich auf, herrliche Buchenwälder rauschen, bemooste gewaltige Felsblöcke, Zeugen der vulkanischen Ausbrüche, die vor unzählbaren Tausenden von Jahren hier gewaltig wüteten, liegen eingebettet in mächtiges Farnkraut, pittoreske Felsgebilde steigen auf, nackt von der grellen Sonne beschienen. — Und wieder ein andres Bild: Wir steigen einen bewaldeten Berg hinan, da blickt's blau durchs Gezweig — ein kreisrunder, trichterförmiger Krater erschließt sich, an seinem Grunde ein stiller, blauer See, regungslos wie ein geheimnisvolles Auge uns anschauend, umkränzt von frischgrünem Buchenwald. Und wieder aufwärts zur Höhe, wo der Blick über ungezählte Bergkuppen schweift und der Fuß auf glattem Heideboden gleitet. Oede wird's da, furchtbar öde! Ein einsames zerfallenes Kirchlein taucht auf, umgeben von verwitterten Grabkreuzen. Dann senkt sich wieder ein Trichter ein, ungeheuer, nackt, kahl. Und am Grunde ein unbewegtes Wasser, grau wie geschmolzenes Blei, schweigend und geheimnisvoll. Wir steigen ein wenig hinab an den kahlen Ufern,

da versinkt die Welt um uns. Nichts als Wasser und steinige Uferwände, und drüben die zerfallene Kirche und der öde Kirchhof. — Unheimlich wird's uns, wir hasten wieder hinan. — Und siehe, unten am Bergesfuß ein dritter See, blau und lieblich, ein weißes Dorf daran, grüne Fluren und weichgeschwungene Berge im Hintergrunde. Das sind die Maare bei Daun, jene rätselhaften Kraterseen, welche die ausgebrannten Krater füllen, die nicht Zu- und Abfluß haben, deren Wasser immer eiskalt und kristallklar ist. Und wieder schreiten wir über eine weite Hochebene, wo spärliche Haferfelder mit blühenden Heideflächen wechseln. Scheinbar endlos dehnt sich die Ebene. Und dann scheint sich der Boden vor uns zu spalten, Buchenkronen tauchen aus dem Spalt auf, gigantisches Mauerwerk, so eng verwachsen mit grauem Fels, daß man kaum merkt, wo das eine oder das andre beginnt. Und mit jedem Schritt, den wir weitertun, wachsen förmlich aus der Erde neue reizvolle Bilder. Zwei Bergkuppen steigen aus dem Spalt auf, jede von den weitläufigen Resten einer Burg gekrönt. Nur der himmelragende Bergfried ist erhalten, ringsum zerfallene Mauern, eingestürzte Türme. In den engen Höfen wachsen hundertjährige Buchen, und auf den zerbröckelnden Zinnen wuchern Wildrosensträucher. Tief unten im Waldtal schlängelt sich ein rasches Flüßchen um den Fuß der beiden Burgberge, eine Mühle klappert, weiße Häuschen blinken. Und über dies Zauberbild schweift der Blick hinweg, wo drüben wieder die Hochfläche endlos weit sich dehnt und hinter einem barock geformten dreizipfligen Berge die Sonne flammend untergeht, so daß es scheint, als seien die seit Ewigkeiten erloschenen Krater wieder erwacht und ihre Flammen züngelten gen Himmel. Das ist Manderscheid und der Mosenberg, die Perle der Eifel.

Einzig ist auch Gerolstein mit seinen zackigen, phantastischen Dolomiten, die da in den bizarrsten Formen gen Himmel streben, der gewaltigen Auburg, einem Felsgebilde, das, aus isoliertem Kegel sich erhebend, wie eine Riesenburg grau und finster herabdräut, dann der Ort selbst, um die Trümmer der Löwenburg dicht gedrängt, und ganz in der Nähe die Kasselburg, ein Waldmärchen, ganz versteckt in wundervollem Buchenwald. Und das enge, wildromantische Ahrtal, das vom Rhein aufwärts strebt nach der öden Hocheifel, nach der Hochacht und den gewaltigen, ausgedehnten Resten der Nürburg, welch eine Ueberfülle idyllischer und pittoresker Bilder führt es uns in stetem Wechsel vor!

Und wie lieblich ist das Kylltal mit seinen waldbewachsenen Hügeln, wo allerorten die Burgruinen Zeugnis ablegen vom ewigen Wechsel und Vergehen. In den Kirchen der Dörfer sind sie begraben, die stolzen Herren, die jene Burgen bewohnten, wenn sie nicht ein unseliges Ende fanden in blutigen Fehden oder in erbitterten Kämpfen,



Blick auf das Gillenfelder Maar



Kasselburg bei Pelm

welche die Kaufherren um ihr Hab und Gut mit den Raubrittern führten.

Tage-, wochenlang mag man die Eifel durchwandern, immer bietet sie Neues. Mag man das Maifeld, das sich von der Untermosel bis zum Rhein erstreckt, durchwandern mit seinen großartigen vulkanischen Gipfeln, inmitten derer der Laacher See eingebettet liegt, mag man von dem Hauptort des Maifeldes, von Mayen aus, mit der Eifelbahn langsam die Höhe erklimmend, nach Daun und Gerolstein fahren, über die weite Darscheider Heide, mag man vom Rhein aus durch das Ahrtal nach der Hocheifel vordringen oder von Aachen aus das trostlose Hohe Venn mit seinen Torfmooren und den düstern, unfruchtbaren Höhen der Schneeeifel und ihren weiten grünen Wiesenflächen erreichen, überall ist das Gebirge von eigenartigstem Reize. Dem Geologen ist die Eifel längst bekannt, besonders seit Leopold von Buch, der große Geognost, gegen Anfang des neunzehnten Jahrhunderts hier seine grundlegenden Untersuchungen über die Vulkane begann. Aber auch der Laie steht immer wieder erstaunt und überwältigt vor diesen noch immer so laut redenden Zeugen gewaltiger Umwälzungen aus sagenhafter Zeit, vor den Lavaströmen, die manchenorts noch deutlich sichtbar sind, vor den mächtigen Lavablöcken, die, weithin gestreut, den armen, unfruchtbaren Boden bedecken. — Und man träumt sich am hellichten Tage zurück in jenen Aufruhr der Natur, als die Erde bebte, als unter Donnerkrachen die Krater der ungezählten Bergkuppen, die heut der stille grüne Wald bedeckt, diese glühenden Lavamassen ausspien.

Und dann verwandelt sich die Szene vor unsern Sinnen, die zerfallene Burg am Bergeshang baut sich stolz und stattlich auf, vom Burggärtlein grüßt ein flatterndes Tuch, die Zugbrücke rasselt klirrend nieder und eine Rotte Gewappneter reitet aus unter Hörnerschall und Hundegebell.

Horch — Hörnerschall und Hundegebell! — Nein, es ist nur die Pfeife des Schäfers und das heisere Bellen des Schäferspitzes, der seine Schutzbefohlenen umkreist, damit nur ja keines von der mageren Weide auf den Heideboden sich verirrt und in die Saat einbricht. Es läßt sich gut träumen beim Wandern durch die Eifel. Erst ein paar Schienenstränge haben ihren Weg in das Herz des Gebirges gefunden. Noch kann man stunden-, tagelang wandern, weltentrückt, ohne den Pfiff der Lokomotive und das Rattern der Züge zu hören. Noch kann man einsam die köstliche Luft atmen, die oben auf den Höhen weht, und zwischen Ginster und Heidekraut ruhen, nur umsummt von Bienen und umschwirrt von blaßfarbigen Schmetterlingen. Noch kann man ungestört vom lauten Touristenschwarm und ungepeinigt von bewundernden „Ach wie reizend!" hoch oben vom Mäuseberg aus in das weite Land schauen und an den Maaren rasten. Und wenn man Glück hat und dort oben den uralten Schäfer trifft, der, an einem langen Strumpfe strickend, das Weinfelder Maar, das „tote" Maar, langsam mit

seiner Herde umkreist, dann mag man im Heidekraut sitzend sich von dem Alten die Mär erzählen lassen, wie der geheimnisvolle düstere See entstand. Und ist man zehnmal ein moderner Mensch und weiß man hundertmal, daß da unten, wo das Wasser so seltsam still liegt, niemals ein Schloß gestanden hat, man sieht es doch plötzlich aufsteigen mit Türmen und Zinnen und wehenden Bannern. Und der Alte erzählt mit seiner rauhen Stimme und in einem seltsamen Deutsch:

„Da, wo jetzt das Maar ist, da stand vor langer Zeit ein prächtiges, herrliches Schloß mit vielen Türmen und Sälen und mit aller Pracht der Erde. In dem Schloß wohnte ein vornehmer Graf, der war edel und milde. Aber die Gräfin, seine Frau, war hart und böse und scheuchte die Armen, die um eine Gabe baten, mit Hunden davon, und alles Hausgesinde war böse, nur des Grafen Jäger nicht. An einem Tage aber, da der Graf ausgeritten war zur Jagd, kam ein uralter Mann an das Tor der Burg und bat um Brot. Die Gräfin aber hetzte die Hunde auf ihn und diese bissen ihn, daß er blutete. Da wandte sich der Alte ab und stand vor dem Schloß und tat einen gräßlichen Fluch. Der Graf aber war unterdessen abwärts gegen Daun geritten, da fand er, daß er seine Handschuhe vergessen hatte. Er schickte den Jäger zurück, sie zu holen. Aber als der Jäger zum Schlosse kam, da sah er, daß das Schloß erzitterte und schwankte und stürzte. Und aus dem Grunde stieg Wasser auf und schäumte und rauschte, und stieg hoch und höher, und verschlang das Schloß und alles, was darin war. Und der Jäger kehrte zitternd um, ritt zu seinem Herrn zurück und sagte ihm an, was geschehen war. Aber der Graf wollte ihm nicht glauben, und da sie gerade über einen Fels ritten, sprach er: „Eher stampft mein Falchert (Falber) eine Quelle hier aus dem Fels, ehe das wahr ist." Da stampfte das Pferd dreimal auf den Fels, und siehe da, ein klarer Quell sprang auf. Da kehrte der Graf eilends um und ritt zurück und fand den See. Auf dem See aber schwamm die Wiege und darin das einjährige Söhnlein des Grafen und auf dem Deckbett lagen die Handschuhe. Und der Graf nahm sein Söhnlein und ritt eilends gen Daun und baute ein Kloster und starb als ein Heiliger. Der Quell aber heißt noch heute ‚Falchertsborn', und über den See fliegt kein Vogel und schwimmt kein Fisch darin und ist ein Fluch darauf bis auf den heutigen Tag."

In den Eifler Dolomiten (Motiv aus der Umgegend von Gerolstein)

Das ist eine der Eifelsagen, wie sich hier noch viele in der Weltabgeschlossenheit erhalten haben. Das ist auch begreiflich; die Burgruinen und Klöster, die allenthalben durch das Gebirge verstreut sind, die geheimnisvollen Maare und düsteren Felsen sind die rechten Schauplätze für solche Geschichten. Und der Eifler Bauer, der im harten Kampfe ums Dasein, das er in dem rauhen Gebirge führt, nur wenig Verkehr mit der Außenwelt hat, hängt mit Zähigkeit an seinen alten Ueberlieferungen wie an seiner Väter Sitten und Anschauungen. — Es ist kein schöner Menschenschlag, der Eifler. Nur das Maifeld, der alte Maiengau, ist berühmt wegen seiner schönen Mädchen. Aber in der eigentlichen Eifel macht die schwere Arbeit die Eifler vorzeitig alt und hager. Die Männer sind groß, sehnig und zäh, aber unschön, die ganz jungen Mädchen frisch und blühend. Aber sie altern



Manderscheid



Kirche am Weinfelder Maar

schnell und sind dann, welk oder verschrumpft, jeden Reizes bar.

Das ist kein Wunder. Der karge Boden gibt kargen Ertrag. In der Schneeeifel gedeihen kaum Hafer und Kartoffeln, in den besten Strichen dazu noch Roggen und Buchweizen. In den Tälern freilich ist besserer Boden und damit auch Wohlhabenheit zu Hause, aber auf den Hochflächen sind die Dörfer meist recht arm. Lange Jahrzehnte war die Eifel auch das Stiefkind des Rheinlandes, von Staats wegen wurde wenig oder nichts für die armen Eifler getan. Jetzt ist das besser geworden. Auf den Hochflächen wird viel aufgeforstet, in den Ortschaften werden Molkereien gegründet und für den Hauptzweig der Landwirtschaft, die Viehzucht, geschieht vieles. — Auch die weiten öden Heideflächen, die unbebaut dalagen, werden jetzt von den einzelnen Gemeinden nach und nach unter Kultur genommen. Die alte Methode der Schiffelwirtschaft, die darin bestand, daß die oberen Schichten der Heide abgeschält, auf Haufen getrocknet und dann verbrannt wurden, um, nachdem die Asche untergepflügt, mit Buchweizen besät zu werden und nach der Ernte wieder jahrelang brachzuliegen, ist fast ganz verschwunden; nach und nach wird das öde Land in fruchtbaren Acker umgewandelt. Der Wohlstand der Eifel wächst zusehends, besonders seit der vor Jahren von tatkräftigen Rheinländern gegründete Eifelverein das Gebirg dem Fremdenverkehr erschlossen hat und durch sehr zweckmäßige Maßnahmen für die weitere Aufschließung sorgt.

Merkwürdigerweise hat weder diese Aufschließung noch das Eindringen der Eisenbahnen bestimmend auf die Bevölkerung eingewirkt. Der zähe Charakter des Eiflers sträubt sich entschieden gegen jede Einwirkung von außen. Und wenn dies in mancher Beziehung auch nachteilig ist, da der Eifler auch jeder Maßnahme zur Verbesserung seiner Lage eine mißtrauische Vorsicht entgegensetzt, so hat sich doch anderseits die alte Biederkeit, die Einfachheit der Lebensweise und die Reinheit der Sitten noch ungeschmälert erhalten. Auf der Schneeeifel tragen die Männer noch allgemein den blauen Kittel, der nur an hohen Feiertagen dem schwarzen langen Rock und vorweltlichen Zylinder weicht, die Frauen tragen Röcke von selbstgewebtem derbem Stoff, der in lebhaften Farben gestreift ist, und das Leibchen mit dem Brusttuch. In den Dörfern der Mitteleifel ist diese Tracht verschwunden, aber auch dort ist das ganz einfache schwarze Kleid, die enge schwarze Jacke und das weiße Mullkopftuch noch die Regel für die Frauen. Hüte sieht man nur beim sonntäglichen Kirchgang, meistens bei den Mädchen, die von auswärts aus dem Dienst nach Hause kommen. Die Frauen tragen zu Feiertagen das schwarze dreizipflige große Umschlagetuch, das bis vor wenigen Jahren auch noch die Tracht der Bräute war, und eine schwarze Spitzenhaube, mit seltsamen blauen und roten Blumen verziert. — Die Braut trug an ihrem Ehrentage früher zum schwarzen Kleide und Tuche eine weiße, den Kopf eng umschließende Haube von Blondentüll, in deren Krause vorn weiße kleine Blümchen eingereiht waren. Jetzt tragen die Bräute den Kranz zum schwarzen einfachen Kleid, das Tuch und die Haube haben der Neuzeit weichen müssen. Der Bräutigam erscheint im überlangen schwarzen Rocke, der dann zu allen festlichen Veranlassungen fürs ganze fernere Leben hochgehalten wird. Am Zylinder und Rockaufschlag steckt ein weißes Sträußchen, von dem weiße Bänder herunterflattern. Die Hochzeiten werden mit dem Lieblingsgetränk des Eiflers, mit unendlichen Strömen von — Kaffee gefeiert, der auch im täglichen Leben neben Kartoffeln, weißem Käse, Gemüse und sehr wenig Fleisch, meistens Speck und gesalzenem Schweinefleisch, die Hauptrolle spielt. Wenn das junge Ehepaar mit den Gästen aus der Kirche kommt, biegen sich die Tische unter der Last der Kuchen, riesengroßer Zimtkuchen, Obstkuchen, Fladen genannt. Und dann geht das Kaffeetrinken und Kuchenessen los, immer in neuen Auflagen, bis zum späten Abend, nur unterbrochen von kleinen Gläsern stark gesüßten und mit Rosinen „verbesserten" Branntweins. Den Gästen werden dann noch große Kuchenpakete mitgegeben, so verlangt es die Sitte. Von Vergnügungen und Festlichkeiten weiß der Eifler wenig. Die Kirchweih (Kirmes), die meistens um Martini stattfindet, und allenfalls die Fastnacht, der „Fastelowend", sind fast die einzigen Tage, die auch der Jugend ihr Recht lassen. Dann tanzen die Burschen und Mädchen drei Nächte hindurch mit unermüdlicher Ausdauer und ernsthaften Gesichtern vom frühen Nachmittag bis in den grauenden Morgen hinein. Und in den Pausen sitzen sie nebeneinander und singen ihre von den Ureltern her vererbten Lieder.

Sehr merkwürdig sind die sich noch in manchen Orten erhaltenden Mädchenversteigerungen, das sogenannte „Mailehn". An einem Sonntag im Mai versammeln sich da die Bursche auf der Dorfwiese, um die Mädchen zu „versteigern". Die Mädchen dürfen dann während der Kirchweih nur mit dem Burschen tanzen, der sie gesteigert hat.

Den Fremden gegenüber ist der Eifler zurückhaltend, aber höflich. Er kann es freilich nicht recht begreifen, was die Leute, die da von weither kommen, an seinem Lande zu sehen haben, just da, wo es recht öde und unfruchtbar ist; aber er wundert sich nicht weiter darüber. — Im Dorfwirtshaus wird man nie von irgendwelcher Neugier belästigt werden. Höchstens, daß der Wirt in langsam schwerfälliger Rede nach dem Wohin und Woher fragt. Verschlägt der Zufall den Fremden in eine abendliche Wirtshausstunde der Bauern, die übrigens unglaublich mäßig und genügsam sind, dann herrscht wohl einige Minuten unbehagliches Schweigen; wer aber den harten, langsamen Dialekt versteht und nur einigermaßen auf die Anschauungsweise der Leute eingeht, dem geben sie sich ganz unbefangen. Der Eifler hat einen echten Bauernstolz in gutem Sinne, er hält was auf sich und sieht in dem Fremden nur einen andern Menschen, beileibe keinen höheren. Bleibt man aber länger an einem Orte, dann wird man schnell mit dem Eifler bekannt und findet auch noch recht oft die wunderlichsten Originale, die in ihrer weltabgeschiedenen Einsamkeit sich eine ganz seltsame Welt- und Menschenanschauung zurechtgelegt haben.



Blick auf Gerolstein

Literatur

Moderne Kultur. Ein Handbuch der Lebensbildung und des guten Geschmacks. In Verbindung mit Frau Marie Diers, W. Fred, Hermann Hesse, Dr. Georg Lehnert, Karl Scheffler, Dr. Karl Storck herausgegeben von Professor Dr. Ed. Heyck. 1. Band: Grundbegriffe — Die Häuslichkeit. 2. Band: Die Persönlichkeit und ihr Kreis. Vornehm gebunden jeder Band M. 15.—. Nur Pessimisten und Rückständige können heute noch behaupten, daß das Kulturstreben, das seit etwa anderthalb Jahrzehnten immer stärker und bewußter zum Durchbruch gekommen ist, nicht schon von greifbaren und erfreulichen Erfolgen begleitet sei; der Ruf nach „künstlerischer Kultur“, wieviel Mißbrauch auch mit ihm getrieben werden mag, hat überall, auf allen Gebieten des geistigen und sozialen Lebens, Taten geweckt, und wir stehen heute mitten drin im Werden eines reicheren neudeutschen Lebens. Ja, es ist heute schon so viel erreicht, daß ein zusammenfassender Rück- und Ueberblick auf die Grundlagen und Faktoren, auf die bisherigen Ergebnisse und die weiteren Ziele der Bewegung nicht nur als gerechtfertigt, sondern als ein Bedürfnis erscheint. Diesem Bedürfnis kommt das jetzt abgeschlossene Werk „Moderne Kultur“ entgegen. Der Herausgeber selbst hat zu dem ersten Band die allgemeine zeitbetrachtende Einleitung geschrieben, Karl Scheffler die tiefgründigen und lebensvollen Erörterungen über die ästhetischen Bestrebungen der Gegenwart, Zusammenhang von Lebensführung und Kultur, Kunstbildung, Stil und Geschmack des Wohnens. Die südeuropäischen, französischen, englischen, neuerdings auch amerikanischen und japanischen Einflusse auf unsre Anschauungen, Lebensformen, Stilrichtungen behandelt W. Fred, die „Musik“ Karl Storck, „Die Liebhaberei des Sammelns“ Georg Lehnert. Schon diese Inhaltsangabe läßt erkennen, welch reicher und mannigfaltiger Inhalt allein schon in dem ersten Band niedergelegt und nach welchen Tendenzen er behandelt ist. Die „Moderne Kultur“ will in erster Linie nicht Regeln und Vorschriften geben, sondern jeden zu selbständigem Denken, zum Sehen mit eignen Augen und Hören mit eignen Ohren anleiten. Die Fülle anregender, veranschaulichender Einzelheiten in diesen letzteren Kapiteln enthält eine besondere Belebung durch die Bilderbeilagen die, nahezu achtzig an der Zahl, Beispiele aus moderner Kunst, Architektur und Kunstgewerbe in vortrefflichen Wiedergaben vorführen. Der zweite Band behandelt die Persönlichkeit und ihren Kreis. Hier werden auch die großen sozialen Fragen, die unsre Zeit bewegen, mit in den Kreis der Betrachtung gezogen. Der Herausgeber selbst schildert die Beziehungen des einzelnen zum Gemeinwesen, genannt Staat. W. Fred gibt einen kurzen Abriß der Geschichte der Gesellschaft, während die bekannte Schriftstellerin Marie Diers das Kapitel der Liebe und Ehe, der Frauenfrage und so weiter behandelt. Ganz besonderen Reiz bietet Hermann Hesses feinsinniges, stilistisch meisterhaftes Essay über den Umgang mit Büchern, und Schefflers Aufsatz „Das Theater“, der den Band schließt, eröffnet eine weite Zukunftsperspektive. Die „Moderne Kultur“ gehört unstreitig zu den bedeutendsten Erscheinungen auf dem Büchermarkte der letzten Jahre. Jeder moderne Mensch, der sich mit Recht so nennt, sollte dieses Buch gelesen haben.

— Dr. **Max J. Wolff: Shakespeare** (C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck, München). Bd. I. Den trefflichen Biographien unsrer beiden deutschen Dichterfürsten Goethe und Schiller läßt die rührige Verlagsbuchhandlung jetzt einen Shakespeare, eine Würdigung des Dichters und seiner Werke folgen. Bislang liegt der erste Band vor, der unmittelbar vor dem größten Werke Shakespeares, vor „Hamlet“, haltmacht. — Eine Shakespearebiographie unterscheidet sich von einer Goethe- oder Schillerbiographie eigentlich in allem. Außer ein paar fast unleserlichen Unterschriften besitzen wir nichts von Shakespeares eigner Hand, das Leben des größten dramatischen Genies der Menschheit ist für die Nachwelt in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt. Immer wieder hat die Wissenschaft in jahrhundertelangem Streben versucht, diesen Schleier zu lüften. Es ist geradezu erstaunlich, aus welchen Dokumenten, Kirchenbüchern, Geschäftspapieren und so weiter man allerlei Einzelheiten aus Shakespeares Leben aufgestöbert hat. Auch aus seinen Werken hoffte man sein Leben herauslesen zu können: fast in jeder Zeile hat man nach irgendeiner Anspielung gesucht, fast jede Landschaftsschilderung gelang es zu lokalisieren, jeder Name ist auf seine Beziehungen geprüft worden. Und was ist das Resultat? Mit einem staunenerregenden Spürsinn ist es den Shakespeareforschern gelungen, den Lebensgang des Schauspielers und Bürgers von Stratford, Shakespeare, einigermaßen glaubwürdig zu konstruieren. Der Leser kann wohl den Scharfsinn der Gelehrten bewundern, der Dichter Shakespeare wird aber dadurch noch lange nicht wieder lebendig für sein Gefühl. Einzelheiten bietet uns die Wissenschaft genug! Eine wirkliche Blutwärme vermag sie aber nicht zu erzeugen. Darum sind für eine Biographie, die sich an die ganze große Shakespearegemeinde in Deutschland wendet, diese Resultate der Forschung ziemlich belanglos. Der stets sprungbereite Avonianus hat bereits dem Verfasser des vorliegenden Werkes einige Irrtümer nachgewiesen. Für die Würdigung des Ganzen kommen sie aber kaum in Betracht. Der Schwerpunkt einer Shakespearebiographie liegt nicht im Biographischen im engeren Sinne. Es kommt darauf an, ein großes Kulturgemälde der englischen Renaissance zu entwerfen, aus der Shakespeare als der höchste Gipfel bis in die Wolken emporragt, und ferner die einzelnen Dramen einer genaueren ästhetischen Analyse zu unterziehen. Auch der Versuch, den Menschen Shakespeare aus seinen Werken gleichsam herauszudestillieren, ist eigentlich nichts weiter als ein frommer Selbstbetrug, denn vor unserm geistigen Auge reckt sich nur ein riesenhafter übermenschlicher Schatten auf, der sich sofort wieder in Nebel auflöst. Ignoramus, ignorabimus! — Der Verfasser der vorliegenden Shakespearebiographie hat seine Aufgabe richtig verstanden. Er gibt eine sehr anschauliche Schilderung von Land und Leuten; klimatische Einwirkungen, Landschaftsstimmungen sucht er zu analysieren und mit breitem Pinsel malt er ein großes Kulturgemälde jener Zeit, die im Zusammenwirken von Renaissance und Reformation Shakespeare gebar. Dann tritt er in die eigentliche literarhistorisch-ästhetische Würdigung der Werke ein. Das Buch ist sehr geschmackvoll und gediegen ausgestattet. Man kann auf den zweiten Band, der noch vor Weihnachten erscheinen wird, gespannt sein.

— Von **Jean Jacques Rousseaus „Bekenntnissen“** ist kürzlich eine schöne Neuausgabe im Verlage von Wiegandt & Grieben in Berlin erschienen, die bei allen Bücherfreunden hohe Wertschätzung und eine dankbare Aufnahme finden wird. Die unerbittlich realistische Selbstbiographie des großen Idealisten, Moralisten und Verkünders des Naturevangeliums, die hier in wohlgelungener, unverkürzter Uebersetzung (von Ernst Hardt) dargeboten wird, ist kein erquickliches Buch und setzt, wie wir kaum zu betonen brauchen, reife und moralisch völlig gefestigte Leser voraus; sie ist und bleibt aber eines der berühmtesten Kulturdokumente des Jahrhunderts der Aufklärung und, nach Johannes Scherrs treffenden Worten, „ein Beitrag zur Kenntnis menschlicher Seelenzustände, der Hunderte von psychologischen Systemen aufwiegt,“ also ein Werk, das in der Bücherei des Gebildeten einen Platz unter den Schriften unsrer Klassiker verdient. Die vorliegende geschmackvoll ausgestattete Ausgabe, die von A. Gratz mit Zierleisten versehen ist und als Titelbild ein Porträt Rousseaus enthält, präsentiert sich in ihrem feinen, einfach gehaltenen grünen Ledereinbande aufs vorteilhafteste und überschreitet, obwohl sie gegen 900 Seiten umfaßt, dank der Verwendung einer dünnen Papiersorte nach keiner Richtung die Dimensionen eines handlichen Oktavbandes.

— **Rudolf Vogel: Frau Märe; Glückslindle; Spinnweiblein.** Märchen und Schwänke für jung und alt. Mit Bildern von **Johannes Gehrts.** Drei Bände. In diesen Märchen findet sich kein orientalisches Lehngut, sie sind germanisch durch und durch. Da rauscht der deutsche Wald, da ragt die deutsche Burg, da kämpft gut deutsches Volk mit allerhand Spuk, da regiert deutsches Gemüt, da funkelt der unerschöpfliche Goldhort deutscher Sage. Auch altbekannte Märchengestalten der deutschen Kinderstube schreiten in funkelnagelneuen Gewändern einher. Vieles, sehr vieles aber ist überraschend ursprüngliches geistiges Eigentum des feinsinnigen Erzählers, der auch ein Kenner deutscher Kulturgeschichte ist. Entzückende Märchen fürs deutsche Haus, die richtigen Märchen zum Lachen und Weinen. Und Gehrts hat zu ihnen eine Fülle prächtiger, tief empfundener, zu Herzen gehender Bilder gezeichnet   A. Sp.







Phot. R. Weger

Der Kronprinz von Schweden und Prinz Eitel Friedrich bei der Einweihung der Gustav-Adolf-Kapelle bei Lützen

Die Einweihung der Gustav-Adolf-Gedächtniskapelle

Auf dem Schlachtfelde von Lützen ist zur Erinnerung an den Schwedenkönig Gustav Adolf, der dort den Heldentod erlitt, auf Veranlassung einer schwedischen Patriotin, die in hochherziger Weise die erforderlichen Mittel zur Verfügung stellte, eine Gedächtniskapelle errichtet und am 6. November dieses Jahres, dem 275. Todestage des großen Feldherrn, feierlich eingeweiht worden. Als Vertreter des Kaisers nahm Prinz Eitel Friedrich von Preußen an der Feier teil, und aus Schweden waren Kronprinz Gustav und zahlreiche andre offizielle Persönlichkeiten und Abordnungen erschienen. Um 2½ Uhr begann die Aufstellung der Prozession zur Gedächtniskapelle, bei der schwedische Studenten das schwedische Banner vorantrugen. Unmittelbar hinter ihnen schritten die beiden königlichen Hoheiten, denen sich unter andern die schwedischen Militärdeputationen, die Vertreter des schwedischen Adels sowie der schwedischen Schulen und der einheimischen und von auswärts erschienenen Geistlichkeit mit Erzbischof Ekman an der Spitze anschlossen. Die Feier an der Kapelle wurde durch den Choral „Ein' feste Burg ist unser Gott" eingeleitet, worauf Superintendent Geheimer Kirchenrat Dr. Pank, Leipzig, die Festrede hielt. Nach einem Gesang des Upsalaer Studentenchors übergab Rittmeister von Linder als Vertreter seiner Mutter, der Stifterin Frau Ekman, die Kapelle der Stadt Lützen. Erzbischof Ekman und Generalsuperintendent Jacobi nahmen darauf die Weihe vor, nach der beide Geistliche längere Ansprachen hielten. Die schwedischen Vertreter legten gegen 150 prachtvolle Kränze am Schwedenstein nieder. Bei einem Festessen, das später in Lützen stattfand, brachte der schwedische Minister von Hammarskjöld einen Trinkspruch aus, in dem er ausführte, Schweden würde auf dem Schlachtfelde wohl keine entscheidende Rolle mehr spielen, aber es gebe andre Gebiete, auf denen es für die Entwicklung des Menschengeschlechts Bedeutungsvolles leisten könne."

Die Ankunft des deutschen Kaiserpaares in England

Der bisherige Verlauf des Besuchs, den das deutsche Kaiserpaar dem englischen Hof macht, hat selbst die höchsten und größten Erwartungen übertroffen; die königliche Familie, das englische Volk und die Presse wetteifern miteinander, den erlauchten Gästen Aufmerksamkeiten zu erweisen und ihre freundschaftlichen Gefühle und ihre Bewunderung für die deutsche Nation zu beteuern. In Deutschland findet dieser herzliche Empfang überall ein kräftiges Echo, denn man weiß hier die englische Freundschaft zu schätzen und hat die zeitweilige Entfremdung zwischen den nahe verwandten Nationen stets bedauert. Ein eigentümlicher Zufall wollte es, daß die Reise des Kaiserpaares, das von Vlissingen aus auf der Jacht „Hohenzollern" die Ueberfahrt nach Spithead machte, ebenso wie im letzten Sommer die Ueberfahrt König Eduards auf seiner Reise nach Wilhelmshöhe, durch den im Kanal herrschenden Nebel eine Verzögerung erlitt und dadurch das offizielle Begrüßungsprogramm erheblich gestört wurde. Die englische Kanalflotte, die zur Begrüßung des Kaiserpaares von Portland nach Spithead ausgelaufen war, mußte den Kreuzer „Topaze" aussenden, um die deutschen Schiffe zu suchen. Diese trafen dann doch früher ein, als man in Portsmouth erwartete. Der Prinz von Wales, der deutsche Botschafter Graf Wolff-Metternich



Phot. Th. Jürgensen

Das deutsche Kaiserpaar begibt sich in Vlissingen auf die Jacht „Hohenzollern" zur Ueberfahrt nach England

und der englische Ehrendienst wurden bei Spithead, bis wohin sie mit einem englischen Torpedoboot entgegengefahren waren, durch eine Pinasse der „Hohenzollern" an Bord der letzteren geholt und vom Kaiser am Fallreep empfangen. Die Stadt Portsmouth hatte vielfach geflaggt. Große Volksmengen hatten auf Booten im Hafen sowie an der Strecke, die der Sonderzug vom Hafen durch die Stadt befuhr, Aufstellung genommen und bereiteten den Majestäten stürmische Ovationen.

Das Erdbeben in Kalabrien

Die italienische Provinz Kalabrien, die erst vor zwei Jahren der Schauplatz eines sehr starken Erdbebens war und noch heute unter dessen Folgen zu leiden hat, ist am 23. Oktober abermals von einer schweren Erdbebenkatastrophe heimgesucht worden. Das betroffene Gebiet ist diesmal kleiner als vor zwei Jahren, dennoch sind die Zerstörungen, die das Erdbeben anrichtete, größer als damals, so daß es scheint, als ob die ganze Kraft der unheimlichen Naturgewalt sich auf einen Punkt konzentriert hätte. Am schwersten wurden die drei Regierungsbezirke Catanzaro, Cosenza und Reggio, also die südlichsten Teile der apenninischen Halbinsel, in Mitleidenschaft gezogen.



Phot. Ch. Abeniacar

Vom Erdbeben in Kalabrien: Bergung der Leichen in Ferruzzano

Eine parlamentarische Studienfahrt zum Walchensee

Das schon seit einigen Jahren in der Oeffentlichkeit erörterte Riesenprojekt des Majors z. D. von Donat, die ungeheuern Wasserkräfte des Walchensees und des oberen Isargebietes für den bayrischen Staat nutzbar zu machen, ist seiner Verwirklichung ein ansehnliches Stück näher gerückt. Die bayrische Regierung hatte die Idee aufgegriffen und in den dem gegenwärtigen Landtag vorgelegten außerordentlichen Etat ein Postulat für die Bearbeitung des Projekts eingestellt. Dem Landtag ging daraufhin eine Anregung des Majors von Donat zu, das in Frage kommende Gebiet durch eine Bereisung in Augenschein zu nehmen, und die Abgeordnetenkammer setzte auf den 30. Oktober diese Exkursion an. Als Vertreter der Staatsregierung nahmen daran Kriegsminister Freiherr von Horn, Verkehrsminister von Frauendorfer und der Minister des Innern von Brettreich, ferner mehrere Kommissare der Ministerien, vor allem der Obersten Baubehörde, und Eisenbahnpräsident Hauck teil; von der Abgeordnetenkammer 110 Mitglieder unter Führung ihrer beiden Vizepräsidenten Hofrat Fuchs und Dr. Hammerschmidt. Ein Extra-



Phot. M. Dietrich & Comp.

Mitglieder des bayrischen Landtags besichtigen die Geländeverhältnisse am Walchensee, dessen Wasserkräfte in großem Maßstab nutzbar gemacht werden sollen


Phot. Gebr. Haeckel

Zum Prozeß Moltke-Harden: Maximilian Harden (1) und sein Verteidiger Justizrat Bernstein (2)

zug brachte die Teilnehmer nach Kochel, von wo die Fahrt in Automobilen über den Kesselberg fortgesetzt wurde. In Walchensee demonstrierte nach einer vorausgegangenen Detailinstruktion durch Oberbaurat Hensel Oberbaudirektor von Sörgel die drei in Frage kommenden Projekte, insbesondere das des Oberbauamts, das bei einem Kostenaufwand von 17,5 Millionen etwa 56000 Pferdekräfte herausrechnet. Hierauf begründete Major von Donat sein Gegenprojekt, das zu wenigstens 100000 Pferdekräften gelangt, doch ließ er sich dabei zu so scharfen persönlichen Ausfällen auf die sachkundigen Vertreter der Staatsregierung und andre Techniker hinreißen, daß er seiner Sache bei den Anwesenden nur schadete. Im weiteren Verlaufe der Debatte kam es zwischen Baurat Oskar von Miller, der ersten Autorität Bayerns in wassertechnischen Fragen, und Major von Donat zu einer derart erregten Auseinandersetzung, daß Minister von Brettreich dem letzteren schließlich das Wort entziehen mußte. Trotz diesem unliebsamen Ausgang der Erörterungen erkennt die bayrische Staatsregierung die Verdienste des Majors von Donat um das bedeutungsvolle Projekt loyal an und hat ihm für den Fall, daß es in irgendeiner Form verwirklicht wird, eine Entschädigung zugesagt.

Zum Prozess Moltke-Harden

Der Beleidigungsprozeß, den der ehemalige Stadtkommandant von Berlin, Generalleutnant Graf Kuno von Moltke, gegen Maximilian Harden angestrengt hat, ist wohl das unerquicklichste Schauspiel, das seit langer Zeit dem deutschen Volke in der Oeffentlichkeit vorgeführt worden ist. Es ist begreiflich, daß in den Erörterungen darüber zunächst das Gefühl des Ekels vorherrscht und sich weiter Kreise eine gewisse Niedergeschlagenheit bemächtigt hat darob, daß in der nächsten Umgebung des Kaiserthrones sich Männer festsetzen konnten, die so wenig geeignet waren, als Ratgeber des Monarchen dem Vaterlande Dienste zu leisten und dem Volke als Vorbilder zu dienen. Dennoch wäre es völlig ungerechtfertigt, wollte sich die deutsche Nation einem mehr als vorübergehenden Pessimismus ergeben und sich in die Ansicht verbeißen, daß Zuständen, wie sie der Berliner Prozeß enthüllt hat, „oben“ nicht scharf genug entgegengetreten werde und die moralische Kraft und Gesundheit, die von jeher der Stolz der deutschen Rasse war, aus den führenden Kreisen der Nation verschwunden sei. Diese Ansicht ist schon durch das kraftvolle Eingreifen Kaiser Wilhelms unhaltbar geworden, der wohl wie jeder Sterbliche getäuscht werden konnte, aber in dem Augenblick, der ihm Aufklärung über den wahren Charakter des Fürsten Eulenburg und seiner Freunde


Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft

Graf Kuno Moltke vor dem Gerichtsgebäude in Moabit


Phot. Karl Lewis

Ankunft des amerikanischen Kriegsministers Taft (×) in Jokohama

brachte, ohne Schwanken und ohne Scheu vor dem unvermeidlichen „Skandal" die Männer, die bisher sein Vertrauen besessen hatten, von sich abschüttelte. Mit dieser Handlungsweise hat der Kaiser, wie man selbst im Ausland bewundernd anerkennt, vor aller Welt dokumentiert, daß er auch die bitterste Enttäuschung wie ein Mann zu tragen weiß und alle moralische Fäulnis, wo er sie findet und erkennt, mit eiserner Energie auszurotten entschlossen ist, und darin steht ihm, wie sich erfreulicherweise gezeigt hat, der junge Erbe seines Thrones treu zur Seite.

Kriegssekretär Taft in Japan

Die Regierung der Vereinigten Staaten von Nordamerika hat eines ihrer Mitglieder, den Kriegssekretär Taft, der möglicherweise nach Ablauf der Amtszeit des Präsidenten Roosevelt dessen Nachfolger werden wird, nach Ostasien geschickt, wohin bekanntlich die Blicke der Amerikaner seit längerer Zeit sich mit besonderem Interesse und gewiß nicht ohne Sorge richten. Auf dem Kriegsschiffe „Minnesota" traf Herr Taft am 28. September in Jokohama ein. Angeblich wollte er dort ursprünglich nur wenige Stunden bleiben, ohne Tokio überhaupt zu berühren, doch hatte sich inzwischen die japanische Regierung nach Washington mit der Bitte gewandt, daß der Staatssekretär seinen Aufenthalt in Japan verlängere und nach Tokio komme. So wurde Herrn Taft in Jokohama ein glänzender amtlicher Empfang bereitet, und er entschloß sich nun rasch, das ganze für ihn ausgearbeitete japanische Festprogramm anzunehmen. Er wurde von allen Seiten mit außerordentlicher Zuvorkommenheit und Liebenswürdigkeit, ja Herzlichkeit empfangen und aufgenommen, und er hat seinerseits darauf gehalten, sich in der Bekundung schöner Gefühle nicht übertreffen zu lassen. Bei einem Festmahle in Tokio sagte er in einer Rede, daß nur eine kleine Wolke sich über die fünfzigjährige Freundschaft Japans und der Vereinigten Staaten gezogen habe, daß aber das gewaltigste Erdbeben des Jahrhunderts die Freundschaft zwischen beiden Ländern nicht würde erschüttern können. Die San Francisco-Angelegenheit sei auf diplomatischem Wege in erfolgreicher Weise erledigt worden. Ein Krieg zwischen Japan und der Union würde ein Verbrechen gegen die Zivilisation sein, und keines der beiden Völker wolle einen solchen. Auch würden beide Regierungen jeden Nerv anspannen, um einen Konflikt zu verhindern. Beide seien in gleicher Weise vom besten Willen gegeneinander beseelt. In einer andern Rede erklärte der Staatssekretär, daß Amerika unter keinen Umständen an den Verkauf der Philippinen denke. Der Besuch und die Erklärungen Tafts haben ohne Zweifel vorübergehend eine besänftigende Wirkung auf die gereizte Stimmung zwischen Japan und Nordamerika ausgeübt.



Phot. H. Schuhmann

Grabdenkmal für Josefine Gallmeyer in Wien

Die Enthüllung des Gallmeyerdenkmals

Auf dem Wiener Zentralfriedhof wurde am 30. Oktober das Grabdenkmal für Josefine Gallmeyer, die berühmte Wiener Soubrette, feierlich enthüllt. Das Denkmal, das seinen Platz in der Reihe der Ehrengräber zwischen den Denkmälern Josef Lanners und Marie Geistingers hat, ist von dem Bildhauer Theodor Khuen geschaffen. Es besteht aus einer auf hohem Postament aufgestellten Büste, welche die Künstlerin mit schelmisch-lächelndem Gesichtsausdruck darstellt. Eine Engelsgestalt reicht ihr den Lorbeerkranz mit der Linken. Die Rechte greift nach der Lyra, und zu ihren Füßen liegt das Buch „Der Goldonkel", ein Stück, in dem die Gallmeyer ihre größten Erfolge hatte. Zur Enthüllungsfeier hatten sich außer den Deputationen der Wiener Theater zahlreiche alte Freunde und Bewunderer der Gallmeyer eingefunden. Die Gedenkrede hielt Franz Tewele als einstiger Kollege



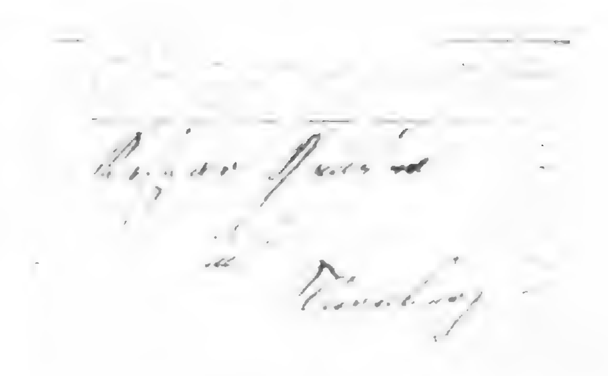
Phot. H. Schuhmann

Von der Enthüllung des Grabdenkmals für Josefine Gallmeyer in Wien: Franz Tewele hält die Gedächtnisrede

der Gefeierten; in knappen, wehmütig-gemütvollen Worten ließ er das Bild der genialen „feschen Pepi", die mit ihrer feuersprühenden Kunst unzählige Menschen entzückt und erheitert hat, vor den Anwesenden aufleben. Nach ihm hielt Bürgermeister Dr. Lueger eine kurze Ansprache, in der er gleichfalls aus eigner Erinnerung die unvergeßliche Tote und ihre heitere Kunst mit herzlich empfundenen Worten feierte.

Die neuen amerikanischen „Austauschprofessoren"

Am 30. Oktober fanden in der Aula der Berliner Universität vor einer zahlreichen Zuhörerschaft in Gegenwart des Kronprinzen, der als Vertreter des Kaisers erschienen war, des Kultusministers Dr. Holle und des amerikanischen Botschafters Tower die Antrittsvorlesungen der beiden neuen „Austauschprofessoren" aus Amerika, Präsident Dr. Hadley von der Yale-Universität und Professor Dr. Schofield von der Harvard-Universität, statt. Der Rektor der Berliner Universität, Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Stumpf, eröffnete den Akt mit einer kurzen Ansprache, in der er den Versammelten die beiden Professoren gewissermaßen vorstellte und verkündete, daß Professor Hadley in seinen deutsch gehaltenen Vorlesungen die volkswirtschaftlichen und sozialpolitischen Verhältnisse in den Vereinigten Staaten behandeln, Professor Schofield in englischer Sprache die reichen Schönheiten der englischen Literatur des Mittelalters den Hörern erläutern werde. Hierauf sprach zuerst Professor Hadley kurz über seine Lehraufgabe, wobei er seiner Sympathie und Bewunderung für die deutsche Wissenschaft lebhaften Ausdruck gab, dann äußerte sich in ähnlicher Weise Professor Schofield über die engen Beziehungen zwischen dem amerikanischen und deutschen Geistesleben, über die deutsche Kultur und über das Thema seiner Vorlesungen. Professor Hadley, ein Mann von etwa fünfzig Jahren, hat einen Teil seiner Studienjahre an der Berliner Universität zugebracht und Gneist, Treitschke, Preuß, Curtius und Wagner zu Lehrern gehabt. Professor Schofield ist als Sproß einer englischen Familie 1870 in New York geboren. Er hat an der Harvard-Universität unter den Anglizisten Francis J. Child und G. L. Kittridge, in Paris unter Gaston Paris, in Christiania unter Sophus Bugge, ferner in Oxford und Kopenhagen studiert.



Caspar Hausers Visitenkarte mit eigenhändiger Namensschrift



Phot. R. Hoffmann

Die amerikanischen „Austauschprofessoren" Hadley und Schofield auf dem Wege zur Berliner Universität

Die Explosion auf dem „Blücher"

Die deutsche Kriegsmarine hat kürzlich wieder ein schreckliches Unglück in ihren Annalen zu verzeichnen gehabt. Am 6. November morgens kurz nach neun Uhr fand auf dem bei Mürwik in der Flensburger Föhrde vor Anker liegenden früheren Schulschiff „Blücher" eine Dampfkesselexplosion statt, die überaus schwere Folgen hatte. Das Unglück ereignete sich während des im Maschinenraum an die Maschinenwärter erteilten Unterrichts. Von außen sah man plötzlich eine mächtige Rauch- und Feuergarbe, die das Schiff für einen Augenblick völlig einhüllte. Der Teil des Mittelschiffes, in dem der Kessel ruhte, war völlig zerstört. Aus den Trümmern heraus waren lautes Schreien und entsetzliche Hilferufe vernehmbar. Durch die gewaltige Explosion wurden die Leute an die Wände und Decken geworfen. Der Anblick, der sich den Leuten des zu Hilfe eilenden Bootes ergab, war entsetzlich. Vielen der Verletzten waren Arme und Beine abgeschlagen, andern waren die Köpfe fortgerissen oder die Brust total zerquetscht. Von den 300 Mann, die sich im Augenblick der Katastrophe auf dem Schiff befanden, wurden 10 sofort getötet, 22 mehr oder weniger schwer verletzt. Von den letzteren sind noch 5



Phot. Hans Breuer

Das Schulschiff „Blücher", auf dem eine Kesselexplosion stattfand



Phot. Breithaupt, Ribnitz

Abnormes Rehgehörn
(das Tier wurde am 2. September im Pommerschen geschossen)

gestorben, so daß die Gesamtzahl der Opfer 15 beträgt. Die vorläufige Untersuchung hat ergeben, daß die Explosion durch Bedienungsfehler entstanden sein muß, die anscheinend mit einer Reihe unglücklicher Zufälle in Zusammenhang stehen. Zwölf der unglücklichen Opfer wurden am 8. November in Flensburg unter allgemeiner Anteilnahme der Bürgerschaft und der Behörden beigesetzt.

Ein zeitgenössischer Bericht über Caspar Hauser

Es wird unsre Leser gewiß interessieren, zu erfahren, wie die Zeitgenossen die rätselvolle Erscheinung des unglücklichen Findlings beurteilt haben, dessen Schicksal Jakob Wassermann mit so ergreifender Kunst in unserm Roman schildert. Folgende Darstellung findet sich in der Nummer des Berliner Konversationsblattes vom 13. November 1829 unter dem Titel „Caspar Hauser. Neueste Beobachtungen eines Reisenden, kurz vor dem neuen Mordversuch gegen den Unglücklichen". Wir geben sie im Auszuge wieder:

„Der berühmte Caspar Hauser, dessen Bildung auf Kosten der Stadt hier in Nürnberg von Professor Daumer geleitet wird, durfte nicht übergangen werden. Wir waren fast eine Stunde bei ihm. Hauser ist klein, etwas breit und sieht blühend aus; doch schien mir und andern sein Gesicht weiter vorgerückt, als daß er, wie jener bekannte Brief lautet, 1812 sollte geboren sein. Einige schätzten ihn 20, einer gar 24 Jahre. Er gefällt durch eine große natürliche Freundlichkeit und Unbefangenheit beim ersten Anblick. Er ist so artig, wie man von einem wohlgezogenen jungen Mann seines Alters erwarten kann, der zugleich seine Natürlichkeit bewahrt hat, und überhaupt durch nichts von andern Menschen verschieden. Alle unsre Fragen beantwortete er mit der größten Bereitwilligkeit und Aufrichtigkeit und erbot sich sogar von selbst, uns etwas vorzulesen und vorzuspielen und uns seine Zeichnungen und Schreibebucher zu zeigen, wobei er eine große, schon vorher uns gerühmte Bescheidenheit bewies. Das Merkwürdigste, was wir von ihm in Erfahrung gebracht haben, möchte folgendes sein. Sehr wohl hat er sich in seinem Kerker befunden; ‚so wohl,' sagte er, ‚wie jetzt.' Den Mann, der ihn hütete, hat er nie gesehen, da dieser ihm das Essen während des Schlafes brachte und selbst, wenn er ihn zu diesem niederlegte, rückwärts stand. Dagegen hat sich ihm die Stimme dieses Mannes — die erste, die er hörte — so tief eingeprägt, daß er ihn sogleich daran erkennen will. Nur 15 Worte lernte er — in der letzten Zeit — von ihm. Als er nach Nürnberg geführt ward, litt er fürchterlich: denn da seine Füße ganz weich waren, so wurden sie von dem ihm nie vorgekommenen Gehen blutig und schwollen auf; auch schmerzte ihn das Tageslicht so, daß er hätte erblinden müssen, wenn nicht gerade trüber Himmel gewesen wäre. Ebendieser Reizbarkeit wegen waren ihm die ersten fünf Monate in Nürnberg äußerst unangenehm, da von allen Seiten fast nur schmerzliche Eindrücke auf ihn einstürmten. Das Betrachten beim Sonnenlicht macht ihm sogar jetzt noch Schmerzen, wodurch seine Fortschritte sehr gehemmt sind. Als er uns, ziemlich geläufig aus einem Buche vorlas, blinzelte er bald mit den Augen. Das Anhören von Musik versetzte ihn anfangs in einen konvulsivischen Zustand; jetzt hört er sie gern, und hatte es in 36 Klavierstunden schon so weit gebracht, daß er uns ‚Lott ist tot' vorspielen konnte. Ganz vorzüglich empfindlich war er in Hinblick des Geruchs. Tabak, vorzüglich schlechten, empfand er schon in bedeutender Entfernung sehr unangenehm; und vor kurzer Zeit noch ist er sehr ernstlich krank davon geworden, daß er eine Viertelstunde hindurch Firnis, womit etwas angestrichen war, riechen mußte. Besonders aber verursachten ihm alle Speisen Schmerzen; wenn er nur ein Stückchen Fleisch aß, brach sogleich ein Angstschweiß bei ihm aus, und so bei vielen andern Speisen ... Seine Anlagen scheinen vortrefflich zu sein. Er faßt scharf auf, so daß er unsre Gesichter noch nach einem Jahre wieder erkennen wollte. Die Namen von Gegenständen behielt er von einmaligem Hören, aus welcher Sprache sie auch waren, zum Beispiel gleich anfangs Cactus splendens. In der Geschichte liest er Beckers Weltgeschichte mit Interesse für sich; im Lateinischen steht er bei den Deklinationen; im Zeichnen hat er es unter viel Augenschmerzen bis zu Köpfen gebracht, die er aber, um seine Augen nicht zu sehr anzugreifen, noch nicht schattieren kann. Von seiner netten Handschrift habe ich eine Probe, indem er mir seinen Namen auf eine Karte schreiben mußte. Ueber sein Fortschreiten in Begriffen kann ich nicht recht urteilen, da er auf unser Fragen fast nur von sich und also gewiß doch solche Dinge sprach, die er schon unzählig oft muß erzählt und andre erzählen gehört haben. Ueber seinem Schicksal bleibt der Schleier ruhen."



Vom Wiederaufbau des Campanile in Venedig: Das jetzige Baustadium


SIROLIN
SIROLIN

Rätsel-Ecke

Logogriph

Wenn keine 1, 2 jemals du versäumt,
Dein Kind zu leiten auf der Tugend Pfad,
Und trotzdem siehst, wie in dem Herzen keimt
Und fest sich wurzelt eine gift'ge Saat,
Dann wächst an jede Silbe ein e — n,
Und diese vier veraltern dein Gesicht,
Und künden runengleich dein Leid, auch wenn
Dein stolzer Mund von keinem Leiden spricht.

F. Frhr. v. H. sen.

Homonym

Traulich dein Zimmer
Es dir erhellt,
Froh seines Lebens
Springt es im Feld,
Bis durch die Kugel
Des Schützen es fällt

Eta.

Silbenrätsel

Die Erste hört bald leis man wehen,
Bald wild und schauerlich sie klingt;
Sie muß den Menschen Räder drehen,
Den Blumen Blütenstaub sie bringt.

Die Zweit' und Dritte hat vor Jahren
Die brave Frau dem Mann gestrickt,
Und er und sie zufrieden waren,
Wenn beide Silben gut gespickt.

Das Ganze ist als leckre Speise
Gefüllt und ungefüllt beliebt;
Auch manchem Mann scherzhafterweise
Es gerne man als Namen gibt.

F. M.-S.

Verbindungsrätsel

Zufluß vom Rhein,
Zahl unter neun,
Beide verbunden:
Wonnige Stunden.

F. Frhr. v. H. se.

Homonym

Es betet fromm der Gläubige
Zu ihm in manchem Land —
Verächtlich mit demselben Wort
Wird mancher Schuft benannt.

Eta.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 5

Des Homogramms:

B A G W
B E R L I N
A R K O N A
G L O C K E
W I N K E L
N A E L

Des Rätsels: Rügen.
Der Scharade: Eingeschrieben.
Des Homonyms: Der Schein.
Des Logogriphs: Geleite — Geläute.
Des Scherzfüllrätsels: Wesel, Weichsel.

Schach (Bearbeitet von E. Schallopp)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, welche die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, diese stets mit der römischen Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

Partie Nr. III

Turnierpartie, gespielt zu Ostende am 7. Juli 1907.

Weiß: Amos Burn, Liverpool.
Schwarz: Dr. S. Tarrasch, Nürnberg.

Spanische Partie

Weiß	Schwarz	Weiß	Schwarz
1. e2—e4	**e7—e5**	16. Lc2—d3	Se4—d6
2. Sg1—f3	**Sb8—c6**	17. Ld3×f5	Sd6×f5
3. Lf1—b5	a7—a6	18. De2—d3	Dd8—d7
4. Lb5—a4	Sg8—f6	19. Sb1—d2[2]	Sf5—e7[3]
5. 0—0	Sf6×e4	20. Tf1—e1	Se7—g6
6. d2—d4	b7—b5[1]	21. Lf4—g3	Sc6—a5[5]
7. La4—b3	d7—d5	22. b2—b3	b5—b4?
8. a2—a4	Ta8—b8	23. c3—c4!![6]	Sa5—b7[7]
9. a4×b5	a6×b5	24. c4×d5	Te8—d8
10. d4×e5	Lc8—e6	25. d5—d6	Lb6—c5
11. c2—c3	Lf8—c5	26. Sd2—c4	c7×d6
12. Dd1—d3[2]	Lc5—b6	27. e5×d6	Dd7—c6
13. Lb3—c2	Le6—f5	28. Ta1—d1	Td8—d7[8]
14. Dd3—e2	0—0	29. Sc4—e5	Sg6×e5
15. Lc1—f4	Tf8—e8	30. Sf3×e5	Aufgegeben.

[1]) Riga zog gegen Berlin in einer Korrespondenzpartie e5×d4; der Gewinn ließ sich für Weiß nicht nachweisen.

[2]) Ein kräftiger Zug, der dem Nachziehenden zu schaffen macht.

[3]) Der Springer kommt etwas spät zur Entwicklung, aber doch nicht zu spät.

[4]) Dieser Springer strebt nach besseren Feldern.

[5]) Der Versuch, auf dem Damenflügel etwas zu unternehmen, schlägt zum Nachteil aus. Sc6—e7 würde uns geratener erscheinen.

[6]) Bei 23. c3—b4? Sa5—c6 erhält Schwarz einen ganz guten Angriff.

[7]) Notwendig, weil Offiziersverlust durch 24. c4—c5 droht. Schwarz ist nun verloren.

[8]) Dies beschleunigt allerdings den Verlust.

Tausend= fach bewährt sind unsre trag= u. zerlegb. Geflügelhäuser, Lege- u. Zuchtgeflügel, Bruteier aller Rassen, Brutmasch., sämtl. mod. Zucht- u. Hilfsgeräte, ration. Futtermittel, die Rente u. Freude erhöh. Werke über Zucht. Gewissenh. Bedienung. Katalog gratis.
Geflügelpark i. Auerbach Hess.





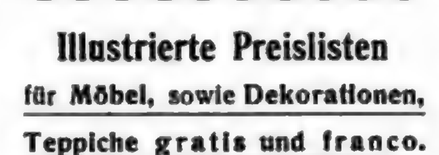


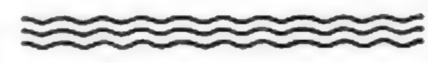
BERLIN O., Alexanderstr. 27a

Vereinigte Berliner Möbelfabriken und Tapezierwerkstätten

Spezialität: Wohnungs-Einrichtungen









Freie Bahnfracht
durch ganz Deutschland.





Wechselrätsel

Riesig wachs' ich mit B im Strahl der tropischen Sonne,
Für die Bühne mit J hat mich oft Schiller verwandt.
F. M.-S.

Logogriph

Hochragend steht ein Schloß mit a
Am steilen Rand des Maines da,
Weit glänzt es in die Lande.
Mit i geschrieben wird das Wort
Vom Wald umgrünt ein Badeort
Am weißen Meeresstrande. F. M.-S.

Buchstabenrätsel

Am Waldesrand auf feuchtem Grund
Kannst du mich wachsen sehen.
Ein Zeichen ändre, und als Hund
Werd' ich dann vor dir stehen. Dr. K. K. v. Fr.

Rätsel

Eins, Zwei, Drei! sprach man zu dem Eins, Zwei, Drei,
Und zeige uns, was Können sei;
Wenn sich das deine an der Ersten weist,
Ein jeder dich als Zwei, Drei preist. A. N.

Eingegangene Bücher und Schriften.

Aanrud, H., Kroppzeug. ℳ 2.25. Leipzig, G. Merseburger.
Achleitner, A., Mein Herz ist im Hochland. ℳ 3.60. Leipzig, B. Elischer.
v. Adlersfeld-Ballestrem. Marie Schnee. ℳ 6.—. Dresden, M. Seyfert.
Aichholzer, E., Lyrische Dichtungen. Straßburg, J. Singer.
Aus dem Reich der Schminke und der Tinte. ℳ 6.—. Wien, Deutsches Volkstheater.
Behrens-Litzmann, A., Aus Alt-Büsum. ℳ 2.40. Dortmund, Fr. W. Ruhfus.
Betten, R., Praktische Blumenzucht. 6. Auflage. ℳ 4.—. Frankfurt a. O., Trowitzsch & Sohn.
Böhlau, H., Kußwirkungen. 20 ₰. Hamburg, Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung.
Böhmer, R., Bedeutung und Aufgabe des nationalen Blocks. 20 ₰. München, J. F. Lehmann.
Bücking, Martin, Brackwasser. ℳ 3.—. Berlin, B. Behr's Nachf.
Christaller, Helene, Gottfried Erdmann und seine Frau. ℳ 3.—. Wismar, H. Bartholdi.
Clemens, B., Schlesiens Bau und Bild. Glogau, C. Flemming.
Dammann, D., Die geschlechtliche Frage. ℳ 2.—. Leipzig, Teutonia-Verlag.
Detter, L., Gertrud Baumgarten. Bd. I/II. Straßburg, J. Singer.
Diers, M., Fritzchen. ℳ 3.—. Dresden, M. Seyfert.
v. Dincklage, E., Geschichten aus dem Emslande. I/II. ℳ 3.60. Paderborn, F. Schöningh.
Dittrich, M., Briefe. Straßburg, J. Singer.
Ernst, Otto, Siebzig Gedichte. ℳ 1.—. Leipzig, L. Staackmann.
v. Fels, Rochus, Wer trug die Schuld. Dresden, E. Pierson.
Filek, E. K., Die Selbstherstellung eines Elektrophor. ℳ 1.—. Ravensburg, O. Maier.
Flamm, Oswald, Schiffbau. ℳ 1.—. Berlin, S. Simon.
Friede, Herm. E., Liebesabszesse. Straßburg, J. Singer.
Grimm, H., Die Grobbelaars. Berlin, Vita, Deutsches Verlagshaus.
Grunert, C., Was die Stunde sprach. Straßburg, J. Singer.
Guntermann, August, Mesalliance. Straßburg, J. Singer.
Heinrich, G., Gedichte. Straßburg, J. Singer.
Henne am Rhyn, D. O., Kulturgeschichte des deutschen Volkes. Volksausgabe. Lieferung 1/3 à ℳ 1.—. Berlin, Hist. Verlag Baumgärtel.
Hughes, H., Ideen und Ideale. ℳ 1.—. Würzburg, A. Stubers Verlag.
Jensen, W., Aus dem sechzehnten Jahrhundert. ℳ 6.—. Leipzig, B. Elischer Nachfolger.
Knopf, Karl, Deutsches Land und Volk in Liedern deutscher Dichter. ℳ 3.60. Braunschweig, E. Appelhans & Co.
Koppensteiner, A., Die Namen der Kriegsschiffe. Heft 1. Rußland und Japan. ℳ 3.40. Wien, C. Gerold's Sohn.
Korff, Iwan, Vom Holzballe. ℳ 2.50. Gotha, R. Wöpke.
v. Tempsky, E., Des Bruders Weib. 2 Bände. ℳ 2.—. Berlin, W. Vobach & Sohn.
Thibaut, A. F. J., Ueber Reinheit der Tonkunst. Paderborn, F. Schöningh.
Thompson, W., Von den geheimen Kräften in uns. ℳ 1.50. Berlin, Modern-pädagogischer Verlag.
Toggenburg, H., Dora. ℳ 2.—. Dresden, E. Pierson's Verlag.
Ulmann, S., Wiener Patiencebuch. ℳ 4.—. Wien, A. Hartlebens Verlag.
Ulrich, W., Martyrium. ℳ 3.—. Berlin, H. Paetel.
Vockeradt, E., Im Nebel. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik.
Weinschenk, H., Gedichte. Mainz, L. Wilckens.
Zepler, M. N., Menschenkultur. ℳ 1.50. Berlin, Modern-pädagogischer Verlag.
Zimmermann, Rita, Rote Rosen. Nürnberg, Selbstverlag des Verfassers.



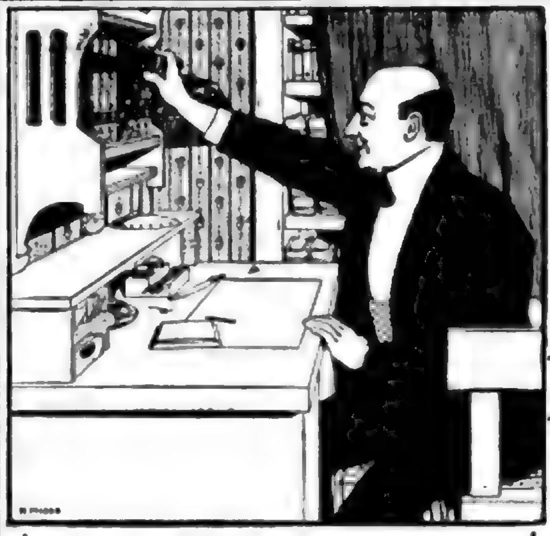
Aus Industrie und Gewerbe

(Aus dem Publikum)

Der größte Feind der Menschheit ist die Tuberkulose. Millionen fallen ihr zum Opfer, und dennoch hätte es nur geringer Aufmerksamkeit bedurft, um Tausende zu retten. Wir Menschen leiden im allgemeinen an dem Uebel, oft Erkältungen nicht zu beachten, während schon die Lunge oder der Kehlkopf Bazillenherde enthält. Das Uebel wird immer größer, bis ihm nicht mehr gesteuert werden kann. Dann erst wird der Arzt gerufen, und seine Kunst erweist sich in solchen Fällen machtlos. Darum gehe keiner sorglos auch an der geringsten Erkältung vorüber, sondern befrage seinen Hausarzt, der ihm in den meisten Fällen ein erprobtes Mittel, das „Sirolin Roche“, verschreiben wird. Es ist sehr gut, wenn man für alle Fälle Sirolin auch bei kleinen Erkältungen im Hause hat, um es sofort benutzen zu können.

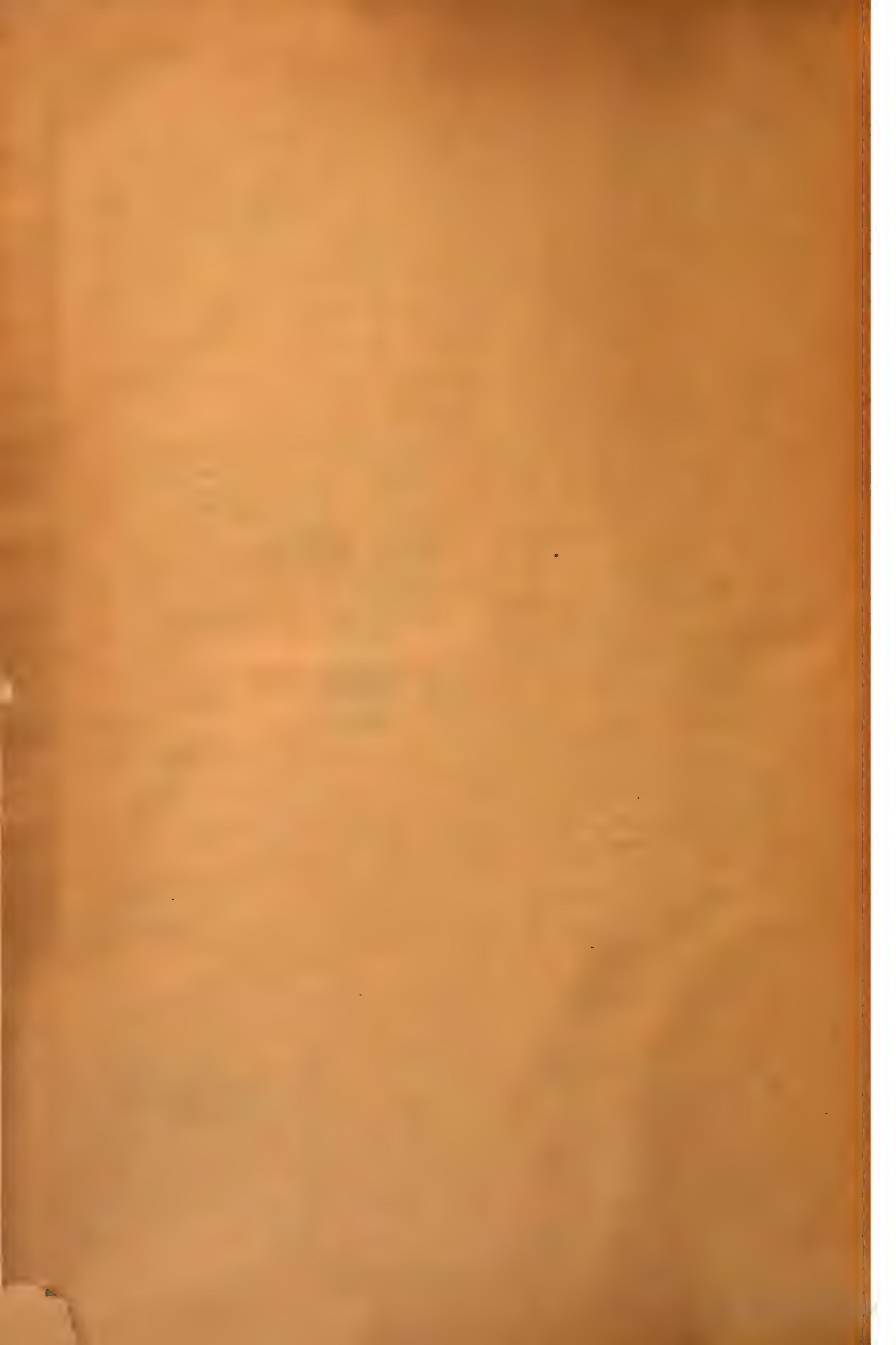
Am 9. August 1900 wies Dr. E. Jessen aus Straßburg in einem in Paris gehaltenen vorzüglichen Vortrage auf die Wichtigkeit einer rationellen Zahnpflege hin. Unter anderm führte er aus: „Eine rationelle Zahnpflege ist das beste Vorbeugungsmittel gegen Krankheiten, und es ist für das Wohl der Allgemeinheit unumgänglich notwendig, diese Tatsache so allgemein bekannt als möglich zu machen. Gesunde Zähne sind die erste Bedingung, den Magen in gutem Zustande zu erhalten, wodurch wir erst unsre Nahrung voll ausnutzen, unsre Gesundheit erhalten oder wiederherstellen können.“ Als vorzügliches Zahnputz- und Erhaltungsmittel zur rationellen Pflege der Zähne und des Mundes wird uns Sarg's Kalodont empfohlen, das sich dank seinen sanitären Eigenschaften in kürzester Zeit in allen Kreisen als unentbehrliches Toilettenmittel bestens bewährt hat.

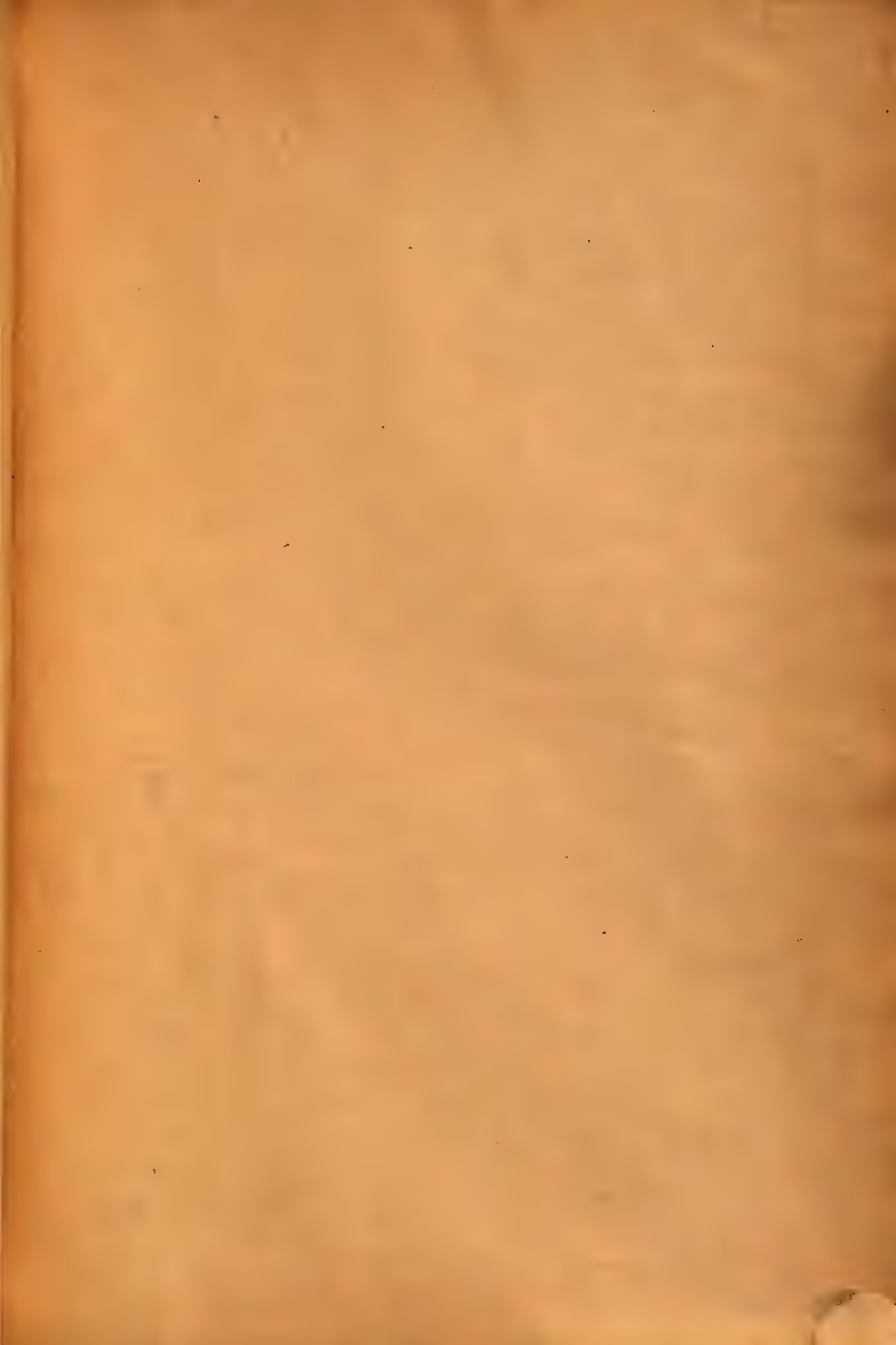
Verantwortlicher Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart. — Verlag und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg.
In Oesterreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr in Wien I.

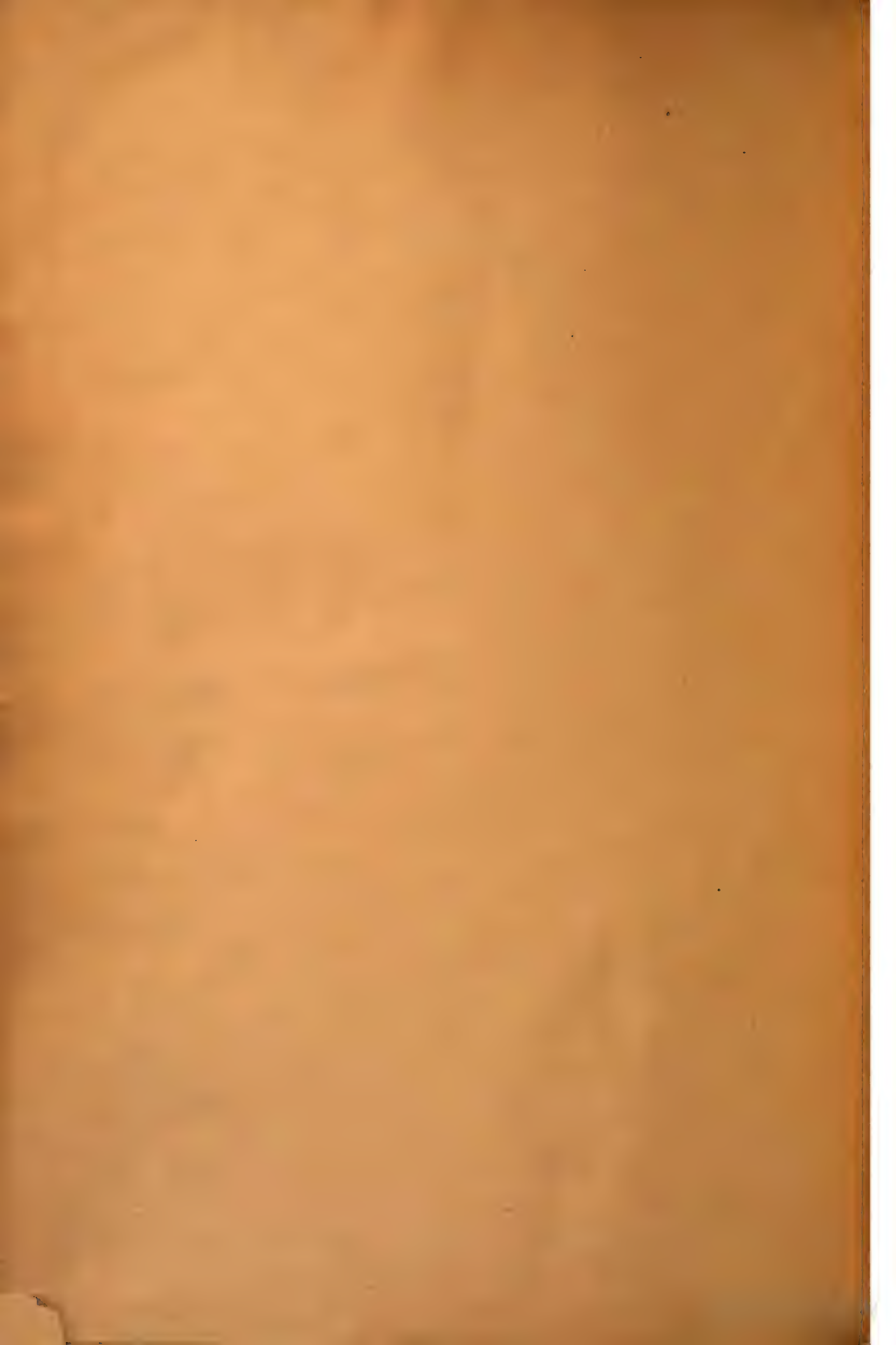


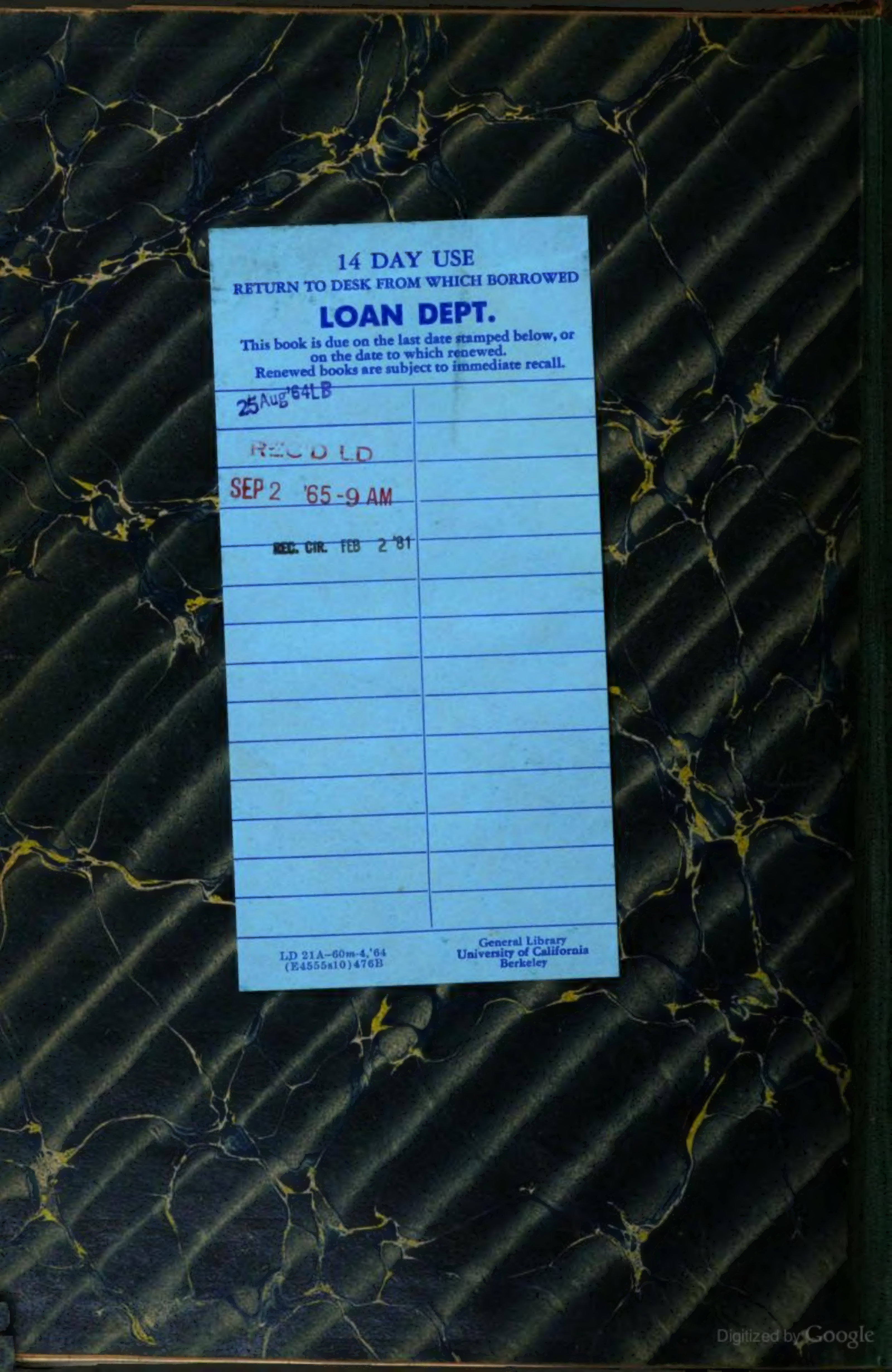












14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED
LOAN DEPT.
This book is due on the last date stamped below, or
on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.
25Aug'64LB
REC'D LD
SEP 2 '65 -9 AM
REC. CIR. FEB 2 '81
LD 21A-60m-4,'64
(E4555s10)476B
General Library
University of California
Berkeley
Digitized by Google



